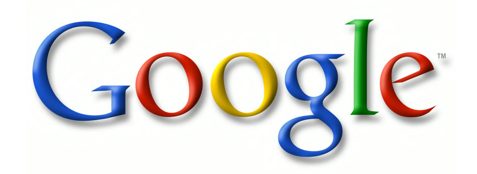


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

32101 064245234

Google

0902
416
v.4



Library of



Princeton University.

VAN VORST COLLECTION

[redacted]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Complete

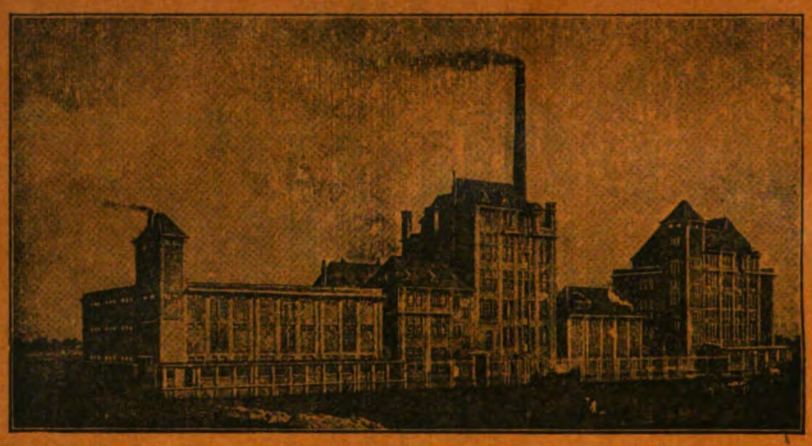
Die Güldenkammer

INHALT

OKTOBER 1913

4. JAHRGANG HEFT 1

Digitized by Google



Künstlerische Fabrikarchitektur. Aus der Silhouette der Stadt Bremen ragt der hochcharaktervolle Bau, den die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft errichten ließ. Der verblüffend frische, ästhetisch und praktisch vollendete Bau ist in der Tat eine Sehenswürdigkeit der alten Hansestadt, dessen Besichtigung allen Personen empfohlen sei, die sich für künstlerische Fabrikarchitektur, vollkommene technische Einrichtungen und modernste kaufmännische Organisation interessieren. In dieser Fabrik wird der coffeïnfreie Kaffee Hag, der unschädliche und veredelte Bohnenkaffee, hergestellt.

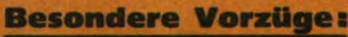
„Agfa", *Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation*, **Berlin SO 36**

„Agfa"-Filmpack





Für Tageslichtwechslung. - In jeder Filmpackkassette verwendbar.



Kräftiger, planliegender Film mit hochempfindlicher orthochromat. Emulsion.
Lichthoffreiheit.
Keine Noncurlingschicht.
Leichte, handliche, abgerundete Metallpackung. — Zuverlässige Wechslung.
Genaue Gebrauchsanweisung befindet sich bei jedem Pack.

Prüfen Sie selbst! Ein Versuch führt zu dauernder Anwendung.

„Agfa"-Literatur, *reich illustriert,* **gratis** *durch* **Photohändler** *oder die* **„Agfa".**

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / G. F. HARTLAUB / HERMANN SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

1. JAHRG. / HEFT 1 OKTOBER 1913

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH MK. 5.—, VIERTELJÄHRLICH MK. 1.50, EINZELHEFT MK. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

EIN NEUES MOMENT IN DER STRATEGISCHEN U. TAKTISCHEN ENTWICKLUNG

VON GENERALLEUTNANT VON REICHENAU

Das Wesen des Krieges ist alt — neu sind nur seine Formen, neu nur die Kampfmittel, mit denen er geführt wird. Der Krieg ist so unwandelbar in der Weltordnung, in den Existenzbedingungen und in der Veranlagung der Menschen begründet, daß er immer bleiben wird, was er gewesen ist — ein Akt der Gewalt, um zu erreichen, was auf friedlichem Wege nicht zu erlangen war. Davon gibt uns die Geschichte Kunde, so weit sie reicht — das sagt uns die Einsicht in das Wesen der zahllosen Vorbedingungen des Krieges, die ihn als eine der menschlichen Willkür nicht unterstehende natürliche Funktion kennzeichnen. Daß die Entwicklung der Menschheit hier keinen grundsätzlichen Wandel zu schaffen vermag, ist schon aus dem Umstande ersichtlich, daß mit der fortschreitenden Kultur die Kriege an Ausdehnung und Bedeutung zugenommen haben. Wie primitiv müssen die Vorbereitungen auf den Krieg in einer Zeit sein, die weder über industrielle Tätigkeit, noch über umfangreiche Verkehrsmittel verfügt. Welche Ausdehnung aber haben die Kriegsvorbereitungen mit den wissenschaftlichen und technischen Fortschritten gewonnen. Nicht die ethische, religiöse und philosophische Höhe eines Volkes ist maßgebend für den Umfang seiner Kriegsvorbereitung, sondern lediglich sein technisches Können, sein Besitz an Rüstungsmitteln und die politische Lage, in der es sich befindet.

Es ist zweckmäßig, sich Rechenschaft über diese Sachlage zu geben, um den zwar oberflächlichen, aber immer wieder auftretenden Vorwurf zu entkräften, daß in der Vorbereitung auf den Krieg, wie in der

(RECAP) 559235
Digitized by Google

kriegerischen Handlung selbst nur brutale Gewaltakte zu erkennen seien. Derartige willkürliche Behauptungen harmonieren nicht mit dem Wesen des Krieges; sie zeigen, daß es noch an einer Grundlage für die objektive Beurteilung der Kriegsmittel fehlt.

Wo sie mangelt, wird auch im Betrieb der Luftschiffahrt kaum etwas anderes als ein kostspieliger und menschenmordender Unfug erblickt werden. Man wird sich nicht fragen, ob die Luftfahrzeuge im Kriege Nutzen bringen können, sondern man wird sie gleichzeitig mit den sonstigen Mitteln der Kriegführung verdammen. Wie weit das gefehlt ist, werden die nachfolgenden Betrachtungen zeigen, aus denen die große Rolle ersichtlich sein dürfte, die den Luftfahrzeugen im Kriege zufällt. Von diesem Standpunkte aus müssen auch die Verluste an kostbaren Menschenleben, die leider von der Entwicklung der Luftschiffahrt wie von der Ausnutzung vieler anderer Erfindungen nicht zu trennen sind, ganz anders eingeschätzt werden.

Wir haben allen Grund, das Hinscheiden eines jeden mutigen und intelligenten Mannes tief zu bedauern, der im Ringen um große Ziele sein Leben lassen mußte — aber andererseits haben wir es im Interesse der nationalen Verteidigung freudig zu begrüßen, daß es uns an Männern nicht fehlt, die ihren Anlagen nach befähigt und ihren Verhältnissen nach imstande sind, in den schweren Dienst der Luftschiffahrt einzutreten.

Um die Unglücksfälle richtig zu beurteilen, darf nicht vergessen werden, daß alle menschliche Tätigkeit mit Gefahren zu ringen hat und daß der Daseinskampf, dessen Teilerscheinung der Krieg ist, nie aussetzt. Er fordert im Laufe der Friedensjahre größere Verluste als der Krieg. Im Vergleich zu der beträchtlichen Zahl tödlicher Verunglückungen — in Deutschland jährlich etwa 20 000 — ist die Zahl der Unglücksfälle in der Luftschiffahrt verschwindend, so groß auch der Kummer ist, den wir über jeden einzelnen empfinden. Zur richtigen Wertschätzung unserer mutigen Flieger werden wir auch gelangen, wenn wir das berühmte, auf die Seeschiffahrt geprägte Wort: „Navigare necesse est — vivere non necesse est“ auf die Luftschiffahrt anwenden, was ohne Zweifel mit dem gleichen Recht geschehen darf.

Wann hätte es überdies nicht Menschen gegeben, die sehnsuchtsvoll mit starker Hand nach dem Glücke greifen! Oft fassen sie ins Leere, aber oft sind sie es auch gewesen und immer wieder werden sie es sein, die der Menschheit Wertvolles schenkten. Das haben auch die Mutigen getan, die aufwärts strebten der Sonne entgegen! —

Digitized by Google

Von dem Augenblick an, in dem die Luftfahrzeuge ihre Brauchbarkeit für kriegerische Zwecke erwiesen haben, würde es ein Akt unverständlicher und unverantwortlicher Lässigkeit sein, von der Verwendung dieses Kriegsmittels abzusehen — gleichviel, ob der Gegner es zu benutzen beabsichtigt oder nicht. Wer sich ernsthaft auf den Krieg vorbereiten will — und welche Nation wollte das trotz aller Abrüstungsphantasien nicht —, muß sich der geeigneten Mittel bedienen, soweit sie erreichbar sind.

Jede Abweichung von diesem Grundsatz führt zur Unklarheit, so auch der aus pazifistischen Kreisen stammende Vorschlag, jede Offensivaktion der Luftfahrzeuge durch internationale Übereinkunft zu verbieten und nur ihre Erkundungstätigkeit zu gestatten. Enthält ein solcher Gedanke schon Widersprüche in sich — da es das vitale Interesse der Armee verlangt, Erkundungsversuche des Gegners mit allen Kräften zurückzuweisen —, so ist auch nicht einzusehen, warum Angriffe aus vertikaler Richtung unzulässiger sein sollten wie solche aus horizontaler Richtung.

Wer den Krieg für unvermeidlich hält und es deshalb für eine nationale Pflicht anerkennt, sich darauf zu rüsten, dem müssen auch alle Mittel um so willkommener sein, je rascher sie zur Niederwerfung des Gegners mitwirken. Nichts steigert die Schrecken und Verwüstungen des Krieges, zumal in Kulturländern, mehr, als seine lange Dauer. Trägt also die Verwendung der Luftfahrzeuge zu einer intensiveren und daher beschleunigten Kriegführung bei, so müssen sie — auch in kulturellem Sinne — als Kriegsmittel willkommen geheißen werden.

Deshalb dürfte die Frage, in welcher Weise die Luftfahrzeuge auf die Kriegführung einzuwirken vermögen, neben dem militärischen auch das Interesse der Allgemeinheit in hohem Grade berühren.

Im Vordergrunde aller der Luftschiffahrt zufallenden Aufgaben steht die Erkundung der gegnerischen Maßnahmen. Zauberhaft ist die Reichweite des menschlichen Auges durch den Gebrauch der Luftfahrzeuge vergrößert worden. In Stunden führt das Flugzeug den Beobachter auf Strecken dem Feinde entgegen, zu deren Bewältigung der Reiter — vorausgesetzt, daß ihm nicht unübersteigbare Hindernisse in den Weg treten — Tage braucht. Und schnell, wie der beflügelte Erkunder an sein Ziel kam, kehrt er mit der Meldung des Gesehenen zurück.

Werden statt der Flugzeuge Luftschiffe zur Erkundung benutzt, so kann durch die Einmontierung von Apparaten für drahtlose Telegraphie mit der telegraphischen Übermittelung der Meldungen gerechnet werden.

559236 Digitized by Google

Durch schmerzliche Erfahrungen ist es allerdings genugsam bekannt, daß ungünstige Witterung den Adlern aus des Menschen Werkstatt die Flügel lähmen kann, aber ebenso sicher ist es — und das letzte Kaisermanöver hat den glanzvollen Beweis dafür erbracht —, daß durch die Luftfahrzeuge nicht selten höchst wichtige Nachrichten über Stellung, Stärke und Marschrichtung des Feindes erlangt werden. Diese Fähigkeit ist ein stolzer Rechtstitel für die Einbeziehung der Luftfahrzeuge in die Kriegsmittel. Welche unschätzbaren Dienste sie zu leisten vermögen, wird selbst dem Laien verständlich sein, wenn auch nicht daran gedacht werden kann, auf die Erkundungstätigkeit der Kavallerie zu verzichten.

Gehen dem Führer einer Armee so rechtzeitig Nachrichten über den Gegner zu, daß er seine Maßnahmen der allgemeinen Lage anzupassen vermag, so ist er auf dem besten Wege zum Erfolg begriffen, da er seine Anordnungen auf gesicherter Basis treffen und zielbewußt der weiteren Entwicklung entgegensehen kann. Aber nur in dem Maße sind die Nachrichten wertvoll, in dem sie früh genug eingehen, um noch Verschiebungen in dem mächtigen Körper einer Armee zu ermöglichen. Im Gedankenspiel des Zeitungslesers und mit der Karte in der Hand operiert es sich leicht mit den Hunderttausenden — in Wirklichkeit aber läßt sich ein solcher Koloß nur mit der Technik eines Befehlsorganismus bewirken, der zur Umsetzung in der Tat Zeit braucht, wie das auch beim Bewegen schwerer Lasten mit mechanischen Hilfsmitteln der Fall ist.

In der rechtzeitigen Benachrichtigung der Armeeführung durch die Luftfahrzeuge über den Feind ist jedenfalls ein neues, in seiner Einwirkung kaum zu überschätzendes Moment in dem Gebiet der strategischen Vorbereitung zu erkennen. Aber die Aufgaben der Führung komplizieren sich dadurch eher, als sie erleichtert werden. Sie nehmen an erwartungsvoller Spannung zu, ob die eingegangenen Nachrichten sich bewahrheiten, inwieweit gesucht werden muß, sie zu ergänzen und ob es bei den ergriffenen Maßnahmen verbleiben kann. Dadurch wachsen die Anforderungen an die Kombinationsgabe und die Entschlußfähigkeit der Armeeführer, was auf Wahl und Schulung der höchsten Führer nicht ohne Einfluß bleiben kann. Hierin liegt die Berechtigung der Heranziehung großer Truppenmassen zu kriegsmäßig angelegten Manövern.

Einen weiteren scharfen Einfluß vermögen die Luftfahrzeuge, besonders die Luftschiffe, mitunter durch Unterbrechung und Zerstörung von Verkehrsmitteln auf die strategischen Maßnahmen auszuüben. Gelingt, was nicht ausgeschlossen ist, die Unterbrechung der einen oder der anderen der zur Bewirkung des Aufmarschs in Anspruch zu nehmenden

Digitized by Google

Linien, so treten an die strategische Leitung unvermittelt die schwierigsten Aufgaben heran. Auch hierin beruht ein neues Moment der strategischen Entwicklung. Neue Sorgen tauchen auf, aber auch neue Hoffnungen, mit kühnem Griff die Maschen des gegnerischen strategischen Netzes zerreißen zu können und damit des Feindes Dispositionen zu stören.

Wie in das strategische Schachspiel der Heranführung der Massen zum Kampf, greift die Luftschiffahrt in das engere Gebiet der Taktik ein. Auch hier fällt der Lufterkundung die Aufgabe zu, die Bodenerkundung zu vervollständigen und in die Geländeabschnitte hineinzublicken, die der Erkundung der im Gefecht stehenden Truppen verschlossen bleiben. Daß hierdurch die taktischen Maßnahmen beeinflußt werden, ist ohne weiteres ersichtlich, denn das Bekanntwerden der feindlichen Kräfteverteilung macht Änderungen in den anfänglichen Dispositionen nötig. Von schwerwiegender Bedeutung ist das Erkennen der Stärke und Aufstellung der Reserven des Gegners. Auch ist es von wesentlichem Einfluß auf die Gefechtsführung, zu wissen, ob dem Gegner noch weitere Kräfte zuströmen, die imstande sein könnten, in das Gefecht einzugreifen. Während eine als nicht tief erkannte Gefechtslinie zu einem raschen Offensivstoß auffordern kann, ist starken feindlichen Reserven gegenüber Vorsicht geboten.

Ferner vermag die Lufterkundung in die wichtige Region der Umgehungen hineinzuleuchten. Das ist in einer Zeit von Einfluß, in der die Leistungsfähigkeit der Feuerwaffen frontale Angriffe immer mehr erschwert und daher unter Festhaltung des Gegners in der Front zu einem Druck auf seine Flanke zwingen kann. Je früher ein solches Unternehmen entdeckt wird, desto eher vermag der Angegriffene wirksame Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Einen bemerkenswerten Wandel werden die Lufterkundungen für das Verhalten und das Beschießen der Artillerie in verdeckten Stellungen herbeiführen. Diese Stellungen spielen aber in Zukunft eine große Rolle, weil die Prezision und Zerstörungskraft des Artilleriefeuers groß genug geworden sind, um freistehende Ziele sehr schnell kampfunfähig machen zu können. Dieser Umstand treibt die Artillerie um so mehr in die der direkten Sicht des Gegners entzogenen Stellungen, als die in den Richtmitteln gemachten Fortschritte auch in solchen Lagen eine Feuerleitung gestatten. Je klarer nun durch Flugerkundung die Aufstellung verdeckter Ziele bezeichnet wird, desto wahrscheinlicher wird der Erfolg ihrer Beschießung. Das sich an diese Zielaufklärung knüpfende Interesse ist so

Digitized by Google

groß, daß der Artillerie bereits in mehreren Armeen Fliegerabteilungen beigegeben sind.

Durch die Mitwirkung der Lufterkundung wird es möglich werden, auch die in verdeckten Stellungen ruhende Infanterie zu beschießen, deren Stellung bisher in der Mehrzahl der Fälle nicht zu erkennen war. Die Ruhe der am Kampf nicht beteiligten Infanterie wird dadurch oft illusorisch werden, was nicht ohne Einfluß auf ihre Gefechtstätigkeit bleiben kann. So verschärft sich durch den Eintritt der Luftschiffahrt in die Aktion die Gefechtsführung. Indem die bergenden Schleier des Geländes vor dem Einblick aus der Vogelperspektive fallen, stehen sich die Gegner wie Fechter gegenüber, die sich aufmerksam in die Augen blicken, um zu erkennen, nach welcher Richtung hin der nächste Stoß beabsichtigt ist, und ihm dann zuvorkommen oder ihn parieren. Erkennen, Entschlußfähigkeit und Ausführung werden also durch die Einwirkung der Lufterkundung in höherem Maße als bisher gefordert werden müssen.

Der taktischen Beeinflussung durch die Luftschiffahrt gesellt sich noch die moralische bei. Zwar werden die Offensivhandlungen der Luftfahrzeuge im Gefecht kaum von Bedeutung sein — schon der immerhin beschränkten Zahl der Fahrzeuge wegen —, wohl aber kann die Beunruhigung der Truppen zur Zeit der Nachtruhe das Nervenleben der aus dem Schlaf empor Geschreckten so ungünstig beinflussen, daß der Gefechtswert der Truppe darunter leidet. Welchen Eindruck es hervorrufen muß, wenn während der Nacht Fallgeschosse in die Biwaks oder in belegte Ortschaften einschlagen, ist zu verstehen, wenn man bedenkt, wie groß die Detonationserschütterung starker brisanter Ladungen ist. Schlagen schwere Fallgeschosse in ein Biwak der Kavallerie oder Artillerie ein, so ist zu befürchten, daß keines der erschreckten Pferde an der Halfter bleibt, sondern daß sie in scheuem Entsetzen davonstürmen, zerstampfend, was auf ihrem Wege liegt. Die ihrer Pferde beraubte Truppe hat damit aber ihre Gefechtskraft eingebüßt.

Wenn zu Erkundungszwecken besser die rascheren Flugzeuge Verwendung finden, so eignen sich zur Hervorrufung nächtlicher Störungen mehr die Luftschiffe, weil ihre schweren, stark geladenen Geschosse den Eindruck mehren. Bei Verwendung von Luftschiffen in der Nacht verschwindet die Gefahr ihrer wirksamen Beschießung, die bei Verwendung am Tage empfindlich werden kann. —

Erwägt man an der Hand der vorstehenden Darlegungen den tiefgreifenden Einfluß der Luftschiffahrt auf das strategische und taktische Verhalten, so wird verständlich, daß jede Partei im Kriege ein hohes

Digitized by Google

Interesse daran hat, die Erkundungstätigkeit des Gegners zu hemmen, indem sie seine Luftfahrzeuge zerstört. Die Mittel dazu sind die Kampftätigkeit der eigenen Luftfahrzeuge und die Beschießung vom Boden aus. Ein Feuergefecht der Luftfahrzeuge gegeneinander stößt bis jetzt aber noch auf so erhebliche Schwierigkeiten, daß weitaus der größte Nachdruck auf das Feuer von unten gelegt werden muß.

In Anbetracht der Höhe, in der sich die Luftfahrzeuge beim Überfliegen von Truppen zu halten gezwungen sind, und infolge des immer mehr zur Anwendung gelangenden Panzerschutzes der Maschinen und des Personals hat das Infanteriefeuer wenig und jedenfalls keinen raschen Erfolg. Es kommt also im wesentlichen auf das Artilleriefeuer an. Aber auch dieses wird mitunter durch den Zweifel gelähmt werden, ob das herankommende Fahrzeug ein eigenes oder ein feindliches ist. Soweit bekannt, sind bis jetzt noch keine Mittel gefunden, um die Flugzeuge mit Sicherheit kenntlich zu machen. Einmal sind auf den Entfernungen, auf denen das Feuer einsetzen muß, Form, Farbe und Abzeichen der Flugzeuge kaum zu erkennen — und wenn das auch der Fall wäre, wer bürgt dafür, daß der Feind sich diese Erkennungszeichen nicht zu eigen gemacht hat, um seine Erkundungen ungehindert ausführen zu können? Was soll also in zweifelhaften Fällen geschehen? Soll man das fragliche Fahrzeug mit seinem vielleicht inhaltreichen und gefährlichen Nachrichtenschatz ziehen lassen oder soll man es unter der Gefahr beschießen, ein eigenes Flugzeug zu zerstören? In der Tat eine aufregende Lage. Da aber im Kriege die Unentschlossenheit oft verhängnisvoller ist, als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel, so kann es nicht ausbleiben, daß man mitunter den Feind meint und den Freund trifft.

Um die Artillerie zum wirksamen Beschießen der Luftfahrzeuge zu befähigen, müssen die Geschütze einer Bedingung genügen, die bisher nicht gestellt zu werden brauchte: sie müssen eine Elevationsfähigkeit des Rohres bis zu 70° besitzen und rasche und große Veränderungen in der Seitenrichtung zulassen. Außerdem genügt es nicht, wenige Geschütze oder wenige Batterien mit solchen Einrichtungen zu versehen, weil sonst befürchtet werden muß, daß gegebenenfalls die richtige Waffe nicht zur Stelle ist. Das weitgehende Interesse an dem Beschießen der Luftfahrzeuge wird also dazu zwingen, wesentliche Änderungen an den Geschützen vorzunehmen. So unwillkommen die Forderung neuer Artillerieausrüstungen überall sein mag, so zwingend wird sie sich als Folgeerscheinung der Luftschiffahrt durchsetzen.

Digitized by Google

Die Verwirklichung des menschlichen Sehnsuchtstraums, sich in die Lüfte schwingen zu können, zieht eine lange Reihe von Folgen nach sich, die für die Kriegführung gerade revolutionierend sind. Sie wirken auf die Zunahme ihrer Intensität hin — sie fordern höhere Führereigenschaften — sie verlangen weitgehende Reformen im Waffenwesen, und ihre Forderungen sind gebieterisch. Wem Entschluß und Mittel fehlen, alle Konsequenzen aus der Erfindung der Luftschiffahrt zu ziehen, wird sich nicht emporschwingen, sondern vom Schwergewicht seines Unvermögens in der Tiefe gehalten werden!

POLITIK UND WIRTSCHAFT IN OSTASIEN

VON DR. FRITZ WERTHEIMER

Yuanschikai ist Sieger. Ein von ihm bestimmtes Kabinett übernimmt jetzt die Geschäfte, im Senat und im Unterhaus des Parlaments haben seine Leute die bisher führenden Männer der oppositionellen Kuomintang abgelöst, der Weg ist zum Arbeiten frei. Bereits verkündet man, daß zunächst die Präsidentenwahl vollzogen und dann die Verfassung beraten werden solle, und wenn alles gut geht, wenn keine versteckten Messer blitzen und keine Bomben explodieren, dann wird in wenigen Monaten der Honanese als definitiver Präsident an der Spitze der jungen Republik stehen und kann, mit fester Hand am Steuer, das Staatsschiff, das er bisher, wenn auch mit vielen Rissen und Beulen, durch brandende Strudel und Klippen gelenkt, ins weite offene Meer einer schönen Zukunft führen. Yuanschikai ist Sieger. Er, der einzige Staatsmann und überragende Kopf, den die Wogen der Volksbewegung emportrugen, er war kein Neuling in der Diplomatie. Er hatte in Tschili das ihm ergebene Heer geschaffen, langsam, zäh, mit durchgreifender Energie. Er hatte in den 100 Tagen des Jahres 1898 den gleichen Kangjuwei verraten und gestürzt, dessen Schüler er heute als Reformatoren zurückruft, weil ihn die hochfliegenden Pläne für den damaligen Stand der Entwicklung zu kühn und unausführbar dünkten. Er war ruhig und still in die Verbannung gegangen, als nach dem Tode seiner großen Kaiserin der Prinzregent des jungen Kaisers Kuangsü politisches Testament, man solle dem Zerstörer seiner Träume Yuan den Kopf abhauen, nicht bis ans äußerste Ende zu erfüllen wagte. Und dann kam er, kein Mann hochfliegender Pläne, kein Volkstribun, kein Demagoge, aber

Digitized by Google

ein stiller Arbeiter, ein Charakter, ein Herrscher. Der Grundzug seines Handelns ist wahrer Patriotismus gewesen: er erkannte, daß unter dem inneren Chaos die Bedrängnis der auswärtigen Politik zunahm, daß das Feuer von außen her künstlich geschürt wurde, weil manche Leute im allgemeinen Wirrwarr ihr Schäflein ins Trockene bringen wollten. Und so war die unversehrte Erhaltung der eigentlichen Provinzen Chinas in *einem* einzigen festen Staatengebilde sein erstes Ziel. Yuan konnte nicht verhindern, daß der Abbröckelungsprozeß, dem die Mandschus tatenlos zugesehen hatten und der Tibet und die Mongolei vom Reiche zu lösen drohte, Fortschritte machte. Er konnte das nicht, ebensowenig wie die Jungtürken in ein paar Monaten jahrzehntelange Sünden des Abdul Hamidschen Regimentes gutmachen konnten. Aber immerhin hemmte er diesen Prozeß, wo er konnte, er wahrte sein Gesicht und er ließ die Dinge nicht weiter sich entwickeln, als daß er nicht hätte hoffen können, in ein paar Jahren mit einem gestärkten China alles wieder gutmachen zu können. Und er führte nicht den gewiß populären Krieg der Phrase um der Nation heiligste Güter für die Mongolei und äußeres Prestige, sondern er rüstete im stillen zum Bürgerkrieg gegen den Süden, weil er sah, daß die Dinge dem entgegentrieben, und weil diese latente Feindschaft ihm für die Zukunft des Landes unerträglicher schien. Demgegenüber brauchte er zunächst einen raschen Kampf und einen militärischen Sieg. Daß China nur über den Weg dieses Bürgerkrieges und vielleicht über den Weg noch mehrerer Nachfolger als festgefügtes Staatsgebilde zu retten war, hatte Yuan erkannt, und daß er es rechtzeitig erkannt hatte, sicherte ihm jetzt den Sieg. Er setzte auf diese Karte und gewann. Man muß, wenn man alle Schwierigkeiten in China berücksichtigt, diese Leistung voll würdigen und wird dem Präsidenten auch manchen Fehler nicht allzu sehr anrechnen dürfen, selbst wenn darin, wie z. B. in der Verhaftung einiger Parlamentsmitglieder, in der strengen Sozialistenverfolgung, in der Unterdrückung freiheitlicher Ideen und Regungen, Keime zu späteren Verwicklungen liegen, die man vom Standpunkte des objektiven Zuschauers aus gern vermieden gesehen hätte.

Yuans Durchhalten und Sieg ist freilich nicht allein ihm zuzuschreiben. In der inneren und in der auswärtigen Politik halfen ihm wirtschaftliche Momente ebenso stark wie politische. Rußlands Energie in der mongolischen Frage war gelähmt durch seine gleichzeitige Inanspruchnahme auf dem Balkan-Kriegsschauplatze. Jedes Losschlagen auf der einen Seite des Zarenreiches minderte dessen Chancen auf der anderen Seite, machte Rußland nach einer Seite hin aktionsunfähig und setzte

Digitized by Google

es so zum mindesten einer Einbuße an Prestige aus. Jeder Krieg erforderte Unsummen und stellte somit eine weitere günstige Entwicklung der Staatsfinanzen in Frage. Gerade in dieser überraschenden Entwicklung und Erholung der Finanzen seit dem Kriege aber lag und liegt Rußlands Anwartschaft und Hoffnung auf die Wiederherstellung einer ausschlaggebenden Stellung nach Westen und Osten zu. Yuan konnte sicher sein, daß Rußland keinen Krieg führte, und er konnte in der Mongoleifrage zähe standhalten. In Japan erstand der jungen Republik ein gefährlicher Gegner, dessen Pläne auf dauernde Erwerbung des jetzigen Pachtgebietes Kuantung und auf Aneignung der Mandschurei offen zu Tage liegen. Aber Japans Stoßkraft und Expansionsdrang wurde durch innere Wirren gelähmt, durch den Tod des Kaisers Mutsuhito, der einen heftigen Parteikampf auslöste, durch den Streit der Clans und durch das Drängen der demokratischen Partei nach Erringung parlamentarisch konstitutioneller Regierungsformen, vor allem aber durch die Leere der Staatskassen, die jede aktive auswärtige Politik zur Unmöglichkeit machten. Später kam die kalifornische Landfrage wiederum dazu, die einen großen Teil der China-Aufmerksamkeit des in seiner nationalen Ehre getroffenen japanischen Volkes absorbierte. Ebensowenig wie Rußland einen Krieg führen konnte, der es auf der anderen Seite seiner Grenzen zur politischen Ohnmacht verurteilt hätte, ebenso wenig konnte Japan sich in ein chinesisches Abenteuer einlassen, das die Amerikaner zu leichten Siegern gemacht hätte, oder gar in einen amerikanischen Krieg, der es auf lange Jahre aller Hoffnungen in China beraubt hätte. Yuanschikai nützte dieses Gebundensein seiner beiden Hauptgegner nach Kräften aus und verstand es, bislang wenigstens, die ihm anvertraute Republik ohne Landverlust ihren ersten Geburtstag feiern lassen zu können.

An diesem Urteil ändern auch die jüngsten Vorgänge in Nanking und die hochgehenden Wogen der politischen Erregung in Japan nichts. Es wird auch in der japanischen Politik mit Wasser gekocht. Ganz abgesehen davon, daß die Berichte aus Tokio außerordentlich aufgebauscht sind und daß die ganze Aktion wohl nur unternommen worden ist, um in der Stille eine Verlängerung des Kuantung-Pachtvertrages, der im Jahre 1923 ablaufen wird, zu erreichen, wird Japan, selbst wenn es zu einer militärischen Aktion sich treiben läßt, dieses Abenteuer in der Folge mit einem wirtschaftlichen Rückschlag sondergleichen zu bezahlen haben. Und wenn dieser wirtschaftliche Rückschlag dann in seiner Schwere kommt, so wird er als Niederlage viel schlimmer sein, als ein Erfolg der

Digitized by Google

jetzigen etwaigen militärischen Aktion wiegen könnte. Präsident Yuanschikai weiß mit allen diesen Erwägungen wohl zu rechnen.

Freilich hat dieser zähe und stille Kampf gegen äußere Widerstände und gegen die entfesselten Volksleidenschaften im Innern dem chinesischen Wirtschaftsleben tiefe Wunden geschlagen. Wohl nie ist es den großen Massen des chinesischen Volkes so klar geworden, wie in dieser Revolution und Gegenrevolution, daß die alten Zeiten chinesischer Wirtschaftsformen unwiderruflich dahin sind. Früher lebte man im geschlossenen Wirtschaftsstaate, der Auslandshandel spielte eine geringe Rolle, der Verkehr zwischen den Provinzen war alles, die Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung, die Genügsamkeit der Konsumenten erforderten nicht sehr viel Auslandshandel. Die Konkurrenz der fremden Bewerber auf dem chinesischen Markt hat in wenigen Dezennien das Bild von Grund auf verändert. Als während der ersten Revolution nun plötzlich monatelang das Räderwerk dieses ganzen Verkehrs stillstand, da empfand man so deutlich, daß nicht nur das Ausland aus diesem Handelsverkehr Nutzen zog, da wurde die Lehre von den fremden Teufeln, die China nur das Mark aus den Knochen zögen, gründlich ad absurdum geführt, und nicht nur in den Hafenstädten, nein, auch weit im Innern merkte man, daß man für den internationalen Verkehr produzierte, daß Tee, Talg, Samen und Öle, Bohnen und Strohborten, Erdnüsse und Baumwolle unverkäuflich liegen blieben, weil der Handel stockte. Die fremden Firmen hielten diese monatelange Stockung zur Not aus, weil ihre heimischen Geldgeber ihnen zu Hilfe kamen und sie durchhielten. Die chinesischen Banken und Firmen aber brachen in großer Zahl zusammen, weil ihnen der Atem ausging. Die fremden Banken hielten das Geld zurück, und das Vertrauen in die eigene Währung, zu den eigenen Volksgenossen war minimal. Die Löhne für die Landarbeiter und für die Bauern blieben aus, Scharen sonst gut beschäftigter und bezahlter Kulis wurden arbeitslos und frei und wurden zu dem, was sie sonst gewesen, zu Räubern oder — was in den meisten Fällen dasselbe bedeutet — zu Soldaten, die wiederum das Land brandschatzten und beunruhigten. Aber wenn auch der Bürgerkrieg das Wirtschaftsleben lähmte, man kämpfte eben für eine große Idee, die Vertreibung der Mandschus war populär, die Gilden und Handelskammern öffneten freiwillig und freigebig ihre Schatzkammern und unterstützten die Republik. Langsam kam dann die Handelsmaschine wieder in Gang. Die Bergwerke förderten wieder, die Spindeln schnurrten in den Spinnereien, in Hanyang rauchten wieder die Schlote des Stahl- und Eisen-

Digitized by Google

werkes, die Schiffe nahmen wieder Ladung, und sie schickten sich an, auch wieder Einfuhr-Waren zu bringen. Da brachte die sogenannte Gegenrevolution wiederum, und zwar gerade im Hauptnerv des Verkehrs, im Yangtse-Tale, den Betrieb zum Stocken. Nun war gerade die Ernte des Jahres 1912 gut hereingebracht worden, keine Wassersnot und Flußüberschwemmungen, die das übliche Maß überschritten hätten, störten, es war Geld unter die Leute gekommen, Ein- und Ausfuhrziffern wuchsen, schon das letzte Quartal des Revolutionsjahres 1912 zeigte wieder wachsende Zahlen. Die Mindereinnahmen des ersten Halbjahres waren schon im September bei den Seezöllen wieder eingeholt, und die letzten drei Monate brachten einen Überschuß, der die Ziffern des Rekord-Jahres 1911 drückte. Nun ist zwar bei den erheblichen Kursschwankungen jeder Vergleich im chinesischen Handel nur sehr unsicher. Der Kurs war z. B. im Jahre 1912 durchweg bedeutend höher als im Jahre 1911, und das wirkte lähmend auf die Einfuhr, und ein höherer Ausfuhrwert einzelner Artikel braucht noch lange nicht einer Vermehrung der Quantität oder auch einer Verbesserung der Qualität zu entsprechen. Das Bedürfnis nach Bargeld nach den Verlusten der Revolutionsperiode drückte auch sicherlich auf die Preise, und höhere Quantitäten einer Ware gleicher Qualität erzielten deshalb gar oft niedrigere Preise. Aber von diesen Imponderabilien des chinesischen Handelsverkehrs abgesehen, hob sich doch das ganze Geschäftsleben, und Ausländer wie Chinesen atmeten auf. Um so schlimmer war der Rückschlag, als die sogenannte Gegenrevolution einsetzte. Einen Vorteil zog die Regierung aus der wirtschaftlichen Erkenntnis der ersten großen Revolution und der nachfolgenden Periode der Erholung: die wirklichen Kaufleute, die Gilden und Handelskammern, erkannten die wirtschaftliche Gefahr politischer Unruhen, weil sie zu fühlbar den Segen einer starken Regierung Yuans in der kurzen Zeit hatten spüren können. Die Kassen der Rebellen blieben diesmal leer, die Kaufmannschaft und mit ihr das Volk blieben der Bewegung der südlichen Führer, deren Ideale nach Niederwerfung der mandschurischen Regierung sie nicht mehr so recht verstehen konnten, unfreundlich gesinnt. Das war ein nicht zu unterschätzender Vorteil für die Regierung, wenn sich auch das Vertrauen der Kaufmannschaft nicht so weit bewährte, daß sie nun umgekehrt zu Geldopfern für Yuan zu haben gewesen wäre. Aber der wirtschaftliche Rückschlag war außerordentlich schlimm. Eine übergroße Vorsicht wurde den durch die Revolution des Jahres 1911 gewitzigten chinesischen und fremden Kaufleuten zur unabweisbaren Pflicht, und während die großen Banken und Firmen naturgemäß ihre

Digitized by Google

Unkosten nicht vermindern konnten, weil die Gehälter weiterlaufen, standen die Geschäfte still. Denn die Verbindungen im Yangtse-Tale waren samt und sonders unterbrochen, die Räuber- und Soldatenplage tauchte wieder auf. Die Importlager füllten sich mit den Waren, die man eben in der Periode der raschen Erholung bestellt hatte, und die Exporte blieben aus dem Innern aus. Der Rückschlag war größer als der von 1911, und ob ein zu Ende gehendes ruhiges Geschäftsjahr 1913 auch mit enorm steigenden Handelsziffern diese Verluste wieder einholen kann, muß fraglich bleiben.

Auch die Regierung Yuans spürte natürlich diesen wirtschaftlichen Stillstand und Rückschlag. Gewiß kam ihr die allgemeine Friedenssehnsucht der Kaufleute willkommen, weil sie selbst im politisch gefährlichsten Süden des Reiches rebellenfeindlich wirkte. Aber das alte Spiel des Jahres 1911 wiederholte sich: die Provinzkassen wurden selbst leer, und die Provinzen brachten nur mit Mühe diejenigen Summen auf, die zur Entlöhnung der plötzlich wieder ins ungemessene gewachsenen „Soldaten"-Scharen nötig waren (hatte doch China während des Jahres 1911 nahezu eine Million Soldaten, während der Kriegsminister nur etwa 450000 als normalen Stand erklärte). Es war keine Rede davon, daß regelmäßige Geldsendungen nach Peking abgehen konnten. Die Zentralstelle war also ohne die Subvention von den Provinzen völlig lahmgelegt, da das Reich China eigene Einnahmen so gut wie gar nicht kennt. Die großen Anleihe-Zinszahlungen unterblieben, und das machte wiederum das Ausland stutzig und lieferte den politischen Gegnern Chinas Wasser auf ihre Mühlen. Die 25-Millionen-Pfund-Anleihe wurde durch politische Intrigen immer mehr verschoben, und als sie endlich unterzeichnet werden konnte, da erfuhr Yuan von seiten der Südstaaten heftigste Gegnerschaft, weil er die Angelegenheit nicht parlamentarisch zur Regelung brachte. Man wird ohne weiteres zugeben können, daß diese Handlungsweise streng genommen wirklich ungesetzlich war, ohne daß man deshalb den mit nahezu diktatorischen Vollmachten ausgestatteten Präsidenten in einer Zeit unglaublichen politischen und wirtschaftlichen Durcheinanders tadeln sollte. Er hätte gegen die ihm feindliche Parlamentsmehrheit eine Anleihe, die seine Kasse wieder leistungsfähig machte, Soldzahlungen und Beamtenauszahlung ermöglichte und das dringend nötige Öl für die Staatsmaschine lieferte, unmöglich durchsetzen können, und so schloß er einfach mutig ohne parlamentarische Genehmigung ab. Freilich, von der großen Reorganisationsanleihe wird für wirkliche Reorganisation recht wenig übrig geblieben sein. Die Zins-

Digitized by Google

zahlungen an die auswärtigen Schuldner, welche Chinas künftiger Kredit am dringlichsten brauchte, und der Bürgerkrieg verschlangen die Teilzahlungen der fremden Banken wie der heiße Stein den Wassertropfen. Und da sich in unruhigen Zeiten das thesaurierte und versteckte Geld nur sehr langsam und allmählich in China wieder an die Öffentlichkeit wagt, ist der Geldumlauf äußerst gering und fehlt es an einem kräftigen Anstoß zur Wiederbelebung des Marktes. Daß der zweite Bürgerkrieg auch die Industrien, wie das Yangtse-Stahlwerk und die Kohlengruben, betraf und daß viele Monate lang große Eisenbahnpläne zurückstehen mußten, ist ohne weiteres klar. Das Wirtschaftsleben Chinas hat eben einen gewaltigen Schlag erlitten, eine ungeheure Hemmung. Zwar wird der durch die lange Ruhe und Untätigkeitspause der fremden und der chinesischen Kaufleute gebändigte Betätigungsdrang und Geschäftseifer wieder mit verstärkter Kraft sich entwickeln, sobald erst einmal Ruhe eingetreten ist, man wird versuchen, durch Verdoppelung der Geschäfte die Verluste wieder einzuholen. Inwieweit das aber gelingen wird und wie weit gute oder schlechte Ernten helfend oder störend den Gang der Dinge beeinflussen werden, das läßt sich jetzt noch nicht übersehen.

Eines aber ist bei den politischen Auseinandersetzungen mit China besonders interessant, ebenso sehr in der Politik wie im Wirtschaftsleben, und das ist das Verhältnis der beiden in steter Rivalität stehenden Länder Japan und China. Wir haben diese ganzen Wochen und Monate hindurch erlebt, wie die Japaner bald offen, bald hinter den Kulissen sich in die chinesischen Parteikämpfe einmischten. Sie setzten nicht nur ihren eigenen hervorragend tüchtigen Gesandten Ijuin in Peking ab, weil er Yuan freundlich war, und ersetzten ihn durch den im Norden herzlich unbeliebten, aber im Süden dafür um so besser angeschriebenen Herrn Jamaza, den man in Peking frostig und kalt und ohne die üblichen Ehrenwache mit Musik empfing. Sie unterstützten zweifellos durch ihre Presse die südlichen Rebellen, sie empfingen, schon während es in China zu kriseln begann, mit außerordentlichen Ehren die Seele des ganzen Aufstandes, Herrn Sunjatsen, so daß Yuanschikai, allerdings vergeblich, seinen tüchtigen Privatsekretär Sunpaotschi nach Japan entsenden mußte, um den Einfluß des besten chinesischen Agitators einigermaßen zu dämpfen. Die Japaner nahmen später die chinesischen Rebellenflüchtlinge zwar nicht offiziell, aber doch deutlich genug gastlich bei sich auf, die japanische Presse dokumentierte jedem, der es hören wollte, daß Japans Interessen politischer und wirtschaftlicher Art gar nicht beim Norden Chinas, sondern im Süden lägen. Das ist eine oft gehörte und sehr oft ge-

Digitized by Google

dankenlos nachgeschriebene Behauptung, für die es nötig ist, erst einmal die statistischen Unterlagen zu schaffen. Eine solche Untersuchung aber, die man an Hand der chinesischen Seezoll-Statistik mit ihrer Unterscheidung nördlicher, mittlerer, Yangtse- und südlicher Häfen anstellen kann, wird dann zeigen, daß das direkte Handelsinteresse Japans in China sich im Norden und Süden durchaus die Wage hält, und daß man schon in den politischen und handelspolitischen Zielen des Reiches des Mikado tiefer gehen muß, wenn man die Stellungnahme in der jetzigen chinesischen Krise verstehen will.

Machen wir uns zunächst einmal klar, in welchen Handelsbeziehungen Japan und China zueinander stehen. Die chinesischen Seezolleinnahmen, jener einzige Gradmesser chinesischer Wirtschaftsbeziehungen, an dessen statistischer Vervollkommnung leider immer noch viel zu wenig gearbeitet wird, weisen aus, daß die chinesischen Seezolleinnahmen insgesamt sich von 1901 bis 1911 von 22,8 auf 36,2 Millionen Hk. Tls. gehoben haben. Der Wert des Gesamthandels stieg von 455,6 auf 871 Millionen *Hk. Tls.*, wobei in dieser Zahl das Verhältnis des Imports zum Export in bemerkenswerter Weise verschoben und aus 61 : 39 % nun das Verhältnis 56 : 44 wurde. Während sich also der chinesische Gesamthandel um 91 % vermehrte, entwickelte sich der japanische Handel darin von 51,2 zu 147,2 Millionen Hk. Tls., also um 233 %. Während aber im Jahre 1901 Japan in seinem Handelsverkehr mit China etwa 65 % exportierte und nur 35 % aus China importierte, exportierte es 1911 nur mehr 55 % und importierte schon 45 %, oder in Worten ausgedrückt, Japans Interesse für den chinesischen Markt wurde in dem Jahrzehnt beträchtlich größer, aber China gewann in stärkerem Maße an Bedeutung als Lieferant von Rohmaterialien für die japanische Industrialisierung. Diese Kurve und diese Tendenz scheinen auch für die Zukunft gleichbleiben zu wollen, und so sieht Japan mit Unbehagen den Tag nahen, wo es aus China mehr zu erhalten hat, als es ihm liefern kann, und wo es, anstatt aus China Geld für die überschießende Warenmenge zu bekommen, an China Geld für dessen Rohmaterialien geben muß. Die japanische Volkswirtschaft hat ein dringendes Interesse daran, den Absatz nach China zu steigern. Japan befindet sich in einer Industrialisierungsbewegung großen Stils, der erst vor wenigen Jahren eine Befestigung durch starke Zollmauern zu Hilfe kam. Die eigene Industrie langsam großzuziehen, um zunächst die europäische und amerikanische Konkurrenz im eigenen Lande zu schlagen, später aber mit ihr den Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkte aufnehmen zu können, ist der lebhafte Traum

Digitized by Google

japanischer Volkswirte. Schon sind aber durch das große und billigere Angebot der fremden Konkurrenten in Japan selbst die Bedürfnisse gewachsen und allzu verwöhnt worden, um die zunächst billige, aber schlechte Ware einer erst in den Kinderschuhen steckenden Industrie aufzunehmen, und nur die Armut und Geldknappheit sichern dieser Industrie trotz aller nationalen Begeisterung in Japan selbst Absatz gegenüber den nur wenig teureren, aber erheblich besseren fremden Waren. In China dagegen sind die Bedürfnisse noch lange nicht in so hohem Maße geweckt, und die Ansprüche einer noch unentwickelten Bevölkerung an die Qualität sind noch nicht so groß wie die an die Billigkeit. Dort ist für die japanische Industrie ein leichtes Feld zu finden. Von dorther erhält die japanische Industrie Mengen von Lieferungen, die sie in den Stand setzen, ihre Werke zu vergrößern, ihre Arbeiterzahl zu beschäftigen, sich eine Arbeiterarmee zu schaffen und für dauernden Arbeiternachwuchs zu sorgen, kurz sich selbst zu erziehen und von der Quantitäts- zur Qualitätsware allmählich überzugehen. Diese Bedeutung des chinesischen Marktes für Japan hängt schon in den Augen der Japaner mit einer gewissen Differenzierung zwischen Norden und Süden von China zusammen. Denn der im Grunde langsame und schwer bewegliche, Neuerungen und modernen Bedürfnissen auch schwer zugängliche Norden ist selbst für die bescheidene Ware der japanischen Anfangsindustrie nicht so aufnahmefähig wie der vorwärtsdrängende, impulsivere und mit dem Ausland durch engere Handelsbeziehungen mehr verknüpfte Süden, der für die Auswanderung nach den Straits, nach Australien, Hawaii und nach Amerika das bei weitem größere Kontingent stellt und von diesen Gebieten deshalb immer mehr Propagandisten des modernen Fortschritts zurückerhält.

Von den Großmächten, die mit China Handel treiben, haben fast alle die absoluten Zahlen ihres Handelsverkehrs um ein Vielfaches gesteigert, England, Amerika, Frankreich und Italien aber sind in ihrem relativen Anteil zurückgegangen, nur Deutschland und Rußland und ihnen voran Japan vermochten es, ihre prozentuale Beteiligung am chinesischen Geschäfte zu vermehren. In Japan schreibt man das eben dem ausgebreiteten Handelsverkehr mit dem Süden zu. Untersuchen wir deshalb, nach welcher Seite die japanischen Handelsinteressen gravitieren. Die chinesische Seezollverwaltung unterscheidet in einer ihrer statistischen Veröffentlichungen zwischen nödlichen, Yangtse-, mittleren und südlichen Häfen. Sie faßt also die geöffneten Häfen im wesentlichen in vier Gruppen zusammen. Es ist selbstverständlich, daß unter den nördlichen Häfen

Digitized by Google

Dalni und Antung fast ganz japanische Struktur aufweisen. Von den 2910 im Jahre 1911 in Dalni ein- und ausklarierenden Schiffen trugen 2120 die japanische Flagge, von den 1,4 Millionen Hk. Tls. Zolleinnahmen bezahlten die Japaner über eine Million. In Antung sind von 512 Dampfern 362 japanisch, und die Japaner bezahlten etwa 75% der Seezolleinnahmen. In dem unter Dalnis Konkurrenz schwer leidenden Niutschwang zeigten von 1358 Schiffen 558 die japanische Flagge, das sind 41%, denen ungefähr 38% Anteil an den Seezollabgaben entsprechen. In Chinwangtao betrug der japanische Handelsanteil ungefähr 20%, in dem von der Konkurrenz hart umworbenen Tientsin 25%, in Tschifu 36%, in Tsingtau 11%. Allerdings entspricht diesen Prozentzahlen der Beteiligung der Flagge am Handel durchweg wohl nicht der wirkliche Warenverkehr, weil die japanischen Schiffe zum Teil in der Tonnage kleiner sind. Aber immerhin bezahlen die Japaner in Tientsin 15, in Tschifu 28 und in Tsingtau 14% der chinesischen Seezolleinnahmen, und somit darf ausgesprochen werden, daß ihr Handelsinteresse in diesen nördlichen Plätzen sehr erheblich ist und ungefähr, nach dem Anteil der japanischen Abgaben zu den Seezolleinnahmen berechnet, ein Drittel des gesamten Handelsverkehrs darstellt. Was die Yangtsehäfen angeht, so stellt Japan in Itschang von 461 Schiffen 150, in Schasi von 776 deren 298, in Tschangscha 208 unter 1011, in Yotschau 753 unter 2701, in Hankau 969 unter 3588, in Kiukiang 830 unter 3212, in Wuhu 824 unter 3442, in Nanking 856 unter 3316, in Tschinkiang 882 unter 3556. Wiederum berechnet an der Einnahmestatistik des Seezolls, beträgt der Anteil Japans an dem Handelsgeschäfte dieser Hafenkategorie ungefähr 18%, also nicht ganz ein Fünftel. Bei den sogenannten mittleren Häfen zeigt die japanische Flagge folgende Beteiligung: in Schanghai 3853 unter 14804, Sutschau 1856 unter 6854, Hangtschau 2208 unter 13318, Ningpo 2 unter 1532, Wentschau 8 unter 144. Man mag dabei bedenken, daß die große Zahl des Gesamtschiffsverkehrs durch eine Unzahl kleiner und kleinster chinesischer Boote erreicht wird, da ja auch der gesamte chinesische Handel und nicht nur der der fremden Konkurrenten in China in dieser Statistik erscheint. Der japanische Anteil an den Seezollabgaben betrug ungefähr 15%, das japanische Handelsinteresse an dieser Hafenkategorie entsprach also ungefähr einem Siebentel des gesamten Handels. Bleibt die Kategorie der sogenannten südlichen Häfen. Im Schiffsverkehr befanden sich in Santuao unter 299 Schiffen 26 japanische, in Futschau unter 1084 Schiffen 269 japanische, in Amoy unter 1685 Schiffen 450 japanische, in Swatau unter 2618 Schiffen 422 japanische, in Kanton unter 7224 Schiffen

Digitized by Google

55 japanische, in Kongmun unter 1370 Schiffen kein japanisches, ebenso in Samschui, Wutschau, Nanning, Kiungtschau, Pakhoi. An den chinesischen Seezolleinnahmen bezahlte Japan nicht ganz 5%, sein Handelsinteresse am gesamten Handel der südlichen Häfen wäre demnach auf etwa ein Zwanzigstel zu bemessen. Diese nackten Zahlen sind einigermaßen überraschend; wollte man rein ihnen vertrauen, so würde sich erweisen, daß das Handelsinteresse Japans in China sinkt, je weiter man nach dem Süden kommt, daß aus einem Drittel zuerst ein Fünftel, dann ein Siebentel und schließlich ein Zwanzigstel japanischer Anteil am Gesamthandel herauskommt. Allein nun ist zunächst zu berücksichtigen, daß die vier Hafenkategorien der chinesischen Seezoll-Statistik keine gleichmäßige Bedeutung haben und ihre Einteilung nicht etwa einer Teilung des gesamten chinesischen Handels in vier gleiche Teile entspricht. Gemessen an den Seezolleinnahmen, lieferte der Handel in den nördlichen Häfen etwa 9, der in den Yangtsehäfen etwa 6, der in den mittleren Häfen etwa 13 und der in den südlichen Häfen etwa an 8 Millionen Hk. Tls. zu den gesamten Seezolleinahmen von 36 Millionen. Der Handel der nördlichen Häfen umfaßte also ziemlich genau ein Viertel, der der Yangtsehäfen ein Sechstel, der der mittleren Häfen etwas über ein Drittel und der der südlichen Häfen nicht ganz ein Viertel des gesamten Handels. Gemessen an ihrem eben untersuchten Handelsgeschäft in den einzelnen Hafenkategorien, bezahlten die Japaner also in den nördlichen Häfen ungefähr 3 Millionen, in den Yangtsehäfen etwa 1,2, in den mittleren Häfen ungefähr 1,85 und in den südlichen Häfen nur 0,4 Mill. Hk. Tls. zu den Seezolleinnahmen, zusammen also etwa 6,45 Millionen (eine Zahl, die sich dann ungefähr deckt mit einer anderen Untersuchung des Seezolls, wonach der Anteil Japans am gesamten Chinahandel der fremden Nationen etwa 17% ausmacht). Auch aus dieser Untersuchung geht also hervor, daß Japans Handelsinteressen durchaus im Norden Chinas liegen, und selbst wenn wir nur der politischen Teilung in Nord- und Südchina folgen, stehen 3 Millionen Hk. Tls. Abgaben in den nördlichen Häfen nur 3,45 Millionen in allen übrigen gegenüber, wobei wir dann die gesamten Yangtse- und mittleren Häfen politisch dem Süden zugezählt hätten, was ja in dieser unbedingten Weise an und für sich nicht geschehen darf. Das Übergewicht der japanischen Interessen in „Südchina" (eigentlich Mittel- und Südchina) ist also durchaus nicht bedeutend. Und selbst wenn wir annehmen wollen, daß von den großen Verteilungszentren des Handels in Mittel- und Südchina, von Schanghai und Hongkong aus japanische Waren in größerem Umfange nach den südlichen

Digitized by Google

und mittleren Häfen unter nicht japanischer Flagge gingen (also in der schlechten Seezollstatistik, die nur die Flagge registriert, als japanische Waren nicht erkennbar wären) — eine Annahme, die wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, weil die japanische Flagge im Yangtsetal und an der Südchinaküste ja billiger arbeitet als jede europäische, weil die Japaner in leicht verständlichem Nationalismus auch Wert darauf legen, unter eigener Flagge Handel zu treiben, und weil somit nur vielleicht der chinesische Dschunkenverkehr auf dem Yangtse in Frage käme —, so könnte das Übergewicht des Handels mit Südchina nicht so bedeutend sein, daß es die politische Stellungnahme beeinflussen sollte.

Eine etwas bessere Erklärung liefert uns die japanische Statistik, deren Zuverlässigkeit man freilich ebenso wenig Lobeshymnen spenden sollte, wie der des chinesischen Seezolles. Nach dieser japanischen Statistik betrug der Wert der japanischen Ein- und Ausfuhr im Jahre 1911 rund 960 Millionen Yen. Davon entfielen auf Asien 394 Millionen, also 41 %, auf Europa 299 Millionen, mithin 31 %, auf Amerika 332, also 24 %, und auf alle übrigen 35 Millionen, also 4 %. Im Jahre 1901, als der japanische Handel erst 508 Millionen umfaßte, steckten darin 220 asiatische, 157 europäische, 119 amerikanische und 12 übrige, also 43, 30, 23 und 2,3 %. Das Verhältnis hat sich also im abgelaufenen Jahrzehnt kaum verschoben und man kann diese Interessenverteilung auf die einzelnen Kontinente als bleibend annehmen. Nicht ganz die Hälfte des japanischen Gesamthandels hat also ihren Sitz in Asien. Asien verschluckt etwa 40 % der gesamten japanischen Ausfuhr, und was das für die japanische Industrie bedeuten will, wird erst klar, wenn man bedenkt, daß der Hauptartikel der japanischen Ausfuhr, die Seide, gar nicht nach Asien, sondern in erster Linie nach Amerika und Europa geht. Wenn also dieses Drittel der japanischen Ausfuhr nicht für Asien in Betracht kommt, so liegen im wesentlichen von den übrigen zwei Dritteln die Interessen durchweg in Asien. Hier kulminiert also fast das ganze japanische Interesse für alle Fertigfabrikate und für allen industriellen Absatz. Zergliedern wir nun wieder Asien selbst, so fallen von den 394 Millionen Yen des Jahres 1911 volle 150 Millionen auf China, wobei die japanische Statistik leider zwischen Nord- und Südchina keine Unterscheidung trifft. 44 Millionen entfallen auf die Kuantung-Provinz, nur 3,5 Millionen gehen nach Russisch-Asien, also nach dem Norden, 120 dagegen nach Britisch-Indien, und die übrigen 76,5 verteilen sich auf Hongkong, die Straits, Indochina, Niederländisch-Indien, die Philippinen, Siam. Der Stützpunkt des japanischen Handels mit diesen

Digitized by Google

Gebieten aber liegt bei der chinesischen Handelsbevölkerung, die von Südchina aus in stetem Wechsel und Hin- und Zurückfluten sich nach Süden gewandt hat und die in Niederländisch-Indien wie in Indochina, in den Straits wie auf den Philippinen die malayische oder chinesische Arbeiterbevölkerung mit ihren primitiven Bedürfnissen versorgt. Man halte dazu die allgemeinen politischen Erwägungen in Japan, in dem trotz aller finanziellen Schwäche die Neigung zu kolonialer Expansion und Erweiterung der Weltmachtsstellung eine feste nationale Grundlage hat. Diese Erwägungen gingen in den letzten Jahren stark dahin, auf weitere Kolonisation im Norden zu verzichten, insbesondere nicht mit den Russen wegen deren ostasiatischen Seeprovinzen in Konflikte geraten zu wollen, sich mit Korea und der sicheren Anwartschaft auf die Mandschurei zu begnügen; dagegen das Pulver trocken zu halten, um in die amerikanischen und niederländischen, in künftiger Zeit, wenn erst einmal der Grundsatz: Asien den Asiaten! der Verwirklichung näher rückt, aber auch in die englischen und französischen Kolonialbesitze in Süd-Ostasien einrücken zu können. Dieser allgemeine Zug nach dem Süden wird verstärkt durch die kolonialen Erfolge Japans in Formosa, dessen Wirtschaftsleben die Japaner durch ebenso fleißige wie zielbewußte Arbeit außerordentlich rasch zu heben verstanden haben. Hier also, in der gesamten Weltpolitik Japans, liegen die Keime zum Verständnis der japanischen Haltung in Südchina. Wirtschaftlich liegen ihm die südchinesischen Häfen kaum mehr als die nordchinesischen. In Häfen wie Amoy, Swatau und Futschau, die Formosa gegenüber liegen und in denen die politischen Aspirationen Japans seit langem besonders rege sind, spielt das japanische Wirtschaftsleben keine besondere Rolle (die Japaner bezahlten in Amoy kaum den 13., in Swatau kaum den 10. und in Futschau kaum den 8. Teil der Seezollabgaben). Aber alles, was die Japaner hier wirtschaftlich leisten und tun, kommt ihrer Handelsausbreitung in den chinesischen Auswanderergebieten auf den Philippinen, in den Straits und so fort zu gute. Die Neuschaffung einer japanischen Südsee-Schiffsverbindung und die Aufnahme eines hartnäckigen und gewiß verlustreichen Konkurrenzkampfes mit englischen Schiffahrtslinien nach Indien hin beweisen, wie klar sich die japanischen Volkswirte darüber sind, daß die wirtschaftliche Zukunft Japans im Süden Ostasiens gelegen ist. Japan treibt stets bewußte Weltmachtspolitik. Es ließ bei seiner politischen Festsetzung auf dem Festlande zum Zwecke der Schaffung eines territorial größeren Staates den Norden deshalb nicht außer Betracht, weil in den Russen die weiße

Digitized by Google

Rasse zweifellos am leichtesten zu schlagen war und Korea seinem Besitz am nötigsten dünkte. Es wendet sich jetzt gegen die Chinesen, um die Mandschurei zu erringen, weil die Chinesen zurzeit der schwächste Gegner sind. Mehr wird auf die Dauer im Norden nicht zu holen sein, weil die finanzielle, militärische und wirtschaftliche Position der Russen inzwischen ganz bedeutend besser geworden ist und weil das Erstarken Chinas und das gegensätzliche russische Interesse wohl außer dem Erwerbe der Mandschurei keine weiteren Beutezüge in Nordchina gestatten wird. Im Süden, in den für Amerika schwer zu verteidigenden Philippinen, in den niederländischen Besitzungen winken nun zunächst die leichteren Siege — wenn wir dabei freilich immer nicht vergessen wollen, daß das Japan von heute zu einem Kriege, und sei es selbst dem leichtesten, kaum fähig scheint, weil seine eigene finanzielle Verfassung dem militärischen Starksein durchaus nicht entspricht. Der ganze Zug der japanischen Politik geht also nach dem Süden, und da im Süden nur mit Hilfe der Südchinesen etwas zu erreichen ist, gelten die Sympathien der Japaner durchweg den Südchinesen.

Chinas Wirtschaftsleben erfordert gebieterisch eine feste Zentralisierung. Die Produktion der einzelnen Provinzen ergänzt sich in der Lieferung von Rohmaterialien zur Versorgung eines wachsenden Volkes mit industriellen Produkten. Der Ausgleich der von der Natur und dem Klima so verschieden bedachten Provinzen erfolgt am besten in einem großen Verbande der einzelnen Provinzen, der Bundesstaat oder Staatenbund sein mag, der aber jedenfalls in seiner Geschlossenheit auch die beste Abwehr aller bestehenden Lostrennungs-Versuche seitens fremder Länder bedeutet. Rußland, der dritte asiatische Machtfaktor, erholt sich erst im Landinnern und im Westen, zu einer aktiven Handelspolitik im Osten ist es noch nicht fähig und noch nicht willens, wir werden vielleicht erst in einem Jahrzehnt damit zu rechnen haben. Aber Japan, das, nebenbei bemerkt, eine schöne Ablenkung innerer Schwierigkeiten auf Fragen der nationalen Ehre, wie jetzt im Nankinger Fall, sehr gut brauchen kann, hat sich wirtschaftlich und politisch entschieden, für den Süden Chinas einzutreten, weil ihm hier größerer Nutzen für die Zukunft zu erblühen scheint. Man sollte weit davon entfernt sein, eine solche Stellungnahme, vom japanischen Standpunkte aus betrachtet, zu tadeln; nur vom deutschen Standpunkte aus erfordert sie scharfe Gegnerschaft, weil Deutschlands Interessen durchaus in der Erhaltung eines ungeteilten China liegen und weil jedes Zerfetzen des Riesenreiches und jedes weitere Amputieren einzelner Landesteile zu Gunsten fremder

Digitized by Google

Staaten auch uns in eine allen Beteiligten wohl recht unbehagliche Expansionspolitik in Ostasien hetzen müßte. Was die Japaner zu ihren Gunsten politisch erstreben, haben sie, freilich vergeblich, in der rein wirtschaftlichen Frage der großen Anleihe wirtschaftlich ebenso zielbewußt vertreten. Die Mächte haben damals anders entschieden, und Japan hat für den Moment nachgegeben. Nicht für die Dauer, das soll man nicht annehmen. Die Kasernenbauten in Hankau und die Aufbauschung des Falles in Nanking beweisen deutlich das japanische Ziel. Eine rasche und feste Stärkung der Zentralgewalt in China, eine entschlossene Anerkennung Yuanschikais und seine weitere finanzielle Unterstützung, eine vernünftige Eisenbahn- und Verkehrspolitik aller Großmächte, die China und den Mächten zu gute kommt, sollte die Antwort darauf sein.

WILHELM TRÜBNER

VON DR. WILHELM HAUSENSTEIN

Wir beginnen zu fühlen, wie die ältere Künstlergeneration klassisch wird. Klassisch ist das über die Mode Erhabene: das, was immer Geltung hat. Wenn man heute von den Kämpfen der Modernen zu Trübner kommt, dann erlebt man mit dankbarer Glücksempfindung den absoluten Wert unumstrittener und unbezweifelbarer Schönheit. Es wäre Hochverrat an unserer eigenen Zeit, wenn wir uns den künstlerischen Kämpfen des Tages entziehen und mit beschränkter Kleingläubigkeit leugnen wollten, daß sich auch aus den Krisen unserer Zeit in der Zukunft klassische Ereignisse ablösen werden. Da und dort meint man in den Bewegungen unserer Zeit, auch in ihren radikalsten Ausläufern, schon die Kräfte zu spüren, die klassischer Bekundungen fähig sein werden. Allein je leidenschaftlicher wir die Probleme unserer Zeitkunst miterleben, desto tiefer wird in uns von Pause zu Pause die Sehnsucht nach einer vollendeten Wirklichkeit, nach dem Abgeschlossenen, das in dem wundervoll weisen Licht des einbrechenden Herbstes steht und uns beseligt wie ein vollkommener Tag im September. Es gibt vielleicht im ganzen künstlerischen Leben nichts Köstlicheres als diese Momente des Rückzugs — wenn sie wahrhaftig durch den Kampf um unsere eigene Zeit erkauft sind und nicht aus der Feigheit der Romantischen stammen, die unter allen Umständen nur von den Erträgen einer sicheren Vergangenheit leben wollen.

Digitized by Google

Wir begehen heute einen konservativen Akt, wenn wir Trübner verehren. Allein was heißt das? Auch der prinzipiellste Revolutionär gibt zu, daß man das erhalten und verehren müsse, was der Erhaltung und der Verehrung würdig ist, und auch ihn überwältigt vor den lauteren Werken der Vergangenheit jene andächtige Pietät, die das Vorhandene pflegt und weitergibt. Die Rechte der Gegenwart und der Zukunft werden darum wahrlich nicht umgestoßen. Sie fahren fort, uns das Wesentlichste zu sein, weil sie recht eigentlich unsere Sache sind. Aber sind wir nicht um so reicher, je mehr wir übersehen? Nehmen wir nicht an Leben in dem Maße zu, in dem wir es lernen, der Aktualität der Gegenwart die erlauchtesten Überlieferungen der Vergangenheit einzufügen? Wir müßten das beschämende Bewußtsein haben, mitten in dem revolutionären Pathos der künstlerischen Kämpfe unserer Zeit, mitten in einer vielleicht beispiellosen Befreiung eng geworden zu sein, wenn wir es plötzlich nicht mehr vermöchten, das Künstlerische an einem Trübner zu sehen, und uns gedrängt fühlten, die Geltung seiner Kunst auf eine abgestorbene Periode der Menschheit einzuschränken. Wir müßten den Maßstab für das Absolute in der Kunst verloren haben, wenn wir dahin kämen, und wären es wert, uns mit allem revolutionären Willen, der in uns ist, selber auszustreichen. Denn wir wären nichts als Spezialisten einer Tagesmanier, denen der Horizont fehlt — wir wären in unserer Kühnheit, die es unternimmt, die reinste, abstrakteste Kunst hervorzubringen, unversehens Banausen geworden.

Es ist nicht allein so, daß wir heute und von Tag zu Tag mehr in Trübner die noble konservative Erscheinung verehren. Er ist nicht nur, wenn die rohe Bezeichnung verziehen wird, als Objekt, sondern auch als Subjekt konservativ.

Georg Fuchs hat in seiner Monographie über Wilhelm Trübner und sein Werk, das vor fünf Jahren bei Georg Müller in München erschien, das konservative Milieu der Jugend Trübners zum Fundament seiner biographischen und ästhetischen Konstruktion gemacht. Sie ist im einzelnen nicht gerade angenehm; aber sicher ist dieser Gesichtspunkt wertvoll. Fuchs betont, daß Trübner jener abgerundeten und ständigen Bürgerlichkeit entstammt, die vor der Gründerzeit, vor der ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Scheußlichkeit der siebziger Jahre in Deutschland zu Hause war. In der Tat enthält der Kulturbegriff Trübner noch einen wesentlichen Rest vom Feingehalt jenes Biedermeiertums, das Waldmüller künstlerisch so prächtig verkörperte. Es ist mehr als äußerliches Zusammentreffen, wenn Trübner durch seinen Lehrer Canon

Digitized by Google

mit Waldmüller zusammenhängt. Der künstlerische Gegensatz zwischen Canon und seinem Lehrer Waldmüller ist zwar offenbar. Aber es gibt Traditionen, die sich nicht kontrollieren lassen, und vielleicht erwachte der Großvater im Enkel. Fuchs behauptet geradezu, der „sonst fast nur bei den Briten anzutreffende wahrhaft großartige kulturelle Konservativismus sei der wichtigste Grundzug im Wesen Trübners“. Noch heute wahrt Trübner einen festgewurzelten Sinn für die gediegene Lebenskultur des Bürgertums von 1850. Er liebt die Stadt, in der er heute lebt — Karlsruhe — überaus. Er gehört nicht zu den Oberflächlichen, die dort nur Betriebslosigkeit und Langeweile registrieren. Ihm ist die Feinheit des Barockschlosses, das im Hintergrunde manches Bildes sichtbar wird, der stille bürgerliche Klassizismus der Straßen und Plätze Weinbrenners, das merkantilistisch Rationelle der gesamten Stadtanlage erquicklich. Er sieht in allen diesen Dingen das wohltätige Gegenteil jener greuelvollen „Veroperung“ des Lebens, die der aller anständigen Orientierungen bare Bourgeois der siebziger Jahre bazarmäßig in die Welt geschleudert hat. Alles stimmt zu den Voraussetzungen dieses Künstlertums: gleich einem Meister der ausgehenden Gotik kam Trübner als der Sohn eines Goldschmieds zur Welt. Und noch etwas: der Mann, der den jungen Trübner vom Vater für die Kunst einforderte, war der feierliche Hüter der großen Traditionen, die von der Antike über die Renaissance ins Empire und vom Empire über Ingres tief ins neunzehnte Jahrhundert führten — Feuerbach.

Aber alle diese stabilen Kulturelemente genügen nicht, Trübner zu erklären. Man muß auch die andere Seite der Sache sehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Biedermeier Waldmüller zugleich ein radikaler Oppositionsmann war, der gegen alles Akademische und Konventionellle frondierte. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Bürger von 1850 inmitten ihrer sorgfältigen kulturellen Konventionen die Parteigänger einer Revolution gewesen sind und daß das Geburtsjahr Trübners, das Jahr 1851, im Schatten des Jahres 1848 stand. Wir dürfen nicht vergessen, daß Canon, bei dem Trübner in Karlsruhe und Stuttgart mit Begeisterung gearbeitet hat, den unvergleichlichen malerischen Radikalismus des Rubens bewunderte und daß er seine Schüler in diesem Geiste erzog. Bei Canon wurde nur alla prima gemalt, und seinen frischen Haß gegen alles Lasieren — das bedächtig-spekulative Übermalen der einen Farbe mit der anderen — dankt Trübner nicht nur seinem eigenen Temperament, sondern auch der revolutionären Überlieferung der Canonschule. Freilich umschloß bei ihm immer eins das andere. Trübner hat auch in seiner

Digitized by Google

krassesten Jugend aus der emanzipierenden alla prima-Malerei nie ein Bravourstück und nie eine affektierte Geniegeste gemacht. Er tat das Freie nie ohne Beherrschung. Er war — im Gleichnis zu sprechen — immer der Sohn des Goldschmieds: wohlhabend und offen, unbefangen und sachlich, entschieden und gemessen. Er hatte immer das Gleichgewicht der Notwendigkeiten in sich.

Man versteht endlich Trübner nicht ohne das Französische in ihm. Er ist in einer Stadt geboren worden, die nicht nur die Nachteile, sondern auch die Segnungen französischer Invasion erfahren hat. Heidelberg erinnert nicht bloß an den pfälzischen Krieg Ludwigs XIV. und an den von einer allzunationalen Legende mit Blut, Feuer und Pech gemalten General Melac, sondern auch an wichtigere Dinge. Die Nähe Frankreichs gab die Gewähr für jene unmeßbaren, aber dennoch im Tiefsten wirksamen kulturellen Anregungen, die den deutschen Süden und Westen dem französischen Lebenstypus verwandt machen. Einmal wurde die kulturelle Verwandtschaft des deutschen Westens mit Frankreich auch politisch großartig organisiert: im Rheinbund des ersten Napoleon. Die Jugend Trübners fiel in die Zeit des zweiten Kaiserreichs: in eine Zeit, in der die politischen und kulturellen Beziehungen des Großherzogtums zu Frankreich sehr lebhaft waren und in der Baden-Baden das Gepräge des raffiniertesten französischen Weltortes trug. Fuchs erinnert sehr gut daran, daß Trübner seine Jugend in einer Welt verlebte, die sich mit der Sphäre des Constantin Guys berührt hat; er erinnert daran, daß damals in Heidelberg die berühmte Tänzerin Pepita lebte, eine Frau vom Typus der Kaiserin Eugenie, eine glänzende Mondaine des zweiten Empire, die im Hause des alten Trübner ihre Juwelen zu kaufen pflegte und dem jungen Trübner jene erste erotische Vision bedeutete, die für ein Leben maßgebend bleibt.

Die Generation Leibls hatte eine unerhört frühreife Meisterschaft. Trübner gehört dieser Generation, die in den vierziger Jahren die ungewöhnlichsten Begabungen mit herrlicher Verschwendung in die Menschheit streute, nicht genau an. Er greift weiter als die Leiblgeneration. Aber das hindert nicht, daß die Anfänge seiner Meisterschaft dem unvergleichlichen Leiblkreis angehören und daß er unter allen Männern des Leiblkreises nächst Leibl selbst die früheste Vollendung zeigte.

Trübner kam so rechtzeitig nach München, daß er das größte Ereignis, das die Geschichte der Münchener Ausstellungen zu verzeichnen hat, die internationale Ausstellung von 1869 im Glaspalast, miterleben konnte. Dort waren vortreffliche Malerwerke der Pilotyschule zu sehen;

Digitized by Google

das Entscheidende boten aber die Franzosen, insbesondere Doré, Courbet, Manet, und Künstler, die wie Victor Müller von Courbet ausgegangen waren. Trübner hat sich wohl nie systematisch mit Paris auseinandergesetzt, denn der Aufenthalt in Paris gelegentlich der Weltausstellung von 1879 kann als systematische Bewältigung des Kunstproblems Paris kaum gelten. Aber Trübner war nie der Chauvin oder der Banause, die Führerrolle der französischen Kunst abzuleugnen und den französischen Einfluß nicht dankbar hinzunehmen. Seit Courbet 1869 zu längerem Aufenthalt in München eingetroffen war, war München voll von den Traditionen des gewaltigen Franzosen. Die Debatten im Café Oberpollinger bezogen sich auf die Pariser Kunst. Ein Maler, den eine nationalistische Legende zum deutschen Phänomen stempelte und der gleichwohl sein Allerbestes unter dem frühen Einfluß der Franzosen hervorbrachte, hat Trübner in die Probleme der Malerei Manets eingeweiht — Hans Thoma.

Trübner hat sich zur französischen Malerei im ganzen ungefähr so verhalten wie Leibl: in dem Sinne, daß ihm die französische Malerei zur Freisetzung der besten persönlichen und nationalen Möglichkeiten verhalf, die in ihm waren. Freilich sah Trübner der französischen Malerei nie so nahe in die Augen wie Leibl; er hat nie ein Werk von so eminent französischer Kultur gemalt wie die Leiblsche Cocotte.

Unter den deutschen Meistern hat außer Canon und Leibl wohl niemand dem jungen Trübner so viel edle malerische Anregung geboten als Wilhelm Diez. Man war in der Diezschule freilich nicht ganz frei von „Begebenheitenmalerei". Immerhin war man davon wohl freier als die richtigen Pilotyschüler. Piloty selber war jedenfalls trotz seiner außerordentlichen malerischen Ansprüche so sehr Begebenheitenmaler, daß die berühmte Frage des alten Moritz von Schwind bei ihm etwas sehr Wesentliches bezeichnete. Sie lautete: „Sie, Herr Kolleg, was malen S' denn nacha heuer für ein Malöhr?"

Von der „Begebenheitenmalerei" loszukommen war in Trübners jungen Tagen die nächste revolutionäre Aufgabe der Kunst. Man verkündete das Programm einer in solchem Sinne gegenstandslosen Malerei in allen möglichen Fällen: im Atelier und auch im Fasching. Bei einer Münchner Malerfestivität der achtziger Jahre — jener achtziger Jahre, in denen Trübner wohl auch nach den eigenen Confessions mehr dem Gaudium als der Malerei gelebt hat — hat Trübner einmal die akademische Malerei ironisiert, indem er die erhabenste aller Delarocheszenen stellte: „Heinrich der Achte unterzeichnet die von seinem zweiten Kanzler entworfenen

Digitized by Google

sechs Blutartikel, wodurch er sich von seiner dritten Gemahlin scheiden lassen und mit seiner vierten Gattin verheiraten konnte und wodurch mit Clemens dem Siebenten und Karl dem Fünften der erste Bruch herbeigeführt wurde." Solcher Aberwitz hätte in der Pilotyschule noch gemalt werden können; in der Diezschule war er kaum mehr möglich, denn dort war allen Kostümen und Ereignissen des dreißigjährigen Kriegs zum Trotz das rein Malerische doch zu ausschließlich die Hauptsache. Ganz unmöglich aber war der historische Unfug im Leiblkreis; und wenn man Trübner schon in eine Schule einordnen will, dann kann es schließlich nur die Leiblschule sein — oder besser der Leiblkreis, dem Trübner äußerlich durch die Vermittlung seines Freundes Schuch nahe gekommen ist, jener Zirkel, den Thoma, Hirth du Fresnes, Haider, Sperl, Schider, Sattler, Theodor Alt, Schuch rings um die Kolossalfigur Leibls gebildet haben.

Es ist merkwürdig, wie selbst ausgesprochen revolutionäre Leistungen von der Art der Kunst Trübners immer noch — wenigstens objektiv — nach konzilianten Übergängen streben. In den siebziger Jahren, in denen Trübner seine erste klassische Meisterschaft entfaltete, entstanden Dinge mit genrehaften Einschlägen. Man denke an Stücke wie die berühmte Dogge, der die Wiener Würste um die Schnauze baumeln. Trübner hat derlei Motive öfter gemalt. Oder man denke an den Jungen am Schnapsschrank. Die Motive sind mißlich. Aber natürlich malte Trübner diese Motive den Motiven zum Trotz. Er malte sie lachend; er malte sie, weil er den Pöbel irreführen wollte, den das Sujet entzückt, während für den Meister nur die reinste Malerei vorhanden ist. Er nahm ein ausgesucht genrehaftes Motiv, beging einen wahren Exzess der Genremäßigkeit, weil er sich zwingen wollte, das Genremotiv um so radikaler durch reine Malerei zu erschlagen, weil sein souveränes Temperament eine solche Spannung nicht nur ertrug, sondern den schwelgerischen Genuß künstlerischer Überlegenheit über alle Motive, auch die unglaublichsten, die kitschigsten geradezu forderte.

Das Motiv durch Malerei restlos zu töten: dies war die klassische Aufgabe der Kunst Trübners in den siebziger Jahren. Das Motiv spielte dabei als polemisches Problem herein. Das Polemische mag zuweilen stören, der betonte Kampf der Malerei wider das Sujet, die Ironisierung des Motivs durch die Farbe und den Pinsel zuweilen die gelassene Größe der Wirkung unterbrechen. Aber auf die Dauer bleibt eben die Malerei stets so bedingungslos siegreich, daß man zuletzt immer wieder das Wunder einer außerordentlichen formalen Anschauung erlebt. Die nach Wurst begehrlichen Doggen Trübners sind trotz ihrer Würste schließlich

Digitized by Google

nichts als ein wundervolles Grau mit einem wundervollen Rosa und obendrein von der Rasse, die der künstlerische Geist der alten Orientalen der animalischen Pracht der Tiere gegeben hat. Im übrigen hat Trübner in seiner ersten Periode Dinge genug gemalt, die aller Polemik gegen das Motivliche ledig sind und nur als Dokumente einer restlos zum Formalen geläuterten Anschauung erlebt werden können. Dahin gehören zum Beispiel die unvergleichlichen Bildnisse, die Trübner um die Mitte der siebziger Jahre als Dragoner-Einjähriger geschaffen hat. Dahin gehört der tote Christus, den jetzt die neue Pinakothek in München besitzt; dahin gehören die Chiemseelandschaften der siebziger und der achtziger Jahre. Nur bei dem Christus mag man zuweilen noch die gewollte Vernichtung des preziösen perspektivischen Motivs durch die Souveränität der Malerei empfinden.

Der neue Trübner begann um 1890. Trübner lebte damals noch in München. Der Leiblkreis war längst zersprengt und eine neue Gruppe hatte sich zusammengefunden; die Führenden in München waren nun Liebermann, Corinth und Slevogt. Die Berühruug mit diesen Künstlern bedeutete für Trübner zwar nicht die Entstehung, wohl aber die Befruchtung einer neuen formalen Anschauung: der Hellmalerei. Vielleicht war im Grunde nicht die Hellmalerei das Primäre. Vielleicht war die Hellmalerei nur die Konsequenz eines Formwillens, der auf eine restlose Vernichtung des Genremäßigen und überhaupt des Motivlichen abzielte. Die Hellmalerei nivelliert; sie wirft alle Dinge, Szenen, Menschen, Landschaften, Tiere, in eine einzige ideale Ebene — sieht alle Erscheinungen nur noch als Probleme des farbigen Lichts. Eine andere historisch-dialektische Erweiterung des Programms einer sujetfreien Malerei ließ sich zunächst nicht denken als die radikale Ausgleichung aller inhaltlichen Erscheinungen durch das farbige Licht des Impressionismus. Trübner nahm von dieser Entwicklung, was er von ihr brauchen konnte. Die Übersiedelung nach Frankfurt, nach Cronberg, in die atmosphärische Landschaft des Taunus war im Grunde wohl ein Tribut, den die Entwicklungsfähigkeit einer ungewöhnlich reichen Künstlernatur den neuen Möglichkeiten, den neuen Notwendigkeiten zollte. Der äußerliche Umstand kam hinzu, daß Trübner in dem Moment, in dem er ins Taunusland ging, im Jahre 1896, trotz der erfolgreichen Ausstellung, die er zu Anfang des Jahrzehnts mit Leibl in Berlin am Lehrter Bahnhof gehabt hatte, weit davon entfernt war, in irgendeiner Metropole öffentlich durchgedrungen zu sein. Frankfurt war damals eine Art Asyl der Refusés: auch Thoma lebte dort. Erst als Zweiundfünfziger, erst in dem Augen-

Digitized by Google

blick, in dem er als Lehrer die Räume der Kalsruher Akademie betrat, war Trübner ein öffentlich anerkannter Künstler — wiewohl er auch damals noch lange kein öffentlich verstandener Künstler war.

Trübner ist nie ein richtiger Parteigänger des Impressionismus geworden. Er war nie Schulimpressionist, so wenig als Manet es je gewesen ist. Der Name ist zu klein für ihn. In seinen kunsttheoretischen Schriften polemisiert er gegen die Intransigenz des Impressionismus, die sich in der unbedingten Freiluftmalerei herausgebildet hatte. Er sagt sehr gute Dinge über die Relativität der Freiluftmalerei, über die spezifischen Widerstände, die der radikalen Freiluftmalerei von der Öltechnik entgegengesetzt werden, über das Unbefriedigende einer lediglich skizzierenden Momentmalerei. Auch das Unpersönliche des impressionistischen Schemas ist ihm nicht gemäß.

Ein Künstler, der so tief in den Traditionen der Leiblgeneration wurzelte, konnte so wenig als Leibl selbst bei irgendeiner epigrammatischen Wendung der Kunst stehen bleiben. Auch Leibl hat bekanntlich den Konflikt zwischen impressionistischer Fleckentechnik und einer stabilen Feinmalerei nie restlos zu Gunsten der Fleckentechnik entschieden. Er strebte immer wieder nach einer Konsolidation des Bildes, die über die Möglichkeiten des Impressionismus hinausging. Und jenseits des Malerischen widerstand in Leibl, mehr noch in Trübner, eine bürgerlich-konservative Gelassenheit dem epigrammatischen Stil des Impressionismus und allen momentanen Aufregungen.

In der älteren Kunst Trübners war ein relativer Naturalismus, der zu Gunsten einer gesteigerten formalen Anschauung aufgehoben werden konnte. Das formale Mittel, mit dem Trübner die Auflösung dieses Naturlismus betrieb, war sein berühmtes Farbenviereck. Man weiß, wie er heute einen Breitpinseldruck neben den anderen setzt und wie er die Reihenfolge der Farbenvierecke zu einem System höchst formaler Anschauung erhebt. Er vollzieht hier die Konsequenz seines ganzen Schaffens, seiner Malerei wie seiner kunsttheoretischen Schriften von der Jahrhundertwende über „Das Kunstverständnis von heute“ und über „Die Verwirrung der Kunstbegriffe“: er vollzieht die Unterjochung des Motivs durch die reine Malerei, durch den reinen formalen Geist. In manchem frühen Portrait Trübners, etwa dem herrlichen Frauenbildnis mit Schwarz und Violett, das in der neueröffneten Galerie Caspari in München hängt, mochte das Psychologische zuweilen noch über das Malerische hinausgehen. Was Trübner heute malt, ist ausschließlich geklärte malerische Form, und alles, was an Wirkung immer erreicht wird, wird nur durch

Digitized by Google

sie erreicht. Trübner hat das Formale der Erscheinung heute restlos begriffen und restlos in entschlossene, noch im Schatten farbig präzise malerische Manifeste übersetzt. Die Malerei ist ihm zur farbigen Organisation der Fläche geworden — aber nicht in einem kunstgewerblichen, sondern in einem künstlerisch-geistigen Sinne. Er hat sich dabei nie verloren, sondern nur entwickelt. Und als Dominante seines Werkes erscheint heute wie vor Jahrzehnten ein männlicher Geist der Ordnung, der die Erscheinung straff macht. Wer zwischen den Zeilen lesen kann, der denke hier an die Vorliebe Trübners für das Reiten, für das Straffe, Positive der Uniform und für die Disziplin der Armee — an den bürgerlich-ritterlichen Ordnungsmenschen.

Die neue Pinakothek in München besitzt dank der Energie einer frischen Verwaltung, die den Überlieferungen Tschudis folgt, endlich einen einzigen wertvollen Saal. Dieser Saal enthält Bilder von Leibl, von Trübner, von dem freilich überschätzten — auch von Trübner überschätzten — wirklich einigermaßen äußerlichen Schuch und herrliche Bilder von Courbet. In diesem Saale wurden Künstler vereinigt, die unsere alten Meister sind. Vor Trübner, vor Leibl und vor Courbet empfinden wir heute, vom Standpunkt einer weiter getriebenen Entwicklung, dieselbe ganz sichere und ganz ruhige Andacht, die wir den Klassikern aller Zeiten entgegenbringen: bloß näher. Hier rastet die Seele. Hier sammelt sich die Besinnung.

APHORISMEN

VON WILHELM TIDEMANN.

Genie ist die Erlaubnis zur Freiheit.

* * *

Es geht eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Geistreicher in das Himmelreich komme.

* * *

Christ ist, wer durch Verzweiflung den Theoretiker ad absurdum führt.

* * *

Dem Menschen fehlt das, was er zu besprechen vermag (wie vortrefflich weiß ein Atheist über Gott Bescheid!). Umgekehrt: Was unser ist, mögen wir nicht benennen. Einem Herkules war das Wort Vitalität unbekannt. Ein Komponist haßte seine eignen Noten.

* * *

Das Beneidenswerte ist niemals eo ipso überzeugend (z. B. die Kultur des Katholizismus). Aber das Überzeugende (genauer: der Überzeugte) ist stets beneidenswert. — Ersteres übersieht die „geistige Bewegung“.

Digitized by Google

LEGNANOLIED (AUS DEM ITALIENISCHEN)

VON RUDOLF BORCHARDT

Steht Kaiser Friedrich in der Stadt zu Como
Und stracks sein Botenreiter dringt nach Mailand
Durch Porta Nova mit verhängten Zäumen.
„Bürger von Mailand," sprengt er bei und keucht er,
„Verweist mich an Gerardus, Euren Konsul."
Der Konsul aber stand im mitten Markte,
Und der Bote gebückt auf seine Bügel.
Bedeutete ihn kurz und stob von hinnen.
Drauf heischte mit dem Wink der Konsul Gerhard
Und Trompeten erschmetterten zur Tagung.

Trompetenstoß erschmetterte zur Tagung,
Denn ja noch nicht erstanden war die Ratsburg,
Auf großen Streben noch die Bühne war dort,
Noch war der Turm dort, noch auf Turmesgipfel
Schon die Glocke. Im Trümmersturz, der brandig
Von Dorn ergrünte, zwischen den gedrückten
Häusern von Holz, im engen Raum des Marktes
Von Mailand Bürger hielten eine Tagung
In Maiensonne. Aus Fenstern und aus Toren
Schauten die Weiber oder schauten Kinder.

„Herrn von Mailand," hebt das Wort der Konsul,
„Der Frühling in der Bluht trägt wieder Deutsche,
Wie üblich. Hat das Vieh in seinen Höhlen
Ostern gehalten erst, so steigt's talabwärts.
Durchs Engadin verbrachten zwei Gebannte,
Erzbischöfe des Namens nur, den Kriegstroß,
Es brachte dem Gemahl die blonde Kaiserin
Das treue Herz und einen Heerzug neulings.
Como ist mit den Starken, liest das Bündnis."
Das Volk schreit auf: „Den Untergang für Como."'

Digitized by Google

„Herrn von Mailand," spricht der Konsul weiter,
„Der Kaiser, seine Schar gereiht zu Como,
Bricht heerend auf entgegen seinem Markgraf
Von Monferrat und den Pavesen. Welches
Wollt Ihr, Mailändische? Das eine: harren,
Vom neuen Damm ausspähend in Gewaffen;
Das ander: Botschaft an den Kaiser; drittens:
Mit Schwert und Speer dem Rotbart Trutz im Blachfeld?"
„Mit Schwert und Speer", rückdonnernd schreit die Tagung.
„Mit Schwert und Speer dem Rotbart Trutz im Blachfeld."

Nun rückt nach vorn Alberto von Ginssano.
Mit der ganzen Breitschulter überragt er
Die um den Konsul rings zu Fuß Gedrängten,
Mit dem Gewaltbau seines schweren Leibes
Türmt er sich in der Tagung auf; in Händen
Hält er den Vollbart. Seine braunen Strähnen
Umfluten seinen Halswuchs und den Nacken,
In Sonne steht das lichte, strenge Antlitz,
Widerscheinend von Augen und von Locken.
Die Stimme klingt wie Donner klingt im Maimond.

„Mailändische, mein Volk, o meine Brüder,
Gedenkt Euch," spricht Alberto von Ginssano,
„Der zehnte März, die Konsuln wie Verstörte
Ritten auf Loeti, und die alten Schwerter
Nackt in Händen gelobten sie Gehorsam;
Dreihundert ritten wir am vierten Tage
Und breiteten zu Füßen ihm mit Küssen
Unsre schönen Standarten, sechsunddreißig.
Meister Guithelmo opfert ihm die Schlüssel
Des verhungerten Mailand. All das galt nicht.

„Gedenkt Euch," spricht Alberto von Ginssano,
„Des Märzen sechster. Sich zu Füßen heischt' er
Alle Knechte, das Volk und die Paniere.
Die Häusler kamen aus den dreien Toren.
Der Schlachtkarroß kam aufgezäumt zur Feldschlacht,

Digitized by Google

Groß Volksgedränge hintennach, und Kreuze
In Händen hielten sie. Vor ihm aus Zinken
Des Karrosses erscholl das letzte Schmettern.
Vor ihm der Zinnen-Gipfel des Karrosses
Senkte die Fahne. Er rührte an die Wimpel.

„Gedenkt Euch," spricht Alberto von Ginssano,
„In Büßersäcken angetan wir alle,
Barfuß die Sohlen, um den Hals die Stricke,
Das Haupt bestreut mit Aschenstaub, im Kote
Knieten wir hin und breiteten die Arme
Und schrien Barmherzigkeit. Und alle, alle
Weinten Zähren, die Herren und die Ritter
Um ihn herum. Er aufrecht, fußend neben
Dem kaiserlichen Schild, auf uns geheftet
Fest — schweigend hielt er das demantene Auge.

„Gedenkt Euch," spricht Alberto von Ginssano,
„Daß wir kehrend zur selben Schmach, des Morgens
Der Kaiserin von Straßen aus gewahrten,
Wie sie durch Gitter zusah? Durch die Gitter
Wir alle, heulend, schleuderten die Kreuze —
Goldene, o schöne Kaiserin, o Treue,
O Fromme, Gnade, Gnade unsren Frauen.
Sie verzog sich nach rückwärts. Er gebot uns,
Mauern und Tor des Doppelrings zu stürzen,
Daß er mit Heerzug drüberhin passiere.

„Gedenkt Euch," spricht Alberto von Ginssano,
„Neun Tage harrten wir. Es schied von hinnen
Der Erzbischof, die Grafen und die Freiherrn.
Kam am zehnten der Bann. Hinweg, Ihr Schelme,
Mit den Weibern, den Kindern und Geräte.
Acht Tage und keinen mehr gibt Euch der Kaiser.
Und wir rannten zu Sankt Ambrosius brüllend,
Umarmten uns an Grüften und Altären,
Fort aus der Kirche, fort mit Weib und Kindern
Hetzten sie uns wie Hunde mit der Räude.

Digitized by Google

„Gedenkt Euch," spricht Alberto von Ginssano,
„Gedenkt Euch aller Peinen des Palmsonntags.
Ei, Leiden Christi und das Leiden Mailands,
Eins nach dem andern sahn wir von den vieren
Fronleichnamen die dreimalhundert Türme
Des Rings gestürzt. Und endlich durch den staubigen
Hinbruch erschienen uns die eigenen Häuser
Zerspalten und zerspellt und halb zersprungen.
Reihn von Gerippen schienen sie im Friedhof,
Drunter glomm das Gebein von unsren Toten."

Also sprach, und Alberto von Ginssano
Mit den zween Händen deckt er sich die Augen
Und erschluchzte. Ja in der mitten Tagung
Erschluchzte er und weinte wie ein Kindlein.
Und hierauf, jählings durch die ganze Tagung
Hinflog es, ein Ergrollen wie von Raubwild,
Von den Toren die Frauen, und von den Gattern
Bleich, aufgerissen, mit den Armen beiden
Schlagend, aus den Augen stierend auf die Tagung
Schrien wie aus einem Hals: „Erwürgt den Rotbart."

„Wohlan denn," sprach Alberto von Ginssano,
„Ich weine nimmer. Unser Tag ist kommen,
O Mailand, Mailand, und es muß gesiegt sein.
Wohl, ich trockne die Augen, und dich sehend,
O schöne Sonne Gottes, leg ich Eid ab:
Morgen, des Abends, haben unsre Toten
Im Fegefeuer eine Freudenzeitung.
Und müßt ich selbst sie bringen." Spricht das Volk drauf:
„Besser des Kaisers Boten." Sonne sinkend
Lachte noch einmal hinterm Resegone.

Digitized by Google

BRIEFE VON HERMANN GOETZ

MITGETEILT VON G. R. KRUSE

Zur Einführung.

„Sie haben ja keinen Begriff davon, wie seltsam eine solche Abgezogenheit und Reinheit der Seele, wie sie in Goetz zutage tritt, die wirre und bunte Welt berührt; nur wenige verstehen solche Erscheinungen von selbst aus Instinkt; die Menge wendet sich zuerst, ohne viel nachzudenken, einfach von allem ab, was nicht oberflächliche Unterhaltung bietet. Erst nach und nach besinnt sich der und jener, von einem Verständigeren dazu veranlaßt, und erst nach und nach kann eine solche Erscheinung gewürdigt werden."

So schrieb vor 30 Jahren Ernst Frank, der Mannheimer Hofkapellmeister, der die „Widerspenstige" und die von ihm vollendete „Francesca" zuerst auf die Bühne brachte, an die Witwe Goetz, als er ihr die Veröffentlichung eines Lebensbildes und der Briefe des heimgegangenen Tondichters dringend empfahl. Sie würde den Leuten zum Verständnisse helfen, wer der Goetz war. Und mit Recht weist er auf die Briefe hin, die uns einen Einblick in die Herzenstiefen und die Gedankenwelt des Meisters gestatten und das Bild des liebenswerten Menschen wie des Künstlers im freundlichsten Lichte erscheinen lassen.

Wer sich Goetz immer nur als den schwer leidenden, während seiner ganzen Schaffenszeit mit dem Tode ringenden Mann vorstellt, der er ja auch war, wird erstaunt sein über die Frische und Energie, die aus seinen Briefen spricht. Und wer die feine Kunst, das Sinnig-Empfindsame seiner Musik liebt, den wird es überraschen, so gar nichts von einer Mondschein-Natur in seiner Korrespondenz zu gewahren, sondern einem überaus klaren, gesunden und kritischen Geiste zu begegnen, der auch den Fragen des praktischen Lebens wohlgewappnet gegenübersteht.

Die hier zum ersten Male zur Veröffentlichung gelangenden Briefe sind sämtlich an den vor zwei Jahren verstorbenen Redakteur des Berner Bund, Josef Victor Widmann, gerichtet, der sich durch zahlreiche Dichtungen auf allen Gebieten der Poesie einen weitverbreiteten Namen erworben hat. Ihm dankt Goetz das prächtige Textbuch der „Widerspenstigen" und zum Teil auch das der „Francesca". Die Bekanntschaft beider knüpfte sich in Winterthur, wohin Goetz 1863 als Organist an der Stadtkirche in Nachfolge Theodor Kirchners kam. Widmann lebte damals nach Beendigung seiner Universitätsstudien dort, und nach einem Vortrage über „Goethe und sein Verhältnis zur Religion" stellte sich

Digitized by Google

Goetz ihm vor. Ein inniger Freundschaftsbund entsproß dieser Begegnung und ein fruchtbringendes künstlerisches Zusammenwirken. Als dann Widmann 1867 Pfarrhelfer in Frauenfeld wurde, war er es auch, der den Ehebund Goetz' mit Laura Wirth, der Zeichenlehrerin, einsegnete.

Als erste gemeinsame Arbeit des 24jährigen Dichters und des zwei Jahre älteren Komponisten wurde 1866 im Sonntagskränzchen zu Winterthur ein kleines Weihnachtsfestspiel „Die heiligen drei Könige", „gedichtet und komponiert von zween, die es gern taten", aufgeführt. Die beiderseitigen auf Schöpfung einer Oper gerichteten Bestrebungen hätten dann beinahe einen „Parzival" hervorgerufen, doch wurde der Plan wieder beiseite gelegt. Widmann sandte darauf Anfang 1868 dem Freunde den Entwurf der „Widerspenstigen" ein, und mit Feuereifer ging Goetz sogleich an die Arbeit. Die Schicksale dieses Werkes, das erst am 11. Oktober 1874 ins Bühnenleben trat, durchziehen nun fast alle Briefe, die Goetz mit Widmann wechselte.

Der diese Reihe eröffnende ist geschrieben in dem Luftkurort Seewis, der Heimat des Dichters Salis, im Prätigau, Kanton Graubünden, gelegen, wo Goetz seine Sommerferien verbrachte.

I.

Seewis, 8. August 1868.

Mein lieber Freund!

Ich beginne hier einen Brief, der mir recht herzlich schwer fällt; aber es muß nun einmal sein, und Du würdest mir wohl selber nicht danken, wenn ich jetzt aus übertriebenem Zartgefühl verschweigen wollte, was mich in den letzten Wochen recht beunruhigt und nach Empfang der Berliner mus. Zeitung in die Gewißheit verwandelt hat, daß die Sache mir jetzt an Kopf und Kragen geht. Verzeih, wenn ich nochmals auf die Zeit zurückgehe, bevor ich diese Zeitung erhielt.

Ich will Dir nur bekennen, daß gleich von Anfang an diese Konkurrenzgeschichte mir mehr Unruhe und Unbehagen als Lust eingeflößt hat. Die Unmöglichkeit für den Fall, daß Dein Textbuch einen Preis gewänne, es noch in der bisherigen Weise als hauptsächlich für mich bestimmt zu betrachten, leuchtete mir sofort ein und goß kaltes Wasser auf die ganze Geschichte. Die Aussicht, neben den 1000 Schwierigkeiten, mit denen ich stets zu kämpfen gehabt, und bei einem so kühnen großen Unternehmen insbesondere, noch die besonders unbehagliche Lage vor mir zu haben, nicht mit einem Kunstwerk in absoluto, sondern auf der gleichen Grundlage, den gleichen Worten mit andern Bewerbern

Digitized by Google

konkurrieren zu müssen — das war wirklich nicht ermuthigend. Dazu kam noch, daß ich im stärksten Zweifel war (und es noch bin), ob ich meinerseits die Komponistenkonkurrenz mitmachen sollte. Dennoch fühle ich kein Recht, Dir die Aussicht auf die ausgesetzten Preise und auf den kleinen Ruhm, den Du dabei hättest erlangen können, zu verderben. Ich schrieb deßhalb kein Wort an Dich von meinen Bedenken, und würde Dir auch nichts davon mitgetheilt haben, ehe Du das Manuskript abgeschickt hättest. Ich würde Dich dann gebeten haben, für Fall einer Prämiirung des Textes Dein Möglichstes zu thun, um Dir in gewisser Art noch das Eigenthumsrecht desselben zu retten. Das ist jetzt nach dem klaren Wortlaut des Preisausschreibens unmöglich. Die Sache steht einfach so.

Die prämiirten Texte werden ausschließliches Eigenthum von Bote u. Bock. Dieselben stellen denjenigen Komponisten, welche sich bei der zweiten Konkurrenz betheiligen wollen, jene Texte nur einstweilen unter Vorbehalt ihres Eigenthumsrechtes zur Verfügung. Die prämiirten Partituren (ob auf jene Texte oder andere) werden wieder Eigenthum von B. u. B. Und nun lies den Satz gegen den Schluß, den ich unterstrichen habe, und worin das Frühere zum Theil enthalten ist:

Selbstverständlich haben die Komponisten der durchgefallenen Partituren keinerlei Anrecht auf die behufs der Preisbewerbung ihnen zur Disposition gestellten Texte erlangt.

Das heißt auf Deutsch: Kein Mensch in der Welt hat das Recht, eine Oper aufzuführen oder in irgend einer Art veröffentlichen zu lassen, welcher ein Text zu Grunde liegt, der das Eigenthum von Bote u. Bock ist, es sei denn, daß diese Herren B. u. B. die spezielle Erlaubnis dazu ertheilen, — was sie aber Narren sein würden, zu thun, wenn sie selber durch die Komponistenkonkurrenz in Besitz einer anderen Komposition desselben Textes gelangt sind. Das heißt noch viel deutscher: Wer einen prämiirten Text komponirt hat, und bei der Komp.-Konk. durchgefallen ist, der thue nur gefälligstens die Arbeit von 1 bis 1½ Jahren in den Ofen schieben — und selbstverständlich ist der Komponist eines prämiirten Textes, der gar nicht konkurriren will, genau in demselben Falle. So steht's!!

Mein guter Widmann, ich erzählte Dir schon einmal, wie es mir einmal bei einer andern Konkurrenz gegangen. So übel es damals war, es war das reinste Gold gegen diese Geschichte. Dort konnte ich das Manuskript stolz zurückfordern in dem Bewußtsein, es ist doch was darin, es erlebte dann letzten Winter eine glänzende Aufführung in Leipzig mit Beifall und guten Rezensionen, und habe ich auch noch keinen

Digitized by Google

Verleger dafür, so kommt es doch schon noch dazu. Wie steht es dagegen dort, und ein wie kleines unbedeutendes Werk ist jenes „Märchen“ gegenüber der Oper, die ich jetzt im Sinn habe. Doch ich muß Dir auch noch beweisen, warum jene traurige Lage, in welche ich mit der Oper durch die Konkurrenz kommen kann, eine so große, wenigstens 9/10 Wahrscheinlichkeit hat. Zunächst muß ich, um ganz ehrlich zu sein, sagen, daß die Prämiirung des Textes, wenn Du ihn einsendest, mir sehr wahrscheinlich ist. Daß er in Anlage, Charakterisirung, und zum großen Theil auch in der poetischen Ausführung bedeutende Schönheit enthält und zwar schon in Deiner ersten Fassung, das weißt Du ja selbst, und das ist es ja auch, was mich so sehr an ihn gefesselt hat. Magst Du nun über meine spätere Einmischung und meine Bearbeitung verschiedener Scenen lächeln, so wirst Du immerhin zugestehen müssen, daß meine Mitwirkung wesentlich zur Komponirbarkeit beigetragen hat, und ich denke in dieser Art das ganze Ding, so viel es mir gelingen will, durchzumachen. Verständigen wir uns dann noch über gewisse meine Kräfte übersteigende größere Aenderungen, und legst Du dann mit Deiner poetischen Kraft freudig die Hand auch an diese — so glaube ich, kommt etwas zu Stande, was jedenfalls auch ziemlich hochgespannte Forderungen befriedigen könnte. Ja! Nun mache ich Dir noch den Mund wässrig, und muß doch sofort hinzusetzen: die Prämiirung dieses unsern Textes wäre der größte Schlag, der mich treffen könnte. Denn — — zunächst ist es sehr unwahrscheinlich, daß ich überhaupt konkurriren kann. Du kennst meine Kränklichkeit, meine Mittellosigkeit und die neuen Pflichten, die ich so bald einzugehen gedenke. Die erste verbietet mir jede irgend übertriebene Anstrengung, die zweite zwingt mich, den größten Theil meiner Zeit Lohnarbeiten zuzuwenden, und die letzten verpflichten mich, eben auf diese Lohnarbeiten mehr Gewicht zu legen, als jemals früher, um nicht in die Gefahr der allerschlimmsten Verwicklungen zu gerathen. Viertens kommt wahrscheinlich diesen Winter noch eine Reise nach Leipzig und Berlin dazu, die nun einmal von der größten Wichtigkeit ist, und überhaupt kann man immer auf mancherlei rechnen, was mich in meiner Arbeit stören und dieselbe verzögern wird. Unter solchen Umständen kommt es mir sehr unwahrscheinlich vor, eine Partitur von vielleicht 100—120 Bogen, der natürlich eine vollständige Skizze vorausgehen müßte, bis zum 30. Septbr. nächsten Jahres vollenden zu können. *Ganz unmöglich* wollte ich es übrigens nicht nennen, und von einer *Möglichkeit*, die mir vorschwebt, will ich Dir noch später sprechen.

Aber auch angenommen, ich würde bis dahin fertig und würde konkurriren, so kann ich es schließlich nicht anders als den reinsten

Zufall nennen, wenn ich einen Preis bekäme. Ich bin wirklich frappirt gewesen. Zehn (schreibe 10) Preisrichter wollen mit der Beurtheilung einer unbestimmten Anzahl von Partituren, deren jede zum Wenigsten 80—100 Bogen fassen muß, und die vielleicht recht verwickelt sein und zum bloßen Lesen harte Nüsse in sich haben können, innerhalb 3 Monaten fertig sein. Ich hatte wenigstens auf ein Jahr gerechnet. Nein! Das ist klar, das Ergebniß kann da von nichts als vom Zufall bedingt werden. Und auf solchen Zufall rechnen, und auf der andern Seite dieses Zufalls das mit schwerer Mühe vollendete Werk in den Flammen des Ofens zu sehn, das ist sehr betrübend.

Auch kannst Du nicht sagen: weil 3 Preise sind, hätte ich so sehr große Chance. Besinne Dich, wie es mir damals ging. Es waren 2 Preise und die Preisrichter sagten: keines der eingesandten Werke ist preiswürdig, und die Preise wurden wieder zurückgezogen.

So! Nun bin ich fertig mit der Explikation der Sachlage, soweit sie mich betrifft und Du wirst wohl vorausgesehen haben, daß die Conclusio von alledem in nichts anderem besteht, als in der herzlichen Bitte: Verzichte auf die Konkurrenz! Denke Dich ganz in meine Lage, und Du wirst zugeben, schon das Gefühl, mit Andern in dem nämlichen Stoffe konkurriren zu müssen, ist ein sehr widriges. Du schriebst mir vor Kurzem, Du fürchtetest immer einen Buddha*) von einem andern Dichter angezeigt zu finden, was Dich natürlich von vorn herein mit Deinem Werk in eine besonders schwierige Lage bringen würde. Bedenke nun, wie viel unangenehmer meine Lage, wo die Konkurrenten Satz für Satz und Wort für Wort auf demselben Grunde bauen sollen. Und dann noch die Wahrscheinlichkeit, gar nicht zu konkurriren, oder bei der Konkurrenz durchzufallen, und das trostlose Resultat in beiden Fällen — nein! ich bitte Dich nochmals: Verzichte darauf!

Aber damit schließe ich noch nicht.

Ich habe Dich um eine Verzichtleistung gebeten, die Dir vielleicht schwer ankommt; aber etwas wenigstens kann ich Dir auch bieten, und ich benutze diese Gelegenheit, um Dir zugleich in betreff des Textes meine bestimmten Propositionen für die Zukunft zu machen.

Das Einfachste wäre freilich, Dir den Text gerade jetzt abzukaufen, aber wo nichts ist etc. Meine Schätze liegen eben nur in der Zukunft. Zunächst habe ich Dir angedeutet, es sei doch noch eine entfernte Möglichkeit vorhanden, daß ich bis zum 30. Septbr. 69 fertig werden, mithin

*) Widmanns epische Dichtung „Buddha" erschien 1869.



konkurriren könnte. Es wäre nämlich möglich, daß, wenn die Chancen nicht gerade sehr günstig sind, ich auch diesen Winter die Reise nach Leipzig aufgeben würde. Käme dann sonst auch nicht viel in die Quere, und wenn es namentlich gestattet werden sollte (was sich ja bei B. u. B. erfragen läßt), einen Theil der Oper in verständlicher Skizze statt vollständiger Partitur einzureichen; vielleicht wäre man auch so vernünftig, den Termin hinauszuschieben, was gewiß sämtlichen Konkurrenten angenehm sein würde — — Nun genug, wenn alles das eintreffen sollte, so wäre also immer noch eine Möglichkeit für mich. Sollte ich dann einen Preis erhalten, so erhältst du von mir (Verpflichtung durch mein Ehrenwort!) den dritten Theil davon. Also 40 Frd'or, 17 Frd'or oder 10 Frd'or. Nur eines muß ich mir dabei vorbehalten. Erhalte ich den ersten Preis, so bleibt es bestimmt dabei. Die beiden anderen Preise dagegen sind so abenteuerlich gering für ein solches Werk, um es als Eigenthum fortzugeben, daß ich mir auf alle Fälle die Möglichkeit vorbehalten möchte, jene Preise nicht anzunehmen, und mein Werk als mein Eigenthum zu behalten. Für den letzten Fall, der ja zusammenfällt mit der Wahrscheinlichkeit, daß ich wohl gar nicht konkurriren werde, stelle ich Dir nun eine zweite Proposition. (Schluß fehlt.)

Anmerkung: Das Bocksche Preisausschreiben hatte folgendes Ergebnis: Von den 56 eingesandten Texten konnte keiner den ersten oder zweiten Preis erlangen. Nur der dritte Preis wurde zwei Opernbüchern zuerkannt, und seltsamerweise führte das erste den Titel „Der Widerspenstigen Zähmung", war aber nicht von Widmann verfaßt, sondern von dem damaligen Oberregisseur des Mainzer Stadttheaters, nachmaligen Theateragenten Ludwig Crelinger. Das zweite, „Brancas der Träumer", hatte den Regisseur des Schweriner Hoftheaters, Leopold Günther, zum Verfasser. Da aber keines der Textbücher die Garantie für eine erfolgreiche Komposition bot, wurde das Preisausschreiben für Komponisten zurückgezogen. Preisrichter waren Hans v. Bülow, Heinrich Dorn, Julius Hein, Ferd. Hiller, Karl v. Perfall, G. zu Putlitz, Jul. Rietz, W. Taubert, A. v. Winterfeld, A. v. Wolzogen. Die Entscheidung wurde am 15. März 1869 veröffentlicht.)

II.

Winterthur, 15. Septbr. (1868).

Mein herzlieber Freund.

Ich will Dir nur gleich bekennen, daß mich deine Gründe für die Trauung in Winterthur nicht überzeugt haben. Ich und Laura haben nun einmal einen herzlichen Widerwillen dagegen. Wohl möglich, daß

Digitized by Google

eine Anzahl Neugierige uns auch nach Veltheim folgen können, doch würde es nur ein Extract, und gerade der gehaltvollste, gegen den ich noch am wenigsten einzuwenden habe, sein, von der Masse, die uns in Winterthur begaffen würde. Mit einem Worte, wer an die Lust bei unserer Hochzeit zu sein, einen Gang nach Veltheim wendet, der hat vielleicht *wirkliche* Theilnahme und mag immerhin kommen. In Winterthur dagegen und gerade in den Hallen, wo ich so viel gewirkt und noch mehr gelitten habe, gerade bei dieser Gelegenheit durch den Hochzeits Janhagel Spießruthen laufen zu müssen, wäre mir wirklich unangenehm.

Wir haben uns auch bereits die Veltheimer Kirche angesehen, und sind ganz zufrieden damit. Ein kleines unansehnliches aber helles, frisch geweißtes Landkirchlein, hat es uns ganz gut gefallen. Mag es meiner guten Laura als ein Symbol dienen für die engen, in mancher Art bedrückenden Verhältnisse, die sie an meiner Seite erwarten, und wie ich überzeugt bin, daß der ernste Moment, Deine Trauungsrede und die Gegenwart so mancher lieben Freunde das klare weiße Kirchlein zur Stätte lieber und erwärmender Gefühle machen werden, so mag sie dabei an alle die Dinge denken, die auch in den beengendsten Verhältnissen dem Menschenleben seine unschätzbaren Güter verleihen. Dieser Symbolik und dem schon anfangs ausgesprochenen Widerwillen gegenüber gegen den Gafferzudrang in Winterthur will Dein Triumphzug aus der Henne nach der Kirche nicht recht verfangen. Ich bin so ganz und gar nicht die Persönlichkeit für dergl.

Hast Du vielleicht noch den Katalog von der alten Pinakothek aus München, den ich euch damals geliehen habe? Wenn ja, so schicke ihn mir recht bald.

Ein Paar Zeilen schreibe ich Dir wohl doch noch vor nächsten Dienstag. Einstweilen auf Wiedersehn.

Dein alter Freund
und baldiger Ehemann
H. G.

Bleuler hat meine Einladung zur Hochzeit angenommen, was mir sehr lieb ist.

Obiger.

(Die Hochzeit fand am 22. September 1868 statt.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

NORWEGISCHE LANDSCHAFTEN

VON OSCAR A. H. SCHMITZ

Bis Bodö, das schon jenseits des nördlichen Polarkreises liegt, ist Norwegen nicht mehr als ein interessantes Land mit einer sympathischen Bevölkerung, aufstrebenden Städten und schönen, alpenähnlichen Landschaften. Die Fjords könnten ebensogut Alpenseen sein; Bodö selbst erinnert an stille, freundliche Städte in Norddeutschland, nur muß man sich seine hölzernen Giebelhäuser aus Stein denken. Erst eine gute Strecke nördlich von Bodö, wenn das Schiff sich den Lofoten nähert, fühlt man, daß man nun eine einzigartige, an nichts sonst erinnernde Welt betritt. Gewiß, auch die schwermütig-hellen Nächte in Drontheim hatten schon etwas Fremdartiges, für viele ausgesprochen Melancholisches und Niederdrückendes. Dieser nordische Sommertag, der nicht sterben kann, die trostlose Stille, die vorhanglosen Fenster, hinter denen Menschen ohne die wohltätige Decke des Dunkels schlafen, was für eine Sehnsucht hat mir dies alles nach den dunklen Nächten des Südens erweckt, die von tausend Lichtern erhellt sind, bei denen lachende Menschen sich von der Hitze des Tages erholen. Erst auf den Lofoten betritt man die Landschaft, zu der die hellen Nächte passen, und darum hört man auf zu vergleichen. Schon die Einfahrt in den Hafen von Svolvär überrascht: um die Bucht erhebt sich ein Felsenzirkus von phantastischen Formen, mit Schneeadern weiß marmoriert und so zahllosen Überschneidungen, daß der Blick sich verwirrt. Davor breitet sich ein Meer von Schären und Felsblöcken, fast immer hängen tiefe Wolken über diesem Ort. Aus der hellen, fast südlichen Klarheit des Westfjords kommend, betraten wir diese düstere Stelle der Erde. Wie eine graue Gespensterstadt liegt Svolvär zwischen vegetationslosen, jäh aufsteigenden, hie und da graugrün bemoosten und in der Dämmerung phosphoreszierenden Felsen. Die Häuser sind durchweg aus Holz gebaut und stehen auf Pfählen, teils in flachen Mulden. In diesen Mulden faulen und rosten alte Schiffsrümpfe, während der Flut werden sie vom Seewasser überschwemmt, und dann steht in fahlen Mitternächten der Ort da wie eine ins Meer versinkende und von ihren Bewohnern verlassene Siedelung. Ein rätselhafter, endlos langer Schuppen mit ganz kleinen Fenstern ragt, wie der Finger eines übermächtigen Ungeheuers, in diese Wildnis hinein. So sah ich die Landschaft in der ersten Nacht. Als ich sie am andern Tag wieder suchte, war der Teich verschwunden. Die Ebbe hatte ihn zurückgezogen, und was ich gestern gesehen, schien mir wie ein Traum. Später

Digitized by Google

kam die Flut schon am Nachmittag, da sah man in dieser grauen Feuchte gegen Kälte unempfindliche Knaben in den Wassern baden, als sei wirklicher Sommer, und als scheine die Sonne. Sie waren ganz glücklich über diese schöne Jahreszeit, die sie erlebten, und vergaßen die lange Winternacht, die hier fast ein halbes Jahr alles verhüllt. Am nächsten Morgen hatte sich die Flut wieder verlaufen, da spielten ernste, tiefäugige Kinder zwischen Sand, Werg und Tang. Das alles wirkt vorweltlich, wie der Aufenthalt einer sich noch in Reserve haltenden, noch wunschlosen und unverdorbenen, nicht erwachten und noch leidenschaftslosen Rasse. Die Wege führen über Geröll, hie und da sieht man krumme, verzwergte Birken, die von weitem grau wie die mageren Oliven südlicher Hügel wirken. Fahle Lichter erscheinen am tiefen, bleiernen Himmel, aber nur selten tritt die Sonne hervor. Eine sich feucht anfühlende Seeluft legt sich über alles. Dazwischen stehen bunte, behagliche Häuser, meist mit Terrakottafarbe und weißem Rand gestrichen. Hie und da weiden zwischen spärlichem Grün einige gar nicht einmal magere Pferde, Kühe und Kälber. Die Pferde sind meist falb und wirken sehr hell in der grauen Luft.

Eine Stunde von Svolvär erhebt sich mitten in der Lofoteneinsamkeit plötzlich ein freundliches Landhaus aus dunkelrot und grün gestrichenem Holz mit breiten Galerien, wo Rohrsessel stehen; davor dehnt sich ein Garten mit niederen Stachelbeerstauden, mit einer Schaukel und Turngeräten. Es ist die Wohnung des Direktors der großen Guanofabrik, die jenseits einer teichartigen, geschlossenen Bucht liegt, auf der hie und und da Kähne schleichen. Hier wird aus den Köpfen der Dorsche Guano fabriziert, der die ganze gespenstische Einsamkeit mit einem furchtbaren Gestank erfüllt. Das Geschrei von See- und Raubvögeln durchdringt die Luft, die Temperatur aber ist das Sonderbarste. Man wird sich nicht klar, ob es kühl oder schwül ist. Sobald man einige Zeit sitzt, beginnt man zu frösteln, aber durch die ungeheure Feuchtigkeit der Luft wird einem schwül, sobald man einige schnelle Schritte gemacht hat.

Wie wenig dieser abgelegene Winkel das Beiwort Verlassenheit in Wirklichkeit verdient, das merkt man, wenn man nur eine Nacht in dem freundlichen Gasthof geschlafen hat. Unaufhörlich, Tag und Nacht, löscht der Kran, im Gegensatz zu den stillen Häfen im Osten und Süden, die Ladung ankommender Schiffe und nimmt neue Ladung mit, die schon einige Tage lang am Ufer lag. Jeden Abend betrachteten wir diese Waren und suchten daraus, ob es Eisenstangen oder hölzerne Kähne

Digitized by Google

oder Leinwandballen waren, ein Urteil zu gewinnen, ob in der Nacht ein Höllenlärm oder nur ein mittlerer Spektakel unsere Ruhe stören würde.

Wenn nun auch Svolvär fest in das Netz des internationalen Handelsverkehrs verwebt ist, der Touristenstrom ebbt hier doch merklich ab. Fast alle Reisenden, die von Drontheim aus noch weiter nördlich über die Lofoten nach Tromsö, Hammerfest und dem Nordkap gehen, wohnen auf den großen Dampfern und gehen an Orten wie Svolvär nur für einige Stunden an Land. Dadurch fühlt man sich gänzlich von dem Alp befreit, in einem Touristenland zu sein, sobald man nicht auf jenen Schiffen reist, sondern mit den kleinen Gasthöfen vorlieb nimmt. Die Gesellschaft ist denn dort auch wesentlich angenehmer als in dem südlichen Norwegen; die Menschen, die man hier findet, suchen doch bedeutend mehr als oberflächliche Sensationen und die Genugtuung, erzählen zu können, „dagewesen" zu sein. Trotzdem ist der kleine Gasthof durchaus für Mitteleuropäer, die nicht gerade Luxus verlangen, eingerichtet. Die Geschäftsführerin, eine noch junge Dame, die, wie alle Norwegerinnen, eine ganze Menge Dinge gelernt hat, Hotelfach so gut wie Krankenpflege, hat mehrere Monate in Düsseldorf gelebt, spricht gut Deutsch und kennt die deutschen Vorstellungen von Behaglichkeit. Die Zimmer haben nicht die trostlose Öde jener kleinen, quadratischen Räume, wie man sie in Touristenhotels findet, die vollkommen hinreichen würden, wenn tagsüber immer die Sonne schiene und man nur nachts auf sie angewiesen wäre, die aber eine Sommerfrische zum Entsetzen machen, sobald es kühl und feucht wird. Dem Lofotenhotel in Svolvär dagegen merkt man an, daß es ursprünglich nicht als Touristenhotel gedacht war. Die Zimmer sind behaglich in jenem altmodischen Stil der siebziger Jahre eingerichtet, den man vor 10 Jahren so furchtbar geschmacklos fand und heute wieder gemütlich zu empfinden beginnt. Das bequeme, rote Plüschsofa, die dunkeln Tapeten, die weißen Tüllgardinen, alles das erinnert an ehemalige Studentenbuden. Nach einigem Bemühen gelang es mir sogar, eines Nachts in meinem Zimmer Dunkelheit zu erzeugen, was im Norden sehr schwer ist, da man, obwohl die Nächte licht bleiben, keineswegs besonders dichte Vorhänge hat. Es war wie eine Erlösung, aus der nicht enden wollenden kalten Helle der Mitternacht sich in einen dunkeln Raum zu flüchten und darin die elektrischen Birnen brennen zu lassen. Man fühlte wieder einmal den Segen der Nacht, der fast so notwendig ist wie der Segen der Sonne.

In diesen bleichen Nächten lernt man den nordischen Menschen verstehen, der viel weniger Kontraste kennt als wir. Monatelanges

Digitized by Google

Dunkel und monatelange Helle, und wenn auch diese Helle sich abstuft, um Mittag bedeutend stärker ist als um Mitternacht, so ist doch auch dieser Tag kein jubelnder Sonnentag; die Sonne ist ein bleiches, krankes Gestirn, und aus diesem Grunde ist es ja so schwer, die Mitternachtssonne wirklich zu sehen, denn sie setzt eine Klarheit des Horizonts voraus, wie sie sehr selten ist. Im mindesten Dunst aber erstickt diese bleiche Sonne, die keine rote Abendglut kennt. Sie verschwendet sich abends nicht in wildem Farbenrausch, sondern stirbt in blasser Schwäche.

Die Menschen, die in diesem Klima wohnen, haben etwas wie einen „Spleen", doch ist er dem englischen Spleen, der etwas Böses hat, nicht verwandt. Vielmehr hat er etwas Treuherziges, bald Tiefsinniges, bald Humoristisches, und die ganzen so herrlichen nordischen Trollmärchen*) sind davon erfüllt.

Fährt man von den Lofoten noch weiter nördlich, so erscheint noch einmal, ehe die vollkommene Wüste der Polarlandschaft beginnt, eine grüne Oase, es ist die Insel Tromsö. Hier fand ich sogar einen wolkenlos blauen Himmel und eisige, von jener blassen Sonne durchleuchtete Luft. An diesen hellen Julitagen ließ ich vormittags täglich heizen. Unweit des Städtchens erstreckt sich ein dünner Birkenwald mit smaragdgrünem Grasboden, den eine phantastische Fülle goldglänzender Butterblumen durchleuchtet. Dieser Hain erstreckt sich durch das ganze Romsdahl. Rings ziehen sich schneebedeckte, wenn auch nur etwa 1000 m hohe Berge hin. Hinter dem Birkenwäldchen liegt ein Lappenlager. In spitzen Zelten leben Abkömmlinge dieser Rasse, die ursprünglich vor den Slaven und Germanen unsere Himmelsstriche bewohnt haben soll. Es ist ein sehr gutmütiges und verhältnismäßig unaufdringliches, schmutziges, aber blondes, in Felle gekleidetes Volk, das mich durch sein Zeltleben an die viel verdorbeneren Bischarin, einen Beduinenstamm bei Assuan, erinnerte. So hatte ich unsere Kulturwelt von ihrer südlichsten Grenze, der Sahara, bis an ihren Nordrand, die Polarwelt, durchquert, und wie dort die Vegetationslosigkeit der Wüste dem Drang gen Süden keine neue Nahrung mehr bot, so fehlte auch hier jeder Antrieb, noch weiter in das Nichts der Polarwüste einzudringen. Hier im Romsdahl wie dort jenseits des zweiten Nilkatarakts gab das Nomadenleben die letzten Eindrücke.

Tromsö selbst ist ein behagliches kleines Städtchen mit vielen Läden, wo nachmittags nette Frauen Einkäufe machen, mit hübschen Promenaden, wo abends bisweilen Musik ertönt, während die schöne Welt

*) Asbjörnson, Nordische Märchen. Verlag Alb. Langen, München.

Digitized by Google

auf- und abgeht, genau wie in Christiania, aber was sage ich, genau wie in Athen oder Kairo. Auch hier verfälscht der Tourist noch nicht den Charakter des Lebens, nur hie und da kommen auf einige Stunden unzivilisierte Horden von den Dampfern herunter, von Lappen empfangen, die Felle und Beinarbeiten anbieten.

Ein merkwürdiger Eindruck war es, als eines Morgens in Tromsö ein kleiner Dampfer von Spitzbergen ankam, der hundert streikende Kohlenarbeiter ans Land setzte, die in den dortigen Gruben nicht hatten arbeiten wollen und nun in der stillen Stadt Tromsö Tag und Nacht herumzogen und schließlich infolge von Erbitterung, Beschäftigungslosigkeit und Alkohol den ganzen Ort rebellierten. Es waren meistens Finnländer, die man nun auf den Straßen finster beieinander stehen oder draußen in den Wiesen in Gruppen beisammen liegen sah. Glücklicherweise regnete es nicht, aber die hellen Nächte waren doch verteufelt kalt. Nach drei Tagen hatte man bereits 40 verhaften müssen, einer hatte im Alkoholrausch einen Tobsuchtsanfall bekommen und fast einen Mord begangen. Es wurde ein kleiner Holzkarren herbeigeholt, der Tobsüchtige darauf gebunden und im Galopp durch die Straßen gejagt. Der Kerl brüllte unaufhörlich, den Schutzmann meinend, der ihn verhaftet hatte: „Satanas, Satanas!"

DIE WAHRHEIT

VON H. STEINITZER

Sie lagen ganz still nebeneinander in den beiden Betten. Das Zimmer war dunkel bis auf einen hellen Fleck, den das Licht der Straßenlaterne durch den dünnen Fenstervorhang an die Decke warf. Von unten aus dem Speisesaal drang manchmal ein unerkennbarer, abgerissener Ton herauf; von draußen hörte man das fast regelmäßige Anschlagen des Wassers an das Seeufer. —

„Heidi, schläfst Du schon?"

„Nein, Robert!"

Sie sagte es mit leiser, zärtlicher Stimme, schob, ohne sich zu rühren, die Hand unter der Bettdecke hervor und faßte die seine, die ihr entgegenkam.

„Ich möchte Dich etwas fragen, Heidi!"

Sie antwortete nicht, aber drückte, als Zeichen der Zustimmung, seine Hand.

Digitized by Google

„Du, Heidi, jetzt kannst Du mir doch alles sagen. Wie das eigentlich mit dem — nun Du weißt schon — mit ihm da angefangen?“

Er wartete lange auf eine Antwort, endlich kam sie, leise, aber klar und deutlich.

„Ich weiß es nicht, Robert.“

„Du weißt es nicht?!“

„Nein, Robert. Wir kannten uns doch schon seit langem, und ich hatte ihn gern, glaube ich, und dann fing's eben an.“

„So ganz ohne Übergang?“

„Ich glaube es, Robert.“

„Und dann?“

„Dann?“

„Ja, warum hat es dann aufgehört?“

„Ich weiß es nicht, Robert. Es erschien mir auf einmal so unsinnig, so — ohne jeden Sinn.“

„Hast Du ihm das gesagt?“

„Ich habe es ihm geschrieben.“

„Und er?“

„Er hat mir wieder geschrieben.“

„Und dann war es aus?“

„Dann war es aus.“

Eine Zeitlang herrschte Stille. Denn fing er von neuem zu fragen an: „Hattest Du Vertrauen zu ihm, Heidi?“

„Nein, Robert, das war es wohl, daß ich das nicht hatte.“

„Denkst Du noch manchmal an ihn?“

Sie lachte leise, glücklich.

„Ich glaube nicht, Robert.“

„Und zu mir hast Du Vertrauen?“

Sie drückte seine Hand stärker.

„Bei Dir fühle ich mich geborgen,“ sagte sie.

Ihre Worte und der leise, zärtliche Ton rührten ihn. Tränen traten ihm in die Augen. Aber gleich darauf dachte er: vielleicht hat sie das bei dem andern auch gefühlt und nur vergessen. Und einmal vielleicht — — —

„Du, Heidi,“ sagte er.

„Ja Robert.“

„So kann es doch nicht gewesen sein.“

„Was meinst Du, Robert?“

„Das da — mit dem — — andern.“

Digitized by Google

Sie zog leise ihre Hand aus der seinen.

„Hast Du ihn nicht geliebt?"

„Ich weiß es nicht."

„Jemand, wie Du, gibt sich doch nur einem Manne hin, den sie wirklich liebt."

„Dann werde ich ihn wohl geliebt haben, Robert."

Ihre Stimme kam klanglos aus der Dunkelheit.

„Dann mußt Du eben doch auch Vertrauen zu ihm gehabt haben."

„Vielleicht habe ich auch das gehabt."

„Und jetzt bildest Du Dir nur ein, daß Du es nicht gehabt hast?"

„Das mag wohl sein, Robert."

„Weil Du ihn nicht mehr liebst."

Wieder herrschte Schweigen, dann fragte er freundlich, fast liebrreich: „Warum hast Du mir vorhin nicht die Wahrheit gesagt, Heidi?"

Sie sagte nichts, und er erwartete auch keine Antwort.

„Sie wollte mir nicht weh tun," dachte er, „weil sie mich liebt. Frauen verstehen nicht, daß uns die Wahrheit über alles geht."

Dann schlief er ein. Auf der Straße hörte man Schritte. Die Laterne wurde abgedreht, der helle Fleck an der Decke erlosch plötzlich.

Sie starrte mit offenen Augen in die Dunkelheit. Sie fühlte sich allein im Zimmer — auf der weiten Welt. Und sie ahnte, daß auch kein Weg der Liebe aus dieser Einsamkeit herausführe.

LÜBECK IN DER GEGENWART

VON FRANZ FROMME.

Die Meinung, die der gebildete und halbgebildete Deutsche gegenwärtig von Lübeck hat, gründet sich im wesentlichen auf Thomas Manns bekanntem Roman „Buddenbrooks". Es ist ja stets das Schicksal realistischer Kunstwerke, daß sie von Laien für Kopien der Wirklichkeit gehalten werden und daß das Stück Wirklichkeit, das dem Künstler als Modell gedient hat, nach dieser subjektiven Umformung beurteilt wird. Was kümmert es den Leser, daß die „Buddenbrooks" das Milieu der vorigen und vorvorigen, nicht der jetzigen Generation schildern und das Thomas Manns satirisch-melancholisches Temperament alles andere als ein objektives Bild gibt! Belehrt durch einen flüchtigen Touristenbesuch und ebenso flüchtige Zeitungsnotizen, die ihm boshaft zu ergänzen

Digitized by Google

scheinen, was Thomas Mann andeutet, faßt das gescheite Publikum sein „Wissen“ diesen drei Quellen gemäß, mehr verletzend als treffend, mehr wichtig als richtig, also zusammen: Lübeck wird erschöpfend repräsentiert durch alte Kirchen und alte Stiftungen, durch alte Männer, die Rotspohn trinken, durch alte patrizische Tradition und durch Dekadenz à la Hanno Buddenbrook.

Dieser Bosheit und Oberflächlichkeit gegenüber — die man kaum als „Meinung“ bezeichnen kann, der man aber allerorten begegnet — könnte man den tatsächlichen Zustand Lübecks mit trivialer Richtigkeit folgendermaßen wiedergegeben: Es geht hier nicht anders als an anderen Orten; denn das Neue kämpft gegen das Alte, der Fortschritt gegen die Tradition; und doch anders als anderswo, weil der Fortschritt und die neue Zeit hier über geringere Kräfte verfügen als das Alte, das Herkömmliche.

In Städten wie Hamburg und Rotterdam ist die alte Zeit überwunden, weil der neuen da ungeheure Kräfte zu Gebote stehen; in diesen Häfen treffen sich die weiten Verkehrsmöglichkeiten des Ozeans mit den breiten Wasserstraßen industrieller Hinterländer; im Besitze solcher Positionen konnten die Jungen und die neue Zeit über das Alte siegen und die Sinnbilder ihres Sieges aufrichten; anstatt der Nikolaikirche und der „Groote Kerk“ sind für diese Städte die Kräne ihrer Häfen und die Riesendampfer der Hapag und der Holland-Amerika-Lijn die Symbole geworden, die nicht minder gewaltig, nicht minder künstlerisch den neuen Geist versinnbildlichen als die gotischen Dome den alten.

Darnach, ob so der neue Geist in ihnen triumphiert oder ob er sich weniger durchzusetzen vermochte gegen das Alte, könnte man leicht die Hafenstädte in eine Folge bringen. In der Nähe Hamburgs würde Bremen zu finden sein, von der Natur mit wenig Mitteln versehen und fast ohne Hinterland, aber nicht ohne Kräfte, die jugendfrisch und zur rechten Zeit für das Kommende sich einsetzten. Und ganz auf der andern Seite, ganz in den Schleiern des Mittelalters — Brügge, trotz Zeebrugge heute der Versandung ausgesetzt, mit seinen hochragenden gotischen Türmen, an die kein Schiffmast und kein Schornstein heranreicht, mit seinen weihevollen Kirchen, in denen die katholische Inbrunst religiös und künstlerisch ihre Verzückungen erlebt wie zu Zeiten Memlings und der Brüder van Eyck.

Lübeck ist nicht Hamburg noch Brügge.

Es lassen sich zwar manche Parallelen zu Brügge ziehn, deren Struktur innerlich begründet ist: beide Städte wurden im Lauf der Jahrhunderte aus dem Welthandel ausgeschaltet durch das Anwachsen fürst-

Digitized by Google

licher und königlicher Gewalt, durch die Verschiebung des Weltverkehrs, durch Konkurrenten, die von der Natur bevorzugt sind. In beiden Städten hält man an alten Gewohnheiten fest; noch immer spricht das Volk in Brügge vlämisch, in Lübeck plattdeutsch, und beide Dialekte sind einander ähnlicher als einer dritten Sprache, etwa dem Hochdeutschen. Und an beiden Orten findet man in großer Zahl wohltätige Stiftungen, ehrwürdige Gebäude von einziger Schönheit, idyllische Winkel und beschauliche Menschen, die vom modernen Getriebe nichts wissen wollen.

Aber der konservative Geist ist in Lübeck protestantisch und darum nicht so abgeschlossen wie der im katholischen Brügge, nicht so unberührt von modernen Ideen, nicht so erhaben ob dem Gang der Welt. In „Onze lieve Vrouwen" duftet der Weihrauch stärker als in andern Kirchen der Erde, dort gibt der Vläme sich noch jetzt der tiefsten Andacht hin und den prunkreichsten Farben der Mystik; der Lübecker hingegen würdigt die Schätze seiner Marienkirche überlegener, mehr historisch.

Brügge ist Fremdenstadt geworden; Lübeck aber, obwohl längst ein beliebtes Reiseziel für Touristen, Globetrotter und poetische Feinschmecker, kann es mit seiner tatenreichen Vergangenheit und seinem Protestantismus nicht vereinigen, so zu resignieren. Es ringt nach seinem alten Platz an der Sonne und beginnt den unermeßlichen Wert seiner überlieferten Schönheit zu unterschätzen.

Was die Stadt ästhetisch dem alten konservativen Geiste — nicht seiner bewußten Tätigkeit, aber seinem passiven, latenten Widerstande — zu verdanken hat, weiß jeder, der mit dem Stadtbilde im großen und kleinen vertraut ist: es ist im Kern nur wenig berührt von neuzeitlichen Zutaten auswärtiger Herkunft: zwei Warenhäuser im Messelstil, deren Fassaden (schon durch das Baumaterial) nicht hierherpassen, zwei Theaterfronten, etliche Geschäftsstraßen mit dem unvermeidlichen Flitter der Gründerjahre, ein paar ephemere Geschmacklosigkeiten in den Vorstädten — das beeinträchtigt den Gesamtcharakter nur wenig. Wer die vielen Straßen der Altstadt kennt, ihre hundert gotischen Giebel verborgener Höfe und Gärten, die nach Tausenden zählenden Bilder in Rot und Grün, die hier noch ungemalt und unzerstört erhalten sind, die malerischen Winkel an Stadtgraben, Trave und Hafen, die alten finnischen und schwedischen Barken und Schunerbarken mit ihren hundertjährigen Gallionsbildern, die mächtigen Lindenalleen, die von der Stadt in die Umgebung ausstrahlen — der wird dem schwerfällgen Geiste dankbar

Digitized by Google

sein, der beim Alten blieb, anstatt das unerprobte Neue zu wagen. Ihm ist es zu danken, daß Lübeck noch nicht nivelliert ist wie ein gutes Dutzend deutscher Städte, die mit dem Verlust ihrer schönen Eigenart ein sehr zweifelhaftes „Großstadt“-Dasein erkauft haben — von dem Schock der charakterlosen Gernegroßstädte ganz zu schweigen. Ihm ist es zu danken, daß neben der leuchtenden Patina seiner wuchtigen Türme kaum ein Emporkömmling unserer Zeit sich lang und frech emporreckt. So bietet die Stadt, auch weithin nach außen, ob man sie durch die Lichtungen der Schwartauer Wälder erblickt oder über Mecklenburgs goldenen Kornfeldern, ob von den nördlichen Hügeln unweit der Travemündung oder den südlichen im Lauenburgischen — in jeder Variation ein gleich imposantes, in sich geschlossenes Bild. Ich kenne in Norddeutschland keine zweite Stadt von gleichem Umfang, die so organisch mit ihrer Landschaft verwachsen ist, wohl aber eine Menge, große und kleine, die in schriller Dissonanz zu ihrer Umgebung unter Mißachtung jedes Schönheitsgefühls ausgebaut und verpfuscht sind.

In diesen ästhetischen Vorzügen liegt das Kapital, das dem Ort ein gutes Dasein als Fremden-, Künstler- und Rentnerstadt verheißt — mehr noch als dem „toten“ Brügge, dem zwei Vorzüge Lübecks fehlen, die waldreiche, anmutige Umgebung und die Toleranz der Einwohner.

Mit diesem Kapital, das ihm der konservative Geist liebevoll aufgespart hatte, war Lübeck nicht zufrieden. Denn dieser ästhetische Fonds war nur möglich geworden durch Stillstand (oder doch verlangsamte Entwicklung) auf wirtschaftlichem Gebiet. Und Lübeck sah die Schwesterstädte Hamburg und Bremen wachsen, es spürte, daß Kiel und Stettin, emporstrebend und durch partikularistische Politik begünstigt, ihm den Handel vor der eigenen Tür streitig machten. Die Einsicht, daß etwas getan werden müsse, spornte den Willen Lübecks zu Anstrengungen an, die fast über seine Kräfte gingen und die höchste Achtung verdienen. Lübeck baute den Elbtravekanal, zu dessen Kosten Preußen nur ein Drittel beisteuerte, und suchte am Unterlauf der Trave ein Industriegebiet zu schaffen.

Es ist der Vorwurf erhoben worden, daß beides zu spät und zu langsam in Angriff genommen sei. Der Vorwurf trifft nicht zu: denn eine Stadt, die an keiner Welthandelsstraße liegt und an eine starke Tradition gebunden ist, kann und darf sich nicht berlinisch-amerikanisch entwickeln. Gewiß, weitblickende Persönlichkeiten, wie sie z. B. die Weserrepublik in Smidt und Duckwitz besaß, können unter Umständen geographische und historische Ungunst für ein Jahrhundert suspendieren; solche Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten fehlten in Lübeck oder vermochten ihre Pläne in der Zeit der dänischen Übermacht nicht durchzusetzen, und dadurch hat die Stadt zweifellos manches verpaßt. Wirklichen Schaden hat sie aber erst dadurch erlitten, daß sie, ihrer Gewohnheit und Eigenart ungetreu, hastig und nicht wählerisch genug alsbald die Industrialisierung forcierte und dabei auch ungeeignete Elemente in ihr Gebiet zog. Einem Gebiet, das so spät und unter der Bürde einer solchen Tradition zur Industrie übergeht, kann die sorgfältigste Auswahl der Industriezweige, der Kapitalisten und der Arbeitskräfte nicht genug empfohlen werden.

Nicht „zu langsam", sondern „zu hastig" könnte höchstens der Tadel lauten; im großen und ganzen aber basiert Lübecks moderne Industriepolitik auf so gesunden Gedanken, daß es weder ein „Zu spät" noch ein „Zu früh" geben kann. Nur zwei dieser Gedanken seien hervorgehoben.

Von allen Buchten der Ostsee dringt die Lübecker am weitesten nach Süden vor, und noch dazu an einer Stelle, wo der Strom mit dem wichtigsten Hinterland, die Elbe, der Ostsee nahekommt; hier *mußte* ein künstlicher Wasserweg rentabel sein (ist doch schon zur Hansazeit ein Vorläufer dagewesen!); und in der Tat rechtfertigt schon jetzt die ertragreiche Benutzung den Bau des Elbtravekanals.

Und zweitens: Schweden hat viel Erz, aber so gut wie gar keine Steinkohlen; solange es das Gefälle seiner Ströme nicht in eine Kraft zur Verhüttung seiner Erze umformen kann, müssen Hochöfen ihre Tätigkeit am gewinnbringendsten an *den* Orten entfalten, wo sich das nordische Erz und die westliche Steinkohle auf dem bequemsten und wohlfeilsten Wege zueinander führen lassen. Einer dieser begünstigten Orte ist Lübeck, genauer gesagt, der breite Unterlauf seines Flusses, der durch den Elbtravekanal eine Ostseemündung der Elbe geworden ist.

In beiden Fällen kommt zur Gunst der Lage die Gunst der Überlieferung: in den tausendjährigen Beziehungen, die den skandinavischen Norden an den deutschen Nordwesten knüpfen und die durch die Hansa besonders gefestigt sind, liegt nicht der letzte Grund, warum Lübeck noch heute von allen deutschen Ostseehäfen den größten Verkehr mit Schweden hat. Als man, nicht ohne Hinblick auf diese Tradition, Elbtravekanal und Hochofenwerk schuf, war es zwar spät, aber nicht zu spät.

Daß sich eine Industrieentwicklung von berlinisch-amerikanischer Geschwindigkeit auf lübeckischem Gebiete nicht mehr erzwingen läßt, ist ein Vorteil, kein Nachteil. Das lehrt ein einziger scharfer Blick in die inneren Lebensverhältnisse des jetzigen Deutschlands.

Digitized by Google

Das Quantitätsfieber, an dem unsere Nation seit mehr als einem Jahrzehnt krankt, hat seine höchste Temperatur hinter sich. Zwar wird Ihre Majestät die Zahl noch immer von einer ungeheuren Menge gedankenloser Untertanen verehrt; aber doch ist allenthalben ein Zug von der Quantität weg zur Qualität deutlich bemerkbar. Die Bevölkerungsziffern beginnen sich französischen Zuständen zu nähern; das erhöht den Wert des Individuums. Ganz langsam, aber doch merklich, rückt der deutsche Proletarier von der Massenarbeit zur Präzisionsarbeit auf. Berlin, das bisher mit großen Zahlen renommierte, fängt an, sich seiner wahllos zusammengehasteten Menge zu schämen und die verachtete Provinz, insbesondere die westliche, um ihren traditionellen Geschmack und ihre wurzelfeste Eigenart zu beneiden; das gilt nicht nur für Kunst und Kultur, sondern auch für Rasse, für Lebenshaltung und für politische Erscheinungen.

Diese Wendung des Entwicklungsganges ist den alten westdeutschen Städten günstig, und am günstigsten der Travestadt. Hier, wo berlinische Lebens- und Kulturformen am spätesten ihren Eingang gefunden haben, wird man sich ihrer am schnellsten wieder entledigen können. Auf einem Gebiete ist schon der Anfang gemacht: unauffällig, wo gerade ein Neubau notwendig war, sind in den letzten Jahren zahlreiche Gebäude entstanden, die sich harmonisch dem Stadtbilde und der Landschaft einfügen — nicht gedankenlose Imitationen historischer Stile (wie die Leistungen der achtziger und neunziger Jahre), sondern das natürliche Ergebnis des heimischen Backsteinmaterials und dessen, was der Zweck des Gebäudes und das jeweilige Straßenbild erheischen; nicht eine Nachahmung dessen, was in der Reichshauptstadt gerade Mode ist, nicht durch gesuchte Riesenmaße imponierend, sondern durch innere Echtheit überzeugend. Es wird für Lübeck nicht schwer sein, auch auf andern Gebieten der Kultur und Kunst an das Gediegene, Bodenständige, von der Natur Gegebene wieder anzuknüpfen, das man erst teilweise verlassen hat, und so in die vordersten Reihen der zeitgemäßen Bewegung einzuschwenken, die man wohl die Auferstehung der Provinz nennen könnte. Diese Bewegung ist schon viel stärker als augenfällig; ohne Organisation und in aller Stille macht sie im ganzen deutschen Lande ihre Fortschritte; sie wird sich nicht damit begnügen, nur in Kunst, Literatur und Heimatschutz ein Machtfaktor zu sein; sie wird, wenn sie Persönlichkeiten und Organe der Öffentlichkeit richtig zu benutzen weiß, einen gewaltigen Einfluß auf die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung erlangen können. Sie kann uns das wieder-

Digitized by Google

geben, was das deutsche Volk selbst in schmachvollen Zeiten besaß, aber bei seinem unerwarteten wirtschaftlichen Aufschwung fast verloren hat: eine deutsche Tradition. Es ist hier nicht der Ort, weiter auszuführen, was für ein zweites Ziel diese Bewegung unter günstigen Verhältnissen erreichen könnte: der Degeneration des Volkes durch die Hauptstadt (die heute kein Einsichtiger mehr leugnet) könnte sie die Regeneration des Reiches durch die Provinz entgegensetzen.

Wenn sich Lübeck an dieser Kulturaufgabe beteiligen will — und eigentlich ist es durch seine Vergangenheit und seine Wohlerhaltenheit dazu berufen und verpflichtet —, so harrt seiner eine Unsumme von dankbarer Arbeit. Andere Städte, die wirtschaftlich und politisch günstiger liegen, haben durch schnelles Wachstum ihr ausdrucksvolles Gesicht und jedes Zeichen von Charakter verloren, weil man dort alle Brücken zur Vergangenheit abbrach und rücksichtslos alles Alte niederriß, um dem Neuen viel Platz zu schaffen — vergeblich wünscht man jetzt dort das Alte wieder herbei. Lübeck ist besser daran: hier ist es auf allen Gebieten noch möglich, das unzerstörte Alte in die Entwicklung einzubeziehn; hier lohnt es sich noch, ein Gesetz für Heimats- und Denkmalsschutz einzuführen und es mit den neuesten Bauvorschriften zu verquicken; hier hat es noch Sinn, für die Erhaltung einer bodenständigen Arbeiterschaft zu sorgen; hier ermöglicht die von jeher republikanische Verfassung noch Reformen, die keinen Umsturz ins andere Extrem bedeuten. Hier finden die ethischen und ästhetischen Forderungen der neuesten Zeit, deren Erfüllung anderswo kaum mehr möglich ist, eine Basis, auf der sie sich schneller und leichter durchsetzen können, besonders wenn man den törichten Wahn energisch bekämpft, daß sich an hohe Bevölkerungsziffern und rapide Zuwanderung irgendein Segen knüpfen soll, und ebenso energisch die Wahrheit immer wieder ausspricht, daß heutzutage ein stetiges, langsames Wachstum die unerläßliche Vorbedingung ist für das gesunde Gedeihen einer jeden Stadt.

Digitized by Google

DAS BREMER SCHAUSPIELHAUS

VON S. D. GALLWITZ

Bremen ist in jüngster Vergangenheit zu einer Theaterstadt geworden. Bevor diese Wendung eintrat, prangte im Selbstgefühl autokratischer Größe der Zettel des Stadttheaters einsam an den Litfaßsäulen. Der Fremde, sofern er weder musikalisch noch literarisch gerichtet oder aufgelegt war, konnte hier an sechs von sieben Abenden in der Woche bei sich konstatieren, daß es nicht ganz leicht sei, die Stunden, die den Tag bekrönen sollen, sich zu einer besseren Erholung nutzbar zu machen. Dann schoß es aus dem Boden hervor; erst an den Peripherien der Stadt und nun zunächst ihrem Herzen und in gleicher Würde mit dem Stadttheater: das Bremer Schauspielhaus.

Das Projekt dieses Theaterbaus hat ein hartes Vorleben gehabt; lange blieb es in der Luft und floh von einem Stadtteil zum andern, immer der Ungunst der Verhältnisse weichend. Es siechte dahin, wurde tot gesagt, erholte sich wieder und steht heute, zu Gestalt gekommen, triumphierend an ideal günstig gelegener Stelle da, von den Bremer Architekten Abbehusen und Blendermann klug in den teils antikisierenden, teils modernen Baustil seiner Umgebung hineinkomponiert. Schon jetzt erscheint das Bremer Schauspielhaus so organisch mit jener eingeschmolzen, daß es in dem architektonischen Gesamtbilde der Straße, von der es sich in gutgeführter Linie ein wenig zurückzieht, kaum noch als Neuerscheinung herausfällt.

Die Innenanlage zeichnet sich in erster Linie durch den vornehmen Luxus weiter Geräumigkeit aus. In den zu festlicher Zwanglosigkeit gesteigerten Ersten-Rang-Foyers, in ihren Größenverhältnissen, Farben, Stoffen, Wandverzierungen liegt ein Stimmungsmoment, das weit davon entfernt ist, noch Äußerlichkeit zu sein. Viel weniger erfreulich und künstlerisch geschlossen in der Wirkung als diese ist der eigentliche Theaterraum. Material und Farbe sind die hier allein in Betracht kommenden Ausdrucksmittel des Schmückenden; aber dafür sind sie nicht exklusiv, die Zusammentönungen nicht klangschön genug. Ein Rahmen von übermäßig schwerer Dunkelheit umgibt den Bühnenausschnitt und in die kontrastierenden Nuancen der Wände und Ränge schneidet die kreidige Kühle der Stoffbezüge ein, die erst von der Zeit den Wert einer milderen Tonigkeit zu erwarten haben werden. Sehr fehlt im Bilde das Gold als Kulminationspunkt aller Steigerungen. Es ist ein Theaterraum, der eine Prätension auf eine ganz besondere Gattung von Stücken ausspricht; die Ränge gleichen Kirchenemporen, sie strahlen Feierlichkeit aus. Aber so ist es ja heute: die Zeiten sind vorüber, wo der Theaterabend die elegante Ergötzlichkeit für ein paar auserwählte Stände und Kreise war, wo man in gold- und sammetumgebenen diskreten Logen die Aufmerksamkeit zwischen einer galanten Unterhaltung und dem Spiel der Bühne teilte. Was heute den Theaterbesucher ernsterer Gattung vor allem leitet, ist der Intellekt, was er sucht, ist die Tendenz. Unbewußt erwartet man von der Bühne her den Geist der Sitzungs- oder Vortragssäle; nicht mehr ein Tempel ist das literarische moderne Theater, sondern eine Predigtkirche. Solche durchaus zeitgemäße Strömung spiegelt sich in der Physiognomie des Bühnenraumes im Bremer Schauspielhaus: man soll hören und gut und klar dabei denken. Jedoch die Akustik, dieses undefinierbare Geheimnis des Raumes, zeigt sich bislang noch in traditioneller Launenhaftigkeit und Undankbarkeit. So sehr ist bei der Anlage dieses Theatersaales auf sie Rücksicht genommen worden im Verzicht auf alles, was nur von ferne Schallfänger

Digitized by Google

und Dämpfer sein könnte, daß das architektonische Ergebnis dabei fast zu dem Eindruck einer Apotheose ihrer selbst geworden ist, aber siehe da: sie läßt durchblicken, etwas weniger an Entgegenkommen wäre ihr zweckdienlicher gewesen. Die Rede von der Bühne her entwickelt bei nicht vollbesetztem Hause einen so nachhaltigen Schall, daß der lebhafte Dialog wie ein Klaviervortrag mit gezogenem Pedal wirkt; der Widerhall längst gesprochener Worte stirbt nicht, sondern wirbelt schemenhaft und die nachfolgenden bedrängend im Raume herum. Der Umstand gewinnt bei der Lage der Dinge für diese neue Bühne fast symbolische Bedeutung. Ebenso wie die Resonanzverhältnisse seines Theaterraumes ist die ganze Existenz des Bremer Schauspielhauses auf den Faktor des vollbesetzten Hauses eingestellt.

Wie es heute dasteht, verbildlicht dieses Theater noch einen Nebenumstand; es ist wie ein Monument dessen, was Energie und Ausdauer fertigbringen können. Diese Eigenschaften kristallisieren sich in der Persönlichkeit eines der beiden Begründer und Leiter, Johannes Wiegand. Wie der Mann, so das Werk. Den Weg, den Wiegand zurückgelegt hat, kennzeichnet das Ringen einer ungewöhnlichen Arbeitskraft und Arbeitsintelligenz; es ging immer um ein „Trotzdem" und ein „Nun erst recht". Das sind Eigenschaften, die wie keine andern die helfenden Arme der Götter herbeiziehen. Wiegand ist Bremer; ein Mann von der Art, die vordem sich unter das Wort: Navigare necesse est, vivere non necesse est gestellt haben. Dieser Art gegenüber stehen im Wesen unserer Stadt andersgerichtete Charaktereigenschaften; solche, die in der traditionellen bremischen Weisheit „erst wägen, dann wagen" ihren Ausdruck gefunden haben und die zugleich mit den Verfeinerungen und Vergeistigungen alter Kulturen auch die Merkmale ihrer Ermüdungen an sich tragen. Die jüngste Geschichte der Theater dieser Stadt, wie sie den Eingeweihten offenbar ist, war letzten Endes ein Kampf zwischen der Bremer Art hüben und drüben, bei welchem eine schnell zugreifende Initiative und Energie Sieger bleiben mußte.

Aber wir stehen hier erst am Anfang von Entwicklungen. Ein neues Theater, und ganz besonders dieses Theater, ist nicht eine neue Form, über schon gegebenem Inhalt, sondern ein Haus, in welchem erst ein Geist Wohnung machen soll und ihm sein eigentliches Gepräge geben. Noch ist die künstlerische Gegenwart und Zukunft des Bremer Schauspielhauses nicht festgestellt; von der Erkenntnis, daß das noch zu geschehen hat, wird alles Heil abhängen. Die Traditionen der ersten Wiegandschen Gründung, des Theaters in der Neustadt, können nicht die Grundlage für eine Bühne abgeben, die sich auf gleiche Linie mit dem Stadttheater stellt. In dem Temperament des Direktors der neuen Kunststätte liegt ein ausgesprochener Wagemut, — eine Art von Schwindelfreiheit möchte man sagen. Er kennt nicht die Hemmungen, die die Augen schließen und den Herzschlag stocken machen vor der Höhe oder der Kompliziertheit einer Aufgabe. Bis zu dem Moment, wo das Bremer Schauspielhaus fertig und festgefügt dastand, hat sich diese Veranlagung nur als Wert geltend gemacht. Der unentwegt sichere Schritt Wiegands, der dem unbeirrbar sicheren Glauben an sich selbst entsprang, zog auch hier den Glauben aller andern, auf die es ankam, nach sich. Es öffneten sich die Herzen einem unbegrenzten Vertrauen, die Hände einer tätigen finanziellen Mitarbeit. Über der Theatergründung Wiegands, dem Neustädter Schauspielhaus, leuchtete ein Glücksstern von Erfolg. Es hatte ein Publikum, das (in dieser Stadt von Familien und Sippen) zu ihm hielt wie zu seinem eigenen Fleisch und Blut, und eine Kritik der Presse, die, allem Stand haltend, mit einem großen Maß von Wohlwollen sich ihm neigte.

Digitized by Google

Im rein Künstlerischen aber gewinnt die Schwiendlfreiheit eine andere, minder vorteilhafte Bedeutung. Ein gewisses Unbekümmertsein dem Kunstwerk und seinen Möglichkeiten gegenüber war es denn auch, was den Vorstellungen des Bremer Schauspielhauses oft ein Gepräge verlieh und — soweit der Zeitraum von anderthalb Monaten der neuen Saison schon ein Urteil berechtigt macht — verleiht. Nicht daß nicht stark gearbeitet würde: die Rollen sitzen, glatt wickelt sich das Stück ab. Aber auf die Frage, ob man überhaupt imstande ist, mit den vorhandenen Kräften, die außerordentlich reichlich zu Gebote stehen, dieses oder jenes Stück wirklich zu Gestalt zu bringen, scheint nicht immer genügend starkes Gewicht gelegt zu werden. Die „Belinde" Eulenbergs zu geben, ist an und für sich schon in gewissem Sinne eine Tat, aber diese Tat wird sehr herabgemindert, wenn neben der Interpretin der Titelfigur (der genialen Paula Wirth, die leider nach Dresden abgegeben werden mußte) die Besetzung aus dem Ensemble nicht einer der Gestalten auch nur von fern gerecht zu werden vermochte. Eine Tat war es, noch in das Präludium der ersten Aufführungen im Altstadttheater den „Hamlet" hineinzuziehen; wie dieser Hamlet dann aber zu Tage kam — das war eine schwere künstlerische Enttäuschung. Wo lag die Notwendigkeit für „Hedda Gabler" vor, wenn man sie mit einer Schauspielerin besetzen mußte, die noch nicht einmal das äußerliche, geschweige denn das höchst differenzierte Innenwesen dieser zu Tragik gewordenen Oberflächlichkeit anzudeuten vermochte?

Die Erfolge des Bremer Schauspielhauses alter und neuer Ordnung sind positiv bislang vor allem auf dem Gebiet des realistischen Schauspieles in Erscheinung getreten. Die Wirklichkeitstreue, mit der dabei ein Stück Leben neben das andere gesetzt wurde durch die Schauspieler und die Regie, hatte außerordentlich frische und echte Züge. Das Ensemble erfreut sich einer schier unbegrenzten Anzahl vortrefflicher Chargen. Bis in die kleinsten Winkel, in die nebensächlichsten Szenen hinein können so die Bilder einer realistischen Handlung zu starker Wirkung gebracht werden. Aber alle diese Kleinmalereien treten hier mit einer gewissen Prätension auf; sie drängen sich in den Vordergrund, weil die Hauptpersonen, die eigentlichen Vertreter der Handlung und der Idee, nicht hoch genug über sie hinauswachsen, um sie zu überschatten, und so dem Gesamtbild allenthalben die rechten Valeurs zu geben. Die Güte der Vorstellungen im Bremer Schauspielhaus entwickelte sich bis dahin immer mit einer gewissen Konsequenz in entgegengesetzter Richtung zu der Bedeutung des Werkes; sie blieb matt, wo es galt, die Musik eines Dichters in den Schauspielern und in der Regie zum Tönen zu bringen, und wuchs an, wo die Chargen als dramatisches Moment auftreten und das Leben im Spiegel des Realismus Siege bringen konnte. Diese Spezialität der Chargen ist der große Vorsprung, den das Bremer Schauspielhaus vor dem Stadttheater voraus hat. Sie geben den Aufführungen in jedem Fall das Gepräge ganz unumstößlicher Tatsachen und Wirklichkeiten, welches von der Majorität des Publikums, das nicht ausgeht, einen Dichter zu suchen, als Leben und Wahrheit empfunden wird. Wann aber wäre je die Wahrheit auf der Oberfläche von Wirklichkeiten zu finden?!

Ein Ensemble und eine Regie, wie sie ein größeres Stadttheater — so auch das Bremer Stadttheater — benötigt, ist einer rein modernen Bühne gegenüber in einer ungleich schwierigeren Position. Nach wie vor bleibt hier das klassische Drama Grund- und Prüfstein der Leistungen; Schiller und Shakespeare kommen in erster Linie für die Engagements in Betracht. Der Stilisierung der Rede und Inszenesetzung wird, wenn auch noch lange nicht

Digitized by Google

genug, die Hauptrolle eingeräumt. Bei der Art geht denn alle Ursprünglichkeit einer realistischen Darstellung verloren und wird erst langsam, als hohes künstlerisches Moment, nach und nach wieder gewonnen. Für den Schauspieler werden die Werte zunächst zu Schranken und Hemmungen in allen Fällen, wo die künstlerische Kraft nicht stark genug ist, um die innere Wahrheit zu beschwören.

Das sind große Aufgaben, die nicht einmal, sofern man den Erfolg auf der Durchschnittslinie des Publikums sucht, unmittelbar lohnen; denn die Wege, die zur Kunst und zum Kunstgenießen führen, sind niemals im landläufigen Sinne „dankbar". Aber sie allein sind doch die Wege, die das Bremer Schauspielhaus zu einer kulturell bedeutungsvollen Existenz führen können.

DAS DRAMA VON MÜHLHAUSEN UND DIE ÖFFENTLICHE MEINUNG

VON OTTO CORBACH

Mit eigentümlicher Zähigkeit klammert sich die öffentliche Meinung an die Vorstellung, der Hauptlehrer Wagner aus Degerloch sei vollständig wahnsinnig gewesen, als er in der Nacht zum 5. September in dem kleinen, kaum 800 Einwohner zählenden württembergischen Dorfe Mühlhausen mehrere Brände anlegte und durch Revolverschüsse 10 Menschen tötete oder tödlich verwundete, 10 weitere mehr oder weniger schwer verletzte, nachdem er vorher in Degerloch seine Frau erdolcht, seine vier Kinder erschossen hatte. Es lag ja im ersten Augenblicke nahe, das anzunehmen, erinnerte die Schreckenskunde doch an den jungen Lehramtskandidaten, der vor einigen Monaten in der Marienschule in Bremen auf Kinder und Lehrer schoß. Aber der Bremer Mörder war schon als Geisteskranker aus dem Schuldienst entfernt worden, und an seiner gänzlichen geistigen Zerrüttung zweifelt niemand. Der Nachricht, daß der Lehrer Wagner seine 15 Morde als Wahnsinniger verübt habe, folgten jedoch Widersprüche auf dem Fuße. „Von irgendwelchen Anzeichen von Wahnsinn," wurde noch am Tage nach der Mordnacht vom Tatorte gemeldet, „hat bisher niemand etwas bemerkt... Auch nach Ansicht der beiden Ärzte, die ihn untersucht haben, ist Wagner nicht unzurechnungsfähig." Die öffentliche Meinung ließ sich indes nicht irre machen. Ihre Diener setzten die Federn an und schrieben dazu Erläuterungen wie die folgende: „Es ist eine bekannte Tatsache, daß notorisch Irrsinnige manchmal eine Klarheit des Denkens, eine Schlauheit und Verschlagenheit entwickeln, die dann für manchen so überraschend wirken, daß er kaum daran glauben kann, dieser Mensch sei wahnsinnig. Dabei handelt es sich hier um eine formelle Tätigkeit des Gehirns, eine sozusagen äußerliche Fähigkeit der Logik, während das Materielle, der Gegenstand der Überlegung, immer den Irrsinn verraten wird... Das scheint der Fall des Lehrers Wagner zu sein, der nachträglich der Untersuchungskommission einen so sehr vernünftigen Eindruck machte, daß schon Stimmen laut werden, der Massenmörder habe seine unglaublichen Taten gesunden Geistes verübt. Dem muß man entschieden entgegentreten, einfach aus Gründen der menschlichen Selbstachtung, die es nicht zuläßt, daß der Begriff „Mensch"

Digitized by Google

im Besitz der Vernunft und seiner ethischen Grundlagen ein solches Scheusal sein kann." Also die öffentliche Meinung stellte sich ein „thema probandum": aus Gründen der menschlichen Selbstachtung muß der Massenmörder Wagner verrückt sein. Alles, was noch über das Verhalten des Mörders vor, während und nach der Tat berichtet ward, widersprach dieser Auffassung. Er hatte jede Einzelheit im voraus reiflich überlegt und handelte genau nach seinem schlau ausgedachten Plane. So raffiniert war er, daß er nie seine Revolver beide vollständig abschoß, sondern stets nur einen, um während des Ladens den andern zur Verfügung zu haben. Nur dadurch, daß er in der Aufregung die Waffen verwechselte, kam es, daß er sie beide abgeschossen hatte, als er plötzlich zwei Männern gegenüberstand und so verhältnismäßig schnell überwältigt werden konnte. Er wollte nicht nur noch viel mehr Menschen in Mühlhausen töten, sondern mit einem bestimmten Zuge nach seinem Heimatort Egolsheim fahren, um dort die Familie seines Bruders zu beseitigen. Alle Mitteilungen, die inzwischen der Öffentlichkeit über die Vernehmung des Mörders gemacht worden sind, stimmen darin überein, daß er dabei „volle Denkfähigkeit, formvollendete Ausdrucksweise und große geistige Energie" an den Tag gelegt habe. Die öffentliche Meinung sträubt sich immer noch dagegen, sich mit der bloßen Möglichkeit vertraut zu machen, daß ein ganz denkfähiger Mensch aus purer Bosheit einen so teuflischen Plan aushecken und ausführen konnte. Sie setzt ihre Hoffnung auf die psychiatrischen Sachverständigen, die schon beweisen würden, daß man es in dem Lehrer Wagner mit einem Irrsinnigen zu tun habe. Und strafen denn nicht die Briefe, die Wagner vor der Tat schrieb, alle Behauptungen, er sei geistig zurechnungsfähig, Lügen? Diese in einem Cäsarenstil verfaßten Erlasse „An mein Volk?" In einem dieser Dokumente heißt es: „Ich bin kein König, sondern nur ein armer Todeskandidat. Ich will Euch nur ein wenig die Meinung sagen. Es ist des Volkes viel zu viel. Die Hälfte sollte man gleich totschlagen, sie ist das Futter nicht wert, weil sie schlechten Leibes ist. Von allen Erzeugnissen des Menschen ist der Mensch das schlechteste. Woher kommt das Unglück? Es kommt von der geschlechtlichen Unnatur. Die heutige Gesellschaft leidet am Geschlecht. Es ist eine billige Tat, mit dem Finger auf mich zu deuten. Ich habe viel leiden müssen, ich bin verleumdet und gehetzt worden, aber es ist keine Kleinigkeit, Weib und Kind umzubringen..." Zeugt das nicht von höchstgradigem Wahnsinn?

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Psychiater irgendwelchen geistigen Defekt bei dem Massenmörder Wagner aufspüren werden, aber doch wieder nicht wahrscheinlich, daß es ihnen gelingen werde, die Richter zu überzeugen, er sei deswegen bei Ausübung der Tat nicht zurechnungsfähig gewesen. Gewiß hat die öffentliche Meinung bisher keinen festen Anhaltspunkt für ihren Glauben an sein Irresein. Auch die veröffentlichten Briefe lassen sich leicht erklären als Äußerungen eines durch den Entschluß zu einer grauenhaften, ungeheuerlichen Handlung in eine Art Rauschzustand versetzten Verbrechers, der sich mit seinem Vorhaben öffentlich brüstet. Die Form wird unter solchen Umständen niemand wahnwitzig finden, der aus Erfahrung weiß, wie leicht jemand in einen prahlerischen Ton verfällt, der als ein ehrgeiziger literarischer Anfänger plötzlich Gelegenheit erhält, seinen Geist vor einem Zeitungspublikum leuchten zu lassen. Wagner scheint ja Versuche gemacht zu haben, schriftstellerisch zu wirken, hat er doch damit renommiert, daß er an einer großen Dichtung über ein mystisches Thema arbeite. Es wäre verwunderlich, wenn er nicht dieser oder jener Zeitung hin und wieder ein Manuskript angeboten hätte, um es mit dem

Digitized by Google

üblichen gedruckten, höflich ablehnenden Begleitschreiben zurückzuerhalten. Diesmal, das wußte er, würden die Blätter Raum für seine Ergüsse haben. Darum konnte er in ungewöhnlicher Situation, in ungewöhnlicher Form, im Bewußtsein, eine Persönlichkeit zu sein, deren Untaten bald in aller Munde sein würden, seine zur Veröffentlichung in der Presse bestimmten Erklärungen: „An mein Volk" und „An die Lehrerschaft" niederschreiben.

Die öffentliche Meinung ist geistig träge; darum macht sie es sich leicht, ein so ungewöhnliches Ereignis wie das Blutbad von Mühlhausen zu erklären. Die Gesellschaft, deren Ausdrucksmittel sie ist, möchte nichts mit einem Ungeheuer wie diesem Mörder zu tun haben, deshalb läßt sie sich gern einreden, er sei ein Wahnwitziger und habe als solcher außer allem folgerichtigem, von der Gesellschaft mit zu verantwortendem Zusammenhange mit der Umwelt gehandelt. Zwar ist gar nicht einzusehen, warum die Wurzeln der Motive eines wahnsinnigen Verbrechers nicht auch in dessen soziale Umwelt hineinreichen könnten oder vielmehr müßten. Aber eine gewaltige Mehrheit der Stimmen der öffentlichen Meinung hatte schon jeden Zusammenhang zwischen dem Bremer Mörder Schmidt und seiner sozialen Umwelt geleugnet, als einige katholische Blätter auf dessen fanatischen Jesuitenhaß hinwiesen. Es wäre nichts für die Jesuiten gesagt gewesen, wenn man zugegeben hätte, daß es in heutigen Zeiten nicht mehr zu rechtfertigen ist, nur um parteipolitischer Zwecke willen künstlich eine Furcht vor den Jesuiten zu züchten, als einer Art teuflischer Katholisierer, gegen deren Einflüsse alle Wirkungen der modernen wissenschaftlichen Aufklärung nicht immun machen könne. An der Jesuitenhetze sind natürlich auch die Katholiken mit schuld, die den Jesuitenorden als die pure verfolgte Unschuld hinstellen und seine unheilvolle Wirksamkeit in früheren Zeiten einfach leugnen. So hätte man wohl das traurige Blutbad in der Marienschule als eine Verwarnung für alle religiöse Unduldsamkeit verwerten können. Aber wir leben nicht in einer Zeit, wo Bußprediger leicht Gehör finden. Um nicht wieder mit unbequemen Andeutungen im Sinne einer Kollektivschuld der Gesellschaft behelligt zu werden, schrieb einer der Federfuchser der öffentlichen Meinung nach der Blutnacht von Mühlhausen: „Der Wahnsinn ist ein absoluter Herrscher, von dem keine Verantwortung verlangt werden darf. Wer, wie die „Germania" bei dem Blutbade in der Marienschule in Bremen, in eine solche Schreckenstat Motive hineindichtet, die jeder psychologisch Geschulte lächerlich finden muß, zieht nur den Parteikampf noch auf das Gebiet des absoluten Nichts, in die Nacht tobender Verblödung, ohne das Grauenvolle zu erhellen. Nur mit einem zerstörenden Naturereignis läßt sich ein solches Vorkommnis vergleichen, bei dem es keine Gründe, keine Absichten, kein Verstehen gibt."

Wenn die öffentliche Meinung so leichtfertig über Gründe, Absichten und Ursachen eines Ereignisses wie des „Dramas von Mühlhausen" hinweghüpft, so ist das, was sie dazu sagt, nicht das Papier wert, auf dem es gedruckt ist. Auf dem Richtertage, der jüngst in Berlin abgehalten wurde, wurde u. a. das sehr zeitgemäße Thema behandelt, wie verbrecherische Neigungen durch die Richter wirklich bekämpft werden können; es wurde gefordert, daß die Richter gegenüber der heutigen öden Abstraferei in die Lage gesetzt werden müßten, „mit frischem Griff in die sozialen Schäden hineinzugreifen". Zu einer solchen Art der Rechtspflege würde eine wahrhaft aufklärende Arbeit der Presse, der öffentlichen Meinung, gehören; sie wäre, damit eine größere Freiheit der Richter nicht in Willkür umschlüge, sogar unentbehrlich. Diese Arbeit kann aber nur geleistet werden, wenn

Digitized by Google

jegliches Verbrechen als ein Unheil betrachtet und erörtert wird, für das die Gesellschaft im allgemeinen mit verantwortlich ist.

Auch der Schulmeister von Degerloch ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein. Er ist ein moralisch, kein geistig Minderwertiger. Aber mit seiner moralischen Minderwertigkeit würde er sich wohl ebenso schlecht oder recht glatt durchs Leben gefunden haben wie tausend andere auch, wenn ihn nicht die gesellschaftliche herkömmliche Sitte im Bunde mit der öffentlichen Einrichtung, die ihm Arbeit und Brot spendete, vor eine Forderung gestellt hätte, der zu trotzen er sich nicht stark genug fühlte und deren Joch er wiederum auch nicht dauernd zu ertragen vermochte. Er hatte als junger Mensch mit der Tochter des Adlerwirtes in Mühlhausen Beziehungen angeknüpft, die nicht ohne Folgen blieben. Die bessere sexuelle Moral der Zukunft wird einmal kein Verständnis mehr haben für eine Zeit, wo noch jede uneheliche Schwangerschaft einer Mutter gesellschaftliche Achtung eintrug, und die an den Mann die sittliche Forderung stellte, jedes Liebesverhältnis in eine dauernde Zwangsehe verwandeln zu lassen, wenn es „Folgen" haben würde. Wagner hatte sich geweigert, das Mädchen vor der Geburt des Kindes zu heiraten; es entstand ein Gerede und die Folge war, daß er strafversetzt wurde. Erst nach einigen Jahren, als die bissigen Bemerkungen der Bauern von Mühlhausen immer unerträglicher wurden, sah sich Wagner veranlaßt, die Tochter des Adlerwirts zu heiraten. Wäre er von Charakter stärker gewesen als er war, so hätte er sich auf den Standpunkt stellen können, daß man ihn wohl für die Folgen seiner vorübergehenden Beziehungen zu der Tochter des Adlerwirts verantwortlich machen, ihn aber deswegen noch nicht sein ganzes Leben lang an eine Frau fesseln dürfe, für die er nur vorübergehend eine Neigung gehabt habe. Wenn die heutige Gesellschaft so ungerecht sei, eine Frau zu ächten, die ein uneheliches Kind habe, was könne er dafür. Wagner war nicht stark genug, den bissigen Bemerkungen der Bauern und dem Unwillen seiner Vorgesetzten zu trotzen. Er war nicht Mannes genug, um auf solche Weise seine Persönlichkeit gegen die Gesellschaft durchzusetzen, nachdem er keck genug gewesen war, sich über ihre Sittengesetze hinwegzusetzen, ihre Gegnerschaft herauszufordern. Man muß aber zugeben, daß wenige in seiner Lage anders als er gehandelt haben würden; ist die Zahl derer außerordentlich gering, die folgerichtig zu denken wagen, so ist die Zahl derer geradezu verschwindend klein, die unter schwierigen Verhältnissen folgerichtig zu handeln fähig sind. Wagner konnte folgerichtig denken, aber als Handelnder war er der Situation, vor die ihn das Schicksal stellte, nicht gewachsen. Er heiratete um des Friedens mit seiner Umwelt zuliebe wider seine Neigung die Frau, mit der er gegen die konventionelle Sitte gesündigt hatte; weil er das aber nie vor seinem regsamen Intellekt verantworten konnte und weil ihn seine schmachvolle Niederlage fortgesetzt in den Sticheleien der Bauern verfolgte, mußte seiner empfindsamen Seele mit der Zeit das Gefühl, gewissermaßen in lebenslängliche Gefangenschaft einer rückständigen Gruppe der Gesellschaft geraten zu sein, unerträglich dünken. Daß er sich von seinen Kollegen, von aller Welt zurückzog, ein Eigenbrödler wurde, daß sich von Jahr zu Jahr mehr Haß gegen seine Umwelt in ihm anhäufte, das alles ist wohl psychologisch verständlich, ohne daß man an seinem klaren Verstande zu zweifeln brauchte. Wagner hat auf die Frage, warum er Frau und Kinder ermordet habe, geantwortet, da er aus dem Leben scheiden wollte, hätten sie doch auch mit gemußt. Das klingt barbarisch, aber lehren nicht die sich häufenden „Familientragödien", bei denen Mütter oder Väter erst ihre Kinder und dann sich selbst vergiften, ertränken, ersticken usw., wie leicht in verzweifelten Ver-

Digitized by Google

hältnissen moralisch einwandfreie Eltern in eine geistige Verfassung geraten können, wo sie sich das Recht anmaßen, ihre Kinder, als ihr eigen Fleisch und Blut, zu töten, nur weil sie selbst das Leben satt haben? Ein wenig Überlegung müßte doch solche Eltern lehren, daß, wenn für sie das Dasein unerträglich wurde, für ihre Kinder sich nach ihrem Tode leicht rettende Hände finden könnten. Also: das Empfindungsleben selbst dieses Massenmörders braucht gar nicht so beträchtlich von dem eines normalen Menschen abzuweichen. Unter andern Verhältnissen und Umständen wäre dieser selbe Mensch vielleicht zu einer großen aufopfernden Tat für die Gesellschaft fähig gewesen; dieselben Triebe, die in dem einen Menschen Liebe hervorrufen, zeugen in einem andern Haß. Haß gegen seine Umwelt machte Wagner schließlich zu einer Art Amokläufer, der jeden niederschießt, der ihm in den Weg kommt, er hatte sich in Schriften mittelalterlicher Mystiker in die barbarische Stimmung hineingelesen, aus der seine grauenhafte Tat hervorging; wenn wir aber seine Handlungsweise mit mittelalterlichem Maße messen, uns auch als Richtende auf einen mittelalterlichen Standpunkt versetzen, von dem aus mit einem solch bestialischen Feinde der Gesellschaft nicht viel Federlesens gemacht zu werden braucht, so ist es auch angebracht, die Umwelt, in der der Hauptlehrer Wagner lebte, als einen Rest Mittelalter zu betrachten und zu bewerten, wie es deren noch viele im heutigen Kulturleben gibt. Kapitalverbrechen von mittelalterlichen Dimensionen werden so lange noch möglich bleiben, als nicht mit den Überbleibseln des Mittelalters in der Kultur der Neuzeit aufgeräumt wird.

ERHÖHUNG DER ARBEITSLEISTUNG DURCH WISSENSCHAFTLICHE BETRIEBSFÜHRUNG

VON SIEGFRIED DYCK

Durch die Maschinenkraft ist die menschliche Arbeitsleistung in ungeahnter Weise erhöht, doch hat das Zeitalter der Maschine — abgesehen von vorübergehenden Perioden wirtschaftlicher Depression und einer Umgestaltung der Gewerbebetriebe — uns nicht eine Verminderung, sondern eine Vermehrung der Nachfrage nach menschlicher Arbeitskraft gebracht. In Zeiten der Hochkonjunktur gibt es Industrien, die ihren Arbeiterbedarf nicht befriedigen können, weil sie mit ihren Erweiterungen, um die Gunst der Zeit auszunützen, zu rasch vorgegangen sind. Und sie können oder konnten in solchen Fällen ihre maschinelle Produktionskraft nicht voll ausnützen.

Im Wettbewerbe mit den konkurrierenden Betrieben suchte dabei jeder einzelne Betrieb jedoch seine Leistungsfähigkeit zu erhöhen, und so kam man in Amerika, wo dieser Wettbewerb am schärfsten ist und wo die menschliche Arbeitskraft am teuersten ist, auch auf den Gedanken, daß die Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeitskraft noch nicht voll ausgenützt sei, besser ausgenützt werden könnte als bisher.

Der Gedanke ist an sich ja nicht neu, sondern uralt, und wenn die Pharaonen beim Bau ihrer Pyramiden, oder die Sklavenhalter der alten und neueren Zeit ihre Aufseher mit der Peitsche hinter die Arbeiter stellten, oder wenn heute Aufsichtsbeamte in allen Betrieben, seien es nun Staats-, Kommunal- oder Privatbetriebe größeren Umfangs, für nötig gehalten werden, so geschieht und geschah das in der Hauptsache, um das Sichdrücken von

Digitized by Google

der Arbeit zu verhindern, um eine größere Ausnützung der menschlichen Arbeitskraft herbeizuführen. Auch das Akkordlohn- und Stücklohnsystem basiert auf dem Wunsche, jeden Arbeiter zur höchsten Leistung anzuspornen. Das Verlangen ist begreiflich, weil der Arbeitgeber — besonders wo im Fabrikbetriebe die Verzinsung des in Gebäuden und Maschinen angelegten Kapitals und bessere Ausnützung der Maschinen in Frage kommt — von jeder Mehrleistung des Arbeiters entsprechenden Nutzen hat. Der Arbeiter aber wollte von dem Akkord- und Prämienlohnsystem zumeist nicht viel wissen, da die Akkordlöhne in der Regel so bemessen wurden, daß er nicht um so viel mehr an Lohn erhielt, als er entsprechend seiner Mehrleistung an Arbeit beanspruchte. Er war mißtrauisch, da der Stücklohn ohne seine Mitwirkung festgesetzt und häufig — wenn er mehr leistete, als der Arbeitgeber erwartet hatte — herabgesetzt wurde. Andererseits brachte das Stücklohnsystem oft auch eine Verschlechterung der Qualtität der geleisteten Arbeit mit sich.

Alle diese Mittel, um den Arbeiter zu veranlassen, seine Arbeitskraft voll auszunützen, waren also ungeeignet, ihren Zweck zu erreichen.

Da erregte es natürlich großes Aufsehn, als in Amerika ein Mann versprach, durch eine „wissenschaftliche Betriebsführung" (scientific management) die Arbeitsleistung eines jeden einzelnen Arbeiters mindestens zu verdoppeln, ja zu vervielfachen und damit die Betriebskosten herabzumindern.

Und in einem Buche*), in dem der Erfinder dieser wissenschaftlichen Betriebsführung, Frederick Winslow Taylor, seine Ideen und Erfahrungen niedergelegt hat, führt er Beispiele für Mehrleistung der Arbeiter in nach seinen Grundsätzen gehandhabten Betrieben an, die in der Tat verblüffend wirken und im ersten Augenblicke an einen amerikanischen Bluff glauben lassen. Er erzählt da z. B., wie beim Verladen von Roheisen ein guter Arbeiter es bei der alten Methode auf 12½ Tons, bei der neuen Methode aber auf 47½ Tons bringt und wie trotz 60% höherer Löhne (statt 1,15 Dollar = 4,81 Mark 1,85 Dollar = ca. 7,66 Mark) die Betriebskosten der Bethlehem-Stahlwerke sinken, so daß z. B. an Arbeitslöhnen auf den Lagerplätzen im ersten Halbjahr 36 417 Dollar = rund 153 000 Mark, im nächsten zwischen 37 000 und 40 000 Dollar, in einem Jahre also ca. 310 000 bis 335 000 Mark erspart wurden. Er erzählt weiter, daß die Arbeit, die unter dem alten System 600 Schaufler erforderte, unter dem neuen System 140 Leute leisten, und daß beim Mauern statt wie zuvor 120 Ziegel 350 von einem Manne in der Stunde verlegt werden konnten.

Und alles das geschah, so behauptet Taylor, ohne daß die Arbeiter übermüdet wurden.

Des Rätsels Lösung läßt sich eigentlich in eine knappe Formel fassen: Individualisierung der Arbeit statt Massenarbeit. Die Massenarbeit drückt, wie Taylor ganz richtig ausführt, die Arbeitsleistung des besten Arbeiters auf die des schlechtesten herab.

Doch diese knappe Formel wird vielen unverständlich bleiben, deshalb wird man schon eingehender das neue System betrachten müssen.

Taylor hat durch genaue Beobachtungen festgestellt, daß die Arbeiter sich nicht für jede Arbeit gleich gut eignen. Er sucht deshalb zunächst für jede Arbeit eine Auslese vorzunehmen und jedem Arbeiter nur die Arbeit

*) „Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung" (The Principles of Scientific Management) von Frederick Winslow Taylor. Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. jur. Rudolf Roesler, 1913. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Digitized by Google

zuzuweisen, für die er wirklich qualifiziert ist. Die Auslese wird mit Hilfe des ganzen Komplexes der modernen Wissenschaft von besonders dazu geschulten Wissenschaftlern vorgenommen. Sie berücksichtigt die Auffassungsgabe, Sehkraft, Körperstärke etc., die durch geeignete Instrumente geprüft werden.

Weiter hat Taylor sein Augenmerk auf die vielen verschiedenen Arbeitsmethoden für die gleiche Arbeit gerichtet (Faustregeln nennt er sie), die, auf Gewohnheit und Überlieferung beruhend, heute in ihrer Anwendung ganz dem Arbeiter überlassen bleiben. Er hat durch eingehende Vergleiche festgestellt, daß es unter den vielen Methoden für die gleiche Arbeit immer eine geben wird, bei der die Arbeit den verhältnismäßig geringsten Kraftverbrauch beansprucht, die also die Leistungsfähigkeit erhöht; und er hat ferner festgestellt, daß selbst bei dieser besten Methode noch rationeller gearbeitet werden kann, wenn als überflüssig erkannte Bewegungen vermieden werden.

So hat er zunächst für den für die Arbeit besonders qualifizierten Arbeiter die beste Arbeitsmethode in jedem Einzelfalle festgestellt.

Aber auch das genügt ihm nicht. Er untersucht z. B. bei den Roheisenverladern, wie die Ermüdungserscheinungen durch ein richtiges Verhältnis der Ruhepausen zur Arbeitszeit und richtige Verteilung von Ruhepausen innerhalb der Arbeitszeit vermieden werden können und schreibt nun den Arbeitern das ganz genaue Tempo ihres Ganges, der Arbeit und weiter bestimmte Ruhepausen vor.

Ebenso hat er bei den Schaufelarbeitern festgestellt, daß es viel auf die richtige Schaufellast ankommt. Bei zu kleiner Schaufel werden mehr Bewegungen als notwendig zur Bewegung eines bestimmten Quantums erforderlich sein, bei zu großem Schaufelinhalt tritt frühzeitige Erschöpfung ein.

Er sucht also zu ermitteln, in welchem Tempo, mit welchen Geräten und welchen Ruhepausen eine Arbeit auszuführen ist. Dazu gehört bei dem Arbeiter, der eine Maschine bedient, auch die Ermittelung, in welchem Tempo die Maschine laufen muß, um am vorteilhaftesten zu arbeiten.

Was Taylor von der Betriebsleistung verlangt, ist also eine wissenschaftliche Durchdringung jeder einzelnen Tätigkeit in ihrem Betriebe. Darnach soll die Betriebsleitung für jede einzelne Arbeit ein Pensum feststellen und jedem Arbeiter genaue Anleitung für seine Arbeit geben, damit er dieses Pensum ohne Überanstrengung bewältigen kann. Die Aufsichtspersonen sollen diese Anleitung geben und so in ständigem Zusammenarbeiten zwischen Arbeitern und Leitung ein gutes Verhältnis und gegenseitiges Vertrauen hergestellt werden. Trotz der großen Aufwendungen für die Betriebsleitung, die durch seine Methode bedingt sind, und trotz der Lohnerhöhungen von 30 bis 100 Prozent will Taylor mit seinem System eine Verminderung der Betriebskosten von 43 Prozent und mehr selbst bei gut geleiteten Betrieben erzielt haben.

Das sind ja glänzende Resultate, die manchen Fabrikherrn für das Pensumsystem, wie Taylor sein System nennt, begeistern werden. Die Arbeiter freilich werden weniger davon entzückt sein, daß durch das System von je zwei Arbeitern mindestens einer überflüssig werden könnte. Taylor sucht jedoch ihre Bedenken dadurch zu zerstreuen, daß er darauf hinweist, wie die Maschine die menschliche Arbeitskraft nicht entbehrlich, sondern — infolge der Produktionszunahme — in steigendem Maße erforderlich gemacht habe. Er meint, deshalb sei auch bei seinem System Arbeitslosigkeit nicht zu fürchten.

Digitized by Google

Das ist allerdings ein Trugschluß, da zunächst ganz gewiß bei Erhöhung der Arbeitsleistung eine Verminderung der Arbeiterzahl zu erwarten ist, zumal in einer Periode sinkender Konjunktur, wie wir sie jetzt haben. Schon die Kapitalsknappheit würde einer so umfangreichen Erweiterung der Betriebe entgegenstehen, wie sie notwendig würde, wenn die bisherigen Arbeiter sämtlich bei Verdoppelung oder Verdreifachung ihrer Leistungen Brot finden sollten. Aber auch die Produktion läßt sich, selbst bei Verbilligung der hergestellten Ware, nicht sprunghaft ins Ungemessene steigern. Gibt es doch Warengattungen (wie z. B. in der Waffenindustrie: Kanonen, Maschinengewehre, Militärgewehre), deren verbilligte Herstellung nicht ohne weiteres einen Mehrkonsum zur Folge haben wird, da bei ihnen die Konstruktion der entscheidende Faktor ist, von dem die Auftragserteilung abhängt. Sodann würde bei anderen Warengattungen ein vermehrtes Angebot zu einer Verschärfung des Konkurrenzkampfes und damit zu einer derartigen Erhöhung der Betriebs- und Reklamekosten führen, daß die Verbilligung der Produktion dadurch zu einem Teile wieder aufgehoben würde, wenn eine starke Erhöhung der Produktion ohne geregelte Absatzverhältnisse eintritt. Die Bedenken der Arbeiter gegen eine solche erhöhte Ausnützung ihrer Arbeitskraft sind also nicht so gegenstandslos, wie es Herr Taylor hinstellt, wenn nicht eine der Produktionssteigerung entsprechende Arbeitszeitverkürzung und Lohnsteigerung stattfindet. Gerade aber die sprunghafte Steigerung der Arbeitsleistung durch das Pensumsystem kann zur Überproduktion und damit zu Krisen führen, die die Löhne vielleicht trotz erhöhter Arbeitsleistung wieder auf den alten Stand herabdrücken würden.

Und noch ein anderes Bedenken fällt für den Volkswirt ins Gewicht. Das Pensumsystem des Herrn Taylor würde, da es den größten Betrieben naturgemäß den größten Vorteil bringen müßte, die Entwickelung, die immer mehr zum Großbetriebe drängt, noch beschleunigen, die Mittel- und Kleinbetriebe in ihrer Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigen und damit der Vertrustung und Monopolierung der Industrie Vorschub leisten.

So richtig also die wissenschaftliche Betriebsführung, wie sie Taylor uns zeigt, in der Theorie ist und so wünschenswert an sich jede Verbesserung der Produktion wäre, so ist doch Vorsicht bei der Durchführung geboten.

Sicher ist die Individualisierung und Erleichterung der Arbeit, die zu solchen Mehrleistungen führen kann, auch im Interesse des Arbeiterstandes und der Gesamtheit zu begrüßen, aber nur dann, wenn durch erhebliche Verkürzung der Arbeitszeit und erhöhte Löhne dem Arbeiter ein entsprechendes Äquivalent für seine Mehrleistung geboten und wirtschaftliche Krisen vermieden werden.

DAS SCHICKSAL DER WERKE PAULA MODERSOHNS

VON CURT STOERMER

Im Februar dieses Jahres wurde eine Kollektion der bedeutendsten Werke Paula Modersohns zum Teil aus ihrem Nachlasse, zum Teil aus privaten Besitzständen zusammengestellt. Es war ihres Lebenswerkes erste vollständige Übersicht, die geboten wurde; denn wenn man von der ersten von ihr selbst autorisierten Ausstellung in der Bremer Kunsthalle absieht und aus gleichem Grunde, ihrer Unvollständigkeit halber, auch die wenigen

Digitized by Google

späteren nicht berücksichtigt, so war hier etwas geschehen, dessen Folgen sich mit Spannung erwarten ließen. So wenig für den Künstler Erfolg oder Mißerfolg bestimmend wirken kann, so wenig Einfluß konnten diese Prädikate auf unsre Überzeugung für die Größe Paula Modersohns erringen; aber daß diese Kunst ein Fingerzeig und ein Symbol für alle diejenigen sein sollte, denen die neue deutsche Malerei eine aktive Lebensfrage ist, das ließ sich erhoffen; das sein zu können, liegt im Wesen ihrer Kunst.

Nun, man fühlt erst nachher, daß der Weg lang ist von der Kunst zu den Menschen. Es werden Jahrzehnte, Jahrhunderte darüber hingehen, ehe man erkennt, daß da etwas Besonderes, etwas Abgerundetes, Vollendetes besteht, und wird einsehen müssen, daß diese Eigenschaften in der Kunst unsrer Epoche nicht allzu häufig sind. — Natürlich wären auch hier Erfolge zu berichten, aber ich würde sie nicht berichten, wenn das Schicksal des Hauptwerkes Paula Modersohns nicht schon entschieden wäre. Die Aus stellung im Folkwang-Museum erzielte eine grandiose Wirkung, die Ausstellungen in München und Jena waren glänzend. Zu guter Letzt wurde im Hause des Freiherrn von der Heydt in Elberfeld noch einmal alles vereinigt, was zu ihrem Monumental-Schaffen gehörte; selbst Werke, die von ihren Besitzern bisher zurückgehalten wurden, gelangten zu dieser Schau. Von dort kehrten nur wenig Bilder zu den Nachlaßbeständen zurück; der größte, wichtigste Teil des Werkes befindet sich jetzt in festen Händen.

Man wird uns vielleicht einmal Dank wissen, wenn wir hier schon Ort und Besitzer der einzelnen Werke angeben, soweit sie nicht schon in meinem Kataloge (Horen-Verlag, Charlottenburg) vermerkt sind. Es wird Gelehrte und Kunstfreunde leichter orientieren. Das Folkwang-Museum in Hagen erwarb das Selbstbildnis mit dem Kamelienzweig (Kat. Nr. 30), Freiherr von der Heydt in Elberfeld Kinder- und Landschaftsstudien (Kat. Nr. 1—7, 13, 14, 22), das „Stilleben mit Milchglas" (21), „mit Goldfischen" (29). Diese Studien entstanden nach ihrer Lehrzeit bei Mackensen und der ersten Reise nach Paris in Worpswede zwischen 1901 und 1905.

Sodann erwarb von der Heydt das Bild „Mutter und Kind mit Früchten", 1906 Paris (Nr. 35), ein fragmentarisches Werk „Frau mit Katze und Papagei", 1907 Paris (Nr. 39), dann eines ihrer Hauptwerke, welches nicht lange vor ihrem Tode entstand, die „Allegorie", 1907 Paris (Nr. 45). Dieses letztere hat Bernhard Hoetger in einem dekorativen Relief nachgebildet, das zu einem Grabmal Paula Modersohns bestimmt war. Die in Paris gemalten Bilder unterscheiden sich wesentlich von denen, die in Worpswede entstanden. Das liegt teilweise an dem verschiedenartigen Charakter der Dinge, die Paula Modersohn darstellte, und auch daran, daß sie in Worpswede stets im Freien malte und nur selten im Atelier, wozu sie in Paris natürlich gezwungen war. Von den Worpsweder Bildern erwarb von der Heydt die Stilleben „mit dem Kürbis", 1905 (Nr. 40), „mit Delfter Topf auf schwarzem Grund", 1905 (Nr. 46), „mit Kastanien" (Nr. 59); eines ihrer besten Stilleben, sodann das prachtvoll farbige Bild „Spielende Kinder und Reiter", 1907 (Nr. 48), den „Halbakt mit Kind", 1906 Paris (Nr. 49), ein dekoratives Werk aus ihrer reifsten Zeit, den „sitzenden Mädchenakt mit Blumenvasen", (Nr. 52), das „Italienerkind in Blau" und das „Kind an der Brust" (Nr. 54 und 55), außerdem zwei ihrer unvergleichlichen Kinderbilder (Nr. 57 und 60) und den „Kopf einer alten Frau" (Nr. 74).

Freifrau von der Heydt, Elberfeld, erwarb eine „Kinderwiege in der Landschaft" (Nr. 8), den „Cellospieler mit der Kuh" (Nr. 12), eine frühe Landschaftstudie „mit Föhren" (Nr. 27) und eines ihrer charakteristischsten

Digitized by Google

Bilder (ein Motiv, das sie häufig dargestellt hat) „Kinder auf dem Moordam“ (Nr. 42).

Herr Herbert Garvens von Garvensburg in Hannover kaufte für seine Sammlung, die außer Werken bildender Kunst wertvolles japanisches und chinesisches Kunstgewerbe umfaßt, den „Barmherzigen Samariter“ (Nr. 9), das „Selbstportrait mit der Zitrone“ (Nr. 33) und ein „Selbstportrait vor Zweigen und blauer Luft“, sodann eines der monumentalsten Werke deutscher Malerei überhaupt, den „liegenden weiblichen Akt“, 1905 (Nr. 44), die „stillende Mutter“, 1903 (Nr. 47), eines ihrer frühesten Bilder, das noch an Mackensens Lehrzeit gemahnt, außerdem mehrere Stilleben, Kopf- und Aktstudien.

Es sind dies die wichtigsten Verkäufe aus der Kollektion. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese dadurch so erschöpft wurde, daß sie sich *einmal* längere Zeit sammeln und neuorganisieren muß, ehe sie ihren Weg in die Öffentlichkeit zurückfindet. Allerdings war das Schaffen Paula Modersohns so umfassend und reich, daß bisher nur ein kleiner Teil gezeigt werden konnte, auch sind neuerdings bedeutende Funde unbekannter Bilder hinzugekommen. Zu bedauern ist nur, daß sich Bremen keines der großen Werke sichern konnte, die jetzt alle in Privatbesitz übergegangen sind.

Aber trotzdem: nicht jede künstlerische Hinterlassenschaft hat solch würdiges Schicksal gehabt. Innerhalb einer kleinen Gemeinde, die diese Kunst ehrt, werden die Mittel aufgebracht, um die Zukunft des Werkes sicherzustellen, es für immer aus dem Handel zu ziehen. Man muß zugeben, daß selten die Verpflichtung, welche die Menschheit dem Werke eines Künstlers gegenüber besitzt, so beispielhaft eingelöst wurde. Und dieses Verdienst gebührt nicht nur den hier angeführten Kunstfreunden. Bedeutend größere Opfer hat es denen gekostet, die schon früher ihren Werken eine Heimstätte gaben: Bernhard Hoetger, Heinrich Vogeler und Dr. Sohnberg (Hamm i. W.).

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch folgende Besitzer von Werken Paula Modersohns erwähnen: Otto Modersohn (Fischerhude), Frau Baurat Becker (Bremen), Dr. Curt Becker (Bremen), das Kestner-Museum in Hannover, das städtische Museum in Elberfeld und die Kunsthalle in Bremen. Die alleinigen Verlagsrechte der Radierungen Paula Modersohns erwarb der Horen-Verlag (Worpswede-Charlottenburg), der auch sehr eigenartige Probe- und Zustandsdrucke besitzt.

Im Herbst dieses Jahres wird das Gesamtwerk Paula Modersohns noch einmal in der Bremer Kunsthalle ausgestellt. Möge man auch hier die Vorurteile ausrotten, mit denen man vor Jahren gegen diese Frau gesündigt hat. Zum Zwecke dieser Ausstellung werden alle Bilder aus Privatbesitz von den Besitzern hergeliehen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.

Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.


Digitized by Google

AUFRUF DER BRÜCKE
ZUR MITWIRKUNG AN DER AUSGESTALTUNG DES KAISER-JUBILÄUMS-ARCHIVS

Zweck dieser Abhandlung ist, die Erzieher des deutschen Volkes, die deutschen Lehrer, bekanntzumachen mit der Brücke, internationalem Institut zur Organisierung der geistigen Arbeit, und sie für dieses dem Plane nach umfassendste aller Institute zu interessieren.

Den Anstoß zur Gründung der Brücke gab die Erkenntnis, daß das ganze menschliche Wirken und Schaffen und das gesamte Geistesleben letzten Endes ein einheitliches Ganze bildet. Es erschien zweckmäßig, eine großzügige Zentralstelle zu errichten, in der alle Fäden zusammenlaufen und von der aus nach einem von den führenden Geistern aller Länder entwickelten Plan wiederum Anregungen nach allen Richtungen hinausgesandt werden sollen, damit unter Vermeidung der bisher herrschenden Willkür und Systemlosigkeit durch Energieersparnis höhere und höchste Leistungen erzielt werden können.

An die Stelle des Chaos und der Anarchie soll m. a. W. die Organisation treten; das ganze Geistesleben soll zu einem Organismus ausgestaltet werden. Ein solcher Organismus der geistigen Arbeit muß folgende grundlegende Eigenschaften besitzen:

1. er muß gegliedert sein, d. h. aus individuell entwickelten Teilen bestehen,
2. seine Glieder müssen sich harmonisch verbinden, von einem einheitlichen Geist erfüllt sein und zueinander in Wechselwirkung stehen,
3. er muß — im Gegensatz zu einem Mechanismus — sich wechselnden Bedürfnissen anpassen können.

Die Brücke, die, obgleich erst vor zwei Jahren begründet, schon jetzt auf eine sehr erfreuliche und erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken kann, wird ihre Aufgabe zunächst durch Schaffung folgender Einrichtungen bewältigen:

1. Das Weltarchiv, bestehend aus einer gewaltigen Sammlung von Ausschnitten aus Zeitungen, Büchern, Zeitschriften und Katalogen, die sämtlich auf einheitliche Papierunterlagen geklebt und systematisch geordnet werden. (Die Abteilung für Musik und Theater, die allein heute schon weit mehr als eine Million wohlgeordneter Einzeldokumente umfaßt, mag einen Anhaltspunkt für den künftigen Umfang der Gesamtsammlung geben.)

2. Die Auskunftstelle der Auskunftstellen, zu der sich das Institut durch dieses Weltarchiv usw. automatisch entwickeln wird.

3. Die Zentralstelle und Hochschule für Organisation behufs Ausbaues der neuen Wissenschaft und Technik des Organisierens, die das ganze Werk krönen wird.

Einzelheiten können begreiflicherweise hier nicht näher ausgeführt werden; sie sind für einzelne Teilgebiete in Sonderschriften gegeben und sollen entsprechend der fortschreitenden Entwicklung des Instituts in der Brückenzeitung nach und nach weiter veröffentlicht werden.

Digitized by Google

Wenn wir uns an die scheinbar über alle menschliche Kraft hinausgehende Aufgabe gewagt haben, die geistige Arbeit der ganzen Menschheit planmäßig zu organisieren, so geschah dies erst nach Erlangung der Erkenntnis, daß es sich dabei um eine rein technische Aufgabe handelt und daß es zudem ein technisches Mittel gibt, mit dessen Hilfe die im Druckwerk niedergelegten Geistesprodukte schon rein äußerlich zu gleichberechtigten Bausteinen gestaltet werden können, die jeder Ordnung fähig sind, nämlich die allgemeine Einführung einheitlicher Formate für Drucksachen. Diese Weltformate hat die Brücke auf wissenschaftlicher Grundlage aufgestellt, unter Berücksichtigung folgender Anforderungen, die man an sie stellen muß:

1. die Beziehung auf das Zentimeter als die Grundeinheit,
2. die Ableitung des einen Formates aus dem andern durch Halbieren oder Verdoppeln und
3. die geometrische Ähnlichkeit sämtlicher Formate der so erhaltenen Reihe.

Diese allgemeine Forderung läßt sich nur auf eine einzige Weise befriedigen, nämlich: Indem die beiden Seiten der Formate sich zueinander verhalten wie die Seite eines Quadrats zur Diagonale oder, mathematisch ausgedrückt, wie

$$1 : \sqrt{2}.$$

Die Quadratwurzel aus Zwei ist 1,414, wir haben es hierbei also ungefähr mit dem Verhältnis 7 : 10 zu tun.

Es ergibt sich sonach die folgende Tabelle, in der die Längen unter 10 cm auf Zehntelsmillimeter, die über 10 cm auf ganze Millimeter abgerundet sind.

Nr.	Zentimeter	
I	1 × 1,41	Formate für Wertzeichen, Etiketten, Eintrittskarten, Exlibris usw.
II	1,41 × 2	
III	2 × 2,83	
IV	2,83 × 4	
V	4 × 5,66	
VI	5,66 × 8	
VII	8 × 11,3	
VIII	11,3 × 16	Taschenformat } für alle möglichen Zwecke.
IX	16 × 22,6	Werkformat } für alle möglichen Zwecke.
X	22,6 × 32	Formate für Atlanten, Kunstblätter, Innenplakate usw.
XI	32 × 45,3	
XII	45,3 × 64	Formate für Landkarten, Maueranschläge, Fahrpläne usw.
XIII	64 × 90,5	
XIV	90,5 × 128	
XV	128 × 181	
XVI	181 × 256	

Weitere Reihen schmal-langer Formate erhält man durch zwei-, vier- oder achtfache Nebeneinanderreihen der Grundformate, z. B.

2 mal 1,41 × 2 = 1,41 × 4 cm
2 mal 1,41 × 4 = 1,41 × 8 cm
2 mal 1,41 × 8 = 1,41 × 16 cm

Wie sehr die Weltformate der Forderung des Tages entsprechen und in welchem Umfange sie allenthalben Boden gefaßt haben, beweist

Digitized by Google

der Umstand, daß in erstaunlich kurzer Zeit ganze internationale Verbände und große Weltfirmen (die Internation. Assoz. der Chemischen Gesellschaften, Hamburg-Amerika Linie, Norddeutscher Lloyd, F. A. D. Richter & Cie. (Anker-Steinbaukasten), Kaffeehag, Zeiß-Werke, mehrere Ausstellungen usw.) diese offiziell angenommen haben.

Was nun die wirtschaftliche Unterlage des Unternehmens betrifft. die selbstverständlich in der großzügigsten Weise gedacht sein muß, so hat die Brücke dafür einen neuen organisatorischen Gedanken aufgegriffen, der nach den bisherigen Erfahrungen ohne Zweifel reiche Ergebnisse zeitigen wird. Es handelt sich nämlich darum, die Riesensummen, die alljährlich im Dienste der geschäftlichen Werbetätigkeit, der Reklame, aufgewendet werden, sozusagen im Nebenamt in den Dienst fruchtbarer Kulturarbeit zu stellen.

Ein durchaus charakteristisches Beispiel dafür, wie dies gedacht ist, besteht in folgendem: Die Erzeugerin des coffeïnfreien Bohnenkaffees, die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft (KAFFEE HAG) in Bremen, die ihr Verständnis für die Kulturmission der Reklame bereits durch die Herausgabe einer literarischen und kulturellen Monatsschrift, „Die Güldenkammer", in auzuerkennender Weise bekundet, hat anläßlich des Kaiserjubiläums auf Anregung der Brücke sich bereit erklärt, im Laufe der nächsten 10 Jahre die von dem berühmten Heraldiker Prof. Otto Hupp in Schleißheim gezeichneten Wappen deutscher Städte, Flecken und Dörfer in Form von künstlerisch und wissenschaftlich einwandfreien farbigen Siegelmarken unter ihre Abnehmer zu verteilen. Im ganzen werden etwa 3000 verschiedene Wappen zur Ausgabe gelangen. Die Firma wird auch für jede Provinz ein eigenes Normalheft, gleichfalls in tadelloser künstlerischer Ausstattung, herausgegeben, so daß der gesamte Wappenschatz schließlich in nach Provinzen geteilten Bändchen vereinigt sein wird.

Hierdurch wird erreicht, daß ohne neuen Aufwand neue kulturelle Werte geschaffen werden, denn durch das Eindringen dieser wertvollen kleinen Urkunden in jedes Haus werden nicht nur mancherlei historisch-geographische Kenntnisse verbreitet, sondern die ganze Sache dient auch in weitgehendem Maße der Geschmacksbildung; der Jugend wird als Sammelgegenstand an Stelle von allerlei geist- und wertlosen Nichtigkeiten ein reizvolles und anregendes Gebiet für eine Tätigkeit geboten, welche — wie jedes in die richtigen Bahnen geleitete kindliche Spiel überhaupt — eine wertvolle Schule für das Leben im allgemeinen und für die Ausbildung organisatorischer Fähigkeiten im besonderen darstellt.

Ein besonderes Kennzeichen der Arbeitsmethode, deren Durchführung der Brücke vorschwebt, besteht darin, daß sie in allen Einzelheiten einen klaren Ausgleich zwischen Tun und Zweck anstrebt und bei der Durchführung jeder Einzelheit stets das große Endziel im Auge behält. Welche umfassende Aufgabe sich die Brücke gestellt hat, dafür folgendes:

In der ersten Jahresversammlung der Brücke (29. und 30. März 1913), die durch die Anwesenheit S. K. Hoheit des Prinzregenten von Bayern ausgezeichnet war, wurde unter lebhaften Beifallsbezeugungen einstimmig der Beschluß gefaßt, anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des Friedenskaisers Wilhelms II. ein Kaiser-Jubiläums-Archiv zu begründen,

Digitized by Google

dessen vielseitiger Inhalt ein klares und übersichtliches Bild von der glänzenden Kulturarbeit geben soll, die während seiner bisherigen segensreichen Regierung geleistet werden konnte.

Das Kaiser-Jubiläums-Archiv ist gedacht als Zusammenstellung verschiedenartigster Einzelschriften, die dadurch zunächst äußerlich ein Ganzes bilden, daß sie in den Weltformaten der Brücke gedruckt sind. Das Archiv soll namentlich die Drucksachen des Tages umfassen, Schriften mannigfachster Art und Ausstattung, die das gegenwärtige tätige Leben darstellen. Sowohl diese Abhandlung wie auch die bis dahin erschienenen Wappenmarken der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft werden Teile des Kaiser-Jubiläums-Archivs bilden.

Da dieses auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig 1914, zur Ausstellung gelangen soll, muß es innerhalb der Zeit, die uns noch von dieser Veranstaltung trennt, geschaffen werden. Mit Rücksicht auf die bedeutsame Bestimmung des Kaiser-Jubiläums-Archivs sollen sämtliche Einzelschriften, aus denen es bestehen wird, bei aller Sachlichkeit in festlichem Gewande erscheinen, wodurch das Ganze zugleich ein Spiegelbild der Leistungsfähigkeit des deutschen graphischen Kunstgewerbes sein wird. Die ziemlich erheblichen Auslagen für die äußere Ausstattung des Kaiser-Jubiläums-Archivs und dessen würdige Ausstellung anläßlich der Leipziger graphischen Weltausstellung sollen in der Hauptsache durch größere Beiträge der Großindustrie und des Großhandels aufgebracht werden, zum anderen Teil aber sollen sie gedeckt werden durch kleine Spenden von mindestens einer Reichsmark aus allen Kreisen, um damit kundzutun, daß die geistigen Arbeiter aus allen deutschen Ländern es sich zur Ehre rechnen, an diesem Werk mitzuschaffen.

Nun hat die oben genannte Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen der unterzeichneten Kommission in zuvorkommender Weise fünf Millionen der Huppschen Wappenmarken zum Verteilen zur Verfügung gestellt, um der Brücke die Möglichkeit zu geben, den zahlreichen Mitarbeitern an dem großen Werk eine wertvolle Gegengabe anzubieten.

Gegen Einsendung von mindestens einer Reichsmark erhalten Sie eine Serie künstlerischer Wappenmarken als Eigentum.

Viel wichtiger freilich als ein Barbetrag wäre uns Ihre gütige Mitwirkung am Ausbau des Kaiser-Jubiläums-Archivs durch die Tat, indem Sie in Ihrem Kreise von Bekannten, Korporationen, Geschäften, Behörden, Unternehmungen jeder Art usw. die Anregung zur Einführung des Weltformates und dadurch zur Vergrößerung des Kaiser-Jubiläums-Archivs geben wollten.

Den sonst erbetenen Beitrag von mindestens Mk. 1.— belieben Sie auf das Postscheckkonto Nr. 4459, Heraldisches Weltarchiv der Brücke E. V. in München, einzuzahlen.

MÜNCHEN, Schwindstraße 30/II, Oktober 1913.

DER VORSTAND DER BRÜCKE:

WILHELM OSTWALD, I. Vorsitz., emer. Professor, Inhaber des Nobelpreises, Geh. Hofrat

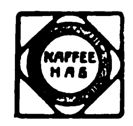
WILHELM EXNER, II. Vorsitz., Geh. Rat, Mitglied des Herrenhauses, Exzellenz

KARL WILHELM BÜHRER, Generalsekretär.

Digitized by Google

HOFKÜCHEN

die coffeïnfreien Kaffee Hag verwenden



Hofküche Seiner Majestät des deutschen Kaisers
Hofhaltung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, Danzig-Langfuhr
Hofküche Ihrer Majestät der Königin von Belgien
Hoföconomie Seiner Majestät des Königs von Württemberg, Stuttgart
Hofhaltung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Ludwig von Bayern, Nürnberg
Hofküche Seiner Großherzoglichen Hoheit des Prinzen Max von Baden, Karlsruhe
Großherzogliche Hofküche Seiner Hoheit des Großherzogs von Hessen-Darmstadt
Hofküche Seiner Hoheit des Fürsten zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg
Hofhaltung Seiner Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin
Hofhaltung Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürstin-Infantin Hohenzollern-Sigmaringen
Hofhaltung des Prinzen Leopold von Bayern, München
Hofhaltung Seiner Durchlaucht des Fürsten von Schaumburg-Lippe, Bückeburg
Hofhaltung Seiner Durchlaucht des Fürsten von Waldeck und Pyrmont, Neues Schloß, Arolsen
Fürstlich Wiedsche Hofhaltung, Neuwied
Hofhaltung der Fürstin Wwe. Schwarzburg-Sondershausen, Schloß Gehren
Hofküche Ihrer Durchlaucht der Fürstin zu Castell-Castell, Castell in Unterfranken
Hofküche Seiner Durchlaucht des Fürsten G. Ghika, Stefan Voda (Rumänien)
Hofküche des russischen Gesandten Prinzen Ouroussow, Athen (Griechenland)

Digitized by Google

HEINRICH BREMER
DOMSHOF 14
SPEZIAL-HAUS FÜR INNEN-EINRICHTUNG :: TEPPICHE
LINOLEUM :: TAPETEN :: GARDINEN :: MÖBELSTOFFE

Den feinsten Bremer Klaben
liefert nach dem In- und Auslande
PARK-BÄCKEREI
Erstes Bremer Klaben-Versand-Geschäft
Carl Müller, Fernruf 2088, Bremen

Im Verlag von Neumeyer, Braunschweig, erschien:
Dr. Vogeler
Sanatorium
Braunlage
Oberharz
Diätkochbuch
für die verschiedensten Krankheiten
mit 700 Kochrezepten
Preis M. 4.50 gebunden

Ferien-Reisen zur See zu mäßigen Preisen
nach
Holland + Belgien + England + Frankreich + Portugal + Spanien
und den Häfen des Mittelmeers
Nähere Auskunft und Drucksachen unentgeltlich
Norddeutscher Lloyd Bremen und seine Vertretungen

Digitized by Google

MAGER & WEDEMEYER

Langenstraße 50/51 BREMEN Molkenstraße 43/44

Telephone: 8051, 8052, 8053 Telegramm: Mager Wedemeyer

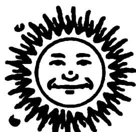
Werkzeugmaschinen und Werkzeuge für Eisen-, Metall- und Holzbearbeitung

Winden, Transmissionen, Pumpen, Armaturen

Ständig großes Lager

Spezial-Institut für Nervenerkrankungen

auf naturgemäßer Grundlage von **Bd. Ummen** (Kurbad Castagnola)
OLDENBURG i. Gr., Bahnhofsplatz Nr. 3. Fernsprecher 1389.



Hysterie, Hypochondrie, Melancholie (Schwermut), Nervenschmerzen, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Versteifungen, Verkrümmungen, Verwachsungen.

Feinste Referenzen. 30jährige Praxis.

Schrift: Nervenerkrankungen, ihre Entstehung und rationelle Behandlung. 60 Pfennig.

Friedrich Hagemann, Faulenstraße Nr. 6/8, Bremen

Erstes Strumpfwaren- und Trikotagen-Spezialhaus

Große Auswahl Billige Preise

Neu eröffnet: Abteilung für Handarbeiten

Buurmans Institut - Dr. Steckel

Höhere Lehranstalt und Einjährigen-Institut, nimmt Schüler aller Klassen zur schnellen und sicheren Vorbereitung für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung auf und hat vorzügliche Erfolge aufzuweisen

Im Jahre 1911 erhielten 67 Schüler der Anstalt den Berechtigungsschein

Bremen, Am Wall 104

GELDSCHRÄNKE

zuverlässiges, erstklassiges Fabrikat — fabriziert als ausschließliche 20jährige Spezialität zu billigen Preisen

G. H. STEINFORTH, BREMEN

Geldschrankfabrik u. Tresorbauanstalt

Fabrik und Kontor: **Baumstr. 60** **Fernsprecher 5559**

Lieferant der Kaiserl. Marine und Königl. Eisenbahn-Direktionen, sowie vieler Kreis- und Komunalkassen, Sparkassen usw.

Digitized by Google

TRINKS
Rechen-Maschine (Brunsviga)
spart
infolge ihrer Einfachheit und Übersichtlichkeit
Nervenkraft,
infolge ihrer vielseitigen Verwendbarkeiit
Zeit und Geld.
Prospekt HB durch:
Grimme, Natalis & Co., C.-A. a. A., Braunschweig



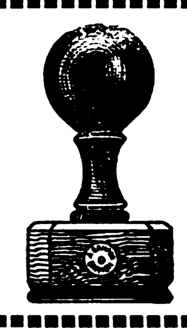


Digitized by Google

LUDWIG VON KAPFF & CO.

Gegr. BREMEN 1692

Weingroßhandlung



Adolf Gamper, Bremen

Ansgaritorstraße 11 ▪ Telephon 171

Spezialgeschäft der Stempelbranche in

KAUTSCHUK und **METALL**

GRAVIERUNGEN aller Art

Man verlange Preislisten

HERMANN STIESING

Oberhemden nach Maß

Tropen - Ausrüstungen

Telephon Nr. 2168 BREMEN Sögestraße Nr. 33

Bremer Geschäftsbücherfabrik Daniel Schad

Langenstraße 30 Fernsprecher 1700

Erste hiesige mit den modernsten Maschinen ausgestattete Fabrik dieser Branche

Großes Lager in Geschäftsbüchern

für die einfache, doppelte und amerikanische Buchführung

Extra-Anfertigung in kürzester Frist

Spezialgeschäft für Kontorbedarfsartikel

Soenneckens Bureau-Möbeln

Vertreter der Regina-Schreibmaschine, bestes deutsches Fabrikat



Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau

Bezugspreis vierteljährlich Mark 5,—.

:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle **Charlottenburg 2, Grolmanstr. 36.**

Digitized by Google



F. W. Buchmeyer

Bremen

Knochenhauerstr. 39/40

Gegründet 1865

Fernsprecher 608 und 660

Elektrische Licht-, Kraft- und Schwachstromanlagen

Größtes Lager moderner Beleuchtungskörper

Küchen-Aussteuern



Die Lieferung erstklassiger **Küchenmöbel, Gasherde, Wäscherei-Artikel** sowie praktischer **Haus- und Küchengeräte** ist seit vielen Jahren meine Spezialität.

Dauer-Ausstellung, freie Besichtigung.

Bernhd. Ebeling, Bremen

Ansgaritorstraße und Kaiserstraße

Digitized by Google

Braunschweiger

Hazeh-Eff (H-CF MUMME

ist ein hervorragendes, diätetisches

Kräftigungs- und Nährmittel

für Blutarme, Bleichsüchtige, Magen- u. Herzleidende, Nervöse etc., für Wöchnerinnen, Rekonvaleszenten. Ärztlich empfohlen.

Näheres durch

H. C. F. Nettelbeck Ges. m. b. H. **Braunschweig**

Eisschrankfabrik von H. Bischoff

Telephon 5092 **Bremen** Düsternstr. 132

Empfehle meine Eisschränke

D. R. G. M. Nr. 498010

Jede Größe stets am Lager. — Anfertigung nach Maß.

„MARTA" die beste, sauberste Brotschneidemaschine

schneidet jedes Brot, einerlei ob weich, ob hart.

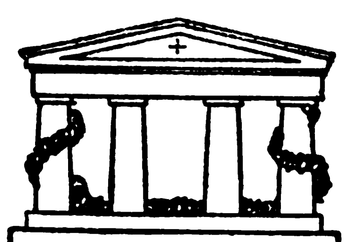
Volle Garantie für jede Maschine. Preis **Mk. 6.—** und **Mk. 9.—.**

Patent-Zimmerfontäne

ohne Wasserleitungs-Anschluß, ohne Motor, daher kein Geräusch.

Überall sofort verwendbar. Diese Fontäne eignet sich als großartiger Schmuck für Erker-Zimmer, als Mittelstück für Blumentische, als Tafelaufsatz bei Festlichkeiten, Diners und zur Verbesserung der Luft in Wohnräumen und speziell in Krankenzimmern.

Georg Schwettge, Doventorsstwg. 90 Fernsprecher 1645



Berger & Traupe

Werkstätten für Grabmalkunst

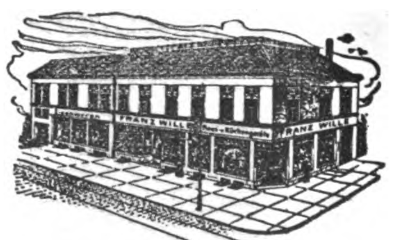
Bremen, Friedhofstraße Nr. 33

Fernsprecher 8954

Ausführung und ständige Ausstellung künstlerisch. Grabdenkmäler. : Namhafte Mitarbeiter.

Auf Wunsch versenden reich illustriertes Flugblatt: „Winke für die Beschaffung eines Grabmals", von Dr. v. Grolman (gegen Portoersatz 20 Pfennig).

Franz Wille, Bremen



Nordstr., Ecke Lützowerstraße

Neubau.

787 FERNSPRECHER 787

Bank-Konto: Bernhd. Loose & Co.

Postscheck-Konto 5780 Hamburg.

Eisenwaren • Haus- und Küchengeräte

Digitized by Google

Ferdinand Kinski, Bremen

Papenstraße 4 — **Linoleum-Spezial-Haus** — Fernruf 4883

Legen und Umlegen sowie Reinigen und Bohnern von Linoleum

Bohnerklötze und Bohnermasse in großer Auswahl

Scola's Antacipan — bestes Weizenschrotbrot.

Unentbehrlich für Magen- und Darmleidende, Rekonvaleszenten und Blutarme. — An Kliniken und Sanatorien von Professoren und hervorragenden Ärzten der inneren Medizin mit bestem Erfolge geprüft und begutachtet. — Prämiiert in Abteilung diätetischer Präparate. — Ärztlich empfohlen.

Nur allein zu haben bei

J. F. von Holtz, Inh.: Adolf Garde, Pelzerstraße 51

Gegründet 1797. Wiener Dampfbäckerei. Telephon 4593.

Köhler's Gewehr-Putzöl „BASOL"

Das Nachrosten verhindernd, für alle mit jedem beliebigen Pulver beschossenen Waffen. — Schützt Läufe und Schloßteile absolut gegen Rost. — Entfernt spielend alle Verbleiungen, Nickelansätze und Pulverrückstände.

Preis für Flaschen à 125 gr. Mk. 1.— exklusive Porto gegen Nachnahme.

Größere Kannen entsprechend billiger.

Köhler's schwarzes Lederöl „REFORM"

D. R. G. M. 69181

Das beste Imprägniermittel für Jagdstiefel, macht das Leder absolut **wasserdicht**, **weich und geschmeidig** und gibt demselben auch eine **schöne schwarze Farbe**, dabei färbt es nicht ab und zieht sofort in das Leder ein, auch für Pferdegeschirre und Verdeckleder vorzüglich geeignet.

Preis für Kannen à 1/2 und 1 kg Mk. 2.— per kg exkl. Porto gegen Nachnahme

Größere Kannen entsprechend billiger.

Fleck & Köhler, Technisches Geschäft und Öl-Import, Bremen 15.

Wiederverkäufer an allen Plätzen bei hohem Rabatt gesucht.

Erstes Bildereinrahmungs-Geschäft

mit elektrischem Betrieb

J. Hagemann, Glasermeister, Bremen, Wegesende 12/13 Teleph. Nr. 3447

Großes Lager moderner Rahmleisten.

Kistenfabrik, Hobel- und Sägewerk

Fernsprecher Nr. 1911 — **Carl Gluud, Bremen** — Fernsprecher Nr. 1911

Bank-Konto: Deutsche Nationalbank, Bremen. Telegramme: Gluud, Baumstraße.

Export-, Bahn- und Postkisten mit und ohne Verschluß.

Spezialität: Margarinekisten mit rotem Streifen u. Brand. Flaschenkasten.

Fertiggeschnittene Bretter nach jedem aufgegebenen Maß.

Digitized by Google

Johann Hinrich Fehrs: Gesammelte Dichtungen

4 Leinenbände mit über 1400 Seiten großen Formates,
4 Bildern und einer Handschriftprobe. Preis 20 Mark.

In ihrer Gesamtheit ergeben diese Dichtungen (lyrische Gedichte, epische Dichtungen, Erzählungen, Novellen und ein Roman) ein so umfassendes und getreues Bild niederdeutschen Lebens und geben es in so meisterhaft künstlerischer Form, mit so tiefschürfender und dennoch oft herzerfrischend humorvoller dichterischer Behandlung ewig neuer Lebensprobleme, daß sie für jeden Niederdeutschen zum unversieglichen Quell ungetrübten Genusses werden, aus dem man immer wieder von neuem fröhliche Erholung und läuternde Erhebung schöpft.

Schlesische Zeitung: „Ein Dichter, der Anrecht hat, bei allen Deutschen daheim zu sein." — **Monatsschrift Deutsch-evangelisch:** „Johann Hinrich Fehrs gehört eben mit allen seinen Werken in jedes niederdeutsche Haus." — **Rheinisch-Westfälische Zeitung:** „Reife, vollwertige Kunstwerke von bleibendem Wert." — **Die Heimat:** „Fehrs hat mit der bezwingenden Kraft echter Kunst Menschenschicksale von allgemeingültiger seelischer Bedeutung geformt." — **Hamburger Nachrichten:** „In ihrem künstlerischen Aufbau sowie in ihrer glänzenden Charakteristik findet Fehrs' Dichtung nur wenig Gleichwertiges in der gesamtdeutschen Literatur unserer Tage."

Ausführlicher Prospekt von Alfred Janssen, Verlag, Hamburg G 1.

Im Januar 1913 begann der IX. Jahrgang der Zeitschrift:

Sexual-Probleme

Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik

Herausgeber Dr. med. MAX MARCUSE

Preis halbjährlich (6 Hefte) M. 4.— Einzelheft 80 Pf.

In den neuesten Heften des laufenden Jahrgangs sind u. a. folgende interessante Aufsätze enthalten:

Zur Frage der psychischen Impotenz als Folgeerscheinung sexueller Totalabstinenz beim Manne. Von Dr. med. M. Hirschfeld und Dr. med. E. Burchard. = **Sexuelle Verirrung bei Vögeln in den Tropen.** Von Dr. Arnold Heim. — **Die „Rationalisierung" des Geschlechtsverkehrs in unseren Tagen.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Julius Wolf. — **Das Quedeschenwesen im israelitischen Kanaan.** Von Dr. Ed. Dumont. — **Sexuelle Unarten bei Kindern.** Von Dr. med et. phil. Margarete Kossak.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probeheft und ausführlicher Prospekt gratis und franko durch

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. Main, Finkenhofstr. 21.

Digitized by Google



Digitized by Google





Digitized by Google

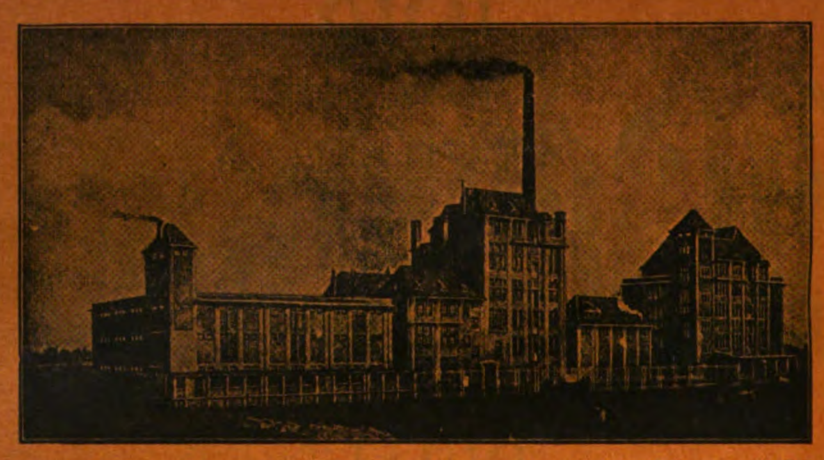
Die Güldenkammer

INHALT

NOVEMBER 1913

4. JAHRGANG HEFT 2

Digitized by Google



Künstlerische Fabrikarchitektur. Aus der Silhouette der Stadt Bremen ragt der hochcharaktervolle Bau, den die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft errichten ließ. Der verblüffend frische, ästhetisch und praktisch vollendete Bau ist in der Tat eine Sehenswürdigkeit der alten Hansestadt, dessen Besichtigung allen Personen empfohlen sei, die sich für künstlerische Fabrikarchitektur, vollkommene technische Einrichtungen und modernste kaufmännische Organisation interessieren. In dieser Fabrik wird der coffeïnfreie Kaffee Hag, der unschädliche und veredelte Bohnenkaffee, hergestellt.

„Agfa", Actiengesellschaft für Anilinfabrikation, BERLIN SO. 36

Räumlich wie zeitlich unbegrenzte Anwendung der Photographie ermöglichen

„Agfa"-Blitzlicht-Artikel!

Während früher Tageslicht für Photoaufnahmen Vorbedingung und deshalb nachts bezw. in Räumen, zu denen es keinen Zutritt hatte, Photographieren unmöglich war, gibt es bei Anwendung der

„Agfa"-Blitzlicht-Photographie

keine Beschränkungen, um so weniger, als die der Blitzlicht-Photographie bei ihrer Einführung anhaftenden **Mängel und Gefahren durch die**

„Agfa"-Blitzlicht-Artikel

vollkommen beseitigt sind! Bezug durch Photohändler.

„Agfa"-Blitzlicht-Literatur GRATIS durch Photohändler :: oder durch die „Agfa". ::

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer“ von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer“ veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

Novemberheft 1913.

INHALT

Ermäßigung des Abonnementspreises:

Jährlich	Mk. 5.—	(statt Mk. 8.—)
Vierteljährlich ...	„ 1.50	(„ „ 2.—)
Einzelheft	„ —.50	(„ „ —.80)

Bezug durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / G. F. HARTLAUB / HERMANN SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 2 NOVEMBER 1913

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH MK. 5.—, VIERTELJÄHRLICH MK. 1.50, EINZELHEFT MK. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

DER NEUE SOZIALE GEIST UND DIE NEUE STAATSIDEE IN ENGLAND

VON DR. FREIHERRN VON MACKAY

Die reizvolle, aber schwierige psychologische Analyse, welche Wandlungen in der gesamten politischen und intellektuellen Atmosphäre Englands sich vollzogen haben, um einen solch radikalen Umschwung in der Stellungnahme der bürgerlichen Gesellschaft zu tiefgreifenden und entscheidenden nationalen Daseinsproblemen herbeizuführen, wie er sich in der großzügigen und revolutionären sozialen Reformgesetzgebung des seit 1906 regierenden Liberalismus bezeugt, bildet in der heutigen Tages- und Fachliteratur des Vereinigten Königreichs ein Thema, das nach tausend Motiven hin abgewandelt wird und eben in dieser vielfachen kritischen Durchleuchtung immer weitere ernste und bedeutungsvolle problematische Hintergründe zeigt. Mit zunehmender Deutlichkeit wird die anfangs kaum geahnte Wahrheit klar, daß die jählings anschwellende Flut eines neuen sozialen Geistes nicht nur an den Fundamenten des alten Parteiwesens und der überlieferten bürgerlichen Lebensformen rüttelt, sondern auch dahin drängt, den Staat und seine ideellen Grundlagen umzubilden und ihm neue Entwicklungsgesetze zu geben. Damit tritt der reorganisatorische Prozeß aber noch weit mehr als bislang aus dem Rahmen einer internen Angelegenheit Großbritanniens hinaus; er wird zu einer Frage, die unmittelbar alle Kulturstaaten und nicht zum wenigsten Deutschland berührt, dessen politischer Werdegang stets in engsten Abhängigkeiten von Korrelativ- und Affinitätsgesetzen mit demjenigen Englands sich bewegt hat.

Digitized by Google

Die Klarstellung der Wurzeln und Funktionen des Problems erfordert naturgemäß zunächst eine etwas genauere Bekanntschaft mit dem geschichtlichen Wesen und den Entstehungsgründen des britischen Sozialismus. Seine Vergangenheit weist drei deutlich geschiedene Entwicklungsperioden auf. Die erste, die des englischen Frühsozialismus, umfaßt die zweite Hälfte des 18. und das erste Viertel des 19. Jahrhunderts. Es war die Zeit der Blüte des Freihändlertums. In den mit Riesenschritten emporgeschossenen Industriezentren hatten sich gewaltige Arbeitermassen zusammengeballt, die in ihrer elenden Lage zu anarchistischen Gewalttätigkeiten — es sei nur an den fenierartigen Bund der Ludditen erinnert — neigten; nach den damaligen Faustkampfidealen des Laissez-Faire-Manchestertums wurden diese aufrührerischen Bewegungen kurzweg dadurch unterdrückt, daß man den Arbeitern das Koalitionsrecht nahm und auf Übertretung des Verbots härteste Strafen, Zuchthaus und Landesverschickung, setzte. Diese Ausbeutungs- und Willkürtaktik rief aber schon damals eine ganze Reihe mehr oder weniger sozialistisch gesinnter Männer und Kämpen für eine sittlichere Ausdeutung und Verwirklichung der gepriesenen Freiheitsgesetze auf die Schanzen. Ein Charles Hall entwickelte bereits die Prinzipien einer sozialwirtschaftlichen Weltanschauung, die an die Lehren von Marx, namentlich an dessen Mehrwertstheorie, stark anklingen, ein Robert Owen glänzte als Sozialpädagoge, dessen Tätigkeit die Begründung Hunderter von still, aber energisch und fruchtbar wirkenden Genossenschaften und Bildungsvereinen zur Folge hatte, und ein David Ricardo formulierte, obwohl er als Hauptvertreter der Freihandelsschule gilt, doch das Lohngesetz, an das später die deutsche marxistisch-sozialdemokratische Richtung anknüpfte. So war der Boden geebnet und bestellt für den Chartismus, dessen Blütezeit in das Ende der dreißiger Jahre fällt, dessen Wellen- und Wogenspiel aber bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts deutlich zu spüren war. Man versteht darunter bekanntlich gemeinhin den Kampf um die Charta, will sagen das demokratische Wahlrecht, eine Begriffsbestimmung, die aber, obwohl wörtlich zutreffend, sehr einseitig, ja irreführend ist. Denn die Bewegung war durchaus nicht etwa wie bei der Julirevolution von 1830 ein allgemeiner bürgerlicher Kampf für Volksrechte, sondern ein ausgesprochen sozialer Klassenkampf der Arbeiter für dieselben Rechte, die der „Bourgeois" bereits erobert hatte. Im Prinzip handelte es sich zunächst um eine Reform des schon damals veralteten Wahlrechts, das die „Kleinbürger" von der Stimmbefugnis so gut wie ausschloß; in der Wirklichkeit aber weitete sich die Krise zu

Digitized by Google

einem solchen gesellschaftlichen Zersetzungsprozeß aus, daß man mit Recht von einer großen Vorflutung des modernen Syndikalismus sprechen kann. In dem führenden Chartistenblatt Poor Man's Guardian wurde dieselbe Sprache geführt wie heute etwa im Clarion und geistesverwandten radikalsten Zeitschriften; man organisierte Generalstreiks und „heilige Wochen" mit der unverhüllten Zwecksetzung, die bürgerlich-staatliche Ordnung durch Stillegung der Erzeugung und des Verkehrs zu sprengen, und empfahl bereits die berüchtigten Mittel der Sabotage, um durch Zerstörung und Terrorismus den Gegner in Schrecken zu setzen, ja man verkündete sogar in Mißdeutung der von Owen aus moralischen Gründen geforderten Enthaltung von politischer Parteibildung den „Antiparlamentarismus". Ungeheure Massen und Mittel wurden aufgeboten für die Sache des Proletariats, ohne daß freilich der Aufwand der Kräfte irgendwie den erzielten Erfolgen entsprochen hätte. Der Wall der bürgerlichen Gesellschaft erwies sich genau wie heute weit fester, als die chartistisch-sozialistischen Strategen ihn beurteilt hatten. „Ein großer Aufwand schmählich war vertan" dank ungenügender Vorbereitung des Kampfes und nicht zum wenigsten auch deshalb, weil die englische Regierung es geschickt verstand, durch die ausländischen Kriege und großzügigen kolonialpolitischen Unternehmungen das Interesse von den Problemen innerer Reformen nach außen abzulenken. Die Arbeiterführer selbst konnten sich so der Einsicht nicht verschließen, daß eine festere Untermauerung für die Machtentwicklung des vierten Standes geschaffen werden müsse: dieser Pfahlbau ward der Trade-Unionismus, der bis zur Wende des Jahrhunderts den englischen Sozialismus beherrscht hat und dessen Charakter und Geschichte Gegenstand so vieler Kritik gewesen ist, daß an dieser Stelle eine weitere Erörterung erübrigt.

Welche Schlußfolgerungen ergeben sich aus den skizzenhaften Bildern der sozialpolitischen Vergangenheit Englands für die hier zu lösende Frage? Es ist eine marktgängige Weisheit, England sei in der Ausgestaltung seines sozialen Habitus, sowohl des geistigen wie des politischen, im Vergleich zu anderen europäischen Kulturstaaten, namentlich Frankreich und Deutschland, weit zurückgeblieben, bis es jüngst in plötzlichem Besinnen und unvermitteltem Anlauf sich angeschickt habe, das jahrzehntelang Versäumte nachzuholen. Die geschichtlichen Tatsachen beweisen, daß diese Anschauungen teils ganz verkehrt, teils schief und logisch mangelhaft motiviert sind. Lange bevor bei uns der Marxismus in die Halme schoß und lange bevor jenseits der Vogesen die syndikalistische Propaganda eines Sorel, Pouget und Lagardelle sich aus-

Digitized by Google

wucherte, spülten über Englands Boden ganz analoge Flutungen; man hat sich mit ihnen drüben abgefunden, wie es im Geist jener Zeit lag, und man hat sie ganz oder halb überwunden, so wie sie heute in Deutschland und Frankreich offensichtlich den Zenit ihrer Macht erreicht und, obwohl noch bedeutsame Faktoren im Entwicklungsprozeß der sozialen Synthese, doch die Kraft polarisierender und regenerierender Säuren verloren haben. Dem scheint entgegenzustehen, daß die marxistischen und syndikalistischen Einfuhrgüter gerade neuerdings von der britischen Arbeiterschaft gerne aufgenommen und verbreitet werden: ein Widerspruch, der aber nur ein äußerlich-formaler, kein innerlich-sachlicher ist. Durch die alten Schlagwörter in neuer Verkleidung haben sich wohl die blinden unzufriedenen Massen unter dem Einfluß demagogischer und berufsmäßiger Hetzer betören lassen. Aber die geistig führende, straff organisierte Arbeiteraristokratie, in der mit jahrhundertalter Tradition die Erinnerung an die früheren Kämpfe lebendig ist und fortwirkt, hat sich bekanntlich von Anfang an in schärfstem Protest gegen diesen Marsch auf alten, mit dem Pflaster festländischer Heilslehren neugedeckten Bahnen gewehrt, und wenn sie bei dem so entstandenen Konflikt zeitweilig die Zügel aus der Hand verloren, so zwingt schon der ganze Verlauf der sozialen Parteigeschichte in England zu dem Schluß, daß es sich nur um einen episodischen, nicht einen dauernden Regiewechsel handeln kann. Wie schnell und vollkommen das Gewerkschaftlertum wieder an die führende, maßgebliche Stelle einrückt, wird aber wesentlich eben davon abhängen, ob es entschlossen und zielbewußt der neuen sozialen Ideale, deren Goldblick die Gegenwart im verworfenen Gestein der alten ausgepochten Erzgänge deutlicher und deutlicher durchschimmern läßt, geistig sich bemächtigt, um aus ihrem vornehmen Metall Münzen vollen Karatgehalts und allgemeinen Kurswerts zu prägen.

Zwei Extreme gesellschaftlicher Weltanschauung standen sich in jener Epoche des britischen Frühsozialismus gegenüber. Das eine war der primitive und doktrinäre Manchesterindividualismus, dessen Ethik, wie es Troeltsch in seinen Untersuchungen über die wirtschaftspolitische Moral des Kalvinismus treffend dargelegt hat, „kleinbürgerlich-kapitalistisch war und alle Folgen dieses kapitalistischen Lebensstils zeigte: die planmäßige Arbeitsteilung, das Fachmenschentum, den Sinn für Nutzen und Profit, die abstrakte Arbeitspflicht, die Verbindlichkeit gegenüber dem Vermögen als einer um ihrer selbst willen zu erhaltenden und zu steigernden Größe". Das andere war ein theoretisierender und

Digitized by Google

experimenteller Sozialismus, der, vom Irrtum der klassischen Nationalökonomie ausgehend, daß der Wert eines Erzeugnisses gleich der Summe der darauf verwendeten Arbeit sei, zu einer gänzlichen Verfehmdung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gelangte, der die radikale Umwälzung alles Bestehenden und im Gegensatz zu der Manchesterparole "freedom, property, trade!" die völlige Beseitigung alles Privateigentums an Grund und Boden wie an Kapitalien und dessen Ersetzung durch das Gemeineigentum der erzeugenden Gesellschaft, kurz den Kommunismus verlangte. So scharfer Feindschaft nun beide Gruppen gegenüberstanden, so vereinten sie sich doch wieder in gleichem Haß gegen den gemeinsamen Feind: den Staat. Den Propheten des Kommunismus war er als Träger und Beschützer der bestehenden Wirtschaftsverfassung die Inkarnation alles Bösen so etwa, wie Nietzsche-Zarathustra ihn verflucht: „Staat, was ist das? Wohlan! Jetzt tut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker! Der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen, und was er auch redet, er lügt, und was er auch hat, gestohlen hat er's." Den Individualisten Cobdenscher Schule aber galt er lediglich als eine Art Polizeizentrale, der die Aufgabe zugewiesen war, den schlimmsten Auswüchsen des „freien Spiels der Kräfte" zu wehren, der im übrigen jedoch keinerlei Recht zustand, sich in das Privatleben mit seiner doppelten Moral, der frommen Geste nach außen und der schrankenlosen Freiheit des Geldmachens daheim, einzumischen; das typische Kennzeichen für das politische Denken des Engländers wurde so sein fast monomaner Abscheu vor allem, was die Farbe von Bureaukratie hat, und das Streben, die Wirkungssphäre des Staats zugunsten aller möglichen privaten Verwaltungsgebilde so weit wie irgend möglich einzuschränken. Nun aber hat gerade dieser verfehmdete „Racker Staat" in letzter Zeit eine ungeahnte Auftriebs- und Selbstschöpfungskraft bewiesen. Hunzinger hat in seinen Betrachtungen über die Kulturtendenzen des 19. Jahrhunderts die schönen und vornehmen Worte gesprochen:

> „Es ist eine göttliche, überweltliche Idee und Intention, die sich in der deutschen Nation geschichtlich durchsetzt und charaktervoll ausprägt; mit Fichte zu reden eine Offenbarung des Ursprünglichen, des Göttlichen selbst. Bei dem Worte Nation steht vor dem Auge des Deutschen die denkbar höchste geistige Aufgabe wie ein kategorischer Imperativ. Alles, was von dieser Nation unternommen wird, ihre Einheit, ihren Bestand, ihre Gestalt, ihr äußeres Leben und Gedeihen, ihre Macht nach außen und ihren Wohlstand nach innen zu begründen und zu stärken, kann und darf niemals als

Digitized by Google

Selbstzweck empfunden werden, sondern muß dazu dienen, daß die geistigen Güter und Werte, die den innersten Gehalt des nationalen Lebens bilden, dadurch in ihrer Entwicklung gefördert werden. Nur wer die „deutsche Nation“ in diesem Sinne versteht, befindet sich auf der weltgeschichtlichen Höhe, von der aus Gegenwart und Zukunft zu beurteilen sind.“

Was hier über die teleologische Bestimmung und das ideale Wesen der deutschen Reichsschöpfung gesagt wird, gilt gewiß grundsätzlich, wenn auch mit den Abweichungen besonderer Gestaltungsideen, für jeden großen modernen Kultur- und Nationalstaat. Die Dinge liegen durchaus nicht so, als ob erst und allein der zeitgenössische Imperialismus zu solcher gesteigerter Wertschätzung, ja man möchte sagen Vergottung der Staatsidee geführt habe. Ganz im Gegenteil! Mit Recht hat man die Gegenwart als das Zeitalter der Organisation gekennzeichnet: alle die Mitarbeiter und Mitschöpfer am gigantischen Werk der körperschaftlichen Gestaltung gewaltiger kapitalistischer, industrieller, handelstechnischer, kulturpolitischer Betriebe, Verbände und Mächte konnten sich aber der Einsicht nicht verschließen, daß ihr Wirken und Schaffen, ihr Vorwärtsschreiten und ihre Erfolge, selbst wenn sie formell international sich ausweiteten, möglich waren allein auf dem einen festen und breiten Stativ und Mauergrund: eben dem des Nationalstaats in seinen modernen großzügigen Entwicklungsformen. Wie einst mit dem Sieg der demokratischen Verfassungsideen den Gesetzen eines massiven Despotismus von der Art des Cäsarensprüchleins Ludwigs XIV.: „Der Staat bin ich“ das Grab bereitet wurde, so tönte jetzt dem Gebote des manchesterlichen Liberalismus: „Der Staat für das Individuum“ das Zügenglöcklein, und aus seiner Asche erstand als Phönix einer höheren politischen Weltanschauung die Formel von der „Organschaft im Staat“, wonach der Staats- und Nationalgedanke im juristischen Sinn keine Ableitung aus dem bürgerlichen Recht, sondern aus ursprünglichem, eigenständigem Recht ist und wonach folgegesetzlich der Wille des Staats als Ausdruck des Gemeinwillens jeden Einzelwillen, gleichgültig ob es der eines gekrönten Hauptes oder der einer Plutokratie oder Aristokratie oder Gentry ist, überragt. Mit anderen Worten, das Wesen des Staates wurde immer klarer in seinen kulturethischen, ja transzendentalen Auswirkungen erkannt, der gesellschaftliche Atomismus aufgegeben, um den konkreten Staatsgedanken, welcher die Nation als „vergrößertes Individuum“, als „eine Armatur der gespannten Tätigkeit mit dem Zweck, den Menschen absolut mächtig und zum fähigsten Wesen zu machen“, begreift. Die Forderung des großen Fichte, daß der Staat als eine eigentümliche Ge-

Digitized by Google

staltung des göttlichen und geistigen Lebens, an die sich alles Wirken des Menschen anschließen müsse, zu gelten habe, setzte sich siegreich durch, und die Ideale des einst als unpolitischen Schwärmer bespöttelten genialen Hegel gewannen Wirklichkeitsbedeutung, der in seinem „System des transzendentalen Idealismus“ den Staat als „eine Erscheinung des Absoluten in der Realität“, als „die Wirklichkeit der sittlichen Idee“, ja als „den sittlichen Geist selbst, der sich denkt und weiß und das, was er weiß, vollführt“, verkündete.

Das sind die geistig-psychologischen Grundfesten, auf denen der neue Staatsgedanke in England entstand, um zugleich eine neue Stellungnahme zu den individualistischen und sozialen Daseinsgrundfragen zu erwirken. Das orthodoxe Dogma von der alleinseligmachenden „natürlichen Entwicklung“ konnte sich nicht mehr halten, das Problem der Organisation ward bei allen denkenden Köpfen maßgeblich. Damit verschwand aber notwendig auch die alte blasse Furcht vor dem „Beamtenstaat“. Man ward sich bewußt, daß, wenn heute im Wirtschaftsleben ein so gigantischer Prozeß der Konzentration, Polarisierung und körperschaftlichen Bindung der Kräfte vor sich geht, der Staat nicht als ein isoliertes, gleichsam unter abgeschlossener Couveuse vegetierendes Kunstgeschöpf abseits des elementaren Stroms dieses allgemeinen Werde- und Schöpfungsganges verharren könne, sondern mitten in ihn hineingestellt und engstens mit seinen Entwicklungsstrebigkeiten und -gesetzen verbunden werden müsse. Wie kräftig tatsächlich dieses Bewußtsein und dieser Imperativ wirksam geworden ist, braucht hier nicht des näheren auseinandergesetzt zu werden: wohin man blickt, ob man an die Arbeiter- oder Armengesetzgebung, an die vielfachen Ansätze zur Agrarreform und inneren Kolonisation oder zur Neugestaltung der Verwaltung und Steuerordnung denkt, immer offenbart sich gleich deutlich der Wille, im Gegensatz zur früheren Verherrlichung des Selfgovernments und der Einzelmenschen als Trägern des Staatswesens, diese gemeinbürgschaftlich zusammenzufassen und einer zweckmäßig erscheinenden administrativen und disziplinären Organisation ein- und unterzuordnen, um auf solche Weise dieselben ökonomischen Vorteile der Energiesteigerung in nationaler Richtung sich zu sichern, die Industrie und Handel auf wirtschaftlichem Gebiet erreicht haben.

Die Quintessenz der sich bahnbrechenden neuen politischen Weltanschauung besteht somit darin, daß der Staat nicht mehr als abstraktes Rechtsgebilde betrachtet, sondern als Träger allgemeiner menschlicher Sittlichkeit begriffen wird, die wieder in ihren letzten Prinzipien und

Digitized by Google

Anwendungen eine solche Anerkennung von dem Verhältnis des Menschen zu dem, was über die Endlichkeit hinausliegt, ist, daß sie selbst als Religion, der Staat aber als Spiegel einer höheren Weltordnung mit den Durchblicken zu höchster Vervollkommnung menschlichen Seins erscheint. Das ist keine mystische Überspannung der Staatsidee, wie sie Eucken zutreffend als schwarmgeistigen „Politismus“ abgewiesen hat, sondern eine Ethisierung, die den Staatsgedanken erst zu einem wirklichen Kulturgut der Menschheit macht. Der materialistische Individualismus des Manchestertums wandelt sich auf dieser Linie zu einem den moralischen und metaphysischen Bedürfnissen gemäß gebundenen Ichbewußtsein ab, dem die Selbstbehauptung nicht Selbstzweck ist, sondern — wiederum im Fichteschen Sinn — die Erfüllung des Postulats „von einem innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staat, in dem das Gemeinwesen ausgeht von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt . . . um so darzustellen ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in all der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt“. Zugleich erhält damit aber auch der Sozialismus eine andere Gesichtsfarbe, der, insofern er von solchem neuen Pfingstgeiste staatlichen Denkens beeinflußt wird, nicht daran denken kann, ein organisches Gebilde so idealer Beseelung zu vernichten, sondern lediglich dessen soziale Struktur zu verändern suchen mag. Er verliert den revolutionären Charakter, um ein Mithelfer am Werk der nationalen Organisation zu werden und mit dem Individualismus zuzammenzuwirken an der Gestaltung desselben politischen Weltplans, so wie im Pflanzenleben endosmotische und exosmotische Kräfte ständig gegeneinander sich bewegen und doch harmonisch einander ergänzen zur Entfaltung von Schaft und Zweig, Blatt und Knospe, bis der Schöpfung Krone in der Blüte Farbenpracht und Dufteslieblichkeit erscheint.

Die ganze moderne sozialreformerische Literatur Englands*) ist Zeuge dessen, wie weit solche Gedanken über die Lösung der Grundprobleme der staatlichen Zukunft bei allen Parteien, bei Unionisten wie Liberalen wie Sozialisten, Macht gewonnen haben. Die Bedeutung, die dieser Ausbreitung einer Atmosphäre neuer politischer Entwicklungsideale jenseits des Kanals für die ganze Kulturwelt und insbesondere für Deutschland eignet, liegt auf der Hand. In der Gestaltung eines mo-

*) Hingewiesen sei nur als Stichproben auf: Lloyd George, Better Times; L. Cunningham, The moral Witness of the Church; "Labour and Religion", Artikelreihe in der Labour Week 1910.

Digitized by Google

dernen Beamtenstaats sind wir den Briten weit voraus. Von ihnen selbst wird heute allgemein, laut und oft neidischen Blickes, anerkannt, daß unsere so oft als reaktionär verschrieene Bureaukratie großartige Fortschrittswerke vom Typ jener zeitgenössischen staatsorganisatorischen Aufgaben geschaffen hat und fortwährend schafft, wie sie demokratische Staatswesen wohl angestrebt, aber entweder gar nicht oder nicht so gründlich und lebenskräftig durchzusetzen vermocht haben. Dennoch vegetiert bei uns die Staatsidee als Auswirkung eines nationalen Ethos, kraft dessen die Wirklichkeit einer über das Endliche hinausragenden Weltordnung schon im Diesseits aufgedeckt und verkörperlicht wird, höchst kümmerlich, ohne die Schwungkraft eines den Alltagsharst sozialer und parteiischer Zersetzungserscheinungen besiegenden Lebensideals. Schon Schelling hat sich darüber entrüstet und geklagt: „Der Staat wird zu wenig gepredigt." Und doch gibt es keinen Staat, der in so wunderbarer Schicksalsführung eines Volkes Erlöser aus tiefsten Leiden und Prüfungen gewesen ist, wie der deutsche. Hier gilt es in einer Zeit, wo, wie jenseits des Kanals, auch bei uns die sozialistischen Ideen ihre Werbekraft zu verlieren beginnen und der Fortschritt der sozialdemokratischen Propaganda stockt, den Spuren Englands folgend, eine gründliche Abkehr aus dem Zirkel alter Überlieferungen: den Staat zu verkünden nicht nur im Rahmen eines schablonenhaften Patriotismus und staatsbürgerlicher Pädagogik, sondern in der Größe und den teleologischen Durchblicken seiner erhabenen Geistigkeit, seiner kulturgeschichtlichen, ethischen und religiösen Bedeutung für unser gesamtes Weltdasein. Einen anderen Weg, der deutschen Nation die Kraft eines Salzes der Erde zu erhalten und sie zu jenen Stufen einer höchsten Weltmission emporzuführen, auf die sie von den größten ihrer Söhne und Denker hingewiesen wurde, gibt es nicht.

Digitized by Google

YUANSHIKAI

VON H. PRFHN-V. DEWITZ

Langsam ebbte der Sturm, der ein neues Mal das gewaltige Reich der Vierhundert Millionen durchbrauste, und aus dem Gewirr der Schlachten, aus den Blutgreueln der Rebellion steigt wiederum das Bild eines Mannes herauf, dessen Macht und Geist seit fast zwei Dezennien tief in die Geschicke des Chinesenreiches eingegriffen haben. Yuanshikai, bald Gott, bald Häscher in Chinas moderner Geschichte, das ist der Mann, von dessen gewaltiger Initiative der in seinen Grundfesten erschütterte Koloß des Ostens Rettung vor den verderblichen Auswüchsen und Folgen der Umwälzung erhofft. Mehr als drei Jahrfünfte hinter den Kulissen des Mandschuthrones, tritt er im vierten hervor, wird Generalissimus, wird die letzte Stütze des schwankenden Thrones, wird Diktator und heute Präsident — Präsident der Republik China. Wer ist jener Mann? — Ein Bild ohne Retusche.

Yuanshikai begann seine Laufbahn im Gefolge des Generals Wu Chang-Ching, der von der chinesischen Regierung mit Truppen in Tschemulpo stationiert worden war. Als Knabe war Yuan von seinen Eltern als gänzlich hoffnungslos aufgegeben, von seinen Angehörigen kurzerhand verstoßen worden. Ein entfernter Verwandter hatte sich des leichtfertigen, doch intelligenten Jungen erbarmt und ihn bei sich aufgenommen. Aber auch er hatte an dem Unterfangen wenig Freude erlebt. Der Knabe war eigensinnig, selbstsüchtig und äußerst unzuverlässig. Zum Jüngling herangereift, hatte sich seine ausschweifende Natur in einer wüsten Sinnlichkeit gezeigt, und bald soll es in seiner Heimatprovinz Honan kaum einen befleckteren Namen gegeben haben, als den Yuans. Bankerott, ein Taugenichts, hatte er als Paria der Gesellschaft sein Leben gefristet. Endlich war es ihm gelungen, von einigen guten Freunden, die vielleicht selbst froh waren, den jungen Tunichtgut loszuwerden, etwas Geld zu borgen. Mit diesem hatte er sich nach Korea eingeschifft, wo ihm General Wus Gefolge den ersehnten Unterschlupf gewährte. Aber obwohl in sittlicher und manch anderer Beziehung ein Taugenichts, besaß Yuanshikai doch hervorragend geistige Fähigkeiten und eine vor nichts zurückschreckende Energie. Mählich arbeitete er sich von Stufe zu Stufe empor, bis es ihm endlich gelang, durch den Einfluß Li Hung-Changs zum Generaldirektor des Handels und des diplomatischen Dienstes in Korea ernannt zu werden.

Hier stand Yuan auf einem gefährlichen Posten. Um ihn brandete der Aufruhr. Wieder einmal hielt Japan den Zeitpunkt für gekommen,

Digitized by Google

um sich Koreas bemächtigen zu können. Li Hung-Chang (der Vizekönig von Chihli) schreckte vor einem Kriege zurück. Die Machtmittel Chinas, das mußte er sich sagen, waren gänzlich unzureichend, um einem Angriff Widerstand leisten zu können, und so hätte er vielleicht lieber das Wohlwollen Japans durch neue Konzessionen oder Tribute erkauft. Doch Yuanshikai war ihm bereits zuvorgekommen. Den Japanern war er offen entgegengetreten und Li Hung-Chang hatte er wissen lassen, daß China auf Albions Hilfe zählen dürfte. Dadurch wurde das schon von Anfang an gespannte Verhältnis zwischen Chinesen und Japanern auf Korea schier unhaltbar. Yuans Großtuerei ging schließlich so weit, daß man ihr, und sehr mit Recht, die Hauptschuld an dem nun ausbrechenden Kriege mit Japan beimaß. Beim Beginn des Krieges floh Yuanshikai nach Tientsin. Li Hung-Chang, der den zu früh ausbrechenden Krieg noch keineswegs seiner Berechnung zu Grunde gelegt hatte, war aufgebracht über seinen großtuerischen Schützling, der den Krieg verschuldet hatte, und ließ ihn fallen. Vergebens versuchte sich Yuan durch die Vermittlung einflußreicher Freunde Li Hung-Chang wieder zu nähern. Der alte Staatsmann grollte, und Yuans Freund zu sein, galt eine Zeitlang bei ihm gleichbedeutend mit Verrat.

Der unglückliche Ausgang des Krieges mit Japan, den ein überwältigender Teil des geistigen Chinas ungerechterweise Li Hung-Chang in die Schuhe schob, ließ den großen „Li“ eine Zeitlang aus dem Vordergrunde der politischen Schaubühne zurücktreten. Dafür trat Kang Ju-Wai an seine Stelle, Kang, der Reformer, wie er genannt wurde, ein Schwarmgeist zwar, aber doch der erste, der die Notwendigkeit von Reformen für das schlafende „Reich der Mitte“ klar erkannte und sein eigenes System ausarbeitete. „Seit der Schmach des Ostens,“ so schrieb er, „sehen die Staaten Europas mit Verachtung auf uns und behandeln uns, als seien wir blödsinnige Bauern. Früher galten wir immer als halbzivilisiertes Land, jetzt stellen sie uns mit den Negern Afrikas auf eine Stufe. Einst haßten sie uns als hochmütig und dünkelhaft, heute werden wir verlacht wie die Tauben, die Blinden und dummen Tölpel.“ Kangs Denkschrift erregte ungeheures Aufsehen im ganzen Lande, und Yuanshikai, den der Kaiser inzwischen zum Statthalter in Chihli ernannt hatte, wurde ihr eifriger Verfechter.

Kaiser Knang-Hsü befahl Kang, ausführliche Reformpläne auszuarbeiten. Wie nichts natürlicher, und wie wir es in jeder umwälzungsreichen Zeit sehen, wurden die Reformedikte übereilt. Man wollte alles auf einmal ändern und so legte man den tiefsten Keim der gewaltsamen

Digitized by Google

Umwälzung, der Revolution, die mit Feuer und Schwert ihr Ziel erreichte, schon in diese Reformen.

Aufgeschreckt von dem drohenden Sturm, scharten sich die privilegierten, am Alten hängenden, Mandschus zusammen. Der Sommerpalast, der Sitz des „Alten Buddha“ (Ehrenname für die Kaiserin-Witwe Tzu-Hsi), wurde die Hochburg der Reaktion, um seine Herrin versammelte sich der ganze unzufriedene Clan. Doch noch war Tzu-Hsi nicht entschlossen. Da kam ein Anschlag des Kaisers gegen ihre Freiheit, vielleicht sogar gegen ihr Leben. Und wieder erwachte die ganze, ungebändigte Kraft in der schon alternden Kaiserin, noch einmal überkam die Matrone die Herrschsucht der einstigen Konkubine Hsien-Feng's, die alte Herrschsucht, und zum dritten Male ergriff sie die Zügel der Regierung.

Den Kaiser hatten die Reformer gegen Tzu-Hsi aufzubringen gewußt, der „Alte Buddha“ war ihnen zu gefährlich. Schon war das ganze Komplott auf das sorgfältigste vorbereitet. Jung Lu, der Oberstkommandierende der nach europäischem Muster gedrillten Truppen, einer der Intimen Tzu-Hsi's, sollte als erstes Opfer fallen, mit seiner führerlosen Macht wollte man dann in Peking einrücken und die Kaiserin-Witwe im Sommerpalast gefangen setzen. Noch freilich fehlte der Mann, der dies Wagestück, den „Alten Buddha“ unschädlich zu machen, übernehmen würde. Schließlich verfiel der Kaiser auf Yuanshikai, der ihm wiederholt Zeichen seiner loyalen Gesinnung gegeben hatte. Er kannte Yuans Streben nach Reformen und er traute seinem unterwürfigen Treuschwur, den er ihm von neuem leistete. In einer letzten geheimen Audienz, inmitten des schummrigen Thronsaales, den das Morgenlicht nur schwach erhellte, gab der Kaiser Yuanshikai die letzten Weisungen. Er sollte auf der Stelle nach Tientsin eilen, dort Jung Lu in seinem Yamen gefangen nehmen, enthaupten lassen und dessen Truppen in Eilmärschen nach Peking führen, um die Kaiserin-Witwe in sicheren Gewahrsam zu nehmen. Yuan versprach Gehorsam und verließ noch am selben Morgen die Hauptstadt. Noch vor Mittag erreichte er Tientsin und eilte unmittelbar nach Jung Lus Yamen. Die beiden Männer standen sich seit Jahren als Blutsbrüder nahe, und Yuan war nur gekommen, um den Freund zu warnen. Jung Lu zeigte weniger Erstaunen über den Anschlag selbst, als über die Tatsache, daß dies ganze Komplott der Kaiserin hatte verborgen bleiben können.

Als die Sonne vom Westtore aus zum letzten Male an diesem denkwürdigen Tage ihre goldenen Strahlen über die Tempel und Paläste der „Verbotenen Stadt“ schickte, war Jung Lu in Peking, und wenige

Digitized by Google

Stunden später standen die Mandschu-Prinzen und -Edlen um den „Alten Buddha“ versammelt. Auf den Knien baten sie die Kaiserin, noch einmal die Regierung zu übernehmen und das ehrwürdige Reich vor den Schäden der barbarischen Zivilisation zu retten. Und Tzu-Hsi versprach es. Um Mitternacht öffneten sich die Pforten des weithalligen Seenpalastes und heraus kamen die Verschworenen. Rings herum stand ein Heer treuer Eunuchen, die das Geheimnis ihrer Herrin bewachten. Dann tönte es wie Waffengeräusch und Männerschritte durch die heilige Stille der „Verbotenen Stadt“. Jung Lus Truppen zogen auf Wache. Am nächsten Morgen aber ergriffen sie den nichtsahnenden Kaiser beim Morgengebet und schleppten ihn nach der Ozeanterrasse, einem kleinen Palast auf einer Insel inmitten des Sees. Und wieder war Tzu-Hsi Herrscherin. Ein Dekret in des Kaisers Namen zeigte dem Reiche an, daß der „Alte Buddha“ die Regentschaft übernommen habe, deren Verantwortung er (der Kaiser) in dieser krisenreichen Zeit nicht zu tragen vermöchte. Yuans Verrat hatte ihm die Krone genommen. Diesen Treubruch hat Kuang-Hsü Yuanshikai nie vergessen und noch auf dem Totenbette hat er, der schon lange an äußerer Macht ein Ohnmächtiger war, Yuans Haupt gefordert.

Wieder trat Yuanshikai eine Zeitlang von der Front zurück. Auf dem Gouverneurposten in Shantung hielt er sich der großen Politik ziemlich fern. Dann brach der Boxeraufstand aus. Lange schwankte die Herrscherin, ehe sie sich dem gefährlichen Treiben anschloß. Die Intrige trieb sie ins Verderben. „Laßt uns sie ausrotten, ehe wir unser Morgenmahl essen,“ waren die Worte, mit denen die Kaiserin den Tod in die Reihen und Häuser der Fremden schickte. Vergebens beschwor Jung Lu, Tränen in den Augen, die Kaiserin, von ihrem Vorhaben abzustehen. Ein seltsames Etwas, das die Gemüter zu ergreifen pflegt, wenn die Massen wirken und das Hirn des Einzelmenschen sich dem blöden Instinkt der Herde freiwilig und freudig unterordnet, schien in diesem Augenblicke über der Herrscherin und ihren Ratgebern zu liegen. Nur einer außer dem treuen Jung Lu erkannte die Gefahr, deren sich ein schwaches Volk aussetzt, das gegen 10 und mehr mächtige Nationen zu Felde zieht, nur einer wagte ein letztes Mal vor frevlem Beginnen zu warnen, und dieser eine war Yuanshikai. Aber das Wort des einzelnen ging unter im Strudel der Leidenschaften wie das Schifflein auf wild erregtem Meere. Erst viel später, als schon die Truppen der Verbündeten vor Peking standen, galt wieder Yuans Wort. Im Verein mit dem greisen Li Hung-Chang half er noch einmal den Drachenthron

Digitized by Google

stützen, und nicht zuletzt seinem staatsmännischen Geschick verdankte das Kaiserreich einen verhältnismäßig milden Frieden.

Dann kam der Fall. Tzu-Hsi, die große Kaiserin, war tot, der Regent Prinz Chun war Yuans Feind, und der zukünftige Kaiser zählte kaum fünf Jahre. Im Anfang des Jahres 1909 erfolgte Yuans Verbannung. Grollend zog er sich in seine Heimatprovinz zurück. Im Volke hatte man ausgesprengt, daß er ob eines Fußleidens die freiwillige Verbannung suche.

Inzwischen zog die Furie der Revolution über das weite Reich der Mitte. Yuan sieht die Not des Hofes, aber untätig steht er beiseite und weist höhnisch auf sein Fußleiden, das noch nicht völlig behoben sei. Die ohnmächtige Unfähigkeit der Dynastie wird klar durch einen Erlaß des fünfjährigen kaiserlicheu Kindes, der mit den Worten beginnt: „Ich regiere seit drei Jahren, aber da ich von der Politik nichts verstehe, habe ich nicht die passenden Leute ausgesucht" — — —, und dann folgen demütigende Selbstanklagen. Die Mandschus weichen immer mehr zurück. Endlich entschließt sich der Regent, den demütigenden Schritt zu tun und Yuan zurückzurufen. Als Vizekönig der beiden Huprovinzen, als kaiserlicher Generalissimus, künftiger Premierminister, Hausmeier und kaiserlicher Vormund kehrt Yuanshikai nach der Hauptstadt zurück und tritt die Herrschaft an. „Die Lokomotive des kaiserlichen Zuges," sagt Vosberg-Rekow treffend, „die seit Tagen unter Dampf gehalten, für die Flucht nach Yehol bereitstand, wird wieder in den Schuppen gebracht." Nichts kann wohl deutlicher die Hoffnung ausdrücken, die das letzte Mandschu-Regime auf Yuan, seinen endlichen Bezwinger, setzte.

Was wird Yuan nun beginnen? Als Beauftragter der Mandschus war er zur Macht zurückgekehrt. Zwei Wege standen ihm offen. Entweder suchte er mit Waffengewalt die Aufständischen zu unterdrücken, oder er verlegte sich aufs Paktieren. Der Weg der Waffengewalt war nicht ungefährlich, weil er, blieb der Sieg auf seiten der Revolutionäre, nur zu leicht zur Zertrümmerung des Reiches führen konnte. Zudem erwiesen sich auch die vorhandenen Truppen als durchaus nicht zuverlässig. Endlich, und was das Schlimmste war, fehlte es an Geldmitteln, um den Sold der Truppen zu bezahlen. Da rief Yuan den gesamten kaiserlichen Clan zusammen und forderte Geld. Er forderte die anwesenden Prinzen auf, ihre Privattresors zu öffnen, um die Aufrechterhaltung der kaiserlichen Autorität durch kaiserliche Heere zu gewährleisten. Doch umsonst. Den Mandschus steht das Gold höher

Digitized by Google

als ihre eigene Herrschaft. Kaum 250000 Mk. sind es, die endlich Prinz Tsching dem enttäuschten Yuan überreicht. Nun beschließt Yuan die Dynastie fallen zu lassen und durch Verhandlungen mit den Revolutionären seine eigene Position zu retten. Es sind kaum nennenswerte Versuche, die er jetzt noch zum Scheine zur Rettung der Krone unternimmt. In Shanghai tagt unterdessen die Konferenz der Revolutionäre. Yuan verhandelt. Die Konferenz weist den von ihm vorgeschlagenen kaiserlichen Delegierten zurück, dann wählt sie Sun Yat Sen zum Präsidenten der Vereinigten Republiken von China.

Zu wiederholten Malen werden die Verhandlungen zwischen Peking und Shanghai abgebrochen und wieder aufgenommen. Yuan ist jetzt schon nicht mehr kaiserlicher Generalissimus, im Geheimen geht er längst mit der Revolution. Daß die kaiserliche Familie sich so schnell zur Unterwerfung unter die Revolution bekennt, mag nicht zuletzt sein Werk sein. Am 28. Dezember 1911 erscheint ein Edikt, in dem es heißt: „Niemand weiß, ob die monarchische oder die republikanische Form für das Kaiserreich besser ist. Der Kaiser denkt, daß der Himmel einen Souverän dazu geschaffen habe, an der Spitze des Volkes zu stehen..., aber mag das Volk entscheiden..." Am 13. Januar 1912 verkündet Yuan in einem Erlasse, daß im Interesse der Ordnung und des Friedens die Abdankung des Kaisers unvermeidlich sei. Das ist das Ende. Wenig später gibt Yuanshikai, als bevollmächtigter Organisator der Republik, Chinas auswärtigen Gesandten Nachricht von der neuen Staatsform. Am 12. Februar hat schon der unmündige Kaiser seinen Verzicht auf den Thron ausgesprochen. Ihm verbleibt eine Jahresrente von 10 Mill. Frcs. Er allein bleibt der höchste Priester des Reiches, der die großen Staatsopfer zu bringen und den Verkehr mit der höchsten Gottheit zu vermitteln hat. In einem feierlichen Edikt wird die Republik verkündet — „haltet alle Ruhe — der Kaiser opfert sich für das Wohl des Landes".

Yuanshikai ist schon jetzt der wahre Regent. Am 16. Februar 1912 tritt Sun Yat Sen von der Präsidentschaft zurück, und einstimmig von 17 Provinzen wird Yuanshikai zum Präsidenten der chinesischen Republik gewählt. Aber noch ist er Diktator, noch ist die Republik China nicht anerkannt von den fremden Mächten.

Erst der 6. Oktober des neuen Jahres bringt ihm die Präsidentschaft und die Anerkennung der Mächte. Er ist Albions Schützling, wie er es war, als er den Krieg gegen Japan heraufbeschwor. Das ist der Mann, auf den heute die Augen der Welt mit Spannung blicken.

Digitized by Google

DER ALTE FLÖTENBLÄSER

VON ERICH KRAMER

Er ging mit langen Schritten in den vereisten Räderspuren der Chaussee, den Kopf zwischen die Schultern geduckt, die Hände in den Taschen seines fadenscheinigen Rockes und das schwarzumwickelte Flötenrohr unter den Arm geklemmt. — Obwohl es erst gegen Ende November war, lag schon eine Schneedecke auf den Feldern, die Luft flimmerte kalt von Frost und gelbem Sonnenlicht, und fern am Rande des blassen Himmels hing der Winterrauch in trüben Schwaden.

Er sah recht seltsam aus, der alte Flötenvirtuose, zum Schreien komisch wie ein buntbemalter Pfefferkuchenmann, der vom Weihnachtsmarkt entlaufen ist. Eine kurze, grüne Jacke mit zwanzig verschiedenen Läppchen geflickt spannte sich eng um die flache Brust, die Messingknöpfe baumelten an mürben Fäden und ein Labyrinth von Sicherheitsnadeln, Stricken und Schlingen häkelte vorn das Habit zusammen. Zwischen der zimmtbraunen Manchesterhose und dem Rock klaffte ein Spalt, der durch ein weiß und schwarz kariertes Wolltuch verdeckt wurde, über das die ledernen Tragbandstrippen herunterliefen. Die Hose selbst hatte noch Schönheit und gesunde Kraft, doch sie reichte kaum bis zur halben Wade und entblößte ein Paar fuchsige Stiefelschäfte, von denen der eine mit einem Gummischuh, der andere mit einem Filzpantoffel endigte. Auf dem Kopf aber schaukelte ein geborstener Seidenzylinder mit Ohrenklappen von Kaninchenfell, und darunter saß das schmale, aschengraue Duldergesicht, als blicke es bekümmert durch ein Fenster und beseufze die unfreundliche Enge der ganzen Kleiderwohnung. Die Nase, die winzig und kugelrund über der langen Oberlippe herauswuchs, glänzte vom Frost gerötet, die eingesunkenen Wangen schillerten violett, die Augen standen glashell in einem Netz dunkler Hautfalten, und der kleine Mund krümmte sich eckig und farblos über dem zurückweichenden Kinn.

Seit drei Wochen marschierte der alte Virtuose allein durch das Land und blies in den Dorfschenken und in den Küchen der Gutshöfe seine verschollenen Gassenhauer.

Vor kurzem war er noch Mitglied eines Orchesters gewesen. Vier Mann stark zogen sie damals, er, der Flötist, ein Blechbläser, eine Baßgeige und eine Violine, zu Märkten und Erntefesten, zu Kindtaufen und Hochzeiten und schabten, pfiffen und posaunten mit roter Stirne unaufhörlich taktfeste Walzer und Polkas. Doch der Verdienst wurde von Jahr zu

Digitized by Google

Jahr geringer. In den Kneipen lärmten Spielautomaten und Grammophone; kein Mensch hatte mehr etwas für die gute alte Musik übrig. Noch einen Sommer verlungerten die vier unter Klagen und Gezänke auf der Landstraße. Als dann der feuchte Spätherbst hereinbrach, erinnerte sich die Baßgeige an ihr ehemaliges Schustergewerbe und ging zu einem Meister Sohlen benageln und Riesterkappen aufnähen; der Blechtrompeter, der ein schöner Mann war, vermietete sich als Hotelknecht; die Violine aber hatte sich mit den warmen Semmeln, die am frühen Tag im Hausflur einer Stadtbäckerei zum Abkühlen lagen, derart den hungrigen Leib überfüllt, daß sie vor Unwohlsein nicht fortkonnte, war von den Gesellen erwischt worden und saß jetzt hinter Gitterfenstern in einem unfreundlichen, doch gutgeheizten Zimmer und nährte sich von Erbsensuppe und Kartoffelbrei. So blieb der alte Flötenvirtuose allein zurück, und da er keine andere Hantierung als die der sechs Schallöcher und der vernickelten Klappen seines Instrumentes verstand, mußte er zusehen, wie er sich durch den Winter hindurchblase.

Es ging auch anfangs leidlich. Wenn er eine Küche oder einen Flur betrat und mit seltsamer Flüsterrede die Erlaubnis nachsuchte, ein kleines Konzert geben zu dürfen, dann sorgsam, als wäre es die größte Kostbarkeit, das Instrument auspackte und zusammenschrob und dürr und lang in seiner wunderlichen Kleidung an der getünchten Mauer stehend auf den Löchern und Klappen herumfingerte und mit spitzer Lippe und nassen Augen die heiseren Töne elegisch hinzittern ließ, so schrie alles vor Entzücken, ob Herrschaft oder Gesinde. Er mußte sein Spiel immerzu wiederholen. Und man freute sich aufrichtig, daß er so komisch war und daß es einem selber nicht so miserabel ginge, und gab ihm nachher gern ein paar Pfennige, eine Schüssel Essen oder ein Nachtquartier im Stall. Doch seit er zweimal hintereinander von der Schwelle mit erhobenem Besen verscheucht worden war, hatte er alles Zutrauen in seine Kunst verloren, wagte an keine Tür anzuklopfen und ging jetzt schon eine Nacht und einen halben Tag ununterbrochen auf den schmerzenden Füßen und mit leerem Magen. Die Kälte aber spürte er fast gar nicht, da kaum ein Lot Fleisch an seinen Knochen war, das ihm hätte frieren können.

Er dachte wehmütig an die alte schöne Zeit zurück, er sah sich wieder mit den drei Kollegen in einer großen, gelbgetünchten Stube auf dem tannenbekränzten Brettergerüst sitzen dicht unter der verräucherten Decke zwischen Ofen und Schanktisch. Sie glühten wie gesottene Krebse und schabten und dudelten — ramtatam tütatü — immer im

Digitized by Google

Takt und mit Empfindung. Die jungen Bauern und Knechte drehten steifnackig ihre Frauensleute herum, die Absätze knallten auf den Estrich, die Röcke flogen, und der Staub wirbelte empor, daß die Lampe rotschwelend im Dunste hing. An den Wänden aber saßen die alten Männer, schwarzgekleidet, mit langen rasierten Gesichtern und schütteten das dünne Braunbier in sich hinein und qualmten unförmige wie Besenstrauch aufgeblätterte Zigarren.

Er dachte weiter zurück an seine Mannesjahre. Da saß er in einem Varietéorchester und blies eine Flöte mit dreizehn versilberten Klappen und einem Elfenbeinmundstück. Die Geigen säuselten wie ein Mückenschwarm am Sommerabend, der schöne Kapellmeister wippte nach dem Takt der Musik und oben an der Rampe drehte sich im Strahl des Reflektors eine Wolke von grünem Tüll, in der schwarze Strumpfbeine zappelten und weiße Gesichter mit roten Lippen einen Singsang kreischten.

Dann tauchte seine Kindheit vor ihm auf. Er sah wieder die grauen Wände der Schulstube, die Schränke und Regale, die Landkarten und Kupferstichporträts von berühmten Männern. Er hörte die Stimme des Lehrers durch die warme Zimmerluft gehen hart und blechern wie eine gesprungene Glocke. Die Fliegen summten am Fenster, die weißen Kreidezahlen auf der Tafel fingen zu tanzen an.

Endlich kam der lange freie Nachmittag. Er saß auf dem Holzhof am Wasser unter einem Bretterstapel, blinzelte durch den blauen Schatten auf den Fluß hinaus, der wie eine riesengroße Glasscheibe im Sonnenlicht flimmerte, und streckte seine Beine über Hobelspäne und Sägemehl. Dann zog er eine Groschenflöte aus der Tasche, ein armes, rot bemaltes Ding, und pfiff die Erbsenpolka, das Klappermühlenlied und den Torgauer Marsch, bis ihm der Hals wehtat. Ja, er hatte sein Leben lang geblasen. — — —

Er kam jetzt wieder an einem Gutshof vorbei. Hinter schwarzen Eisengittern und Tannenhecken ragte ein weißer Giebel mit hohen Fenstern und grauem Schieferdach, auf dem die vergoldete Wetterfahne blitzte. Da mußte er an die Mahlzeiten denken, die ihm früher in den Küchen solcher Herrschaftshäuser unter die Nase geraten waren: wie er sich dann sein großes Taschentuch als Serviette umgeknotet und zierlich mit der überhängenden Flötenlippe ein Stück Braten von der Gabel gehascht und voller Andacht zerkaut hatte. Sein Herz schlug sehnsüchtig. Er wollte stehn bleiben und nachdenken, ob es sich wohl lohne, in diesem hübschen Hause ein wenig zu blasen. Aber es war, als hätte er keine Macht über seine Füße; sie trugen ihn unaufhaltsam

Digitized by Google

weiter. Er drehte den Kopf zurück und sah bekümmert aus den runden, glashellen Augen, wie ein Tier, das an der Leine gezerrt wird, große Tränen rollten ihm in die zuckenden Mundwinkel, und der Giebel, die schwarzen Gitter und Tannenhecken versanken in das weiße Land.

Nun hatte er seit vierundzwanzig Stunden sein Flötenrohr nicht mehr zusammengeschraubt. Das Gewissen mahnte ihn und in seinem alten verwirrten Kopf summte der Gedanke: du solltest doch wenigstens etwas üben, ein paar Griffe, ein paar Triller und Läufe; man vergißt so rasch, was man gelernt hat. Und plötzlich überkam ihn die Angst, er hätte schon alles vergessen, er könnte keine Note mehr blasen. So war es auch damals, als er seine Stellung im Varitéorchester aufgeben mußte; es zog wie ein kalter Wind durch das Gehirn von einer Schläfe zur andern und fegte alle Töne hinaus. Er lief in seiner Not immer schneller vorwärts, er hob die Arme und fuchtelte mit dem Flötenpaket um sich.

Eine schwarz-violette Wolke deckte die Sonne zu, der Himmel erblindete, die Schneefelder wurden grau.

Ja, sagte er, ja, du solltest doch ein bischen üben, ein paar Griffe, ein paar Triller und Läufe. Der Ton seiner Stimme klang so seltsam in dem feierlichen Schweigen. Er blieb mit einem Ruck stehn und sah angstvoll nach rechts und links. Es war, als lauschten hundert Ohren in der Runde. Nein, hier konnte er nicht spielen.

Da verließ er den Straßendamm, durchwatete die Schneewelle, die sich über dem Graben türmte, und erklomm jenseits den Acker. Es ging steil empor wie ein Dach. Der alte Virtuose balancierte mit krummen Knieen auf den Erdschollen vorwärts. Aber sein müder Fuß fand keinen Halt, er glitt ständig aus oder trat fehl und brach bis zur Wade in die verschneiten Furchen ein. So flog er atemlos und schmerzhaft mit Kopf, Armen und Beinen auf und nieder, als säße er auf einem Kartoffelsack und kutschiere in wildem Galopp über rauhes Steinpflaster.

Endlich stand er oben. Da sah er jenseits, wo der Hügel wieder abfiel, in einer flachen Bodensenkung einen Wall, der mit Ackersteinen beladen und mit Dorngestrüpp, mit kleinen Tannen und runden Lindenbüschen bewachsen war. Er ging darauf zu, um sich einen Platz für seine Flötenübung zu suchen. Hinter dem Wall lag eine schmale, grabenartige Vertiefung, die von einem zweiten Wall begrenzt wurde. Der alte Virtuos durchbrach das Dornendickicht und setzte sich unter die Äste eines Lindenbusches, so daß er zwischen zwei kuppelrunden Sträuchen hindurch ins freie Land sehen konnte. Hier senkte sich der

Digitized by Google

Hügel allmählich zu einer großen Wiese; darin lag ein kleiner See, von gelbem Schilf umkränzt. Er trug die erste blasse Eisdecke, doch in der Mitte stand noch das offene schwarze Wasser. Hinten hob sich das Gelände wieder zu einer breiten Berglehne, an der graue, schneegepuderte Tannen emporstiegen. Rechts ging die Straße wie ein schmutziges Band durch die weißen Felder, und wo sie mit ihren winzigen Meilensteinen und den besendürren Bäumchen über den Horizont kletterte, tauchten die dunklen Strohdächer eines Bauerndorfes auf. Zwischen dem Dorf aber und dem Walde war ein schmaler Durchblick in ganz weite Fernen mit nebelhaften Hügelketten und Wolkenterrassen erfüllt.

Der alte Mann wickelte sorgsam seine Flöte aus dem Tuch und steckte die drei Rohre aneinander. Es war ein recht ehrwürdiges Instrument. Braune Streifen und siegellackverklebte Risse durchzogen die schwarze Politur des Schaftes. Die Klappen waren erblindet und an den Griffen so abgescheuert, daß das gelbe Messing die dünne Nickelschicht durchbrach. Der Alte wischte ein paarmal mit dem Rockärmel drüber und hob das Mundstück an die gespitzten Lippen. Da fiel sein Blick plötzlich auf die Dornranken, die voll welker Hagebutten kreuz und quer am Wall hingen. Dieses Geflecht schwarzer Linien und roter Punkte auf dem weißen Schnee beunruhigte ihn. Er versuchte von einem seltsamen Gefühl gedrängt die Punkte zu zählen und ihre Stellung, ihre Höhe und Tiefe zu berechnen, und auf einmal merkte er, daß das Ganze nichts anderes als ein großes wunderlich geschriebenes Notenblatt war, ein Blatt mit runden kreuz und quer laufenden Linien und scharlachfarbenen Notenköpfen. Das mußte eine äußerst schwierige Musik sein.

Er hatte, seit er die Stellung im Varietéorchester verloren, nie mehr nach Noten gespielt. Zwar blickte er wohl hie und da in eins von den vergilbten Heften hinein, die die Kameraden in ihren Rocktaschen trugen, doch sein blödes Auge fand keinen Sinn in dieser Wildnis schwarzer Zeichen. Der Violinschlüssel mit dem kleinen spitzen Kopf und dem schneckenhaft gewundenen Bauche, der wie ein Wächter vor der ersten Zeile stand, die dicken Punkte und Striche, die über die Linien wie über breite Treppen eilfertig herauf- und herunterliefen, die Keile und Bögen, die oben hinschwirrten, all das erschreckte und ängstigte ihn. Welche hoffnungslose Verworrenheit! Man verlor den Atem bei dem Gedanken, daß man da hindurchmüßte, man würde sich verirren und nie wieder herausfinden. Er klappte das Heft zu und seufzte erleichtert, wenn es in der Tasche des Baßgeigers verschwand.

Digitized by Google

Und nun saß er vor einem Notenblatt, das schwieriger und verzwickter war als sämtliche Notenblätter der Welt. Man konnte ja nicht einmal wissen, welche Linien und welche Punkte zusammengehörten, so ging hier alles durcheinander. Aber die Musik, die darin steckte, mußte ganz besonders schön sein.

Er hielt das Instrument zwischen den frostblauen Fingern und starrte mit offenem Munde und vor Erregung zitternd drüber hinweg. In seinem blassen Gesicht unter den Backenknochen glühten zwei dunkle Flecke.

„Ob ich es wohl versuche, wieder einmal nach Noten zu spielen?“ dachte er. „Nein, nein, es wird nicht gehen — es wird doch nicht gehen.“

Er setzte das Mundstück an und blies hinein. Ein dünner Ton zog durch die kalte Winterluft, ein zweiter folgte, ein dritter, ein vierter. Und dann ging es in Trillern und Läufen auf und ab, wie es die roten Punkte an den schwarzen Dornranken vorschrieben.

Der alte Mann lauschte entzückt, während seine Finger rastlos über die Klappen hüpften, die Lippe sich bald rund, bald eckig wölbte und der Gurgelknoten an dem langen Halse hin- und hersprang. So wunderschön hatte er noch nie geblasen.

Doch mitten in einem hellen aufsteigenden Tonwirbel packte ihn die Angst, er könnte schwindlig werden und hinunterstürzen. Aber die Musik trug ihn fort; er glitt leicht und sicher über die schwierigsten Punkte der Notenschrift, und endlich war es ihm, als blase die Flöte ganz allein, als höben und senkten sich die Klappen von selber unter seinen erstarrten Fingern.

Im Westen begann es zu glühen. Die Sonne trat aus den Wolken und lag riesengroß auf dem Horizont. Die schwarzen Chausseebäumchen standen spitz und dürr wie Grashalme vor dem Feuerball. Der Eisspiegel des Sees leuchtete, und im Walde war ein Funkeln, als hinge Rauschgold zwischen den beschneiten Ästen. Aber wo sich das Land in die Ferne auftat, war der Himmel offen, und eine Stadt mit Zinnen und Toren von Bernstein, mit silbernen Kuppeln und Brücken wuchs aus dem grauen Winternebel höher und höher herauf und führte wie eine Treppe schimmernd in die Unendlichkeit.

Da merkte der alte Virtuos, wie nach und nach ein ganzes Orchester in seine Flötenmelodie einfiel. Aus der Himmelswölbung rollten Posaunenklänge in weiten Kreisen herab, vom Walde rauschten Kontrabässe, Violinen und Bratschen, aus dem Eisspiegel des Sees kam ein feines Geklimper wie von Schellen und Triangeln, und durch die kahlen Lindenbüsche fuhren harte Trommelwirbel. Doch die Flöte blieb das Hauptinstrument.

Digitized by Google

Und plötzlich fingen die Sträucher und die Dornhecken sich zu rühren an und tanzten feierlich um den Musikanten herum, die gelben und schwarzen Ackersteine tappten ihnen nach, der Schnee stäubte aufwärts und wob ein Spitzenzelt mit silbernen Blumen und Vögeln, das die Abendsonne rot durchleuchtete. Und immer voller und herrlicher klang die Flötenmelodie.

Da hieb ein Paukenschlag klirrend und berstend — als ob ein hoher Stapel Töpferware zusammenstürze — mitten in das lustige Konzert hinein. Die Geigen, die Schellen, die Trommeln und Posaunen verstummten. Ein letzter Ton zog mit heiserem Gewinsel durch die kalte Luft. Die Sonne war untergegangen, die Welt lag tot und fahl. Der Alte aber schien noch immer, das Flötenrohr zwischen den starren Händen und die Augen weit geöffnet, der lieblichen Musik nachzusinnen.

Es krachte im Dickicht. Ein feister, grauer Hase setzte über den Wall. Von seinem Rücken fielen Blutstropfen in den Schnee. Er sprang an dem Virtuosen vorbei und rollte hastig und sich überschlagend den Hügel hinunter.

— —

Zur selben Zeit, als die Flötenmusik im Busch begonnen hatte, ging nicht allzu fern ein hübscher, wohlgenährter Mann in rotledernen Gamaschen und blankem Marderpelz, die gespannte Flinte vor sich hertragend, über das Schneefeld. Hinter ihm tappte kurzatmig und gichtbeinig ein alter Leibjäger.

Der gnädige Herr war guter Laune. Sein Rock wärmte ausgezeichnet, und von dem Marschieren in der frischen Luft bekam man einen prächtigen Hunger.

Die beiden kletterten schon lange an den Hügellehnen auf und ab, ohne etwas Jagdbares zu finden.

Da schien es plötzlich dem gnädigen Herrn, als höre er von irgendwo seltsam klagende Töne durch die Stille zittern, immer die gleichen fünf oder sechs Töne; helle, gedehnte Töne, wie sie ernsthafte Kinder in gedankenvoller Beharrlichkeit auf einem Groscheninstrument blasen.

Der gnädige Herr schüttelte den Kopf und wunderte sich. Es machte ihm Vergnügen, der einfältigen Melodie zu lauschen, der Schein der Abendsonne glänzte rot auf dem Schnee, und er fing im Gehn zu träumen an. Er dachte an seine Knabenjahre, an Weihnachtsbäume und Kuchenstollen, an bunte Märchenbücher und gebratene Gänse.

Doch schließlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß er längst ein erwachsener Mann war. Er verscheuchte die weiche Stimmung, drehte

Digitized by Google

sich nach rückwärts und fragte den Jäger, was das für ein komisches Gedudel sei. Der aber hatte unter dem zerknüllten Filz ein Wolltuch an den Backen hoch gebunden, daß sein kahles Runzelgesicht einer Altweiberfratze ähnlich sah. Er blieb stehn und horchte mit blöde verzerrtem Mund. Und dann meinte er, es sei wirklich nicht das geringste zu hören, es habe dem gnädigen Herrn wohl bloß in den Ohren geklingelt.

Die Sonne war untergegangen, die Dämmerung fiel in grauen Schleiern durch die stille Luft.

Da sprang ein Hase hinter einem Erdklumpen auf. Der gnädige Herr riß das Gewehr hoch und schoß. Doch in seinem Eifer, und weil ihn das Zwielicht beim Abschätzen der Enfernung getäuscht hatte, schoß er drüber hinaus. Die Wolle stob dem Tier vom Rücken, es machte eine scharfe Wendung und lief auf einen niedrigen Wall zu, der mit Ackersteinen beladen und mit Dorngestrüpp, mit kleinen Tannen und runden Lindenbüschen bewachsen war.

Der gnädige Herr fand eine Blutspur im Schnee und folgte ihr, er durchbrach die Dornhecke und erkletterte den Wall. Da sah er drüben steif aufgerichtet einen Mann sitzen, der eine Flöte zwischen den Händen hielt.

Er erschrak zuerst etwas, so sehr überraschte ihn das Schauspiel, dann fing er laut und toll zu lachen an.

„Ho, Erdmann," schrie er, „ich hatte doch recht, da sitzt ja der Flötiste im Busch. Nein, so ein verrückter Kerl! Hockt sich draußen hin und bläst Flöte! Den müssen wir uns ansehn, Erdmann, den nehmen wir mit nach Hause und füttern ihn ein bißchen. So ein verrückter Kerl! Hockt sich draußen hin und — —"

Er konnte nicht weiter reden.

Zwei Schritt vor ihm im fahlen Schneelicht saß der alte Musikant den Kopf durch Äste gestützt und blickte ihn aus der Umrahmung des brüchigen Seidenzylinders und der Ohrenklappen von Kaninchenfell an. Sein Gesicht war weiß und blutleer, die graue Lippe krümmte sich eckig aufwärts, das Kinn hing schlaff herunter. In den Händen, die sich wie zwei Bündel Holzspäne auseinanderspreizten, lag das Instrument. Die Metallteile waren trüb angelaufen und an den Griffen so abgescheuert, daß das gelbe Messing die dünne Nickelschicht durchbrach, siegellackverklebte Risse und braune Streifen zogen sich längs des schwarzpolierten Schaftes hin.

Es war eine recht ehrwürdige Flöte.

Digitized by Google

PAULA MODERSOHN-BECKER

(BREMEN 1876 — 1907 WORPSWEDE)

EIN VORTRAG ZUR LETZTEN AUSSTELLUNG IHRES KÜNSTLERISCHEN NACHLASSES VON G. PAULI

Man hört es manchmal sagen, und gerade von verständigen Kunstfreunden, daß des Geredes über bildende Kunst genug sei. Sehnsüchtig werden Zeiten in die Erinnerung gerufen, da der große Künstler ohne Vermittler allein durch seine Werke zu einer ehrerbietigen Menge gesprochen habe. Vielleicht hat es nie solche Zeiten gegeben, keinesfalls aber werden sie wiederkehren, solange die Kunst eine öffentliche Angelegenheit ist und solange künstlerische Unternehmungen dem Urteil von Behörden und Kommissionen unterstellt werden müssen. Dann ist es Pflicht, sie öffentlich zu erörtern, und doppelte Pflicht, wenn der umstrittene Künstler unser Zeitgenosse ist und unserer Heimat angehört. In diesem Falle befinden wir uns aber heute. Paula Modersohn ist die unsere, ihre Ehre ist unsere Ehre und ihr Schimpf würde unser Schimpf sein. Freilich hat sich die Heimat ihr anfänglich nicht als freundlich erwiesen. — Dreimal haben wir in der Bremer Kunsthalle eine größere Anzahl ihrer Bilder ausgestellt. Zuerst 1899. Damals begegnete sie bei der Kritik des Publikums und der Presse schroffer Ablehnung. Drei Jahre später wurden ihre Einsendungen von der Jury einer Frühjahrsausstellung zurückgewiesen, was sich die Künstlerin so zu Herzen nahm, daß sie alles weitere Ausstellen in ihrer Vaterstadt verschwor. Somit wurde es uns erst nach ihrem Tode möglich, wieder eine Reihe ihrer Arbeiten zu zeigen. Und jetzt erwies es sich, daß sie Freunde gewonnen hatte. Ein paar ihrer Bilder waren inzwischen in Privatbesitz übergangen, zwei Stilleben wurden für unsere Galerie erworben. Nun kommt die Verewigte ein drittes Mal — und zum letzten Male — zu uns mit einer reichlichen Übersicht ihres kurzen Lebenswerkes. Und heute ist es offenbar, daß sie gesiegt hat. Die Zeit, der sie vorausgeeilt war, erkennt sich jetzt in ihr; das ehedem Unverständliche wird verstanden; der kleine Kreis ihrer Bewunderer hat sich erweitert und fast alles, was Sie hier zu sehen bekommen, ist in Privatbesitz übergegangen. Am meisten muß es uns dabei bedeuten, daß unter den Sammlern ihrer Bilder sich namhafte Künstler befinden, zumal Bernhard Hoetger, einer unserer besten Bildhauer, den das Bewußtsein geistiger Gemeinschaft mit Paula Modersohn zusammengeführt hat. — Freilich sehen und hören wir es, daß die Gegner noch keineswegs verschwunden sind.

Digitized by Google

An sich darf man sich über Meinungsverschiedenheiten in Fragen der ästhetischen Bewertung nicht verwundern, da sie nun einmal aus dem Charakter des Geschmacksurteils fließen, welches niemals im strengen Sinne ein allgemein gültiges sein kann. Denn hier urteilt nicht unsere Vernunft nach dem Kausalgesetz von Ursache und Wirkung oder von Grund und Folge, sondern es urteilt unser Gefühl aus den spontanen Regungen von Lust und Unlust. Daß dieses Gefühl ein individuell in hohem Maße differenziertes sei, daß es sich ferner seine Wallungen nicht von der Vernunft diktieren lasse, darüber wird jedermann beizeiten durch die eigene Erfahrung belehrt. Somit ist vom Geschmacksurteil bestenfalls nur eine generelle Anerkennung durch die Mehrheit der Gebildeten zu erwarten. Diese relative Einmütigkeit stellt sich am ehesten in Zeiten und Volksgemeinschaften ein, die durch einen formal bindenden Stil in ihren Kulturäußerungen beherrscht werden; schwerlich dürfen wir sie in einer Zeit des Individualismus und der Stillosigkeit erwarten. Nun wollte es aber das Schicksal, daß Paula Modersohn in eben einer solchen Zeit geboren wurde; ihre Bildung empfing sie in der letzten Phase des modernen Impressionismus, und sah nur von fern das zukünftige Reich eines neuen starken und großen Monumentalstiles. Somit fällt ihre Wirksamkeit genau in das merkwürdige Grenzgebiet zweier künstlerischer Perioden.

Das Vermächtnis des impressionistischen Zeitalters, mit dem sie sich abzufinden hatte, läßt sich kurz etwa in folgenden Sätzen charakterisieren. Mit der Isolierung der einzelnen Künste ist eine Bereicherung ihrer Ausdrucksmittel verknüpft. Das sehen wir zumal in der Malerei, der die Führerrolle unter den bildenden Künsten im letzten Jahrhundert zugefallen war. Im Dienste eines verfeinerten Kolorismus entwickelte sich hier eine neue Schönheit des malerischen Vortrags. Damit hängt ein verändertes Verhalten zu den Objekten der Außenwelt als Quellen der Anregung zusammen. Während es früher anscheinend bedeutenderer oder quantitativ reicherer Motive zur Bildgestaltung bedurfte, sehen wir jetzt die Künstler sich mit dem Geringfügigen, Einfachen und Alltäglichen begnügen. Nur darf man hierin nicht, wie es wohl geschehen ist, das Anzeichen einer Vergröberung des Geschmackes erblicken, sondern im Gegenteil nur eine Verfeinerung, die auf subtilere Reize reagiert. Nur scheinbar steht es hiermit im Widerspruch, wenn die impressionistische Kunst auch das Häßliche in den Bereich ihrer Darstellung aufnimmt. Denn das in der Natur Häßliche bedeutet für den Künstler in solchem Falle nichts anderes als das Ausdrucksvolle, und zwar in höherem Maße, als es das Schöne

Digitized by Google

sein kann. Als schön bezeichnen die Menschen immer irgendeine Normalform, etwas Ausgeglichenes, Beruhigtes. Jedes Betonen eines Individualcharakters bedeutet aber ein Abweichen von der Norm und einen Schritt entgegen dem Häßlichen. Ich brauche nur an Rembrandt zu erinnern, um es jedem von Ihnen deutlich zu machen, daß und inwiefern der Künstler die Kraft besitze, häßlich in schön zu verwandeln.

Und nun stelle man es sich vor, daß dieses Vermächtnis des Impressionismus in Paula Modersohn einem jungen Menschenkinde zufiel, das mit starker Begabung eine sehr seltene unbefangene Frische im Gebrauch ihrer Kraft verband. Es war etwas in ihrem Wesen, das an die Sonntagskinder unserer Märchen erinnert, die, der eigenen Macht kaum bewußt und die Widerstände der Welt nicht ahnend, eines schönen Tages ausziehen, um irgendein Glück, eine Krone oder einen Kranz zu erobern. Sie fühlte instinktiv das Unzulängliche der naturalistisch-impressionistischen Kunst, in deren Mitten sie sich bilden sollte. Begabung und Charakter drängten sie hinaus zu anderen Zielen. Und so geriet sie in einen Konflikt zwischen Bildung und Absicht, der manchmal ihre Arbeit hemmte und komplizierte, bis sie zur klaren Erkenntnis ihrer Bestimmung gelangte.

Wir sind über ihren Bildungsgang unterrichtet. Zuerst trat sie in Worpswede zu höherer Kunst in Beziehung. Mackensen war ihr Lehrer. Und mit herzlicher Freude begrüßte sie nach der faden Gefälligkeit der gangbaren provinzialen Kunstausstellungsgrößen junge Meister, die auf dem Boden ihrer Heimat inmitten der Bauernschaft eines Moordorfes ernste Schönheit entdeckt hatten. Aber nicht lange währte es, bis sie das allzu Befangene dieses Kreises erkannte. Es zog sie hinaus, nach Paris, in die Metropole der europäischen Malerei ihrer Zeit. Denn dieses zeichnet den Pariser Boden aus, daß er neben einer konservativen heimischen Tradition neue Kräfte trägt und nährt, die nicht mehr national französisch, sondern international europäisch sind. Von beiden hat sie gelernt. Sie bewunderte eine Weile, vielleicht über Verdienst, Meister wie Cottet und Simon, die ihr allerdings an schulmäßiger Routine, keineswegs aber an naiver Kraft überlegen waren, bis ihr vor Cézanne und den Seinen die Augen aufgingen. Hier fand sie bisher nur geahnte Schönheiten, eine neue Art von Monumentalität und eine neue Pracht des flächenhaft stofflichen Charakters der Malerei. Diesen entscheidenden Eindrücken ihres Lebens gab sie sich nun aber nicht als unselbständige Nachahmerin hin, sondern antwortete ihnen aus eigener Kraft, da das Neue nur geweckt hatte, was in ihr schlummernd verborgen gewesen war. Mit hellseherischer Deutlichkeit erkannte sie jetzt ihren Weg —

Digitized by Google

wohin er führte und woher er kam. 1905 schrieb sie aus Paris, daß die „allermodernsten Franzosen“ auf sie wirkten, und setzt hinzu, daß sie eine Verwandtschaft von der Antike bis zur Gotik und von der Gotik zu ihrer eigenen Formensprache fühle. — Allerdings gibt es eine solche Verwandtschaft — unter aller monumentalen, stilistisch gebundenen Kunst. Der Impressionismus freilich gehört nicht dazu.

Wer nun das künstlerische Vermächtnis Paula Modersohns aufmerksam durchmustert, dem wird es offenbar werden, daß hier der Charakter der Vollendung am ehesten im Stilleben erreicht worden sei. Im Stilleben! Man beachte die Feinheit des sprachbildenden Geistes! Was dem Franzosen „nature morte“ heißt, erscheint dem Deutschen als ein stilles Leben, als eine Beseelung des Unbewegten durch den Schöpfergeist des Künstlers. Eben hierin erweist sich der beste Teil des impressionistischen Vermächtnisses, der als unverlorener Gewinn auf seine anders gerichtete Nachfolge übergegangen ist. Dies wird offenkundig, wenn man sich im Geiste ein klassisches Stilleben früherer Zeit neben ein modernes stellt, etwa das Gemälde Davids de Heem aus unserer Galerie neben eines von Paula Modersohn. Was bei dem alten Meister als Leben gelten mag, ist die bunte, harmonisch geordnete Fülle der Objekte, die in ihrer Körperlichkeit mit kühler Objektivität charakterisiert sind. Bei Paula Modersohn ist die Auswahl und Ordnung der Objekte in demselben Maße vereinfacht, wie ihre malerische Darstellung bereichert und beseelt worden ist.

Und dieses im höheren Sinne Stillebenhafte, Still-Lebendige beherrscht nun die Kunst Paula Modersohns und die unserer Zeit, der sie vorausgeeilt ist. Ich erinnere beispielsweise an jenes kleine Bild, das ein eng begrenztes Fragment unserer Landschaft darstellt, ein Fleckchen grüner Weide, mit gelben Blumen bestreut, über der sich ein bleicher, grau bewölkter Himmel dehnt. Ein verspäteter Falter schaukelt in der Luft. Das Ganze wäre kaum eine Landschaft zu nennen und doch gibt es die Stimmung eines unserer kühlfeuchten Frühjahrsabende reiner und deutlicher wieder als manch ein quadratmetergroßes Stück bemalter Leinwand. Oder sehen Sie die Menschenbilder an, die Paula Modersohn gemalt hat, diese Bauern, Kinder, Weiber, Männer, Greise, an denen die Welt mit ihrem Rhythmus von Abend und Morgen, von Sommer und Winter, von derber Arbeit und derbem Genuß jahraus jahrein gleichförmig vorüberzieht. Auch in ihnen und ihren schweren Gliedern ist etwas Stillebenhaftes, wie sie uns mit großen Augen unbewegt anschauen. Eben das Animalische ihrer Erscheinung birgt ein Element der Größe, das den wurzellosen Gehirnmenschen der Großstädte mit all ihrem Bildungsgepäck

Digitized by Google

abgeht. Auch hier versteht es unsere Künstlerin, das Geringe ins Große umzudeuten oder das Häßliche ins Dämonische zu steigern, wie in jenem Ungetüm von einer Armenhäuslerin, die zwischen Mohnblumen vor einem goldenen Abendhimmel sitzt.

Während der Impressionismus die Grenze zwischen Studie und Bild prinzipiell verwischte und seinem Charakter gemäß dazu gelangen mußte, schließlich die Studie an Stelle des Bildes zu setzen, wird das jüngere Geschlecht, dem Paula Modersohn angehört, vom Willen zur Bildgestaltung geleitet. Je mehr unsere Künstlerin heranreift, um so mehr tritt in ihrer Arbeit das studienhafte Element des direkten Hinweises auf die Realität hinter der freien Komposition von Linien und Farben zurück. Sofern sie nicht etwa Stilleben malt, bevorzugt sie daher Gegenstände allgemeinen Charakters, Menschen, die nackt oder bekleidet, der Sphäre des Individuellen entrückt, vielmehr als Typen ihres Geschlechtes auftreten. Im Zusammenhang damit steht es, daß nun auch die lange mißachteten Motive allegorischen oder religiösen Charakters wieder auftauchen. Unter ihren Arbeiten findet sich eine Darstellung des barmherzigen Samariters, die ihres geringen Umfanges ungeachtet vollkommen klar aufgebaut ist und in ihren leuchtenden Farbenflächen die Schönheit eines kleinen Glasgemäldes enthält.

Das Leben Paula Modersohns war früh vollendet. Und gleich anderen Künstlern von rascher intensiver Entfaltung der Kräfte ahnte sie ihr baldiges Ende. Noch im Vollgefühl blühender Gesundheit mit vierundzwanzig Jahren schrieb sie ihrer Mutter: „Ich weiß, ich werde nicht sehr lange leben. Aber ist das denn traurig? Ist ein Fest schöner, weil es länger ist? Und mein Leben ist ein Fest . . . Und wenn nun die Liebe mir noch blüht, vordem ich scheide, und wenn ich drei gute Bilder gemalt habe, dann will ich gerne scheiden, mit Blumen in den Händen und im Haar." — Es ist ihr mehr geworden, als sie vom Schicksal erhoffte. Wir haben deshalb kein Recht, sie zu beklagen, so sehr wir es entbehren, nicht mehr von ihr zu besitzen. Der Tod des jungen Künstlers, der im hoffnungsvollen Aufblühen dahingerafft wird, ist schön wie der Tod des jungen Soldaten, den eine Kugel inmitten seiner siegreich vordringenden Kameraden fällt. Beklagen dürfen wir nur unsere Mitmenschen, die für die Schönheit eines solchen Lebens und seiner Früchte blind sind. An uns aber ist es, ihr Vermächtnis zu ehren, zumal hier in ihrer Vaterstadt, und es damit zu beweisen, daß sie der Welt nicht völlig gestorben ist.

Digitized by Google

BRIEFE VON HERMANN GOETZ AN J. J. WIDMANN

MITGETEILT VON G. R. KRUSE

III.

Winterthur, 29. Decbr. (1868).

Mein guter alter Freund.

Das ist jetzt lange, seit wir persönlich oder brieflich mit einander verkehrt haben. Du bist beschäftigt und angestrengt gewesen, ich ein dito mit Klaviersaiten. Oft habe ich wehmütig an Dich und unser gelegentliches Zusammentreffen in Winterthur oder Frauenfeld gedacht. Aber um dann an Dich einen Brief zu schreiben, dazu waren selbt diese Momente zu knapp bemessen, oder ich war gar zu müde.

Jetzt komme ich aber, wenigstens um Dir die große Entdeckung mitzutheilen, daß der Ehestand offenbar eine herrliche Einrichtung ist, da ich, obgleich recht angestrengt, mich selten in meinem Leben längere Zeit hintereinander so wohl befunden habe, als jetzt, niemals aber so munter zufrieden und glücklich gewesen bin.

Nun fällt mir freilich ein, daß Du mir früher dieselben Entdeckungen in extenso vorgetragen hast. Du erfährst also nichts Neues, um so mehr ist ihre Wahrheit konstatiert.

Es kommt noch so ein Kisteli mit diesem Brief bei Dir an, für Dich und Deine lieben Kinder bestimmt. Es läßt sich recht nett spielen mit selbem Isebähnli, wie ich selber ausprobiert habe. Die Rädli laufen famos, und man kann merkwürdige Curven riskiren mit dem ganzen Zug.

Ihr haltet ja den Landboten, dann wißt ihr wohl auch von dem, was ich öffentlich in Winterthur und Zürich getrieben habe. In W. habe ich also ein Abonnement auf 3 Triosoiréen eröffnet im Verein mit Kahl*) und Julius Hegar**) aus Zürich. Ich hätte gern den Fritz Hegar gehabt, aber er konnte es nicht annehmen. Dann spielte ich heute vor 8 Tagen in der Tonhalle in Zürich im 2ten dortigen Abonnementskonzert mein Klavierkonzert mit Orchester***), das ich vor'm Jahr in Basel gespielt hatte. Es wurde auch in Zürich äußerst beifällig aufgenommen, und ebenso die Gmoll-Ballade von Chopin, die ich in demselben Konzert spielte.

---

*) Violinist.
**) Cellist, Bruder von Friedrich Hegar.
***) Op. 18, B-dur, sein zweites; das erste in Es-dur blieb unveröffentlicht.

Digitized by Google

Merkwürdig ist Kirchner's Verhalten diesen Winter, er hat sich von allem öffentlichen Spielen zurückgezogen, mir ist nicht recht klar, warum; sogar von den Quartettsoiréen, wo jetzt Carl Eschmann*) und ich abwechselnd seine Stelle ausfüllen sollen. Übrigens muß ich noch diesen Winter jetzt wirklich nach Leipzig, eben jenes Klavierkonzert im Gewandhaus zu spielen. Es ist ein verhängnißvoller Schritt, und Niemand weiß, wie er gelingt.

Und nun, wie geht es Dir? Das zu erfahren, ist der Hauptzweck dieses Briefes. Ist Dir das viele Schulhalten nicht gar zu anstrengend?**) Kommst Du auch gelegentlich zu Deiner geliebten Poësie? Hast Du Deinen Beruf auch ein wenig lieb, oder wachsen auch viele Seufzer auf diesem Grunde? Nicht wahr, wenn Du etwas Zeit finden kannst, so schreibst Du mir recht viel von Dir. Ich hörte gern Alles. Und was macht Deine liebe Frau, und die Kinder? Wie ist der Ton im Umgange in Bern? Um Dich zu sehen und Dich zu sprechen, würde ich gern einmal in einem Konzert in Bern mitwirken. Könntest Du vielleicht darauf hinwirken? NB. für diesen Winter wäre es mir kaum möglich.

30. Decbr.

Ich muß wohl schließen, denn soeben erhielt ich einen Brief aus Leipzig, der mir recht freundlich berichtet, das Versprechen mich das Konzert schon diesen Winter dort spielen zu lassen, sei verfrüht gewesen, es seien schon alle Abende besetzt, und vor Anfang der nächsten Saison ginge es nicht an.

Der Brief hat mich momentan so verstimmt, daß ich diesen Brief an Dich lieber schließen will. Könnte ich Dich doch einmal wieder sehn. Wenn mir für ein Konzert in Bern die Reisekosten ersetzt würden, könnte ich also nun doch noch kommen. Doch es wird Dir wohl kaum möglich sein, dahin zu wirken. Vielleicht komme ich im Sommer, sonst Dich zu besuchen, und knüpfe dann die nöthigen Bekanntschaften selber an. Wer ist eigentlich in Frank's Stelle jetzt in Bern?

An der Widerspänstigen habe ich gerade letzter Zeit wieder fleißig gearbeitet. Seit den Feiertagen ist etwa die Hälfte des 3ten Aktes fertig geworden, ich fange auch nicht eher an mit Stundengeben, bis der ganze Act auf einen Ruck fertig geworden ist. Aus dem 2ten Act habe ich die große Scene zwischen Petr.(ucchio) und Kath.(arina) schon früher

*) Joh. Carl E., geb. 1826 zu Winterthur, gest. 1882 zu Zürich.

**) Widmann war 1868 als Schuldirektor an der Mädchenschule in Bern angestellt worden.

Digitized by Google

gemacht. Und kurz! man fängt doch allmählich an, ein Ende abzusehn. Dennoch wird wenigstens das ganze Jahr 1869 zu Ende gehn, ehe die Partitur fertig ist. Laura und ich grüßen Deine Frau und Kinder herzlich; amüsiert euch ein wenig an dem Spielzeug, und behaltet Alle lieb

Euren

Hermann Goetz.

Wir ließen uns kürzlich zusammen photographiren. Da ist eine solche Ph.

H. G.

IV.

Winterthur, 23. Juni (1869).

Mein lieber Freund.

Meinen warmen, freudigen Dank für Deinen Buddha. Ich habe ihn recht aufmerksam gelesen, Vieles darin mehrmals, und immer mehr wächst der Eindruck in mir, vor einem recht bedeutenden Werke zu stehn, ebenso gehaltvoll an und für sich, als willkommen in unsrer Zeit, die den Glauben verloren hat, und nur zu sehr in Gefahr steht, mit ihm zugleich viel edlere Güter zu verlieren, die eine uralte Tradition immer mit ihm verbunden hat. In dieser Richtung begrüße ich Dein Werk als eine der dankenswerthesten Erscheinungen in unserer Literatur. Jene fast unausrottbaren Irrthümer, in denen man Frömmigkeit und Tugend, Religiosität und ehrenhaften Lebenswandel mit einander vermischt oder verwechselt, müssen nun einmal doch aus der Welt verschwinden. Und es ist ein energischer Versuch, den Du im Buddha gemacht hast, moralische Tendenzen aufzubauen auf den Trümmern aller sonst gehegten religiösen Ideen.

Aber auch von diesen Ideen abgesehen steht der Buddha bloß als Gedicht auf einer hohen Stufe. Namentlich der erste Theil ist sehr gelungen, und hat auch auf meine Frau und Schwester, die ihn sich vorgelesen haben, einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht. Auf dem zweiten Theil schwebt ein eigenthümliches Düster, das Aufbauen nimmt einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein gegenüber dem Zerstören. Mir speziell ist noch eine Idee unerklärlich, die doch mehrmals stark betont wird. Ich meine den Grimm gegen die große Weltordnung, welche soviel Elend möglich macht oder doch zuläßt. Am stärksten steigert sich dieses Gefühl in Buddhas Traum, wie mir vorkommt, eine Re-

Digitized by Google

miniscenz an die Rede des Tod in einem Fragment von Dir, das Du mir einmal gezeigt hast.

Doch Dein Werk ist so voll von Ideen, daß es wunderbar wäre, wenn wir in Allem übereinstimmten. Auch habe ich mich mit manchen Stellen schon wieder versöhnt, an denen ich beim ersten Lesen Anstoß nahm. Jedenfalls habe ich Dir wieder einen reichen Genuß zu danken, einen warmen freundschaftlichen Handschlag dafür!

Eine Frage hat sich mir oft schon aufgedrängt beim Lesen. Wie steht es nach diesem Buch mit Deiner Stellung in Bern? Die Bannflüche von den Kanzeln müßten freilich lustig anzuhören sein, und man sollte auch denken, daß sie in unserer Zeit sich als ohnmächtig erweisen müßten. Aber zu schaffen werden sie Dir doch machen, diese Päbstlein, die ja kürzlich erst eine Encyclika gegen die freisinnigen Pfarrer des Kantons erlassen haben. Mag es Dir nicht zum Schaden ausschlagen, doch wirst Du mir in 4 Wochen wohl schon Mancherlei davon zu erzählen haben.

Besten Dank für Deine nochmalige Bemühung um unsre Katharine; ich lasse die Scene jetzt einstweilen ruhen, bis sie einmal gemacht werden muß, so oder so. Schreibe mir doch sobald als möglich, wann Deine Ferien beginnen. Ich möchte Dich gern noch in Bern besuchen, bei der Gelegenheit mich Reichel und sonst einigen eurer Musikleute vorstellen, und auch sonst ich würde mir doch gern Deine Häuslichkeit ansehn, auch Deine Schule etc. Wenn irgend möglich, komme ich am ersten Tage Deiner Ferien.

Bis dahin, herzliche Grüße

H. G.

(Adolf Reichel, den Goetz hier erwähnt, war 1816 zu Tursnitz in Westpreußen geboren, bildete sich zum Musiker aus, lebte in Paris als Klavierlehrer, seit 1857 als Lehrer der Komposition am Konservatorium und Dirigent der Dreyßigschen Singakademie in Dresden und wirkte 1867—87 als städtischer Musikdirektor und Dirigent des Cäcilienvereins in Bern. Komponierte zahlreiche Lieder, Chöre, eine Messe, Kammermusik usw., schrieb auch eine Harmonielehre. Er starb in Bern 5. März 1896. An seinem Grabe sprach Widmann einen Nachruf, in dem es heißt:

„Ich will's an deinem Grabe sagen,
Wie ganz du warst ein freudenstarker Mann.
Nicht zwar von denen, die nach Freuden jagen,
Nein! — der gelassen, ruhig sie gewann
Aus stiller Arbeit immer heiterm Walten,
Genährt, beglückt von schaffendem Gestalten.“)

Digitized by Google

V.

Winterthur, 26. Juni (1869).

Mein lieber Freund.

Herzlichen Dank für Deine freundliche Einladung. Aber es scheint doch, daß wir unser Wiedersehn einstweilen verschieben müssen. Meine Ferien (ich würde aus verschiedenen Gründen dieses Jahr gern die Schulferien einhalten) beginnen erst den 10. Juli. Dein Vorschlag, schon diesen Montag zu kommen, nähme mir also 14 Tage, und das kann ich wirklich nicht gut. So müssen wir es denn schon verschieben, bis Du wieder zurück bist, wie Du schreibst, in der letzten Juliwoche. Falls Du übrigens schönes Wetter haben solltest und ohne meinen Besuch sonst noch die letzte Woche auch gern fortbliebest, lasse Dich ja nicht abhalten. Ich begreife Deine Sehnsucht, die Ferienzeit recht los und ledig zu genießen, und auch womöglich fern von dem Plageort zuzubringen, sehr gut, und theile sie in tiefster Seele.*) Schreibe mir doch auf alle Fälle gelegentlich etwas von Deinen Planen für die 4 Wochen. Vielleicht könnte ich doch sonst einmal einem der Orte, wo Du gerade bist, nahe kommen, und würde Dich dann natürlich besuchen. Mit meiner Frau komme ich übrigens in keinem Falle nach Bern. Sie ist in diesem Sommer überhaupt nicht sehr transportabel, und ich werde mich ausnehmend freuen, wenn ich wenigstens am Vierwaldstätter See mit ihr zusammen einige Zeit vertrödeln kann. Was Deine pessimistischen Ideen betrifft, so kann ich Dir nun freilich beim besten Willen nicht zustimmen. Brieflich würde mich das zu weit führen. Ich muß sagen, ich kann nicht anders, als die Welt für die schönste und liebenswürdigste Einrichtung halten, die sich vorzustellen mein armer Schädel nur immer fähig ist. Und ich muß hinzusetzen, daß alles Elend in der Welt diese Vorstellung in mir nicht im Geringsten zum Wanken bringen kann. Und alle Theilnahme für fremdes Unglück, die Du hoffentlich auch in mir voraussetzen wirst, um so mehr, da ich selber an mehr als einer unter den traurigen Welteinrichtungen schwer gelitten und noch zu tragen habe — alle Theilnahme und Erfahrungen halten mich von einer, wenn Du willst, etwas naiven Vorstellung nicht ab, die ich nur recht ungeschlacht dahin ausdrücken will, es wäre unerträglich langweilig in der Welt, wenn immer Alles in Ordnung ohne Schmerz und Unglück abginge. Ja, ich behaupte sogar, es müßte unserm Organismus das Gefühl für Freude, Erquickung, Wonne und 1000 der edelsten und herrlichsten Gefühle der

*) Obiges ist bloß von meiner Theilnahme für Dich zu verstehn. Nachbemerkung auf Laura's Befehl.

Digitized by Google

Seele total abgehn, wenn der Schmerz, das Elend und noch viel Schlimmeres gar nicht da wären. Ja, ich behaupte sogar, manche unsrer erhabensten Regungen, des Heroismus, der höchsten Aufopferung sind ohne ein ebenso weit gehendes Unglück gar nicht zu denken. Freilich lehrt die Erfahrung, das Elend ist oft genug der Art, daß es eben keine Zeit zu dergl. läßt, ich meine, wo es plötzlichen, unerwarteten Tod bringt. Aber eben das, was Du ja im Buddha so schön betonst, die liebevolle, werkthätige Theilnahme, das ist doch nicht auch nichts. Das Wichtigste ist mir übrigens meine erste Behauptung, das Gefühl für Freude ginge uns ab ohne den Schmerz. Denke einmal. Wer hält wohl das Athemholen für ein Vergnügen? Kein Mensch, es müßte denn sein, er hätte eine Zeit lang am Kehlkopf gelitten, oder hätte in sehr schlechter Luft weilen müssen. Nehmen wir aber Jemand an, der gar keine derartigen Erfahrungen hätte, weder an sich noch von Andern, es würde ihm natürlich nie einfallen, sich an seinem Athemholen sehr zu erfreuen, oder wenn er es doch einmal thut, es wäre gewiß ein sehr mattes Gefühl. Wende das auf die vorher von mir genannten Gefühle an, streiche sämtliche Unglücksfälle, die Du im Buddha aufzählt, aus der Welt aus; was übrig bleibt, ich bekenne Dir, ich nehme es nicht für die jetzige. Ich weiß nicht, was Du dazu sagen magst, verwechsele mich aber nicht etwa mit Salonmenschen, die aus langer Weile gelegentlich von Unglücksfällen lesen wollen wegen der angenehmen Emotion, in die sie dabei kommen können. Ein Lungenschwindsüchtiger ohne Geld, aber mit großen Planen kann das Unglück in der Welt nicht bloß für mixed pickles ansehn. Also schließlich, es ist doch eine schöne Welt, und besser nützt nüt,*) quod erat demonstrandum.

So leb denn wohl; ein Mehreres über verschiedene interessante Materien, wenn wir uns einmal sehen. Einstweilen guten Humor, gutes Wetter, gute Gesundheit; dann machst Du es am Ende, wie der Herrgott, siehest an das Berner Oberland, und siehe da, es war sehr gut.

Mit herzlichem Gruße Dein

H. G.

---

*) Schweizerische Redensart.

Digitized by Google

BREMEN UND SEINE AUFGABEN.

VON DR. ALFRED GILDEMEISTER

Nicht besser konnte Bremen seine Eigenart beweisen, als durch die wundervolle Jahrhundertfeier, deren Erinnerung in uns nachklingt. Der deutsche Staat macht seinen Kindern die Liebe zum Vaterland nicht immer leicht, läuft er doch wie des alten Fritzen Vater mit drohender Geberde ach so oft hinter ihnen her — lieben sollt ihr mich! Patriotische Feste sind Pflichtübungen, sichtbare Darstellungen des Willens zum Patriotismus, der Ernst der Handlung prägt sich in der Vertretung der hohen und höchsten Behörden je nach Rang und Würden aus — sie dienen der nationalen Erziehung!

Im Süden des Vaterlandes schafft die Unmittelbarkeit des Empfindens noch Volksfeste, wo hoch und niedrig wirklich einmal vergessen können, daß sie solche polare Erscheinungen sind. Es ist eine besonders auf norddeutschem Boden erwachsene Besonderheit, daß sich der feiernde Teil der Bevölkerung sein Recht dazu beweist, ein anderer es ihm bestreitet, und wo es einmal nichts mehr zu bestreiten gibt, wie bei der Säkularfeier unseres großen Schiller, da mußte das Goethesche, denn er war unser, doch ja wieder richtig verstanden werden, so daß jede Partei und Gruppe ihn für sich in Anspruch nahm.

Bei unserer Bremer Jahrhundertfeier, wo so gar nichts befohlen werden konnte, da kam es in der Teilnahme jedes im Kerzenglanze erstrahlenden Hauses, die fast lückenlos die Straßen säumten, so deutlich zum Ausdruck, wie hier ein allgemeines Empfinden einmal von selbst sich durchsetzte. Die fünfzehntausend Fackelträger, die am Abend des großen Befreiungstages in leuchtenden Reihen über den Werder zogen, und die Abertausende von Zuschauern, die die Weserufer säumten, sie alle wollten teilhaben an dem Gefühl vaterländischer Freude und Erinnerung.

Mit Stolz durfte man sich bewußt werden, daß die Geschichte Bremens ein lebendiger Teil des Bewußtseins bis in die weitesten Kreise der bremischen Bevölkerung geblieben ist. Fast könnte es scheinen, als ob die lebhafte und bedeutende Teilnahme Bremens an der großen Volkserhebung des Jahres 1813 noch mehr im Mittelpunkt des Festes der nationalen Befreiung hätte stehen dürfen. Das aber dürfen wir sagen, daß keine deutsche Stadt eine mächtigere und im Rahmen seiner ehrwürdigen Bauten ureigenere Feier gehabt hat, als wir im Angesicht unseres Domes empfinden durften, und sich wohl nirgends schöner das

Digitized by Google

alte Deutsche mit der Erinnerung an unsere nationale Wiedergeburt vereinen konnte, als dort, wo die Wellen der schönsten deutschen Lieder vom Dom her über die Tausende auf dem Domshof dahinschwebten.

Kein falscher Schimmer, nichts als gute Bürgerlichkeit im rechten Sinn!

Ad multa saecula, auf zu vielen solchen Jahrhunderten! dieser Wunsch muß unserer Zukunft gelten. In der jetzt kommenden Zeit wird Bremen es schwerer als seit langem haben, seinen Rang zu behaupten. Uns droht eine Umleitung des Verkehrs binnen un buten.

Im Septemberheft wurde auf die drohende Gefahr der Hinleitung des schwimmenden Binnenlandsverkehrs auf die Wasserstraßen des Rheins und die damit unmittelbar verbundene Förderung der belgischen und holländischen Häfen auf Kosten der deutschen hingewiesen und dabei betont, daß diese Gefahr verschärft werde, wenn unsere westliche Wasserstraßenpolitik ihr einziges Ziel in dem sehr angreifbaren Projekt einer künstlichen deutschen Rheinmündung erblicke. Es verdient festgehalten zu werden, daß der Prinzregent Ludwig von Bayern am 1. Oktober bei der Hauptversammlung des Deutschen Museums von dem Anschluß an die Nordsee über den Main und die Werra an die Weser mit den Worten gesprochen hat: Es hat mich sehr gefreut, daß der Plan in Mitteldeutschland und namentlich auch in Bremen, in der blühenden und bedeutenden Handelsstadt, so großes Interesse gefunden hat. Bremen liegt ja nur an der kleinen Weser und es fehlt vor allem der Anschluß an den Rhein, dessen Seehäfen nicht in Deutschland liegen.

Wenn der preußische Handelsminister von Delbrück darauf von einem neuen Anstoß der Verkehrspolitik des Deutschen Reiches gesprochen hat, so ist zu hoffen, daß die vorwiegend nationale Bedeutung des Weseranschlusses in Zukunft ihre volle Berücksichtigung finde.

Aber auch in seiner überseeischen Entwicklung wird der Rang Bremens heute in Frage gestellt. Die Reederei, und zwar besonders die deutsche, steht heute unter dem Zeichen der Konzentration, die sich in unserer Schwesterstadt Hamburg anscheinend hemmungslos durchsetzt, und wenn von dort aus der zwar nicht mehr größten, aber doch ersten deutschen Schiffahrtslinie des Norddeutschen Lloyd Fehde angesagt ist, so ist das gewiß nicht aus lokaler Rivalität gegen den Bremer Platz geschehen, sondern deshalb, weil in dem Lloyd die größte selbständige Schiffahrtslinie in ihrer Unabhängigkeit getroffen werden soll. Hamburgs wirtschaftlicher Führer verfolgt nicht mehr das Hamburger Platzinteresse,

Digitized by Google

sein Einfluß ergreift auch die nicht hanseatischen Plätze Stettin und Emden.

Ein neues, fremdes Element ist in die hanseatische Entwicklung hineingetragen, der Kampf von größerer Bedeutung als der der Rivalität zweier Seeplätze, es handelt sich um die Abwehr oder den Sieg des mit großem Wurf gemachten Versuches einer Zentralisierung der deutschen Linienreederei.

Die rotweißen Streifen gehen dem Kampf nicht ungerüstet entgegen, mögen sie die Sympathien und die Unterstützung aller derer finden, die es angeht — und diese sind nicht auf Bremen beschränkt.

DAS KAISER-WILHELM-VOLKSHAUS IN LÜBECK

VON DR. K. SCHAEFER

Das Kaiserdenkmal ist seit einem Jahre die wichtigste und neben der Einrichtung des Museums in dem ehemaligen St. Annenkloster die einzige große Kunstaufgabe, die Lübeck und seine Bevölkerung beschäftigt. Es ist nämlich Tatsache — und eigentlich verwunderlich —, daß die Stadt noch kein Denkmal des alten Kaisers Wilhelm I. besitzt, obwohl es ihr weder an reichstreuer Begeisterung, noch an Mitteln oder gar an Ideen für ein solches Monument gefehlt hat. Fast zwanzig Jahre ist es her, daß von Senat und Bürgerschaft eine Kommission eingesetzt wurde, daß vor dem Rathaus in jenem prächtigen Winkel des Marktplatzes, wo der düstere, aus dunkelglasierten Ziegeln errichtete lange Flügel der Goldschmiedelauben mit dem lustig bewegten Sandsteinbau der Renaissance zusammenstößt, ein Grundstein gelegt wurde, daß ein Wettbewerb stattfand, aus dem Professor v. Uechtritz als Sieger hervorging. Fast wäre dieser Entwurf auch ausgeführt worden, so phrasenhaft und theatralisch, wie eben Kaiserdenkmäler „in mittlerer Preislage" zu sein pflegen. Aber als man an der Stelle des Grundsteins ein naturgroßes Modell in den Umrissen von Sockel und Reiter aufrichtete, erwies sich zunächst der Platz als ganz unmöglich, weil man von der Breitenstraße her, wo sich zu jeder Tageszeit der Hauptverkehr am Rathaus vorbeidrängt, durch die Arkadenbogen nur die untere Hälfte des Reiters zu sehen bekommen hätte. Der rührige Verein der Kunst-

Digitized by Google

freunde hat das Verdienst, diesen Denkmalsplatz und danach auch den Entwurf von Uechtritz zu Fall gebracht zu heben.

Nun begann das Suchen nach einem andern geeigneten Platze. Vorsichtig und gründlich wurde vorgeschlagen und geprüft: die Geheimräte v. Großheim, Hinkeldeyn und von der Hude, alle drei geborene Lübecker, gaben als erfahrene Bauverständige ein ausführliches Gutachten, in dem sie dafür eintraten, daß von allen vorgeschlagenen Plätzen der vor dem alten Wahrzeichen der Stadt, dem Holstentore, am meisten in Frage komme; aber solange die Uferlinien dieses Platzes, solange Form und Zweck seiner umrahmenden Gebäude noch nicht bestimmt sei, könne man unmöglich das Denkmal für sich allein da hinstellen. So blieb nichts übrig, als die Sache zu vertagen.

Um das Jahr 1905 wurde durch den Bau des neuen, weiter von der Stadt abgerückten Bahnhofes und die Verlegung der Fahrdämme allmählich die Frage spruchreif, was mit dem Gelände zwischen der Puppenbrücke und dem Holstentore, das so glücklich dem feierlich markanten Eingang in die Altstadt vorgelagert ist, künftig werden solle. Man erließ ein Preisausschreiben für die Gestaltung des Platzes, wobei ganz theoretisch der Platz für ein Kaiserdenkmal, das Gebäude einer Kunsthalle und ähnliches vorgesehen waren. Das Ergebnis war von geringem Nutzen, weil die Unterlagen, die praktischen Bedürfnisse und Notwendigkeiten noch zu ungeklärt waren. Aber daß hier die Stelle war, wo dem an architektonischen Schönheiten so reichen Stadtbild des alten Lübeck eine Art modernen Forums als festliche Einführung gegeben werden mußte, das empfand man schon damals ganz deutlich. Das alte verödete Bahnhofsgebäude, ein Zollschuppen und ähnliche Architekturen reizten die Phantasie zum Widerspruch.

Unterdessen scheint es sich bei dem und jenem Anlaß bemerkbar gemacht zu haben, daß man der guten Stadt Lübeck ihren scheinbaren Mangel an Verehrung für den alten Kaiser übel anrechnete. Es gab Spottvögel, die ganz zu Unrecht sich über diese recht wohl begründete Unschlüssigkeit lustig machten, und so entstand die Überzeugung, man müsse nun endlich das Denkmal irgendwie zustande bringen. In der sehr lebhaften öffentlichen Diskussion handelte es sich aber jetzt nicht mehr um die früher so ernsthaft verhandelte Frage, ob man dem Standbild einen Helm oder einen Lorbeerkranz auf den Kopf setzen solle, sondern darum, ob es heute überhaupt noch einen Sinn habe, die Zahl der künstlerisch gleichgültigen und darum leblosen Reiterstandbilder um eines zu vermehren, ob es nicht viel mehr dem Empfinden unserer Zeit

Digitized by Google

entspreche, dem Gründer des Reichs, dem Künder der sozialen Botschaft von 1886, zu ehren durch die Errichtung eines Gebäudes, eines Volkshauses, in dem Volkserziehung, Volksunterhaltung, Jugendfürsorge und alle diese dem Ausgleich der Gegensätze im heutigen Leben der Nation gewidmeten Bestrebungen eine Stätte finden sollten. Es darf zur Ehre Lübecks gesagt werden, daß dieser ganz gewiß nicht philiströse und bequeme Gedanke sofort von einem großen Teil der Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen wurde. Und als sich die alte Kommission trotzdem dazu entschloß, dem Denkmal die Form eines Reiterstandbildes zu geben, da war zu fürchten, daß im Streit der Meinungen und Überzeugungen dem guten Werke noch einmal eine Vertagung bevorstehe, wenn nicht im rechten Augenblick Senator E. Possehl in wahrhaft großer Gesinnung sich entschlossen hätte, zu dem von Staats wegen zu schaffenden Denkmal einen würdigen Hintergrund, ein Kaiser-Wilhelm-Volkshaus zu errichten, für dessen Bau er die Summe von 800 000 Mk. zur Verfügung stellte. Am 9. März bei der Jahrhundertfeier der Befreiung Lübecks aus der Franzosenherrschaft wurde die frohe Botschaft unter begeisterter Freude der ganzen Stadt feierlich bekanntgegeben. Und auch die Kunstfreunde hatten allen Anlaß, sich über das endliche Ergebnis so langer Beratung und Vertagung zu freuen: für das Reiterstandbild hatte die Denkmalkommission einen Vertrag mit Louis Tuaillon geschlossen, und der in aller Eile skizzierte Vorentwurf zu dem Kaiser-Wilhelm-Volkshaus stammte von Peter Behrens.

Behrens und Tuaillon, das bedeutete ein Bekenntnis zu ernsthafter Kunstpflege, ein Prinzip und einen starken Willen. Behrens' Entwurf wurde öffentlich ausgestellt; die geschlossene Wucht seiner einfachen Bauformen, die mit einer Hauptfront und zwei Flügeln in strenger symmetrischer Anordnung den Denkmalplatz einrahmten, fand allgemeine Zustimmung. Nur die Leute vom Bau, die Fachleute, waren seine stillen Gegner. Mit vielen Einwänden wußten sie den Bauherrn, Senator Possehl, zu bestimmen, daß er sich zur Ausschreibung eines Wettbewerbs entschloß. Neben Peter Behrens wurden Theodor Fischer, Billing und Littmann zur Mitarbeit aufgefordert, den Lübecker Architekten stellte man die Mitarbeit frei. Das Preisgericht, das nach der sehr bedauerlichen Erkrankung Lichtwarks fast ausschließlich aus Architekten bestand, hat nun seines Amtes gewaltet, das Ergebnis hat nur wenige befriedigt, und die Frage, wie die größte Bauaufgabe, die Lübeck in der Gegenwart zu lösen haben wird, gestaltet werden soll, wird noch auf Monate hinaus die Bevölkerung in Atem halten.

Digitized by Google

Theodor Fischer hat die Bausumme um rund eine Million überschritten und sagt zu seiner Rechtfertigung, daß man nicht recht daran tue, wenn man einen so großartigen Gedanken, wie diese Stiftung, mit zu geringen Mitteln verwirklichen wollte. Billing umrahmte den ganzen Platz mit gleich hohen eintönigen, langgezogenen Gebäudeflügeln, die am meisten etwa einer Artilleriekaserne gleich sahen, und Littmann, der Theaterbauer, von dem man eine strenge Louis-XVI.-Architektur erwartet hätte, verstand sich plötzlich auch auf Ziegelgotik und baute eine malerisch aufgelöste Klosterarchitektur zusammen, die selbst im Grundriß nicht befriedigte.

Peter Behrens hatte in drei Varianten den Gedanken des geschlossenen Blocks ohne alle malerischen Konzessionen durchgearbeitet, eine festliche Halle mit den Treppenläufen in die Mitte gelegt, aus der die Menge der im Bau verkehrenden Menschen sich in die drei verschiedenen Abteilungen des Gebäudes verteilen sollten, in die Lesehalle, die Vortragssäle und in die Kunstausstellungsräume. Seine Fassaden erschienen wuchtig von starkem Rhythmus. Einen Hauch von Schinckels Geist verspürte man aus ihnen. Und der Gedanke, daß hier nicht ein beliebiger Neubau mit praktischem Grundriß, sondern ein Dokument vom Geiste unserer Zeit entstehen müsse, kam in den streng zusammengefaßten Formen groß und einfach zum Ausdruck. Das Preisgericht, in dem die Stimmen von Ludwig Hoffmann und Bruno Schmitz maßgebend waren, hat diese Vorzüge offenbar nicht hoch eingeschätzt. Es hat den Preis dem Entwurf des im Ministerium tätigen Regierungsrat Blunk zuerkannt, der in der Denkmalpflege als Kenner geschätzt wird und dem als Architekt einige sehr schlichte anspruchslose Fassaden gelungen sind. Steile Dächer, aufgelöste Gruppierung des Baukörpers mit reichlicher Abwechselung in den Fenstergrößen, mit allerlei Bauplastik und mit einer stark gotisierenden riesigen Bogenhalle nach Art der Loggia de Lanzi in Florenz, davor der Platz für das Denkmal, das ist der stark theatralisch romantische Habitus seiner Architektur.

Das Preisgericht hat diesen Entwurf als eine geeignete Unterlage für die weitere Bearbeitung der Aufgabe empfohlen. Es hat geraten, ein Modell des Entwurfs und zugleich des ganzen Platzes ausführen zu lassen, aber erst, wenn die vielen ausdrücklich erwähnten und auch die nichterwähnten Mängel in Blunks Entwürfen ausgemerzt wären. Der Bauherr hat sich die Entscheidung selbst noch vorbehalten. Der Kampf der Ideen wird also noch manchen Monat hin und her branden. Ob die Überzeugung derer noch Aussicht auf den Sieg hat, die es als wider-

Digitized by Google

sinnig empfinden, wenn neben das feine alte Ziegelbauwerk des gotischen Holstentors eine gotisierende Altertümelei gestellt wird, zumal wo ein so moderner Gedanke seinen Ausdruck finden soll, wie der des Kaiser-Wilhelm-Volkshauses? Ob man begreifen wird, daß die knappe, strenge plastische Form eines Reiterbildes von Tuaillon mit dieser spielerischen Architektur sich doch nie vereinigen läßt? — Der Ausgang wird lehrreich sein. Im Grunde handelt es sich um einen Kampf, der selten bisher so klar zu Tage liegend erkannt werden konnte, den Kampf zwischen Architektur und Baukunst, zünftig erlerntem und lehrbarem Können und angeborenem künstlerischem Empfinden. — Es wäre jammerschade, wenn die große Aufgabe schließlich eine kleine oder gar kleinliche Lösung fände.

DIE ERDBEBEN- UND VULKANGEFAHR IM BEREICH DES PANAMAKANALS

VON DR. RICHARD HENNIG

Am 1. Oktober dieses Jahres und an den nachfolgenden Tagen haben auf dem Isthmus von Panama wiederholte, anscheinend ziemlich kräftige Erdstöße stattgefunden, durch die Risse in den Häusern und ähnliche mäßig starke Beschädigungen hervorgerufen wurden. Der Kanal selbst soll unversehrt geblieben sein — genauere Nachrichten hierüber stehen noch aus — dennoch ist jenes Erdbeben ein recht beunruhigendes Ereignis.

Für die Zukunft des Panamakanals ist ja die Frage, inwiefern das großartigste technische Bauwerk, das die Menschheit bisher geschaffen hat, von Erdbeben, Vulkanausbrüchen und sonstigen geologischen Umwälzungen bedroht ist, von ganz besonders hoher Bedeutung. Alle anderen Seekanäle, die der Mensch gebaut hat, sind von derartigen Gefahren tektonischer Natur nicht bedroht (vielleicht mit Ausnahme des unwichtigen Kanals von Korinth); die beiden wichtigsten unter ihnen, der Suezkanal und der Kaiser-Wilhelm-Kanal, befinden sich in Ländern, die man selbst gegen unbedeutende Erdbewegungen als ziemlich gesichert betrachten kann, und selbst wenn einmal auf dem Isthmus von Suez der ganz unwahrscheinliche Fall eines stärkeren Erdstoßes eintreten sollte, würde der Kanal nur sehr wenig davon zu leiden haben, da es sich eben um eine schleusenlose und durch Sand verlaufende Wasserstraße handelt, die als gänzlich stabil eingeschätzt werden kann.

In Panama liegen die Dinge bekanntlich völlig anders. Hier hat man sich teils aus finanziellen Ersparnisrücksichten, teils um eine raschere Fertigstellung zu ermöglichen, auf die man aus strategischen Gründen großen Wert legte — ungern genug! — dazu verstehen müssen, auf den von der Mehrheit der internationalen Sachverständigen-Kommission noch 1905 empfohlenen Niveaukanal zu verzichten und einen Schleusenkanal zu wählen, den man

Digitized by Google

bisher im Verkehr der größten Ozeanschiffe in diesen Dimensionen noch nirgends erprobt hatte (trotz des Nordostseekanals und des Manchester-Seekanals) und der manche sehr bedeutenden Schwierigkeiten in das Kanalproblem hineintrug. Heute freilich beglückwünscht man sich in den Vereinigten Staaten, daß man sich zur Konzession des Schleusenkanals verstanden hat, denn man hat erkannt, daß es bei dem höchst heiklen Zustand der Böschungen im Culebra-Einschnitt, die unter unaufhörlichen Riesenabstürzen in Zwischenräumen von wenigen Monaten zu leiden haben, rundweg eine Unmöglichkeit gewesen wäre, die Kanalsohle noch um 26 m tiefer anzulegen und damit die Abrutschgefahr ins Ungemessene zu erhöhen; ja, der hochverdiente Bauleiter selbst, Oberst Goethals, hat schon seinem lebhaften Bedauern Ausdruck gegeben, daß man sich nicht entschlossen hat, den vorhandenen drei Schleusen noch eine vierte und fünfte hinzuzufügen, um damit den Einschnitt ins Gelände, der sich bei Culebra durchschnittlich 97 m unter den ehemaligen Mutterboden erstreckt, zu verringern und dem labilen Zustand der Böschungen wenigstens in etwas entgegenzuwirken.

Daß unter solchen Umständen schon ein verhältnismäßig schwacher Erdstoß höchst verhängnisvolle Wirkungen auslösen und durch die Herbeiführung weiterer Zusammenbrüche der Culebra-Böschungen den Kanalbetrieb nach erfolgter Eröffnung mindestens auf sehr lange Zeit völlig lahmlegen kann, liegt auf der Hand. Ein katastrophales Erdbeben muß sogar den Kanal unter Umständen ganz zu zerstören imstande sein, zumal da auch die nicht ganz einwandfreie Unterlage des Gatun-Staudamms, wenn sich Spalten und Risse in ihr bilden, leicht einen furchtbaren Dammbruch muß zur Folge haben können. — Besteht nun eine solche Erdbebengefahr und unter Umständen in welchem Umfange?

Es ist sonderbar genug, daß man in unseren Tagen hochgesteigerter wissenschaftlicher Erkenntnis auf diese so naheliegende, ja sich von selbst aufdrängende Frage eine ganz sichere und unzweideutige Antwort nicht zu geben vermag! — So viel freilich steht ohne weiteres fest, daß in bezug auf relative Erdbebensicherheit der Isthmus von Panama von keinem anderen Punkte ganz Mittelamerikas übertroffen wird. Nach einer Statistik des Erdbebenspezialisten Montessus de Ballore in seinem vortrefflichen Werk*) gab es im Laufe von 50 Jahren in den einzelnen mittelamerikanischen Staaten starke Erdbeben in nachstehender Anzahl:

	schwere Beben	katastrophale Beben
Guatemala	29	8
San Salvador	41	16
Nikaragua	16	6
Kostarika	19	5
Panama	—	—

Die hohe Begünstigung, deren sich Panama erfreut und die sich auch rein geologisch vollkommen erklären läßt,**) springt in dieser Zusammen-

*) Montessus de Ballore: „Tremblements de terre et éruptions vulcaniques au Central-Amérique" in „Mémoires de la Société Saône-et-Loire". Dijon 1888.

**) Dr. Edwin Hennig: „Die Gefährdung des Panamakanals durch geologische Ereignisse, insbesondere durch Erdbeben" in „Weltverkehr und Weltwirtschaft", Oktoberheft 1913.

Digitized by Google

stellung ohne weiteres in die Augen. Die Amerikaner haben zweifellos weise gehandelt, als sie in dem langjährigen Interessenkampf Nikaragua contra Panama sich zugunsten des südlicher gelegenen Isthmus entschieden, denn so viele Gesichtspunkte im übrigen für Nikaragua sprachen, das den Vorzug der wesentlich nördlicheren Lage, des gesunderen Klimas, des natürlichen Speisebeckens und prachtvollen Hafens in Gestalt des Nikaraguasees für sich hatte, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der auch hier unvermeidliche Schleusenkanal schwerlich länger als ein paar Jahre hätte bestehen können, da die furchtbaren Erdbeben des Landes und die Eruptionen der zahlreichen, der Kanalroute unmittelbar benachbarten Vulkane (Heilprin zählt 25 tätige und erloschene Vulkane in nur 300 km Entfernung vom projektierten Nikaraguakanal!) die Lebensdauer einer solchen Wasserstraße auf ein Minimum hätten verkürzen müssen. Das große Erdbeben vom 29. April 1898 hatte von der Wahl der gefährlichen Nikaraguaroute noch nicht abgeschreckt: Anfang 1902 fiel vielmehr im amerikanischen Senat die Entscheidung zugunsten des Nikaraguakanals — da wirkte der Ausbruch des Vulkans Momotombo in Nikaragua am 24. März 1902 als gewaltiger Schreckschuß, und die ungeheure Himmelfahrtskatastrophe von Martinique am 8. Mai 1902 verursachte dann einen derartig gründlichen Umschwung der Stimmung in den Vereinigten Staaten, daß der frühere Beschluß umgestoßen wurde und am 19. Juni 1902 endgültig der Panamakanal den Sieg errang. —

Der springende Punkt in der Beurteilung der ganzen Angelegenheit ist nun aber der, ob die Begünstigung, deren Panama sich in tektonischer Hinsicht gegenüber Nikaragua und den anderen mittelamerikanischen Staaten erfreut, eine absolute ist oder nur eine relative. Und grade die Beantwortung dieser für den dauernden Bestand des Kanals so ungemein wichtigen Frage muß im wesentlichen offen bleiben.

Nach der landläufigen Überlieferung hat seit nahezu 300 Jahren in Panama kein stärkeres Erdbeben mehr stattgefunden; doch soll ein solches im Jahre 1621 vorgekommen sein und so katastrophale Wirkung entfaltet haben, daß die Stadt Panama zum größten Teil in Trümmer gelegt wurde. Ist diese Nachricht zutreffend, so ist es um die Sicherheit des Kanals nicht eben zum besten bestellt, denn was sich im Jahre 1621 ereignete, würde sich — ungeachtet der 300jährigen Ruhepause — jeden Tag aufs neue einstellen können. Das Seltsame ist nun aber, daß sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt, ob jenes einzige sehr schwere Erdbeben vom Panama-Isthmus, von dem die Chroniken melden und das auch die Panamakanal-Kommission in ihren Publikationen als unzweifelhafte historische Tatsache behandelt,*) wirklich stattgefunden hat oder eine Legende ist. Auf die Chroniken ist in dieser Hinsicht, da sie recht unbestimmt sind, wenig Verlaß, und es ist sehr wohl möglich, daß, wie Montessus de Ballore vermutet, irgendein anderes Naturereignis, etwa eine Feuersbrunst, im genannten Jahre Panama verwüstet hat und daß bei der Mangelhaftigkeit und Unzuverlässigkeit der damaligen Berichterstattung spätere Erzähler das Vorkommnis phantastisch ausgeschmückt und zum Zwecke größerer Sensation ein Erdbeben daraus gemacht haben.

---

*) Report of the Canal Commission No. 54, 1901, S. 167/8.

Digitized by Google

So unwesentlich es auf den ersten Blick scheinen mag, welcher Art von Schicksal die Stadt Panama im Jahre 1621 zum Opfer gefallen ist, so würde die richtige Antwort auf diese Frage doch von geradezu entscheidender Bedeutung für die Frage der Erdbebengefährdung Panamas sein. Hat vor 300 Jahren ein starkes Beben in Panama stattgefunden, so kann man nur von einer relativen terrestrischen Ruhe im Bereich des Kanalbaus sprechen; ist jene Nachricht aber apokryph, so darf man angesichts des Mangels jeder weiteren katastrophalen Bebentätigkeit in Panama mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit hoffen, daß der Isthmus an jener Stelle dauernd gegen schwere seismische Störungen gesichert ist.

Leider muß die wichtige Frage offen bleiben, und es ist keine Möglichkeit vorhanden, sie in irgendeiner Weise restlos aufzuklären. Was wir aber sonst an Anhaltspunkten zur Beurteilung der Größe der Erdbebengefahr in Panama haben, ist von untergeordneter Bedeutung und gestattet keine ganz sicheren Schlüsse, sondern bestenfalls nur einige unbestimmte Vermutungen.

Daß der Boden von Panama seismisch nichts weniger als ganz ruhig ist, wie etwa der größte Teil von Norddeutschland oder gar das europäische Rußland, ist seit langem bekannt. Ja, nach den Angaben eines in Panama ansässigen deutschen Ingenieurs „registrieren die seit einigen Jahren in Ancon und Colon aufgestellten Seismographen fast täglich kleine, äußerst schwache Bodenbewegungen".*) Von diesen winzigen Erschütterungen hat natürlich der Kanal nichts zu befürchten. Es entsteht nun aber die Frage, ob die Bodenbewegungen unter der Relaiswirkung eines mäßig entfernten katastrophalen Bebens, wie es z. B. zuletzt am 5. Mai 1910 die Stadt Cartago in Kostarica heimsuchte, oder unter dem Einfluß eines Vulkanausbruchs, oder auch infolge von gebirgsbildenden Kräften eines Tages größere Stärke als gewöhnlich erlangen und dann, selbst ohne katastrophale Wirkungen zu entfalten, dem Kanal gefährlich werden können. Diese Möglichkeit scheint nun in der Tat zu bestehen und muß immerhin als bedenklich angesehen werden. Seitdem die Amerikaner in Panama bauen, hat man andere als die genannten minimalen Bodenbewegungen bis zum 1. Oktober 1913 nicht beobachtet; aber noch vor wenigen Jahrzehnten, zur Zeit, da die Franzosen bereits in Panama tätig waren, hat man beim Kanalbau in der Tat einige kräftigere Stöße als Wirkung ferner Erdbebenkatastrophen beobachtet, so am 7. September 1882 und im März 1883 als Folge von Erdbeben im Atratogebiet, am Sucio-Fluß und am Golfe von Urabá. Wenn auch die damaligen Bodenbewegungen auf dem Isthmus an sich nicht bedeutend und kaum stärker waren als die Erschütterungen, die man alle paar Jahre einmal durch einige Tage oder Wochen im sächsischen Vogtland oder in Süddeutschland verspürt, so verursachten sie dennoch „an Gebäuden, Brücken und Eisenbahnen namhaften Schaden".*) Die jüngsten Erdbeben von Anfang Oktober trugen anscheinend denselben Charakter; ob auch die Fernwirkungen eines süd- oder mittelamerikanischen Bebens oder autochthoner Natur waren, dürfte man erst in einiger Zeit erfahren. Solche Stöße können sich natürlich jederzeit wiederholen, und der Schilderung nach waren sie doch wohl

*) Dr. O. Lutz: „Erdbeben und Panamakanal" in der „Umschau" vom 19. Februar 1913, Seite 177.


Digitized by Google

kräftig genug, um einmal im Wiederholungsfall die Spannungen in den labilen Böschungen des Culebraeinschnitts in unheilvoller Weise zu vermehren, um die großen Schleusentore unbeweglich zu machen und vielleicht selbst dem Staudamme von Gatun oder seiner Unterlage empfindlich mitzuspielen.

Während somit die Gefahr eines verhängnisvollen Erdstoßes in Panama nicht ausgeschlossen, wenn auch vielleicht in Jahrzehnten nur sehr gering ist, darf man eine Bedrohung durch Vulkanausbrüche und die dabei oft vorkommenden Zuckungen der Erde in weitem Umkreis wohl als rundweg ausgeschlossen betrachten. Freilich drangen gleich zweimal im Jahre 1912 Nachrichten über den Ozean, die eine Bedrohung durch vulkanische Tätigkeit in bedenklicher Weise wahrscheinlich machten. Doch haben sich die betreffenden Meldungen glücklicherweise als Übertreibungen und Entstellungen erwiesen. Zuerst nämlich ging um Mitte März 1912 mehrere Tage die höchst wunderliche Nachricht durch die ganze europäische Tagespresse, man habe im Kanalbett einen Vulkan „angebohrt": Dämpfe sollten aus der Erde dringen und eine so starke Erhitzung des Bodens wahrnehmbar geworden sein, daß die Arbeiter panikartig die scheinbar bedrohte Arbeitsstätte verließen. Wenn auch jeder, der nur einigermaßen geologische Kenntnisse hat, auf den ersten Blick sah, daß die Meldung vom „angebohrten Vulkan" ganz töricht war, so erfuhr man doch lange nicht, auf was für Tatsachen die sonderbaren Wahrnehmungen im Kanalbett zurückzuführen waren. Erst nach Monaten wurde bekannt, daß bedeutende Lager von Schwefelkies die harmlose Ursache waren: die Anbohrung dieser Lager bedingte einen so stürmischen Oxydationsprozeß, daß eine ganz ungewöhnlich starke Erhitzung des Bodens sowie Wasser- und Schwefeldioxyd-Dämpfe auftraten, die natürlich bald wieder verschwanden und nichts Bedenkliches an sich hatten.

War somit diese erste scheinbare Gefährdung des Kanals durch vulkanische Erscheinungen, die tagelang zu ebenso sensationellen wie unsinnigen Pressemeldungen Veranlassung gaben, glücklicherweise ohne jede Bedeutung, so mutete doch eine zweite ähnliche Nachricht, die wenige Wochen später eintraf, erheblich bedrohlicher und ernster an. Es wurde gemeldet, daß am 5. April 1912 der 3600 m hohe Vulkan Chiriqui im westlichen Panama, den man für lange erloschen gehalten hatte, eine sehr bedeutende Eruption gehabt habe, über die zwar bei der Kulturfernheit des betroffenen Gebietes nicht viel Näheres zu erfahren war, die aber dort einer sehr großen Zahl von Eingeborenen — man sprach von 1000 Menschen — das Leben gekostet haben sollte. Der Chiriqui, der höchste Berg der Republik Panama, ist nun aber nur rund 300 km vom Kanal entfernt — hatte er also wirklich, wie i. J. 79 n. Chr. Geburt der Vesuv, nach jahrhundert- und jahrtausendlanger Ruhe seine Tätigkeit wieder aufgenommen, so schwand mit einem Schlage einer der Hauptvorzüge, den Panama vor Nikaragua voraus hatte, denn bei der bedeutenden Nähe des Vulkans mußte bei einer Erneuerung der Eruptionen, die dann unvermeidlich schien, die Erdbebengefahr ganz erheblich anschwellen. Es hat länger als ein Jahr gedauert, ehe man erfuhr, was es mit dem Ausbruch des Chiriqui, über den gar nichts Näheres berichtet wurde, für eine Bewandtnis hatte. Dr. Lutz in Panama, der Anfang 1913 dem

Digitized by Google

Chiriqui einen Besuch abstattete, stellte fest, daß die Ruhe dieses seit 25000—30000 Jahren erloschenen Vulkans keineswegs gestört worden war und daß der angebliche Ausbruch vom 5. April 1912 nichts weiter gewesen war als ein riesiger Waldbrand an den Abhängen des Vulkans, dessen Qualmwolken der Kapitän eines vorbeifahrenden Schiffes offenbar für eine Eruption des Kraters angesehen hatte und den das übertreibende Gerücht alsbald zu der großen, unter den Eingeborenen angerichteten Katastrophe ausgeschmückt hatte.

Nachdem somit auch der Chiriqui-Ausbruch ins Bereich der Fabel verwiesen werden konnte, darf man eine Gefährdung des Panamakanals durch vulkanische Tätigkeit wohl mit Sicherheit als ausgeschlossen betrachten. Es bleibt nun aber noch eine dritte Bedrohung geologischer Art übrig, die an sich weniger katastrophal und für den Augenblick von geringer Bedeutung ist, die aber in ihrer Dauerwirkung dennoch in ihrem Einfluß auf den Kanal nicht unterschätzt werden darf: die allgemeine Hebung des Landes, die am Isthmus von Panama ungewöhnlich lebhafte Dimensionen aufweisen soll. Bis zur Zeit des Diluviums hingen der Atlantische und der Pazifische Ozean in Mittelamerika dauernd, meist sogar an mehreren Stellen, miteinander zusammen. Dann erst trat eine bedeutende Hebung des Landes ein und eine Emporwölbung des trennenden Gebirges, so daß heute allenthalben eine Wasserscheide von beträchtlicher Höhe die beiden Weltmeere trennt, die an der niedrigsten Stelle in Panama ca. 30 m erreicht. Das Emporsteigen des Landes hält nun an und soll, nach den Messungen von Mac Donald und Lutz, den sehr erheblichen Betrag von 10 m in 1—1 1/2 Jahrtausenden erreicht haben.*) Darin liegt ganz sicher keine augenblickliche Gefährdung des Kanals, wenn auch in einer menschlich immerhin absehbaren Zeit eine Fortdauer der starken Hebung des Landes unangenehme Rückwirkungen auf die Kanalanlage zeitigen könnte. An sich werden diese sicher ohne wesentliche Schwierigkeiten überwunden werden, aber das Beunruhigende in dieser unvermuteten neuesten Feststellung liegt auch in erster Linie darin, daß nun von einem wirklichen, ausreichenden Ruhezustand des Isthmus doch nicht wohl gesprochen werden kann. Die Gebirgsbildung und die ihr nahe verwandte allgemeine Hebung des Landes scheinen doch so beträchtlich zu sein, daß man von einer Sicherung des Isthmus gegen heftige Erderschütterungen kaum noch sprechen kann, selbst wenn die Nachricht von der Erdbebenkatastrophe des Jahres 1621 als unglaubwürdig auszuschalten ist. Es ist sehr wohl denkbar, daß trotzdem in Jahrzehnten, vielleicht selbst in Jahrhunderten eine Bedrohung des Kanals durch Bodenbewegungen nicht zu erwarten ist; aber die Gefahr schwebt dennoch wie ein Damoklesschwert täglich und stündlich über dem imposanten Bauwerk, und der Einschnitt von Culebra würde, worauf Edwin Hennig mit Recht aufmerksam macht**), trotz der Winzigkeit des Ritzes in der festen Erdrinde, dennoch einen „locus minoris resistentiae" darstellen, in dem eine Erderschütterung sich voraussichtlich mit verstärkter Kraft wahrnehmbar machen würde.

---

*) „Umschau" vom 14. Juni 1913, S. 517.

**) „Weltverkehr und Weltwirtschaft", a. a. O.

Digitized by Google

Es wird nun verständlich sein, weshalb man in der Tat ein abschließendes Urteil über die Gefährdung des Panamakanals durch geologische Vorgänge nicht abzugeben vermag. Die Erdstöße, die im Jahre 1882 und 1883 und nun wieder 1913 das Kanalgebiet erschütterten, sind jedenfalls als das Minimum zu betrachten, was man dort an terrestrischen Störungen überhaupt zu erwarten hat. Diese Gewißheit ist das einzig greifbare Ergebnis aus allen den vorgenannten Erwägungen. Inwiefern Beben von solcher Stärke heute im Kanalgebiet ungünstige Folgen und verhängnisvolle Störungen oder gar Zerstörungen zeitigen könnten, ist hingegen schon wieder nicht ganz klar zu erkennen. Wie erwähnt, wurde am 7. September 1882 durch die Erschütterung „namhafter Schaden" an Gebäuden, Brücken und Eisenbahnen hervorgerufen. Die Kanalarbeiten selbst hingegen, die damals soeben erst begonnen hatten, konnten noch unmöglich durch das Beben beeinträchtigt werden. Heute, wo der Kanal nahezu fertiggestellt ist, oder künftig, wenn man ihn gar schon in Betrieb genommen hat, kann sicherlich die Wirkung gelegentlich stärker sein als vor drei Jahrzehnten.

Man hat bei der Kanalanlage mit dem Vorkommen selbst schwerer Erdstöße rechnen zu müssen geglaubt und sich dagegen, soweit es überhaupt möglich war, zu sichern versucht. Insbesondere beim Bau der drei riesigen Schleusen von Gatun, Pedro Miguel und Miraflores ist man darauf bedacht gewesen, möglichste Erdbebenfestigkeit zu erzielen und sich die Erfahrungen beim großen Erdbeben von San Franzisko am 18. April 1906 in vorteilhaftester Weise zu nutze zu machen, da ja die Schleusen in jedem Kanal die empfindlichste Stelle zu sein pflegen und da schon eine geringfügige Störung in ihrer Benutzbarkeit und in der Beweglichkeit der Schleusentore den gesamten Kanalbetrieb lahmzulegen, u. U. selbst ein Auslaufen des Stausees nach sich zu ziehen vermag. Ob die Schleusenbauten in der Tat gegen alle terrestrischen Überraschungen gefeit sind, ob weiterhin die vielumstrittene, in ihrer Wasserundurchlässigkeit nicht ganz zuverlässige Unterlage des Staudamms von Gatun und dieser selbst allen Erdstößen stand zu halten vermag — das kann zurzeit niemand mit absoluter Bestimmtheit sagen.

Die bedenklichste Stelle aber ist und bleibt wohl auch noch auf lange hinaus der Culebra-Einschnitt mit seinen überwiegend stark brüchigen Böschungen. Von wenigen Stellen abgesehen, die, wie der Gold-Hill und der Contractor-Hill, einen massiven Kern aufweisen und daher die Anlage ziemlich steiler Böschungen gestatten, ist der insgesamt etwa 15 km lange, sehr tiefe Geländeeinschnitt von Culebra die schwierigste Stelle des ganzen Kanalbaus. An ihr in erster Linie verblutete sich die Lesseps'sche Gesellschaft finanziell, und auch den Amerikanern hat sie böse, in einem von Jahr zu Jahr wachsenden Umfang, zu schaffen gemacht.

Eine Erörterung der Ursachen der immer wiederkehrenden Abstürze und eine Schilderung ihres Charakters würde erheblich zu weit führen und steht auch nur in lockerem Zusammenhang mit unserem Thema. Es genügt die Mitteilung, daß der Chefgeologe der Kanalgesellschaft, Mc Donald, vier verschiedene Arten von Abstürzen unterscheidet*) und daß die bedrohlichsten

*) Näheres bei Dr. O. Lutz: „Erdrutsche im Panamakanal" in der „Umschau" vom 23. August 1913, S. 722, sowie im Novemberheft 1913 von „Weltverkehr und Weltwirtschaft".

Digitized by Google

unter ihnen durch den seitlichen Druck des Erdreiches hervorgerufen werden, der gelegentlich selbst bis in die Kanalsohle hinunterwirkt und dort gefährliche Aufwölbungen von unten her hervorruft, die erst mühsam beseitigt werden müssen und im betriebsfertigen Kanal durch die plötzliche Verringerung der Wassertiefe die peinlichsten Unterbrechungen im Betriebe und selbst gefährliche Strandungen von Schiffen hervorrufen könnten.

Zurzeit müßte u. U. schon ein mäßiger Erdstoß im Culebra-Einschnitt unabsehbare Verheerungen anrichten können. Haben doch in jüngster Zeit, Anfang September 1912, am 31. Januar und am 16. Mai 1913 Böschungseinstürze stattgefunden, die an Umfang alle früher beobachteten Abstürze weit hinter sich ließen. Nach einer Mitteilung von Dr. Lutz umfaßte der Erdrutsch, der am 31. Januar 1913 im Cucaracha-Einschnitt stattfand, an einer Stelle, die man seit 1½ Jahren gegen die Bodenbewegungen gesichert glaubte, nicht weniger als 2 Millionen Kubikmeter Material, und acht Tage später erfolgte bei Empire ein nahezu ebenso großer Bergsturz. Ein weiterer am 16. Mai 1913, über den die pessimistischsten Mitteilungen depeschiert wurden, scheint kaum geringer gewesen zu sein. Ohne diese Vorkommnisse, die von Jahr zu Jahr mehr die Hauptarbeit bei den Kanalbauten in Anspruch nehmen, wäre der Kanal längst fertig; nach Lutz hätte die Eröffnung schon im Juni 1912 stattfinden können, wenn nicht die Abstürze stets aufs neue eine monatelange Verzögeruug herbeigeführt hätten. Inwiefern dies auch in Zukunft der Fall sein wird, ist nicht sicher zu übersehen. Die Amerikaner haben sich entschließen müssen, die Neigungswinkel der bedrohten Böschungen ganz gewaltig zu verringern; die Erdbewältigungsarbeiten sind dadurch, bei der großen Höhe der Seitenwände, sehr viel umfangreicher geworden, als es ursprünglich geplant war, und auch die Fortschaffung der heruntergestürzten Massen, die übrigens sehr viel leichter und schneller von statten ging, als man es zunächst befürchtete, hat bis zum 1. Juli 1912 ein Plus an Erdarbeiten im Betrage von über 22, bis zur Gegenwart wohl von 30 Millionen Kubikyards bedingt.*)

In Panama selbst hofft man, die Böschungen samt und sonders so weit abtragen zu können, daß schließlich alle Abstürze sicher vermieden werden. Da aber selbst auf Böschungen mit dem überaus geringen Neigungswinkel von 1:7 noch Rutschungen vorgekommen sind und da auch an Stellen, die seit Jahren für gesichert galten, immer aufs neue die bedenklichen Erscheinungen auftraten, so ist es noch recht zweifelhaft, inwiefern man bis zur Betriebsübergabe des Kanals des Unheils Herr werden wird. Völlig wird man die Ursachen der Bergstürze nicht beseitigen können; die Pressungen des Geländes, die Auswaschungen durch tropische Regengüsse, die Verwitterung werden ihre Wirkungen auch künftig entfalten, und wenn man auch durch Verringerung der Böschungswinkel schließlich einen leidlich stabilen Zustand erzielen wird, so müssen doch außerordentliche Vorkommnisse jederzeit die Gefahr aufs neue wachrufen. Schon die Wasserfüllung des Kanals, mit der Anfang November im Culebra-Einschnitt begonnen werden soll, dürfte auf die Festigkeit der

---

*) Näheres in meinem soeben erschienenen Buche „Probleme des Weltverkehrs" (Berlin-Wilmersdorf, H. Paetel, G. m. b. H., 1913) S. 264 ff.


Digitized by Google

Böschungen überwiegend im ungünstigen Sinne einwirken, insofern als die Auswaschung verstärkt und durch den unvermeidlichen Wellenschlag der durchfahrenden Dampfer einer Unterspülung dauernd der Weg geebnet wird. Die Abtragung der Böschungen hat bei den ungeheuren Materialmengen, die jeder Grad Mehrneigung zu beseitigen nötigt, schließlich praktisch eine Grenze; man beabsichtigt, überall einen Winkel von 1:5 durchzuführen, ob aber diese schwache Neigung genügt, um die Abstürze zu vereiteln, muß um so mehr zweifelhaft erscheinen, als, wie gesagt, die Erdrutsche selbst auf schiefen Ebenen mit der Neigung 1 : 7 aufgetreten sind.

Kommt nun unter so delikaten Umständen ein Erdstoß vor — gleichviel ob er autochthon ist oder ein Relaisbeben darstellt —, so kann künftig einmal die Wirkung im Culebra-Einschnitt verheerend genug sein, selbst wenn den Schleusen und dem Staudamm kein Unheil widerfährt. Es ist aus den oben erörterten Gründen mehr als wahrscheinlich, daß im Culebra-Einschnitt, im „locus minoris resistentiae", die Erschütterung ohnehin ihre kräftigste Wirkung entfaltet, und ein Zusammenbruch aller unsicheren Stellen muß dadurch in jedem Falle ganz erheblich gefördert werden. Tritt ein solcher Fall nach der Betriebsübergabe ein, so ist eine bedenkliche Stockung und wahrscheinlich sogar eine langdauernde Unterbrechung der Schiffahrt unvermeidlich, und wenn man auch in Panama ein Recht hat, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß man mit Hilfe der Wasserbagger die abgestürzten Massen aus dem Kanalbett noch leichter und schneller entfernen kann als gegenwärtig aus der noch trocknen Kanalsohle, so ist doch auch zu bedenken, daß die Feststellung, an welchen Stellen die Tiefenverhältnisse unter dem Absturz gelitten haben, im wassergefüllten Kanal sehr viel schwieriger sein muß als im trockenen. Die Gefahr, daß ein passierendes Schiff durch Erdrutsche im Culebra-Einschnitt in peinlichster Weise aufgehalten wird, vielleicht gar sich festfährt und in ernster Weise beschädigt wird, besteht unter allen Umständen, mit und ohne Erdbeben; ob man die Größe dieser Gefahr im einzelnen Fall hoch oder gering einschätzen muß, kann erst die Zukunft lehren, ist für das Problem in seiner Gesamtheit auch ziemlich unerheblich.

Eine bisher nirgends betonte, höchst unliebsame Rückwirkung dieser Ungewißheit wird aber notwendig für den Kanalbetrieb gleich vom Tage der Eröffnung an in *jedem* Fall insofern eintreten müssen, als sicherlich *die Versicherungsgebühren für die den Kanal passierenden Schiffe, zumal in der ersten Zeit, unverhältnismäßig hoch bemessen sein werden.* Zu den ohnehin sehr beträchtlichen Abgaben, mit denen die Schiffahrt im Kanal belastet werden wird, gesellen sich also noch recht erhebliche Prämienerhöhungen, die den Anreiz zur Benutzung des neuen Wasserweges jedenfalls nicht fördern werden. Die Benutzung des Kanals und seine Einnahmen müssen darunter natürlich merklich leiden.

Selbst also wenn keine größeren Erdbeben eintreten oder mindestens wenn sie auf Jahrzehnte hinaus ausgeschlossen bleiben, so müssen dennoch auch die *nicht* vorhandenen Erschütterungen dem Kanalbetrieb empfindliche Schädigungen zuzuführen geeignet sein. Die *Besorgnis* vor Katastrophen kann sehr wohl in längeren Zwischenräumen in rein finanzieller Hinsicht auch bei ungestörtem Betrieb des Kanals die gleichen Einbußen hervor-

Digitized by Google

rufen, wie die Katastrophe selbst im Lauf einer ungemein kurzen Zeit. Erst wenn eine ganze Reihe von Jahren vergangen ist, ohne daß Erdstöße eintreten und ohne daß aus anderen Ursachen Abrutschungen im Culebra-Einschnitt sich einstellen, ist zu erwarten, daß die Versicherungsgebühren für die den Panamakanal passierenden Fahrzeuge allmählich zu den sonst im Seeverkehr üblichen Sätzen zurückkehren werden, obwohl von sachkundiger Seite betont worden ist,*) daß schon allein das Vorhandensein der Schleusen in einem von großen Seeschiffen zu befahrenden Kanal und die Unmöglichkeit, sich zuvor von der Abwickelung des künftigen Verkehrs in einem derartigen, bis 26 m Meereshöhe emporsteigenden Seekanal ein leidlich klares Bild zu machen, genügen werden und müssen, um die Versicherungsgebühren für die den Kanal benutzenden Fahrzeuge auf lange Zeit über das normale Maß hinaus zu erhöhen.

Bei der heutigen Lage der Dinge kann man also zusammenfassend behaupten, daß eine Vulkangefahr am Panamakanal überhaupt nicht vorhanden, die Erdbebengefahr nur mäßig groß, aber in keinem Falle zu unterschätzen ist. Auch ein vorhandenes Minimum an Gefährdung durch terrestrische Erschütterungen dürfte vollauf ausreichen, um dauernd auf den Kanalbetrieb ungünstige Rückwirkungen auszuüben, insofern als die passierenden Schiffe außer mit den Durchfahrtgebühren selbst mit einer entsprechenden Erhöhung der Seeversicherungsgebühren zu rechnen haben werden. Insofern also sind die Erdstöße von Anfang Oktober ein sehr bedenkliches Vorkommnis, denn die Wiederholungsgefahr ist nicht zu unterschätzen.

MATERIELLE UND GEISTIGE NÖTE DER DEUTSCHEN BÜHNENANGEHÖRIGEN

VON WILLI KRUSZYNSKI

Das Theater steht im Brennpunkt allgemeinen Interesses. Seiner Pflege opfern die Kommunen alljährlich bedeutende Summen, die Erhaltung der Hofbühnen verschlingt einen nicht unbeträchtlichen Teil der Zivilliste der deutschen Fürsten. Die einschlägige Literatur wächst in beängstigender Fülle und verlangt zu ihrer Beherrschung beinahe schon einen Spezialisten. Ständige Rubriken in den Zeitungen und Zeitschriften unterrichten über alle großen und kleinen Ereignisse in der Theaterwelt, an unseren Universitäten finden sich Lehrstühle für Dramaturgie und Theatergeschichte, volkstümliche Vorstellungen erleichtern auch den Minderbemittelten den Zutritt zu der reichbesetzten Tafel der Kunstgenüsse, und durch besondere Veranstaltungen für Schüler wird die Liebe zur Kunst schon in die bildsamen Seelen der Jugend gepflanzt. Wo über Theater gesprochen wird, entwickeln sich lebhafte, oft leidenschaftlich gesteigerte Diskussionen. Sie erstrecken

*) Dr. P. Stubmann: „Panamakanal und Weltwirtschaft" im „Weltwirtschaftlichen Archiv", Aprilheft 1913, S. 286.


Digitized by Google

sich natürlich auch auf die Personen der darstellenden Künstler, die mit ihrem Werk ja eine körperliche, für den Durchschnittsmenschen beinahe untrennbare Einheit bilden. Niemals haben sich die Mitglieder unserer Theater über mangelhafte Aufmerksamkeit von seiten des Publikums beklagen können. Höchstens darüber, daß das Interesse, das man ihnen entgegenbrachte, selten sich zu wirklicher warmherziger menschlicher Teilnahme an ihren Lebensbedingungen verdichtete. Man sah nur die schillernde Außenseite des bunten Bühnenlebens und lebt der festen Überzeugung, das so oft mißverstandene Schillerwort von der „heitern Kunst" müsse auch auf die Privatverhältnisse ihrer Jünger zutreffen. Erst in der neuesten Zeit ist eine Wandlung zum Bessern eingetreten. Eine Reihe von Aufsehen erregenden Publikationen hat mit der Fackel der Wahrheit hineingeleuchtet in das Leben hinter den Kulissen, und was man dort sah, warf alte, eingewurzelte Vorurteile jählings über den Haufen. Eine Welt der Freude, des Genusses, der Leichtlebigkeit hatte man zu finden geglaubt, nun präsentierten sich den staunenden Blicken Menschen, die von Kummer und von der Sorge um das tägliche Brot aus den erdentrückten Höhen ihres Berufes mit Bleigewichten auf die Niederungen ganz gemeiner irdischer Widrigkeiten hinabgezogen werden. Materielle, geistige, sittliche Nöte, die Gespenster des Elends und der Krankheit halten den Pfad der Bühnenkünstler umsäumt und machen ihn zu einem Leidensweg. Das Kreuz der Begabung auf dem Rücken, schleppen sie sich mühsam die Straße hinan, straucheln, gleiten aus, bleiben liegen oder arbeiten sich wieder empor, und nur wenige, allzu wenige, erreichen die Wegwende, von der die gerade, ebene Landstraße des Erfolges sich abzweigt.

Eine unlängst aufgenommene Statistik des verdienstvollen Vorkämpfers für alle sozialen Bestrebungen der deutschen Bühnenangehörigen, Gustav Rickelt, hat festgestellt, daß nur 10 Prozent aller am Theater Beschäftigten (Schauspieler und Opernsänger beiderlei Geschlechts) über ein Einkommen von 3000 Mark und darüber verfügen. Bedenkt man, daß dieses Einkommen durch Berufsaufwendungen für Reisen ins Engagement, Garderobeanschaffungen etc. sich, gering gerechnet, um ein Drittel — bei Damen in Ansehung der ungleich größeren Kosten für Toiletten, Hüte etc. um zwei Drittel — vermindert, so bleibt eine unter den heutigen Verhältnissen kaum als Existenzminimum anzusehende Summe übrig. Und nun mache man sich von dem materiellen Elend der verbleibenden 90 Prozent ein Bild. Ihr Los ist ein kümmerliches Leben aus der Hand in den Mund, ein unausgesetzter, aufreibender Kampf gegen den Hunger und seine Folgen. Und dabei — das verdient besondere Hervorhebung — handelt es sich in den meisten Fällen um Menschen von einer den Durchschnitt weit überragenden Begabung. Ein einfaches Exempel läßt das erkennen. Die Stadttheater der mittleren Großstädte haben eine Spielzeit von durchschnittlich 7 Monaten und bezahlen für ihre ersten Fächer im Schauspiel Durchschnittsgagen von — hochgegriffen — 350 bis 400 Mark. Um ein derartiges Engagement zu erlangen, bedarf es des Nachweises eines ganz beträchtlichen positiven Könnens. Aus den Schauspielern dieser Theater rekrutieren sich in der Regel die Anwärter auf die ganz großen, auskömmlich dotierten Stellungen an den wenigen allerersten Theatern. Nicht immer ziehen die größten Könner in die Pfründen dieser

Digitized by Google

bevorzugten Engagements ein, oft genug ebnen einflußreiche Gönner den Weg zu ihnen, bisweilen auch Qualitäten, bei deren Bewertung künstlerische Interessen kaum in Frage kommen. Aber wie das auch immer sei, die überwältigende Majorität aller Bühnenangehörigen lebt unter den denkbar ungünstigsten materiellen Verhältnissen. Die Folgen davon sind traurig, aber unabwendbar. Der Beruf des Schauspielers stellt an die Tätigkeit des Zentral-Nervensystems ganz außerordentliche Anforderungen. Sie können befriedigt werden nur in einem durchaus gesunden, ausreichend ernährten, keinesfalls in einem durch Entbehrungen geschwächten, vor der Zeit müde und widerstandslos gewordenen Körper. So sind nervöse Erkrankungen zu einer Berufskrankheit der Schauspieler geworden, ebenso wie konstitutionelle Erkrankungen der Bühnenkünstler nur zu häufig die Folgen einer durch widrige Lebensbedingungen geschaffenen Disposition sind. Zu diesen Leiden gesellen sich als spezifisch weibliche noch Blutarmut, Bleichsucht und allgemeine Körperschwäche. Ferner alle funktionellen Störungen, die aus der Überanstrengung an den sogenannten Respektstagen herzuleiten sind. An den meisten Theatern ist das Einkommen eingeteilt in Gage und Spielhonorar. Dieses Spielhonorar kommt in allen Krankheitsfällen — und das nach dem im Theaterverkehr noch immer üblichen Vertragsformular von Rechts(!) wegen — in Fortfall. Der Knüppel liegt also beim Hund. Zwei ausgefallene Spielhonorare bedeuten oft den Fortfall warmen Mittagessens während einer ganzen Woche. Da spielt man eben, sei es auch eine große, anstrengende Rolle, und legt oft den Grund zu schweren, bisweilen nur durch operativen Eingriff heilbaren, bisweilen gänzlich unheilbaren Erkrankungen. Überhaupt sind die Frauen am Theater noch ungünstiger gestellt als ihre männlichen Berufsgenossen. Daß ihre materiellen Lebensbedingungen noch erbärmlicher sind als bei jenen, haben wir bereits konstatiert. Hier sind auch die Ursachen zu suchen für Übelstände, die auf das sittliche Gebiet hinübergreifen und im folgenden nur andeutungsweise gestreift werden sollen. Der Versucher hat leichtes Spiel, wenn die Hungerpeitsche trefflich vorgearbeitet hat. Es gehören ganz gefestigte Charaktere dazu, um seinen Lockungen zu widerstehen. Daß die Mehrzahl, die überwiegende Mehrzahl der Bühnenkünstlerinnen sich lieber ehrlich durchhungert, als sich verkauft, ist eine Tatsache, die ihrem Stande zur höchsten Ehre gereicht. Leider erfährt die Öffentlichkeit nur selten von dem stillen Heroismus dieser Frauen. Desto augenfälliger werden die entgegengesetzten Beispiele und tragen nicht wenig dazu bei, das Urteil der Fernerstehenden über die Moralität der Bühnenkünstlerinnen ungünstig zu beeinflussen.

Daß Geld die Welt regiert, ist ein oft wiederholter Gemeinplatz. An seiner Wahrheit dürfte nicht zu zweifeln sein. Ebensowenig aber auch an der Tatsache, daß Geld den Charakter günstig oder ungünstig beeinflußt. Die Misère seiner Verhältnisse kann auf den Durchschnittscharakter der Schauspieler unmöglich ohne schädigenden Einfluß bleiben. Er muß darauf bedacht sein, die Position, die er errungen hat, sei sie auch noch so bescheiden, mit allen Mitteln zu behaupten. Ihn treibt die berechtigte Angst, bei Verlust des jetzigen Engagements ein noch viel ungünstigeres zu erhalten oder womöglich — auch das ist bei dem herrschenden Überangebot nicht ausgeschlossen —

Digitized by Google

für längere oder kürzere Zeit ganz auf dem Trocknen sitzen zu müssen. So wird ein unwürdiges Strebertum, eine verächtliche Servilität großgezogen, man hängt den Mantel nach dem Wind und ist schnell bereit, heute zu kreuzigen, was man gestern noch mit Hosiannarufen begrüßt hat. Die eigene Meinung geht restlos auf in der Meinung von Vorgesetzten und allen anderen, von denen man materielle Förderung erhofft. Zuerst bringt man das Opfer seines Intellekts mit Schmerzen, nach und nach gewöhnt man sich an die Operation der Entmannung und empfindet nur noch manchmal ein gewisses schmerzhaftes Ziehen im Rückgrat, wie der an Rheumatismus Leidende beim Umschlag der Witterung in den schmerzenden Muskeln. Man hat vielfach die mangelnde Charakterfestigkeit der Bühnenkünstler aus ihrer künstlerischen Tätigkeit zu erklären versucht. Man hat gefolgert, wer so oft in anderer Wesensart schlüpfen müsse, verliere seine eigene. Aus dieser Deduktion spricht eine vollständige Verkennung des künstlerischen Schaffensprozesses. Der ist eine Art von Autohypnose und hat nichts gemein mit den zerebralen Funktionen des betreffenden Individuums im Wachzustande. Die nicht zu leugnende mangelnde Charakterfestigkeit so vieler Bühnenkünstler erklärt sich ganz ungezwungen aus ihren Lebensbedingungen. Sie verbessere man, und alle Klagen über jene werden gegenstandslos werden.

Mit ihnen aber auch noch andere, die wir auf den gleichen Ursprung zurückführen können. Wer immer nur an die gemeine Notdurft des Lebens zu denken hat, wem die Sorge um das Heute und die Furcht vor dem drohenden Ungewiß des Morgen vertraute Begleiter sind, der verliert nur allzuleicht jene Spannkraft des Geistes, ohne die es keine intellektuelle und damit künstlerische Weiterentwickelung gibt. Nur wer unablässig an sich selbst, an seiner seelischen Vervollkommnung arbeitet, kann Menschen darstellen: Menschen mit allen ihren Trieben und Lastern, mit allen ihren Sehnsüchten und Leidenschaften, Menschen, in dem ganzen unendlichen Reichtum ihrer Beziehungen zu Welt und Umwelt, Menschen, mit denen wir jubeln und weinen können, weil sie Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut sind. Die armen Schächer aber, denen die gemeine Wirklichkeit der Dinge die Flügel des Geistes beschnitten hat, verkümmern allmählich auch in ihrer Kunst und werden glatte, routinierte Handwerker. Selbst wenn ein freundliches Geschick sie nach Jahr und Tag in einen fruchtbaren Boden setzt, Pflanzen, deren Wurzeln einmal abgestorben sind, werden niemals frische Schößlinge treiben. Manchen tötet Gewohnheit das Bewußtsein der Erniedrigung. Ganz allmählich gleiten sie in eine Atmosphäre geistiger Armut, die zu der kulturellen Bedeutung ihrer Kunst in einem beschämenden Gegensatz steht. Andere treiben den Teufel durch Beelzebub aus: um den Schmerz zu töten, der bohrend in ihnen frißt, greifen sie zu alkoholischen und narkotischen Betäubungsmitteln. Um so jäher, um so vernichtender erfolgt ihr Zusammenbruch. Starke Talente sind auf diese Weise der Kunst verloren gegangen. Die Welt ist in solchen Fällen schnell mit ihrem Verdammungsurteil fertig. Das nachprüfende Auge des sozialen Kritikers sieht schärfer. Er spürt den Ursachen nach und leitet aus ihnen die Wirkungen ab, er prüft die Verhältnisse und erklärt aus ihnen die Handlungen der unter ihrem Druck lebenden Menschen. Und dann

Digitized by Google

macht er auch wohl Vorschläge, von deren Ausführung er eine Besserung der Verhältnisse erhofft. Und wenn es sich dabei um die Hebung der Lebensbedingungen eines Standes handelt, dem die Verwaltung des geistigen Schatzes unser großen dramatischen Dichter anvertraut ist, dann findet er — daran ist nicht zu zweifeln — Entgegenkommen und Verständnis in allen Kreisen unseres Volkes. Einige dieser Vorschläge seien hier noch kurz genannt: Verstadtlichung der Theater und ihre Leitung durch Angestellte der einzelnen Kommunen. Bildung von Städtebund-Theatern durch Zusammenschluß kleinerer städtischer Verbände. Vor allen Dingen aber auskömmliche Besoldung der Theaterangehörigen und beträchtliche Verlängerung der Spielzeiten. Die kurze Spieldauer der meisten Theater bildet eine Hauptursache der materiellen Nöte der deutschen Schauspieler. Sommerengagement finden nur die wenigsten von ihnen. Können es nicht finden, weil die Zahl der Bühnenkünstler deutscher Zunge etwa zehnmal größer ist als die Zahl derer, denen die verhältnismäßig wenigen Sommertheater künstlerisches Obdach gewähren können. Und diese „Glücklichen" müssen für eine Entlohnung arbeiten, die jeder gelernte Handwerker mit Entrüstung zurückweisen würde. Monatsgagen von 150 Mk. stellen eine vielbeneidete Ausnahmehonorierung dar.

Die Periode des Manchestertums haben wir glücklich überwunden. Der Glaube an die Möglichkeit der allein seligmachenden Selbsthilfe auf allen Gebieten ist tot und begraben. Der Staat ist sich seiner Pflichten gegen die Staatsbürger und die einzelnen Berufsgemeinschaften bewußt geworden. Er muß helfend eingreifen, wenn eigene Kraft nicht ausreicht, sich angemessene Existenzbedingungen zu sichern. So hoffen auch die deutschen Bühnenangehörigen von dem geplanten Reichs-Theatergesetz eine günstige Wendung in ihren Verhältnissen. Daß ihre Hoffnung zur Erfüllung wird, wünschen mit ihnen alle, die der Kunst Erhebung aus den flachen Niederungen des Alltags zu danken haben.

DIE DREI STUFEN DER EROTIK

VON HERBERT IHERING

Die einseitige Betonung des sexuellen Moments, die die Entscheidung erotischer Fragen gerade heute beherrscht, hat jetzt den Gegenschlag hervorgerufen: Emil Luckas Buch „Die drei Stufen der Erotik".*) Es versucht nicht nur, dem männlichen Fühlen eine Entwicklung zur Überwindung der Geschlechtlichkeit zu geben, es führt Liebe und Sexualität auf zwei getrennte Wurzeln zurück und kommt zu dieser neuen Erkenntnis auf neuem Wege. Es sagt: Der Mensch des Altertums kannte nur den blinden Geschlechtstrieb. Die Ehe war eine Notwendigkeit, die nicht das Herz, sondern der Staat diktierte, um Besitz, Nachfolgerschaft und Erbe zu regeln. Wo sich ein erhöhtes Gefühlsleben zeigte, da wandte es sich vom

*) Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1913.

Digitized by Google

Weibe der Männerfreundschaft zu oder vom Menschlichen überhaupt auf das Allgemeine. Neben den wahllosen Trieb, der den einzelnen verachtet, tritt das Reingeistige, die Idee, die hinter den Dingen steht und ebenfalls den einzelnen auslöscht. Die Liebe konnte erst in einer Zeit entstehen, die die Persönlichkeit erkannte. Diese zweite Stufe der Erotik wurde erreicht, als Christentum und Germanentum Europa unter einem Weltgefühl einigten, in dessen Zentrum das Bewußtsein der menschlichen Seele stand. Das neue Empfinden reicht mit seinen Wurzeln nicht mehr in die alte Geschlechtlichkeit zurück, es ist etwas nicht Dagewesenes, das zu körperlichem Trieb in bewußten Gegensatz tritt. Es wird Anbetung der Frau, Vergöttlichung, Madonnenkult. Es ist ein Gefühl, das in seinen Äußerungen schöpferisch ist. Seinem Kreis gehören die Troubadours an, es wird vollendet von Dante und auf einer höheren Ebene noch einmal durchgelebt von Michel Angelo. Die zweite Stufe der Erotik also charakterisiert Lucka als ein gesondertes Nebeneinandersein von Liebe und Geschlechtstrieb. Das eine Gefühl steigt hinab in die Niederungen der Sinnlichkeit, das andere, ihm feindlich, fremd, vollendet sich nach oben zu einer geistig-seelischen, zu einer metaphysischen Erotik. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, die Gefühlselemente des Altertums und des Mittelalters in einer höheren Synthese zu verschmelzen, Lust und seelische Liebe in eine Empfindung aufgehen zu lassen. Dieser innere Zustand wurde vorgedeutet in der sentimentalen Liebe Rousseaus und Werthers, die am Seelischen nicht Genüge fand, nach einer körperlich-seelischen Einheit strebte, aber zu schwach war, diese Einheit zu erreichen, und an der Disharmonie ihrer Teile scheiterte. Die Vollendung der dritten erotischen Form zeigt die Aufhebung des Gattungsmäßigen im Seelisch-Persönlichen. Die körperlich-seelische Einheit der Geliebten ist erotische Wirklichkeit. Eine Grenze zwischen Seele und Sinnen kann nicht mehr gemacht werden. Lucka sagt: „Ist die Sexualität unendlich wie die Materie, die Seele ewig wie das metaphysische Ideal — so ist die Synthese menschlich und persönlich.“ Und wenn dieses Gefühl über die individuellen Schranken hinwegstrebt, so findet es sein letztes Ende im Liebestod. Er reißt Körper und Seele in einer einzigen Verzückung in die Unendlichkeit hinüber. Die seelische Liebe allein hat ihren metaphysischen Wert verloren. Sie war „Liebe ohne Antwort“. Nachdem Sinne und Seele eins geworden sind, vollendet sich auch die metaphysische Erotik nur im Ineinandersein der Liebenden, aber in einem Ineinandersein, das, indem es zum letzten Bewußtsein der körperlich-seelischen Persönlichkeit kommt, die Persönlichkeit auslöscht — im Liebestod. Das erotische Ideal wird Wagners „Tristan und Isolde“.

Das etwa ist die Geschichte, die Lucka dem Liebesgefühl des Mannes gibt. Der Mann endet bei der absoluten Einheit, die das Weib von Anfang an besessen hat, weil es zwischen sich und der Liebe keinen Unterschied machen konnte, weil es selbst die Einheit war. Lucka betrachtet die dritte Stufe als die „Sanktionierung des weiblichen Fühlens“. Damit schlägt er sich selbst. Denn wenn er sagt, daß bei dem einen Geschlecht die seelisch-sinnliche Einheit kampflos, also geschichtslos da war, so gibt er damit unbewußt zu, daß gerade die Wurzel dieser Gefühle einheitlich ist. Hat also

Digitized by Google

das Liebesleben des Mannes eine Entwicklung, so müßte sie in der Variation oder Sublimierung des Grundgefühls bestehen. So verschieden kann nicht bei den Geschlechtern ein — noch so gebliebenes oder noch so gewandeltes — Urgefühl sein, daß es beim Weibe aus einer, beim Manne aus zwei Wurzeln entspringt, die erst, nachdem sie sich getrennt entwickelt haben, zusammenkommen. Lucka will psychologische Gesetze mit historischen Beispielen vernichten. Daher kommt der doppelte Widerspruch seines Buches. Es widerspricht unserer inneren Erfahrung und Luckas eigenen Darlegungen. Sätze, die ihn selbst schlagen, können auch in sich wieder falsch sein, weil sie, aus einer historischen Untersuchung herausgewachsen, eine praktische Wirklichkeitsforderung unter ein metaphysisches Gefühl schieben. Lucka bringt vor: Der Mann hat außer der Geliebten noch immer viel besessen; unsere Zeit fordert, daß „die Frau dem Manne alles Seiende in einer reineren und höheren Form schenken", ja, daß sie ihm auch die Männerfreundschaft ersetzen soll. Die Liebe ersetzt aber nicht, sondern löst in den höchsten Augenblicken das All in einer letzten Einheit auf. Darum ist die Liebe nicht ein Etwas für ein anderes Etwas, sondern ein Element, in dem alles Fremde aufgehen kann. Das Fremde jedoch bleibt bestehen. Wohl bedeutet für den Mann auf den Gipfeln des Gefühls die Frau die Welt, niemals aber bedeutet die Welt die Frau. Nur dem typischen Weib war und ist der Mann die Welt, und die Welt der Mann. Die dritte Stufe, die Lucka die Erotik des Mannes ersteigen läßt, sanktioniert also nicht das weibliche Fühlen. Es entsteht der paradoxe Fall, daß ein Satz, der Lucka auf den Grundirrtum seines Buches hätte hinweisen müssen, in diesem Zusammenhange wieder nicht richtig ist.

Die Schwankungen seiner Methode lassen Lucka zu keinen begründeten Resultaten und zu keinen umrissenen Formulierungen kommen. Parallelerscheinungen werden historisch begonnen und psychologisch beendet, ohne daß sich die Resultate aufeinander beziehen. Wenn Lucka im Mittelalter die vom Geschlechtlichen getrennte Existenz der seelischen Liebe beweisen will, macht er die Verfälschungen der metaphysischen Erotik („Heilandsbräute", „Sexuelle Mystiker") in einem gesonderten Kapitel ab. Aber er läßt die gewonnenen Erkenntnisse nicht aufeinander abfärben, sich nicht beeinflussen. Und gerade die Abirrungen können wesentlich sein für die Erkenntnis des Grundgefühls. Wenn die religiösen Visionen der Heilandsbräute ausgesprochen sexuell sind, wenn auch Mystiker sich kraß sexuell äußern, so ist der Schluß notwendig, daß hier ungehemmt, mit eingestandener Richtung hervorbricht, was bei den wahren Mystikern und den wahren metaphysischen Erotikern, weil es noch durch ein anderes Gefühlsreich hindurchgegangen ist, gereinigt erscheint. Der wahre metaphysische Erotiker unterscheidet sich vom falschen nur durch die größere Intensität, nur durch die größere Schöpferkraft seines Gefühls. Wenn Lucka selbst sagt, daß die seelische Liebe zur geschlechtlichen in bewußt feindlichen Gegensatz tritt, so muß es in der Tiefe einen Zusammenhang geben, der diese gewaltsame Entfernung rechtfertigt. Das ist die Geschlechtsangst. Wie die Furcht vor Gott den Teufelskult gebar, so gebar die Furcht vor dem Sexus die seelische Liebe, die in ihren Äußerungen nur möglich war, weil die Verehrung der

Digitized by Google

Jungfrau Maria den Boden bereitet hatte. Der unreine Erotiker bringt es zu überspannten, verkrampften Marienvisionen. Er ist ein Fälscher und Versteller seiner Gefühle. Dem reinen metaphysischen Erotiker hat bebendes Erschauern vor dunklen Grundmächten ein neues Gefühlsreich geschaffen, das sinnlich unterzittert wird. Er ist ein Gestalter, ein Schöpfer seiner Gefühle. Wieder ist es Lucka selbst, der die Tatsachen gibt, ohne die Folgerungen zu ziehen: „Wahrscheinlich ist es nötig gewesen, daß alle Erotik erst ein Jahrtausend lang als sündhaft hatte gebrandmark werden müssen, damit aus dieser Ablehnung der Sinnlichkeit eine ganz neue Art der Liebe, die anbetende Frauenliebe, entstehen konnte." Wenn aus der Ablehnung der Sinnlichkeit anbetende Frauenliebe wird, so ist es klar, daß es sich um die Vergeistigung eines Gefühls handelt.

Auch Luckas andere Beispiele sprechen gegen ihn. Daß Goethe die Jugendgeliebte vergöttlicht hat, weist es nicht auf den sinnlichen Ursprung der anbetenden Liebe hin? Ein sexuelles Verhältnis wird geläutert, geadelt, wird religiös oder kosmisch erweitert. Wie sollte Liebe zum Weltgefühl werden können, wenn sie nicht eine Anspannung aller Sinne bis zur Überwindung alles körperlich Begrenzten bedeutete! Lucka scheint etwas Erniedrigendes darin zu sehen, daß Liebe verfeinerter Trieb ist. Mir scheint es der tiefste Beweis für die höhere Art des Menschen zu sein, daß das Gefühl der Lust, das er mit dem Tiere teilt, in ihm seelische Ekstasen und geistige Visionen zu wecken vermag. Wenn Sinnlichkeit in solche Höhen gestiegen ist, daß der triebhafte Anlaß überwunden und getilgt zu sein scheint, so darf man ihn, nur weil er nicht mehr sichtbar ist, noch nicht leugnen.

Lucka hat das Lustgefühl aus den Verfeinerungen der Erotik vertrieben und spürt es deswegen auch nicht in ihren Abarten. Sonst könnte er Erscheinungen wie Sadismus und Masochismus keine so sentimentalen Deutungen unterlegen. Diese Partien sind die haltlosesten des ganzen Buches. Nur blutlose literarische Tüftelei wird den Sadisten den „Liebessucher" nennen, „der von Frau zu Frau die Liebe sucht und nie etwas anderes finden kann als die Sexualität, wofür er sich rächt". Nur unfruchtbare Spekulation wird im Masochisten den „Liebesknecht" sehen, der den heimlichen Wunsch hegt, „seine Unfähigkeit zur reinen Liebe dadurch zu sühnen, daß er gequält und erniedrigt werden will". Was sollen hier moralische Motive! Dem Masochisten ist das Gequältwerden sexueller Genuß, wie dem Sadisten das Quälen.

Vielleicht aber war Luckas Buch schon in dem Augenblicke tot, als er sich entschied, eine Geschichte der Liebe zu geben. Die Liebe kann man nur psychologisch untersuchen. Wenn man historisch vorgehen will, muß man gar nicht sie selbst schildern, sondern ihre Wirkung auf den Menschen. Das Gefühl ändert sich nicht, aber die Reaktion des Menschen auf das Gefühl. Die Fragestellung war von Anfang an falsch. Alles, was Lucka beobachtet hat, ist die Antwort auf etwas ganz anderes. Zu verschiedenen Zeiten hat der Mensch verschieden auf die Liebe reagiert. Es handelt sich darum, daß die Liebe nicht stets die gleichen Möglichkeiten vorfindet. Die Nerven werden durch andere Zeitumstände, andere Kulturerscheinungen anders vorbereitet. So hat wie jeder Mensch auch jedes Jahrhundert sein

Digitized by Google

eigenes Liebesideal. Aber das sind niemals Luckas Stufen der Erotik. Es sind Wirkungsunterschiede. Der eine Mensch ist für dasselbe Gefühl so, der andere so disponiert. Vor zwei verschiedenen Frauen kann dasselbe Gefühl im selben Manne nach verschiedenen Richtungen wandern. Und trotzdem neben den aus der Ferne anbetenden Troubadours die gemeinste Sinnlichkeit herrschte, trotzdem auf Zeiten erhöhten Fühlens die Genußperiode des Rokoko folgte, kann man glauben, wenn man immer wieder Abstieg und Schwankungen zugibt, daß die Reaktionsfähigkeit sich sublimieren will. Weil man gegen Lucka weiß, daß alle Liebesempfindung eine Wurzel hat und daß Entwicklung nur Entwicklung der Reaktionsfähigkeit ist, kann man sagen, alle sexuelle Liebe meint die seelische Liebe, aller Sinnlichkeit Bedeutung ist der metaphysische Aufschwung. Wie Eckehart tief sagt: „Alles Kornes innerste Natur meint Weizen und alles Metall Gold und alle Geburt den Menschen."

DAS MYSTERIUM VON HELLERAU*)

VON DR. LEO FANTL

Die Uraufführung von Claudels „Verkündigung" in Hellerau ist bezeichnend für das Geistesleben unserer Tage; vielleicht werden spätere Kulturhistoriker ein Schulexempel daran statuieren: man hat endlich ein bedeutendes Drama, erhaben über Ort und Zeit, voll höchster, mystischer Religiosität, voll tiefster Kenntnis menschlicher Schwächen und Leidenschaften, voll ergreifender Gedanken, herrlicher Worte und Verse, man hat ein Stück von höherem Wert als die gesamte Marktware der Mode, — und die erste Aufführung zeigt deutlich, wie unsere Zeit ihm nicht gewachsen ist, es wird zur Festvorstellung! Auffahrten, Repräsentation, Reklame, Schlagworte. Im Übereifer wendet man alles, was zurzeit im Schwang ist, auf die Aufführung an. Daß dies Stück dennoch bestand, zeugt nur für seine Stärke und Güte . . .

Als man daran ging, das vor Jahresfrist etwa verdeutschte Stück aufzuführen, träumte man von einer idealen Darstellung. Man wollte das Stück auf einer nicht gewöhnlichen Bühne, frei von allem Szenenprunk, von nicht „routinierten" Regisseuren und Schauspielern spielen lassen, in einer neuen Sprechart, kurz der berühmte „Markstein" in der Geschichte der deutschen Dramatik sollte wieder einmal bemüht werden, und man hätte gern einen Goethe gehabt, der sein „von hier und heute" gesprochen hätte.

Vom grünen Tisch läßt sich's gemächlich raten. Claudels Drama „L'Annonce faite à Marie", in Hegners Verdeutschung „Verkündigung" genannt, ist die Bühnenbearbeitung der ältern „Jeune fille Violaine" — vom Dichter also selbst zur Aufführung bestimmt. Und damit war von vornherein der Bühne zu geben, was ihr gehörte. Es ist ein anderes, wenn es sich

*) Anmerkung der Redaktion: Wir behalten uns vor, über das Claudelspiel in Hellerau noch von einem andern Gesichtspunkt aus zu berichten.

Digitized by Google

darum handelt, Stücke, die nicht für die Bühne bestimmt sind oder aus irgendeinem Grunde nicht aufgeführt werden können, gelegentlich in einer besonderen Vorstellung zu bieten, wie es ja in literarischen Gesellschaften aller Art des öfteren geschieht, wo das Experiment vor einem vorbereiteten Publikum vor sich gehen kann und dann eben berechtigt ist. Aber nie und nimmer hätte man mit einem solchen Experiment die Uraufführung einer „Verkündigung" begehen oder wenigstens nicht die ganze Welt dazu einladen dürfen. Das Verdienst der Aufführenden kam da leicht in Gefahr, verkannt zu werden, und man setzte das Werk jenen aus, denen man kein ungebautes Haus zeigen soll.

Und ungebaut, in der Tat, war die Szene, auf der sich so tief erschütternde Bilder der neugierig befremdet aufhorchenden Menge zeigten. Man hatte strengsten Verzicht auf Prospekte, Kulissen, Möbel geübt und nur das unumgänglich Nötige belassen. Tessenows Saal, karg und kahl, kein glanzvolles Schauhaus, ohne Logen und Ränge, bot hier die würdevolle Stätte. (Ein Glück, daß Claudel noch nicht zu den „gefeierten" Größen gehört, so blieb uns diesmal der Schmöckekrieg ob der Frage erspart, ob man ein geistliches Spiel in einem Saale aufführen dürfe, der sonst nur für rhythmische Künste bestimmt ist; Claudel ist eben — glücklicherweise — noch nicht reif für die Reichstagspetition.) Daß man, nach Claudels Vorschlag, die alte dreigeteilte Mysterienbühne nachahmte, war zwar nicht unumgänglich nötig, konnte aber immerhin gelten.

Das Vorspiel nun stellt „die Scheune in Salhof" dar. „Ein großes Gebäude mit viereckigen Stützen und darauf hölzerne Spitzbogen. Der Raum ganz leer, bis auf den Hintergrund des rechten Flügels, der noch mit Stroh angefüllt ist, Strohhalme auf der Erde, der Boden zerstampft. Im Hintergrund ein großes zweiflügeliges, in die dicke Mauer eingefügtes Tor mit umständlichen Riegeln und Schlössern. Auf den beiden Flügeln zwei roh gemalte Bildnisse des heiligen Peter und des heiligen Paul, der eine mit dem Schlüssel, der andre mit dem Schwert. Eine dicke gelbe Wachskerze, in einer eisernen Kralle am Pfeiler angebracht, beleuchtet sie. Die Handlung spielt in einem Mittelalter freier Erfindung, so etwa, wie sich die mittelalterlichen Dichter das Altertum vorgestellt haben."

Wenn der Dichter diese Szenen in der Regiebemerkung so liebevoll ausmalt, so lag ihm gewiß auch daran, sie ausgeführt zu wissen. Warum also verzichtete man darauf? Warum ließ man den französischen Dichter glauben, diese Darstellung entspräche „deutscher Art und Einfachheit" — man zeige uns das Theater, das, vorausgesetzt, es träfe den richtigen Stil für die „Verkündigung", sie so darstellte, wie es hier geschah. Man wende nicht ein, daß dies der „neue Stil" sei. Das eben ist Dillettantenart: im Sturm und Drang neuer Ideen nicht warten zu können, ohne Rücksicht auf die Folgen, die kaum ausgegorenen Pläne in Tat umzusetzen. Gewiß wäre dagegen nichts zu sagen und nur Schulfüchse können sich der Einsicht verschließen, daß derlei Versuche so manches Gute schon gefördert haben. Aber in der Stille muß das geschehen, nur wenige, Auserwählte, müssen mitwirken und prüfen, niemals aber hätte man Reklameposaunen und Trommeln tönen lassen dürfen, das Volk, das Circenses will, ist ein andres,

Digitized by Google

als das, dem die Dichtung noch Kult ist. Und jenen können die herrlichsten Verse nicht das vortäuschen, was sie sehen wollen. Und wenn man schon das Experiment ohne sinnfällige Bilder machte, dann waren doch gewiß alle Stellen sorgfältig zu streichen, die mit Fingern auf die arme Bühne wiesen. Daß statt des alten verrosteten Tores, das zu öffnen Peter Violäne zu schwach hält, ein elegantes, frischlackiertes Holztor, kaum berührt, leicht aufsprang, war arg genug; ärger, daß Jakobäus seine Braut „im Blütenhag" begrüßte, wo doch nichts zu sehen war als schlecht gespannte, flatternde Leinwand (und ungeschickterweise der glühende Küchenherd aus der vorigen Szene nicht unsichtbar gemacht worden war); ärger, daß der winterliche Wald und die Felder von Marienberg durch keinen noch so deutlichen Vers vorzuzaubern waren. Die Tafel „Wald" der leeren Shakespearebühne überlies es dem Zuschauer, sich die Szene vorzustellen, lenkte aber nicht ab, und war gewiß nicht so unbefriedigend, wie die säuberlich geschnittenen Fahnen von Hellerau. Und wenn man schon auf „theatralische" Effekte verzichtet hatte, warum erschien bei allen „bedeutenden" Stellen der unglückselige, leuchtende gotische Bogen auf der Leinwand, wie ein im Lichte ausgedrücktes Wagnersches Leitmotiv?

O dieses Licht! Was hatte man alles davon versprochen! Es sollte die Reden der Darsteller erleuchten, es sollte das Steigen und Sinken der Stimmung begleiten, sollte den Menschen auf der Bühne und denen im Zuschauerraum die gleichen Reize vermitteln, das Erleben beider intensiver gestalten. Gewiß, die Absicht war gut, und Salzmanns Lichtanlage ist ein Kleinod des Hellerauer Saales, hat in den Orpheus-Aufführungen wirklich Gutes geleistet und man darf Neues und Schönes von den weitern Versuchen mit dem „tönenden Licht" erwarten; auch die Ausdehnung jener Versuche auf die Musik der Sprache, auf den klingenden Vers, waren zu begrüßen, — aber ein greifbares Resultat war auch nicht annähernd wahrzunehmen, man fand noch keinen Zusammenhang zwischen den Worten des Stückes und den immer wechselnden Helligkeitsgraden des Lichts. Die Absichten der Regie waren noch nicht klar und deutlich. Nur das eine sah man: den Willen, Neues und — wir wollen auch den verschiedenen Erklärungen, Notizen, Prospekten glauben — künstlerisch Wertvolles zu bringen.

Der Darstellung fehlten die Ensembleproben. (Man hatte sich Spieler von gutem Namen verschrieben und nahm damit das Übel in Kauf, sie stetig zwischen Hellerau und Leipzig oder Berlin pendeln zu lassen.) So spielte man sich erst bei den einzelnen Aufführungen aufeinander ein. Tatsächlich war auch die dritte und letzte Aufführung in dieser Hinsicht die beste, wiewohl auch da noch Umbesetzungen vorgenommen worden waren.

War es aber nötig, bei einem so bedeutenden Ereignis, wie es diese Uraufführung war, mit einem Experiment vor das Publikum zu treten? Man muß über das Selbstvertrauen staunen, das die Spielleitung und deren Helfer bewog, die Verantwortung auf sich zu nehmen, ein solches Stück dem Publikum und der Kritik auszusetzen, in einer Darbietung, die sich als dilettantisch offen bekannte und dennoch durch die stolze Art des Auftretens durchblicken ließ, sie stünde weit über dem „gewöhnlichen" Theater. „Frei

Digitized by Google

von aller Routine", lautete der Wahlspruch. Und man vergaß, ein Zeichen des Dilettanten (aber nicht des im Sinne Goethes), daß von Routine sich nur der befreien kann, der sie wirklich beherrscht. Im Dezember führt Reinhardt die „Verkündigung" in Berlin auf — er wird sie dort nach seinem Ermessen und in seinem Stil aufführen, der wird der richtige sein. Denn Reinhardt kennt sein Publikum. Und hätte man ihn in Hellerau mit der Aufgabe betraut, den neuen Stil für das neue Werk zu finden, frei von allem Schaugepränge für eine Hörerschaft, die dem Dichter nahe steht, die einzig den Kern und Sinn der Sache will, — er hätte es vermocht. Er hätte wohl gewußt, daß er für Wissende und nicht für Zirkusgaffer spiele — und wäre froh gewesen, sich nicht für die tausendköpfige Hydra mühen zu müssen, sondern für ein Publikum, das vor einem solchen Werke eines Sinnes ist. Das Werk hätte durch ihn oder zum mindesten mit seiner Hilfe aufgeführt werden müssen, es hätte dann das Publikum erobert, wäre schnell in Deutschland bekannt geworden und erst, wenn der Erfolg sicher war, dann hätten Idealisten und Projektenmacher, Neuerer und Stürmer ihre Versuche vor der Welt zeigen dürfen. Nichts hätte dem Stück mehr anhaben können — auch nicht einmal eine Festvorstellung. So aber haben die Freunde Claudels das Stück in Gefahr gebracht. Die widersprechenden Kritiken bewiesen das. Und wenn die „Verkündigung" mit den folgenden Werken Claudels ihren Siegeszug dennoch antreten wird, so zeugt das nur für ihre über Menschenwerk erhabene göttliche Größe.

Der Hellerauer Aufführung aber bleibt das Verdienst — auch wenn es sich zur Unzeit hervortat —, in mancher Hinsicht angeregt zu haben, wie ja Hellerau heute schlechtweg der Ort „der Anregungen" ist. Man hat hier richtig zuerst erkannt, daß Claudels Dramen bestimmt sind, der Bühne neue Stücke zu geben, wie sie ihr schon lange gefehlt haben; der Regie neue, würdige und dankbare Probleme; den Schauspielern schöne und große Aufgaben, zutiefst menschliche Charaktere und eine neue Art der gebundenen Bühnensprache, eine Brücke zwischen dem pathetischen Vers der Klassiker und der trockenen Sprache des Realismus.

Was Wunder also, wenn den Hellerauern das in der Finderfreude volle Herz den Mund übergehen machte?

KINODRAMEN

EIN BRIEF VON FRANZ BLEI

Ich kenne die photographische Technik und ihre witzigen Möglichkeiten zu wenig, um ein Kinostück zu erfinden. Denn ein Kinostück ist nichts als eine photographische Angelegenheit, keine künstlerische. Stücke ohne Worte sind Pantomimen: photographierte Pantomimen sind schwache Surrogate. Und was diese andern gewissen Kinostücke anlangt, welche den Menschen in die sogenannten Wunder der Technik hineinphotographieren, in Autounfälle, Eisenbahnzusammenstöße, Aeroplanabstürze, zusammenbrechende Minen und was derlei mehr, so bin ich für mich persönlich mit meiner Be-

Digitized by Google

geisterung wohl bei der geistigen Tat des Erfinders, nicht aber bei der praktizierten Erfindung selber. Mich interessieren die Menschen, die mit dem Aeroplan fahren, mehr als der Aeroplan. Ich kann mich auch retrospektiv nicht für die alte Postkutsche begeistern, und der heutige Biedermeier, der das tut, erscheint mir genau so langweilig kindlich wie der Moderne, den es beglückt, daß wir „fliegen". Doch wüßte ich Kinostücke vorzuschlagen; bei jenen Filmen, welche das Leben seltener Tiere darstellen, fielen sie mir ein. Man filme Lebensläufe unserer Zeit. Den Schlosser zum Beispiel, den Landarbeiter, den Kommis, den Kaufmann, den Beamten, Nicht nur, um die technische Seite seiner Tätigkeit, nicht nur, um etwa zu zeigen, wie eine Lokomotive gemacht wird oder ein Feld bestellt, nein! Ich meine die menschliche Seite, von der Geburt an, das Zimmer der Eltern, den Spielplatz, die Schule, die Lehre, die Kaserne, die Liebschaft, das Vergnügen, die politische Versammlung, die Krankheit, das Altern und das Sterben. Ein solcher Film kostet nicht über eine Million, wie dieser Blödsinn des „Quo Vadis", und man wird ihn sich in hundert Jahren noch mit Interesse ansehn können. Wie lebt der Mensch? Dies zu zeigen, halte ich für wertvoller als die gefilmten Ausgeburten einer Phantasie, die Himmel und Hölle braucht, um sich auszudrücken und um nichts zu sagen. — Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Einladung, ein Kinostück zu schreiben, mit diesem Vorschlag vieler Kinostücke beantworte. Ich weiß, das Kino ist ein Volksvergnügen, und das Volk will von sich selber nicht unterhalten sein, sondern von einer andern Welt als der seinen. Aber das Volk ist auch ziehbar; es könnte vielleicht doch dazu gebracht werden, sich für sich selber zu interessieren. Daß der Mensch auf sich aufmerksam werde, scheint mir in dieser Zeit der scheinbelebten Materie und ihrer Anbetung so nötig zu sein. Man filme also nicht nur wilde Völkerstämme, nicht nur Tiefseetiere, was ja gewiß sehr interessant ist, sondern man filme das Nächste, das uns so fremd ist, die Köchin, den Strizzi, den Leutnant, was vielleicht gar nicht interessant, aber voller Bedeutung ist für unser Leben.

(Ein Nachwort aus dem soeben bei Kurt Wolff-Leipzig erschienenen „Kinobuch".)

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Digitized by Google

DIE ÄSTHETIK DES KAFFEETRINKENS

Über dem ruhelosen Hasten und Treiben unserer nur allzu sehr auf Erwerb und materielle Genüsse bedachten Zeit unterlassen wir leider zu oft die ästhetische Verfeinerung unserer Lebensformen und die geschmackvolle Ausgestaltung der uns alltäglich umgebenden Dinge. Und dabei ist es doch so leicht und auch gar nicht kostspielig. Wir müssen nur einmal ernstlich darüber nachsinnen, wie wir uns einige Stunden oder wenigstens Minuten des Alltags verschönen können. Es geht schon! Dieser Gedanke drängt sich mir jeden Morgen auf, wenn ich mich an meinen einfach, aber mit liebenswürdiger Behaglichkeit angerichteten Kaffeetisch setze. Noch vor wenigen Wochen stürzte ich, sozusagen zwischen Tür und Angel, in Eile einen Becher fast kalt gewordenen Kakaos hinunter und verschlang, schon auf der Treppe, schnell einen Zwieback. Dann ging's an die Arbeit. Seit etwa zwei Monaten trinke ich den koffeinfreien Kaffee der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen, und ich würde es jetzt geradezu als ein Verbrechen an mir selbst betrachten, dieses wohlbekömmliche und mir so überaus sympathische Getränk nicht in aller Gemächlichkeit und Bequemlichkeit zu mir zu nehmen. Lieber etwas früher aus den Federn, nur um dieser Minuten ruhigen Behagens nicht verlustig zu gehen! Den ganzen Tag über würde mir etwas fehlen, wenn ich sie entbehren müßte, und fast glaube ich, daß dieses Kaffee-Viertelstündchen die Tätigkeit meines ganzen Tages wohltuend beeinflußt. Und aus schöngeformter Kanne muß er mir in eine geschmackvolle Tasse fließen, wenn sein würziger Duft die gewünschte Stimmung in mir erzeugen soll!

Ein geistvoller Plauderer über kulinarische Dinge, Grimod de la Reynière, der als erster die Kochkunst gewissermaßen zu einer Wissenschaft machte und durch seine geistvollen Erörterungen sie in die Literatur einführte, weist in seinen „Grundzügen des gastronomischen Anstandes" wiederholt darauf hin, daß ein geläuterter Geschmack in der Ausschmückung der Tafel und im Auftragen der Speisen und Getränke die Vorbedingung sei für den genußreichen Verlauf aller gesellschaftlichen Veranstaltungen, bei denen leibliche Genüsse überhaupt eine Rolle spielen. Er stellt mit Befriedigung fest, daß im Gegensatz zu minder schönen Sitten aus früheren Zeiten jetzt — er meint die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts — der Kaffee „in einem eleganten, mit einem Hahn versehenen und von den Tassen umgebenen Behälter serviert wird, der sich auf einem Doppel-Gueridon in der Mitte des Salons befindet. Der Wirt selbst oder auch einer seiner dienstbaren

Digitized by Google

Geister füllen daraus die Tassen, nachdem jeder Gast die seine nach Belieben mit Zucker versehen hat. Alsdann nimmt jeder seinen Kaffee in einer Ecke des Salons ein." Grimod de la Reynière hält es für unschicklich, einen Rest Kaffee in der Tasse zu lassen. Das erinnert mich an die Äußerung einer sehr gastfreien Amerikanerin, die mir einmal erzählte, sie beobachte genau, ob nach Tisch dem Kaffee ordentlich zugesprochen würde. Bleibe kein Tropfen in den Tassen, so sei dies für sie der Beweis, daß ihren Gästen das ganze Diner geschmeckt und sie in wohlige Stimmung versetzt habe.

In seinen „Briefen eines Verstorbenen" (1830) sagt der Fürst von Pückler-Muskau, in einigen Provinzen Frankreichs werde der Kaffee aus Schüsseln mit Eßlöffeln gegessen; in Deutschland nippe man ihn aus kleinen Tassen, in England aus großen, und in Italien trinke man ihn aus Biergläsern. Daß man in Frankreich, dem Lande einer Jahrhunderte alten feinen Kultur, in den breiteren Schichten des Volkes den Kaffee immer noch aus häßlichen und dabei schwer zu handhabenden Schalen suppt, ist eine kaum zu begreifende Geschmacklosigkeit. Die in Deutschland, besonders auf dem Lande, früher so beliebten, umfangreichen Tassen mit allerhand Widmungssprüchen darauf, umgeben von buntblumigen Kränzen, verschwinden immer mehr vor den gefälligen Formen aus neuerer Zeit.

Das Kunstgewerbe hat sich von jeher mit großer Vorliebe der Erzeugung geschmackvollen Kaffeegeschirrs gewidmet. Im 17. und 18. Jahrhundert schuf die von Persien und Arabien abhängende Bronzeindustrie der Türken Kaffeekannen und zierliche, unseren Eierbechern ähnliche Behälter für die kleinen Mokkaschalen aus Messing oder Kupfer. Letzteres wurde oft vergoldet. Die Verzierungen waren entweder getrieben oder eingraviert. Die Form der Kannen war die typisch mohammedanische mit langem, schöngeschwungenem Ausgußrohre und gleichartigem Henkel. Noch heute sind im Orient, hauptsächlich in der Türkei und Ägypten, derartige Kaffeeservice in Gebrauch und werden von den Reisenden gern als Andenken gekauft.

Kaffeegerät aus vergoldetem Silber mit aufgesetzten Emails war in den reichen deutschen Patrizierhäusern keine Seltenheit. Sie zeigten häufig eine von China beeinflußte Form. Berühmt und viel gesucht waren die Arbeiten aus der Werkstatt des Augsburgers Johann Conrad Schnell (gestorben 1698). Daß die Keramik sich ganz besonders mit der Herstellung schönen Kaffeegeschirrs befaßte, ist nicht weiter verwunderlich. Cornelis de Keizer in Delft, dem um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Nachahmung des blauen chinesischen Porzellans in höchster Vollendung gelang, schuf wahre Kunstwerke, und

Digitized by Google

nicht minder beliebt war das sogenannte „Schwarze Delft“ Pijnackers — noch heute sehr begehrt von Sammlern. Allbekannt sind die Schöpfungen der Fabrik von Sèvres, die zierlichen Meißener Kunsterzeugnisse, die Arbeiten der Berliner königlichen Porzellan-Manufaktur und der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal A.-G. in Selb (Bayern), von der auch das bekannte ruhige und wohlgefällige Kaffeehag-Porzellan hergestellt wurde.

Brillat-Savarin erzählt von einem Besuch, den er im Sommer 1782 von Belley aus der Bernhardiner-Abtei in Saint-Sulpice gemacht hat. Nach einem auserlesenen Diner im Refektorium des Klosters, serviert „im Geschmack des fünfzehnten Jahrhunderts,“ wurde auch Kaffee aufgetragen, den er ganz besonderer Erwähnung für würdig erachtet: „Der Kaffee war überaus klar, duftig und heiß, namentlich aber wurde er nicht in jenen entarteten Gefäßen serviert, die man am Seinestrande Tassen zu nennen wagt, sondern er erschien in schönen, tiefen Schalen, in welche die fetten Lippen der ehrwürdigen Väter eintauchten und die belebende Flüssigkeit mit einem Geräusche aufsogen, das ein paar Walfischen vor dem Sturme Ehre gemacht hätte.“ — Schlürften die biederen Mönche von Saint-Sulpice den Kaffee nicht gerade auf sehr appetitliche Art, so bedienten sie sich doch wenigstens schöner Gefäße dabei — ein Beweis, daß selbst in der Einsamkeit eines weltentrückten, allem Prunk abholden Klosterlebens das Gefühl für die ästhetische Verfeinerung des Alltäglichen lebendig sein kann.

G. B.

HERALDISCHES

Der zweite Bogen mit künstlerischen Siegelmarken, welche die farbigen Wappen der deutschen Städte, Flecken und Dörfer nach den Entwürfen von Professor Otto Hupp darstellen, ist erschienen. Die Wappen kommen auf die Weise in den Verkehr, daß sie den Kaffee-Hag-Paketen beigelegt werden.

DIE „AGFA“-LITERATUR

hat eine wertvolle Bereicherung erfahren. Aus der Feder des bekannten Dr. M. Andresen, von dem schon die Broschüren „Über lichthoffreie und farbenempfindliche Platten“ sowie „Über Magnesium-Blitzlicht“ im Verlage der „Agfa“ erschienen sind, liegt eine neue Arbeit unter dem Titel „Über photographische Entwickler“ vor, welche das damit bezeichnete Gebiet in interessanter Weise behandelt. Naturgemäß schöpft Dr. Andresen, dem die Photographie verschiedene wertvolle Entwickler verdankt, aus dem Borne einer überreichen Erfahrung. Er geht in der vorliegenden Arbeit von dem Grundgedanken aus, daß zehn wesentliche Anforderungen an die photographischen Entwickler gestellt werden müssen und daß derjenige Entwickler als der wertvollste anzusehen ist, der den meisten dieser Anforderungen in möglichst vollkommener Weise gerecht wird. Von diesem Standpunkte aus sehen wir die bekannteren Entwickler Revue passieren und können uns ein anschauliches Bild von ihrem Werte für die Praxis bilden. Das instruktive, hübsch illustrierte Werkchen wird von den Photo-Händlern und von der „Agfa“ (Berlin SO. 36) gratis verabfolgt.

Digitized by Google

EINE NEUE VERLAGSGESELLSCHAFT.

Die Abteilung Hyperionverlag des Hans von Weberschen Verlages in München und der Verlag Julius Zeitler in Leipzig haben sich unter der gemeinsamen Firma Hyperionverlag G. m. b. H. zusammengeschlossen. Der Sitz der Gesellschaft wurde nach Berlin verlegt. Die Leitung übernehmen Ernst Rowohlt und Dr. jr. Julius Schröder. Die neue Verlagsgesellschaft beabsichtigt auch vor allem die moderne Literatur zu pflegen, ebenso soll dem Unternehmen ein Bühnenvertrieb angegliedert werden. Der Münchner Verlag Hans von Weber wird nur Luxusdrucke und die Zeitschrift „Der Zwiebelfisch“ publizieren.

KAFFEE-WELTVERBRAUCH

Nach einer in dem „Bulletin du Syndicat Général de Défense du Café“ veröffentlichten Statistik war der Weltverbrauch dieses Produktes in den letzten 13 Jahren der folgende:

	Säcke à 60 kg
1900	14 442 757
1901	15 946 636
1902	16 671 259
1903	17 615 139
1904	17 217 220
1905	16 998 994
1906	18 397 934
1907	18 480 176
1908	18 799 353
1909	20 009 743
1910	19 733 681
1911	18 038 873
1912	18 638 262

Margarete Wolff

Gesangunterricht

Methode des gestützten schwebenden Tones

Zu sprechen zwischen 1 und 2 Uhr

Am Wall 163

Digitized by Google



Digitized by Google



Kaffee=Handels=Akt.Ges. Bremen



Digitized by Google

Die Güldenkammer

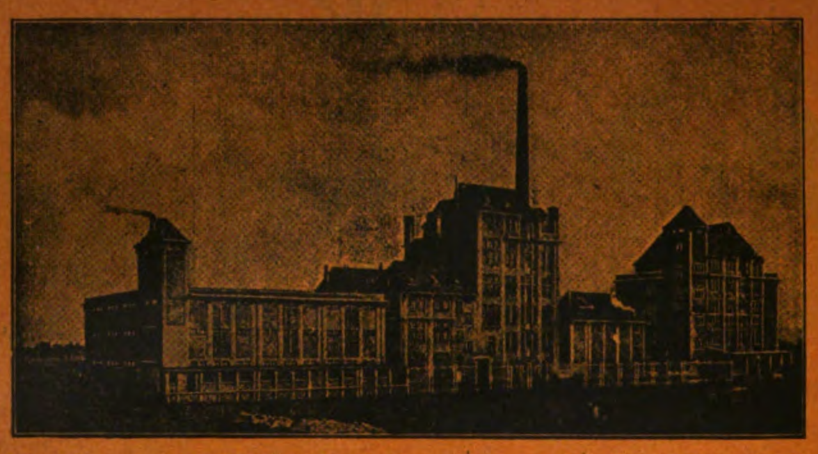
INHALT

DEZEMBER 1913

4. JAHRGANG HEFT 3

Digitized by Google

JAHRES-ABONNEMENT Mk. 5.— EINZELHEFT 50



Künstlerische Fabrikarchitektur. Aus der Silhouette der Stadt Bremen ragt der hochcharaktervolle Bau, den die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft errichten ließ. Der verblüffend frische, ästhetisch und praktisch vollendete Bau ist in der Tat eine Sehenswürdigkeit der alten Hansestadt, dessen Besichtigung allen Personen empfohlen sei, die sich für künstlerische Fabrikarchitektur, vollkommene technische Einrichtungen und modernste kaufmännische Organisation interessieren. In dieser Fabrik wird der coffeïnfreie Kaffee Hag, der unschädliche und veredelte Bohnenkaffee, hergestellt.

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, **BERLIN SO. 36**

Das fast fünfundzwanzigjährige Bestehen der **„Agfa"** gewährt den Benutzern der

„Agfa"-Photohilfsmittel

die Sicherheit der Verarbeitung
leistungsfähiger, zuverlässiger, haltbarer Materialien.

Achten Sie beim Kauf auf Marke „Agfa"	**„Agfa"- (Quecksilber) Verstärker** **„Agfa"- Kupferverstärker** **„Agfa"- Abschwächer** **„Agfa"- Negativlack** **„Agfa"- Fixier- und -Schnellfixiersalz** **„Agfa"- Tonfixiersalz und -Bad**

Mühelos informiert Sie darüber das hochinteressante, knapp gefaßte, reich illustrierte **„Agfa"-Photohandbuch**

Kunstleinenband — ca. 120 Textseiten — 125 000 Exemplare verkauft à 30 Pf. durch Photohändler.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON

S. D. GALLWITZ / G. F. HARTLAUB / HERMANN SMIDT

VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 3 DEZEMBER 1913

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

EIN NEBLIGER TAG

NOVELLE VOM GRAFEN A. N. TOLSTOI

AUTORISIERTE ÜBERTRAGUNG AUS DEM RUSSISCHEN VON ED. SCHIEMANN

I.

Auf der rechten Seite des Newski-Prospekts, wenn man von der Newa kommt, gibt es eine Straße mit großen, gelben, vierstöckigen Häusern, die nicht alt sind und nicht neu und die wahrscheinlich von einem Architekten gebaut worden sind, der andauernd unter Kopfschmerzen litt.

In diesen Häusern, die hier und da mit beklemmend überflüssigen Gesimsen verziert waren, gab es tunnelartige Eingänge, die auf einen dumpfen Hof führten, — der einem Brunnenschacht ähnlich sah, dessen Quellen versiegt waren und nur Schlamm und Rattennester hinterlassen hatten.

Die Bewohner dieser Höfe sind sämtlich dem Polizeibeamten, der die Pässe unter sich hat, sehr gut bekannt, und das ist sein Geheimnis; jeder andere aber, er mag noch so lange treppauf treppab steigen, noch so aufmerksam die Fenster von außen betrachten, deren Vorhänge einander so gleichen, wie eine Milchflasche der anderen, wird nie etwas über die Bewohner dieser Häuser erfahren: womit sich diese Menschen beschäftigen, und ob es überhaupt Menschen sind.

So dachte Proschka Tscheremissow, als er auf dem Hof von einem Aufgang zum anderen ging, um die Wohnung zu finden, die er suchte: Nummer 113.

Da seine Bemühungen fruchtlos blieben, rückte Proschka sein schiefsitzendes Pincenez zurecht, ging in die Mitte des Hofes und begann an allen vier Hauswänden, an denen die Stellen mit abgefallenem

Digitized by Google

Stuck wie Flechten aussahen, sämtliche fünf Fensterreihen zu inspizieren; das eine Fenster mit einer hinausgeschobenen roten Matratze unterbrach ihre öde Gleichförmigkeit.

Aber Proschka sah das alles sehr undeutlich, und der Hof erschien ihm besonders gelb, denn über den Dächern und Kaminen zog vom Meere nach Norden ein gelber, dichter und erstickender Dunst.

Dieser Dunst fraß sich in die Augen, kroch unter den Paletot und sorgte für eine schlammige Feuchtigkeit auf den Steinen, in der Proschkas Stiefel schmatzend auftraten.

„Hol' ihn der Teufel," sagte Proschka endlich, steckte die Hände in die Taschen und wollte schon umkehren, als er plötzlich neben sich einen Portier in einem Halbpelz erblickte . . .

„Hundertdreizehn ist — zweites Tor rechts, linker Aufgang," sagte der Portier, einen kleinen Hund, der gerade an ihm vorüberlief, anspeiend, und Proschka einen kurzen scharfen Blick hinwerfend; dieser ging, wie ihn der Portier gewiesen hatte, und dachte: Alles wissen diese Portiers, jeden einzelnen Menschen würden sie sofort ausfindig machen!

Auf der steilen Treppe, die in die Wohnung Nr. 113 führte, flog ihm aus einer plötzlich geöffneten Tür saurer Kohldunst entgegen; aber Proschka, der schon vom frühen Morgen sich ein Zimmer suchte, freute sich über die Wärme und dachte: Eine sehr gemütliche Treppe, wenn nur der Vermieter angenehm ist: ich liebe wohlwollende, herzliche Menschen.

Auf dem letzten Treppenabsatz sah er zwei Türen; an der rechten war ein Blechschild: „Redaktion des Humoristischen Journals", auf der linken war die Nummer 113 angeschlagen und unter ihr stand mit Tinte auf gelber Farbe geschrieben: „Falalei Muschinkin und Schneiderin;" Schneiderin — war mit Kreide unterstrichen. Um den Türgriff herum war fast die Hälfte der Tür schwarz; am Glockenzug baumelte ein Endchen Bindfaden mit einem Knoten daran.

Ist das ein Blödsinn, dachte Proschka, als er es gelesen hatte, Na, Gott gebe, und läutete.

Die Tür wurde sofort geöffnet, jemand (im dunklen Vorzimmer konnte man nichts erkennen) scharrte, sich verbeugend, mit dem Fuß, sagte „bitte," und kicherte.

„Ich komme wegen dem Zimmer," murmelte schüchtern Proschka und folgte ihm durch den schmalen Korridor; der Mann schloß die erste Tür rechts, öffnete die letzte und sagte liebenswürdig:

Digitized by Google

„Hier können Sie sich einrichten, als wären Sie zu Hause, bei uns ist es warm und angenehm.“ Er ließ Proschka an sich vorbeigehen und drehte sich zum Licht.

Dieser Mensch hatte einen blonden Bart, der wie bei einem Gendarmen in der Mitte gescheitelt war, lange Haare und ein offenes, bleiches Gesicht, mit einem frischen Blick und einem sympathischen Lächeln.

„Falalei Muschinkin,“ rief der Mann aus, sich verbeugend, drehte sich um und verließ das Zimmer; hinter der Tür blieb er stehen und kicherte wieder leise, oder bildete sich das Proschka nur ein?

Das Zimmer war lang und schmal, mit einem Fenster an der Schmalseite und einem roten, kleinen Diwan; der Tür gegenüber stand ein Bett, an dessen Fußende — ein runder Ofen. Das war alles. Aber Proschka gefiel das; er setzte sich die Hände reibend auf den Diwan und blickte zum Ofen, in dem behaglich ein Feuer flackerte.

„Donnerwetter,“ dachte Proschka, „bin ich aber müde, oder ist es nur, weil ich in dieser Wärme im Mantel sitze. Ein ausgezeichnetes Zimmer, gemütlich, — wie zu Hause.“

Proschka lehnte sich zurück, stützte die Wange in die Hand und streckte die müden Beine aus.

„Gleich hol ich meinen Koffer,“ sagte er, „wenn ich bloß nicht einschlafe.“ Er schlief ein.

II.

Lärmen und Schritte weckten Proschka, aber als er seine Augen öffnete, sah er, daß alles wie früher still war, nur Falalei hockte in einem gelben Jäckchen vor dem Ofen und hantierte mit einem Schürhacken in der Kohlenglut.

Proschka erkannte ihn nicht gleich; zuerst schien es ihm, als wenn es die Dämmerung bei seinen Eltern auf dem Lande sei; die Amme heize den Ofen ein, draußen herrsche eisiger Frost und male Blumen auf die Scheiben, auf dem Schnee liefen geräuschlos die Hunde, am gefrorenen Unrat schnuppernd, und gleichförmig, ohne Kummer und Leid würde der heutige Abend vergehen, genau so wie der gestrige.

Aber Falalei drehte sich jetzt um, sein kurzes Röckchen kroch ihm dabei auf den Hinterkopf und sein Gesicht, rot im Widerschein der Kohlenglut, schien zu lächeln.

„Schläft immer noch,“ flüsterte Falalei.

Digitized by Google

Aber Proschka überwand die Schläfrigkeit, reckte sich und unterdrückte, sich die Stirne reibend, ein Gähnen.

„Ich glaube, ich bin eingeschlafen," sagte er. „Das ist sonderbar, ich bin wahrscheinlich sehr müde gewesen."

„Schlafen Sie, schlafen Sie nur, ich liebe es, wenn man schläft; ich selbst komme wenig dazu," sagte Falalei; er setzte sich auf den Diwan und lächelte so einfach und herzlich, und seine Augen zwinkerten dabei so listig und freundlich, daß Proschka, noch ganz warm vom Schlaf, sich näher zu ihm setzte und freundlich sagte:

„Es gefällt mir hier bei Ihnen wirklich ausgezeichnet; wenn Sie mich nicht hinauswerfen, werde ich hier lange wohnen bleiben."

„Das ist gut, daß es Ihnen hier gefällt. Bei uns pflegt man immer lange zu wohnen," antwortete Falalei. „Ich liebe stille, schläfrige Mieter; Studentinnen, zum Beispiel, kann ich nicht ausstehen: sie wollen mir immer allerlei Zeugs beibringen — und Politik, muß ich Ihnen sagen, hasse ich geradezu; auch ein Musiker wollte hier partout bleiben — kaum, daß es hell war, fing er schon auf seiner Trompete zu blasen an. Ich aber habe eine Schwester, ja."

Falalei sprach sehr schnell, bewegte beim Sprechen fortwährend seinen Kopf und schlug dabei nicht nur sich selbst, sondern auch Proschka auf die Knie; aus lauter Bereitwilligkeit rückte Proschka sogar noch näher an ihn heran.

„Ja . . . Ich habe eine Schwester, die für die Ballettänzerin Perschinskaja Toiletten näht — für andere näht sie überhaupt nicht — die Ballettänzerin aber braucht jede Woche ein neues Kleid und jeden Tag einen neuen Unterrock; wenn sie zur Anprobe kommt, sehe ich sie jedesmal in ihrer natürlichen Nacktheit, und das verursacht mir, offen gestanden, Leiden: unsereiner kommt ja doch nicht an so eine heran; sie spielt im Kaiserlichen Theater — ich aber bin nur ein kleiner Beamter, habe nicht einmal einen Titel und bin bis sechs beschäftigt; was, fragt sich, soll ich dann den ganzen Abend tun? Deshalb unterhalte ich in meiner freien Zeit unsere Mieter und unterhalte mich selbst dabei sehr gut."

Falalei umarmte seine beiden Kniee, lachte lang und laut und sagte endlich:

„Neben Ihnen wohnt Herr Ssemirasow — Literat. Oder, warten Sie, ich mache Sie lieber gleich miteinander bekannt."

Falalei zog die heraufgerutschte warme Weste zurecht und lief, mit seinen weichen Pantoffeln schlürfend, aus dem Zimmer,

Digitized by Google

Proschka aber reckte sich behaglich ächzend, als er daran dachte, wie angenehm er es hier in dieser Wärme mit diesem guten Falalei haben werde . . . „Wenn man sich das bloß vorstellt, — daß man hier in diesem nebligen Petersburg so etwas finden kann!"

„Eine Versammlung der Freunde!" rief in diesem Augenblick Falalei, Herrn Ssemirasow, der so mager war, daß sein schäbiger, braun-karierter Anzug wie auf einem Kleiderständer schlotterte, am Ärmel herbeischleppend. „Machen Sie sich bekannt und dann gehen wir zur Feier des Tages — in die Kneipe."

„Ich habe die Ehre," sagte näselnd Ssemirasow. „Entschuldigen Sie, daß er mich so herbeigeschleppt hat; vielleicht ist es Ihnen unangenehm, mich zu sehen?" Er lächelte mit schief verzogenem Munde und trat einige Schritte zurück.

„Ich bitte Sie," murmelte Proschka, „ich freue mich wirklich sehr und bin überhaupt . . . sehr zufrieden." Er sah Falalei an und schlug ihm plötzlich auf die Schulter, was bedeuten sollte: machen wir ein Schnäpschen!

Aber statt sich darüber zu freuen, wurde Falalei böse; er sah Proschka scharf an und sagte mit Nachdruck:

„Das werde ich dir schon gedenken."

„Ach was," sagte Ssemirasow, traurig geworden, „bist nicht aus Zucker."

Aber es verging geraume Zeit, ehe die alte Stimmung wiederkehrte. Nachdem sie sich vertragen hatten, stülpte Proschka seine Mütze auf den Kopf und rief beim Hinausgehen den beiden zu:

„Wartet auf mich. In einem Augenblick habe ich meinen Koffer aus der Klinik geholt, ich bin gleich wieder da." Er lief durch den Korridor und suchte nach dem Ausgang, aber er fand ihn nicht. Hier passierte ihm eine Geschichte, die seine ohnehin schwachen Verstandskräfte endgültig trübte.

III.

Im Korridor gab es viele Türen und eine von ihnen stand halb offen. Im Glauben, daß sie ins Vorzimmer führe, stieß er sie weit auf und blieb vor Staunen wie erstarrt, mit vorgestrecktem Hals stehen.

Er sah in ein kleines, modrig riechendes Zimmer, von der Decke herab hing eine brennende Lampe, zwei seltsame Gestalten beleuchtend, die mit Gläsern in den Händen unbeweglich am Tisch saßen. In

Digitized by Google

dem einen der beiden Gesichter, das so verzerrt war, als wolle es niesen, erkannte Proschka Herrn Ssemirasow, das andere gehörte unzweifelhaft seinem Wirt an. Falalei lachte mit in den Nacken geworfenem Kopf, aber das Lachen war lautlos, und beide waren so unbeweglich, als wenn sie für einen Augenblick erstarrt wären.

Verwirrt und entsetzt schloß Proschka die Augen, aber in diesem Moment wurde er von hinten am Kragen gepackt und in den Korridor gestoßen, er hörte noch, wie die Tür in das moderige Zimmer zuschlug. Jetzt zischte die wütende Stimme Falaleis an sein Ohr:

„Sie sind ein unverschämter Kerl . . ."

Proschka befreite sich schweigend aus seinen Händen und verließ eilig die Wohnung, unten, auf dem Hof angelangt, atmete er tief auf, und sagte hustend:

„Das ist sehr unangenehm."

Alles, was Proschka nicht verstehen konnte, empfand er als unangenehm und feindlich. Wenn er, zum Beispiel, moderne Gedichte las, so fühlte er sich unbequem und ärgerte sich, als wenn ihn der Autor mit verbundenen Augen durch Straßen führe, die voll von Pferden wären, die von links und rechts ausschlügen.

Aber ein Buch kann man unter den Tisch werfen, Falalei und Ssemirasow wird man indessen nicht so leicht los.

Proschka setzte sich in eine Droschke und begann in gebückter Haltung darüber nachzudenken, warum man ihn so verwirre und anschwindle, es sei ja ohnehin alles verwirrt, dunkel und unverständlich. Zum Beispiel: niemals wird man es begreifen können, wohin dieser dicke Offizier mit dem klirrenden Säbel läuft, oder was dieses Wort auf dem Schild bedeutet: Beutelei; alles — Droschken, hüpfende Damen, grüne Narren mit großen bedruckten Papierzetteln — fliegt an einem vorbei, ehe man Zeit hat, sich zu besinnen und das geringste zu begreifen, — als wenn in der ganzen Stadt nur Proschka allein wirklich echt wäre, alles andere aber — Spuk und Gespenster. Etwas anderes ist es auf dem Lande, auf den jetzt beschneiten Steppen, wo jeder Strauch begreiflich ist; wenn ein Hund, beispielsweise läuft — wird er einen Hasen spüren.

„Vielleicht war es nur Einbildung, dort im Korridor . . ." dachte Proschka. „Ich hätte noch eine Woche in der Klinik bleiben müssen." Er hob den Kopf, in der Hoffnung dort oben wenigstens einen Lichtschimmer zu erblicken, aber immer der alte, erstickende Nebel flog in dichten Wolken über die Straße.

Digitized by Google

IV.

Proschka geriet in die Klinik, nachdem er drei Monate lang Tag und Nacht sich zur Aufnahmeprüfung in die Universität vorbereitet hatte, mit fünfzehn anderen Jünglingen aus der Provinz, die sich, gleich ihm, hier in Petersburg auf einen Lebensweg durchschlagen wollten. Nachts rochen sie alle an der Salmiakflasche, um nicht einzuschlafen und erholten sich nur zwei Stunden am Tage, die sie meistens im Finnischen Meerbusen badend verbrachten.

Dort am Ufer war es, wo Proschka eines Tages ein wunderbares Mädchen sah. Sie war nur mit einem Badeanzug bekleidet und sah in ihrer roten Haube wie ein Pilz aus; sie erschien plötzlich vor der Tür einer Badehütte und plantschte lachend und in die Sonne blinzelnd in dem flachen Wasser, daß es hoch aufspritzte, während sie ihr Hemd bis über das Knie hochhob. Als Proschka das gesehen hatte, drehte er sich wie versteinert mit dem Gesicht zum Walde und ging nach Hause. Seit dieser Zeit konnte er nicht mehr schlafen. Er begann im wachen Zustande allerlei Spukgestalten zu sehen, unter denen jenes Mädchen mit ihren mageren Armen und ihren Kniescheiben, die wie Medaillons aussahen, eine große Rolle spielte.

Am anderen Tage aber, als die Examina zu Ende waren, zog sich Proschka in der Nacht bis aufs Hemd aus und rannte mit einer Weckuhr in der Hand auf die Straße, in der Absicht, irgend jemand zu verführen (den Wecker nahm er aber aus Gewohnheit mit, um nicht zu verschlafen). Seine Kameraden holten ihn zurück und brachten ihn in die Klinik, in der Proschka zweieinhalb Monate verbringen mußte. Heute erst war er als geheilt entlassen worden. Vor dieser Klinik hielt jetzt seine Droschke; Proschka gab sich große Mühe, möglichst harmlos und natürlich zu scheinen.

Im Hauptsaal, in dem ein Billard stand, sprang ihm ein alter Kretin von der Größe eines Kindes entgegen, und umarmte lallend Proschkas Bein; er schien etwas sagen zu wollen, aber die Zunge hinter den aufgedunsenen Lippen gehorchte ihm nicht, und das kleine Scheusal brach in bittere Tränen aus. Proschka umarmte ihn und wandte sich zu dem am Billard stehenden langen und hageren Greis mit einem Strohhut auf dem Kopf und einem hellen, leinenen Sonnenschirm unterm Arm:

„Wir werden vermutlich nicht mehr zusammen spielen können — ich verlasse heute die Anstalt.“

„Also mag Sie der Teufel holen," antwortete der Alte, drückte seinen Schirm fester unter den Arm und begann mit einer nicht existierenden Feder auf einem nicht existierenden Papier zu schreiben, vor sich hinmurmelnd: „Ich werde an einer gewissen Stelle den Befehl erlassen, Sie tot oder lebendig hierher zurückzubringen."

Mit ratloser Bekümmernis betrachtete Proschka den Alten, schloß dann die Augen und dachte:

Sie sind ja verrückt, und nicht ich.

Aber ein Gedanke quälte ihn ganz besonders, und er bemühte sich vergeblich, Ordnung in seinen Kopf zu bringen.

Nachdenklich packte Proschka seinen Koffer, suchte den Arzt auf und verabschiedete sich von allen. Als er schon in der Droschke saß, sprang er plötzlich von seinem Sitz in die Höhe und rief glücklich erleichtert aus:

„Natürlich waren es Puppen! O Gott, wie ich froh bin!"

Aber Proschka hatte wenig Grund zur Freude, denn seine weiteren Erlebnisse verwirrten ihn noch weit mehr.

V.

Zu Hause angelangt, warf Proschka seinen Koffer im Vorzimmer auf den Boden, faßte Falalei am Rockknopf und sagte mit froher Stimme:

„Haben Sie mich aber vorhin erschreckt, Falalei Petrowitsch! Sind Sie aber ein Spaßmacher! Das waren ja Puppen! Lassen Sie mich jetzt doch ordentlich sehen!"

Falalei lächelte, klimperte mit seiner Uhrkette, an deren beiden Enden je eine Uhr hing und fragte:

„Haben Sie etwas in dem Zimmer gesehen?"

„Natürlich."

Und Proschka erzählte ihm alles, wie er es gesehen hatte.

„Ich weiß nicht, vielleicht lügen Sie auch nicht . . ." sagte Falalei. „Jedenfalls stelle ich Ihnen diese eine Bedingung: Außer in Ihr eigenes, dürfen Sie nie in eines dieser Zimmer treten." Er horchte plötzlich und führte seinen Zeigefinger, Schweigen gebietend, an die Nase:

„Kommen Sie, ich werde Ihnen gleich etwas zeigen."

Er faßte Proschka bei der Hand, ging auf Fußspitzen durch den Korridor und kletterte mit ihm auf einen Koffer. Sie konnten jetzt durch ein schmales, langes Fenster in die Werkstatt der Schwester, der Schneiderin, sehen.

Digitized by Google

Proschka erblickte zuerst nur einige Puppen ohne Köpfe und Arme, die auf einem Bein standen; als er aber genauer hinsah, fuhr er zusammen und sein Gesicht überzog sich mit einer tiefen Röte.

Zwischen den Kleiderpuppen stand auf dem mit bunten Stoffresten bedeckten Boden mit in die Hüften gestemmten Armen jenes selbe Mädchen, das er im Bade gesehen hatte; statt der roten Bademütze bedeckten schwere goldene Flechten ihren Kopf, — der feine, zarte Hals schien sie kaum tragen zu können . . . Bis zum Gürtel war das Mädchen nackt, und ihr weißes Hemd fiel ihr über das Kleid bis zu den Knien herab.

Auf dem Boden vor ihr hockte, zuweilen geschäftig in die Höhe schnellend, eine auffallend magere Frau, die Falalei ähnlich sah; zwischen ihren zusammengepreßten Lippen hielt sie ein Bündel blanker Stecknadeln, und die farbigen Stoffstücke in ihren Händen legte sie über den Körper des Mädchens.

„Lassen Sie mich sehen, lassen Sie mich," flüsterte Proschka, Falalei zur Seite drängend.

Seine Pincenezgläser liefen an, er suchte hastig nach seinem Taschentuch, wankte, und sprang halb fallend mit lautem Gepolter vom Koffer. Falalei packte ihn am Arm und zog ihn, sich vor Lachen krümmend, schnell durch den Korridor.

Ssemirasow kam gleich nach ihnen in Proschkas Zimmer und sagte mit neidisch flackernden Augen:

„Haben Sie wieder die Ballettänzerin angesehen — und mir zeigen Sie sie nicht."

„Warum ist sie nackt?" schrie Proschka.

„Damit die Kleider besser sitzen," antwortete Ssemirasow; „ich habe schon darüber geschrieben: die Weiber sind ihrer Eitelkeit zuliebe zu allem fähig."

Aber Proschka hörte nicht seine Erklärungen; er saß auf dem Diwan, leckte seine trockenen Lippen und blickte starr auf die Wand, als könne er das Rauschen der Kleider drüben hören.

Falalei und Ssemirasow hoben Proschka auf und führten ihn auf die Straße, wo er, der auch sonst ein Tolpatsch war, die Passanten anstieß, laut schrie und sich immer mehr aufregte, was einen kleinen Alten, mit einem frommen, strengen Gesicht ganz außer sich brachte

„Ein richtiger Lump das, und will auch noch ein Student sein!"

Falalei lachte bis zu Tränen, während Ssemirasow wie eine Katze um die Pfützen schlich und lautlos kicherte.

Digitized by Google

In der Garderobe des Restaurants „Südpol" erblickte sich Proschka im Vorübergehen im Spiegel und erkannte kaum sein rundes, grünbleiches Gesicht mit den riesigen Augen und den Haarsträhnen an den Schläfen . . .

„Gut seh ich aus", dachte Proschka, „wie ein Leichnam," und eilte durch einen niedrigen Saal mit zwei unter der Decke zischenden Bogenlampen, die sich in der einen Spiegelwand des Raumes verdoppelten.

Auf der gegenüberliegenden Wand waren Landschaften, die den Südpol darstellten, aufgemalt, alles andere aber war, wie man es gewohnt ist: ein Orchester, ein deutsches Büfettfräulein und unbekannte Menschen an den Tischen.

Falalei legte seinen Arm um die Taille eines finnigen Kellners mit einem rostig verrauchten Schnurrbart und bestellte ein Abendessen; Proschka betrachtete die Bilder an der Wand, und Ssemirasow schien es übel vor Hunger zu werden, er konnte seinen Blick nicht von dem kauenden Gast nebenan wenden.

Man brachte Wein und ein „entrecôte"; Proschka betrank sich sehr bald und begann sich für Landschaften aus den Eisregionen zu begeistern. Der kauende Nachbar, ein dicker roter Herr, bemerkte es; er steckte seinen kurzen Finger in die Senfdose und fuhr damit über das farbige Nordlicht und über den weißen Bären. Das machte Proschka ganz wild; er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie durch das ganze Lokal, während der dicke Herr, lachend, immer weiter schmierte.

„Machen Sie keinen Skandal, sehen Sie lieber dorthin," sagte Falalei, Ssemirasow mit den Augen zuzwinkernd.

Proschka sah sich um: an der gegenüberliegenden Wand saß ein zweiter — ganz der gleiche — Herr, und malte ebenfalls dicke Senfstreifen auf den Pelz eines weißen Bären.

„Also, so ist es!" sagte Proschka und senkte rasch seine Blicke.

Er schwieg und versuchte sich darüber im Stillen klar zu werden — von welcher Seite ihm jetzt neue Unannehmlichkeiten drohten. Nachdem Falalei alles aufgegessen und ausgetrunken hatte, führte er seine beiden Freunde in die Kegelbahn.

Die Wände der Kegelbahn waren mit Brettern belegt, die durch stete Feuchtigkeit stellenweise verfault und mit Schimmel bedeckt waren, die Luft aber war so schlecht und dick, daß die Lampe trübe flackerte, die Bretter der Bahn, auf der man die Kugel rollt, die Kegel

Digitized by Google

an ihrem Ende und darüber das schwarze Zifferblatt mit dem Zeiger in mattes, gelbes Licht hüllend.

„Gar nicht übel!" sagte Ssemirasow.

Falalei zog seinen Rock aus, packte eine riesengroße Kugel und schleuderte sie mit einem Sprung in die Bahn; er sagte zu Proschka:

„Wenn ich wollte, — könnte ich auch mit meinem Kopf so werfen."

Proschka starrte ihn entsetzt an und drückte sich an die Wand; Ssemirasow aber lachte so, daß er niesen und husten mußte und so schwach dadurch wurde, daß er nicht spielen konnte; er setzte sich an den Tisch und machte sich über das Bier her.

Wie sonderbar sie doch sind, dachte Proschka, besonders aber dieser Falalei; er ist nur ein kleiner Beamter und besitzt dennoch eine furchtbare Gewalt . . . oder ist es mein Kopf, der mir so schwindelt? Wenn ich doch jetzt zu ihren Füßen sitzen und ihr leise, mit Tränen in den Augen zuflüstern könnte: „Ich bin krank, liebe mich etwas, mein liebes Mädchen, sonst muß ich sterben. Hier ist es so ekelhaft."

„Was glauben Sie, was dieser Falalei wohl ist — ein Mensch, denken Sie?" fragte ihn jetzt, sich über den Tisch beugend, Ssemirasow. — „Er ist ein Teufel, bei Gott!"

„Warum sagt er das," dachte Proschka, nach Falalei schielend, der mit donnerndem Gepolter die Kegel über den Haufen warf. „Sie machen sich über mich lustig, das ist sicher: es ist hier nicht alles in Ordnung."

„Ich werde Ihnen noch mehr sagen," fuhr Ssemirasow fort: „Er macht Menschen; sie sind genau so wie die anderen auch, nur hassen sie das Tageslicht und alles, was natürlich ist, — Gras zum Beispiel; auch ziehen sie eine Abbildung der Dinge der Wirklichkeit vor; dabei sind sie geil, sag ich Ihnen — wie Insekten; in Petersburg laufen ihrer viel in der Feuchtigkeit umher, in Moskau aber und in Kiew — weniger."

„Sind Sie selbst nicht auch so einer?" fragte ihn Proschka mit schiefem Munde lächelnd. Falalei zog sich inzwischen seinen Rock an, drohte Ssemirasow mit dem Finger und sagte:

„Du hast dich wieder verplappert, mein Lieber!" Proschka flüsterte er ins Ohr: „Soll ich die ganze Kegelbahn mit Ballett-tänzerinnen anfüllen?"

Digitized by Google

„Das kenn' ich schon," murmelte Proschka: „ein Bauer bei uns daheim konnte auch die ganze Stube mit Wasser anfüllen und durch dicke Holzwände hindurchgehen."

Er betrachtete Falalei und Ssemirasow aufmerksam — sie saßen mit ihren Gläsern in den Händen so, wie vorhin in dem Zimmer, in das Proschka zufällig geraten war; er stülpte die Mütze auf den Kopf und lief auf breitgespreizten Beinen zum Ausgang, vor sich hinmurmelnd:

„Diese Teufel! . . . Warum verdrehen sie mir bloß den Kopf?"

VI.

Als Proschka den „Südpol" verlassen hatte und in der kalten Luft aufatmete, sah er, daß die Straße steil anstieg, aber nicht gar zu hoch, denn die wankenden Laternenpfähle hörten bald auf und gingen wahrscheinlich auf der anderen Seite des Berges weiter.

„Ich muß unbedingt nach oben," dachte Proschka, und begann, während ihm der Schweiß von der Stirne rollte, zu steigen, aber das Trottoir senkte sich plötzlich, sein Bein schnellte in die Luft und Proschka fiel auf die Hände.

„Auch hier haben sie mich hineingelegt, die Schufte; ich werde mitten auf der Straße gehen," brummte er vor sich hin.

Aber die Straße fuhr fort sich zu senken und Proschka lief, bereits wankend, mit vorgestreckten Händen.

In diesem Augenblick stöhnte etwas vor ihm, quäkte, und ein langer schwarzer und schmaler Körper mit vier messingenen Laternen im Kopf sauste ihm hüpfend entgegen.

Proschka blieb stehen, streckte, sich bückend, die Arme aus und rannte plötzlich mit offenem, zum Schreien bereiten Munde im Zickzack davon; ein blanker Flügel fuhr ihm scharf über den Rücken, und das Automobil, in dem ein Herr im Zylinder und eine Dame saßen, sauste vorüber; die Dame sah, wie Proschka auf die Erde stürzte, und streckte schreiend ihren Kopf zum Fenster hinaus . . .

„Da sind Sie ja," rief ihr Proschka nach, „mit wem sind Sie denn da?" Lange sah er dem verschwindenden Wagen nach. Dann stand er auf, wischte seine schmutzigen Handflächen am Mantel ab, setzte sich in eine Droschke und sagte seine Adresse.

Der Kutscher schlug mit der Leine auf das Pferd ein, die Droschke humpelte über das Pflaster; plötzlich riß die Leine und

Digitized by Google

der lahme Gaul blieb stehen. Während der Kutscher von seinem Bock kletterte, sah er Proschka an. Proschka biß die Zähne auf die Lippen und schloß die Augen, denn auf der Stelle, wo der Mann sein Gesicht haben mußte, baumelte ein lederner Fausthandschuh, mit einem abstehenden Daumen, statt der Nase.

Den ganzen Weg über saß Proschka mit zusammengekniffenen Augen da, denn er wollte diese ganze Gemeinheit nicht mehr sehen.

Auf dem Wege in sein Zimmer blieb er an einer offenen Tür stehen und erblickte Ssemirasow, der mit auf die Seite geneigtem Kopf am Tisch saß, mit dem Rücken zur offenen Tür. In der Hand hielt er einen dünnen Federhalter, mit dem er eben einige Zeilen geschrieben hatte.

Kurz vorher ging Ssemirasow in seinem Zimmer auf und ab und dachte sich den Anfang einer Novelle aus, die sehr aufregend und wollüstig sein mußte.

Der Anfang war fertig: „Sie hieß Lina. Sie besaß einen herrlichen, sinnlichen Körper, der sich nach kosender Zärtlichkeit sehnte . . .“ Aber weiter ging es schwerer. Ssemirasow verstand es sehr gut, warum die praktischen Romanciers die Liebe auf dreihundert Seiten schilderten (Ssemirasow war nicht so leicht hinters Licht zu führen), während jeder Roman, im Grunde genommen, aus drei Worten bestand. Die Schwierigkeit war die, daß man die Sache so geschickt drehen mußte, daß einerseits die Zensur einen in Ruhe läßt, und andererseits, die Redaktion befriedigt ausruft: „Sie sind aber ein Pavian, mein Verehrtester!“

„Der Anfang ist nicht übel,“ dachte Ssemirasow, „jetzt müssen wir den Leser gehörig stimmen.“ Und er begann mit dem Kopf, wie eine Ente, tauchende Bewegungen zu vollführen, eine Manipulation, die ihn stets in eine wollüstige Stimmung versetzte; plötzlich fuhr er fort: „Wenn Lina ihre Röcke auszog, so rochen sie nach dem Weibe und seltsame sinnliche Blumen schienen sich dann über ihrem Bette zu entfalten . . .“ Was weiter folgen sollte, hatte er sich noch nicht ausgedacht; Ssemirasow saß vor sich hindösend über dem Papier, auf dessen Ränder er kleine und große Pistolen zeichnete: das erhärtete noch die trübe Gemütsstimmung des Autors.

„Dieser Proschka ist ein Esel,“ dachte Ssemirasow, „ich werde ihn zum Helden einer unanständigen Geschichte machen . . . „Ich muß unbedingt das Kegelschieben lernen, damit ich mit Falalei auf Geld spielen kann.“

Digitized by Google

In diesem Augenblick rief ihm Proschka zu, mit der Zunge gegen den Gaumen anstoßend:

„Ssemirasow, waren Sie eben im Restaurant?"

„Nein," antwortete Ssemirasow und verzog gelangweilt das Gesicht.

„Aha," sagte leise Proschka, „so ist es also . . ." Er ging auf sein Zimmer, schloß die Tür, zog die Stiefel aus und legte sich, ohne sich zu entkleiden, nieder.

Sofort begann das Bett zu schwimmen und zu schaukeln. Proschka wollte seinen in die Kissen hineingelegten Kopf heben, aber er brachte es nicht fertig; besonders quälte ihn die grüne brennende Ampel an der Decke.

„Es ist niemand da," dachte Proschka, „weder Vater noch Mutter; ich bin hier allein und krepiere, wie ein Hund."

Proschka schüttelte den Kopf und begann zu weinen. Die Tränen erleichterten ihn, und langsam richteten sich seine Gedanken dahin, wohin sie immer wieder zurückkehrten — zu dem lichthaarigen Mädchen, das ihm bald am Meeresufer erschien, bald zwischen den staubigen Kleiderpuppen in der Schneiderwerkstatt, bald im Fenster eines Automobils.

Diese Bilder gerieten durcheinander und vermengten sich mit den Widersinnigkeiten, die von Falalei ausgingen: und wieder quälte sich Proschka, aus diesem entsetzlichen Wirrwar einen Ausweg zu finden.

Endlich trat Falalei hinter dem Ofen hervor, setzte sich schweigend auf sein Bett und umschlang seine hochgezogenen Knie. Proschka rückte zur Wand und musterte scharf seinen Wirt.

Falalei bewegte sich nicht; sein Gesicht war ganz grün und die Pupille funkelte in ihre Tiefe; sein Mund stand halb offen.

„Falalei Petrowitsch," rief Proschka mit kläglicher Stimme. Falalei begann, ohne ihn zu beachten, seine Lippen zu bewegen, und von allen Seiten, unter dem Diwan, hinter dem Ofen, aus Proschkas Koffer krochen schwarze Schaben hervor, leise mit den Flügeln klappernd.

„Glaubst du an meine Kraft?" fragte Falalei.

„Ja," antwortete Proschka.

Jetzt erhob Falalei drohend seine Hand, und die Schaben krochen, wütend zischend, in ihre geheimen Verstecke zurück.

„Das alles sind zukünftige Menschen," sagte Falalei, „aus einem von ihnen habe ich, zum Beispiel, Ssemirasow gemacht."

Also doch! — dachte Proschka; heftige Herzschläge zwangen ihn, sich plötzlich aufzurichten.

Digitized by Google

„Mach' sie mir, Falalei!“ flehte Proschka, „bringe mir mein Mädchen her, tue es gleich!“

„Nein,“ sagte Falalei verächtlich lächelnd, „du bist zu schmutzig, aber ich werde deinen Doppelgänger machen.“

VII.

Proschka schlief, zuweilen im Traum mit den Zähnen knirschend, und es war ihm, als wenn sein Kopf am Scheitel gespalten und mit stinkenden Zigarettenstummeln angefüllt wäre.

Spät am anderen Tage, als ein kalter Küchendunst in das schon ohnehin dumpfe Zimmer zu dringen begann, — wachte Proschka leise stöhnend auf und setzte sich aufrecht, die zugeklebten Augen mit Mühe aufreißend.

Die Köchin brachte eine verbeulte Teemaschine und Zucker in einem Säckchen; der Nebel draußen war noch stärker und gelber als gestern, und Tropfen fielen eintönig klappend auf das Fensterblech.

„Ich werde nicht mehr trinken,“ sagte Proschka, „ich schreibe heute nach Hause und fange ein neues Leben an.“

Während er sich Tee eingoß, fiel sein Kopf fast auf die Tasse, er warf sich zurück und fuhr fort: „Was habe ich gestern nur für einen Blödsinn gedacht? ... sehr unangenehm. Man kann doch nicht so weiter leben — ganz ohne Willen, als wäre ich gar kein richtiger Mensch. Immer habe ich das verdammte Weibsbild im Kopf.“

Lange schlürfte Proschka seinen Tee und beschloß nachher auf die Universität zu gehen und den Stundenplan der Vorlesungen zu erfahren. Während er durch den Korridor ging, fiel es ihm ein, daß hier die gestrigen Unannehmlichkeiten begonnen hatten.

„Gott gebe, daß sich alles einfach erklärt,“ sagte Proschka, während er zu Ssemirasow hineinsah, der auf dem Rücken mit übereinandergelegten Händen schlief. Sein nichtssagendes Gesicht sah kläglich aus, wie bei kranken Kindern.

„Gott sei Dank,“ sagte Proschka, „es ist alles in Ordnung,“ und kletterte klopfenden Herzens auf den Koffer.

Die Werkstatt der Schneiderin war ebenso wie gestern, nur saßen am Tisch drei bleiche Mädchen und nähten mit eingezogenen Lippen ein Kleid für die Ballettänzerin Perschinskaja.

„Alles, wie es sich gehört,“ dachte Proschka befriedigt, „hier ist der Fleck auf der staubigen Scheibe, den habe ich gestern mit meinem

Finger gemacht ... nein, nein ... lieber gar nicht daran denken, es macht mich noch verrückt!"

Er sprang vom Koffer und zögerte lange vor der dritten Tür, dann steckte er langsam, als fürchte er — man würde ihm in die Augen stechen, den Kopf durch den Spalt: Falalei stand mitten im Zimmer und knöpfte sich die Hosenträger an.

„Verzeihen Sie," murmelte Proschka und verließ so schnell als möglich das Haus.

Die Laternen, die grade angezündet wurden, spiegelten sich durch den dicken Nebel hindurch auf den nassen Trottoirs: aus den Krämerläden strömte ein Geruch nach Gemüse und Streichhölzern.

„Ach Gott, natürlich sind sie, während ich im Korridor den Ausgang suchte, durch eine andere Tür in das dritte Zimmer geschlüpft und haben sich so angestellt, als seien sie Puppen. Aber wer hat mich dann von hinten am Kragen gepackt? — in meinem Schreck werde ich ihnen wahrscheinlich den Rücken gekehrt haben und Falalei wird mich einfach von der Tür aus gepackt haben und nicht — vom Korridor aus. Und dennoch verstehe ich nicht — warum haben sie das getan? Wollten sie mir Angst einjagen? Nein, das kann nicht stimmen ..."

Langsam schlenderte Proschka durch die Straßen und bemühte sich, an gewöhnliche, alltägliche Dinge zu denken, aber seine Gedanken waren wie ein verdorbenes Zahnrad einer Uhr — sie sprangen plötzlich ab und drehten sich in der entgegengesetzten Richtung.

„Ich werde nicht klug daraus, — was wirklich gewesen ist und was ich mir eingebildet habe," dachte Proschka.

„Ich muß mich nur auf etwas besinnen, und alles wird klar werden," rief er laut aus, während er an einer Hauseinfahrt, an der eben ein Automobil vorfuhr, stehen blieb.

Der Portier riß dienstbeflissen die Kupeetür auf; es zeigte sich ein kleiner pelzbesetzter Halbstiefel, dann ein mit Seide bedecktes Knie, ein großer Muff, und die Ballettänzerin Perschinskaja sprang in einem Zobelpelz auf das Trottoir. Proschka machte den Mund auf und nahm langsam die Mütze ab; der andere Insasse, ein Herr im Zylinder, stieg ebenfalls aus dem Automobil, und es zeigte sich, daß es — Proschka selbst war . . .

Als die beiden in der Haustür verschwunden waren, drehte sich Proschka um und lief spornstreichs davon.

„Jetzt hab' ich's, jetzt weiß ich alles!" murmelte er vor sich hin.

Digitized by Google

In einer Angst, wie sie nur die Hunde verspüren mögen, jagte Proschka durch die Straßen, und je mehr er sich bemühte, den traumähnlichen Zustand abzuschütteln — die Dinge so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit sind, um so größer wurde seine Angst und um so unmöglicher erschienen ihm die unbegreiflichen Zusammenhänge.

„Das hier sind Zigaretten. Riech — riech," murmelte Proschka vor dem Fenster eines Zigarrenladens, „ich rauche diese Sorte gewöhnlich; jetzt stampfe ich mit dem Fuß; das hier ist ein Fleck, den mein Finger auf der Glasscheibe hinterlassen hat . . . Alles das ist wirklich. Alles ist wirklich, was meine Augen sehen, da ich aber noch nicht alles gesehen habe, könnte ich Dinge erblicken, die noch viel furchtbarer sind, als die in den letzten zwei Tagen . . .

„Du zum Beispiel," wandte er sich an einen Portier, der ihm aufmerksam zuhörte, „du existierst doch! Sage mir, hast du schon die künstlichen Menschen gesehen, die Falalei macht . . .?"

„Mach', daß du weiter kommst," sagte streng der Portier.

„Wohin soll ich denn gehen? Ja, richtig . . . Ich gehe selbst hin und verschaffe mir Klarheit."

Proschka eilte zu dem Hause, an dem das Auto vorgefahren war, sah sich um, stieg in die zweite Etage, wo der Name Perschinskaja stand, und klingelte; es dauerte lange, ehe sein Finger den weißen Knopf traf. Dem Dienstmädchen sagte er, daß er in einer wichtigen Angelegenheit gekommen sei und die gnädige Frau auf einen Augenblick sprechen müsse; sie ließ ihn in dem mit eichenen Möbeln ausgestatteten Vorzimmer stehen, in dem auch der duftende Zobelpelz hing: Proschka berührte ihn mit dem Finger: — er war noch warm.

„Das ist ein feiner Pelz!" dachte Proschka, wie komme ich bloß dazu, hier einzudringen! Als in dem Zimmer nebenan leichte Schritte hörbar wurden, bedeckte sich seine Stirn plötzlich mit großen Schweißtropfen.

„Was sag' ich ihr nur, was sag' ich ihr nur?" murmelte Proschka.

Wie ein Insekt, die lange seidene Schleppe nach sich ziehend, hüpfte die Tänzerin lächelnd in das Vorzimmer; als sie Proschka gewahr wurde, zuckten ihre dunklen Wimpern erschreckt auf.

„Das ist sehr merkwürdig," beeilte sich Proschka zu sprechen, während er seine Mütze beteuernd an die Brust drückte, „Sie sind so schön, wie . . . ich weiß nicht, und ich . . . überhaupt, ich bin nichts . . . Aber es ist eine dumme Geschichte, ich bin übervorteilt worden, und er, — er hat es gut und amüsiert sich, obgleich er natürlich

Digitized by Google

eine schwarze Schabe ist, und ich Tausende von diesen Schaben unter meinem Bett habe."

Die Augen der Tänzerin zuckten wieder, aber diesmal mit einem Anflug von Lachen . . .

„Von wem sprechen Sie," fragte sie mit einer sehr weichen Stimme, „ich habe Sie nicht ganz verstanden . . ."

„Ja, ich habe mich wahrscheinlich nicht deutlich ausgedrückt . . . ich spreche von Proschka Tscheremissow . . . oder heißt er bei Ihnen anders? Das ist der Mann, mit dem Sie hierher gekommen sind."

„Ah . . ." sagte die Tänzerin, sie raffte ihr Kleid auf, um nicht auf die Schleppe zu treten, eilte aus dem Zimmer und drehte in der Tür noch einmal Proschka ihr neugieriges Schauspielergesicht zu . . . Gleich darauf trat mit schweren, gewichtigen Schritten ein Herr in das Vorzimmer, runzelte die Brauen und fragte, Proschka zur Ausgangstür drängend:

„Womit kann ich dienen?"

„Entschuldigen Sie," begann Proschka; seine Lippen waren so steif, als herrschte ein starker Frost in dem Zimmer. „Wir müssen uns verständigen, das ist für uns beide äußerst wichtig . . ." Er starrte in das Gesicht des Herrn, als wäre es ein Spiegel . . . „Sind Sie echt?"

„Was," fragte der Herr hochmütig, „Wollen Sie sich nicht lieber draußen, auf dem Vorplatz, erklären," und er legte ein strumpfartiges Cachenez um den Hals.

Draußen auf dem Treppenflur krampfte sich Proschka an das Geländer, beugte sich zurück und sagte verzweifelt:

„Stellen Sie sich doch nicht an: Sie sind ja künstlich, ich bin echt! Ich wünsche an Ihrer Stelle zu sein und Sie bemühen sich gefälligst zu Falalei."

Der Herr runzelte noch mehr seine Stirn und erkundigte sich, womit Proschka zu tauschen wünsche.

„Mit allem," schrie jetzt Proschka, „ich trage einen schäbigen Anzug und Sie fahren mit ihr im Automobil herum. Und überhaupt: Sie müssen verschwinden . . . ich kann nicht so weiter arbeiten und nicht leben."

„Sie sind ja ein unverschämter Kerl!" sagte der Herr, drehte sich um und schlug heftig die Tür zu. Proschka stürzte zu der Klingel und begann zu läuten, ohne Unterbrechung auf den Knopf drückend.


Digitized by Google

So läutete Proschka, bis der Portier von unten heraufkam, ihn am Kragen packte und die Treppe hinunterstieß.

„Du Affe, dein Glück, daß der Hausknecht auf die Polizeiwache gegangen ist —" Mit einem Stoß ins Genick flog Proschka die letzten Stufen hinab.

„Warte nur," sagte Proschka, als er auf der Straße stand, „ich werde dir schon auflauern."

Die erleuchteten Fenster der Tänzerin gingen auf den Kanal hinaus, an das Gitter desselben lehnte jetzt Proschka. Er mußte lange warten. Polternd rollten Lastfuhrwerke vorbei; ein glatt geschorener Junge lief aus dem Krämerladen an den Kanal, um in das Wasser zu spucken, — als er Proschka sah, stieß er einen durchdringenden Pfiff aus; „die Lichter der Straßenlaternen sahen aus, wie in den Nebel gefallene Sterne; mit starren Augen blickte Proschka in ihre grünlichen, in dem wogenden Nebelmeer schwach umrissenen Strahlen, betrachtete die hellen Spiegelscheiben in der zweiten Etage, und alles, was er sah, häufte sich in seinem Kopf, wie in einem Hundegehirn auf — ohne jedes ordnende Verstehen. Er hätte so die ganze Nacht stehen können, zitternd vor Wut, zuweilen das Bewußtsein fast gänzlich verlierend. Aber die Haustür klirrte, der Portier rief nach einer Droschke und derselbe Herr trat auf die Straße. Da keine Droschke da war, ging er zu Fuß, fest mit seinem Spazierstock aufstoßend; jetzt war er in den Lichtkegel einer Laterne getreten und ging auf Fußspitzen über den schmutzigen Fahrdamm auf die andere Seite der Straße. Proschka riß seine Hände von dem kalten Gitter ab und begann hinter ihm drein zu schleichen. Er sah jetzt deutlich den runden Rücken des Herrn, seinen schlenkernden Hintern und die Fortsetzung des Scheitels unter dem Zylinder.

„Sehe ich wirklich so von hinten aus?" dachte Proschka, und eine heiße Wut umnebelte seinen Kopf.

Der Herr drehte sich um und sagte:

„Verfolgst du mich etwa, du Schuft . . .?"

Aber er kam nicht weiter, denn Proschka packte ihn von hinten und drückte ihn an das Gitter, mit der Absicht ihn ins Wasser zu werfen. Der Herr schrie auf, tastete mit der Hand nach Proschkas Hals und schlug ihm mit seinem Stockgriff heftig ins Gesicht. Proschka setzte sich stöhnend in den Schmutz, der Herr aber entfernte sich, laut um Hilfe schreiend.

Digitized by Google

Laufen, laufen, dachte Proschka instinktiv; er richtete sich am Gitter haltend mühsam auf und lief so schnell er konnte davon.

VIII.

Das Bewußtsein drohte Proschka zu verlassen, während er kopflos durch unbekannte Straßen und über Brücken lief. Als er an einem Restaurant vorbeikam, fühlte er plötzlich einen brennenden Durst; er trat ein und bestellte Bier, aber der Kellner, dem der Wirt eine Weisung zugeflüstert hatte, erklärte ihm, daß sie Betrunkenen keine geistigen Getränke verabfolgen dürften, und winkte dem Portier ... Dieser nahm ihn am Arm und führte ihn hinaus, während sich alle Gäste nach ihm umsahen und alle auf einmal mit krebsroten Gesichtern zu lachen begannen.

„Von allen Seiten haben sie mich umgarnt, — kein Ausweg mehr ... jetzt ist's zu Ende mit mir," murmelte Proschka, während er über den Platz am Marientheater wankte, „ich bin der einzige wirkliche Mensch hier in der Stadt, alle anderen sind Falaleis Ausgeburten, deshalb hetzen sie mich so."

Er bemerkte jetzt die Laternen des Theaters, die schwarze Mauer der wartenden Droschken und begriff endlich, wo er war. Erschöpft und durchnäßt gelangte er in sein Zimmer, setzte sich auf den Diwan und warf den Kopf zurück, ohne zu denken, ohne etwas zu fühlen, — bis der Schlaf ihm Gesicht und Augen mit seinem Spinngewebe überzog.

Proschka wachte auf von den heißen Lichtstrahlen, die auf seine Wange fielen; im Ofen flammte ein helles Feuer, Falalei saß in seinem gelben Jäckchen davor und schürte mit einem eisernen Haken in der Kohlenglut.

„Gleich wird er sich umdrehen und lächeln," dachte Proschka. „Wenn er es wirklich tut, so ist das ein Beweis dafür, daß alles, was ich erlebt habe — wirklich geschehen ist, wenn nicht, so habe ich das alles während der zwei Stunden, die ich hier auf dem Diwan wahrscheinlich geschlafen habe, geträumt.

Proschka ging dieser Gedanke so klar und einfach durch den Kopf, daß ihn diese ungewöhnliche Klarheit fast erschreckte.

Falalei drehte sich um, lächelte und fragte:

„Nun, wie fühlen Sie sich?"

Proschka stöhnte leise auf, erhob sich und verließ ohne zu antworten das Zimmer; kalte Frostschauer des Entsetzens rannen prickelnd über seinen Rücken. Draußen auf dem Hof, musterte

Digitized by Google

Proschka alle fünf erleuchteten Fensterreihen des Hauses, steckte die Hände in die Taschen, und wandte sich dem Hoftor zu; er wußte noch nicht, wie er sich retten sollte.

Aber durch das Tor war der Weg nicht frei — dort stand der Hausknecht; ein gelbes Hündchen trottete an ihm vorbei.

Proschka zwinkerte ihm listig zu und sagte, während er in den zweiten Hof ging:

„Ich weiß schon, was ich tue, — bin nicht so dumm, wie ihr euch einbildet."

In dem zweiten Hof stand die Tür des Holzschuppens offen. Proschka sah nach oben, in der Hoffnung wenigstens ein Stück klaren Himmels zu erblicken, aber die Sonne war schon längst untergegangen, und die Nebelschwaden gerannen in der Kälte zu einem dichten, unsichtbaren Reif.

Er schlüpfte durch die Tür des Schuppens, schnitt mit seinem Federmesser ein Stück der Wäscheleine ab, knüpfte eine Schlinge, stellte einen Holzscheit an die Wand und band den Strick an einen Querbalken.

Alles das machte er schnell und sorgfältig. Er legte die Schlinge um den Hals, unter den Kragen, sprang, leise kichernd, vom Holzscheit und zog die Knie hoch.

Ein scharfer Schmerz wand sich um seine Kehle, und Proschka streckte seine Zunge aus; schwere Übelkeit ergriff ihn und er bemühte sich mit seinen Fingern den Strick zu zerreißen . . .

Jetzt sah er, wie die Tänzerin in den Schuppen schwebte, sie schlug ihren duftenden Zobelpelz auf, legte ihre nackten Arme um seinen Hals und schmiegte sich fest an ihn.

Tiefe Freude durchzuckte Proschkas ganzen Körper, ihr weicher Muff legte sich auf sein Gesicht und hinderte ihn am Atmen . . .

So schloß sich der lächerlich kleine Kreis im Leben Proschkas.

Digitized by Google

GEBURTENRÜCKGANG UND VOLKSZUKUNFT

VON GERHARD HILDEBRAND

Mit dem Geburtenrückgang ist es jetzt Ernst geworden. Dreißig Jahre lang gab es nur eine „relative" Verminderung der Geburtenzahl, die im Reichsdurchschnitt von 42,6 prò 1000 Einwohner (1876) ganz allmählich auf 34,0 im Jahre 1905 heruntersank. Das hatte im Grunde wenig zu bedeuten, da die absolute Zahl der Geburten immer größer wurde: seit 1886 überstieg sie alljährlich 1,8 Millionen, von 1893 ab 1,9 Millionen, seit 1898 gar 2 Millionen. Da gleichzeitig die Sterbeziffer immer geringer wurde, gab es fast jedes Jahr einen größeren Bevölkerungsüberschuß, der 1906 mit 910275 Köpfen seinen Kulminationspunkt erreichte. Im Durchschnitt der 8 Jahre 1901—1908 wurden 2074204 Kinder jährlich geboren und das Jahr 1908 stand dabei noch etwas über dem Durchschnitt. Aber seitdem hat jedes Jahr einen Rückgang gebracht, und 1911 war die Zahl der Geburten bereits um 150000 geringer als 1908. Seit 1898 hat Deutschland keine so niedrige Geburtenziffer gehabt wie 1909, seit 1896 keine gleich der von 1910, und seit 1894 keine, die unter der von 1911 stand. Die Hochflut ist vorüber, und es fragt sich nur noch, wie schnell und wie stark der Abfall sein wird, den die Ebbe bringt.

Man hat für den starken Rückgang der letzten Jahre die deutsche Wirtschaftspolitik verantwortlich machen wollen, namentlich die Verteuerung der Lebenshaltung, die mit dem Agrarschutz zusammenhängt. Aber der Geburtenrückgang zeigt sich auch in Ländern, die keinen oder längst nicht den gleichen Agrarschutzzoll haben. Deutschland hatte 1911 noch 28,6 Lebendgeburten auf das Tausend seiner Bevölkerung, Holland nur noch 27,8, Dänemark 26,7, Schottland 25,6, England und Wales 24,4, Belgien endlich (1910) gar nur 23,7. Die deutsche Zollpolitik mag aus anderen Gründen gut oder schlecht sein, in keinem Fall kann man sie für Erscheinungen büßen lassen, die sich auch in Ländern mit anderer Zollpolitik einstellen. Dazu kommt, daß die deutsche Auswanderung der letzten Jahre relativ geringer gewesen ist wie je zuvor und selbst absolut noch hinter der von 1902—1907 zurückblieb. Endlich nimmt die Zahl der Ausländer im Deutschen Reich ständig zu, darunter namentlich auch die Zahl der ausländischen Arbeiter aus fast allen Nachbarländern. Das sind objektive Kenn-

Digitized by Google

zeichen dafür, daß es sich in Deutschland auch unter den gegenwärtigen Zollverhältnissen nicht schlechter leben läßt, als in irgendeinem Nachbarland oder Auswanderungsgebiet.

Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß dem besonders starken Geburtenrückgang der letzten Jahre nicht auch besondere Ursachen zugrunde liegen, die bis dahin keine oder nur eine geringere Rolle gespielt haben. Man wird ihnen wahrscheinlich am besten nahe kommen, wenn man von der Erfahrungstatsache ausgeht, die schon seit langer Zeit im Bevölkerungsproblem eine Hauptrolle gespielt hat: von dem Unterschied der Geburtenhäufigkeit in Stadt und Land Jeder Bevölkerungstheoretiker weiß, daß das Land zu allen Zeiten fruchtbarer gewesen ist als die Stadt, und daß beispielsweise die größeren mittelalterlichen Städte nur durch ständige Blutsauffrischung vom Lande her vor dem Schicksal des Aussterbens bewahrt worden sind. Die moderne Städtehygiene hat diesen Unterschied der Lebensfähigkeit zu Gunsten der Stadt gemildert, aber ganz ist er nie geschwunden. So entfielen auf 1000 der Bevölkerung Preußens an Lebendgeburten:

im Durchschnitt der Jahre	in den Städten	auf dem Lande
1876—1880	38,66	39,61
1881—1890	35,12	38,32
1891—1895	34,33	38,66
1896—1900	33,16	38,95
1901—1905	31,70	37,39
1906—1910	29,01	35,18

Wenn die Zahl der Geburten in Stadt und Land zu Beginn der hier dargestellten Periode keine großen Unterschiede aufwies, so wird das teils auf die damalige durchschnittliche Kleinheit der Städte, teils auf den starken Zuzug zurückzuführen sein, den die größeren Städte in den vorhergehenden Jahren vom Lande her erhalten hatten. Je geringer aber der Zuzug im Verhältnis zur vorhandenen Stadtbevölkerung später wurde, um so tiefer ging die Zahl der Stadtgeburten herunter. Umgekehrt machte sich zuletzt in immer höherem Grade der Einfluß städtischer Auffassungen und Gewohnheiten auch auf dem Lande geltend, weil die Großstädte dem Landbewohner immer näher rückten, die Entwicklung des Eisenbahnsystems den Verkehr begünstigte, die in den Städten hausenden Verwandten das Vorstellungsleben der Landbewohner beeinflußten und nicht zuletzt die aus den städtischen Garnisonen heimkehrenden Dienstpflichtigen in der nachfolgenden Ehe

Digitized by Google

die Anschauungen zur Geltung brachten, die sie in der Stadt kennen gelernt hatten. So kommt es, daß die moderne Städtehygiene heute vor allem für die Erhaltung des vorhandenen Lebens wichtig geworden ist, indem sie die Sterbeziffer, namentlich die Säuglingssterblichkeit, verminderte. Aber auf die Geburtenhäufigkeit hat sie keinerlei Einfluß gehabt. Die hängt nicht von den hygienischen, sondern von den sozialen, besonders von den sozialpsychischen Verhältnissen ab.

Mit alledem aber ist immer erst der relative Geburtenrückgang seit 1876 erklärt, noch nicht der starke Abfall seit 1908. Hierzu bedarf es des Nachweises, daß die städtische Rückgangstendenz in den letzten Jahren noch eine ganz besondere Verstärkung erfahren hat, und da ist vielleicht die folgende Erwägung wichtig: Läßt sich der Unterschied zwischen Stadt und Land ziffernmäßig nachweisen, so bietet doch das vorliegende Material noch keine allgemeine Unterschiedsgruppierung zwischen Großstadt, Mittelstadt und Kleinstadt. Auf Grund der vorhandenen Einzelnachweise kann aber gefolgert werden, daß auch hier durchschnittlich starke Unterschiede vorhanden sind. So kamen bei einem Reichsdurchschnitt von 29,5 Geburten pro 1000 Einwohner 1911 auf Berlin nur 21,6 und auf Hamburg 22,8. Die Großstadtbevölkerung ist also durchschnittlich am wenigsten fruchtbar. Aber gerade sie hat in den letzten Jahrzehnten am stärksten zugenommen. Es lebten in Städten von mehr als 100000 Einwohnern innerhalb Deutschlands:

1880 ...	3 273 144	Personen	gleich	7 %	der Reichsbevölkerung,
1895 ...	7 276 991	„	„	14 „	„ „
1910 ...	13 823 348	„	„	21 „	„ „

Es ist ohne weiteres klar, daß dieser stark gewachsene Anteil der großstädtischen Bevölkerung an der Zusammensetzung des deutschen Volkes nicht ohne Einfluß auf die Gesamtgestaltung der Geburtenziffer der letzten Jahre gewesen sein kann. Wird seit 1908 der relative Geburtenrückgang nicht mehr durch die Erhöhung der Grundzahl der Bevölkerung kompensiert, so liegt das offensichtlich daran, daß die großstädtische Bevölkerung inzwischen ausschlaggebende Bedeutung für die Höhe der absoluten Ziffer gewonnen hat. Land, Kleinstadt und Mittelstadt zusammengenommen können das Manko der Großstadt nicht mehr ausgleichen. Dieses Manko aber ist dauernd. Man wird schwerlich fehlgreifen, wenn man zu seiner Erklärung auch noch folgende Erwägung heranzieht. Seit etwa 1906—1908 muß in der Zahl der jung Verheirateten ständig der Anteil der gebürtigen Groß-

Digitized by Google

städter an Bedeutung gewinnen, entsprechend dem wachsenden Anteil der großstädtischen an der gesamten Bevölkerung seit 1880. Diese nun von Jahr zu Jahr in größerer Anzahl in die Ehe tretenden Großstadtkinder haben am eigenen Leibe die Enge der großstädtischen Wohnungsverhältnisse, den Mangel an Licht, Luft und Bewegungsfreiheit, die unerfreulichen Wirkungen überfüllter Proletarier- und Kleinbürgerwohnungen kennen gelernt. Sie haben nicht mehr den größten Teil ihrer Kindheit draußen vor oder hinter dem Hause verbringen können und andererseits sind sie im Heranwachsen viel schneller „hellhörig" geworden, haben schon als junge Burschen und Mädchen vieles von dem begriffen, was ihre Eltern erst als Erwachsene in der Großstadt kennen gelernt haben. Alle diese jungen Leute wissen von vornherein, daß man sich mit der Kinderzahl einzurichten habe, und wie man sich einzurichten habe. Sie sind es, die jetzt den relativen Geburtenrückgang nicht mehr kompensieren, sondern seine Kurve so gestalten, daß der absolute Rückgang der letzten Jahre davon die Folge geworden ist. Sind diese Verhältnisse richtig gesehen, dann ist damit zugleich gesagt, daß auf ein erneutes Ansteigen der absoluten Ziffern bestenfalls erst dann wieder zu rechnen sein würde, wenn auch der stark herabdrückende Einfluß der großstädtischen Relativrate wieder durch absolutes Wachstum der großstädtischen Gesamtzahlen überkompensiert wird. Daß das kein Ding der Unmöglichkeit ist, zeigen die englischen Verhältnisse zwischen 1890 und 1908. Seit 1908 ist allerdings auch die englische Geburtenziffer wieder im absoluten Rückgang begriffen.

* * *

Man hat gesagt, daß wir bei fortschreitendem Geburtenrückgang schnell französischen Zuständen entgegengingen. Aber deutsche und französische Verhältnisse können schon deshalb nicht miteinander verglichen werden, weil Deutschland bereits 1910 über 120 Einwohner auf den Quadratkilometer zählte, während Frankreich über noch nicht 74 verfügte. Dazu kommt, daß ein Rückgang des Geburtenüberschusses noch lange kein Aufhören bedeutet. In England und Wales ist die deutsche Geburtenrate von 1911 (28,6 Lebendgeburten pro 1000 der Bevölkerung) schon 1900—1901 erreicht worden. Trotzdem und trotz starker Auswanderung hat England und Wales von 1900—1910 noch eine Volkszunahme von jährlich 354000 oder 1,03% der mittleren Bevölkerung gehabt. Deutschland hat von 1910—1920 immer noch einen

Digitized by Google

Zuwachs von 7 Millionen Köpfen zu erwarten, wenn alle die Bevölkerungsbewegung bestimmenden Faktoren in der bisherigen Weise beziehungsweise nach dem englischen Beispiel von 1900—1910 zur Geltung kommen. Von da bis zu einem vollständigen Stillstand ist auf alle Fälle noch ein recht weiter Schritt.

Im allgemeinen erscheinen deshalb die Besorgnisse, die von manchen Politikern auf Grund des Geburtenrückganges für die Zukunft des deutschen Volkes geäußert werden, als recht wenig begründet. Im Gegenteil muß man fragen, worauf es denn eigentlich mit einem ständigen hohen Bevölkerungsüberschuß schließlich hinauskommen soll. Nationale Auswanderungsgebiete haben wir nicht. Der Bevölkerungszuwachs ist also in der Exportindustrie unterzubringen, wenn er für die deutsche Nation erhalten werden soll. Mag sein, daß die Exportindustrie durch die wachsende Kaufkraft Rußlands und weiter Übersee-gebiete immer weitere Ausdehnungsmöglichkeiten erhält. Auf der andern Seite aber steht die zunehmende Industrialisierung der wichtigsten Agrarstaaten und eine sich ständig verschärfende Konkurrenz swischen den großen Industriestaaten. Die industrielle Entwicklung wird also doch schließlich immer wieder auf Schranken stoßen, die die Unterkunft eines alljährlichen großen Bevölkerungszuwachses verhindern. Wir werden recht zufrieden sein können, wenn sich unsere Bevölkerungsbewegung den tatsächlichen Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Industrie einigermaßen anpaßt. Dazu kommt, daß ein so starker Bevölkerungszuwachs, wie wir ihn in den letzten Jahrzehnten gehabt haben, der wirklichen Kulturentwicklung keineswegs unbedingt förderlich ist. Die Entwicklung der Großstädte und der Industriegebiete ist teilweise so rapide gewesen, daß es schon rein technisch und organisatorisch kaum möglich war, alle die Kultureinrichtungen zu schaffen, die für Wohnung, Erziehung, Pflege des Geisteslebens und würdige Erholung der breiten Volksmassen nötig gewesen wären. Am deutlichsten ist das in der Anlage der Städte und im gesamten Bauwesen zu erkennen gewesen, wo Eilfertigkeit und Einförmigkeit alles Individualisierende, Charaktervolle und Urwüchsige in erschreckendem Umfang zurückgedrängt haben. Zum wirklichen Kulturleben gehört nun einmal eine gewisse Besinnlichkeit, ein rechtzeitiges Ausruhen, eine Intimität und ein inneres Wachstum. An alledem hat es den Menschen wie den Einrichtungen in diesen Jahrzehnten äußerer Fortschritte bedenklich gefehlt. Ginge die Entwicklung in dem bisherigen Tempo weiter, dann brauchte man sich kaum zu wundern, wenn schließlich ein allgemeiner

Digitized by Google

nervöser Zusammenbruch folgte. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß der Geburtenrückgang nur eine Art von natürlichem Selbstschutz gegen diese Überanspannung des Nervensystems ist. Aber das mögen die Ärzte entscheiden. Sicher ist vor allem, daß nur eine Mäßigung des Tempos ernsthafte kulturelle Ausnutzung aller wirtschaftlichen und technischen Fortschritte ermöglicht. Kräftiges und selbständiges Geistesleben verträgt sich schwerlich auf die Dauer mit dem typisch großstädtischen Lebensstil der letzten zehn Jahre. Man wird sich die Sensations-Maßstäbe abgewöhnen und wieder mehr von innen heraus leben, wenn sich der Wechsel der Szenerie mit der Abnahme des Bevölkerungszuwachses verlangsamt. Man wird wieder Zeit zur Individualisierung der Städtebilder und Sinn für verschiedenartige Werte gewinnen, wenn die Verhältnisse nicht mehr auf allen Lebensgebieten die Züchtung des Rekordwahnsinns begünstigen. Man wird sich vielleicht aber auch energischer an die Lösung der sozialkulturellen Aufgaben heranwagen, wenn nicht mehr das Hauptinteresse auf die Befriedigung der äußeren Wachstumsbedürfnisse konzentriert zu werden braucht.

Wenn trotz derartig bedeutsamen Hoffnungen und Möglichkeiten der Geburtenrückgang eine gewisse Sorge verursachen kann, so liegt die Ursache dafür auf dem Gebiet der internationalen Machtverhältnisse. Man hat sich in Deutschland daran gewöhnt, im Bevölkerungszuwachs die sichere Gewähr für die Aufrechterhaltung der Machtstellung des Reiches zu erblicken. Und sicher stehen wir in dieser Beziehung heute weit günstiger da, als irgend eine Nation im westlichen oder mittleren Europa. Das Deutsche Reich konnte seine Stellung als erste Militärmacht Europas — eine Stellung, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu entbehren ist — ohne große Schwierigkeiten behaupten, und konnte sich obendrein ein Maß von Seegeltung erringen, das es von dem Wohlwollen Englands in gewissem Grade unabhängig macht. Das alles ist in erster Linie der bisherigen starken Bevölkerungszunahme zu danken, die das wirtschaftliche Fundament einer starken politischen Stellung geschaffen und die wachsende Zahl der Bataillone gefüllt hat.

Geht es nun mit der Bevölkerungszunahme abwärts, so ändert das noch nichts an unserem Verhältnis zu den Westmächten, bei denen ja die gleiche Entwicklung schon vorher eingesetzt hat. Aber Rußland gegenüber ist unsere Position zweifellos gefährdet, und das wird von nun an ein Gegenstand wachsender Sorge sein. Rußland rechnet zurzeit mit der 2½fachen Bevölkerung des Deutschen Reiches — 167 Millionen

Digitized by Google

gegen 65 Millionen. Rußland hat allein in Europa gegenwärtig mehr als den doppelten Bevölkerungszuwachs des Deutschen Reiches. Für 1906 wird der Geburtenüberschuß des europäischen Rußland auf 1,86 Millionen Köpfe, für 1909 und 1910 auf 1,88 beziehungsweise 1,76 Millionen angegeben. Die russische Geburtenrate zeigt zwar ziemlich starke Schwankungen, aber keinen Rückgang, und bei dem noch weit überwiegend agrarischen Charakter des Landes ist ein Rückgang in absehbarer Zeit kaum zu erwarten. Zum mindesten könnte er durch den Rückgang der noch sehr hohen Sterblichkeitsrate auf lange hin kompensiert werden. Dem russischen Reich steht also für machtpolitische Zwecke eine sehr viel größere und sehr viel schneller wachsende Menschenmasse als dem deutschen zur Verfügung. Diese Menschenmasse wird aber auch in immer größerem Umfang machtpolitisch ausgenutzt werden können, denn Volkswirtschaft und Staatsfinanzen sind dank dem günstigen Preisstand fast aller landwirtschaftlichen Produkte seit einigen Jahren in eine aufsteigende Linie gekommen, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese von Dauer sein wird. Von Jahrfünft zu Jahrfünft wird Rußlands Wohlstand und finanzielle Leistungsfähigkeit erhebliche Fortschritte machen. Dazu kommt, daß die Verhältnisse Chinas wohl noch jahrelang der Festigung bedürfen, bevor Rußland im fernen Osten wieder als ernstlich engagiert zu betrachten ist. Für spätere Zeiten kann man von dorther eine gewisse Entlastung Deutschlands von russischem Druck erhoffen, aber für die nähere Zukunft ist kaum darauf zu rechnen, daß Rußland eine erheblich größere Truppenmacht in Ostsibirien konzentrieren muß. Auch Japan ist finanziell so geschwächt, daß es nicht daran denken kann, neue Offensivpläne zu verfolgen. Bis auf weiteres wird Deutschland das volle Schwergewicht der wachsenden russischen Macht sich gegenübersehen. Das ist eine keineswegs unbedenkliche Situation. Wir können nicht wünschen, daß Rußland in die Lage kommt, uns seinen Willen aufzuzwingen. Wenn nicht alles täuscht, ist es diese sicher zu erwartende Verschiebung der Machtverhältnisse, die in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit auch amtlicher Stellen auf das starke Herabsinken der Geburtenziffer gelenkt hat.

* * *

Was ist dieser Verschiebung der machtpolitischen Situation gegenüber zu tun? Steuerliche und sonstige Vergünstigungen für kinderreiche Familen sind aus sozialpolitischen Gründen zu wünschen,

Digitized by Google

haben aber erfahrungsgemäß keinen ernstlichen Einfluß auf die Gestaltung der Geburtenziffer. Der Geburtenrückgang vollzieht sich viel zu sehr mit der Gewalt eines Elementarvorganges, als daß er planmäßiger Bekämpfung zugänglich wäre. Wo einmal in so breitem Umfang das Interesse an geringer Kinderzahl eingesetzt hat, ist mit gleichviel welchen Maßregeln nichts Entscheidendes zu ändern. Zudem sahen wir ja, daß sich sehr gewichtige wirtschaftspolitische und kulturelle Gründe zugunsten dieser Entwicklung geltend machen lassen. Anders steht es mit der Frage der Erhaltung der tatsächlich noch geborenen Menschenleben. Ist das Kind erst einmal da, dann ist in der Regel auch ein Interesse an seinem Gedeihen vorauszusetzen. Dann liegt es in vielen Fällen nur an Armut und Unwissenheit, wenn der Tod eine allzufrühe Ernte hält. Hier kann mit durchgreifenden Maßnahmen noch sehr viel geändert werden. Aber auch ein sehr energischer und sehr erfolgreicher Dauerkrieg gegen die Kindersterblichkeit kann nichts an der Tatsache ändern, daß das Mißverhältnis zwischen russischer und deutscher Volkszahl immer größer und größer wird. Setzen wir die deutsche Zuwachsrate für die Jahrzehnte bis 1950 auf 7, 6, 5 und 4 Millionen Köpfe an, so würde Deutschland um 1950 über 87 Mill. Menschen verfügen, während Rußland allein in Europa dann voraussichtlich auf über 200 Millionen gestiegen sein wird. Schon als Agrarland kann Rußland einen solchen Bevölkerungszuwachs ohne alle Schwierigkeiten aufnehmen. Seine industrielle Entwicklung wird obendrein dafür sorgen, daß Millionen und Abermillionen in den Städten Unterkunft finden. Das sind Entwicklungen, mit denen man so sicher rechnen kann, als ob sie schon abgeschlossen seien. Diese Machtverschiebung ist einfach nicht aufzuhalten, und welche Folgen sie unter Umständen nach sich ziehen kann, zeigt die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich. Hier vollzieht sich ein weltgeschichtlicher Prozeß, vor dem es kein Entrinnen gibt, dem wir uns zu beugen haben, mag es uns lieb oder leid sein. Die einzige Möglichkeit, seinen schlimmsten Konsequenzen zu entgehen, würde in der Herbeiführung einer sehr weitgehenden Interessengemeinschaft der mittel- und westeuropäischen Staaten bestehen. Das ist ein Programm auf lange Sicht, dem viele Steine im Wege liegen. Seine Verwirklichung würde gestatten, wenigstens eine gemeinsame mittel- und westeuropäische Selbständigkeit gegenüber dem russischen Koloß zu behaupten, und deswegen darf man nicht sagen, daß es ein unmögliches Programm ist. Mehr als die Schwierigkeit seiner Durchführung

Digitized by Google

muß uns die Aussicht auf immer schwerere und schwerere militärische Lasten schrecken, die die Erfüllung wichtiger Kulturaufgaben unmöglich machen und uns zu guter Letzt doch nicht vor dem Schicksal des spanischen oder holländischen Weltreiches bewahren könnten. Darum sind alle Bemühungen um die deutsch-englische und die deutsch-französische Verständigung sub specie saeculi Vorläufer einer machtpolitischen Neubildung, die die kulturell und wirtschaftlich sich so nahe stehenden west- und mitteleuropäischen Nationen schließlich zur dauernden Behauptung ihrer weltgeschichtlichen Stellung unumgänglich gebrauchen. Ihre praktische Verwirklichung ist allerdings an Bedingungen und Umstände geknüpft, die wir ebensowenig vorauszusehen vermögen, wie die Deutschen von 1813 die Verwirklichungsbedingungen des neuen Deutschen Reiches voraussehen konnten. Aber ebensowenig, wie es von 1813—1870/71 überflüssig war, den Traum der deutschen Einheit zu träumen und für die Idee der deutschen Einheit sich einzusetzen, ebensowenig ist es heute ein müßiges Spiel der Gedanken, die kommende Interessengemeinschaft der alten europäischen Kulturvölker geistig vorzubereiten und der Idee einer west- und mitteleuropäischen Gemeinbürgschaft im allgemeinen Bewußtsein eine Heimat zu schaffen. Solche Dinge bedürfen einer Inkubationszeit, die, so kurz oder lang sie sein mag, doch notwendig ist, um zahllose willensmagnetische Umlagerungen von unmeßbarer Feinheit im einzelnen herbeizuführen. Für den Fortschritt der kulturellen Entwicklung ist nichts so nachteilig als ein bequemes Phäakentum und ein bloßes Sichschiebenlassen. Können wir nicht gleich Rußland, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und doch wohl auch China darauf rechnen, dauernd eine Weltmacht von in der Hauptsache einheitlicher Nationalität zu bleiben, so ist es besser, das Ideal einer germanisch-romanischen Kulturgemeinschaft und Gemeinbürgschaft gegenüber den großen Weltmächten der Zukunft aufzustellen, als willenlos dem Schicksal mittel- und westeuropäischer Kleinstaaterei entgegenzutreiben. Auch wer zunächst vielleicht mehr einem universalpazifistischen Ideal zuneigt, wird sich nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, daß in der unverhältnismäßigen Größe einzelner Mächte, in diesem Falle zunächst einmal Rußlands, ein dessen Verwirklichung erschwerendes Moment liegt. Der besonders Starke wird sich nie so sehr von der Gleichberechtigungstheorie leiten lassen wie der Schwächere, zu dessen Selbsterhaltungsmitteln sie gehört. Auch das sogenannte Friedensbedürfnis ist nicht so universal gleichmäßig, wie es sein müßte,

Digitized by Google

um für die Verwirklichung des pazifistischen Ideals eine entscheidende Rolle spielen zu können. Die Nerven des Westeuropäers sind andere wie die des Russen, und der Mechanismus der westeuropäischen Industriestaaten ist empfindlicher gegen Störungen, weil ungleich verwundbarer, wie das weit einfachere Gefüge des großen russischen Agrarstaates. Der Nationalismus der russischen Bauernmasse ist blinder und steht machtpolitischen Unternehmungen der russischen Regierung willfähriger zur Verfügung. Rußland wird deshalb auf lange hinaus eine andere Art der Politik und eine Politik mit derberen Mitteln betreiben können als ein mittel- oder westeuropäischer Staat, in dem schon die Möglichkeit von internationalen Verwickelungen starke Funktionsstörungen hervorruft. Solche wesentlichen Strukturunterschiede können nicht einfach um einer abstrakt-rationalistischen Leitidee willen übersehen werden, wie sie der Pazifismus aufstellt. Freiheit, Gleichberechtigung, Humanität, Weltfriede und ähnliches mehr: das sind evolutionistische Zielpunkte, die die allgemeine Richtung bewußter Kulturpolitik vortrefflich kennzeichnen. Aber sie machen die Anpassung an die gegebene Geländegestaltung ebensowenig überflüssig wie den Kompaß, der uns die kürzeste Linie zum Ziele hin anzeigt. Wie groß immer die Hindernisse sein mögen, die sich einer machtpolitischen (und nicht nur machtpolitischen) Interessengemeinschaft der germanisch-romanischen Kulturvölker im alten Europa entgegenstellen: im Vergleich zu den Verwirklichungsbedingungen des Universal-Pazifismus können sie nur gerinfügig genannt werden. Das Interesse an der Zukunft des deutschen Volkes geht hier Hand in Hand mit dem Interesse an der ungestörten Fortentwicklung der westeuropäischen Kultur. Eine 1½ Jahrtausende alte Verwandtschaft und Ähnlichkeit der Geschichte begüntigt den engeren Zusammenhalt, und selbst die derzeitige wirtschaftliche und kolonialpolitische Rivalität entspringt doch nur einer weitgehenden Gleichartigkeit der Lebensbedingungen. So kann es unter dem Druck der großen weltpolitischen Machtverschiebungen kein Ding der Unmöglichkeit sein, die alte europäische Kulturgemeinschaft durch eine neue Interessengemeinschaft zu sichern und zu krönen. Die immer allgemeinere Einstellung des Willens auf dieses Ziel wird auch die Wege ausfindig machen, auf denen es erreicht werden kann.

Digitized by Google

MÄNNER DES ERFOLGES

VON H. PREHN-V. DEWITZ

2. ANDREW CARNEGIE.*)

Hoch über welligen Hügeln, wo der grelle Schrei des flüchtigen Schneehuhns die klare Luft durchzittert, wo einst Feudalherren in Macht und brünstiger Luft schwelgten, liegt Skibo Castle, das schottische Hochlandsheim Andrew Carnegies. Weggewischt scheint die Zeit aus dem Palaste des modernen Krösus — nicht Wappen noch Ahnenbilder sprechen von edler Abkunft seines Besitzers. Nicht Krieger, Staatsmänner, noch Schildträger waren seine Vorfahren, kein Stammbaum zeugt von seiner Abkunft — und doch steht seine Person wie hineingewachsen in dieses alte Bild von Heide-, Berg- und Moosland, von wo er auszog, fünfzig Jahre vorher, und wohin er zurückkehrte — ein Nabob und ein Sieger. Ein halbes Jahrhundert harter, angestrengter Arbeit hat aus des armen Webers Sohn einen Mann geschaffen, der mächtiger ist als all die Großen und Edlen um ihn herum — und die Fahne der Carnegies auf Skibo Castle steht heute über den Bannern von Grafen und Herzögen, deren Jagdschlösser über die weiten Hochlandsmoore blicken.

In Dunfermline, einem kleinen schottischen Flecken, wurde Andrew Carnegie 1837 geboren. In niederem Häuschen mit holzvergittertem Fenster und der schmalen, einstufigen Tür der „Armeleutswohnungen" stand Andrews Wiege. Ein armer Weber, William Carnegie, Andrews Vater, hatte hier sein Heim aufgeschlagen und tagaus, tagein sauste das Schifflein an seinem Webstuhl bis tief in die Nacht. Schwere Zeiten lasteten auf dem armen Webervolk. Des Vaters Arbeit konnte nicht mehr das Brot schaffen für seine kleine hungernde Familie. Die Dampfkraft trat ihren Siegeszug an und überall mußte das Handwerk vor ihr kapitulieren. Auch für Dunfermline schlug die Stunde der Zeit, und Webereien mit Dampfbetrieb zwangen William Carnegies einst so fleißigen Hände zu ungewollter Ruhe. Andrew war damals 10 Jahre alt — aber noch heute erinnert sich der Greis des Tages, da der Vater sein letztes Stück Leinwand abgeliefert hatte und der gramgebeugten Mutter den kargen Arbeitslohn in den Schoß schüttete. Was nun? — das war die entsetzte Frage, die den Armen auf der Stirn stand, und tief prägten sich die Züge der Qual auf der Eltern Antlitz in des Knaben junges Gemüt. William

*) Siehe auch Yuanshikai in der Novembernummer der Güldenkammer.


Digitized by Google

Carnegie beschloß endlich denselben Weg zu gehen, den viele andere bereits vor ihm gegangen waren, und die „Alte Welt“ mit der „Neuen“ zu vertauschen. In Alleghany City (Pennsylvanien) hatte er einige Freunde, und hierhin zog er hoffnungsfroh mit seiner Familie. Glaubte aber der alte Carnegie in dem jungen Amerika bessere Lebensbedingungen für sein Handwerk zu finden, so sah er sich bald arg enttäuscht. Auch in Alleghany hatte bereits die Dampfkraft das Handwerk lahmgelegt, und schließlich wußte auch er keinen anderen Ausweg, als die Stelle eines Webers in einer der großen Baumwollspinnereien in Alleghany anzunehmen. Noch kärglicher als in Dunfermline war des alten Carnegie Einkommen, und die kleine Familie mußte froh sein, als der zwölfjährige Andrew Beschäftigung als Spuljunge in der Werkstätte seines Vaters fand. Fünf Schillings die Woche war die ihm übergroß dünkende Entlohnung. So begang Andrew Carnegie seine Laufbahn. Alleghany City war damals noch eine kleine Stadt von einigen tausend Einwohnern, doch über den Fluß, so weit das Auge reichte, da dehnte sich eine mächtige neue Stadt — Pittsburg, da stampften und dröhnten die Maschinen, da surrten die Räder im Gleichtakt, da kreischten die Dampfpfeifen, da stießen Tausende von Schaufeln zugleich in den rußbedeckten Boden, und eine Wolke von Schwalm, von dickem, pechschwarzem, öligriechendem Kohlenrauch legte sich von dort über die dunklen Fluten des Alleghany-River. Dann stieg weißer Dampf, knatternd hinausgeschleudert aus spitzigem Rohr, wie ein schneeiger Schwan durch die schwarze Rauchwolke. Und am Abend, da lag es wie ein Feuermeer über der geschäftigen Stadt, und bis in die Dunkelheit tönte das Getöse der Arbeit bis in die stillen Straßen Alleghanys. Jung-Andrew sah dies alles, und wenn er in seinen kurzen Mußestunden dann über die roten, funkenwerfenden Flammen der Hochöfen, über die schwarzen Fluten des Alleghanyflusses, über die Züge, hochbeladen mit Kohle, seine Blicke schweifen ließ, dann packte ein wilder Wunsch sein Inneres — auch er wollte einst einer der Fürsten der modernen Hölle werden. Und der Tag sollte kommen. In Pittsburg, der Stadt seiner Sehnsucht, fand Carnegie seine erste Beschäftigung als Bote bei der Ohio Telegraph Company. Sein Gehalt war 5 £ im Monat. Wer hätte den Jubel des Knaben beschreiben können. „Von Nacht zum Licht, aus der dunklen Fabrik in die hellen, wohligen Räume des Telegraphenamts — das war ein Aufstieg,“ schrieb er später. Seine Vorgesetzten liebten den munteren und anstelligen Jungen und fingen an, ihn in

Digitized by Google

die Kunst des Telegraphierens einzuweihen. Seine ganze freie Zeit brachte Andrew mit Üben zu, und bald hörte er die Worte des Morsetasters so genau, als wenn er die Punkte und Striche auf dem schmalen Papierstreifen selbst gelesen hätte. Ein monatliches Gehalt von 7 £ und eine Anstellung als Telegraphist lohnte seine Mühe. Doch weiter — weiter, war all sein Streben. Der Vater war gestorben und der Unterhalt der kleinen Familie ruhte nun völlig auf seinen Schultern. Colonel Scott, der Oberaufseher von Pittsburg, hatte die Fähigkeiten des jungen Carnegie früh erkannt, und als er bald darauf Vizepräsident der Pennsylvania-Company wurde, gab er ihm eine Stelle in Pittsburg. Pittburgs rapider Aufschwung fiel in jene Tage. Die Pennsylvania-Company beschloß, ihre hölzernen Brücken durch eiserne zu ersetzen und als erste die Brücke von Pittsburg in Angriff zu nehmen. Carnegie erkannte sofort die ungeheure Revolution des Brückenbaues, die in diesem Schritt lag. War die Brücke schon unter seiner Kontrolle, so wollte er sie auch selbst bauen. Die Gesellschaft gab ihre Zustimmung, und Carnegies erstes Unternehmen auf dem Gebiete des Eisenbaues gelang. Der erste selbständige Schritt war getan und bald folgten ihm andere. Bedacht und doch wieder voll Wagemut stürzte er sich in die verschiedensten geschäftlichen Unternehmungen. Er kaufte Ölfarmen und baute Betten für Schlafwagen, aber keine dieser Unternehmungen gab ihm Befriedigung, Rockefeller und Pullmann lösten ihn ab. Sein Ziel war die Eisenindustrie. Die Keystone-Eisenwerke, die er für den ersten Brückenbau gegründet hatte, florierten und konnten bald daran denken, andere und konkurrierende Werke aufzukaufen. Das Jahr 1868 führte Carnegie nach England. Zum ersten Male sah er hier Stahlschienen anstatt der bisher gebräuchlichen eisernen. Mit dem Bessemer-Prozeß machte man gerade damals in den Eisenwerken die ersten Versuche. Carnegies Genius erkannte unschwer die Vorteile, die in dem neuen Verfahren lagen. Seine Gesellschafter wußte er leicht von der aussichtsreichen Zukunft der Stahlfabrikation zu überzeugen, und bald brannten überall auf den Carnegie-Werken die Koksöfen und schütteten die Bessemer-Birnen weißglühenden Metallfluß in die Formen. Der Erfolg war geradezu fabelhaft. Die Nachfrage nach den Produkten der Carnegie-Werke wuchs von Monat zu Monat, und bald kam eine Zeit, wo selbst die mächtigen Werke den Bedarf nicht mehr decken konnten. Die Verschmelzung mit den Homestead-Werken, dem einzigen am

Digitized by Google

Platze befindlichen Großkonkurrenten, wurde zu einer Lebensfrage für die Carnegie-Unternehmungen. Sie war kein Wagnis, sie war eine Notwendigkeit, und sie gelang. Von nun an stand der mächtige Carnegie-Konzern ohne Nebenbuhler da. Sieben große Eisen- und Stahlwerke standen bereits im Jahre 1888 unter seiner Leitung, und 140 000 Tonnen Eisen und 160 000 Tonnen Stahl gingen jeden Monat aus ihnen hervor. Über 100 Lokomotiven sorgten im Innern der Werke und nach außen für die Fortbewegung des Metalls, und 27 000 Arbeiter standen im Lohn der Carnegie-Company. Andrew Carnegie stand auf der Höhe seiner Macht.

Nicht lange jedoch mochte selbst ein Carnegie offen an der Spitze eines solchen Unternehmens stehen. Er sah klar voraus, daß die exponierteste Stellung auch immer die im Grunde schwächste Stellung bedeutet. Deshalb zog er sich offensichtlich von der Leitung der Company zurück — hinter den Kulissen aber arbeitete sein Geist, und wenn wir sein Leben hinfort an der Entwicklung seiner Lebensart betrachten, so sehen wir seine Person sich hinter andere verstecken, aber sie sind nur Marionetten, die vor ihm tanzen, deren Fäden er nach Belieben zieht und anspannt.

Henry Clay Frick trat an die Spitze der allmächtigen Carnegie-Stahlwerke. Unter ihm brach jener verderbliche Streik aus, der Carnegie über ein Jahrzehnt zu dem bestgehaßten Manne Amerikas stempeln sollte. Carnegie hatte bisher in Worten und Schriften die Arbeiterrechte vertreten; nun stellte er sich ihnen offen entgegen — das war der Grund.

Im Jahre 1892 war auf den Homestead-Werken ein Streik ausgebrochen. Carnegie war in Schottland und Frick stand den Forderungen der Arbeiter machtlos gegenüber. Alles feierte und wartete einstweilen auf die Antwort aus Schottland. Die Arbeiter waren überzeugt, daß ihnen ihr alter Freund, der sie so oft und warm in seinen sozialen Ideen verteidigt hatte, auch diesmal alles gewähren würde. Und so warteten sie geduldig auf die stumme Nachricht des Drahtes. Sie kam — und sie brachte den Kampf. Stahlhart, wie das Eisen unter ihren Hämmern, schmiedeten sich die Massen zusammen. — Es war ein blutiges Ringen. — Endlich stellten Regierungstruppen die Ordnung wieder her. Carnegie war Sieger geblieben in dem großen Streikkampf, aber sein Sieg war teuer erkauft, erkauft um seines Namens willen, auf den hinfort zwei Welten mit anderen Augen blickten denn bisher. Soziale Theorie und soziale Praxis sind zwei Dinge, die sich in der Arbeit

Digitized by Google

nur schwer vereinen lassen. Nur mit größtmöglicher Ausnutzung der Arbeitskräfte, und hier steht Maschine und Mensch gleich, vermag der Unternehmer sein Werk zu fördern. Mit bloßen Wohlfahrtseinrichtungen für seine Arbeiter ist noch niemand Millionär geworden, auch Carnegie nicht.

Was ist noch weiter zu sagen! Die Carnegie-Werke wuchsen und dehnten sich immer mehr. Weite Erzlager wurden hinzugekauft, und von dem Roherz bis zum fertigen Stahl ging hinfort das Eisen seinen Weg durch die Werke der Carnegie-Company. Doch weder Frick noch Carnegie standen an der Spitze des gewaltigen Unternehmens. Frick hatte ein ernster Streit mit Carnegie aus der Führung gedrängt, und Carnegie selbst hatte sich müde, und durch die ewigen Anfeindungen verbittert, zurückgezogen. Überallhin dringt die Kunde, überall fühlt man es, Andrew Garnegie, der Mann an der Spitze des Stahlreichs, ist müde geworden! Da schießen sie heran, die Kleinen und die Großen, um ein Reich zu usurpieren, in dem sie bis jetzt nur geduldet waren. Doch so leichten Spiels läßt sich der Stahlkönig nicht aus seinem Reich vertreiben. Endlich bringt Pierpont Morgan, der große Rechner, das Titanenwerk zustande. Der gigantische Stahltrust streckt seine Arme wie die Tentakeln eines ungeheuren Oktopus bis vor die Tore Pittsburgs. Da beugt sich Carnegie, und seine Werke gehen in die United States Steel Corporation auf. Mit einem Kapital von einer Milliarde vierhundert Millionen Dollars hat Morgan das gewaltige Trustgebilde geschaffen und mit Hunderten von Millionen Dollars zog sich der einstige arme Webersohn in die schottischen Hochlande zurück. Dort, in seinem prächtigen Schloß Skibo Castle, verträumt er seinen Lebensabend in literarischer und sozialer Tätigkeit. War bis dahin Carnegie Millionen und Abermillionen ein Rätsel gewesen, so wurde er es jetzt noch um so viel mehr durch die Art und Weise, wie er seinen ungeheuren Reichtum anzulegen bestrebt war. Schon zehn Jahre früher hatte er sich in seinen Büchern über die Pflichten, die der Reichtum auferlegt, in einer Weise ausgesprochen, die allgemeines Aufsehen und ungläubiges Staunen hervorrief. „Reichtum," so hatte er geschrieben, „Reichtum wurde bisher auf drei verschiedene Arten verteilt: die erste und hauptsächlichste ist seine Hinterlassenschaft an die eigene Familie. Im allgemeinen bringt dergleichen weder den Töchtern noch den Söhnen Glück, und das einzige, was sich zugunsten dieses Verhaltens sagen läßt, ist das: es bildet eins der wirksamsten Mittel für eine überschnelle

Digitized by Google

Wiederzerstreuung des Reichtums. Ein anderer, vielfach üblicher Gebrauch ist der, den Reichtum nach dem Tode öffentlichen Anstalten zu vermachen. Darin liegt weder Edelmut noch Segen, etwas fortzugeben, was man länger nicht selbst zu behalten vermag! Wie wenig solche Vermächtnisse nützen, hat gerade jetzt ein klassisches Beispiel erwiesen. Ein großer Jurist hat 5 oder 6 Millionen Dollar einer öffentlichen Bibliothek in New York hinterlassen, eine Einrichtung, die so außerordentlich notwendig ist, daß die Nichtrealisierung dieser Stiftung direkt als ein Unglück erscheint. Das Testament wurde infolge eines Formfehlers für ungültig erklärt, obgleich an den Absichten des Erlassers nicht der geringste Zweifel sein kann. Eine Travestie auf die Torheit derjenigen, die sich von ihren Millionen bis zu ihrem Ende nicht zu trennen vermögen. Die dritte und einzig edle Art für den Gebrauch von Reichtum ist die folgende: man sehe Reichtum als ein geheiligt anvertrautes Pfand an, das von demjenigen, in dessen Hände es floß, für die höchsten Güter des Volkes zu verwenden ist. Zu einem großen Fonds gehäuft und dann ähnlich verwendet, wie Cooper sein Geld für das Cooper-Institut bestimmte, begründet es etwas, was ganze Geschlechter überdauert. Dadurch erst, daß man seinen überflüssigen Reichtum schon während seines Lebens richtig anwendet, wird er für die Allgemeinheit zum Segen."

Jetzt ging Carnegie daran, jene Theorien in die Praxis umzusetzen. Die Gründung und Unterstützung von Volksbibliotheken wurde sein Steckenpferd. In Pittsburg und Alleghany City gab er fünfzig Millionen Mark für diesen Zweck. Der Stadt New York bot er die Einrichtung von fünfzig Freibibliotheken in allen Stadtteilen an. „Er sei bereit," so erklärte er, „jedem Gemeinwesen englischer Zunge zweihunderttausend Mark für die Einrichtung einer Freibibliothek zu schenken, sobald die Gemeinden sich verpflichten wollten, jährlich 16000 Mark für die Fortsetzung und Unterhaltung der Bibliotheken zu geben."

Neben den Volksbibliotheken wandte Carnegie seine Millionen vornehmlich dem Universitätswesen zu. In Schottland errichtete er ein prächtiges Institut, das er mit einem jährlichen Einkommen von 2—2½ Millionen Mark ausstattete, um aus den Mitteln der Universität auch dem Unbemittelten freien Unterricht zu gewährleisten.

Alle jene königlichen Gaben, von denen nur die allergeringste Zahl hier genannt wurde, haben das Vermögen Carnegies kaum an-

Digitized by Google

gegriffen. Ein Grundstock von einer Milliarde Mark, der jährlich 15 Millionen Mark Zinsen trägt, ist so leicht nicht zu erschöpfen. Noch im Jahre 1901 äußerte sich Carnegie gegenüber dem bekannten Friedensapostel Stead, daß er mindestens noch mit 1120 Millionen Mark aufräumen müsse, ehe er ans Sterben dächte, getreu seinem Grundsatze, daß wer reich stirbt, entehrt stirbt.

Der Messias der Milliarden, wie der alternde Carnegie wohl genannt wurde, ist gar häufig das Ziel heftiger Angriffe gewesen. Selbst seine großen philanthropischen Pläne und Stiftungen sind ihm nicht selten als Reklamemachen angerechnet worden. Besonders die „Neue Welt" ist in der Verkleinerung des Carnegie-Namens weit gegangen. In Europa, wo man von einer unparteiischen Warte zu urteilen pflegt, denkt man anders. Hier sieht man ihn nicht nur als den rücksichtslosen Trustmagnaten und Reklamefatzken, als den amerikanische Blätter ihn hinzustellen pflegen, hier erkennt man auch das wahrhafte Gute an dem Menschen und Wohltäter Carnegie. Man ist weit davon entfernt, die Umwälzungen im amerikanischen Wirtschaftsleben, für die die „freie Union" einzelne haftbar zu machen bestrebt ist, diesen einzelnen mit Schimpf und Schande aufzubürden. Ein Napoleon der Arbeit darf nicht nach dem Herzen handeln, oder hat man schon Männer des Erfolges gesehen — mit Weiberherzen?

Carnegie ist bis in sein hohes Alter ein rüstiger Mensch, ein nie rastender Geist geblieben. Bis in sein hohes Alter behielt er seine Mutter, die ihm stets, wie er immer wieder hervorhob, ein Schutzengel im Leben war. Erst nach ihrem Tode heiratete er — eine Amerikanerin, mit den ausgezeichneten Eigenschaften der Liebenswürdigkeit und Güte begabt, wurde des alternden Philanthropen gleichartige Genossin. Eine Tochter entsproß dem aus Liebe geschlossenen Bunde.

Immer wieder taucht der Name Carnegie in der Öffentlichkeit auf und immer wieder sehen wir des Stahlkönigs Millionen zum Segen der Menschheit fließen.

Mit goldenen Lettern steht der Name „Carnegie" über zwei Welten, mag die eine auch mit schmutzigem Linnen die leuchtenden Buchstaben verdecken, die Historie, die kritischer urteilt als Parteigeist und Augenblicksstimmung, wird dem Namen „Carnegie" Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Digitized by Google

MITMENSCH DEHMEL

VON WILLI DÜNWALD

Uns ward ein Mitmensch geboren. In der Streusandbüchse als Kind eines Försters am achtzehnten Tage des elften Mondes im Jahre dreiundsechzig, neunzehntes Jahrhundert. Das Kind wuchs, nahm zu an Alter und Gnade bei Gott im Menschen und kam im neunten Jahre seines Lebens in die gymnasialen Schulsäle Berlins. Stieg allhier als Primus zur Prima und konnte nur deshalb nicht abiturieren, weil der Zeus dieser Anstalt den Zögling Richard ob seiner ungebundenen Lebensinbrunst nicht sittlich für reif befand. So zog denn Knabe Richard, suchte und fand in der guten alten Stadt Danzig einen Schul- und Anstaltsgott von weniger engem Welt- und Anschauungsumkreis. Von ihm bald reif gesprochen, ergab sich der Reifgesprochene, Freigewordene, der Philosophie und den Naturwissenschaften; mußte sich aber, von Not geboten, einmal, zweimal in Redaktionsstühlen drehen und wenden . . . bis sein junges, tausendmastiges Lebensschiff wieder flott geworden und in die als zukunftsreich verheißenen Gewässer der sozialen Wissenschaften einsteuerte. Bald schwenkte der Sozialstudent in Leipzig den erworbenen Doktorhut und ward sogleich einer Feuerversicherungsgesellschaft arbeits-, pflicht- und zeitschuldiger Sekretär. Lebte fortab mehr als sieben Jahre in der Kanzleiwüste bureaukratischer Dürre; lernte da die Verzweiflung kennen und das Sichbeherrschenmüssen. Beherrschenmüssen ein Rauschen, das aus den Tiefen seines Wesens kam und ihm Unruh, himmlische und höllische Unruh machte. Bis er Licht und Finsternis in sich geschieden und Amt und Würden von sich warf, in der schwer gewonnenen, schwer errungenen Erkenntnis, daß er auf Erden: den Menschen ein Mitmensch zu sein.

Ein Mitmensch zu sein, dem Zunge gegeben, zu künden von seinem Menschentum, das, wie kaum ein zweites seiner Zeit, gefügt und geformt aus Tiergöttlichkeit; der da künde von seinem Zentaurdasein, das der Menschheit Jahrtausend- und Aberjahrtausend Entwicklung an sich nochmal erlebt in wenig Jahren — darob ihm tausend Jahr gewesen wie ein Tag und manchmal auch ein Tag wie tausend Jahr. In dieser Zeit, wo er sich mit „Inbrünsten jeder Art, zwischen Gott und Tier herumgeschlagen“, war Kampf in ihm gewesen; Kampf seiner Tiergöttlichkeit, die geformt und gefügt war zu gleich starken

Hälften — also es ein Kampf von Macht und Gegenmacht gleicher Potenz ohne endgültige Entscheidung hatte bleiben müssen. Denn nach freier oder unfreiwilliger Willensbestimmung zu verfügen: des Triebes kaum bewußt werden zu wollen und nur in reiner Inbrunst dem Geiste zu dienen, galt für ihn, seinem Wachstum, seiner Veranlagung gemäß, ebensowenig, als: ungehalten und nicht behindert vom Geiste, mit lodernder Inbrunst sich an die Triebe zu verschenken und zu verschwenden. Von gleicher Stärke, wirkten Gott und Tier wechselnd aufeinander ein; gleichviel das Tier in ihm von seinem Gott in ihm durchseelt, vergeistigt, vermenschlicht wurde, gleichviel ward der Gott des Tieres bewußt, begriff dessen Inbrünste besser und immer eindringlicher, erschauerte und litt an ihm. So war denn große Not in den vereinigten Staaten dieser Inbrünste aus verschiedenen, entgegengesetzten Welten. Des Körpers Inhaber, Richard Dehmel, litt, schrie unter diesen Zwiespälten und sehnte sich „nach einer Hand", die „mächtig ganz" in seine würde passen; doch ob er sich die „Finger wund gedehnt": „die ganze Hand, die konnte niemand fassen". Da ballte er sie zur Faust. Und hätte wohl nicht ungern grad den Gott in sich vom Tier in sich fressen, radikal auffressen lassen, oder das Tier dem Gott als Versöhnungsopfer dargebracht, um endlich, endlich einmal mit sich ins Gleichgewicht zu kommen. Dissonanzen, erkannte, bewußt gewordene Dissonanzen auszugleichen, war seiner inbrünstigen Sehnsucht inbrünstigste Arbeit.

„Nur Zeit. Nur Zeit." Auch der Mitmensch Richard Dehmel wurde älter, gereifter, erkenntnisreicher. Weib und Welt waren nicht mehr die untrennbare Einheit von einst; nicht mehr ward die Welt einzig und nur allein durch das Weib begriffen. Unvermindert aber an Kraft und also an Inbrunst lebte der einst auf diese Weibwelt hingerichtete Trieb weiter in ihm. Hatte sich nur umgeformt, nach anderen Zielen umgetan, seine Sehnsucht geweitet. Weil die Zeit erkennen gelehrt, daß der zeugende Trieb, der allen Weltgeschöpfen eigen, sich auch noch anderswie und anderswo als nur am und im Weibe umsetzen, befriedigen, erlösen kann. Denn der Trieb, den ihr mir heilig sprechen sollt, weil man ihn so unheilig gemacht, umfaßt — Hosianna, daß es so ist — nicht nur das Weib und die Inbrünste nach ihm. Ins Tausendfältige wirkt dieser Trieb, so der Gott in euch diesen Trieb — ohne ihn nach und nach aufzufressen, ohne ihn langsamer Weise zu entmannen — durchwirkt mit seinem vielfältigen Geiste. Ist doch alles, was Menschengeist und Menschenhand erschuf,

Digitized by Google

geworden aus diesem umformten, durchseelten Zeugungsbetrieb; wird doch alles, was Menschenhand und -geist noch schaffen wird, werden aus diesem umformten durchseelten Zeugungstrieb. Und Tausendfältiges ist noch zu tun, wird „des Blutes seelige Unruhpflicht" noch tun: alte Gesetzestafeln revidieren, zerbrechen und neue schreiben. Alte Wahrheiten, die keine mehr sind, absetzen und neue, die erst welche werden, inaugurieren. Wozu nicht neue Gedanken erangelt werden brauchen, sondern die vorhandenen, aus früheren Hirnen geborenen, durch und zu Ende gedacht werden müssen. Und Tausendfältiges wird diese vergeistigte Fruchtbarkeit noch tun, weil sie ein Teil nur ist der allgemeinen, großen, ewigen Weltfruchtbarkeit . . . und diese verjüngt, durchsäftigt sich immer aufs neue, schafft immer aufs neue: Neues. Und alle Tausendfältigkeit endet und gipfelt letzthin in das höchste Erdenglück: den Menschen ein Mitmensch zu sein. Drum, als Dehmel von sich sprach, von sich sprechen durfte:

„Und hier steht Einer, der mit tausend Händen
sich selbst wie Saat ins Weltall möchte streuen,
um tausendfach sein Dasein zu vollenden,
um tausendfach sein Dasein zu erneuen."

empfand er wohl gleich Faust seines Lebens höchsten Augenblick, hätte ihn doch wenigstens empfinden dürfen.

„Ahnst du sie, die Pflicht der Welt? Ja: von Sphären hin zu Sphären muß sie Saat aus Saaten gebären, bringt sie uns das Licht der Welt: rieselnd wie aus dunklem Siebe sät es Liebe, Liebe, Liebe . . ." und kein Mensch — der Schritt aus dem Irdischen ins Überirdische, aus der Gegenwart hinüber in den Traum ist klein, drum schnellgetan! — Kein Mensch wird in dieser Zukunft, also im „Erntelied" verheißen, mehr Hunger schreien; und aufhören wird in dieser Zukünftigkeit der Geschlechtskampf, Mann und Weib fortab dastehen, sich gegenüberstehen, also im dantesken Epos „Zwei Menschen" verkündet, in geklärter Menschenfreudigkeit. Mitmenschlich, sozialaristokratisch spricht dies Mitmenschen verhaltenes Pathos dies neue, nein alte, von besseren Menschen stets angestrebte Ethos aus. Nur Zeit. Bis sie sich aber erfüllte diese Zeit, müssen Wunsch und Wähnen und ihre imaginäre Wertkraft in Gültigkeit bleiben. Weshalb wohl Mitmensch Dehmel eines Tages in „Dichters Arbeitlied" den Bruder in Apoll zu mahnen gezwungen sah: nicht zu lange zu weilen im Reich blauer Träume, weil Menschen rasten am Straßenrand, deren Hände schwarz von Alltag und Arbeit, und des Dichters

Digitized by Google

warten, daß er ihnen den Abglanz der freien Räume bringe, um auch bald einzukommen ins Märchenland.

So ist denn das Leben des Mitmenschen Dehmel gleich der Nachtwache jenes Sehers der Liebe, der in der erotischen Rhapsodie „Die Verwandlungen der Venus“ den visionären Versuchungen der Venus Anadyomene als Venus Bestia und Venus Perversa, als Venus Mystica, Venus Occulta und andern Verwandlungen mehr, gierig-brünstig erliegt . . . aber „nach der Nacht der blinden Süchte“ als Klarer, Emporgeläuterter einer zur Venus Uni versa, zur Venus Heroica und schließlich der zur Venus Mea verwandelten Venus Anadyomene gegenübersteht. Aber die während der Prüfung sich endgültig zur Venus Mea gewandelte Venus Anadyomene ist doch eben nur: Venus Rediviva! Aus gleicher Quelle kommt sie, die zur Weltsehnsucht gewordene Weibsehnsucht. Aber: „Nur eine Sehnsucht läßt sich treu ertragen: zur ganzen Welt.“ Und da der Mitmensch Dehmel diese Sehnsucht stillt, da er aus ihr, der ganzen Welt, Lust schöpft, alle, letzte Lust zu ergründen gewillt ist, fühlt er nicht mehr wie einst in seiner Weibwelt-Sehnsucht und Weibwelt-Wollust sich „verzückt vor Wonne, dann erdrückt vor Qual“. Nun ist er ein stets Fiebernder, nie Entkühlter, nie Enttäuschter, der „mit all der Schöpferwut, die in uns lechzt und brennt“, eingreift in das Chaos in uns und um uns, eingreift mit seiner Schöpferhand, die so „ordnungsbrünstig“ ist. Was immer in seinen Rhythmen — die da frei, doch kraftgebändigt, von seiner Seele als einem Teil der ewigen Urweltseele künden — mahnt, ruft zu: „Bleibe dir heilig, Geist, Herr deiner Seele.“ Und: „Laß die tragische Gebärde, sei wie Gott, du bist es schon.“ Laß die tragische Gebärde, greine nicht länger, erkenne die Kraft, den Gott in dir und nütze sie zu deinem Glück, „denn es gilt, o Mensch, ein Glück ohne gleichen zu erreichen . . . denn es gilt, o Mensch, dein Glück mit dem Weltglück zu vergleichen . . . denn es gilt, o Mensch, das Glück, o das Weltglück zu erreichen.“

Uns ward dieser Mitmensch geboren. Dieser Mitmensch lebt zwischen uns, in Blankenese bei Hamburg. Sein Leben blüht ins Land, in die Welt, in die fernste Zukunft hinein. Wird dieses Leben einst herbsten? Wird seine Sehnsucht, die allerwegs ausging nach Liebe, der allerwegs ein anderer, neuer Segen glänzte — drum dies Leben sein Sehnen nie verlernte — wird diese Sehnsucht sich wandeln, nochmals wandeln? Sollte Venus Anadyomene sich zu allerletzt nicht auch wandeln können zur Venus Pessimistica, und Richard Dehmel,

Digitized by Google

der Seher der Liebe und transzendentale Schwärmer, alsdann — gleich einem anderen, anders durchbluteten, anders temperierten Denker und Dichter — zu sprechen gezwungen sein: „Geh an der Welt vorüber, es ist nichts . . .?“ Wahrlich und wahrhaftig: auch diese letzte Wandlung der Venus wäre möglich. Und doch wäre diese zur Venus Pessimistica letztverwandelte Venus die ewig gleiche, ewig gültige Venus von einst und früher; wäre: Venus Rediviva.

DIE NEUE WELTROUTE ÜBER FEHMARN

VON DR. ERICH WALLROTH

Der alte dänische „Königsweg“, auf dem die dänischen Herrscher zum Kontinent reisten, führte über Laaland und Fehmarn, — jene beiden in naher Sichtweite einander gegenüberliegenden Ostseeinseln, die auf der Karte fast wie gewaltige Pfeiler einer deutsch-skandinavischen Riesenbrücke anmuten. Noch heute erinnert im Rödbybezirk auf Laaland ein altes Königslied an jene historisch beachtenswerte Tatsache. Und heute? Als der kühne französische Flieger Brindejonc in diesem Jahre auf seinem internationalen Rundfluge von Petersburg zurückkehrte, da flog er von Stockholm nach Köln und Paris über Kopenhagen-Laaland-Fehmarn-Lübeck-Hamburg, — also im Zuge der von den Hansestädten im Verein mit dem ganzen deutschen Westen heute einmütig erstrebten Fehmarnroute.

Es ist nicht ohne Reiz, sich jene beiden Tatsachen aus ältester und neuester Zeit zu vergegenwärtigen, wenn man liest, daß in einer am 31. Oktober ds. Js. in den Räumen der Hamburger Börse abgehaltenen Versammlung 27 angesehene deutsche Handelskammern vom Elbgebiet bis zur deutschen Westgrenze dem preußischen Eisenbahnminister sowie dem deutschen Reichskanzler folgende einstimmig gefaßte Resolution übermittelt haben:

> „Die im Fehmarnbahn-Komitee vereinigten Vertreter der unterzeichneten Handelskammern erblicken in der geplanten neuen deutsch-nordischen Weltroute Hamburg-Fehmarn-Laaland-Kopenhagen die unbestreitbar beste, weil weitaus kürzeste und bequemste Verbindung zwischen dem ganzen deutschen und europäischen Westen mit den drei skandinavischen Ländern und Finnland. Sie erachten die alsbaldige Durchführung dieser Verbindung als eine verkehrswirtschaftliche Notwendigkeit von hervorragender Bedeutung. Sie geben daher der Erwartung Ausdruck, daß die Königlich Preußische Staatsregierung Hand in Hand mit der Königlich Dänischen Regierung der alsbaldigen Verwirklichung dieses Projektes nähertreten werde.“

Für die Reise von Norden nach Süden wird durch die beiden Parallelrouten über Warnemünde-Gjedser und über Saßnitz-Trelleborg der deutsch-skandinavische Reiseverkehr in durchaus befriedigender Weise

Digitized by Google

bedient. Vom Westen aus muß aber der Reisende noch immer, sei es über die genannten beiden Linien oder über Fredericia die beiden langen Katheten eines rechten Winkels abfahren, weil die über Fehmarn führende Hypotenuse seiner Verkehrssehnsucht leider noch immer nicht gebaut ist. Will er dies nicht, so bleibt ihm neben einer Lübecker reinen Seeroute nur noch die Kiel-Korsörlinie. Sie ist für den westdeutschen und westeuropäischen Reisenden zwar — heute noch — geographisch die kürzeste. Aber die Tatsache, daß der Verkehr auf der Warnemünde-Gjedserroute den Kieler Verkehr um das Vier- bis Fünffache übertrifft, zeigt nur zu deutlich, daß der binnenländische Reisende sich offenbar weniger durch mathematische Fundamentalsätze über die kürzeste Verbindung zweier Punkte bestimmen läßt, als vielmehr durch Rücksichten auf die seinem Innern bekömmlichere größere Gleichgewichtslage des Trajektverkehrs über Warnemünde. So ist es gekommen, daß die Kieler Route mit ihrer 135 km langen, fast 5½ Stunden währenden Seereise schon heute gegenüber der zweistündigen Gjedserfähre durchaus in den zweiten Rang gerückt ist.

Hierbei wird es aber unfehlbar auch in Zukunft bleiben, selbst wenn die Kieler für ihren recht utopistisch anmutenden Wunsch bei der Eisenbahnverwaltung Gehör finden sollten, jene lange Seefahrt um 2 Stunden abzukürzen. Utopistisch klingt dieser Wunsch deshalb, weil er nach den Untersuchungen einer allerersten deutschen Schiffahrtsgesellschaft anstatt der heutigen Postdampfer die Einstellung von fast zweimal so schnellen Schiffen, nämlich von 25-Knotendampfern voraussetzen würde, also Schiffen mit einer Geschwindigkeit, wie sie die transatlantischen Riesendampfer „Mauretania" und „Lusitania" der englischen Cunardlinie aufweisen. Im Bau solcher Ozeanriesen, die wegen des im Quadrat der Geschwindigkeit wachsenden Wasserwiderstandes rund die vierfache Maschinenstärke der heutigen Schiffe bedingen würden, haben aber — zufolge der absoluten Unwirtschaftlichkeit des Betriebes sowie aus anderen Gründen — bekanntlich selbst für den gewaltigen transatlantischen Reiseverkehr unsere großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften ein Haar gefunden.[1]) Und vergeblich wäre eine solche aus öffentlichen Mitteln niemals zu rechtfertigende Aufwendung deswegen, weil auch auf der Gjedserroute für den bestehenden Reiseverkehr sehr wohl noch eine entsprechende Abkürzung der heutigen Reisedauer um 2 Stunden zu erwarten ist, wenn nur die Dänen die den Umweg über Roeskilde vermittelnde, lange geplante Kjögebahn bauen, wenn sie den heute unwirtschaftlichen Fährenverkehr auf dem 3,7 km breiten Masnedsund durch eine gleichfalls seit langem projektierte Brücke

Anm. 1. In einer während der Drucklegung dieses Artikels bekanntgewordenen gemeinsamen Denkschrift an der Kieler Route beteiligter holsteinischer Städte und Interessenvertretungen wird nicht mehr mit jenen Schnelldampfern, sondern nur mit 20- bis 22-Kotenschiffen gerechnet. Eine Abkürzung der Reisedauer Hamburg-Kiel-Kopenhagen auf 7 Stunden soll dadurch erzielt werden, daß von Altona nach Neumünster eine die heutige Umwegstrecke über Elmshorn um 15 km kürzende, vollständig neue direkte Hauptbahn von rund 60 km Länge vorgeschlagen wird. Die Gesamtkosten dieser Anlage mit Dampfern, Hafenanlagen usw. würden die Baukosten der Fehmarnbahn aber fraglos erheblich übersteigen.

Digitized by Google

ersetzen, und die Mecklenburger ihrerseits die nach dem Westen führenden Anschlußstrecken etwas vollkommener ausbauen. Ja selbst wenn es nach den (von den Dänen bezeichnenderweise allerdings durchaus nicht geteilten) Wünschen der Kieler gelänge, durch gleichzeitige bauliche Verbesserungen auf deutschem und dänischem Boden die heutige Reise Hamburg-Kopenhagen über Kiel von 9¾ Stunden auf rund 7 Stunden herabzusetzen,[2]) so würde doch die auf 7½ Stunden abzukürzende Fahrt über Warnemünde vom internationalen Reiseverkehr ganz entschieden wieder bevorzugt werden, nicht nur wegen der wesentlich kürzeren Seereise, sondern auch deswegen, weil der internationale Reisende dank des Fährenverkehrs seinen Wagenplatz behalten, über Kiel aber zweimal den Platz wechseln muß.

Auch wenn man deshalb nicht so weit zu gehen braucht wie ein bekannter dänischer Parteiführer (P. Th. Nielsen), der kürzlich im dänischen Reichstage die für Dänemark sehr verlustreiche Korsörroute als „ganz unmöglich" bezeichnet und (selbst ohne den Bau der Fehmarnroute) deren „alsbaldige Stillegung" vertreten hat, so wird man bei objektiver Würdigung der Verhältnisse doch so viel zugeben müssen, daß es wirtschaftlich niemals zu rechtfertigen wäre, wenn Preußen dafür bedeutende neue „öffentliche" Mittel aufwenden wollte, die sich der Natur der Sache nach früher oder später doch als nutzlos angewendet erweisen müßten.

Land und Meere sind doch nun einmal nicht zu verschieben! Man setze selbst einmal den Fall, daß Kiel einen vor Jahren von privater Kieler Seite vertretenen, inzwischen aber offenbar aufgegebenen Plan wieder aufnähme, — die Kiel-Korsörroute ganz fallen zu lassen und anstatt dessen mit schnelleren Postdampfern als den heutigen nach Nakskov oder auch dem Kiel nächstgelegenen Punkt an der Südküste Laalands (südlich von Nakskov) oder nach Nakskov selber zu fahren. Was wäre der Erfolg? Kiel hätte dann immer noch eine 42—52 Seemeilen lange Wasserfahrt gegenüber 23 Seemeilen auf der Warnemünde-Gjedserroute und 10 Seemeilen auf der Fehmarnroute![3]) Und die Fahrt von Hamburg über Kiel zum Masnedsund würde obendrein in einer stark konkaven Linie führen, von Hamburg über Fehmarn dagegen nahezu in der „Vogelfluglinie".

Die für die Fehmarnlinie von anerkannten Sachverständigen (dem Ober- und Geheimen Baurat a. D. Caesar sowie dem Wasserbaudirektor Krebs) errechnete Reisegeschwindigkeit Hamburg-Kopenhagen von rund 5 Stunden (gegenüber der heutigen Reisedauer von 9½—9¾ Stunden) läßt sich eben, praktisch gesehen, über Kiel auf keine Weise auch nur annähernd erreichen. Damit entfällt aber der gewaltige Vorteil, von Hamburg aus in einem Tage nach Kopenhagen und nach Erlediguug seiner Geschäfte wieder nach Hamburg zurückzukommen. Damit entfällt ferner vor allem der immense Vorteil, daß Kopenhagen auf dem Wege über Hamburg-Fehmarn — welcher z. B. von Köln aus gegenüber dem

Anm. 2. Vgl. Anm. 1.

Anm. 3. Neuerdings wird in der erwähnten gemeinsamen Denkschrift beteiligter holsteinischer Städte und Interessenvertretungen eine Linie Kiel-Rödby (auf Laaland) von 51 Sm. angeregt, auf welcher nach Kieler Berechnungen die Reisedauer Hamburg-Kiel-Kopenhagen aber auch nicht weniger als 6¾ Stunden dauern soll.

Digitized by Google

noch heute künstlich begünstigten Berliner Wege rund 200 km kürzer ist — den alten Transitverkehr vom Westen nach Schweden und Norwegen wieder an sich zieht! In Dänemark, in Norwegen, im westlichen Schweden und in Westdeutschland weiß man gerade diese Seite der Sache — nämlich die Abkürzung der Reisedauer Hamburg-Stockholm sowie Hamburg-Christiania auf rund 18 Stunden, sowie der Reisedauer London-Stockholm auf rund 36 Stunden — ganz besonders zu schätzen. Darin allein liegt die doch sehr beachtenswerte Tatsache begründet, daß Kiel, abgesehen von einigen west- und nordholsteinischen Plätzen, nirgends Anhänger seiner Pläne gefunden hat, während 27 deutsche Handelskammern, die Grosserer Societet in Kopenhagen, die Königlich Dänische Landwirtschaftsgesellschaft, der Dänische Industrieverein und Industrierat, der Dänische Touristenverband, der Verband der dänischen Provinzhändlervereine sowie die Norwegische Handelskammer in Christiania etc. geschlossen und einmütig hinter der Fehmarnroute stehen.

Jeder, der unbefangen die Landkarte prüft, muß doch zugestehen: Nicht das ist merkwürdig, daß heute die berufensten Kreise im Westen und im Norden die Fehmarnlinie fordern, sondern höchst merkwürdig und verwunderlich ist es, daß heute noch eine einzelne preußische Stadt (mit ihrer Anhängerschaft in West- und Nordholstein) glauben darf, durch fortgesetztes Appellieren an den rein fiskalischen Ressortstandpunkt der Eisenbahnverwaltung verhältnismäßig eng begrenzten lokalen Interessen zum Siege zu verhelfen gegenüber einer wirtschaftlich geographisch natürlich bedingten und deshalb nach ihrer Verwirklichung gebieterisch verlangenden Weltroute! Daß man aus solchen Gesichtspunkten heraus glauben darf, ganz Westdeutschland und sogar Dänemark, als dem „anderen Kontrahenten", gewaltsam eine Verbindung aufdringen zu können, die wegen ihres „Surrogat"-Charakters von beiden Teilen entschlossen abgelehnt wird und dauernd abgelehnt werden muß! Daß man sich über die Interessen Westdeutschlands und der „Hansestädte" geringschätzig glaubt hinwegsetzen zu dürfen, obgleich der in Ein- und Ausfuhr unterhaltene seewärtige Handelsverkehr mit Dänemark und Schweden bei Hamburg 1 300 000 t, bei Lübeck 600 000 t beträgt, während Kiel nur das ganz minimale Quantum von 58 000 t mit jenen beiden Ländern seewärts umsetzt. Wie will man es angesichts der Wichtigkeit jener Handelsinteressen der beiden Hansestädte, zuzüglich des Seeverkehrs Bremens — hinter deren Ein- und Ausfuhr doch der ganze deutsche Westen steht! — rechtfertigen, dem deutschen Westen gegenüber den bestehenden Verkehrshalbheiten eine neue Halbheit zu bieten? Wie könnte man es ferner verantworten, eine Stadt wie Lübeck mit ihrem alten und bedeutenden nordischen Handelsverkehr durch Schaffung einer neuen Route über Kiel seitwärts liegen zu lassen? Das wäre um so unbegreiflicher, als man ja doch von Kiel aus auf dem Wege über Eutin auf der Fehmarnroute annähernd in derselben Zeit nach Kopenhagen gelangen kann wie von Hamburg und in jedem Falle schneller als von Kiel aus mit der bestdenkbaren Seeroute, so daß Kiel auf diese Weise doch auch selber erhebliche Vorteile von der Fehmarnroute hat!

Digitized by Google

Würde eine solche Zumutung jemals aufkommen können, wenn jene beiden Städte preußische Städte wären, oder wenn die 63 km lange Hauptbahn Hamburg-Lübeck bereits von Preußen verstaatlich wäre? In einer Zeit, in welcher der Gedanke der „Vereinheitlichung der deutschen Eisenbahnen" in allen wirtschaftlichen Kreisen sowie in weiten parlamentarischen Kreisen Deutschland wieder so festen Boden gewonnen hat, sollte man dies nicht mehr für möglich halten!

Einige gedrängte allgemein-wirtschaftliche Betrachtungen mögen das bisher gewonnene Bild vervollständigen und abschließen:

In Deutschland ist man, glaube ich, manchmal geneigt, die skandinavischen Märkte mit Rücksicht auf die verhältnismäßig dünne Bevölkerung der nordischen Länder etwas zu unterschätzen. Man vergißt aber bei einer solchen Betrachtungsweise, daß gerade die skandinavischen Länder eine recht wohlhabende und sehr aufnahmefähige Bevölkerung besitzen, und daß der Handel jener Länder in einem Umfange in die Weltwirtschaft verstrickt ist, wie wir dies sonst nur bei den eigentlichen Handelsländern Europas beobachten können. Betrachtet man nämlich im Zusammenhang mit der uns hier beschäftigenden, allen drei skandinavischen Ländern gemeinsam zugute kommenden Weltroute die Ausfuhr Deutschlands nach Dänemack, Schweden und Norwegen zusammen, so ergibt sich die doch einigermaßen überraschende Tatsache, daß Deutschlands Gesamtausfuhr nach jenen drei skandinavischen Ländern bis zum Jahre 1910 ungefähr genau so groß war, wie Deutschlands Gesamtausfuhr nach dem europäischen Rußland, obwohl die Einwohnerzahl des europäischen Rußland mit rund 100 Millionen Seelen fast zehnmal so groß ist wie die jener drei nordischen Länder. Ein Markt von der annähernden Größe des russischen Marktes ist aber doch wohl der sorgsamsten Pflege durch die deutsche Wirtschafts- und Verkehrspolitik wert; um so mehr, als jene nordischen Märkte verhältnismäßig erheblich schneller wachsen als die der anderen europäischen Länder zusammengenommen!

Interessant ist hierbei vor allem das Vordringen der deutschen Ausfuhr im Verhältnis zur englischen. Während früher Englands Ausfuhr nach Dänemark, Schweden und Norwegen bekanntlich eine starke Entwicklung zeigte, dominiert heute auf diesen Märkten ganz allgemein Deutschland. Dänemark bezieht heute schon gut ein Drittel seiner Gesamteinfuhr aus Deutschland und nur ein Sechstel noch aus England. Dänemarks Einfuhr aus Deutschland verhält sich also zur dänischen Einfuhr aus England wie 2 : 1; in Schweden ist das Verhältnis wie 3 : 2, und auch in Norwegen hat seit 1908 die deutsche Einfuhr die Einfuhr aus England erheblich überflügelt.

Im einzelnen sind es speziell die Erzeugnisse der westdeutschen Industrie, die im skandinavischen Norden einen guten Markt finden. Die Textilwaren des Westens, besonders Garne, Baumwollgewebe aller Art, Konfektionswaren, seidene Gewebe usw., ferner wichtige Erzeugnisse der deutschen Eisen- und Stahlindustrie, wie Stabeisen, Eisenblech, Röhren, Eisenbahnmaterial, Fahrradteile, Maschinen- und Werkzeuge, Haus- und Küchengeräte, sodann die Erzeugnisse der deutschen Kupfer- und Zink-

Digitized by Google

industrie, der chemischen Industrie, der Tabakindustrie, endlich der Leder- sowie der Papierindustrie sind es, die in wechselnder Verteilung auf den einen oder anderen der drei nordischen Märkte wichtige deutsche Ausfuhrposten darstellen. Kein Zweifel, daß kürzeste und bequemste Reiseverbindungen vom Westen Deutschlands nach dem Norden die Anbahnung engerer Geschäftsbeziehungen erheblich erleichtern und den natürlichen geographischen Vorsprung Deutschlands auf jenen stark wachsenden Märkten erfreulich stärken müssen.

Wenn hiernach bei der industriellen Einfuhr der drei skandinavischen Länder überall der Westen Deutschlands erheblich überwiegt, so ist — vom skandinavischen Standpunkt betrachtet, — das einseitige Überwiegen des Handelsaustausches mit den westlichen Gebieten geradezu das charakteristische Merkmal! Mit den westlichen Gebietsteilen außer Deutschland (England, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal und Nordamerika) setzt Schweden siebenmal, Dänemark gar achtmal so viele Warenwerte um als mit den südlichen und östlichen Gebietsteilen außer Deutschland (Rußland, Finnland, Österreich-Ungarn, Türkei usw.)

Speziell Dänemarks Einfuhr kommt zur vollen Hälfte aus Deutschland und England; seine Ausfuhr geht aber zu fast 9/10 nach diesen beiden Ländern, und zwar zu fast 2/3 nach England!

Norwegen knüpft an die Ausnutzung seiner überreichen Wasserkräfte große Hoffnungen. Diese werden sich aber nur verwirklichen lassen, wenn das völlig von den Straßen des Weltverkehrs abgelegene Land in engere Verbindung mit dem Festlande gelangt. Dazu kommt die ungeheure Entwicklungsfähigkeit des an landschaftlichen Schönheiten so reichen Landes auf dem Gebiete des Touristenverkehrs. Aus klimatischen Gründen besitzt zwar Norwegen vielleicht nicht die Entwicklungsmöglichkeiten wie manche südlichere Touristenländer. Aber es gibt doch immer einen gewissen Anhalt, wenn man hört, daß die im Schweizer Hotelgewerbe investierten Kapitalien heute auf rund 1 Milliarde Fr., die Gesamtheit der in der schweizerischen Fremdenindustrie angelegten Werte aber auf rund 4 Milliarden Fr. angenommen werden, und daß allein die schweizerische Post-, Telegraphen- und Telephonverwaltung aus dem Fremdenverkehr jährlich rund 20 Millionen Fr. ziehen soll. Kann man über Fehmarn in 11 Stunden von Hamburg nach Gothenburg, also in rund 18 Stunden nach Christiania fahren, so entspricht dies ungefähr der Reisezeit von Hamburg nach Zürich. Wie stark dies den Touristenverkehr mit Norwegen beleben muß, ist ohne weiteres ersichtlich. In Norwegen bringt man deshalb überall der Fehmarnroute das lebhafteste Interesse entgegen.

In Schweden wird für den von Norden nach Süden gerichteten Verkehr die Saßnitz-Trelleborg-Route, ebenso wie die Warnemünde-Gjedserroute für Dänemark immer ihre große Bedeutung behalten. Der Verkehr auf jener Route wächst bekanntlich so enorm, daß Schweden sehr bald vor der Frage stehen wird, ob es nicht zweckmäßiger ist, diesen Verkehr zu teilen. Eine so angesehene Zeitung, wie das Stockholmer „Aftonbladet“ hat unter richtiger Würdigung dieser Verhältnisse denn auch schon aus ihrer Sympathie für die Fehmarnroute kein Hehl gemacht.

Digitized by Google

Hier und in anderen Blättern ist überzeugend klargelegt worden: Man könne zwar von der Staatsbahnverwaltung wie von den meisten anderen Instituten kaum erwarten, daß sie sich selber reformierten; aber es ginge doch nicht an, die fiskalischen Interessen der Bahn mit den wirtschaftlichen Interessen des Landes zu identifizieren; eine wie mit dem Lineal gezogene Bahnverbindung Hamburg-Fehmarn-Stockholm müsse sich deshalb, ungeachtet kurzsichtiger fiskalischer Widerstände, von selber durchsetzen. Diese von angesehenen Männern Schwedens vertretene Ansicht ist zweifellos richtig. Sie wird früher oder später die herrschende sein, nicht nur in Westschweden (also in Helsingborg, Gothenburg usw., wo die Sympathien natürlich schon heute wesentlich stärker sind), sondern auch in den östlichen Landesteilen. Am Zustandekommen der Fehmarnlinie ist Schweden ja ohnehin nicht beteiligt. Kommt sie aber zustande, so wird die Herstellung der erforderlichen Anschlüsse nach Stockholm und Gothenburg schon ohne weiteres von der öffentlichen Meinung in Schweden erzwungen werden, da sich der Geschäfts- und Touristenverkehr Reiseverkürzungen von 5—6½ Stunden selbstverständlich niemals entgehen lassen kann.

Wir ersehen hiernach: es sind äußerst starke natürliche Kräfte vorhanden, die hinter der Fehmarnroute stehen, und die ihr deshalb früher oder später zum Durchbruch verhelfen müssen! Wenn das von dem Glückstädter Ingenieur Kröhncke schon im Jahre 1865 vorgelegte erste Fehmarnbahnprojekt trotz der im Jahre darauf erteilten dänischen Staatskonzession damals nicht zur Ausführung gelangt ist, so hatte dies besondere Gründe. Politische Wirren und der nach der Reichsgründung stark sich entwickelnde Verkehr mit der Reichshauptstadt haben jenes Projekt damals in den Hintergrund treten lassen. Heute aber ist das Bedürfnis zur Herstellung der Fehmarnbahn im Interesse des enorm gewachsenen westlichen Verkehrs unabweisbar.

Denn zwischen Deutschland und den drei skandinavischen Ländern, die sich länger hinstrecken als die ganze deutsche Ostseeküste, ist eine Konzentration des Verkehrs, ähnlich wie zwischen England und dem Festlande, aus geographischen Gründen selbstverständlich niemals möglich. Hier werden zum mindesten immer zwei große Verkehrsrichtungen ihr Recht beanspruchen. Von diesen beiden geht aber die eine aus natürlichen Gründen über Fehmarn. In den letzten Jahrzehnten ist kaum eine Bahn in Deutschland gebaut worden, die ähnliche Reiseverkürzungen zur Folge gehabt hätte, wie sie die Fehmarnbahn verspricht. Die Fehmarnbahn erfordert im übrigen verhältnismäßig geringe Baumittel, die deutscherseits von dem eisenbahnsachverständigen Berater des Komitees, und zwar durchaus vorsichtig (was gegenüber unbegründeten Behauptungen gewisser Gegner des Projektes ausdrücklich festgestellt werden muß!) auf nur 16½ Millionen Mark veranschlagt worden sind. Bei Lage der geschilderten Verhältnisse ist deshalb auf Grund der Darlegungen der Komiteedenkschrift auch an der Rentabilität der Fehmarnlinie nicht zu zweifeln, wiewohl an und für sich bei der Beurteilung eines so wichtigen Verkehrsprojektes die volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkte natürlich im Vordergrunde stehen müßten. Man wird daher,

Digitized by Google

keineswegs nur im Interesse der Hansestädte, sondern im wohlverstandenen Interesse des ganzen westlichen Deutschlands, der bestimmten Erwartung Ausdruck geben dürfen, daß die Fehmarnroute bei der preußischen Eisenbahnverwaltung sowohl wie in den gesetzgebenden Körperschaften Preußens recht bald — unter Zurückstellung aller halben 'und deshalb von vornherein untauglichen Projekte — dasjenige Verständnis und diejenige praktische Förderung finden mögen, die ihr als einer internationalen Landroute ersten Ranges fraglos zukommen!

DIE AUSBILDUNG UNSERER OFFIZIERE UND RESERVEOFFIZIERE

Von allen Seiten werden Rufe laut nach besserer geistiger Weiterbildung unserer aktiven Offiziere. Was geschieht zur Zeit dafür? Beginnen wir mit den beiden vornehmsten Instituten, der Kriegsakademie und der militärtechnischen Akademie. Die Dienstordnung der Kriegsakademie sagt: „Die Kriegsakademie hat die Aufgabe, eine Anzahl dazu befähigter Offiziere aller Truppengattungen in die höheren Zweige der Kriegswissenschaften einzuführen und so ihr militärisches Wissen zu vertiefen und zu erweitern, ihr militärisches Urteil zu klären und zu schärfen. Neben dieser unmittelbaren Berufsbildung soll ein tieferes Eindringen in einzelne Fächer der allgemeinen Wissenschaften angestrebt und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch einiger neuerer Fremdsprachen erzielt werden."

Das ist gut gedacht, aber auch nur eben gedacht. In Wirklichkeit ist von einem tieferen Eindringen in einzelne Fächer der allgemeinen Wissenschaften, ja auch von einer Einführung in die höheren Zweige de Kriegswissenschaften keine Rede; die Anstalt ist vielmehr, was sie gerade nicht sein will: ein Spezialinstitut zur Heranbildung von Generalstabsoffizieren. Das liegt im System: der die Anstalt beherrschende Gedanke ist: Wer wird im Anschluß an den Besuch der Kriegsakademie zum Generalstab kommandiert werden? Das ist einzig und allein abhängig von den Leistungen in Taktik und allenfalls Kriegsgeschichte. Alle übrigen Fächer, militärwissenschaftliche wie allgemein wissenschaftliche, Waffenlehre, Befestigungslehre, Festungskrieg, Feldkunde und Aufnehmen, Seekriegslehre, Militärrecht, Militärgesundheitspflege, Geschichte, Erdkunde, Physik, Staatsverwaltung, Staats- und Völkerrecht, Mathematik, Sprachen, treten ganz in den Hintergrund. Was darin geleistet wird, hat auf die Kommandierung oder Nichtkommandierung zum Generalstab keinen Einfluß; folglich werden diese Fächer gerade von den strebsamen Offizieren, d. h. den dem Generalstab zustrebenden, links liegen gelassen.

In einem nicht so schlimmen Mißverhältnis stehen Absicht und Wirklichkeit bei der militärtechnischen Akademie. Sie soll „Offizieren aller Waffen die Gelegenheit zur wissenschaftlichen Ausbildung im Waffen-, Ingenieur- und Verkehrswesen, sowie den Offizieren der Fußartillerie, des

Digitized by Google

Ingenieur- und Pionierkorps und der Verkehrstruppen die Berufsbildung gewähren. Zugleich soll sie eine Pflegestätte der militärtechnischen Wissenschaften sein".

Die Grenzen sind hier also von vornherein enger gezogen, die systematische Durchbildung innerhalb dieser Grenzen kann dafür auch gründlicher sein. Nur kommt das der Gesamtheit wenig zu statten: ein großer Teil der Besucher der Akademie benutzt die erworbenen Kenntnisse, um sich später einem anderen, technischen, Berufe zuzuwenden; ein anderer beträchtlicher Teil findet Verwendung bei rein technischen Militärbehörden, Artillerie-Prüfungskommission, Gewehr-Prüfungskommission, Infanterie-Schießschule usw. Beide Militärakademien können also nicht den Anspruch erheben, zur Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus der Offiziere des Heeres beizutragen; dazu ist außerdem schon die Zahl der Besucher viel zu gering.

Ist denn aber eine höhere Bildung des Durchschnittsoffiziers überhaupt wünschenswert? Würde sie nicht dazu beitragen, ihn die engen Grenzen seines Betätigungsfeldes schärfer erkennen zu lassen, ihn unzufrieden machen? Ist nicht Wissen ganz belanglos für seinen vorwiegend praktischen Beruf? — Sicherlich ist heute, wie zu allen Zeiten, das für den Wert des Offiziers entscheidend Wichtige seine Persönlichkeit. Ein Vielwisser kann ein Nichtskönner sein und die Nur-„Schriftgelehrten" stehen mit Recht nicht hoch im Preise. Nun liegt aber doch der Schwerpunkt der Tätigkeit gerade des Durchschnittsoffiziers in seiner erzieherischen Wirksamkeit; wir sind stolz darauf, in dem Heer eine unvergleichliche Volksschule zu besitzen, die auch jeder Gebildete zu durchlaufen hat. Müssen nicht an die zum Lehramt an dieser Schule Berufenen die höchsten Anforderungen gestellt werden? Haben sie als Lehrer und Erzieher, als Beurteiler und Bewerter von Menschen aller Bildungsgrade und Berufe — die älteren auch als Bildner des Nachwuchses der Offizierskorps und als Richter — nicht größte Schärfung des Urteilsvermögens und möglichste Weitung des Gesichtskreises dringend nötig? Ist geistige Enge und einseitige Berufsbildung nicht gerade hier von größtem Übel? Man schraubt doch die Ansprüche an die geistige Höher- und Weiterbildung aller anderen Volkserzieher, einschließlich der Richter, fortgesetzt höher. Und doch duldet man es, daß jährlich eine Menge junger Leute Offiziere werden, die — um es ohne Umschweife zu sagen — zu dumm sind für einen anderen Beruf, und die sich notdürftig auf einer „Presse" die für die Offizier-Aspiranten-Prüfung nötige „Bildung" geholt haben. Und doch verlangt man noch immer nicht (außer in Bayern) die Abiturienten-Prüfung, die heute jeder Bank-, Post- und Steuerbeamte haben muß! Auch die Vorbildung der Kadetten ist doch ganz unzulänglich: die Mehrzahl tritt nach Durchlaufen der Obersekunda als Fähnrich in das Heer ein, oder nach kurzer militärwissenschaftlicher Vorbildung in der Selekta gleich als Offizier; nur ein kleiner Teil durchläuft die Prima. In einem Lebensalter also, in dem bei den jungen Leuten anderer Berufe die Vertiefung und Erweiterung der Bildung erst beginnt, ist der Offizier damit fertig. Von nun an geschieht seitens der zur Weiterbildung der Offiziere berufenen Stellen nichts mehr

Digitized by Google

dafür. Der junge Mann ist sich völlig selbst überlassen. Nur die wenigsten haben aber soviel Selbsttrieb, daß sie ohne Anleitung und Antrieb, ohne den heilsamen Zwang des „Du mußt" zur Durchführung eines wirklich fruchtbringenden Selbststudiums gelangen; dazu gehört viel Willenskraft, Zähigkeit und Reife des Urteils. So manch einer bringt die besten Anlagen, wohl auch gute Vorsätze mit, aber dienstliche, gesellschaftliche, kameradschaftliche Verpflichtungen, und nicht zuletzt das schlechte Beispiel anderer tonangebender Elemente, rotten nur zu oft alle vorhandenen Keime aus. Und dann entsteht jener üble Typus des Schwadroneurs, der alles weiß, über alles zu sprechen versteht, über alles eine abgeschlossene Meinung, nach keiner Richtung Zweifel, Bedenken oder Anfechtungen hat, der sich mit der fröhlichen Sicherheit des Ignoranten allerwärts vordrängt, im gleichen Maße an Redseligkeit wie an Verflachung stetig zunimmt und nicht von ferne ahnt, wie sehr er den ganzen Stand in Verruf bringt.

Bis zu einem gewissen Grade einen Ersatz für die mangelnde allgemeine Bildung könnte eine tüchtige wissenschaftliche Berufsbildung bieten. Die Kriegswissenschaft ist heute so weitverzweigt und jedes einzelne ihrer Gebiete so umfangreich, daß es eines jahrelangen gründlichen Studiums bedarf, um auf den vielen Haupt- und Nebengebieten zu einem auf Kenntnissen fußenden selbständigen Urteil zu gelangen. Es kommt ja für die Schulung der Urteilsfähigkeit schließlich weniger darauf an, was man treibt, als daß man etwas gründlich und systematisch betreibt.

Aber auch in dieser Richtung geschieht für den Durchschnittsoffizier so gut wie gar nichts. Der Kriegsschule, auf der der angehende Offizier nach nur sechsmonatigem (!) Frontdienst in das Abc der Kriegswissenschaften eingeführt wird, kann doch nur der Rang einer militärischen Klippschule zuerkannt werden; der Kursus dauert nur neun Monate und wird zuweilen noch abgekürzt! Alsdann wird der junge Mann Offizier und nun ist er auch hinsichtlich seiner militärisch-theoretischen Weiterbildung so gut wie ganz sich selbst überlassen. Denn niemand wird im Ernst behaupten wollen, daß die eine schriftliche Arbeit, die der Leutnant allwinterlich irgendwo abschreibt, oder die wenigen Vorträge und Kriegsspiele die ihm im Kasino geboten werden, eine systematische militärwissenschaftliche Weiterbildung bedeuten. Sie würden als wertvolle Einzelanregungen nur auf der Grundlage eines allgemeinen und regelmäßigen Offizier-Unterrichts einen Zweck haben. Der wäre auf die verschiedenste Weise möglich; an Vorschlägen fehlt es nicht: der eine hält regelmäßige Unterrichtskurse während des Winters regimenter- oder garnisonenweise für angebracht, der andere ist für Armeekorps-Offizierschulen, der dritte will Militär-Universitäten, der vierte Akademien mit getrennten Unterrichtskursen für Leutnants, Hauptleute und Stabsoffiziere errichtet haben, namentlich auch, um dem allgemein empfundenen Mangel unzureichender Vorbildung der Stabsoffiziere abzuhelfen; in ihren Händen in erster Linie liegt die verantwortliche Aufgabe der taktischen Weiterbildung der unterstellten Offiziere; sie sollen taktische Besprechungen, Kriegsspiele, Übungsritte abhalten, Gefechts- und Felddienstübungen leiten, Aufgaben stellen und beurteilen. Eine systematische Anleitung dazu wird dem Durchschnittsoffizier aber während seiner ganzen Dienstzeit nicht zuteil.

Digitized by Google

Auf die Einzelheiten der Vorschläge einzugehen, erübrigt sich. Wichtig ist nur die Feststellung, daß seit Jahren die Rufe nach Besserung nicht verstummen. Aber trotzdem, — und trotzdem der Wert hoher allgemeiner wie fachwissenschaftlicher Bildung für den Offizier allgemein anerkannt ist, trotzdem alle anderen Berufe in der wissenschaftlichen Höherbildung ihrer Mitglieder förmlich wetteifern, befindet sich die wissenschaftliche Ausbildung unserer Offiziere seit Jahrzehnten im Zustande völliger Stagnation. Das ist um so unverständlicher, als der zum Kriegführen nötige Apparat durch die Verwendung der Massenheere, durch die Ausgestaltung des Verkehrs- und Nachrichtenwesens, die Schwierigkeiten der Verpflegung usw. von Tag zu Tag komplizierter wird. Man wendet vielleicht ein, wir benötigten nicht lauter Strategen und der Durchschnittsoffizier brauche von der Kunst und Technik der höheren Truppenführung nichts zu verstehen. Das würde einer Einteilung der Offiziere in zwei Klassen, eine höhere und eine niedere, gleichkommen. Wir waren und sind aber doch mit gutem Recht stolz darauf, ein einheitliches, aus einem Guß bestehendes Offizierkorps zu besitzen. Aus unseren Leutnants rekrutieren sich unsere höheren Führer, und was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr. Schon für die Besetzung der Brigaden reicht die Zahl der „Generalstäbler", d. h. der Offiziere, die von früher Jugend an in der Kunst der höheren Truppenführung geübt worden sind, nicht mehr aus, sie werden also zumeist von Durchschnittsoffizieren geführt; erst recht die Regimenter. Man sagt wohl, solch kleine Truppenkörper bedeuteten im heutigen Massenkriege nicht viel. Ihre Führung bedeutet aber doch nichts weniger als die Durchführung des Willens der oberen Führung. Es ist daher keineswegs bedeutungslos, ob der Unterführer gelernt hat, im Rahmen großer Verhältnisse zu denken und zu handeln, oder ob ihm Bilder aus den Miniaturschlachten unserer Manöver als der strategischen Weisheit letzter Schluß vorschweben. Nur der Unterführer, der den im kurzen Befehl nur andeutungsweise enthaltenen Gedankengängen seines Führers zu folgen vermag, kann in seinem Sinne handeln, nur er wird mit der heilsamen Lehre von der Selbsttätigkeit der Unterführer k e i n e n Mißbrauch treiben. Auch ist es doch keineswegs bedeutungslos, ob jene Vorgesetzten, die im Frieden berufen sind, dem Nachwuchs der Offizierkorps die so dringend nötigen taktischen und kriegsgeschichtlichen Anregungen zu geben, ein durch eingehendes und systematisches Studium erworbenes selbständiges Urteil haben, oder ob sie sich in ihrem Unvermögen darauf beschränken müssen, die Beachtung der Dienstvorschriften und der formalen Liebhabereien der derzeitigen höheren Vorgesetzten zu überwachen. Die Zahl dieser Unvermögenden ist viel größer, als gewöhnlich angenommen wird.

In Frankreich mißt man der Durchbildung der Offiziere einen sehr viel höheren Wert bei, als bei uns: man hält dort einen einjährigen Frontdienst (bei uns 6 Monate) und eine zweijährige Kriegsschulausbildung (bei uns 9 Monate) des angehenden Offiziers für nötig.*) Ferner gibt es da außer den den unsrigen entsprechenden Anstalten, wie Schießschulen

*) Alle Frankreich betreffenden Angaben sind der gut orientierenden und recht lesenswerten kleinen Schrift Kasimir v. Kellers „Der französische Führer und Soldat von heute", Berlin, Eisenschmidt 1913, entnommen.

Digitized by Google

Kriegsakademie usw., bereits Kurse zur Heranbildung höherer Truppenführer, sowie „Vervollkommnungskurse für höhere Offiziere der Infanterie und Artillerie" (Stabsoffiziere und ältere Hauptleute).

Ganz außerordentlich sind die Anstrengungen, die Frankreich macht, um Mannschaften und Offiziere der Reserve auf einem hohen Stand der Ausbildung zu erhalten. Trotzdem bei uns die Übungen des Beurlaubtenstandes — dem Beispiel Frankreichs folgend — in den letzten Jahren bedeutend vermehrt worden sind, erreichen wir das französische Vorbild noch längst nicht: es übten in den letzten 10 Jahren in Frankreich rund 5 Millionen Reservisten mit 112 Millionen Übungstagen, in Deutschland nur 3 Millionen mit 40 Millionen Übungstagen; 1912 waren in Frankreich etwa 875000, in Deutschland nur etwa 500000 Reservisten zur Übung eingezogen. Es ist gegenüber den ungerechtfertigten Klagen eines Teils der Tagespresse über den unerträglich werdenden Druck unserer Militärlasten recht belehrend, diese Zahlen einmal nebeneinander zu halten.

Für die Ausbildung der Reserveoffiziere geschieht bei uns seit etwa einem Jahrzehnt viel, und es hat den Anschein, als solle noch mehr geschehen. Früher begnügte man sich mit der Ableistung der vorgeschriebenen Übungen bei der Truppe; dort fehlte es aber gerade während der Sommermonate meist an Zeit, sich eingehender mit den Leuten des Beurlaubtenstandes zu beschäftigen. Jetzt vereinigt man bereits die Reserveoffizier-Aspiranten (Unteroffiziere d. R.) armeekorpsweise auf den Truppenübungsplätzen, wo sie vier Wochen lang eine vielseitige und gründliche Ausbildung durch ältere erfahrene aktive Offiziere erhalten. Im Anschluß daran üben sie noch vier Wochen bei der Truppe. Ähnliche Kurse sind für die jüngeren sowie für die älteren, zur Beförderung heranstehenden Reserveoffiziere eingerichtet — eine Maßregel, die sich sehr gut bewährt hat. Die Heranziehung der Reserveoffiziere auch außerhalb der Übungszeiten zu Felddienstübungen, zu den Vorträgen und Kriegsspielen der aktiven Offizierkorps stößt noch auf mancherlei, besonders auch berufliche, Schwierigkeiten. Auch bei den von den Bezirkskommandos veranstalteten militärwissenschaftlichen Abendunterhaltungen der Reserveoffiziere kommt vorerst noch nicht viel heraus; man ist aber bestrebt, durch regelmäßigere und systematischere Gestaltung Wandel zu schaffen.

Trotz alledem sind uns aber auch in der Ausbildung der Reserveoffiziere die Franzosen weit voraus, vor allem schon dadurch, daß man in Frankreich keine „Einjährigen" kennt. Jedermann, welchen Standes und Berufs er auch war, diente bisher zwei Jahre. Wer die Beförderung zum Reserveoffizier erstrebte, diente zunächst ein volles Jahr bei der Truppe. Nach erfolgreicher Ablegung einer Prüfung wurden die Aspiranten dann in besonderen Ausbildungskursen für den Dienst als Zugführer vorgebildet. Die Kurse dauerten 1/2 Jahr und umfaßten ähnliche Unterrichtsfächer wie unsere Kriegsschulen. Den Abschluß bildete die Prüfung zum Reserveoffizier; wer sie bestand, tat während des letzten halben Jahres seiner Dienstzeit Dienst als Offizier. Die Vorteile einer derartig langen und gründlichen Ausbildung springen in die Augen. Sie wird noch besser durch die Einführung der bereits zum Gesetz gewordenen dreijährigen Dienstpflicht. Der Artikel 14 des Gesetzes

Digitized by Google

bestimmt:*) Alljährlich nach Ablauf einer sechsmonatigen Dienstzeit findet unter den Dienstpflichtigen eine Prüfung um Zulassung zu den Militärschulen der einzelnen Waffengattungen und des Verwaltungsdienstes statt. Nach einjähriger Dienstzeit treten die hierbei ausgewählten Mannschaften auf ein volles Jahr in diese Schulen ein; nach Verlassen der Schule werden sie als Reserve-Offiziersaspiranten bezeichnet. Im letzten Halbjahr ihres dritten Dienstjahres tun sie Dienste wie die Unterleutnants der Reserve und werden bei ihrer Entlassung zu solchen befördert — eine Ausbildung, die die militärischen Leistungen der künftigen französischen Reserveoffiziere auf die gleiche Stufe mit denen der aktiven Offiziere bringen wird und jedenfalls die Vorbildung unserer aktiven Offiziere weit überragt! Eine verhältnismäßig rasche Beförderung erhält das französische Reserve-Offizierkorps jung: der Unterleutnant d. R. erreichte seinen Dienstgrad bisher mit etwa 23 Jahren, der Hauptmann d. R. mit 34 Jahren, also mehrere Jahre früher, als bisher unsere aktiven Hauptleute!

Geradezu mustergültig ist folgende Einrichtung: Bei allen französischen Armeekorps gibt es am Sitze des Generalkommandos Ausbildungsschulen (écoles d'instruction) für die Reserveoffiziere aller Waffengattungen gemeinsam. Den Unterricht erteilen unter der Oberaufsicht des kommandierenden Generals für diesen Zweck besonders geeignete aktive Stabsoffiziere und ältere Hauptleute. Der allen Reserveoffizieren freistehende Besuch wird erleichtert durch Fahrpreisermäßigungen auf den Eisenbahnen und Gewährung von Unterstützungsgeldern. Der Unterricht findet in der Zeit vom 1. November bis 1. Juni monatlich 2—3 mal (unter Verwendung der Sonntage) statt und erstreckt sich auf applikatorische Vorträge aus der Kriegsgeschichte, Kriegsspiele, praktische Übungen im Gelände (auch mit Truppen), Vorführen von Geschützen, artilleristischen Beobachtungsmitteln, Besichtigung fortifikatorischer Einrichtungen, Vorträge über Gesundheitspflege im Felde, über den Dienst auf den rückwärtigen Verbindungen, über die militärgeographischen Verhältnisse an der französischen Ostgrenze usw. Ist ein Hörer verhindert, einem Vortrag beizuwohnen, so erhält er ihn im Umdruck zugestellt, um dem nächsten Vortrag wieder folgen zu können. Die Kurse, die sich anfangs keiner besonderen Beliebtheit erfreuten, werden jetzt schon zahlreich besucht. Die Regierung hat es verstanden, durch schnellere Beförderungen und Auszeichnungen der verschiedensten Art den Ehrgeiz und damit Interesse für die Sache zu wecken.

Es wäre zu wünschen, daß bei uns ähnliche Einrichtungen geschaffen würden, und zwar nicht nur für die Reserveoffiziere, sondern auch für die aktiven Offiziere; est ist dringend nötig!

Einst waren die Heereseinrichtungen Deutschlands vorbildlich für alle anderen Nationen. Jetzt haben wir uns langsam ans Nachmachen gewöhnt. Die Weisen im Lande sagen, es habe manches für sich, andere erst Erfahrungen (namentlich schlechte) machen zu lassen und dann erst seine Entschlüsse zu fassen. Weniger weisen Leuten will solch bedachtsames Nachhinken nicht gefallen, — sie nehmen es symptomatisch. Trux.

---

*) Vergl. Mil.-Wochenblatt 1913, Nr. 113.

Digitized by Google

KUNST UND KUNSTGESCHICHTE*)

VON G. F. HARTLAUB

Wir erleben heute das Aufblühen einer Gattung von kunstgeschichtlicher Literatur, deren Beziehung zur Kunst und zur Geschichte neu und eigenartig, aber eben darum auch schwer definierbar ist. Bücher wie Worringers „Formprobleme der Gotik", Hamanns „Impressionismus" oder wie Hausensteins neues Werk über den nackten Menschen in der bildenden Kunst sind nicht schlechthin als historische Arbeiten zu bezeichnen, obgleich ihr Gegenstand ein historischer ist. Sie scheinen mehr dem Künstler als dem Geschichtsforscher gewidmet. Das Vergangene gerät in eigentümliche Beziehung zum Heutigen, das Aktuelle in fast geheimnisvolle Wechselwirkung mit dem Gewesenen. Die Kunstgeschichte wird wieder auf die Gegenwart angewandt und man könnte glauben, daß Nietzsches gerade auf dem Felde künstlerischen Schaffens so beherzigenswertes Mahnwort vom Nachteil der Historie für das Leben bereits wieder vergessen sei.

Ist dem wirklich so? Sinkt die Kunst, die noch gestern keine höhere Tugend kannte, als das Manetsche „être de son temps", die noch eben mit einer schneidigen Lebensbejahung gegen alle Romantik, jeden Historismus zu den Waffen rief, schon wieder entkräftet in den ungeheuren Trümmerhaufen des Unwiederbringlichen zurück?

Irgend eine Art von stark geschichtlicher Gesinnung besteht ohne Frage wieder. Das lehrt nicht nur das Anwachsen dieser neuartigen, zugleich aktuellen und historischen Kunstliteratur, sondern besser noch ein Blick auf den modernen „Expressionismus" selber. Eifriger noch als die fleißigen Nachahmer der Gotik und der Renaissance im 19. Jahrhundert, schwärmerischer als die deutschen Nazarener und englischen Präraf aeliten scheinen unsere Jüngsten den endlosen Irrgarten der Vergangenheit zu durchforschen, ja, bis in die letzten Hintergründe der Geschichte, bis zu den Barbaren, den Primitiven, den Urvölkern, dringen sie vor, und der Gelehrte, der eben noch vielgeschmähte Historiker, ward ihnen heute oft zum unentbehrlichen Führer.

Ein neuer Historismus ist also da und man muß zugeben, daß er dem unlängst überwundenen manches Mal zum Verwechseln ähnlich sieht. Aber diese Ähnlichkeit verschwindet, wenn man die noch undeutliche geistige Erscheinung inniger ins Auge faßt, ja, bei der Lektüre von Büchern wie dem Hausensteinschen begreift man, daß die neue historische Leidenschaft weder romantisch noch bloß abstrakt ist, also auf keinen Fall so lebensfeindlich sein kann, wie das von Nietzsche bekämpfte geschichtliche Unwesen. Man ahnt vielmehr, daß sich auf dem Grunde unserer modernen kritisch-historischen Bewußtheit ein ganz neues lebensstarkes Bündnis mit der Geschichte schließen ließe, das fähig wäre, uns in weite Strecken der Zukunft sicher zu geleiten.

Hausenstein ist zu gleichen Teilen Künstler und Gelehrter, Historiker und Prophet, ein leidenschaftlich moderner und zugleich ein inbrünstig

*) Wilhelm Hausenstein: „Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten und Völker". München, R. Piper, 1913.


Digitized by Google

antiquarischer Geist, ein Weitestes überschauender, Fernstes verknüpfender, fortwährend im Ganzen der Geschichte und des Lebens wirkender Intellekt. Schon die Auswahl und Reihenfolge der bildlichen Beigaben seines Werkes, diese Keckheit, die Werke modernster Kunst neben Zeugen ehrwürdigsten Alters stellt, diese fast atemraubende Kombinierungsgabe, die immer neue Beziehungen, Analogien und Gleichnisse andeutet, läßt vermuten, daß hier ein starkes souveränes Verhältnis zur Vergangenheit herangewachsen ist, kein schwärmerisches Zurücksinken der Gefühle in die „besseren" Tage der Vergangenheit, kaum auch ein dekadenter Atavismus ermüdeter Nerven, der die Urgründe noch dämmernder Menschlichkeit in ein überscharfes Bewußtsein zu heben trachtet. Jede Zeit mit gesundem Kunstwuchs hat so ein souveränes Verhältnis zur Vergangenheit besessen. Das unsere freilich, wenn anders es wirklich besteht, kann nicht mehr so naiv sein, die Geschichte überhaupt zu verleugnen, oder achtlos beiseite zu schieben, wie manche frühere Epoche es getan hat, es muß etwas viel Höheres, Stärkeres, Schwereres bedeuten, ein Heldentum moderner Bewußtheit, das die ganze ungeheure Summe der Überlieferung mutig ins Auge faßt, erkennt und ehrt, und doch trotz dieses Wissens und dieser Ehrfurcht noch einen ganz unbeschwerten, urwüchsigen Willen zur Gegenwart, zum Leben, zum Schaffen aufbringt.

Allein ein bloßes Jonglieren mit Altem und Neuem, ein andeutendes Spiel mit Gleichungen, wie es Hausenstein mit seinen Bildern treibt, könnte, für sich genommen, auf die Dauer doch nur erregend wirken, nicht eigentlich anregend, nicht wertvoll. Ohne Frage muß einem wirklich produktiven Historismus ein neugefundenes Prinzip zugrunde liegen, das uns einerseits von der Geschichte entlastet, andrerseits mit ihr bereichert, das — so paradox es klingen mag — ungeschichtlich macht und geschichtlich zugleich. Hausensteins Werk möchte ein solches Prinzip geben, und die Suche danach beschäftigt noch manche andere unserer besten Köpfe. Nur wer weiß, daß das Geschehene in gewissem Sinne unwiederbringlich ist, daß keine noch so treue Nachahmung verschwundene Schönheit herstellt, vermag ein Künstler, ein Schaffender zu sein. Der Entwicklungsgedanke ist der stärkste Feind der Romantik. Hat es aber dennoch einen Sinn, daß ein Künstler in der Vergangenheit nach wahlverwandten Formen ausspähe und diese — nicht nachahmend, aber umbildend — ins Produktive verwendet, so muß auch ein innerer Grund für solche Wahlverwandschaft bestehen, muß in unserer Gegenwart etwas enthalten sein, worin sich Vergangenes wieder erzeugt. Das Dogma einer Entwicklung, die ewig neue Formen schafft, treibt als seine logische Antithese notwendig den Glauben an eine geschichtliche Wiederkehr hervor; kein erschütternderes Beispiel für diese Antithetik als der Verkünder des zukünftigen Übermenschen, der sich doch an einer berühmten Stelle des Zarathustra zur Lehre von der Wiederkehr des Gleichen bekannt hat.

Die beiden Lehren heben sich nicht auf, sondern sie ergänzen sich. Ewig neu gebiert sich nur der Stoff, der Inhalt, die äußere Form der Kultur und Kunst. Was aber wiederkehrt in der Geschichte, ist die innere Absicht, die innere Form, die Intention. Die Seele des Menschen in der Geschichte häuft einen ewig wachsenden, immer vielfältigeren Vorstellungs-

Digitized by Google

stoff auf, aber der Grundriß, auf dem sich dieses immer wieder zertrümmerte, immer auf Trümmern (und mit ihnen) neu errichtete Gebäude der Kulturen erhebt, bleibt doch stets dasselbe, beschränkt sich jedenfalls auf wenige Grundrißmöglichkeiten, die sich nach dem Gesetz der psychischen Reaktion in ewigem, ehernem Rhythmus ablösen.

Darum ist es möglich, zwischen früh-mittelalterlicher Kunst und Kultur und früh-griechischer, zwischen den spät-antiken, den spät-mittelalterlichen und den Stilformen des sogenannten Barocks eine Parallele herzustellen, die sich durchführen läßt trotz der himmelweiten Verschiedenheit der Kulturinhalte jener Epochen. Darum hat es einen Sinn, auch unsere neueste Kunstentwicklung dem vollen Licht geschichtlicher Vergleichung auszusetzen, darum ist es auch nicht aussichtslos, in dem instinktiven Zurückgreifen unserer Künstler etwa auf die Primitiven oder auf die Gothik das Gesetzmäßige zu erkennen. Ja, der Geschichtsschreiber kann dem Künstler in seinem unsicheren Tasten eine Rechtfertigung zuteil werden lassen, deren dieser heute einer verständnislosen Menge gegenüber nur allzusehr bedarf.

Hausenstein sucht jene gleichbleibende Basis des Geschehens in dem Rhythmus sozial-wirtschaftlicher Verhältnisse, andere mögen sie nach ihrer Weltanschauung in der sozial-psychischen Schicht zu finden vermeinen. Auf jeden Fall lösen sich „organische" und „kritische" Wirtschaftsperioden, feudale und liberale Verfassungen, befangene und unbefangene Geisteszustände, archaische und barocke Kunstformen ab, und sie alle stehen zueinander in einem gesetzmäßigen Verhältnis, einerlei, welches von diesen Gegensatzpaaren die eigentliche Grundtatsache abgibt. Diese Abfolgen sind es, die ewig wiederkehren, mögen sie auch unter der immer verwickelteren Verschränkung der nur geschichtlichen Inhalte immer schwieriger zu entdecken sein. Sie sind es, die uns erlauben, an jedem Punkte der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuschauen, angewandte Kunstgeschichte zu treiben, die nicht Leben tötet, sondern Leben stützt und kräftigt.

Geschichte, wie sie Hausenstein treibt, macht frei. Das ist das erste und letzte und jedenfalls auch das beste, was sich von seinem Werk sagen läßt. Und damit ist auch anerkannt, daß er ein überaus kenntnisreicher und doch frei gestaltender Geist ist. Mag sein, daß nicht alle Angaben im einzelnen genügend fundamentiert sind, hier ist es wichtiger zu betonen, daß seine Arbeit an gültigen Erkenntnissen und Formulierungen reich, ja überreich ist. Wenn hier Mängel sind, so können es nur Mängel aus der Fülle sein. Das allzu beziehungsreiche Denken Hausensteins gibt seinem Stil zu oft etwas Schlagwortartiges, Abgekürztes, leiht manchen Sätzen geradezu den Anschein einer Geheimsprache, die nur der Eingeweihte versteht. Daß es ihm gelingen möge, hier künftig Klärung zu schaffen, inneren Glanz dem Worte zu verleihen statt äußeren Schliffs, breitere, sinnlichere, nicht so spitze Fassung dem Gedanken zu geben, — das sind noch Wünsche, mit denen uns Hausensteins Buch entläßt, die uns aber zugleich voller Spannung nach dem nächsten Werke des Autors hinschauen lassen, von dessen weiterer Entwicklung sich jeder Einsichtige das Höchste und Beste versprechen muß.

Digitized by Google

DIE ENTTÄUSCHUNGEN VON HELLERAU

VON S. D. GALLWITZ

Es begab sich im Oktober dieses Jahres, daß von allen Enden und Grenzen unseres Vaterlandes aus eine Wallfahrt nach Hellerau geschah. Der sattgoldene Glanz sonnigen Spätherbstes leuchtete diesen Tagen und verklärte als ein übriges die Stimmung der Zureisenden; einte sich harmonisch mit ihren Gedanken und Hoffnungen. Denn man hatte sich bereitet, etwas Großes entgegenzunehmen; das Claudelspiel wollte uns auf einen Ausblick in ein Neuland dramatischer und szenischer Kunst führen ... Die Tage sind vergangen und wie ein grauer Nebel von Ernüchterung und Enttäuschung sind die Stimmen, aus welchen sich die öffentliche Meinung krystallisiert, über die Erlebnisse dort hingegangen. Verschüttet die Hoffnungen durch die Proklamierung eines großen Fiaskos; gestempelt zu einer Theaterangelegenheit wie viele andere auch, was wir als ein Stück von Kunst der Zukunft dort empfingen und verstanden.

Aus dem, was die kritischen Stimmen vorbrachten, wurde einem klar, daß hier Mißverständnisse vorlagen und daß an dem Eigentlichen vorbeigeredet wurde. Die Frage ist: was hat man in diesen Oktobertagen gesucht und zu finden gedacht?

Die vorbereitenden Ausführungen und Hinweise Wolf Dohrns konnten über die Erwartungen, zu denen wir berechtigt waren, keinen Zweifel und Irrtum zulassen. Wir wurden nicht zu einer Sonderpremière im Sinne eines sensationellen Eindruckes geladen; man versprach uns garnichts. Mittun sollten wir bei der Erprobung neuer szenischer Probleme, den materialechten Resonanzboden eines künstlerisch ernsthaften Publikums sollten wir abgeben, den es in unsern Großstadttheaterpremièren nicht gibt und nicht geben kann.

Eine innerliche Berufung zu den dramatischen Darbietungen Helleraus hatten zudem nur diejenigen unter uns, denen die Schaubühne von heute auch in ihren größten Vollkommenheiten doch immer noch ein Problem bleibt und ihr Stil ein Versagen vor dem großen dramatischen Kunstwerk. Denen auch der theatergeniale Reinhardt nur der höchste Grad einer ihrem Wesen nach nicht hochstehenden Bühnenkunst ist; groß nur in einer Zeitgemäßheit, über die hinauszuwachsen wir uns anschicken.

Man mußte in Hellerau imstande sein, alle Voraussetzungen von sich abzutun; die Fäden zu zerschneiden, die unsere Vorstellungen mit der Schaubühne von heute verknüpfen. Es war nicht gar schwer, das zwischen den Zeilen der Hinweise auf die Claudelaufführung herauszulesen. Der Ernst und die Eindeutigkeit dieser Situation wurde dann freilich abgeschwächt durch die irreführende Inszenierung des äußerlichen Betriebes, die Art des Billetthandels, der Agenten, der Reklame. Es konnte angesichts dessen nicht Verwunderung erregen, daß viele premièrenlüsterne Besucher, solche, die überall dabeigewesen sein müssen, damit angezogen wurden, und daß deren ganz naturgemäße Enttäuschungen verhängnisvolle Kreise zogen und zu Hemmungen der Aufnahme wurden.

Digitized by Google

Paul Claudels „Verkündigung“ ist in der Meinung der Claudelgemeinde durch die Wiedergabe in Hellerau von einem Kothurn gestürzt worden. Reinhardt wird das Legendenspiel noch vor Weihnachten in Berlin durch alle Zauber seiner szenischen Raffinements rehabilitieren; man hat erkannt, daß der Darstellung dieser Dichtung nur auf dem Wege, etwa auf einem Nebenwege der Illusionsbühne nahe zu kommen ist.

Können durch solche Erkenntnisse die ästhetischen Absichten und Wirkungen Helleraus gerichtet werden? War es denn an dem, daß wir hingingen nur grade um die „Verkündigung“ szenisch lebendig werden zu sehen?! Allen denjenigen, die getreu einer liebenswerten wirklichkeitsfremden Art unseres deutschen Wesens, das überall in die Erscheinungen die eigene Tiefe hineinzutragen liebt, in Claudels Werk das große Drama der Zukunft sahen, muß die Tatsache der Übergabe der „Verkündigung“ an Reinhardt und an Berlin zu denken geben. Was wird daraus bewiesen sein, wenn es dort erst in allem Glanz seiner gothischen Mystik zu wahrem Leben ersteht? Vor allem das Eine: daß dieses schönliniege Sprachkunstwerk in den Forderungen seines Darstellungsstiles nichts Zukünftiges zu entflammen vermag, daß es vielmehr gebieterisch nach absoluter Zeitgemäßheit der Ausdrucksform verlangt.

Wir waren nach Hellerau gegangen, um an der „Verkündigung“ als an dem gemutmaßten besten Objekt neue szenische Möglichkeiten des Dramas überhaupt, vielleicht auch nur Andeutungen kennen zu lernen. Man hatte uns keine Musteraufführung versprochen; woher also die große und teilweise beleidigte Enttäuschung?

Für die breite Öffentlichkeit stellt sich das Ergebnis des Hellerauer Claudelspieles einzig so dar, daß die Aufführung der „Verkündigung“ ein großes Fiasko bei der gesamten Berufskritik gemacht habe. Und so war es auch. Klar wurde: es ist gefährlich ein Kritiker, d. h. immer maßgebend zu sein, immer das Fertige zu sehen und Fertiggeprägtes wiederzugeben, es werden dabei nur zu leicht die Schwingen der Phantasie gelähmt; man wird nicht mehr über die Grenzen des Gegenwärtigen und zu den Gestaden der Zukunft getragen, man vermag nicht mehr fern von allen Wirklichkeiten zu träumen und mitzuarbeiten an jener geheimnisvollen Atmosphäre, die zur Lebensluft für alle zukünftige Schaffenden und Großen wird. Man wird zum Hemmschuh für alles, was nicht im Zeitgemäßen sich erschöpft, wenn man nur mehr das Fix und Fertige, nicht mehr die Möglichkeiten zu sehen vermag.

Dann und wann gibt es einmal Gedächtnisjahre, die der zunftgemäßen Kritik gelten, nicht zu ihren Ehren, sondern zu ihren Unehren. Das Wagnerjahr, von dem wir herkommen, war ein solches. Mit den Erinnerungen an das Lebenswerk und den Lebenskampf dieses Revolutionärs der Tonkunst wachten auch jene andern auf, die ein bleibendes und unrühmliches Zeugnis für das Versagen der Musikhistoriker und Musikästheten seiner Zeit gewesen sind . . . . . Bayreuth und Hellerau können nur dann nebeneinander genannt werden, wenn man zu gleicher Zeit auch den großen Abstand in der Bedeutung dessen ermißt, was Richard Wagner in seinen echten Musikdramen an Neuem gab und was man im

Digitized by Google

Hellerauer Festsaal zu Gestalt bringen möchte. Aber doch sind da Parallelen der Richtungen. Richard Wagner befreite durch die Art seines Tondichtens das Innerlichste, kaum noch Greifbare einer Handlung und der szenische Stil von Hellerau hat sich gesetzt die Musik des dramatischen Dichtwerkes, die wir in den Jahren des Naturialismus nicht zum Klingen zu bringen vermochten, alle diese zartesten Untertöne der sinnfälligen Eindrücke, zu beleben. Auch die Begründungen der kritischen Ablehnung zeigen auffallende Gleichheiten dort und hier. Mangel an Phantasie und Leben, sterile Talentlosigkeit und Langeweile ist der Tristanmusik und wird der Hellerauer Inszenierung zugesprochen. In beiden Fällen eine Unfähigkeit, der spannenden gefälligen Äußerlichkeiten zu Gunsten des Wesentlichen, des Innerlichen zu entraten. Die ästhetische Welt um Richard Wagner lag im Bann der glänzenden musikalischen Theatraliker der Oper; die von heute kommt nicht los von den Bezauberungen der Illusionsbühne, ihren Eindrücken durch Wirklichkeitstreue.

Alles Ablehnende über die Hellerauer Spielart ist zu erschöpfen in dem einen: es war zu früh damit. Verfrüht, im Sinne von Unfertigkeiten, war die Aufführung nach der Seite der Bühnentechnischen hin; bei der dort angestrebten Vereinfachung zur abstrakten Momumentalität geht es um ein Alles oder Nichts und das Vollkommene deckt sich mit dem nur grade eben Gelungenen. Verfrüht (vielleicht um Jahre!), hinsichtlich der zu Gebote stehenden Schauspieler von heute, den Kindern des Naturalismus; erst ein Geschlecht, daß die Seele einer Dichtung auch in Linie und Farbe des Sprachlichen herauszustellen vermag und die Geste sich nicht im Realismus erschöpfen läßt, wird uns im Rahmen des Hellerauer szenischen Stiles das große dramatische Kunstwerk so geben, wie wir es empfangen möchten . . . . . Verfrüht endlich auch dem Heute und allen nur Heutigen gegenüber.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Digitized by Google

EINGEGANGENE BÜCHER.

Oscar A. H. Schmitz: Das Land der Wirklichkeit.
Georg Müller, Verlag, München.

Oscar A. H. Schmitz: Das Land ohne Musik.
Georg Müller, Verlag, München.

Sophus Bauditz: Der alte Hauptmann. Roman.
Richard Hermes, Verlag, Hamburg.

Marie Pauline Thorbecke: Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerun-Reise.
E. S. Mittler & Sohn, Verlag, Berlin.

Konrad Cosack: Burg Hoym. Drei Erzählungen.
Albert Ahn, Verlag, Bonn.

Karl Larsen: Die in die Fremde zogen.
Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Ludwig Jerrmann: Claribelle Lafitte.
Richard Hermes, Verlag, Hamburg.

Manfred Eimer: Heldensöhne. Erzählung aus dem Lande der Schwarzen Berge.
K. Thienemann, Verlag, Stuttgart.

Wilhelm Kosch: Das Deutsche Theater und Drama im 19. Jahrhundert.
Verlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig.

Ditleff von Zeppelin: Tagebuch der Liebe.
Richard Hermes, Verlag, Hamburg.

Das Kinobuch.
Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

A. Spring: Fritz Martens erste Seereise.
A. Thienemann, Verlag, Stuttgart.

Lothar Brieger: Liebesspiele.
Dr. Basch & Co., Verlag, Berlin-Wilmersdorf.

Gesundbrunnen. Kalender des Dürerbundes.
Georg D. W. Callweg, Verlag, München.

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer" von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer" veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

Digitized by Google

DIE GESCHICHTE VON DEN VERLORENEN NERVEN

Jedes Zeitalter hat seine besondere Form der Empfindung. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fühlte mit dem Herzen, die zweite mit dem Verstande, das 20. Jahrhundert aber empfindet mit den Nerven. Es ist, als sei die Welt ganz plötzlich doppelt so groß geworden. Die Vorherrschaft der Stadt und ihrer Industrie hat die Geräusche vervielfacht, unser Hirn hat so unendlich mehr Arbeit schöpferischer Art aufgeladen bekommen, daß es zum Aufnehmen gar keine Zeit mehr aufbringen kann. Diese ganze Aufgabe ist also den Nerven zugefallen, welche das Gewonnene ihrerseits an das Gehirn weitergeben. Damit hat sich unser ganzes Leben, damit hat sich ebenso unsere ganze Kunst völlig verändert. Sie stehen ganz und gar auf den Nerven, unser schaffender Kopf horcht fortwährend scharf gespannt auf das, was ihm die Nerven sagen; das Leben und die Kunst erhalten ihre Nuancen, ja selbst die ihre Wesensart bestimmenden Faktoren von den Nerven.

So ist es gekommen, daß wir modernen Menschen unsere Nerven „zu fühlen begonnen haben", daß wir, ein ganz neuer Menschheitstypus, Nervenmenschen geworden sind. Da man viel Nerven hat, aber nur ein Herz, aber nur einen Kopf, genießen wir den Vorzug, daß wir unendlich eindrucksfähiger sind als unsere Vorfahren, daß unsere Eindrücke unendlich vielseitiger, wechselnder, zahlreicher sind. Jedoch der Grieche warnte nicht umsonst vor dem Neide der Götter. Unsere Vorzüge bergen zugleich eine neue große Gefahr in sich: die Nervosität, die schwere Krankheit des 20. Jahrhunderts. Wenn wir heute sagen: „Wir haben Nerven," so wollen wir damit ein Leiden an den Nerven ausdrücken. Ein Leiden, das nicht zum geringsten Teile eine Geschichte der Reizmittel ist.

Die Geschichte des Menschengeistes ist mit der Geschichte der Reizmittel eng verknüpft, ohne sie ist intensive Tätigkeit gar nicht denkbar. Sie sind der beste Freund des arbeitenden Menschen, aber sie sind ein sehr gefährlicher Freund. Kann man ihre Vorteile genießen, ohne ihren Gefahren zu unterliegen? Gibt es etwas, das die Nerven anregt, ohne sie zu reizen? Dies ist die Geschichte, die mir mein Freund William Wetton, der Dichter, von seinen verlorenen Nerven erzählte.

Wir saßen natürlich im Café, und er sagte:

— „Du hast ja Vater gekannt. Weißt, wie groß, blond, stark er war. Wenn er sich vormittags mit den Schülern und nachmittags

Digitized by Google

mit ihren Extemporalheften mattgeärgert hatte, dann ging er abends in die Kneipe, wo die Lehrer ihren Stammtisch hatten. Ich durfte oft mitgehen, besonders seit die Mutter gestorben war. Da saß er nun, müde von der Arbeit, und trank seine zehn Echte nicht anders, als wenn man Wasser trinkt. Und je mehr er trank, desto frischer und angeregter wurde er. Wie kommt es nun, daß auf mich, der ich doch ebenso Anregung brauche, das Bier so gar nicht wirkt, daß es mich eher stumpf macht, und daß am Tage nach seinem Genuß meine Nerven geradezu kaput sind?"

— „Weil wir andere Menschen sind, mein lieber Junge! Weil unsere Nerven ganz anders wie bei den Vätern nicht nur in Ausnahmefällen, sondern fortwährend angespannt sind. Weil sie etwas brauchen, das sie zugleich anregt und sich uns doch weniger fühlbar macht."

— „Da hast Du recht. Und was gibst Du mir, wenn ich Dir verrate, wie ich meine Nerven verloren habe, wie es kam, daß ich gar keine Nerven mehr habe? Gar nicht mehr nervös und doch immer angeregt bin?"

— „Ich lese Deinen nächsten Roman von Anfang bis zu Ende, lieber William, ohne ein einziges Mal zu behaupten, ich hätte diese oder jene Seite schon ganz ähnlich in Goethes „Wilhelm Meister" gelesen. Ich lade damit eine gräßliche Lüge, also eine schwere Sünde, auf mich, William!"

— „Du hast leicht scherzen, Du bist ja Kritiker, also der Stärkere. Also im Ernste, gerade von diesem Roman, der Dir in etwa zwei Wochen auf dem geehrten Redaktionstisch liegen wird, will ich reden. Der elende, Geld verdienende Banause weiß ja gar nicht, was poetisches Schaffen heißt! Ich ging wie im Fieber herum, die ganze Welt sprach zu mir in einer völlig neuen Sprache, die nur ich verstand und die ich nun den anderen Menschen in ihre Sprache übertragen sollte. Nächte über saß ich zitternd und arbeitend am Schreibtisch. Wie oft glaubte ich das göttliche Geheimnis gefaßt zu haben! Aber siehe, im wesentlichen Augenblicke „bekam ich Nerven", sie begannen zu zittern, sich fühlbar zu machen, sich zwischen mich und die ewige Idee zu drängen und die Intuition ging unausgenutzt vorüber!

Ich tat alles mögliche im Kampfe mit diesen gräßlichen Nerven. Ich rauchte, aber das Nikotin bereitete mir Kopfschmerzen, die mich überhaupt nicht arbeiten ließen. Ich bereitete mir Kaffee, und in der Tat schien es nun, als bliebe ich Sieger über die Nerven. Aber es schien nur so. Bald kehrten die Nervenzustände nur noch ärger wieder, so daß ich auch im Kaffee einen Feind erkennen mußte. Ich verzweifelte schon

Digitized by Google

Da brachte mir der Zufall, dieser reizendste aller Götter, die glückliche Lösung. Eines Tages trat ich wieder hochgradig nervös in ein Kaffeehaus und bestellte mir eine Tasse Kaffee. Der Kellner brachte ihn. Ich stürzte den braunen Saft hinunter, der sich im Geschmack in nichts von anderem Kaffee unterschied. Die gewohnte Anspannung trat ein. Ich wartete darauf, daß eine um so schlimmere Nervenreaktion folgen würde, wie gewöhnlich. Aber welches Wunder! Eine halbe Stunde, eine Stunde verging, und ich blieb angeregt und frisch. Gott sei dank, ich hatte meine Nerven verloren! Ich trank noch eine Tasse von dem wohltätigen Safte, ging nach Hause und versuchte an diesem Tage endlich das entscheidende Kapitel meines Buches zu schreiben, das mich wochenlang gequält hatte. Seitdem bin ich der glückliche Mann mit den verlorenen Nerven, denn ich bin dem neuen Getränke treu geblieben!"

— „Und wie heißt es denn?" fragte ich erregt.

Statt aller Antwort reicht mir William die Tasse hin. Ich lese darauf: „Coffeïnfreier Kaffee · KaffeeHag · Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen."

— „Und nun," drohte der Dichter mit den verlorenen Nerven scherzhaft mit dem Finger, „rechne ich zum Dank für mein Geheimnis auf eine fabelhafte Kritik; damit Du bei der Lektüre nicht nervös wirst, trinken wir hier eine Tasse „Kaffee Hag".

Georges Brummel.

KAFFEEHAG-WAPPENMARKEN.

Der dritte Bogen mit künstlerischen Siegelmarken, welche die Wappen der deutschen Städte, Flecken und Dörfer nach den Entwürfen von Professor Otto Hupp-Schleißheim darstellen, ist erschienen. Die Wappen liegen nur den Kaffee-Hag-Paketen bei.

Damit die Sammler die kleinen Kunstblätter in würdiger Weise aufbewahren können, werden im Laufe der Zeit kleine, für je eine Provinz bestimmte Sammelbücher herausgegeben, die auch textlich so ausgestattet sind, daß sie in jedem Hause als willkommener Gast begrüßt werden. Das erste Heft, welches zur Aufnahme der 69 Wappen der Provinz Ostpreußen bestimmt ist, ist soeben erschienen, zufolge der kurzen Spanne Zeit jedoch ohne die belehrenden Aufsätze. Die Sammelhefte werden auf Grund von Gutscheinen, die ebenfalls den Kaffee-Hag-Paketen beiliegen, kostenlos abgegeben.

KAFFEEHAG-WEIHNACHTSDOSE.

Die neue künstlerische Altsilberdose (Künstlerentwurf) mit 1 Pfund Kaffee Hag vorzüglicher Mischung und 8 verschiedenen Wappenmarken ist jetzt in den einschlägigen Geschäften erhältlich. Sie stellt ein vornehmes und praktisches Weihnachtsgeschenk dar. (Die beiliegende Abbildung verdient Beachtung.)

Digitized by Google

KAFFEE HAG FÜR NIERENLEIDENDE.

In der angesehenen medizinischen Zeitschrift „Archiv für Hygiene“ Band 81, Heft 1 (R. Oldenbourg, München), erschien kürzlich eine Arbeit von Professor Dr. Kakizawa aus Sendai (Japan) über die Frage: „Kommt dem coffeïnfreien Kaffee Hag eine diuretische Wirkung zu?“ Der Verfasser gelangt auf Grund der angestellten Versuche zu dem absolut einwandsfreien und für den coffeïnfreien Kaffee Hag äußerst günstigen Resultat, welches er in dem folgenden Schlußsatz festlegt:

> „Man wird also Menschen, welche die Nierenreizwirkung des echten Kaffees vermeiden müssen, den Genuß von coffeïnfreiem Kaffee ruhig empfehlen können. Er ist auf die Diurese ohne jede Wirkung.“

Interessenten stehen Sonderabdrucke dieser Arbeit zur Verfügung.

DIE „AGFA“-LITERATUR

hat eine wertvolle Bereicherung erfahren. Aus der Feder des bekannten Dr. M. Andresen, von dem schon die Broschüren „Über lichthoffreie und farbenempfindliche Platten“ sowie „Über Magnesium-Blitzlicht“ im Verlage der „Agfa“ erschienen sind, liegt eine neue Arbeit unter dem Titel „Über photographische Entwickler“ vor, welche das damit bezeichnete Gebiet in interessanter Weise behandelt. Naturgemäß schöpft Dr. Andresen, dem die Photographie verschiedene wertvolle Entwickler verdankt, aus dem Borne einer überreichen Erfahrung. Er geht in der vorliegenden Arbeit von dem Grundgedanken aus, daß zehn wesentliche Anforderungen an die photographischen Entwickler gestellt werden müssen und daß derjenige Entwickler als der wertvollste anzusehen ist, der den meisten dieser Anforderungen in möglichst vollkommener Weise gerecht wird. Von diesem Standpunkte aus sehen wir die bekannteren Entwickler Revue passieren und können uns ein anschauliches Bild von ihrem Werte für die Praxis bilden. Das instruktive, hübsch illustrierte Werkchen wird von den Photo-Händlern und von der „Agfa“ (Berlin SO. 36) gratis verabfolgt.

DAS NIEDERSACHSENBUCH

will werben für den Gedanken, dem schöpferischen Wirken des niederdeutschen Volksstammes den literarischen Mittelpunkt zu schaffen, und sammeln, was an Kräften dieses niederdeutschen Volksstammes hier und da in kulturellen, literarischen, sprachlichen Dingen zerstreut ist. Näheres geht aus der Beilage in dieser Nummer hervor.

Margarete Wolff
Gesangunterricht
Methode des gestützten schwebenden Tones
Zu sprechen zwischen 1 und 2 Uhr
Am Wall 163



SCHERL-BLÄTTER

Berliner Lokal-Anzeiger
Deutschlands größtes Nachrichtenblatt

Der Montag
Montag-Morgenausgabe des Berliner Lokal-Anzeigers und des Tags

Berliner Abend-Zeitung
mit Bildern vom Tage, das Blatt für die Leser im Reich

Der Tag
Keiner Partei dienstbar — Freies Wort jeder Partei!

Bilder vom Tage
Tägliche Sonderbeilage des Berliner Lokal-Anzeigers, des Tags und der Berliner Abend-Zeitung

Die Woche
Deutschlands beliebteste Zeitschrift

Export-Woche
Wochenschrift für die Auslandsdeutschen

Die Gartenlaube
Das Lieblingsblatt der deutschen Familie

Sport im Bild
Das Blatt der eleganten Welt

Praktischer Wegweiser
Das Blatt der Schaffensfrohen

Sport im Wort
Allgemeine Sportzeitung

Allgemeiner Wegweiser
Das Blatt der 700 000

Berliner Wohnungs-Register
Nachweis der zu vermietenden Wohnungen und Geschäftslokale

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft, Kunst, Technik. Begründet von Friedrich Althoff

Berliner Vergnügungs-Anzeiger
Berliner Vergnügen und Sehenswürdigkeiten

Scherl-Adreßbücher
BERLIN MAGDEBURG HALLE a. S. ESSEN
BRESLAU FRANKFURT a. M. LEIPZIG STETTIN

MILLIONEN-AUFLAGE

Digitized by Google



Digitized by Google



Kaffee-Handels-Akt.Ges. Bremen



Digitized by Google

Die Güldenkammer

INHALT

JANUAR 1914

4. JAHRGANG HEFT 4

Digitized by Google

D. R. P. 211 214

Mokkakocher

D. R. P. 245 512

ist die praktischste Kaffeemaschine, mit welcher jede Hausfrau einen Versuch machen sollte.



Der Apparat liefert ein klares, hocharomatisches Getränk ohne jeglichen Beutel oder Filterpapier usw. bei 30 % Kaffee-Ersparnis. In Emaille, Porzellan, Neusilber von 2/3—3 1/2 Liter in den meisten Haus- und Küchengeräte-Geschäften erhältlich; wo nicht, wende man sich an

Maschinenfabrik Bremen, G. m. b. H., Bremen.

Für Außen- wie Innenphotographie in den Wintermonaten zweckmäßig:

„Agfa"-PHOTOMATERIAL!

„Agfa"-**Platten:** „Agfa Extrarapid" „Agfa Special" „Isolar" „Isorapid"

„Agfa"-**Filmpacks**

„Agfa"-**Entwickler**

„Agfa"-**Hilfsmittel**

„Agfa"-**Blitzlichtartikel**

Lesen Sie:

„Über lichthoffreie und farbenempfindliche Platten"
„Über photographische Entwickler"
„Über Magnesium Blitzlicht"
von Dr. M. Andresen

Hochinteressante Broschüren mit ausgezeichneten Illustrationen

GRATIS! durch Photohändler oder durch die „Agfa": **GRATIS!**

ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION, BERLIN SO. 36

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer“ von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer“ veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

Digitized by Google



HOFBUCHDRUCKEREI H. M. HAUSCHILD, BREMEN

APARTE DRUCKSACHEN

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / G. F. HARTLAUB / HERMANN SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 4 JANUAR 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Das elsaß-lothringische Problem.

Von Heinz Hauphoff.

Zabern war ein Symptom. Aber eins, das besonders bösartig wucherte, weil es uns die staatsbürgerlichen negativen Annehmlichkeiten der Militärdiktatur fühlen ließ. Im Reichsland hat sie immer in der Luft gelegen, mal stärker, mal schwächer, wie das der „Rhythmus" der Germanisation so mit sich brachte. Charakteristisch für den immer latenten Gegensatz der Zivil- und Militärherrschaft bleibt wohl der arge Streit, den Fürst Chlodwig Hohenlohe um den militärischen Doppelposten vor dem Statthalterpalais führen mußte. Der Vorgänger Chlodwig Hohenlohes war der Generalfeldmarschall Edwin Manteuffel, der die Statthalterschaft mit viel militärischem Pomp besorgte. Hohenlohe besaß keinen hohen militärischen Rang, am wenigsten einen solchen, der ihm den Doppelposten gewährleistete. Allein der Schillingsfürst hatte eine feine Witterung für Imponderabilien und er ahnte ganz richtig, daß es dem Prestige der von ihm repräsentierten Zivilgewalt Abbruch tun würde, vor allem in den Augen der Straßburger, wenn der Kommandierende in Straßburg seinen Doppelposten habe, des Statthalters Türe dagegen nur von einem bürgerlichen „Portier" behütet werde. Bismarck hatte Verständnis dafür und setzte durch, daß der Doppelposten blieb, wenn auch der andere Wunsch des Schillingsfürten, die Generalsstreifen zu erhalten, nicht in Erfüllung ging. Diese Begebenheit liegt fast dreißig Jahre zurück, allein sie mutet an, als ob sie ein tagsgeschichtliches Ereignis wäre, so frisch und so unmittelbar ist ihre Wirkung. Sie ist auch nicht anekdotenhaftes Beiwerk, das man einflicht, um den Fluß der Darstellung interessant zu unterbrechen. Vielmehr dient sie dazu, den

Digitized by Google

weiten historischen und politischen Rahmen einzustellen, in welchem das Kulturproblem Elsaß-Lothringen erstehen soll. Tatsächlich ein Kulturproblem voll reicher und soziologischer Zusammenhänge, beweiskräftig auch für unsere kolonisatorischen Fähigkeiten. Wir hatten verlorene Provinzen zurückerobert und hatten dann die nicht minder schwierige Aufgabe, sie uns national wieder einzugliedern. Die Aufgabe war schwer, weil Elsaß und Lothringen rund zweihundert Jahre zu Frankreich gehörten, während eines Zeitraumes, in welchem Frankreich die Blüte seiner nationalen Kultur und seine größte Machtentfaltung erlebte. Wir kennen die Verwaltung des vorrevolutionären Frankreichs aus Toquevilles und Taines eindringenden Studien, wir wissen, daß die straffe Zentralisation auch die Eigenart bestimmter Landesteile zurechtkommen ließ, wo solche wenigstens vorhanden war. Die Revolution hat hieran nicht viel geändert, das Kaiserreich, die Restauration, das Julikönigtum und napoleonische Cäsarodemokratie auch nicht. Es ist doch charakteristisch, daß das Elsaß sein deutsches Sprachgut bewahrte; nicht minder seine eigengeartete Lebenskultur, in der sich vielerlei Elemente mischten, die ethnographisch und politisch zu werten sind. Man kann auch aus völkerpsychologischen Gründen verstehen, warum sich Elsässer und Lothringer in den Staat Ludwig XIV. und seiner Nachfolger verhältnismäßig leicht einordneten, sofern man berücksichtigt, daß Frankreich staatlich und kulturell damals ein Ganzes war, daß die französische Kultur ihren Eroberungszug durch das festländische Europa antrat, während umgekehrt das heilige römische Reich deutscher Nation, durch Religionskriege entkräftet, in schwachen Territorialstaaten auseinanderfiel, die weder nach innen noch nach außen besondere Anziehungskraft übten. Immer aber muß man betonen, daß Frankreich die Psyche des Elsasses, d. h. die der Bevölkerung germanischen Stammes, zart behandelte und sich damit begnügte, den Firnis der französischen Kultur aufzutragen, der nach außen dann die Provinzen als gallizisiert erscheinen ließ. Oder hat man vergessen, daß unsere Heere 1870 im Elsaß eine reindeutsche Bevölkerung fanden, deutsch wenigstens in ihrer Sprache und in dem Teil von Lebensgewohnheiten, das sich nicht anders als rassenmäßig bedingt erklären läßt? Diese reindeutsche Konfiguration prägte sich auch für die Folgezeit aus, so daß die statistische Untersuchung über rein- und gemischtsprachige Gemeinden, die die reichsländische Regierung 1881 veranstaltete, das bemerkenswerte Resultat ergab, daß Unterelsaß nur verschwindend wenig reinfranzösische Gemeinden besaß, noch weniger Oberelsaß, die beide auch nur einen

Digitized by Google

sehr geringen Prozentsatz gemischtsprachiger Gemeinden hatten, während nur Lothringen unter der Gesamtzahl von 752 Gemeinden 341 ausschließlich französisch sprechende besaß, ferner 30 gemischte, aber vorwiegend französiche Gemeinden. Vergleichszahlen bietet die Volkszählung von 1910, die für das Reichsland eine Bevölkerung von rund 1900000 Köpfen ergab, von denen etwa 200000 Französisch als ihre Muttersprache bezeichneten. Die Bedeutung der Statistik von 1881 liegt vornehmlich darin, daß im gleichen Jahre der Reichstag auf Antrag des Bundesrats die Verhandlungen des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen zu „öffentlichen" gestaltete, gleichzeitig auch die deutsche Verhandlungssprache obligatorisch machte. Bis 1881 tagte nämlich der Landesausschuß unter Ausschluß der Öffentlichkeit, nachdem er seit seiner Einsetzung durch kaiserlichen Erlaß vom 27. Oktober 1874 sukzessive eine bescheidene Erweiterung seiner ursprünglich sehr begrenzten Zuständigkeit gefunden hatte. In der Behandlung des Landesausschusses, in der der Statthalter staatsrechtlich völlig souverän war, bis zum Erlaß der Verfassung von 1911 spiegelt sich auch ein Stück der zaghaften und unsicheren Politik wider, mit der wir Elsaß und Lothringen seit vierzig Jahren betreut haben.

Als uns das Reichsland zufiel, hätte uns reifere Einsicht wohl gebieten oder empfehlen können, den soziologischen und kulturellen Aufbau der Bevölkerung sorgfältig zu studieren. Allein dazu reichte es bei uns um so weniger, da wir gerade im Begriff standen, die Periode staatlicher Zersplitterung abzuschließen, den geographischen Begriff Deutschland politisch und kulturell aufzufüllen. Das Reich war keineswegs eine Einheit, barg in sich so viele Gegensätze, von denen gerade die schärfsten auch die neuen Provinzen trafen, so den konfessionellen, der den Kulturkampf auslöste, was unleugbar zur Vertiefung der protestlerischen Gesinnung im Elsaß und in Lothringen beitragen mußte, zumal der Klerus die politische Führung in die Hand nahm, um sie bis heute nicht wieder abzugeben. Weiter kam in Betracht, daß selbst der divinatorische Blick Bismarcks dem reichsländischen Problem gegenüber versagte. Zunächst galten sie ja als erobertes Land, das vornehmlich die Militärs interessieren mußte, da sich nach gemeiner Anschauung der Revanchekrieg Elsaß und Lothringen als Schauplatz aussuchen werde. So waren die siebziger und achtziger Jahre im ganzen eine herbe Leidenszeit, weil in Straßburg und Berlin alles unter militärischem Sehwinkel eingestellt war, was sich äußerlich schon darin kundgab, daß das Reichsland anfangs eine oberpräsidiale

Digitized by Google

Verwaltung und Verfassung hatte, die sich in allen Dingen dem militärischen Kommando unterordnete. Die Umwandlung in die Statthalterschaft hat praktisch daran nicht viel geändert, weil eben alles von der Persönlichkeit des Statthalters abhing und abhängt, ob er der tatsächliche Regent des Landes ist oder nur eine dekorative Figur.

Man kann die Darstellung der Geschichte der Germanisation des Reichslandes zweckmäßig nur mit der Einsetzung der Statthalterschaft beginnen. Jedoch handelt es sich hier nur um die Aufzeigung des Zuständlichen und Typischen, nicht um eine Chronologie der Ereignisse. Die ist ja allgemein geläufig, wenn auch in der bequemen Vorstellung, daß in der Regierung des Reichslandes Zuckerbrot und Peitsche abgewechselt habe, wodurch die unheilvolle Konfusion von Zabern und vice versa entstanden sei. Auf eine solche kurze Formel läßt sich das Problem nicht bringen, denn hier wirken eine Reihe Faktoren mit, die jeder für sich ein Komplement darstellen, das nicht behutsam genug angefaßt werden kann. Man hat prinzipielle Fehler gemacht schon darin, daß die Verwaltung des Landes von Beginn an in nicht oder wenig geeignete Hände gelegt wurde. Als Ludwig XIV. die Provinzen vom Reiche losriß, legte er nicht Südfranzosen oder Beamte aus Bordeaux oder der Bretagne nach dem Elsaß. Die französische Verwaltung machte in ihrer Rekrutierung dem Elsaß gegenüber keine Ausnahme, weshalb sie auch nicht die Schwierigkeiten hatten, die sich sonst aus dem eigenartigen Charakter der Bevölkerung entwickeln mußten. Wir aber schickten Nord- und Süddeutsche wahllos nach dem Elsaß und nach Lothringen, erschwerten künstlich die Annäherung und Angliederung, weil es sich anfangs in fast allen Fällen nicht um dauernde Überweisung handelte. Schärfer noch trat das in der militärischen Verwaltung hervor, denn die Offiziere kamen durchweg aus dem Reich, ebenso die Rekruten, während die elsässischen Rekruten in Norddeutschland kantoniert wurden. Alles Maßregeln, die unter dem Sehwinkel dauernder militärischer Gefahr berechtigt waren, die aber doch unmöglich die protestlerische Gesinnung von Grund aus umformen konnten. So hat sich diese Gesinnung kräftig gehalten, eine geistige und politische passive Resistenz geboren, die sich vor allem bei den Reichstagswahlen äußerte. Bismarck mußte bei den Septennatswahlen 1887 erleben, daß in Elsaß und Lothringen überall Protestler gewählt wurden, weshalb er im Einvernehmen mit Chlodwig Hohenlohe die administrative Hand schwer auf die Bevölkerung niederfallen ließ. Es hatte sich also gezeigt, daß Edwin Manteuffels Taktik, die Notabeln und den hohen Klerus

Digitized by Google

zu hofieren, nichts taugte. Auf diese Idee konnte auch nur ein preußischer Junker und Offizier kommen, der im soziologischen Netzwerk seiner zuständlichen Kasten- und Standesvorurteile hängen geblieben war. Wohl versuchte Hohenlohe umzustecken, allein in Berlin hatte er mit Widerwärtigkeiten und Hindernissen zu rechnen, die verschuldeten, daß der glänzendste politische Plan Hohenlohes nicht realisiert wurde. Er ist nicht sein Eigenbau; immerhin zeugt es von nicht gewöhnlichem staatsmännischem Scharfblick, daß er ihn aufnahm. Chlodwig Hohenlohe hielt nämlich dafür, bei der Vakanz des Straßburger Bischofsitzes die Grenzen der Diözöse aufzuteilen, sie nach Baden hinauszurücken, um den Klerus des Elsasses in zuverlässigere Hände zu bekommen. Der Plan war gut, aber nur, wenn der Kandidat Hohenlohes, Franz Xaver Kraus, Bischof geworden wäre. Die Gemeinbürgschaft des Ultramontanismus hätte sich sonst als stärker erwiesen, ganz abgesehen von der systematischen Eroberung der elsässischen Klerikalen durch das Zentrum. Doch darüber wird noch in anderm Zusammenhang zu reden sein.

Das Reich, präziser Preußen, hatte sich eigentlich eine unlösbare Aufgabe vorgenommen, als es aus Mangel an Erfahrungen den alten Sundgau mit untauglichen Mitteln germanisieren wollte. Man muß wieder den weiten Horizont der historischen Entwicklung sehen, berücksichtigen, daß Deutschland als „Einheitsstaat" die Reste des Territorialsystems keineswegs abgestreift hat. Im Gegenteil, sie haben kräftige Schößlinge hervorgetrieben, ihre alte Bodenständigkeit behauptet, was Pangermanisten als Unheil, ihre historisch eingestellten Gegenfüßler als Segen betrachten mögen. Allein im Reichsland, besonders im Elsaß, war die ferne Erinnerung daran nicht verschwunden, als Glied des alten Reiches über eine Fülle territorialer Selbständigkeiten geboten zu haben. So läßt sich die Wandlung in der Psyche des Volkes kontrollieren, bis sie klar und deutlich über die Bewußtseinsschwelle tritt. Deutschland hielt seine Eroberung fest, es fuhr mit rauher Hand in die Beziehungen, die noch tausendfältig nach Frankreich hinüberleiteten, sozial, kulturell, wie sie bei der zweihundertjährigen Tradition die natürlichsten Dinge auf der Welt sind. Doch wollte man im Elsaß seine Eigenart behaupten, für die man bei den Eroberern scheinbar so wenig Verständnis fand. Auch das ist zu erklären, denn die Bevölkerung war immer noch Objekt der Gesetzgebung durch das Reich, weil man Mißbrauch von der Selbständigkeit fürchtete. Und diese wollten Elsässer und Lothringer

Digitized by Google

erreichen, um so mehr, je größer die zeitliche Distanz zu den Ereignissen wurde, die sie an Deutschland zurückgebracht hatte. Immerhin war das nur ein Notbehelf: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern konnte als Parole nur einen Sinn haben, solange die volle staatliche Selbständigkeit fehlte. Weshalb sie verwehren, nachdem der Diktaturparagraph gefallen war, als Zeichen, daß man der reichstreuen Gesinnung der Bevölkerung allgemein nicht mehr mißtraute. In einem Staate mit streng zentralisierter Verwaltung, wie Frankreich, wäre den Elsässern der Wunsch und der Wille nicht gekommen, während er in Deutschland unbedingt am Ende der Entwicklung stehen mußte, weil die staatliche Dezentralisation den Deutschen durch die stammesgeschichtliche Bildung in die Wiege gelegt ist.

Nun hat das Reichsland seine Verfassung, die allerdings nur ein Zwitter ist, denn es fehlt die völlige Unabhängigkeit und Selbständigkeit, wie sie die bundesstaatliche Einordnung voraussetzt. Indessen sind hier Imponderabilien zu respektieren, die ihre empfindsamen Stellen so gut im Reiche, als auch im Reichslande haben. Wir müssen es zunächst als Tatsache hinnehmen, daß Elsaß und Lothringen im Ablauf der vier Jahrzehnte nicht germanisiert worden sind in dem Sinne, daß sie ihr geistiges, ihr wirtschaftliches und kulturelles Gesicht völlig dem Rhein zukehrten, daß sie sich soziologisch in das Reich eingliederten. Das braucht durchaus nicht erschütternd oder nur betrüblich zu sein, da es sich vornehmlich um die Sünden von Unterlassungen und Mißgriffen handelt. Wir haben das Tempo der Germanisierung wahllos beschleunigt, nachgeholfen, ursprünglich durch den militärischen Druck, dann durch die Verwaltung, die ein ganz eigentümliches Verhältnis zu der Bevölkerung hat. Immer wirkt noch der Geist mit, der argwöhnisch beaufsichtigt, nicht voll vertraut, der sich selbst objektiviert und deshalb der Psyche des Volkes, seiner kulturellen Eigenart oft so verständnislos gegenübersteht. Und unleugbar ist, daß sich in den letzten Jahren das eine oder das andere zuungunsten der Germanisation geändert hat. Vor fünfzehn Jahren war Wetterles Journal ein kleinformatiges Wochenblatt von geringer Auflage, das, wie wir zufällig erfuhren, hauptsächlich nach Frankreich versandt wurde. Heute hat es an Einfluß, an Bedeutung und Umfang beträchtlich zugenommen, wird im Elsaß viel gelesen, viel kommentiert, trotzdem oder weil es seine oppositionelle Haltung reichlich mit Schlagschatten umgibt. Und das Wichtigste ist, die Generation, die nach 1870 geboren wurde und heranwuchs, sie pflegt vielfach die Tradition, die mit der Ein-

Digitized by Google

sargung des letzten Optanten begraben schien. Hierher gehört alles, was als Souvenir français, als Lorraine sportive, als Cercle des étudiants alsaciens-lorrains, was als die Propaganda der Nationalisten für die „Doppelkultur" im Reiche vielfach mit Staunen und Mißvergnügen beobachtet wurde. Wenn die Massenpsychologie sich zur angewandten Völkerpsychologie ausweitet, so werden wir dieser auch sonst beobachteten Erscheinung wohl näher treten, als wir das jetzt tun, wo wir uns begnügen, diesen Rückschlag rein politisch zu werten. Und dabei machen wir wieder den Unterlassungsfehler, der sich allgemein dem Reichsland gegenüber als Versäumnis nationaler Pflichten kennzeichnet. Gewiß, der Reichskanzler und die sonst zuständigen Instanzen haben Beamte dahin gesandt, die regierten und verwalteten, die kamen und gingen, die aber, von Ausnahmen abgesehen, niemals in den richtigen Kontakt mit der eingesessenen Bevölkerung gelangten. Sonst haben wir uns im Reiche wenig oder gar nicht um das Elsaß, um Lothringen gekümmert, abgesehen von den Monaten, da die Verfassungsfrage das politische Interesse aufpeitschte. Alles geht unabänderlich seinen Gang, auch die militärische Belegung, die noch immer so gehandhabt wird, als ob das Reichsland aus eben eroberten Provinzen bestünde. Man könnte hier auf den Fall Zabern exemplifizieren, doch möge der Hinweis genügen, daß er nur eine Folge des Systems ist, das die Germanisation nur im militärischen Rahmen sieht. So haben wir im Reichsland durchweg Offizierkorps, die sich aus Norddeutschen rekrutieren, deren kastenmäßig traditionelle Exklusivität in der behaglichen Lebensdemokratie besonders des Elsasses doppelte Schranken um sich herzieht. Man lebt nebeneinander, nicht miteinander, man versteht sich nicht und will sich nicht verstehen. In der Flut der Erscheinungen hat der Fall Zabern ja keine Bedeutung mehr; aber er gibt noch Vergleichsmöglichkeiten insofern, als das eine wie das andere sich nicht hätte ereignen können in einer Umwelt, in der Offiziere und Eingesessene nicht als völlig fremde Wesen aneinander vorübergehen.

Dem entspricht die innerpolitische Entwicklung des Landes. Der Klerikalismus dominiert nicht zum wenigsten deshalb, weil er partikularistisch-national ist, also unter weitem Mantel alles deckt, was die „Tradition" hochhält, was mit mehr Eigensinn als politischer Reife die staatliche Selbständigkeit ersehnt. Wohl ist der Liberalismus, nicht als engherzige Parteidoktrin, hier der notwendige Gegensatz, allein er hat ein schweres Kampffeld vor sich, weil alle Sünden und Fehler

Digitized by Google

der Regierung, soweit sie mit der Germanisationspolitik zusammenhängen, ihm angekreidet werden. Und die hauptsächlichen Sünden und Fehler resultieren daraus, daß man immer nur an den Symptomen herumkuriert, nicht den Mut hat, das grundsätzliche Fiasko einzugestehen. Deshalb können so unbeträchtliche Leute, wie die Führer der Nationalisten, diese Wetterle et tutti quanti, in Elsaß-Lothringen eine Rolle spielen, weil sie Stimmungen laut hinausrufen, deren Wirkungen stark nur im Geheimen sind. Es wäre ja um die Volkskultur kläglich bestellt, wenn diese zeitgenössischen politischen Führer die einzigen Persönlichkeiten wären, sie, die alle nur „stark" sind, sobald sie Männern gegenüberstehen, die das Terrain nicht kennen. Diese Führer allerdings haben das elsaß-lothringische Problem nicht geschaffen, können selbst dann nichts zu seiner Lösung tun, wenn sie stillschweigend zur Seite treten. Wir suchen es vielmehr darin, daß man einzig die Kultur und Eigenart des Volksganzen berücksichtigen muß, daß die Germanisation sich nicht nur nach Bedürfnissen der norddeutschen Umwelt richten soll, sondern sich mit der elsaß-lothringischen Sonderkultur heimisch einzuleben hat. Mit gewaltsamer Eindeutschung, die den staatlichen Verband sprengt, die in alle Nervenstränge unsägliche Verbitterung leiten würde, ist da erst recht nichts zu helfen, würde vielmehr Reibungsflächen von unübersehbarer Ausdehnung schaffen. Allein wir dürfen das Reichsland kulturell nicht verkümmern lassen, müssen, als Volksganzes, danach trachten, alle Strahlen der elsässischen Volkskultur nach Deutschland zu leiten, an seiner Literatur, an seiner Kunst ebenso teilnehmen, wie wir es wirtschaftlich längst umfaßt haben, was sich vor allem in der industriell-kapitalistischen Entwicklung zeigt. Und umgekehrt, aus dem Reiche alles hinübergeben, was vorhandene Beziehungen stärkt und stählt, was neue knüpft. Solche Brücken fehlen, sie zu bauen ist notwendig, ebenso, sie sehr tragfähig zu machen.

Vielleicht beginnt die neue Germanisation des Reichslandes erfolgreich an dem Tage, da wir es kulturell neu entdeckten und uns selbst damit eine Fülle von rhythmischer Kraft und von ursprünglicher Eigenart offenbarten.

Oder sollte die deutsche Kultur nicht stark genug sein, die organisch gewordene elsaß-lothringische Sonderart zu ertragen? Es ist doch ein Umbildungsprozeß im Fluß, der Zeit braucht, der indes auch durch das forcierte gallische Interesse nicht mehr unterbrochen werden kann. Das wird immer latent bleiben, wofür als Erklärung

Digitized by Google

die feine Bemerkung Gabriel Hanotaux dienen möge von der besonderen französischen Aktivität an der Ostgrenze. Seitdem Belgien aus dieser politischen Interessenzone schied, waren es Luxemburg und die Rheingrenze, auf die sich diese Aktivität konzentrierte. Nun sind es notwendig Elsaß und Lothringen, die vor 1870 niemals die umsorgten Lieblinge Mariannes waren. Dennoch können wir gelassen bleiben, moralische Eroberungen machen, auch wenn das Reichsland ein Eigenstaat wird, mit singularen Kultur- und Lebensinteressen. Die Geschichte ist ja dazu da, daß wir nichts aus ihr lernen. Immerhin hat Altengland den Fehler nicht wiederholt, den es gegenüber den nordamerikanischen Freistaaten machte. Das Kolonisieren will eben gelernt sein.

„Zwei Jahre in der verbotenen Stadt".

Von Dr. Fritz Wertheimer.

Lord Yü Keng, ein Sprosse des mandschurischen weißen Bannerkorps, war ein guter Vertreter jenes ehrlichen alten vornehmen und unverweichlichten Mandschuadels, den es einst gegeben hat, bevor in China das Wort vom „verlotterten Mandschuregime" so sehr an Boden gewann. Er war ein Mann, der für seine Zeit gebildet und, wenn man so will, modern gesinnt war. In der Taipingzeit war er Soldat und im chinesisch-japanischen Kriege Vizeminister in der Kriegsabteilung. Vielleicht hat er sich in solchen Stellungen wohler gefühlt, als später in seiner Eigenschaft als Gesandter in Japan. Im Auswärtigen Amte in Peking konnte er keine besonderen Spuren seiner Tätigkeit hinterlassen, als er dessen Präsident wurde, denn im „Tsung-li-yamen" brauchte man zu dieser Zeit nur die gute alte chinesische Staatskunst des Verschleppens und Gesichtwahrens und keinen Hauch modernen Geistes. Von 1899 an war Yü Keng dann vier Jahre lang Vertreter seiner Kaiserin in Paris und genoß dort das wenig angenehme Vergnügen aller chinesischen Diplomaten der Boxerzeit, von den Regierungen, bei denen sie beglaubigt waren, wegen der Boxerwirren recht ungnädig und schlecht behandelt zu werden. 1905 starb er. Alle seine ehrlich gemeinten Pläne zur Reform von Heer und Marine, Post und Finanzen waren gescheitert. Aber sein Geist hatte sich wenigstens in seiner Familie durchgesetzt. Seine Töchter und seine Söhne wurden in

Digitized by Google

Missionsschulen erzogen, und die Töchter genossen später in Frankreich die vornehme Konviktausbildung französischer Aristokratentöchter.

An einem regnerisch kalten Januartage des Jahres 1903 kam der Lord krank und elend mit seinem ganzen Gesandtschaftsstabe in Schanghai an, und alsbald zog er gen Tientsin. Dort vollzog er mit dem Vizekönig Yuanschikai in dem langen, feierlichen Drachengewande mit dem rötlich-schwarzen Überwurf darüber, mit der Pfauenfeder auf dem roten Korallenknopf der mandschurischen Würdenträger, im Palast der 10000 Jahre jene Zeremonie, der sich alle hohen Beamten bei ihrer Rückkehr zur Heimat unterziehen müssen. Er begrüßte die Ahnentäfelchen des Kaisers und der Kaiserin und erkundigte sich beim Vizekönig nach der Gesundheit Ihrer Majestäten. Er begab sich nach Peking, erhielt dort den erbetenen viermonatlichen Krankheitsurlaub und bezog, da sein eigenes Haus während der Boxerwirren abgebrannt war, ein Chinesenhaus, das bald vornehm und behaglich in eines jener Häuser umgebaut wurde, wie sie, halb chinesisch, halb europäisch, von vielen Fremden und vornehmen Chinesen in Peking bewohnt werden. Hier hatte einst Li Hung Tschang die Verträge mit den Fremden nach den Boxerwirren gezeichnet und seitdem hatte das Haus leergestanden, da chinesischer Volksaberglaube ungünstige Zeichen darin fand. Und im März kam der große Tag, da Prinz Tsching mit seinem Sohne den Fürsten besuchen kam und den Wunsch der Kaiserinwitwe überbrachte, die Frau des Diplomaten mit ihren beiden Töchtern am nächsten Morgen um 6 Uhr bei sich in Audienz zu sehen.

Jetzt setzt erst die eigentliche Geschichte ein, die zwei bedeutendsten Jahre im Leben der jungen Mandschutochter Der Ling kommen. An den Hof konservativster Mandschurenart kommt ein feines, zierliches Geschöpfchen, ein Kind des fernen Ostens zwar, aber französischer Bildung, mit klugen, offenen Augen, die manches zwischen den Zeilen lesen und auch hinter die dicksten Wände sehen, ohne aufdringlich und neugierig zu sein; eine Frau, der das Hofleben Spaß macht und die rasch menschliche und staatsmännische Größe zu würdigen und ehrliche Anhängerschaft von hohlem Schmeichlertum zu trennen lernt. Ein junges Wesen mit stark ausgeprägten Sympathien und Antipathien, aber mit dem Drange zu objektivster Erkenntnis und mit einer gewissen inneren Wahrheitsliebe begabt; ein Kind mandschurischen Stammes mit den guten Charaktereigenschaften des Vaters und sicherlich gewaltigem diplomatischem Geschick, anschmiegsamem und angenehmem Wesen, leise, geschickt, gewandt, treu und

Digitized by Google

zuverlässig. Vier Jahre später kehrt sie zur engen Verbindung mit westlichem Wesen und westlicher Bildung zurück und heiratet irgendeinen Amerikaner. Aber inzwischen wird sie zwei Jahre lang Hofdame am Hofe Tsuschis und wird wieder völlig Chinesin, oder richtiger gesagt Mandschurin. Nur die Augen, der Verstand, die Auffassungsgabe und der kritische Blick, die bleiben europäisch, und ihnen verdanken wir denn ein Buch mit dem Titel: „Zwei Jahre in der verbotenen Stadt", in einem plaudernden, flüssigen, guten Englisch (bei Moffat, Yard and Co., New York), das eine der glänzendsten Charakterschilderungen, eines der besten Sittengemälde darstellt, die wir wohl überhaupt von einem Hofe besitzen und das uns Blicke in die Mysterien des chinesischen kaiserlichen Haushaltes tun läßt, die uns staunen machen. Bland und Backhouse haben nach Dokumenten und nach dem ehernen Griffel der Geschichte Tsuschi als Diplomatin gezeichnet, Der Ling hat das Buch von der Frau in der Kaiserin geschrieben, eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und der Erbauung.

Mit banger Sorge kommt die in Herrscherehrfurcht erzogene Diplomatentochter am bestimmten Morgen aus ihrem Hause. Es ist drei Uhr morgens und ein scharfer Wind weht durch Pekings staubige Straßen, in stockdunkler Nacht eilen die Sänften stundenlang durch Gassen und Gäßchen. Der halbe Weg ist schon gegangen, als man erst zu den Stadttoren kommt. Schon hier offenbart sich der Kaiserin Tsuschi allumfassende Fürsorge: die sonst in der Nacht streng verschlossenen Stadttore sind schon geöffnet, der wachhabende Offizier steht salutierend da, und das junge Mädchen (das vielleicht in der Erinnerung etwas mehr gedacht haben will, als es in Wirklichkeit damals gedacht hat) wird von Gedanken bewegt, ob sie dieser gefürchteten konservativen Kaiserin wohl einiges Verständnis für modernes Wesen werde beibringen können. Die Ankunft reißt sie aus ihren Gedanken, ein Heer von hilfsbereiten Eunuchen erscheint, man steigt aus, die liebenswürdige Kaiserin hat zur besonderen Ehre gelbseidene Schirme geschickt, die drei Meter lang und 10 Meter hoch sind und beim Aussteigen um die Tragstühle herumgestellt werden, damit Unberufene diesen gewiß sehr hübschen Anblick nicht erschauen sollen. Hier also beginnt dann die rührende Sorge dieser als grausam, herzlos und kalt verschrieenen Kaiserin für ihre künftigen Schützlinge. Ein kaiserlicher Befehl bringt die Gattin Yü Kengs mit ihren beiden Töchtern in einen Empfangsraum, der mit den rötlich-schwarzen, reich geschnitzten Möbeln aus der alten Kantoner Hausindustrie ausgestattet ist und in

Digitized by Google

dem Sessel, Tische und Wände mit blauseidenen Vorhängen geschmückt sind. Und dann bringt Herr Li Lien Ying, der gestrenge und allmächtige Obereunuche, in eigener Person, noch ehe die Kaiserin sich sehen läßt, in ihrem Namen Jade-Ringe als Geschenke. Schon die Tatsache, daß dieser gefürchtetste aller Palastbeamten, von dem die kluge Der Ling später noch manche schreckliche, aber auch manche heitere Geschichte zu erzählen weiß, selbst die Damen begrüßt, zeigt, daß die Kaiserin-Witwe sich diesmal alle Mühe gibt. Und dann kommen die Besucher zu ihr selbst. Wir hören, welchen Eindruck sie macht: „Wir sahen eine alte Dame in einem prachtvollen, gelbseidenen Kleid, das mit rosenroten Pfingstrosen bestickt war. Im Haar trug sie einen ähnlichen Schmuck mit Blumen an beiden Seiten, die aus Perlen und Jade verfertigt waren, eine Perlenquaste an der linken Seite und einen wundervollen Phönix aus reinstem Jade in der Mitte. Über dem Kleide trug sie ein Cape, das schönste und kostbarste Kleidungsstück, das ich jemals sah. Es bestand aus ungefähr 3500 Perlen in der Größe eines Kanarienvogel-Auges, die alle vollkommen rund und von gleicher Farbe waren. Es war im Muster eines Fischnetzes gearbeitet und hatte eine Franse aus Jade-Hängern; zwei reine Jade-Spangen hielten es zusammen. Außerdem trug die Kaiserin zwei paar Perlen-Armbänder, ein paar Jade-Armbänder, verschiedene Jade-Ringe, und am dritten und kleinen Finger der rechten Hand goldene Fingernägel-Schützer, die ungefähr drei Zoll lang waren. An der linken Hand trug sie zwei Fingernägel-Schützer von ungefähr derselben Länge, die aus Jade gefertigt waren. Ihre Schuhe waren besetzt mit schmalen Fransen aus Perlenschnüren und bestickt mit dünnen Stückchen verschiedenfarbigen Jades." Und diese so kostbar geschmückte Dame ist liebenswürdig und gesprächig, sie lächelt freundlich und wundert sich etwas, daß die Kinder ihres Gesandten auch in der Fremde chinesische Sprache und Etikette nicht vergessen haben; wiederholt küßt sie sie auf die Wangen. Sie freut sich der Pariser Kleidung der Mädchen, ihrer Schuhe usf., und ganz gelegentlich stellt sie sie auch einem jungen Manne vor, der irgendwo herumstand, und der der eigentliche Herrscher Chinas ist, nämlich der junge Kaiser Kuangsü, der ungefähr 5 Fuß und 7 Zoll groß ist und strenge Gesichtszüge hat. (Man vergesse nicht, es war ein paar Jahre nach seinem Versuch der Selbstherrschaft und der Reformen, der mit seiner völligen Gefangenschaft und langem Siechtum endete!) Seine wundervollen schwarzen Augen, sein herber Mund, seine weißen Zähne gefallen unserer auf-

Digitized by Google

merksamen Beobachterin, und sie faßt also ihr Urteil zusammen: ein gut aussehender Mensch, dessen offizielles Lächeln nicht den trüben Ausdruck seines Gesichtes verbirgt. Dann geht es in feierlichem Zuge zur Audienzhalle. Die Kaiserin in ihrem Tragstuhle, den acht Eunuchen tragen, den Haupteunuchen zur Linken, den zweiten Eunuchen zur Rechten, vier Eunuchen vor ihr, und zwölf Eunuchen ihr folgend. Alle tragen sie kaiserliche Gebrauchsgegenstände, wie Schuhe, Tücher, Hand- und Taschentücher, Puderschachteln, Augengläser von verschiedenen Größen, Parfüms, schwarze und rote Tinte, Federn, gelbes Papier, Zigaretten, Wasserpfeifen und zuletzt den kaiserlichen gelbseidenen Stuhl. Zwei alte Dienerinnen und vier junge Mädchen vervollständigen mit allerlei Geräten diesen Zug. Das Ganze sieht aus wie ein wanderndes Frauen-Toilettezimmer. Der junge Kaiser und seine Gemahlin mit allerhand Hofdamen folgen. Und in der Audienzhalle mit ihren kostbaren, ebenholzgeschnitzten Thronsesseln und Möbeln empfängt nun die Kaiserin ihre Würdenträger, während sie ihre jungen Gäste hinter den mächtigen Holzschrein steckt, der hinter dem Thron steht, so daß sie alles von dort hören können.

Unsere kleine Diplomatin hat bald herausgefunden, daß, was Neugierde und Schwatzhaftigkeit angeht, die Damen am Pekinger Kaiserhofe sich von ihren Schwestern in der übrigen Welt kaum unterscheiden. Nur daß bei ihnen noch eine erstaunliche Unkenntnis über alles Nichtchinesische hinzukommt, die manchmal belustigend, manchmal aber auch traurig auf die mit allen Feinheiten einer Pariser Erziehung ausgestattete Autorin wirkt. Im Bezug auf Unwissenheit unterscheiden sich die Prinzessinnen und Fürstentöchter nicht von den niedersten Dienerinnen, und selbst die Kaiserin ist um wenig mehr beschlagen in fremden Sitten und Gebräuchen. Wohl aber hat sie ihre Lieblingstiere und ihre besonderen Steckenpferdchen; sie hat ihr Schoßhündchen, das „Seeotter" heißt, genau wie die allermodernsten Damen unseres heutigen Paris, London oder Berlin, und sie ist besonders raffiniert im Auskosten ihres größten Lieblingsvergnügens, des Theaters. Sofort nach der Audienz eilt sie in jene Halle, wo die Schauspieler ihrer harren. Ein fünfstöckiges, an der Vorderseite offenes Gebäude bildet das Theater, in dessen Parterre man die gewöhnlichen Stücke spielt, während der erste Stock, in Form eines Tempels, für religiöse Stücke bestimmt ist, und die drei oberen Stockwerke die Vorhänge und Kulissen halten und die Requisiten bergen. Gegenüber dem Theater gibt es als Zuschauerraum ein besonderes Gebäude für

Digitized by Google

die Kaiserin mit Glaswänden, die man im Sommer durch seidene Schirme ersetzen kann, und mit einem Schlafzimmer für eine kleine Siesta, wenn die Vorstellung zu sehr ermüdet. Denn die Kaiserin hat einen gesunden Schlaf, und das schlimmste Theatergeräusch, das doch zum chinesischen Bühnenbetrieb gehört, hindert sie nicht, ihr Nickerchen zu halten. Dem Theater gehört ihre ganze Liebe, die Eunuchen malen unter ihren Augen und auf ihre Anweisungen hin die Kulissen, sie erfindet da technische Einrichtungen und Regierequisiten ganz ohne Kenntnis fremder Gebräuche aus Eigenem heraus, die zu den modernsten Errungenschaften der westländischen Bühne gehören. Später nimmt man das Frühstück ein, die Kaiserin ißt aber vorher eine solche Menge Süßigkeiten, daß sich Der Ling wundert, wo das Übrige noch später Platz haben soll. Beim Essen darf nur die Kaiserin sitzen, alle übrigen Anwesenden haben zu stehen, und sie schärft gleich ihrer aufmerksamen Hörerin ein, das sei so Hofetikette, sie wünsche zwar nicht, daß das den Fremden bekannt würde, weil man sie wohl sonst als eine Barbarin bezeichnen würde, die ihre Hofdamen immer stehen lasse, aber sie könne die Sitte nicht ändern. Überhaupt müsse sie sich ja in Gegenwart der Fremden ganz anders geben und benehmen, damit man ihr wahres Wesen nicht erkennen könne. Die Kaiserin zeigt nach dem Mittagessen ihren Gästen noch ihren Lieblingsaufenthalt, einen Palast am See, wo sie als künftige Hofdamen wohnen sollen, dann verabschiedet sie sich von ihnen. Die drei Damen haben nun den Eunuchen noch vor der Abreise den schuldigen Tribut von 10 Taels pro Mann zu geben, man denke, das sind nahezu 30 M. Dieses Squeeze-System ist der Kaiserin wohlbekannt, sie frägt sogar ihre Eunuchen genau aus, was jeder von ihren Gästen gegeben, und wie und mit welchen Gebärden es geschah, sie benutzt sie als Aushorcher und Spione. Diese geschickten Gesellen informieren dann später auch ihre übrigen Kollegen, Minister und andere Hofbesucher natürlich gegen baares Entgelt über die Stimmungen und Äußerungen der Kaiserin.

Drei Tage später kehrt die Mutter mit den zwei Töchtern, den nunmehrigen Hofdamen, in den Sommerpalast zurück, wo sie von jetzt an für zwei Jahre leben. Nun verliert zwar das Leben etwas von seinem besonderen Reiz, und die Langeweile des Hofdienstes, die ewige Wiederholung derselben Zeremonien und Empfänge, Theatervorstellungen und Vergnügungen, das Einerlei des Alltags lassen manches von dem überwältigenden Eindruck des ersten Anblicks

Digitized by Google

verblassen. Aber es bleibt bei unserer Autorin das lebhafte Interesse für die menschliche Persönlichkeit der großen Kaiserin, sie behält eine ehrliche Liebe für ihre so oft verkannte und ihrer Ansicht nach durch die Schlechtigkeit der Eunuchen und deren Erzählungen bewußt in Peking verlästerte Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, ihre aufrichtige Anteilnahme und herzliche Zuneigung, wo sie einmal auf menschliche Offenheit und Ehrlichkeit stößt und nicht auf das ewige Palastgezänke und die Hofintrigen.

Den Beginn der Hofdamentätigkeit macht eine Audienz der Frau des russischen Gesandten, die ein Elfenbein-Minaturbild des Zaren und der Zarin als Geschenk offiziell überbringt und von der Kaiserin freundlich empfangen wird. Die Kaiserin trägt ein gelbes Brokatkostüm, bestickt mit Steckrosen und mit dem Zeichen Schu (langes Leben). Sie trägt kostbaren Juwelenschmuck und ihre große Perle in Form und Aussehen eines Eies. Nur während des auf die Audienz folgenden Essens ist sie der Sitte entsprechend nicht anwesend, läßt sich aber vom Festmahle weg Der Ling rufen und äußert sich erfreut über die guten Manieren der Russin, sie benehme sich besser als andere Europäerinnen, die wohl dächten, die Chinesen verständen es ja doch nicht besser, während in Wirklichkeit das chinesische Zeremoniell viel feiner und ausgebildeter sei als das europäische. Und nach dem Abschied der Russin versammelt die große Herrscherin ihre Hofdamen um sich, und nun wird eine Art Klatsch- und Plauderstündchen über den Gast und sein Benehmen abgehalten. Diesmal war die Kaiserin besonders zufrieden mit ihrer Dolmetscherin Der Ling und äußert ihre Unzufriedenheit mit den Missionarsdolmetschern, die manche europäische Damen sonst zu Audienzen mit sich brächten.

Allmählich gewöhnt sich das junge Mädchen an den Hofdienst. Die Eunuchen sorgen dafür, daß sie bald in alle Geheimnisse eingeweiht wird. Sie erfährt auf diesem Wege, daß der junge Kaiser von seinem Palaste aus mit der von ihm sehr geliebten Gattin nur verkehren kann, wenn er durch die Gemächer der alten Kaiserin geht, so daß er unter einer strengen Kontrolle steht, daß er aber doch soviel Festigkeit und Charakter besitzt, die ihm von der Kaiserin als Spionin zugewiesene Nebenfrau stark zu mißachten und zu vernachlässigen. Dann wohnt sie dem Lever des „Lao Fo Yeh", des großen alten Buddha, wie sich die Kaiserin gern nennen hört, bei und sieht zu, wie die alte Dame sich zuerst ihre weißseidenen Socken anzieht (sie hat der Sitte gemäß in langen weißen Hosen geschlafen!), die sie an den Knöcheln mit hübschen Bändern bindet. Wir erfahren,

Digitized by Google

daß die Kaiserin jeden Tag ihre Unterkleider, in denen sie schlief, wechselt, daß sie nach den Socken ein blaßgetupftes Hemd aus weicher Seide benutzt, einen mit Bambusblättern bestickten Umhang darüber wirft und Morgenschuhe anzieht. Dann geht sie zum Ankleidetisch und wäscht und kämmt sich. Stets müssen ihr die Hofdamen das Bett machen, weil ihr Dienerinnen und Eunuchen zu schmutzig erscheinen. Selbstverständlich aber kämmt bei festlichen Anlässen ein Eunuche ihr rabenschwarzes, prächtiges, langes und seidenweiches Haar, und der muß der eitlen alten Dame mit viel Kunst verbergen, wenn er einmal ein Haar ausgerissen hat. Die ganze große Schale ihres Zornes entlädt sich einmal auf einen Aushilfsfriseur, der ehrlich zugibt, ein paar Haare ausgerissen zu haben, und der nun verdutzt und zitternd dasteht, als sie ihm befiehlt, diese Haare wieder einzusetzen. Herr Li, der grausame Obereunuche, nimmt den Sünder dann in seine Gemächer, um ihn dort bestrafen zu lassen, und niemand erfährt, was weiter aus ihm geworden ist. Und dann lernen wir genau, wie das Bett der hohen Dame gemacht wird. Während das Bett gelüftet wird, wird die Bettstelle ausgekehrt, das reichgeschnitzte Holz wird abgewischt und poliert, ein Stück Filz wird hineingelegt; drei dicke Matratzen aus gelbem Brokat werden aufgeschichtet, die Bettücher aus verschiedenfarbigem weichen Seidenstoff folgen und dann erst kommt die Bettdecke aus dickem, sattgelbem Satin, mit goldenen Drachen und blauen Wolken bestickt. Es gibt auch noch eine ganze Anzahl anderer Überdecken aus allen Farben, die übereinandergelegt werden. Über das Ganze wird eine Art Gebälk aus reichgeschnitztem Holz gelegt, von dem kostbare Fransen und Beutel mit starken Wohlgerüchen herabhängen. Eine große Menge wundervoll bestickter Kissen werden tags über auf das Bett gelegt, aber auf einem ganz besonderen Kissen, das mit getrockneten Teeblättern gefüllt ist, schläft die hohe Frau, denn das soll für die Augen sehr gut sein. Und dann besitzt sie noch ein eigenartiges Kissen von ungefähr 12 Zoll Länge, in dessen Mitte ein Loch von ungefähr 3 Zoll Durchmesser sich befindet und das mit getrockneten Blumen gefüllt ist. Und wenn die hohe Frau in dieses Loch ihr Ohr legt, so hört sie jedes, auch das feinste Geräusch, und niemand kann ihr unbemerkt nahen. So sieht das Bett der größten Herrscherin Chinas aus, und so ängstlich und so mißtrauisch bis ins Kleinste war sie selbst!

Wir erfahren aber auch, daß die Kaiserin-Witwe, die doch zu dieser Zeit das biblische Alter schon überschritten hatte, nach dem

Digitized by Google

Waschen und Abtrocknen das Gesicht mit einer Art Glyzerin einreibt, das aus Honig und Blumenblättern verfertigt ist, und daß sie dann fleischfarbigen, stark parfümierten Puder auflegt. Sie spricht es auch selbst aus, daß sie sich gern schön kleide und auch andere gut gekleidet sehe. Schön gekleidete junge Mädchen zu sehen, mache sie selbst wieder jugendfroh und frisch, sagt sie. Sie gesteht es auch zu, daß sie gern Komplimente über ihr jugendliches und frisches Aussehen hört, sie liebt überhaupt gut angebrachte Komplimente, und der verschmitzte Obereunuch Li verdankte der geschickten Ausbeutung dieser Schwäche ein gut Teil seiner Stellung, die freilich von anderen, übelwollenden Autoren und chinesischen Pamphletisten ganz anders ausgelegt wird, nämlich daß Herr Li gar kein Eunuch gewesen sei, sondern der jüngeren Kaiserin ganz andere Dienste geleistet habe.

Die Kaiserin hat ein eigenes Zimmer zur Aufbewahrung ihrer Pretiosen, die alle jedes für sich in eigenen Ebenholzkästchen sorgsam behütet werden. Sie hat ihren Lieblingsschmuck für täglich, für Audienzzwecke, für Festtage. Sie besitzt zu einzelnen Gewändern besonders gearbeiteten Schmuck, der in Farbe und Fassung paßt. Es befinden sich ungefähr 3000 Kästchen in den Fächern an den Wänden des Raumes, und in ihrer Schatzkammer gibt es noch ein paar hundert oder tausend mehr! Denn man kennt in den Provinzen diese ihre Eitelkeit und Leidenschaft und weiß sie zu benutzen! Sie hat auch ein genaues Verzeichnis all ihrer Kostbarkeiten, der Jade-Schmetterlinge, der Korallen und Goldblumen, und auch der besonderen Schmuckstücke, die nach ihren eigenen Entwürfen und Plänen angefertigt sind. Die Zahl der Armbänder, Perlen und Ringe ist kaum zu zählen. In das Schmuckzimmer bringen die Hofdamen die vielen Dutzende von Seidengewändern, bis die hohe Herrscherin eines für den Tag ausgewählt und den dazu passenden Schmuck bezeichnet oder auch wohl ihn selbst am Spiegel ausprobiert hat. Wie weiblich mutet uns diese Schilderung des Alltagslebens der Fürstin an, die wir nur als große Herrscherin, den Fortschritt hassende, konservative und blutige, grausame Kaiserin zu kennen gewohnt sind. Und trotzdem will diese Kaiserin immer als Mann behandelt sein und ordnet an, stets so angeredet zu werden, als wäre sie wirklich einer. Muß doch der junge Kaiser Kuangsü sie Chin baba, chi hsiang, großer Vater, alles Glück mit Euch! anreden. Und das war nur eine ihrer vielen Schrullen.

Tsuschi kennt natürlich genau den gesamten Betrieb des Hofes und die Intrigenwirtschaft ihrer Palastdamen und Eunuchen, sie

Digitized by Google

lebt darin und lebt davon. Sie kennt die Schäden, aber sie beseitigt sie nicht, weil sie selbst so klug ist, Nutzen daraus zu ziehen, und weil ihre Autorität immerhin wenigstens sie selbst vor Nachteilen dieses Betriebes schützt. (In ihrem Testamente freilich steht, daß niemals mehr eine Frau den Drachenthron besteigen solle, es sei gegen das Hausgesetz und stürze die Dynastie. Wie klar sieht also Tsuschi die Gegenwart und die Zukunft!) Sie hat ja auch eine robuste Gesundheit, die sie Ärger und Enttäuschungen leicht ertragen läßt, sie hält stundenlange Audienzen aus und macht ihre langen Spaziergänge in den weiten Sommerpalastgärten zum größten Entsetzen der Hofdamen, die als vornehme Mandschurinnen ja keinen Schritt zu gehen gewöhnt sind. Freilich, die Kaiserin leistet sich auch alle kleinen Annehmlichkeiten dabei. Im Vergnügungsboot zum Beispiel, das auf dem prächtigen See zwischen Lotosblüten rudert, hat sie ihr kleines Toilettezimmer mit allen Einrichtungen der verwöhnten Dame, sie hat dort auch ihr Schlummerstübchen. Und das ganze Hofleben, das nur zum kleinen Teil den Regierungsgeschäften und zum großen Teil ihren weiblichen Vergnügungen gewidmet scheint, freut die kleine Der Ling so, daß sie sich bald nicht mehr nach Paris zurücksehnt. In Wirklichkeit denkt die merkwürdige Frau, deren erste Dienerin sie nun ist, freilich auch bei ihren scheinbaren Vergnügungen an ihre Stellung und an ihr Land. Unvermutet ruft sie sie während des Essens zu sich und frägt nach dem Eindruck, den sie auf irgendeinen fremden Besucher gemacht habe. Gewiß auch, um festzustellen, ob sie gefallen habe. Aber doch auch deshalb, um festzustellen, welche Achtung man ihr als Herrscherin entgegenbringt und um dabei Gedanken zu äußern wie den, sie glaube, man schätze China in der Welt nicht richtig ein, es werde wohl hoffentlich der Tag kommen, wo auch die Chinesen ihrer Kraft und Zahl entsprechend gebietend in der Welt auftreten könnten. Und dann bricht sie jäh das Gesprächsthema wieder ab, wäscht sich und kleidet sich um und schilt im nächsten Augenblick ihre Hofdamen- und Eunuchen-Dienerschaft kräftig aus, weil sie nicht alle schlechten Blätter sorgfältig von den Blumen des Gartens entfernt haben. Und dann widmet sie sich mit einem Eifer dem Würfelspiel, als ob es das wichtigste Regierungsgeschäft wäre. Allerdings hat sie selbst eine besondere Art des Spiels erfunden und gilt bei ihren Hofdamen als unbesiegbar im Spiele (denn nur das Gewinnen bereitet ihr Freude!). Nach zweistündigem Spiele zieht sich die Kaiserin zur Ruhe zurück, sie trinkt ihr heißes Zuckerwasser, das die Nerven beruhigen soll, und

Digitized by Google

ihre stets bereiten und vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigten Hofdamen haben ein Weilchen Ruhe vor ihr.

Die kleine in Paris zur Individualistin und Kritikerin gewordene Der Ling hat eine ehrliche Liebe für ihre Herrin, weil sie das Große und Gebietende in dieser merkwürdigen Frau am besten zu würdigen weiß. Ihr Interesse und ihre Wißbegierde, ihr angeborenes Diplomatentalent vielleicht auch, erleichtern ihr den Hofdienst und machen ihn ihr zu einem Vergnügen. Ihre Kolleginnen aber sind durchweg ungebildet und dumm, träge und uninteressant, und Klatschen ist ihr Hauptvergnügen. Ihre Furcht vor dem Haupteunuchen Li, der sie alle drangsaliert, weil er ihre Inferiorität erkannt hat und ausnützt, hält sie stets in Banden. Was Der Ling als charakteristisch für die Persönlichkeit ihrer Herrscherin hält, daß sie selbst ihre Lieblingsblumen pflegt und begießt, das hält der Hof für eine verrückte Schrulle, und er zittert vor der Laune Tsuschis, falls die Blumen vernachlässigt worden sind. Und ebensogut kann doch nach Ansicht des Hofs auch die Blumenliebe eine Laune sein, wie es andere Launen der großen Kaiserin gibt. Man denke doch nur an den großen Apparat während der Nacht: zwei junge Mädchen müssen die Beine der Kaiserin massieren, zwei alte erfahrene Damen haben diese Mädchen zu beaufsichtigen, zwei Eunuchen sind zur Überwachung der alten Frauen da, und zwei Hofdamen haben die Oberaufsicht über diesen Nachtdienst, von dem niemand während der Nacht ein Auge zutun darf! Und man weiß doch im Palast, daß der schwerste Dienst der Morgendienst ist, wenn man um 5½ Uhr und um 6 Uhr die Kaiserin wecken muß, weil sie früh geweckt werden will, aber nicht gern und rasch aufsteht und bei diesem morgendlichen Manöver höchst ungemütlich werden kann. Und muß es nicht chinesische Hofdamen aufs höchste erstaunen, daß eine so gewaltige Herrscherin ihre eigene Gemüse- und Reisfarm hat, die sie alle paar Tage besucht, um etwas im Garten zu arbeiten, selbst Gemüse mit nach Hause zu nehmen und es selbst in einer eigenen Küche zuzubereiten? Hat man Ähnliches von einer wirklichen Kaiserin in China oder anderswo schon gehört? Man hat viel mehr wirkliches Mitgefühl und Verständnis für den Kaiser Kuangsü, dessen Tragödie natürlich jedermann im Palast kennt. Er ist ein feiner Kopf, ein geborener Musiker, der jedes Instrument ohne Studium spielen kann, der leicht von Der Ling auf einem Piano in der Audienzhalle ein paar Walzer klimpern lernt, aber auch ein Politiker, der sich gern mit der gebildeten Mandschurin über seine Reformpläne

Digitized by Google

und seine Ideen unterhält, ein Mann, der sein Land liebt und sein Volk gern groß sehen möchte, der aber von Jugend auf krank war oder gemacht wurde und dessen Gefangenenschicksal auch dem Ungebildetsten und Grausamsten am Hofe nahegeht. Nur die Eunuchen sind davon auszunehmen; denn diese hassen den jungen Kaiser, weil er ihnen fest auf die Finger sieht, weil er ein ausgesprochenes Distanzgefühl ihnen gegenüber hat und ihnen nicht gestattet, ihn anzureden, ohne daß sie gefragt wären. Aus diesem Haß der schlechtesten aller Gesellen leitet Der Ling die vielen und verbreiteten Lügen in Peking über den Charakter des Kaisers her. Gewiß hat auch die Kaiserin Interesse und Liebe für das Volk. Sie hat aber weniger ehrliches Mitgefühl, als dynastisches Interesse. Sie bittet um Regen bei der Gottheit für die notleidenden Bauern, sie ordnet dreitägiges Fasten im Palast an, aber all das entspringt dem düsteren Gedangengange der Kaiserin, während es beim Kaiser aus dem Herzen des Menschen kommt.

(Schluß folgt.)

Der Neuling.

Von Philipp Keller.

Als der junge Mann sein Examen bestanden hatte, wollte er eine möglichst entfernte Universität besuchen, teils weil er die Gehässigkeiten seiner Mitschüler dem kleinstädtischen Klima zuschrieb, teils um der Aufsicht seiner Eltern zu entgehen.

Kaum befand er sich jedoch in der fremden Stadt, als seine Freunde trostlose Briefe empfingen. Seinen Eltern schrieb er nicht.

Er klagte über die großen Straßen, die Kleinheit seines Zimmers mit dem schäbigen grünen Plüschsofa; er verstand den Dialekt nicht und konnte sich z. B. mit den Postbeamten nicht verständigen, die ihn grob anfuhren. Das Geld wandte er zu unrichtiger Zeit an und die Kellner bedienten ihn geringschätzig, weil er mit zagenden Fingern das Trinkgeld hinschob und endlich ganz unsicher immer noch ein Fünferl dazulegte. Noch war er übrigens so kindlich, alles dies ernst zu nehmen und in seinem Innern zu verarbeiten.

In dem Park ärgerte er sich über die Kinder, die da schrieen, und beneidete die Hunde, die sich rasch und oft zusammenfanden.

Digitized by Google

Als seine Kollegien begannen, wurde sein Zustand noch überreizter. Er schrieb sich in falsche Listen ein, fragte um jede Kleinigkeit den schwer verständlichen Pedell und mußte zum Schluß einsehen, daß er gerade bei den unfähigsten Professoren belegt hatte und Autoritäten oder Kapazitäten in seinem Programm keinen Platz mehr fanden. Auch saß er fast regelmäßig an einer so ungünstigen Stelle, daß er bei Verspätung unter dem scheinheiligen Scharren der Studenten vor dem Katheder passieren mußte.

Er wollte sich nicht gestehen, daß die schmerzlichen Gefühle in seiner Brust, die an essigsaure Tonerde erinnerten, Heimweh waren. Er ertrug seine Einsamkeit nach berühmten Mustern und las die Strophen der einsamen Dichter seiner Zeit. Er selbst versuchte sich auch in Versen, deren Form dem kläglichen Inhalt entsprach.

Da sah er eines Morgens in dem Korridor eine Studentin hin und her gehen, die ihm vor allen andern Studentinnen in ihrer Art auffiel. Auch sie hatte die hilflosen Blicke und die verschärften Nasenlippenfalten, wie er sie selber in seinem Spiegel beim Rasieren langsam aus dem Seifenschaum auftauchen sah.

Ohne noch mit ihr gesprochen zu haben, erklärte er sich, das sei die Frau, die sein Weib werden müsse. Man könne zusammen studieren, eine Stadt nach der andern besuchen, gleichgültig welche, da man doch stets beieinander bliebe. Außerdem traf es sich herrlich, daß sie beide dasselbe Studium hatten, wie leicht könne einer dem andern helfen eines Tags in seiner Arbeit. „Jean," sagte er vorgreifend über Jahrzehnte, „geben Sie die Akten meiner Frau; die wird sie durcharbeiten," oder höhnisch: „Was, meine Liebe? Dann schlage doch nur bitte § 281 u. f. nach."

In acht Tagen lernte er sie persönlich kennen. Er forderte sie auf, in den Park zu kommen, und entzückte sie durch einfache, warme Aussprüche über die Natur. Er brauchte sich nicht zu überanstrengen, alles kam leicht, faßlich und amüsant geprägt zu Gehör, denn er war verliebt.

Bevor er sich von ihr trennte, hatten sie sich das Versprechen gegeben, öfter spazieren zu gehen, und er eilte fröhlich nach Hause, Stückchen Schokolade knabbernd, von welcher Schokolade die andere Hälfte in ihrem Besitz war.

Abends besuchten sie zusammen eine Versammlung und er war stolz auf alle Blicke, die von Studenten auf sie beide fielen Er stellte sie ihnen allen in Gedanken als seine Geliebte vor, noch mit jenem Klang des Wortes, als bezeichne man damit eine madonnen-

Digitized by Google

hafte Frau. An den folgenden Tagen gingen sie zusammen ins Kaffeehaus; sie unterhielten sich über alles mögliche und dazwischen flocht er immer wieder ein, wie sehr er sie liebe. Doch sie erhörte ihn kaum, wenn sie auch scherzhaft auf solche Bemerkungen einging. Wurde er dann plötzlich überaus ernst, so versicherte sie ihm, wirklich sein guter Kamerad bleiben zu wollen, wenn er nie mehr verlange.

Er versprach auch, damit zufrieden zu sein, aber er hatte nicht mit seinen Gefühlen gerechnet, die er übrigens auch gar nicht kannte, noch es verstand, der unbekannten gleich Herr zu werden. So kam es, daß er sein Versprechen nicht hielt, sie fortwährend belästigte, ja, zu Tränen seine Zuflucht nahm, bis sie endlich ermüdet oder vielleicht in Erinnerung einer eigenen vergeblichen Sehnsucht ihn einen Schritt näher kommen ließ, sich mit ihm duzte und freundschaftlich über seine langen wächsernen Haare strich.

Nun war er überselig. Ein Konkurrent, auf den er aber gar nicht eifersüchtig zu sein schien, zog sich von der Studentin gleich zurück, als er das Du zwischen ihnen erfuhr.

Er erzählte ihr das, lachend vor Vergnügen, und schlug mit seinem Stock, deren er drei merkwürdige von seinem Großvater besaß, Funken aus dem Pflaster.

„Beati possidentes" sagte er dabei.

Sie war humanistisch so weit gebildet, daß sie es verstand. Das hatte für den armen Menschen die unangenehmsten Folgen.

Sie fand es naiv, wie großzügig er sie zu Besitz nahm, der noch nichts von ihr genossen hatte. Zumal da sich ihr Wille mit ihrem Geist emanzipiert hatte, was heißen will, daß ihre Launen ein gewisses logisches Fundament erhielten.

Sie verbot ihm also, sie weiterhin zu duzen, wies auf die Gefahren ihres Verkehrs hin, sagte ihm, daß sie ihn keineswegs liebe.

Er begriff das nicht; ihm war es genug gewesen, daß er sie liebte, und er hatte sie um eine Zustimmung nie gefragt, da er das als selbstverständlich annahm, daß man eine Zuneigung zu erwidern habe.

So stand er denn ratlos da; keine Erfahrung sagte ihm, wie man sich in einer solchen Lage verhalten müsse. Soweit er aus Geschichten wußte, war es jetzt Zeit zu einem Selbstmord, aber er tat das nicht, sondern betrank sich ein wenig. In der Nacht irrte er elend und nur halb bei Bewußtsein vor ihren Fenstern hin und her. Ein paar Droschkenkutscher, die in der Nähe standen, hänselten ihn. Darauf ging er in

Digitized by Google

den Park, hörte, wie die Bäume sangen, und sah endlich morgens die Sonne aufgehen.

Er schlich nach Hause und warf sich zu Bett.

Mittags aß er nichts, sondern schrieb ein paar kummervolle Gedichte. Auch setzte er einen Brief an einen Freund auf.

Gegen Abend ging er ins Kolleg. Er wartete vor dem Hörsaal, rauchte eine kleine gelbe Zigarette, deren Mundstück er nervös zerkaute. Plötzlich erschien sie, ging mit einem Lächeln auf ihn zu, das ihn zum ersten Male an seine Mutter erinnerte, und bot ihm guten Tag.

Er fiel fast um; er glaubte, sie wolle ihn um Verzeihung bitten, dachte, sie bereue alles. Was vorher Schicksal gewesen war, wurde so mit einem Male das Verbrechen dieser kleinen süßduftenden Person, die vor ihm stand.

Im Hörsaal, in dem man Lichtbilder zeigte von Florenz, überließ er sich ruhig seinen Tränen.

Nun waren sie wieder befreundet, wenn sie zusammen waren, aber sie mied ihn, wie er bald einsah. Dann weinte er wieder vor ihr und sie tröstete ihn, wobei er ihre Hände küssen durfte. Auch verbot sie ihm das stete Rauchen und kümmerte sich um seine Gesundheit; langsam nahmen seine Backen rote Farbe an, soweit sie es vermochten.

Dann sah er sie an einem Dienstag nicht, darauf Freitag nebst Samstag nicht; in der folgenden Woche war sie von Mittwoch an nicht zu treffen, dann wollte sie eine Woche krank gewesen sein; schließlich sah er sie nur noch selten.

Auch das nur, wenn er an ihrem Fenster vorüberging, wie täglich zweimal, und sie zufällig oben Tauben fütterte.

Als er das verwunden hatte, wozu ihm die großen Ferien tunlich waren (andere Studenten wissen nichts mit diesen zwei Monaten anzufangen, aber er sann fortwährend), trat er in das zweite Semester, ruhiger und beherrschter.

Er gab Kellnern das zukommende Trinkgeld, war nicht mehr stolz, wenn jemand ein Mädchen bei ihm bewundernd ansah, sondern wurde maßlos eifersüchtig, schätzte die Frauen niedriger ein und fragte jede zuerst, ob sie ihn liebe, ehe er ihr seine Liebe gestand.

Digitized by Google

Die Sammlung August Pellerin in Paris.

Von Emil Waldmann.

Eine der Oasen, oder vielmehr die Oase in der Wüste der Mittelmäßigkeit, die das Luxembourg-Museum in Paris darstellt, ist der Caillebotte-Saal. Er enthält eine Sammlung von Bildern, die der Maler Caillebotte, der mit den Impressionisten befreundet war, zusammengebracht und nach seinem früh erfolgten Tode dem Staate vermacht hatte. Ehe Moreau-Nélaton seinen Besitz dem Musée des arts Décoratifs schenkte, war dieser Caillebotte-Saal die einzige öffentliche Stelle, an der man in Paris Manet und Monet, Renoir und Cézanne genießen konnte. Für Cézanne ist es bis heute noch die einzige Stelle. Und zwar nur für eine Seite der Cézanneschen Kunst, nur für die Landschaftsmalerei, und auch sie noch in nicht gerade sehr glücklich gewählten Proben, denn diese Landschaften sind nicht besonders charakteristisch. Die Schuld liegt nicht bei Caillebotte. Der hatte wohl erkannt, wer Cézanne war, und mehr von ihm gekauft. Aber der Staat hat die anderen Sachen nicht ausgestellt, mit allen möglichen Mitteln hat er versucht, das Geschenk abzulehnen, und schließlich, als das nicht ging, es nur unter der Bedingung angenommen, daß er nicht alle Bilder auszustellen brauchte. So fiel ein Figurenbild von Cézanne, „Die badenden Männer", der offiziellen Kunstmeinung zum Opfer. Es steht heute im Keller des Luxembourg und wartet auf bessere Tage.*)

Man sieht, Frankreich, wenigstens das offizielle Frankreich, schämt sich immer noch seiner besten Künstler. Im Jahre 1900 erklärte einer aus dem Ministerium, der Manetsaal auf der internationalen Weltausstellung sei eine Schande für Frankreich, und als die letzte große Sammlung von Manets verkauft wurde, haben die Franzosen keinen Finger gerührt und ruhig zugesehen, wie die Deutschen sich über die Beute hermachten. Und heute ist Cézanne der Abscheu und der Schrecken aller Wohlgesinnten. Manet, das mag zur Not gehen; der ist doch wenigstens manchmal elegant. Aber Cézanne — nein, der war und blieb ein Wilder. Und so müßte der Fremde, der nach Paris der Kunst wegen kommt, wieder abreisen,

*) Dergleichen passiert übrigens nicht nur in Paris; auch in Deutschland. Im Keller der Nationalgalerie steht, der Galerie als Geschenk vermacht, noch ein Manet. Er wird aber nicht ausgestellt, Manet scheint auch in Deutschland noch als Revolutionär zu gelten. Es ist übrigens keine „Olympia", überhaupt kein Akt, sondern ein herrliches Blumenstilleben, edel und zart.


Digitized by Google

ohne sich eine Vorstellung von Cézanne gemacht zu haben — denn auch bei den Händlern findet man nachgerade nichts mehr —: wenn nicht die Sammlung A. Pellerin diese klaffende Lücke ausfüllte.

Mr. August Pellerin gehört zu jenen liberal denkenden Sammlern, die der Meinung sind, der Begriff „Privatbesitz" sei gegenüber Kunstwerken nur relativ zu verstehen. Wer irgendwie empfohlen ist, kann eine Karte bekommen und die Sammlung sehen. Zweimal in der Woche ist das Haus den Besuchern geöffnet, man wird von Dienern herumgeführt, aber nicht von Dienern, die einen so durch die Säle hetzen, daß man nichts sieht, sondern man hat Zeit, gemächlich hin- und herzugehen, alles genau anzusehen, zu genießen, wieder zu sehen, zu vergleichen. Und man bekommt auch mehrmals eine Karte. Es sind hundert Bilder. Da genügt ein Besuch nicht.

Hundert Cézannes in einem Hause vereinigt! Wer das tun konnte, der liebt diesen Maler, diesen „Wilden" über alles, und tatsächlich hat Cézanne im Hause Pellerin keine Götter neben sich geguldet. Mr. Pellerin besitzt nur Cézannes. Anderswo in Paris sieht man Fontainebleau oder Impressionismus, oder beides, oder Cézanne und van Gogh und Ganguin, und was dann kommt. Aber bei Pellerin sieht man nur Cézannes, in allen Zimmern, auf allen Korridoren, auf allen Treppen. Und wenn man wieder fortgeht, muß man Stellung zu dem Mann genommen haben, für oder wider, es hilft einem nichts, der Eindruck ist zu mächtig.

Da sind Bilder in allen Formaten und in allen Sujets. Ein wandgroßes Gemälde mit Akten, eine kleine allegorische Studie, ein Stilleben, fertig, komplett, „ausgeführt", und eine Landschaft, nur eben hingewischt mit ein paar zarten Tönen; schlichte Figurenbilder und Kompositionen; eine Kopie nach Greco oder vielmehr eine Paraphrase über einen Greco; und ein paar Porträte und Selbstbildnisse.

Man pflegt Cézanne zu den Impressionisten zu zählen, und er hat ja auch mit ihnen gelebt und war mit einigen von ihnen befreundet. Aber wenn „Impressionismus" etwas bedeutet, was mit einer besonderen Art des landschaftlichen und Pleinair-Sehens zusammenhängt, wenn also Claude Monet der reinste Vertreter des impressionistischen Prinzips ist, dann ist Cézanne kein Impressionist, auch in seinen Landschaften nicht. Das Thema seiner Bilder ist nicht das Spiel von Farbe und Licht; was er malt, ist nicht schlechthin das Erlebnis seiner Augen, die Farbe und Licht sehen, sondern er malt das

Digitized by Google

Erlebnis des Raumes und der Luft. Die Schönheit des Raumes macht er fühlbar und den Zauber der Luft, die den Raum anfüllt und in ihm schwingt. Farbe und Licht, Fläche und Linie dienen diesem Zweck. Er teilt die Flächen so auf, daß sie die Struktur einer Landschaft bloßlegen, und wenn es nicht anders geht, vergewaltigt er auch die Linienperspektive so, daß jeder Laie sagt: „Das ist falsche Perspektive", aber so, daß diese sogenannt falschen Linien suggestiv wirken, sich aufzwingen, sich einhämmern ins Gefühl und einen mitreißen, die Schönheiten des Raumes auch so zu empfinden, wie der Maler sie empfand. Seine Farben, dieses Grün, dieses Blau, dieses Gelbrot, scheinbar ganz willkürlich hingesetzt, nur eben so hingewischt aufs Geratewohl (sagt man), diese Farben suggerieren die Luft, den Luftton, sie geben dem Ganzen die künstlerische Wahrheit. Dieser Mann, der so phantastisch sein kann, ist im Grunde ein Realist — er malt ja nichts weiter als die Dinge, die im Raum sind. Nur malt er sie mit unrealistischen Mitteln. Wenn man vor einem Cézanneschen Park steht, in dessen Teich sich die Bäume und die Häuser spiegeln, dann sagt man sich beglückt: „Ja, so ist es, so ist die Schönheit des Erlebens, so hast du auch schon einmal einen Park gesehen, gewiß, es ist wirklich so." Und man ist glücklich, daß das Leben so schön ist. Aber dann geht man hin und vergleicht in Gedanken und stellt fest, daß das da Stück für Stück gelogen ist, man hat ja eine Ansichtskarte zufällig von derselben Stelle bei sich — nichts stimmt, alles ist falsch. Es gibt keine unphotographischeren Wahrheiten als die von Cézanne.

Gewiß, es sind gefährliche Wahrheiten. Wenn die jungen Leute jetzt Bilder malen und rabiat werden, wenn man sie fragt, was das nun eigentlich sei; wenn diese jungen Leute sich beruhigt haben und uns erklären, darauf komme es gar nicht an, was das eigentlich sei, was das darstelle, was für eine Wirklichkeit da abgemalt sei; und die Kunst sei selbstherrlich, und ob vielleicht Cézanne nicht auch so gemalt habe — dann muß man den jungen Leuten zunächst einmal recht geben, damit sie sich weiter beruhigen. Aber so bald wie möglich muß man hinzufügen, daß Cézanne ganz naiv und absolut anschauungsmäßig so gemalt habe und daß er felsenfest davon überzeugt gewesen ist, das, was er da male, der Park oder die Birnen oder der Fuhrmann, das sähe nun tatsächlich genau so aus. Daß er nicht an „Transponieren" oder „Dekomponieren" oder an andere Fremdwörter dachte, sondern an die Birnen, die da vor ihm

Digitized by Google

standen, und daß seine ganze geistige Energie darin bestand, diese Birnen möglichst so stark zum Ausdruck zu bringen, wie er sie empfand; während sie, die jungen Leute, in ihrem Wirklichkeitshaß wesentlich theoretisch und vollkommen unnatürlich arbeiten. — Wie gesagt, es sind gefährliche Wahrheiten und es ist eine gefährliche Kunst. Schlafwandlerisch über Abgründen, wie der Reiter über dem Bodensee. Nur einer, der ganz stark ist, konnte das aushalten. Aber wenn man die Gefahr auch noch so deutlich zugibt, man kann den Schöpfer dieser Dinge nicht dafür verantworlich machen, was in seinem Namen gesündigt wird. Wer dem Reiter über dem Bodensee nachreitet, bloß um zu sehen, ob er es auch kann — der bricht sicher ein.

Der Landschafter, der Stillebenmaler, der Porträtist und der Figurenmaler Cézanne ist in Deutschland durch Ausstellungen gelegentlich bekannt geworden; in der Sezession und bei Cassirer sieht man manchmal etwas, Herr von Tschudi hat einige hochbedeutende Cézannes in die Nationalgalerie gebracht und ein junger Sammler in Barmen, Herr Reber, besitzt ja zwanzig Cézannes, die bedeutendsten, die in Deutschland sind, und man konnte sie zeitweise in Berlin und Darmstadt kennen lernen. Aber der eine Cézanne, der verborgenste, der seinen wilden Phantasien freien Lauf läßt, den kann man schließlich doch nur bei Pellerin kennen lernen. Der in der Sezession 1913 ausgestellte „Mord“ war nur eine vereinzelte Probe dieser Art, die in ihrer Vereinzelung eher unheimlich wirkte. Erst wenn man diesen Dämon öfters gespürt hat, bezwingt man ihn und erlangt Eintritt in die Welt, die zunächst wie eine Hölle aussieht, schwarz und nächtlich, mit den Farben böser Tiere. Die „Versuchung des heiligen Antonius“, Allegorie genannt, wo der Antonius mit dem Teufel handgemein wird und das Weib mit einer hinreißend herrischen Gebärde dasteht, wie bei Homer die Götter in der Schlacht dastehen, oder die Orgie, ein wüstes Mahl mit nackten Frauen, in der Farbe gleißend wie ein Delacroix, doch ohne das Juwelenhafte; ein Delacroix, dessen Individualität plötzlich roh geworden wäre. Oder das nackte Weib auf dem Bett, visionär gesehen, traumhaft, vor einer glatten, grauen, luftvollen Fläche, mit einer Negerin dahinter, und der Mann, der da vorn auf dem Stuhl hockt im Schatten und man sieht ihm nur an dem Ausdruck seiner Silhouette an, daß diese Frau ihm das Liebste auf der Welt ist, ganz gleich, ob schön oder häßlich, nur weil er sie liebt, oder die „Lutteurs amoureux“, die eine Furie haben wie Rubens und eine Schönheit wie Watteau — die Welt, die Cézanne einem hier aufschließt und die man

Digitized by Google

nur zögernd betritt, kann man anders nicht kennen lernen als in der Sammlung Pellerin. Was man mit ihr machen will, bleibt einem selber überlassen, aber kennen lernen muß man sie als die stärkste Äußerung einer der stärksten Persönlichkeiten, die das 19. Jahrhundert erlebt hat. Wenn man aus dem Hause Pellerin kommt, lacht man über den französischen Staat, der sich vor den „Badenden Männern" fürchtet. Die „Badenden", von denen es, wie so oft bei Cézanne, mehrere Fassungen gibt und von denen man einige kennen gelernt hat, sind einem mittlerweile und in aller Eile klassisch geworden. Jemand, der imstande ist, von einer einfachen Landschaft das Herz bloßzulegen, einfach dadurch, daß er sie umkrempelt wie einen Handschuh, jemand, der das in aller Unschuld tut, hat eigentlich gar keine Schrecken mehr.

Aber man soll nicht meinen, wenn man ein paar mal in der Sammlung Pellerin gewesen ist und man auch die übrigen zugänglichen Bilder gesehen hat, daß man dann Cézanne kennt. Es gibt etwa 600 Werke von ihm, was ziemlich viel ist. Außerdem ist sehr viel zerstört durch die Gleichgültigkeit des Künstlers; wenn er arbeitete, durfte sein Kind nachher mit der Schere die Konturen der Figuren nachschneiden und die Bilder zerstören. Oft hat er ja ein und dasselbe Thema sechs-, ja zehnmal gemalt, bis er das erreicht hatte, was ihm vorschwebte. Aber ob die eine von den sechs Fassungen, die man vor sich hat, gerade die ist, in der er sich, wie er das nannte, „realisiert" hatte, ist ungeheuer schwer zu sagen, wenn man nicht die anderen fünf Fassungen daneben hat. Oft trägt ein Bild den Stempel der Abgeschlossenheit ja auf der Stirne, besonders bei Stilleben und Landschaften kann man es manchmal mit einiger Sicherheit angeben, was in seinem Sinne fertig ist; bei Kompositionen ist es manchmal dagegen unmöglich und oft sind auch zwei Exemplare einander gleichwertig, die „Badenden Frauen" im blonden Goldton sind sicher ebensogut wie die andre, farbig etwas stärkere Fassung. Aber jedenfalls ist es ungeheuer schwierig, Cézanne gut kennen zu lernen, und es kennt ihn eigentlich niemand recht. Auch Mr. Pellerin soll nicht imstande sein, jedesmal die genaue Chronologie anzugeben. Der Sohn des Künstlers, der im zarten Knabenalter schon Bilder seines Vaters ausschneiden durfte, bereitet zusammen mit dem Kunsthändler Ambroise Vollard ein Buch und einen Katalog vor, in der die Bilder nach ihrer Entstehungszeit geordnet sein werden. Der Sohn ist, wie gesagt, mit den Bildern seines Vaters groß geworden und weiß sicher sehr viel aus der Erinnerung und mit Hilfe der Feststellung der Entstehungsorte für

Digitized by Google

Landschaften, der Modelle und Utensilien. Vielleicht bringt dieser Katalog endlich Klarheit. Die Chronologie, die man sich in der Sammlung Pellerin zurechtmacht, nach Perioden, die „schwarze Periode“ usw. usw. und mit der auch der Pariser Kunsthandel einstweilen operiert, genügt nur für das Allergröbste. Nach den wildesten schwarzen Sachen, die in die sechziger Jahre gehören, kommt auf einmal eine Landschaft, zart wie ein Corot, die 1883 datiert ist — kurz, wir kennen Cézanne noch nicht.

Auf dem Kunstmarkt ist Cézanne heute sehr teuer. Vor 25 Jahren gab es aus Mangel an Käufern nur zwei Preise bei Cézanne, 40 Fr. für kleine Bilder, 60 Fr. für große. Lange Zeit verkaufte er fast gar nichts, trotzdem Zola für ihn mündlich Propaganda machte. Erst als Renoir zu Ruhm gekommen war und nachdrücklich auf Cézanne hinwies, spitzte ein kluger Händler die Ohren und kaufte zunächst mal etwas, zwei Dutzend Bilder, zu den beiden Preisen. Wenn sie verkauft waren, fuhr er wieder hin und langsam stiegen die Preise. Niemand kannte Cézanne, und wenn man wissen wollte, wer das sei, so hieß es, das sei ein Menschenfeind und Verrückter, der nie mit jemand spräche und von dem nichts zu wollen sei, irgendwo im Süden Frankreichs. Cézanne derweilen dachte gar nicht an Menschenfeindlichkeit und Verrücktheit, er saß irgendwo im Süden, das halbe Jahr in Aix, die andre Hälfte in Paris, und malte, und weil niemand sich darum kümmerte, ließ er sein Kind, dem das Spaß machte, die Konturen ausschneiden, er konnte ja neue Bilder genug malen, und die, die er ihm zum Zerschneiden gab, waren wohl ohnehin solche, in denen er sich nicht „realisiert“ hatte. — Das ging in Frieden so weiter, der Händler kaufte sich langsam einen schönen Vorrat Cézannes zusammen, zu immer höheren Kauf- und Verkaufspreisen, und dann kamen andere Händler dahinter und fuhren auch hin, und Cézanne hat etwas von seinem Ruhm noch selbst erlebt.

Doch dies alles spielt vor Pellerins Zeit. Mr. Pellerin ist nicht mit der Leidenschaft für Cézanne geboren worden, er sammelt ihn erst seit knapp einem Jahrzehnt und hat die Zeiten mit den beiden Bilderpreisen nicht mehr mitgemacht.

Es ist doch ein merkwürdiges Verhältnis, das zwischen einem Sammler und seinen Bildern. Und wenn man in diesem Hause in Neuilly herumgeht, in all diesen Salons und Schlafzimmern und Arbeits- und Speiseräumen, und dann mit dem Majordomus, der sich mit häufig wiederkehrenden Besuchern gerne in ein Kunstgespräch einläßt (das

Digitized by Google

er sich hinterher gleich aufschreibt, um seinem Herrn mitzuteilen, welche Bilder am beliebtesten seien), wenn man mit dem redet und sich etwas erzählen läßt über die Zeit der Anschaffung von diesem Bild und ob das Publikum nicht entsetzt sei von der „Orgie“ und daß die Pariserinnen eigentlich nur kämen, um sich darüber totzulachen, daß es jemand gebe, der für einen Cézanne 40000 Franks bezahle, und so weiter*) — dann möchte man gerne wissen, wie Herr Pellerin zu seinen Bildern steht, ob er die einzelnen liebt und weswegen, oder ob mehr das Gesamtschaffen dieses Menschen ihn begeistert, ob wegen der Schönheit des einzelnen Werkes oder wegen der Stärke und der Freiheit der Gesinnung, die hinter den Bildern steht, und ob er Gründe dafür angeben kann, weshalb er in seinem Hause nur noch Cézannes haben will. Sicher ist ihm Cézanne ein Lebensbedürfnis geworden. Mit hundert dieser Bilder dieselbe Luft atmen, das tut nur jemand, der innerlich mit dieser Sphäre irgend etwas gemeinsam hat. Mr. Pellerin ist kein Ästhet. Er ist genau so „französisch“ eingerichtet wie alle Franzosen, mit Rokokomöbeln von 1860, mit Terrakottagruppen im gleichen Stil und mit Marmor- resp. Bronzestatuetten, bei denen man es nicht für möglich hält, daß sie angesichts Cézanne nicht von selbst entzweigehen. Von dieser Freude an allen schönen Dingen, wie sie deutsche und amerikanische Sammler haben, wo die Aschbecher altchinesisch sind und wo man auf orientalischen Teppichen geht, davon ist hier keine Spur. Das Bedürfnis nach Kunst ist erst langsam entwickelt worden, und zwar das Bedürfnis nach starkem Ausdruck in der Kunst. Wohl, wie so oft im modernen Sammlertum, parallel mit der steigenden industriellen Energie des Sammlers. Mr. Pellerin, von Beruf Margarinefabrikant und Gründer großer Fabriken in Frankreich, Deutschland, Norwegen und Schottland, kam aus einem unmittelbaren, inneren Bedürfnis zur Kunst. Seine Anfänge versprachen sehr wenig, er fing mit Henner an. Henner, das sind lebensgroße Akte, elfenbeinern von Fleisch mit leichter porzellaniger Glätte darüber, in dunklem Walde, sinnlich-mystisch leuchtend, ein Hohn auf Correggio. Ein großes Bild von Henner hat neuerdings der Louvre bekommen mit der Sammlung des Mr. Chauchard, des Besitzers des Warenhauses Louvre, der eine Unmenge teurer Meissoniers, Corots, Daubignys und Millets zusammenkaufte und den dabei die Anwesenheit dieses Schandflecks auf jeden

*) Den Ahnungslosen pflegt der Majordomus liebenswürdtg zu sagen: „Bitte sehr meine Damen, Sie können sich gar nicht irren, wir haben nur Cézannes, jedes Bild ist ein Cézanne, unmöglich, sich zu irren.“

Digitized by Google

guten Geschmack, dieses Bildes von Henner, nicht störte und ihn ruhig behielt. Nun, Mr. Pellerin hatte ein engeres Gewissen, auch in seinen Anfängen. Er war damals ungefähr dreißig Jahre alt, als er anfing. Die Henners hat er nicht lange behalten, er lernte die Bilder der Schule von Fontainebleau kennen und sah, daß es hier hieß: Entweder Henner oder Daubigny, abes nicht beides. Und so verkaufte er leichten Herzens seine Akte im Walde. Aber auch mit Fontainebleau hat es nicht lange gedauert, die Rousseaus und Daubignys, die Diaz und Troyons haben nur vorübergehend die Wände des Hauses in Neuilly geschmückt, sie mußten einem Größeren Platz machen: Corot. Mr. Pellerin verkaufte de Fontainebleau und sammelte Corot in großem Stil. Die Freunde meinten, das sei exzentrisch, er könne doch Corot kaufen und Fontainebleau behalten, reich genug sei er, und wenn Corot ja auch nicht direkt zur Gruppe der Maler von Barbizon gehört habe, so läge das doch auf einer Linie, und die Bilder vertrügen sich sehr gut miteinander. Im Louvre die Sammlung Thomy-Thierry, oben im zweiten Stock, bewiese es zur Genüge, da hingen Daubignys und Rousseaus und Corots in buntem Durcheinander und die Harmonie sei ungestört in dieser Sammlung.

Die Freunde hatten ganz recht; nur: sie verstanden Mr. Pellerin nicht. Der wollte ja gar keine Sammlung schaffen, so wie etwa der Maler Thomy-Thierry eine geschaffen hatte, sondern er wollte mit Bildern leben, die er gern hatte, und da nun auf einmal Corot sein Maler geworden war, mußten die andern eben ihres Weges ziehen. Mr. Pellerin war damals 40 Jahre; das ist für einen aktiven Mann, für jemand, der mitten im Leben steht und teilnimmt an allen Fragen des Lebens, noch die Jugend. Man begreift, daß auch Corot nicht der Gegenstand der Treue für Mr. Pellerin sein konnte. Das Glück, das Corot gibt, ist für den, der die Dinge nicht nur künstlerisch-ästhetisch sieht, ein etwas fremdes Glück, nicht das Glück unserer Zeit und unserer Erde, und auf die Dauer mochte vielleicht Mr. Pellerin von Corot so denken wie Zola, der schrieb: „Wenn Corot seine Wälder anstatt mit Nymphen lieber mit gesunden Bäuerinnen bevölkern möchte, so würde ich ihn kolossal lieben“ (ein Irrtum Zolas). Jedenfalls, die Lebendigkeit, die der Sammler suchte, fand er in höherem Maße bei den Impressionisten, und so wurde jetzt Corot verkauft. Die Freunde fragten wieder, ob das nötig sei: er habe ja Geld genug. Manche späte Corots sehen so aus wie manche frühe Pissarros, und umgekehrt, und Daubigny besaß eine große Anzahl von Bildern von

Digitized by Google

Claude Monet — es wäre immerhin denkbar gewesen. Wenigstens hätte man es versuchen können, wenn wahrscheinlich dabei das Resultat auch negativ geworden wäre. Auch sonst ist es ja im Sammelwesen wiederholt vorgekommen, daß sich der Besitzer für das eine oder das andere entschied, um Ruhe zu bekommen in seinem Gemüt und an seinen Wänden. Aber Mr. Pellerin wußte vorher, daß es nicht gehen würde, sein Geschmack wurde immer deutlicher artikuliert, und als er dann die Impressionisten verkaufte, um nur noch Bilder von Manet, dem Haupt der Impressionistenschule, zu sammeln, da fragten die Freunde schon gar nicht mehr. Sie hatten eingesehen, daß das Kapitel: „Pellerin und Bilder" ein eigensinniges und hoffnungsloses Kapitel sei und auch wohl immer bleiben werde.

Die Manets der Sammlung Pellerin, die vor vier Jahren verkauft wurden, sind noch in aller Erinnerung, und die einzelnen Stücke kann man fast alle heute in deutschen Privatsammlungen und Galerien wiedersehen. Es war eine erstaunliche Sammlung, nächst der des Sängers Faure die größte Manetsammlung, zusammengebracht mit der deutlichen Absicht, „ich will alles Gute, was es noch von Manet gibt, für mich haben, in meinem Hause, ich will, ich will." Die Nana war dabei und der Desboutin und das „Frühstück im Atelier" und Argenteuil, kurz eine beträchtliche Anzahl großer Bilder aus Manets zweiter Epoche. Auf die zweite Epoche von Manet war Mr. Pellerin angewiesen, die erste war so gut wie ausverkauft an Museen und an die Sammlung Havemeyer in New York. Ob Mr. Pellerin manchmal, wenn er in seinem Hause in Neuilly durch die Säle ging und vor die Bilder trat, das Gefühl hatte: was nützen mir die Manets alle, wenn ich die „Olympia" und das „Déjeuner sur l'herbe" doch nicht habe und die anderen halb spanischen Perlen aus Manets schwarzrotgoldner Jugendzeit! Vielleicht. Es wird erzählt, daß er, nachdem er seine Manets einem Kunsthändlerkonsortium verkauft hatte, sich sehr wenig liebenswürdig über „seine" Manets äußerte, und dann über alle Manets, natürlich „ad majorem dei gloriam". Und dieser neue Gott, das war für ihn eben Cézanne. Wer in Wirklichkeit größer ist, Cézanne oder Manet, das ist schwer zu sagen und das soll man auch gar nicht probieren. Cézanne interessiert uns heute mehr, er liegt uns im Wege wie ein ungeheurer erratischer Block, mit dem wir einstweilen noch nicht ganz fertig geworden sind und den deshalb die jungen Maler sehr wohlwollend als ihren Vorläufer ansehen, während Manet bereits vollkommen erledigt ist. Aber wenn diese Jugend erst einmal auch

Digitized by Google

Cézanne gegessen haben wird, dann wird man sehen, daß alle beide große Schöpfer waren. Interessant ist, abzuwarten, was Mr. Pellerin dann sammeln wird. Daß er es bei Cézanne aushält, ist unwahrscheinlich, denn Cézanne hat das Zeug zum Klassiker in sich und Mr. Pellerin marschiert mit der Jugend. Logischerweise käme dann Mattisse an die Reihe, denn wenn er Cézanne erst monopolisiert und in diesem Zustande weitergegeben haben wird, bleibt eigentlich kaum etwas anderes, da van Gogh nicht mehr den Reiz der Neuheit hat und da andere ihm darin zuvorgekommen sind. Doch man soll nicht prophezeien. Einstweilen hat Mr. Pellerin ja seine Cézannes noch und auch in seinen Kellern soll noch nichts anderes aufgestapelt sein. Da steht zu hoffen, daß man noch oft und bei jedem Pariser Besuche wieder nach Neuilly hinausfahren und sich an Cézanne begeistern kann. Dem Manne, der Henner nicht behalten hat und bei Cézanne anlangte, muß man in aller Hochachtung dankbar sein. Das Stück Kulturarbeit, das er geleistet hat, hat er ja nicht nur für sich geleistet.

Briefe von Hermann Goetz an J. V. Widmann.

Mitgeteilt von Georg Richard Kruse.

VI.

Winterthur, 21. Septbr. (1869).

Du alter Freund und Buddhiste!

Besten Dank und Absolution für Deinen eben empfangenen Brief. Er bedarf zwar nicht sofort einer Antwort; aber mein letzter Brief war so eilig, daß ich gern die Gelegenheit benutze, einen zweiten vom Stapel laufen zu lassen. Habe ich doch damals keine Zeit gehabt, über einen Punkt Dir Mittheilung zu machen, an den ich inzwischen oft gedacht habe.

Es betrifft den spanischen Trauerspielstoff, den Du uns damals auf dem Bauschänzli erzähltest. Ich muß sagen, er packte mich damals nicht wenig, und ich kann begreifen, daß Du so oft darauf zurückgekommen bist. Dennoch muß ich Dir bekennen, daß ich seitdem total auf andere Gedanken gekommen bin, und mich zu Deinem Freunde Spittler und Deiner Frau schlagen muß, die Dir davon abgerathen haben. Freilich nicht etwa deßhalb, weil ich mir keine rechte Tragödie vorstellen könnte, in der nicht verschiedene von einander

Digitized by Google

unabhängige Ideen entwickelt sein könnten. Eine solche unabänderliche Norm für alle künftig zu schaffenden Tragödien aufstellen zu wollen, bloß weil Herr Gervinus mit unsäglicher Mühe und noch größerer Fantasie diese Grundbedingung in den Shakespearischen Trauerspielen hat vorfinden wollen — das glaube ich, ist übel angewandte Kritik. Aber ein Fehler ist mir nach längerem Nachdenken aufgefallen, ein Fehler, den Du vielleicht nicht anerkennen wirst, der aber ohne Frage, wäre das Werk fertig, dem Gefühle stark und peinlich auffallen würde. Du hast in dem Stoff eine leidenschaftlich bewegte Handlung und eine Anzahl Charaktere, die von den verschiedensten Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden. Aber nicht eine Person ist darunter, an deren Handlungen wir eine reine Freude empfinden könnten, nicht eine, an deren Stelle der Zuschauer sich gern und unwillkürlich im Geiste versetzen würde. Das Stück beginnt mit der Verführung eines unschuldigen Mädchens durch den König. Bei allem Glanze, mit dem Du das vielleicht ausführen würdest, wird Dir der sittliche Abscheu, den gerade dieser Anfang erregen muß, einen Schatten auf die Hauptperson werfen, den alle Ritterlichkeit und was für Tugenden Du ihm sonst in der Folge auch beilegen magst, nicht auslöschen werden. Mit einem Worte, es ist uns unmöglich, mit einem solchen Mann zu sympathisieren. Wie fein verfährt doch in ähnlicher Sache Schiller beim Wallenstein. Die Schuld des Helden bildet das Hauptmotiv des Stückes. Aber ehe er das Verbrechen begeht, stellt ihn Schiller uns so liebenswürdig, so bedeutend und groß dar, daß wir uns sofort für ihn begeistern müssen. Wie fein, daß W. im ersten Akte der Piccolomini gar nicht selbst auftritt, während aber alle Acteurs auf ihn hinweisen, und sein Max ein begeistertes Porträt von ihm entwirft, ehe wir ihn noch gesehen haben. Kommt dann die Verschuldung, so ist er bereits so festgewurzelt in unserer Sympathie, daß unser Interesse eher zu- als abnimmt. Und dennoch genügte auch das Schiller noch nicht. Um das moralische Gleichgewicht nie auch nur einen Augenblick wanken zu lassen, stellte er neben den schuldigen Haupthelden die schöne ritterliche Gestalt des Max, der bei aller Begeisterung für seinen Abgott doch noch die sittliche Kraft behält, ihn in demselben Augenblicke zu verlassen, wo er sich von seiner Verschuldung hat überzeugen müssen. In diesem sittlichen Gegensatze zwischen Wallenstein und Max finde ich die Hauptbedeutung dieses liebenswürdigen Charakters. Man hat die Episode von Max und Thekla oft angefeindet. Auch ist es möglich,

Digitized by Google

daß ein Wallenstein ohne Thekla denkbar wäre, ohne Max jedenfalls nicht.

An solchen Charakteren aber, die sich von vornherein unwiderstehlich unserer Sympathie bemächtigen, bei deren Erlebnissen wir schon im voraus zittern, wie es wohl werden wird, bei deren Handlungen wir uns betheiligen, als hätten wir sie selbst auszuführen, an dem warmen, ächt menschlichen Interesse, hervorgegangen aus der Übereinstimmung dessen, was wir auf der Bühne sehen, mit dem Besten, was wir in uns selbst fühlen — — an solchen Charakteren, an solchem tief innerlichen Interesse würde es, fürchte ich, diesem Stoff fehlen. Selbst die Figur, die uns am meisten rühren könnte, der Vater des verführten Mädchens, verscherzt unsere Sympathie sofort durch seine unedle, mehr sein Vaterland als den Verführer treffende Rache.

Ich will es nicht leugnen: es mag einige Stücke geben, die Du mir gegen meine Auseinandersetzungen anführen könntest, jedenfalls aber nur sehr wenige von Bedeutung, und dann ist wohl ein ganz besonderer Fall dabei. So ist Richard III. doch nichts anderes als eine Art Virtuosenstück, wo der Abscheu vor dem Verbrecher auf die kunstvollste Weise fortwährend in den Hintergrund gedrängt wird durch die Bewunderung vor der unglaublichen Virtuosität, mit der er jeden seiner verbrecherischen Anschläge ausführt.

Mein nächstes Motiv übrigens, Dir alle dieses Zeug zu schreiben, lag in Deiner Bemerkung von Deinen Herbstferien und der projektirten Einsamkeit auf der Petersinsel; ehe Du bei der Gelegenheit doch vielleicht unaufhaltsam in die spanische Grandezza hineingestürmt wärest, drängte mich mein Gewissen, Dir Rechenschaft abzulegen von meinen eben dahin schlagenden Gedanken. Daß mein Orgel-Konzert mich sehr anstrengen sollte, brauchst Du nicht zu fürchten. Wenn man durch 3 bis 4 ähnliche Konzerte allmählich hinter die nöthigen Schliche gekommen ist, so werden sie bald etwas sehr Konventionelles. Das Beste, was man da hat, d. h. Bach, darf man nur in homöopathischen Dosen bringen, weil der süße Publikus sich gottsträflich dabei ennuyirt. Und das Übrige, die arrangirten Adagios, die aus einem Ganzen herausgerissenen Arien, die sonstigen Scherze, die man anzubringen für gut findet — — nun, man bringt wohl nichts, dessen man sich zu schämen brauchte, aber über die Kategorie der guten Einfälle möchte ich alle das Zeug nicht stellen. Es ist halt lauter Dessert, und für die Orgel-Konzerte muß ich immer eine Art Konditor werden.

Digitized by Google

Eben habe ich endlich die Judenbrochüre von Wagner erhalten, und sende sie Dir per Kreuzband. Ich wollte sie schon das letzte Mal schicken, Dr. Wülflin, dem ich sie geliehen, konnte sie aber nicht so schnell finden. Was sagst Du zu dem neuen Krakehl in München? Der größte Verlust ist Bülow's Fortgang, und die größte Freude, die ich bei der ganzen Geschichte gehabt habe, ist, daß Bülow in der Scheidung mit seiner Frau liegen soll. Das hätte er freilich schon vor 4 Jahren thun sollen, aber besser spät als gar nicht.

— —

Hiermit schließe ich einen Brief, der, wie ich sehe, einen wesentlich moralischen Inhalt hat. Es ist viel darin die Rede von sittlichem Halt, ethischer Werthschätzung und moralischer Entrüstung. Laß Alles genügend auf Dich wirken, und schreibe mir keinen Herrgott mehr auf die Briefcouverts. Viele Grüße. Dein Freund

H. G.

(„Freund Spittler" ist der bekannte Dichter Karl Spitteler, drei Jahre jünger als Widmann, geboren zu Liestal im Kanton Basel, wo auch Widmann seine Kindheit verlebte, und später als Organist und Musikdirektor ein Jahr lang (1866/67) wirkte. — Die Petersinsel ist das im Bieler See gelegene Eiland, auf dem Rousseau 1765, als man ihn aus Genf vertrieben hatte, Zuflucht fand, bis man ihn auch von hier auswies. — Wagners „Das Judentum in der Musik", 1850 zuerst als Aufsatz unter dem Decknamen K. Freigedank in der „Neuen Zeitschrift für Musik" erschienen, kam Neujahr 1869 als Broschüre mit einem Vorwort heraus. Im Sommer desselben Jahres, in dem Siegfried Wagner das Licht der Welt erblickte, nahm Hans von Bülow seinen Abschied als Hofkapellmeister in München und ging nach Florenz. Goetz steht ganz auf seiten seines ehemaligen Lehrers und verurteilt den Liebesbund zwischen dessen Gattin und Wagner mit puritanischer Strenge.)

VII.

Lieber Freund!

Ich bin von ganzem Herzen erfreut für Dich, daß Du wieder an einer künstlerischen Arbeit bist und daß sie Dich befriedigt und begeistert. Ich glaube, Du kannst unter keinen Umständen jemals Grund haben, Deine Leyer an die Wand zu hängen; und habe auch kaum eine ernstliche Furcht davor. Daß Du ein Künstler *bist*, ist eine so außer jeder Frage stehende Tatsache, daß Du wohl kaum selbst in den wehmüthigsten Momenten darüber Zweifel empfinden kannst. Darum aber wird auch der rastlose, sich immer erneuernde Drang nach künstlerischer Beschäftigung immer wieder kommen. Und es ist

Digitized by Google

recht; denn nur in der Kunstthätigkeit können wir ja alle die Misère um uns herum vergessen, und uns glücklich und in unserer wahren Heimath fühlen. — So schaffe jetzt freudig weiter; meine besten Wünsche begleiten Dich in Deiner Thätigkeit, und wenn Du was fertig hast, und kannst Dich entschließen, es mir zu zeigen, so bin ich Dir herzlich dankbar dafür. —

Vor Kurzem war Frau Professor Vogt hier von Zürich (Frau des Gustav Vogt). Mit ihr habe ich über Dich gesprochen, und das alte Lied angestimmt, ob ihr Mann nichts thun könne, um Dich von Bern fort, und in eine gute Stellung am liebsten nach Zürich [zu] bringen. Wie's mir schon bei Kinkel und Vögelin gegangen ist, glaubte sie zuerst nicht recht daran, ob Du auch wirklich von Bern fortwollest. Ich denke in Deinem Sinne gesprochen zu haben, wenn ich das so kräftig als möglich versichert habe. Freilich ob's jetzt bald eine erste Stellung geben wird, die Du annehmen kannst ohne Dich finanziel zu sehr zu verschlechtern, ist eben zweifelhaft. Und wenn auch — so fürchte ich, sie suchen sich zuerst wieder einen Democraten. Und nun noch viele herzliche Grüße von Haus zu Haus! In guten Treuen

Dein alter Freund

Richisau, 7. August 76. H. Goetz.

(Gottfried Kinkel, der Dichter von „Otto der Schütz", der von Karl Schurz 1850 aus der Spandauer Haft befreite Achtundvierziger, wirkte seit 1866 bis zu seinem Tode (1882) als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich, desgleichen Professor Vogt und Vögelin. — Richisau im Klöntal, Kanton Glarus, ist die Sommerfrische, die Goetz in den letzten Jahren gewöhnlich aufsuchte. Seinem Andenken hat man dort einen Findlingsblock gewidmet, in den der Name Goetz eingemeißelt ist.)

VIII.

Lieber Freund!

Ich möchte Dich nicht gern zu lange auf die Rücksendung Deiner Zenobia warten lassen, da Du sie vielleicht brauchst. Leider ist mir in diesen Tagen so hundeelend, daß Du nicht viel Klares von mir erwarten mußt. Trotzdem darf ich wohl sagen, daß mir der Akt beim Lesen recht viel Freude gemacht hat. Die Scenen sind meistens lebendig, dramatisch, und es fließt munter und ungezwungen aus Einem in's Andere. Dazu ist die Sprache, wie immer bei Dir, edel und melodisch, häufig auch sehr charakteristisch wie bei den Sclavenscenen. Ein einziges Motiv möchte ich Dir zu recht reiflicher Ueberlegung ans Herz legen. Ich meine des Hegesippus Abtreten einer

Digitized by Google

geliebten Braut als Freundschaftsopfer. Das Motiv ist durchaus antik, und würde mich bei einem alten Schriftsteller durchaus nicht befremden; ob wir aber gut thun, ein Motiv, das meinem Gefühle nach unserer modernen Anschauung widerstrebt, heute noch anzuwenden, das will jedenfalls sehr erwogen sein. Ich traue mir darüber kein Urteil zu; nur wollte ich Deine Aufmerksamkeit darauf lenken. Ich bin sehr gespannt auf die Fortsetzung. Eins fürchte ich noch, daß die breite Behandlung dieser Nebenhandlung (denn das ist das Verhältniß von Hegesippus, Titus und Hermione doch wohl) dem Interesse an den Hauptpersonen zu nahe treten könnte. Doch läßt sich darüber noch nichts sagen, bis ich nicht mehr gesehen habe. Jedenfalls ist das ein recht schöner, bedeutender Anfang. Mag es so fortgehn!

Leb wohl, für heute kann ich nicht mehr schreiben, es ist mir zu schlecht. Mit Basel wird sich die Sache wohl machen, ich habe keinen Grund, ihnen das Werk abzuschlagen. Die kalifornischen Erzählungen will ich mir gelegentlich besorgen. Nochmals leb wohl, und viele herzliche Grüße von Deinem Dir treu ergebenen

Hottingen, 23. Octbr. 76. H. Goetz.

Dies der letzte Brief, den Widmann von Goetz empfing. „Zenobia" ist das 1878 im Druck erschienene Drama „Die Königin des Ostens". Das letzte gemeinschaftliche Werk beider, „Francesca", findet hier keine Erwähnung, trotzdem es Goetz in dieser Zeit ausschließlich beschäftigte. Uhlands Entwurf „Francesca da Rimino" aus dem Jahre 1807 hatte Widmann auf Pellicos Tragödie hingelenkt, und schon am Silvesterabend 1874 hatte dieser die erste Skizze zu dem neuen Textbuch an Goetz geschickt. Im Laufe des Jahres 1875 waren beide mit der Ausarbeitung beschäftigt, und schließlich war Widmann nur noch mit etwa einem Viertel der Verse beteiligt, während Goetz den Hauptanteil geliefert hatte. Ende März 1876 sandte er den zweiten, Anfang November den ersten Akt der Partitur an Frank nach Mannheim und arbeitete nun mit dem Aufgebot der letzten Kräfte an den Skizzen des dritten Aktes. Am 3. Dezember, vier Tage vor Vollendung seines 36. Lebensjahres, starb Goetz, und von Frank vollendet ging „Francesca" am 30. September 1877 in Mannheim wiederum zuerst in Szene, von der Zuhörerschaft mit tiefer Ergriffenheit aufgenommen. Goetz selbst hing mit inniger Liebe an seinem nachgelassenen Werke, das er als das Beste, was er je geschrieben, dessen seine Natur überhaupt fähig sei, bezeichnete. Möchten die Bühnen sich des edlen Vermächtnisses liebevoll annehmen!

Digitized by Google

Die Lehre von Zabern.

Von Dr. Alfred Gildemeister.

Der deutsche Reichstag hat dem Reichskanzler ausgesprochen, daß seine Behandlung des Falles Zabern nicht mit der Auffassung des Reichstages im Einklang stände. Damit hat die neben den im Bundesrat vereinigten Regierungen stehende Zentralinstanz des Reiches gesprochen, aber in diesem Lande der Autorität wird kein Spruch einer amtlichen Stelle irgendwelchen Ranges jemals so schonungsloser Kritik ausgesetzt gewesen sein, wie dieses Verdikt des deutschen Reichstages.

Besonders aber beeilen sich diejenigen Kreise zu versichern, daß es sich da um ein sachlich gänzlich unberechtigtes Vorgehen handele, die bei jedem Angriff auf eine Polizeiverordnung öffentliche Kritik als unerhört — wenn auch noch so oft gehört — zurückweisen.

Der betroffene Reichskanzler selbst aber, der ach so korrekte Bethmann Hollweg, spricht im Hause des Reiches von einem „sogenannten Mißtrauensvotum".

Dem Beobachter dieses Vorganges wird die Feststellung sich aufdrängen, daß weder in der amtlichen noch in der öffentlichen Meinung der Reichstag als solcher das Ansehen besitzt, das ihm nach seiner verfassungsmäßigen Stellung zukommt. Ob der Reichstag sachlich das Richtige getroffen hat, ist eine Frage des politischen Urteils, deren Beantwortung jedermann freisteht; daß man ihm aber das Recht bestreitet, seine Willensmeinung in der verfassungsmäßig unbestreitbar zulässigen Form überhaupt kundzutun, beweist — wie wenig verfassungsgemäß nach über vierzig Jahren der Wiedererrichtung des Reiches in Deutschland gedacht wird.

Diese Feststellung oder vielmehr diese Fragestellung wird heftigem Widerspruch begegnen. Parteipolitisch wird das Vorkommnis unter dem Gesichtspunkt des „Parlamentarismus" gewertet, unter dem auch der Reichskanzler die Verrückung der dem Reichstage gegenüber Bundesrat und Kaisergewalt gezogenen Grenzen versteht. So möchte es auch die äußerste Linke sehen, als einen Kampf der Parlamentsmacht gegen die Monarchie, so erblickt die Rechte darin eine Anmaßung des Reichstages.

Die so argumentieren, denken in historischen Bildern, aber nicht in der deutschen und diesmal sehr deutlichen Wirklichkeit. Unser geschichtliches und staatspolitisches Denken ist mit fremdartigen Vor-

Digitized by Google

stellungen und Begriffen vollgepfropft; mit dem römischen Recht ist ein undeutscher Geist des Absolutismus als Folie des Cäsarismus bei uns eingezogen und damit als Gegenwirkung ein undeutscher Geist des Radikalismus, der den selbstbewußten Bürger sich nur als Rebellen in der Toga der Phrase vorstellen kann.

Die englische „glorreiche Revolution“ zeigt die eine Seite dieses Bildes, den siegreichen Widerstand des sächsischen Puritanertums gegen den angemaßten Absolutismus der Stuarts, die französische Revolution vorwiegend wenigstens das Aufbegehren des keltisch-romanischen Masseninstinktes gegen die geschlossene Königs- und Adelsmacht, die in sich auf den germanischen Traditionen des fränkischen Eroberervolkes beruhte.

In diesen beiden Kämpfen vollzog sich der gewaltsame Ausgleich zwischen den Eroberern und den Besiegten, die in beiden Fällen die Sieger werden und bleiben. Deutschland dagegen verfiel dem partikularen Absolutismus in der Zeit der Zersetzung seiner nationalen Einheit; mit ihrer Wiedergewinnung hat der Regenerationsprozeß gegen diesen Absolutismus unaufhaltsam eingesetzt, ihn in die deutsche, die germanische Richtung zu lenken, die nach Schillers großem Wort zu Königen seine Bürger, zu Bürgern seine Könige macht, ist die Aufgabe neudeutscher Politik.

Sind das idealistische Träume, die an den berühmten materiellen Kämpfen der heutigen Zeit vorbeigehen? Dem materialistischen und doktrinären Zeitalter, an dessen Ende wir stehen, wird es nicht immer klar, daß die wahre politische Realität in den Ideen der geschichtlichen Entwicklung beruht!

Um ein Ziel für das parteipolitische Scheibenschießen zu haben, hat man die Lehre ersonnen, das parlamentarische System richte sich gegen die Macht der Krone. Das ist richtig, wenn man einem romantisch-absolutistischen Begriff der Monarchie huldigt, grundfalsch, wenn man von der germanisch-deutschen Idee des Königtums ausgeht. Ein von deutschen Monarchomachen geschaffener und gepflegter Irrtum ist insbesondere der, das englische Königtum sei schwach und führe ein Scheindasein auf jedesmaligen Widerruf durch das Parlament.

Wenn man von dem ganz anders begründeten Zarentum absieht, ist keine Königsmacht der Welt so absolut mit dem nationalen Volksbewußtsein verwachsen, wie die englische. Nur bei ihm hat die Idee des Königtums sich unabhängig erwiesen von der Tüchtigkeit, ja von der persönlichen Achtbarkeit der Träger der Krone. Thackeray hat

Digitized by Google

die vier George einer landfremden Dynastie verspotten können, über das sich aufbauende Kaiserreich hat eine einfache Frau wie eine legendäre Macht stehen können und ihrem Sohne die große englische Aristokratie nahezu den persönlichen Verkehr versagen können, unvermindert hat Georg V. die königliche Macht und die Würde übernehmen können, die heute in der sozialen Krise des modernen England als die einzige nicht in Frage gestellte Macht, wie ein Symbol der nationalen Einheit über dem Riesenorganismus des englischen Weltreiches leuchtet.

Die bei uns übliche Anpreisung persönlicher Eigenschaften des Trägers der Krone würde in England als größte Taktlosigkeit empfunden werden, das Recht des Königs bedarf keines Beweises, sie ist Fleisch und Blut vom Fleisch und Blut der Nation.

Unmöglich ist in England seit den Tagen der Stuarts die Vorstellung eines Kampfes des Parlamentes gegen das Königtum, the king in Parliament steht nicht anders wie the king in Council — keine treue Kämpferschar aus Ministern und Adel schart sich um ihn gegen das Parlament, in und durch das Ministerium wie durch das Parlament spricht die königliche Macht, die ideale Einheit des Staates und der Nation.

Das Schaudervolle des parlamentarischen Systems aber hat sich geräuschlos und unbeachtet auch im deutschen Vaterlande begeben, als Luitpold von Bayern sein Ministerium Hertling aus der bei den Landtagswahlen siegreichen Partei nahm. Dem Wittelsbacher ist dabei kein Stein aus seiner Krone gefallen, auch nicht dem jetzt regierenden Ludwig, als die absolutistische Mystifikation des Königtums des irrsinnigen Ottos durch Staatsgesetz ihr Ende erreichte, eine Mystifikation, die, wie sich bei näherer Prüfung ergab, in dem germanischen Grundrecht auch der Goldenen Bulle des alten Reiches gar keine Stütze hatte. Ein romanistisch-absolutistischer Spuk ist vertrieben.

Bavaria docet!

Das sogenannte parlamentarische System ist überhaupt nur eine Personenfrage. Es ist die Frage, ob die Krone sich ihre Minister besser aus der hohen Bureaukratie oder aus den politischen Führern der stärksten Parteien auswählt.

Die politischen Parteien müssen selbstverständlich das Bestreben haben, auf diese Weise zur Regierung, zur Macht zu kommen, die wiederum ihren Ausgleich dadurch erfährt, daß die regierende Mehrheit durch die sich nach dem Gesetz des Pendelschlages verstärkende Opposition mit der Zeit abgelöst wird.

Digitized by Google

Nicht zu verwundern ist es natürlich, daß die Geheimräte auch mal Minister werden wollen, und noch weniger, daß sie sich dafür am geeignesten halten. Der praktische Beweis der Überlegenheit dieses bureaukratischen Systems wird allerdings immer schwieriger. Die Blockpolitik Bülows war letzten Endes doch nur der Versuch, sich als Kanzler die Partei zu schaffen, die der Reichskanzler brauchte, um seine Politik machen zu können; keinen anderen Zwecken diente das Bismarcksche Kartell. Alles, was als Sammlungspolitik im Schwange ist, die bürgerlichen Parteien geeint unter der Führung der Regierung! ist der aus der Negierung der Notwendigkeit der politischen Partei als solcher sich ergebende Versuch, die Führerschaft eines von oben geschaffenen Parteigebildes zu gewinnen.

Das System Bethmann Hollweg ist die Bureaukratie als Ding an sich „über den Parteien". Ein sehr interessanter, aber wohl aussichtsloser Versuch zum Leben außerhalb der politischen Wirklichkeit, der nur Gram und Enttäuschungen, aber keine Resultate erzeugen kann.

Der mehr oder minder lebhafte Widerstand der Parteien gegen dies System ist die auch sonst im Leben ab und zu sich nötig machende Opposition, sich nicht als leere Luft behandeln zu lassen. Der deutsche Reichstag hat ein Recht, dem Reichskanzler die Berechtigung dazu zu bestreiten.

Was der indisponierte Reichskanzler mit der Resignation des Unverstandenen sagte, das vertrat der neue Kriegsminister mit soldatischer Frische: ist die Regierung schon ein selbständiger Organismus im Staat, dem der Reichstag sonst was kann, so wird sich die Armee ihr Gesetz selbst geben. Die Psychologie dieses Vorgehens ist auch eine Lehre. Die Vorgänge in der Instruktionsstunde des vielberufenen Leutnants hätten jedenfalls das lebhafte dienstliche Interesse seines Hauptmanns hervorgerufen, wenn er davon eine Ahnung gehabt hätte.

Das ist natürlich auch die Auffassung des Kriegsministers als Soldat — aber den Kerls im Reichstag gegenüber, da muß gezeigt werden, daß der General noch für den Leutnant einzutreten versteht. Ein um so schwererer Mißgriff, als dadurch der Eindruck erweckt werden mußte, als ob in dem von Scharnhorst, Gneisenau und Clausewitz begründeten deutschen Volksheer der Sinn für die Erziehung zur Ritterlichkeit und Festigkeit in der Form des Auftretens und der inneren Disziplin des Ausdrucks verloren gegangen wäre, der für uns mit dem Begriff des deutschen Offiziers verbunden ist: auch der junge Offizier soll sie beweisen oder ist dazu anzuhalten.

Digitized by Google

Das Gute an diesen wunderlichen Vorfällen aber war, daß hier sehr deutlich in Erscheinung trat, daß der Ausgleich der divergierenden Kräfte im Staat sofort und ohne Erschütterung durch kaiserliche Gewalt vollzogen werden kann, die Ruhe gebietet und dem Recht Geltung verschafft. „La liberté du peuple a besoin d'un roi" hat Mirabeau den Wirrköpfen der französischen Revolution gelehrt.

Noch ein Gutes aber ist bei diesen Irrungen und Wirrungen in Erscheinung getreten; im Elsaß lebt ein Rest von Stammesgefühl, ein mißleitetes vielleicht, aber es ist doch vorhanden. Die große Walze der französischen Egalisierungsmaschinerie hat diese Eigenart doch noch nicht plattgedrückt.

Dieser Volksstamm muß noch zu erwecken sein, er muß noch für die Empfindung zu gewinnen sein, daß die Selbständigkeit eines bundesstaatlichen deutschen Reichslandes so unendlich viel reicher und begehrenswerter ist, als der französische mit Phrasengirlanden verzierte Absolutismus, der seit den Tagen Napoleons unangetastet fortbesteht.

Deshalb ist und bleibt es richtig, Elsaß-Lothringen nicht nur seine Verfassung zu erhalten, sondern sie auch schrittweise auszubauen bis zu vollständiger Gleichberechtigung mit den anderen Bundesstaaten. Das ist deutsche Politik.

Eine Politik, die mit dem Freiherrn vom Stein erkennt, daß Zentralisierung Paralisierung ist, die aufbaut auf dem in Süddeutschland und der Schweiz so ganz besonders ausgebildeten Stammesgeist und ihn gerade benutzt, um den Elsässer für das Deutschtum dadurch zu gewinnen, daß er dem französelnden Grenznachbar gegenüber sich seiner Eigenart bewußt wird.

Zur Einheit gelangt man nicht durch Zentralisation, sondern durch Schonung der Eigenart; auch Preußen verwaltet Pommern anders wie das Rheinland, und seine inneren Reibungen ergeben sich nur daraus, daß das unorganische Werden der Monarchie den ostelbischen Provinzen ein übermäßiges politisches Übergewicht verschafft hat.

So ist uns die Lehre von Zabern der Beweis, daß unsere innerpolitische Aufgabe nur in dem weiteren Ausbau der Reichsverfassung im deutschen bürgerlichen Geiste, wie in der Pflege der in den deutschen Stämmen verwurzelten Besonderheiten bestehen kann.

Digitized by Google

Zum Kampf der Ärzte mit den Kassen.

Von Dr. Paul Lengemann-Bremen.

Für die meisten Leser dieses Blattes hätte der Kampf der Ärzte wenig Interesse, wenn er nur die Ärzte und die Kassen bezw. Kassenkranken anginge. Aber es geht nach der festen Überzeugung der allermeisten Ärzte, der praktischen Ärzte wie der Spezialisten wie der medizinischen Fakultäten, um wesentliche Momente für die Zukunft des ärztlichen Standes. Daran, daß dieser auf der Höhe bleibt, möglichst noch höher kommt, daran haben alle Kreise ein Interesse.

Einst ging jeder, ob arm oder reich, zu dem Arzt, zu dem er Vertrauen hatte. Gewiß spielten bei der Wahl die räumliche Nähe und der Zufall auch ihre Rolle und das ganz subjektive Empfinden des Vertrauens braucht kein zuverlässiger Führer zu sein. Aber es bringt Imponderabilien in das Verhältnis zwischen Arzt und Patient, die von Wert sind. Der Arzt freut sich mehr über den Kranken, in dessen Kommen er ein Zeichen von Zutrauen sieht, ist mehr dafür geneigt, sich liebevoll in seine Leidensgeschichte zu vertiefen und sich eingehend der Linderung seiner Leiden zu widmen, als wenn er weiß, daß der Kranke nicht um seiner selbst willen zu ihm kommt, sondern weil er von der Kasse aus zu ihm kommen muß. Der Kranke wird bei freier Wahl weit eher geneigt sein, in der Sprechstunde aus sich herauszugehen, intime Dinge zu berühren, die für die Beurteilung seines Leidens wichtig sind. Kurz, es besteht auf beiden Seiten die richtige Fühlung, wenn der Kranke sich Rat holen darf, wo er will. Sie fehlt nur zu oft beim System der fest angestellten Kassenärzte.

Dieses System verursacht schon dadurch, daß es dem jetzt allgemeinen Hang zu selbständigem Handeln entgegensteht, ein gewisses Mißbehagen gegenüber dem vorgeschriebenen Arzt, mag er an sich genau so gut sein Fach beherrschen und sich mit den Kranken so redlich Mühe geben, wie irgendein anderer. Das führt dazu, daß wir von den zahlungsfähigen Versicherten, z. B. auch von unseren Dienstboten, sehr oft andere Ärzte aufsuchen sehen, unter Verzicht auf die Kostenfreiheit. Wer sich diesen Verzicht nicht leisten kann, geht natürlich zum Kassenarzt. Läßt er diesen — und das ist gar nicht selten — sein Mißbehagen oder Mißtrauen fühlen, so ist der

Digitized by Google

Arzt in der Behandlung auch nicht mehr ganz frei, er ist behindert unter anderem in der Anwendung von Heilfaktoren, wie Stärkung der Hoffnung auf Genesung, Suggestion der psychischen Faktoren, die immer noch wichtig genug sind.

Statt in dem Arzt den wohlwollenden Berater zu sehen, dem er gern vertraut, vermutet der Kranke leicht in dem Angestellten der Kasse, der der Arzt ja ist, auch den Interessenvertreter der Kasse, der also für die Kasse sparen, ihm möglichst billige Rezepte verschreiben, ihn möglichst rasch wieder arbeitsfähig schreiben wird. Dem Arzt, der das bald herausfühlt, stört das die Berufsfreudigkeit, die ohnedies nicht selten auf harte Proben gestellt wird. Den Schaden haben beide Teile.

Endlich ein sozialer Gesichtspunkt: der Minderbemittelte sollte doch dasselbe Recht wie der Wohlhabende auf freie Wahl dessen haben, der ihm in schlimmen Tagen beistehen, für sein Leben und seine Gesundheit kämpfen soll. In dieser wichtigen Frage sollte niemand bevormundet werden.

Es drängt sich aus diesen verschiedenen Gründen dem Kassenarzt zwingend der Wunsch auf nach Befreiung aus diesen unerfreulichen Arbeitsbedingungen, der Wunsch nach Einführung der freien Arztwahl.

Das ist der eine Angelpunkt, um den der heutige Streit sich dreht; der andere ist: angemessene Honorare. Der alte Satz: „dat Galenus opes“ gilt nur noch für einen kleinen, sich ständig vermindernden Teil des Standes. Die große Mehrzahl der Ärzte ist angewiesen auf die Kassenkranken, die ja bald über 90 % des Volkes ausmachen sollen, nach einer neueren Schätzung sogar 94½ %! Viel Arbeit gegen mäßige Bezahlung ist ihr Los. Ärzte, die so rastlos arbeiten, daß die meisten „Arbeiter“ mit ihrem Ideal von achtstündiger Arbeitszeit sich mit Recht davor entsetzen würden, die niemals Zeit finden, ein Theater, ein Konzert, einen Vortrag zu besuchen, verdienen doch nur eben das Notwendige, um ihre Familie leidlich durchzubringen. Über die Höhe des Einkommens der Ärzte ist das Publikum meist in irrigen Anschauungen befangen. Gewiß gibt es Ärzte mit großer Praxis in wohlhabenden und reichen Kreisen und einige Spezialärzte mit größerem Einkommen, aber das sind Ausnahmen: unter fünfzig kommt nach einer Statistik des Kassenführers der Ärztekammer in Schleswig-Holstein nur einer zu einem Einkommen über 20 000 Mk., unter 600 nur einer zu über 34 000 Mk., dabei

Digitized by Google

sind die Universitätsprofessoren und beschäftigten Operateure eingeschlossen, die Assistenten nicht mitgezählt.

Dabei hat der Arzt, was nie vergessen werden sollte, keinerlei Pension. Sein Beruf ist aber einer der gefährlichsten, er kann darauf rechnen, mehrere Jahre eher zu sterben, als wenn er einen anderen akademischen Beruf ergriffen hätte. So muß er als gewissenhafter Mann beim Eingehen der Ehe eine angemessene Lebensversicherung nehmen und sparen, bis er das zusammen hat, was der Hinterbliebenenrente des Beamten entspricht.

Das ärztliche Studium ist das längste und teuerste. Schon deshalb ist der Ärztestand für seine Rekrutierung im wesentlichen angewiesen auf Kreise, die an der oberen Grenze der gut bürgerlichen Lebenshaltung stehen; der Kassenarzt ist aber oft nicht in der Lage, sich auf dieser Höhe zu halten, es sei denn im Zölibat. Gut rekrutieren kann und wird sich der Ärztestand aber nicht mehr, wenn er schlechterdings nicht sozial und wirtschaftlich Schritt halten kann mit den anderen akademisch gebildeten Berufskreisen. Dieser Zustand besteht schon, ein großer Teil der Ärzte ist in seinem Einkommen bereits hinabgedrückt unter die Lebenshaltung des Oberlehrers, des Richters erster Instanz und ähnlicher Berufsstellungen. Wird das noch schlimmer, dann werden Leute von Talent und Energie immer weniger sich dem Studium der Medizin zuwenden, oder wenn sie es getan haben, das Feld der Kassenpraxis andern überlassen — den Schaden hat das Publikum.

Der Arzt, der gezwungen ist, wenn die Seinigen nicht Not leiden sollen, von früh bis spät zu hetzen, um die vielen Fälle zu erledigen, die er bewältigen muß, um gerade das Nötige zu verdienen, der kann sich nicht weiterbilden. Selbst wenn er auf alle Erholungen und Genüsse verzichtet, die sämtliche anderen Stände als selbstverständliches Menschenrecht betrachten, kann er nicht die Zeit und Muße dafür aufbringen. Aber in unserer Zeit, die in erstaunlicher Schnelligkeit immer Neues bringt, muß der Arzt immer wieder studieren, wenn er nicht veralten soll. Der Patient kann es ja nicht beurteilen, ob sein Arzt die wichtigen Fortschritte beherrscht; aber er leidet darunter, oft viel mehr, als er ahnen kann, wenn es nicht der Fall ist. Deshalb muß er begreifen, daß sein Honorar dem Arzt nicht nur seine Mühe entschädigen muß, daß es ihm auch die Gelegenheit zur Weiterentwicklung geben muß, und dazu gehört leider außer Zeit wieder Geld — Geld für Bücher, für Zeitschriften, für Reisen zu Fortbildungskursen.

Digitized by Google

Hat ein Arzt viel zu tun, so wird ihn das zu immer neuem, energischem Streben nach besserem Können, nach höheren Leistungen, nach Vervollständigung seines Rüstzeugs an teuren Apparaten und Instrumenten anspornen, wenn er sieht, daß mehr Arbeit ihm auch mehr Lohn bringt. Ohne das wird es ihn nur dann anspornen, wenn er ideal veranlagt ist, wie es vom Kaufmann, vom Juristen, vom Apotheker niemand verlangt, oder wenn er so vermögend ist, daß die Höhe des Berufseinkommens ihm nicht viel ausmacht. Gewiß gibt es solche, aber es sind Ausnahmen, und sie werden immer seltener werden, je mehr der Stand gedrückt wird.

In Deutschland hat sich ein angesehener, leistungsfähiger Ärztestand entwickelt; den Vorteil hat die Volksgesundheit. Daß er sich auf der Höhe erhalte, womöglich noch weiteren Aufschwung nehme, liegt im Interesse des ganzen Volkes. Leider ist das verquickt mit seiner pekuniären Lage. Deshalb ist es notwendig, daß wir sie zu heben suchen. 50 % der deutschen Ärzte verdienen unter 6000 Mk. pro Jahr (ohne Pension und Hinterbliebenenversorgung), 80 % (ohne die Assistenzärzte) erreichen nach Abzug eines mäßigen Betrages für Altersversorgung usw. nicht den Höchstgehalt der Beamten inkl. Wert der Pension und Reliktenversorgung. Dabei kann man das Ziel, das wir erstreben, gewiß nicht unbescheiden nennen: sind es doch die Sätze, die vor 100 Jahren als Mindestsätze für die Minderbemittelten staatlich festgesetzt wurden — und wie ist der Wert des Geldes seitdem gesunken!

Vom Arzt wird mit Recht eine hohe ethische Auffassung seines Berufes erwartet, er soll Eigenschaften besitzen und entfalten, die man nicht bei jedem Menschen voraussetzt. Schon Homer läßt den greisen Nestor sagen: *ιατρός μεν ανὴρ πολλῶν αντάξιος άλλων*: „Der Arzt ist ein Mann, der mehr wert ist als viele andere." Nun, wenn er das ist, dann muß er auch so gestellt sein, daß die Tüchtigsten sich freudig seinem Berufe widmen; nicht aber so, daß die Ärzte sich scheuen, ihre Söhne Medizin studieren zu lassen, wie wir es heute von allen Seiten hören!

Die Not der Zeit hat alle deutschen Ärzte bis auf wenige hundert vereinigt in einem großen wirtschaftlichen Bund, dem Leipziger Verband. Er steht nun als Organisation der staatlich anerkannten Organisation der Kassen gegenüber, unter ihm überall örtliche Organisationen, die entschlossen sind, nur als solche mit den gleichfalls organisierten Kassen zu verhandeln. Das einzelne Mitglied des Verbandes darf nicht mit

Digitized by Google

den Kassen verhandeln. Das muß so sein, wenn wir zum Ziele kommen und verhindern wollen, daß allerorts einzelne, durch die Not getrieben, Verträge abschließen, die sie wieder in die Lage bringen, vom Wohlwollen der Kassenvorstände abhängig zu sein.

Wie der Kampf enden wird, ist heute nicht zu sagen.*) Mir lag auch nur daran zu zeigen, daß es nicht rein materielle Dinge sind, die uns Ärzte zum Kampf getrieben haben; untrennbar zwar damit verbunden, aber auch an sich bedeutend wirkten Momente mit, die für den Stand der Ärzte und indirekt für das Allgemeinwohl von wesentlicher Bedeutung sind.

Die Alkoholfrage im Heere.

Von Generalleutnant z. D. von Reichenau.

Wissenschaftliche Untersuchungen, praktische Erfahrungen und statistische Erhebungen haben mit zunehmender Schärfe und Vertiefung den Beweis erbracht, daß alkoholische Getränke den menschlichen Organismus meist ungünstig beeinflussen. Der Grad der Schädigung ist sehr verschieden; er wird durch die Körperkonstitution, durch den Alkoholgehalt der aufgenommenen Getränke und durch deren Volumen bestimmt. Die Einwirkung des Alkohols als eines absoluten Giftes läßt sich nie ganz eliminieren und große Quantitäten von Flüssigkeit überbürden den Destillierapparat. Der durch den Alkohol ausgeübte Nervenreiz verführt aber leicht zu einem Zuviel an Flüssigkeit und nicht selten zu einer wahren Überschwemmung des Organismus.

Der Gesamteinfluß der alkoholischen Getränke, sofern sie nicht in geradezu homöopathischen Dosen genossen werden, kommt durch eine Herabsetzung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit, wie auch des moralischen Bewußtseins zum Ausdruck. Die Depression durchläuft alle Variationen von einer leichten Erschlaffung bis zum völligen Niederbruch; sie zeigt sich immer mit unverkennbarer Deutlichkeit, wo es sich um hochgradige Anstrengungen handelt. Der Läufer, der Athlet, der Distanzreiter, der Flieger haben es längst erfahren, daß jeder kurz vor oder während der sportlichen Tätigkeit genommene Schluck Alkohol ihnen die Siegespalme entreißen kann, und jeder Geistesarbeiter weiß, daß sein Denkvermögen nur klar bleibt, wenn es dem Einfluß alkoholischer Einwirkung nicht untersteht.

---

*) Anmerkung der Redaktion: Inzwischen ist der Kampf entschieden, die Ärzte haben ihr Ziel nicht erreicht. In Fachkreisen gibt man der Hoffnung Raum, daß die befürchteten Schäden sich doch zum guten Teil vermeiden oder auf ein erträgliches Maß beschränken lassen.

Digitized by Google

Wenn diesen, über jeden Zweifel erhärteten Tatsachen seitens der Massen und selbst der Mehrzahl der Gebildeten weitaus nicht die Beachtung zuteil wird, die sie ihres tiefgreifenden rassehygienischen Einflusses wegen als eine Frage erster Ordnung verdienen, so liegt das einmal in dem noch nicht überwundenen Aberglauben, daß der „mäßige" Genuß geistiger Getränke gesundheitsfördernd sei — vielleicht aber auch der Hauptsache nach in der trügerischen Eigenschaft des Alkohols, auf kurze Zeit nach dem Genuß eine belebende Wirkung auszuüben. Diese Reizerscheinung wird für einen Kräftezuwachs gehalten, den von neuem herbeizuführen man die willkommene Nötigung empfindet, sobald die Reaktion eingetreten ist.

Die scheinbar günstige und freundliche Wirkung der alkoholischen Getränke hat sie zu einem für unentbehrlich gehaltenen Mittel behaglicher, stimmungsvoller Geselligkeit gestempelt und ihnen den Ruhm eines guten Teils der Lebensfreude eingetragen. Die Poesie hat sich dieses Gedankens liebevoll bemächtigt, trotzdem kein hohes Lied auf den Wein die Übel auszutilgen vermag, die in seinem Gefolge stehen. Aber seine Schädigungen sind in der Allgemeinheit noch zu wenig erkannt. Noch unterliegen die Massen der Auffassung, daß ein gütiges Geschick zu der Menschen Wohl ihnen die Leib und Seele so freundlich wärmenden geistigen Getränke gegeben habe. Noch geht die überwiegende Mehrzahl der Staatsbürger sorglos an dem namenlosen, überall dort hervortretenden Elend vorüber, wo der Alkohol die völlige Herrschaft über die Individuen gewonnen hat. Es ist bezeichnend, daß der Trunkenbold immer noch als erheiternde Straßenfigur betrachtet wird, solange er nicht gefährliche Handlungen begeht. Man tut den Unhold mit einem plumpen Scherz ab, statt in den Gebräuchen, die seinen Zustand herbeigeführt haben, eine schwere soziale Gefahr zu erblicken.

Allmählich haben sich aber doch unter der Wucht schreckensvoller Erfahrungen Vereinigungen gebildet, die dem Gebrauch alkoholischer Getränke durch Belehrung und Beispiel zu steuern suchen. Sie sind der Ansicht, daß nur die Forderung völliger Enthaltsamkeit ein genügend wirksames Kampfmittel bildet, da der Begriff der Mäßigkeit zu dehnbar ist. Mäßigkeit ist dem Wunsche nach Nervenanregung eine gefällige Dienerin. Jeder Trinker hat mäßig angefangen und sich auch dann noch für mäßig gehalten, als er bereits unrettbar dem Verhängnis verfallen war. Die Forderung der völligen Enthaltsamkeit hat denn auch im Laufe der neueren Zeit erhebliche Fortschritte gemacht. Man fängt an zu begreifen, daß die zur Erzielung der Abstinenz aufzuwendende Energie eine geistige Vorbedingung für die Erlangung der Selbstzucht überhaupt ist. Mit dem Begriff der „Mäßigkeit" mag auskommen, wer in Selbstzucht seiner Herr geworden ist, als Werbemittel für die Massen kommt aber nur die Enthaltsamkeit in Betracht.

Ein starker Beweis für die Lebensfähigkeit und den Fortschritt des Enthaltsamkeitsgedankens ist in der Bildung einer größeren Anzahl abstinenter Vereinigungen zu erkennen. Es seien genannt: „Der deutsche Bund abstinenter Studenten" — „Der Bund vom blauen Kreuz" — „Die

Digitized by Google

Guttemplerlogen" — „Der Verein abstinenter Philologen" — „Der Dürerbund" — „Der deutsche Vortruppbund" — „Der deutsche und internationale Eisenbahn-Alkoholgegner-Verband". Weiter verwerfen die Anhänger der naturgemäßen Lebensweise aus dem von ihnen verfolgten Prinzip heraus den Alkohol in jeder Form als naturwidrig für den Menschen. Nationale und internationale Kongresse zur Bekämpfung des Alkoholgenusses werden abgehalten; so kürzlich in Mailand, wo bei der Eröffnungsfeier 40 Staaten vertreten waren. In vielen der Öffentlichkeit zugänglichen Ausstellungen wird der Einfluß des Alkohols auf den menschlichen Organismus verbildlicht, wie es in höchst wirkungsvoller Weise auf der großen Hygiene-Ausstellung in Dresden geschehen ist. Auch der Sport schließt ein Abwehrmittel gegen den Alkohol in sich. Wo der ernsthaft aktiv betriebene Sport seinen Einzug hält, ist es mit der Herrschaft der alkoholischen Getränke zu Ende. Das zeigt sich sogar an den Universitäten, denn die Aufnahme des Sports legt auch hier Bresche in die Trinkgewohnheiten. Dieser Vorgang tritt am schärfsten in Nord-Amerika in die Erscheinung, weshalb auch mancher der olympischen Sieger aus den amerikanischen Universitäten hervorgegangen ist.

In alledem sind sprechende Zeichen eines erfreulichen Wandels in den Anschauungen über die Gefahren des Alkohols zu erblicken. Wer hätte sich noch vor zwei Jahrzehnten etwas von der Möglichkeit studentischer abstinenter Verbindungen träumen lassen! Zurzeit zählt man rund 250 000 Abstinenten in Deutschland. Wenn das, absolut genommen, auch nicht viel ist unter einem Volk von 65 Millionen Menschen, so erheischt die Zahl doch in Anbetracht der bisherigen Alleinherrschaft des Alkohols relativ Beachtung.

Nachdem die Enthaltsamkeitsbewegung in solcher Stärke eingesetzt hat, kann es nicht überraschen, daß sie immer lauter an die Türen auch der Armee und Marine anklopft. Wenn es wahr ist, daß unter sonst gleichen Verhältnissen die Enthaltsamkeit die größere körperliche und seelische Leistungsfähigkeit im Gefolge hat — und das ist zweifellos erwiesen — so kann dieser Bewegung von den Organisationen der nationalen Verteidigung nicht mehr halt geboten werden. Jede Möglichkeit, den inneren Wert der Truppe zu steigern, muß sich in harmonischer Weise den Grundsätzen angliedern, nach denen die Truppen ausgehoben und ausgebildet werden. Denn man beruft nicht allein die kraftvollsten Männer der Nation zum Dienst mit den Waffen, sondern man befolgt auch in der Ausbildungsarbeit das Prinzip, die Kräfte jedes einzelnen zu heben. Alle sich für die Erreichung dieses Zwecks darbietenden Mittel müssen daher mit Freuden begrüßt werden. Und die Enthaltsamkeit ist dieser Mittel letztes jedenfalls nicht. Wieviel in der Heranbildung eines widerstandsfähigen Menschenmaterials noch zu erreichen bleibt, geht aus der hygienischen Literatur hervor, die als Mittel zur Hebung der Gesamtkräfte immer gebieterischer die Innehaltung einer rationellen Lebensführung fordert. Wieviel uns nach dieser Richtung hin noch zu tun übrig bleibt, ist unter anderem aus dem kürzlich veröffentlichten vortrefflichen Aufsatz des Stabsarztes Dr. Münter über „Offizierkorps und Körperkultur" (Militär-

Digitized by Google

Wochenblatt 138—1913) zu ersehen. Auch eine Reihe der im „Vortrupp“ veröffentlichten Arbeiten des Kapitänleutnants a. D. Hans Paasche beschäftigt sich, oft humorvoll, mit dem Kapitel der Nüchternheit.

Aus den einschlägigen Bestrebungen ist jedenfalls ersichtlich, daß ein Emporringen zu tieferer Einsicht begonnen hat. Immer mehr wird in der Bekämpfung des Alkohols ein heiliges nationales Interesse erkannt. Die wachsende Einsicht aber treibt den wachsenden Willen zur Tat.

Welche günstigen Folgen im besonderen aus den Nüchternheitsbestrebungen für Armee und Marine erwachsen, ist aus deren Reihen heraus schon mehrfach überzeugend geschildert worden. Es sei auf die Schriften des Vizeadmirals Dick und des Marine-Stabsarztes Dr. med. Buchinger hingewiesen, die wertvolles Material zur Beurteilung der Frage unter besonderer Berücksichtigung der Marine zusammengetragen haben.

Über die „Alkoholfrage im Heere“*) hat Oberleutnant Heusch kürzlich eine Schrift erscheinen lassen, die zur Veranlassung der vorstehenden Studie geworden ist. Der Verfasser tritt begeistert für die Nüchternheitsbewegung ein. Er legt treffend die ungünstigen Folgen des Gebrauchs alkoholischer Getränke in der Armee dar und weist nach, in welchem Maße die Trinksitten zur Steigerung der strafbaren Handlungen beitragen, die Krankheits- und Sterblichkeitsziffern erhöhen, alle Leistungen herabdrücken und — was besonders ernst zu nehmen ist — das moralische Bewußtsein schwächen und verflachen. Wie hoch aber das moralische Element in der Armee zu bewerten ist, geht aus den klassischen Sätzen der Einleitung zur Felddienstordnung hervor, die der Verfasser seiner Schrift als Geleitwort voransetzt: „Neben der körperlichen und militärischen Ausbildung bedingen die sittlichen und geistigen Kräfte des Soldaten seinen kriegerischen Wert. Sie zu heben ist das Ziel der Erziehung!“

Nun wohl, die Enthaltsamkeit vom Alkohol ist ein vorzügliches Mittel zur Erreichung dieses Ziels.

Unter den Vorschlägen, die Oberleutnant Heusch zur Bekämpfung der durch den Alkohol hervorgerufenen Mißstände macht, verdient der Nachweis, daß sich in alkoholfreien Getränken ein durchaus brauchbarer Ersatz für den Alkohol finden läßt, volle Beachtung, denn wenn die bessere Überzeugung Wert haben soll, muß ihr auch die bessere Praxis folgen.

Die Berechtigung der in der Schrift erwähnten Fassung, daß die Enthaltsamkeitsbestrebungen am besten durch die Bildung besonderer Vereine in der Armee gefördert werden können, bedarf indes näherer Prüfung. Vergegenwärtigt man sich die hohe Bedeutung eines einheitlichen Geistes in der Armee und zumal die Tatsache, daß die einheitliche Geschlossenheit des deutschen Offizierkorps einen Kraftfaktor darstellt, wie ihn keine andere Armee in dem Maße aufweist, so könnte es bedenklich erscheinen, diese Einheitlichkeit durch irgendwelche Parteibildungen zu erschüttern. Soll ein Wandel in der Auffassung des Offizierkorps in einem

*) Die Alkoholfrage im Heere von C. Heusch, Oberleutnant im Infanterie-Regiment 112. Verlag von Deutschlands Großloge II des I. O. G. T., Hamburg 30.

Digitized by Google

so tief einschneidenden Gebrauch herbeigeführt werden, wie er in dem täglichen Konsum von geistigen Getränken besteht, so bedarf es vor allen Dingen etwas einheitlichen Vorgehens. Man wird nur mit günstigen Ergebnissen rechnen können, wenn die Nüchternheitsbestrebungen von autoritativer Seite unterstützt werden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch in der Armee die Nüchternheit nicht einfach befohlen werden kann, wohl aber lassen sich ihr die Wege ebnen, wenn dem Prinzip der „Trinkfreiheit" Gültigkeit verschafft wird. Sehr richtig ist deshalb auch in der erwähnten Schrift dieses Prinzips, aber unter der Benennung „Abstinenzfreiheit" gedacht. Die Bezeichnung „Trinkfreiheit" dürfte aber vorzuziehen sein, weil sie der persönlichen Entschließung aller Rechnung trägt. Die Trinkfreiheit würde sich der schon jetzt bestehenden Rauchfreiheit zwanglos an die Seite stellen. Wie niemand geringschätzig angesehen wird, wenn er nicht raucht, so wird man auch lernen, das Trinken, in gleicher Weise objektiv zu beurteilen.

Alles weitere muß dann der wachsenden Einsicht und Erfahrung überlassen werden. Tritt, wie nach den vorliegenden Erfahrungen mit Sicherheit zu erwarten ist, die durchschnittlich größere Leistungsfähigkeit bei nüchternem Verhalten immer mehr hervor, so erwächst hieraus ein Agitationsmittel von solcher Kraft, daß die überkommenen Anschauungen über den Wert des trinkfesten Mannes bald verblassen werden. Hier wie überall liegt im Erfolg der überzeugendste der Beweise. Nachdem — um ein Beispiel auf anderem Gebiet anzuführen — die Überlegenheit der kleinkalibrigen Mehrladegewehre über den alten Vorderlader über allen Zweifel erwiesen ist, würde es absurd sein, sich diesem wieder zuzuwenden. Und wenn zwischen der Leistungsfähigkeit abstinenter und trinkfester Männer ein ähnlicher Unterschied festgestellt worden ist, kann man dann noch im Zweifel darüber sein, welcher Praxis man sich zuzuwenden hat? Liegen auch zurzeit noch keine auf genügend breiter Versuchsbasis gewonnenen Ergebnisse der Enthaltsamkeit in europäischen Heeren vor, so lassen doch die japanischen Erfolge erkennen, was von einem nüchternen Heere erwartet werden kann. Und sollte in Europa nicht wahr sein, was sich in Asien Geltung verschafft hat? Sollte man bei uns nicht einen ernsthaften Versuch wagen dürfen? Bietet die Selbstbeherrschung, die durch Zurückweisung stimulierender Genußmittel bewiesen und geübt wird, nicht auch eine Gewähr für das moralische Gesamtverhalten?

In Anbetracht des durch die Heeresorganisation gewährleisteten tiefgreifenderen Einflusses auf die Sitten und Gebräuche in der Armee könnte diese in den Nüchternheitsbestrebungen einen Vorsprung vor der Allgemeinheit gewinnen.

Ein Heer aber, das in der Tugend der Selbstbeherrschung voranleuchtet — welch eine Schule für das Volk! — welch ein nie versagendes Machtmittel für die nationale Verteidigung!

Um in den abstinenten Bestrebungen, wie sie sich allmählich Bahn brechen, mehr wie eine Absonderlichkeit zu erblicken, muß man sich zu vergegenwärtigen suchen, daß ohne Erfüllung des Gebotes der Nüchternheit der kulturelle Fortschritt immer starken Hemmungen begegnen wird.

Digitized by Google

Die Abstinenz steht im innigsten Zusammenhang mit der Gesamtheit der Kulturaufgaben, mit der Minderung der Krankheiten, des sozialen Elends und der Kriminalität — mit der Mehrung indes all der Eigenschaften, die der Leistungsfähigkeit, Würde und Schönheit des menschlichen Geschlechts dienen.

Animierte Stimmung mag geneigt machen, in den abstinenten Forderungen haltlose Ideale zu erblicken, tatsächliche Erwägungen aber kennzeichnen ihre Erfüllung als eine Pflicht, die sich immer warnender zwischen uns und dem Abgrund einer weiter zunehmenden Entartung erhebt.

Die Zukunftsform der deutschen Theater.

Von Franz Fromme.

Die gegenwärtige Notlage der deutschen Theater hat ihre tiefsten Ursachen in zwei allbekannten allgemeinen Erscheinungen der Zeit: in dem Triumph der Mechanik und Technik über den Geist der Kunst, einem Triumph, der auf den beispiellosen Siegeslauf der exakten Wissenschaften und ihre technische Ausnutzung zurückzuführen ist, und in dem Ansturm sozialer und demokratischer Forderungen, der mit der Übervölkerung des Reiches und der Verallgemeinerung der Kulturbedürfnisse Hand in Hand geht.

Die siegreiche Technik hat durch die mechanische Massenreproduktion die Existenz des eigentlich produktiven Künstlers aufs schwerste gefährdet. Wie die Photographie den Broterwerb des Malers, die Phonographie den des Musikers erschwert und dadurch beide schließlich mürbe und unfähig zu höherem Schaffen macht, so bringt die Kinematographie dem Bühnenkünstler den gleichen Schaden. Durch die brutale Wohlfeilheit der Preise, die sich die mechanische Filmreproduktion leisten kann, nicht aber der mit schaffenden Menschenkräften arbeitende Bühnenleiter, schlägt diese neue Industrie die dramatische Kunst aus dem Felde, die ihr sonst vielleicht mittels zugkräftiger Ausstattungsstücke an Attraktion gewachsen wäre.

Hat durch Erzeugung dieser überlegenen Konkurrenz der technische Fortschritt unserer Zeit die Einnahme der Bühnen verringert, so hat der soziale die Ausgaben noch vermehrt. In unserer Epoche der sozialen Fürsorge — die freilich den körperlich Arbeitenden auffallend bevorzugt — erschien die unsichere und rechtlose Lage der Bühnenangehörigen längst wie ein Überbleibsel aus dem Zeitalter der Feudalherrschaft; es war nur zu natürlich, daß vereinzelte human und modern denkende Theaterdirektoren der Gesetzgebung vorauseilten, die doch in absehbarer Zeit einmal für den Schauspieler eintreten mußte: sie milderten ihre autokratische Stellung den Bühnenangestellten gegenüber, indem sie ihnen kontraktlich mehr Rechte zugestanden als bisher, sofortige Entlassungen

Digitized by Google

vermieden, ganzjährige Gagen anstrebten und die Last der Garderobeunkosten den schwächeren Schultern nicht mehr aufluden. Die Folgen derart zeitgemäßer Humanität sind bekannt; sie hießen in vielen Fällen — zumal wenn der Direktor außer dem sozialen noch ein künstlerisches Gewissen besaß — Defizit oder gar Pleite.

Und diese zeitnotwendige Humanität, die bisher nur einzelnen Direktoren verhängnisvoll wurde, wird nun durch das Reichstheatergesetz allgemeine Verpflichtung. Den Einnahmen des Theaters, die durch Konkurrenz des Kientopps von Jahr zu Jahr schlechter geworden sind, wird eine Reihe neuer, schwerwiegender Ausgaben gegenübergestellt. Wird es den Bühnen möglich sein, diese wirtschaftliche Krisis zu überwinden? Und wenn es möglich ist — wird diese Überwindung nicht mit einer Verleugnung des künstlerischen Geistes erkauft werden?

Nach der Beschaffenheit des Eigentümers und des Verwaltungssystems wird man diese Frage für die verschiedenen Gruppen von Theatern getrennt beantworten müssen.

Am wenigsten wird der Wandel der Zeiten zunächst die Hoftheater verändern, nicht nur aus dem Grunde, weil sie sich einem großen Teil der sozialen Forderungen schon längst angepaßt haben, sondern fast noch mehr auf Grund ihrer ganzen Wesensart. Denn es ist mit den Hoftheatern wie mit den absoluten Monarchien: abhängig von einer einzelnen Person, nur durch deren Tod oder Erbfolge einem Wechsel des Eigentümers ausgesetzt, wird ihr Gedeihen nach wie vor durch den Charakter dieser einzelnen Person bestimmt, je nachdem ob sie gleichgültig dem Theater gegenübersteht oder sich einmischt, ob sie ein Banause ist oder Kunstverständnis und scharfen Blick für die geeigneten Männer hat. Wie bei der absoluten Monarchie werden hier Extreme zwischen gut und schlecht möglich sein, die bei andern Systemen, bei der vielköpfigen bürgerlichen Verwaltung und bei dem privaten, vom Geldbeutel des Publikums abhängigen Unternehmen ausgeschlossen sind. Einerseits der Geschmack und die Leistungen der Berliner Hoftheater unter der Ära Wilhelms des Zweiten, andererseits die Meininger in ihrer Glanzzeit — das sind Kontrasterscheinungen, wie sie nur der Wille eines energischen Fürsten, der weder von Geschäftssorgen noch von bürgerlichen Abstimmungen beschränkt wird, hervorrufen kann, wie sie aber beim bürgerlichen Theater in solcher Reinkultur nirgends auf die Dauer existieren können. Ferner wohnt dem Hoftheater eine besondere Anziehungskraft inne, die dem bürgerlichen fehlt: der Nimbus, der von der Fürstenloge, dem traditionellen Glanz der Repräsentation und dem Hofklatsch ausgeht; sich an diesem Schimmer sichtbar zu sonnen, ist gerade in einem übervölkerten Lande mit fieberhaftem Wettbewerb ein allgemeines Bedürfnis allzumenschlichen Ehrgeizes. Dennoch kann es nicht ausbleiben, daß die sozialistische Tendenz des modernen Staates um die individuelle Bewegungsfreiheit auch der Fürsten immer engere Kreise zieht, so daß schließlich das Hoftheater eines Herzogs sich nur noch dem Namen nach unterscheiden wird von der Bühne eines bürgerlichen Unternehmers oder einer privaten Sozietät — so sehr ein solches Nivellieren im Interesse der Kunst zu bedauern wäre.

Digitized by Google

Denn von allen Theaterinhabern hat heute der private Unternehmer den allerschwersten Stand und darf nur in Ausnahmefällen künstlerischen Intentionen frönen. Durfte er bis vor kurzem sich die Extravaganz leisten, ein klassisches oder literarisch wertvolles Stück in wohlvorbereiteter Aufführung zu bieten (da er einen derartigen Kassenverlust durch ein paar Schlager wieder einbringen konnte), so wird ihm in der Provinz heute diese Möglichkeit benommen. Das Gros des Publikums, auf das er angewiesen ist, besucht selbst die leichteste Kunst, die seichtesten Possen und die prickelndsten Operetten seltener als die wohlfeilen Lichtspiele. Nur da, wo Millionen von Menschen an einem Ort zusammenströmen und -wohnen, wo der private Unternehmer nicht auf das Gros des Publikums angewiesen ist, sondern sich auf eine zahlreiche Elite von Einheimischen und Besuchern der Stadt, auf Tausende von Gebildeten, Zahlungsfähigen und Kulturhungrigen stützen kann — nur da kann er wertvolle Kunst pflegen, ohne sich finanziell zu vernichten: in Berlin und in Wien, und allenfalls noch in Hamburg, München und Dresden. Aber hier erschweren sich derartige Theater untereinander ein würdiges Dasein. Sie überbieten sich gegenseitig mit Sensationen und nehmen einander durch Riesengagen die Berühmtheiten weg; da bleiben denn für ernste Kunstpflege im Sinne der Dichter nur wenige rühmliche Ausnahmen übrig. Dazu kommt, daß Privatunternehmungen auf ihrem fruchtbarsten Boden, in Berlin, sich immer mehr von der Pflege deutscher Bühnenkunst abwenden. Das gilt insbesondere vom „deutschen" Theater Max Reinhardts, unter dessen Taten zwar hinreißende Shakespeareaufführungen, aber auch Ödipus im Zirkus und zahllose Mißgriffe nach undeutschen Blendern zu vermerken sind.

Glücklicher ist die Entwickelung der Stadttheater, die einst alle mit mehr oder weniger Gewinn an derartige Privatunternehmer verpachtet wurden; sie weist deutlich den einzigen Weg in die Zukunft, der das Theater vor materieller Notlage schützt und ihm die Existenz und Wirksamkeit sichert, die ihm zukommt. Und längst haben die Städte des deutschen Westens und Südens diesen Weg beschritten. Zwar haben viele Gemeinden erst wenige Schritte darauf gewagt: Verminderung der Pacht, Erlaß der Pacht, Abgabenfreiheit, unentgeltliche Lieferung von Heizung, Wasser und Licht, regelmäßige Zuwendungen für Bibliothek und Fundus, Subvention in bar, städtische Besoldung des Haus- und technischen Personals, Garantie einer Mindesteinnahme für den Direktor — das sind die Stufen, die nach und nach zur städtischen Regie führen. Die Reichshauptstadt, die in allem, was wahrer Fortschritt ist, um ein Jahrzehnt den übrigen deutschen Städten nachgehinkt kommt, ist auch auf diesem Gebiet hintangeblieben: unter den mehr als dreißig Berliner Bühnen, die das deutsche Theateradreßbuch anführt, wird man vergeblich eine suchen, bei der etwas wie städtische Unterstützung vermerkt wäre — außer Neukölln. Aber was will Rixdorfs Subvention besagen gegen die großen Summen, die z. B. Düsseldorf, Frankfurt und Lübeck aufwenden, um ihren Theatern eine würdige Existenz als Bildungsstätten zu ermöglichen. Noch weiter sind Dortmund und Elberfeld, Brünn, Freiburg, Graz, Köln und Straß-

Digitized by Google

burg gegangen: sie haben ihre Stadttheater selbst in Verwaltung genommen in der Erkenntnis, daß die Bühne neben Kirche, Schule und Museum ein Kulturfaktor von großer Bedeutung ist, und haben damit das Experiment mutig gewagt, zu dem sich die andern Städte nur erst halb entschließen konnten.

Denn dieser einzige Ausweg aus der Theatermisere ist insofern noch Experiment, als erprobt werden muß, welche materiellen und ideellen Nachteile ihn begleiten und wie diese nachteiligen Begleiterscheinungen etwa gemindert und gemildert werden können.

Der Übergang des Theaters in städtische Verwaltung — wenn er bis zur letzten Konsequenz durchgeführt wird — macht den Bühnenkünstler zum öffentlichen Beamten. Daraus erwachsen dem Gemeinwesen weitgehende finanzielle Verpflichtungen, die den Steuerzahlern und ihren parlamentarischen Vertretern natürlich unerwünscht sein müssen. Die alte, liebe Gewohnheit, geistige Arbeit mit Elend und Hungerkuren zu honorieren — eine Gewohnheit, die leider dem Volke der Dichter und Denker vor andern zu eigen ist und die unsere Zeit des materiellen Aufschwungs noch besonders sanktioniert hat —, wird den neudeutschen Städter nur langsam zur Einsicht kommen lassen, daß ein Schauspieler doch mindestens ähnliche Unterstützung für Invalidität und Alter beanspruchen dürfe wie ein Dienstmädchen oder ein Straßenfeger.

Schwerer als diese materiellen und materialistischen Hindernisse, die der Lauf der Zeit beiseite schieben wird, wiegen die Bedenken ideeller Natur: wird dieser seltsame Mikrokosmus, der „Theater" heißt, wird diese eigenartige Welt von Illusionen, verschobenen Wirklichkeiten und grenzenlosen Launen sich völlig in die strengen Grenzen eines bürgerlichen Organismus hineinzwängen lassen, ohne Schaden zu leiden? Werden Stadt und Staat, nachdem sie dem Theater die pekuniäre Basis für seine Wirksamkeit gegeben haben, nicht durch bürgerliche Vertreter ein Mitbestimmungsrecht geltend machen, und zwar oft durch Laien, die wohl ein lebhaftes Dilettanteninteresse, aber kein tiefes Verständnis für die Bühnenkunst hegen? Kann ein solcher Übergang in städtischen Betrieb nicht zu einer weiteren Mechanisierung der Kunst führen, zu Studienvorschriften und staatlichen Prüfungen, durch die gerade die interessantesten Künstlerindividualitäten ausgeschaltet würden? Und schließlich: wird überhaupt die Aussicht auf eine solche gutbürgerlich gewordene Karriere mit bequemen Stufen den Talentvollen zu derselben Anspannung reizen wie der bisher übliche, oft romantische Weg zum „Narrenglanz" mit seinen steilen Höhen und Stürzen, mit dem verführerischen Reiz seiner Fata Morgana?

Das sind freilich Fragen, die den innersten Lebensnerv der Kunst berühren. Aber tragen sie dem wirklichen Stande der heutigen Theaterverhältnisse Rechnung? Gleicht der Eintritt des Regisseurs und des Darstellers in den städtischen oder staatlichen Betrieb tatsächlich der Flucht des notleidenden, aber freien Künstlers in die Tretmühle des Beamtentums? dem Sprung aus der Bohème in die Bourgeoisie?

Digitized by Google

In Wirklichkeit hat sich die Kluft, die zwischen dem „fahrenden *Volk*“ und den übrigen, „besseren“ Ständen klaffte, an vielen Stellen längst geschlossen.

Sieht man von gewissen, stets reisenden Gästen und von den Mitgliedern der Wandertheater und Tournees ab, so ist der Komödiant von heute kein Fahrender mehr. Er ist in der Regel strenger an seinen Wohnsitz gebunden als eine Menge moderner Berufe. Die Ungebundenheit, der er sich früher vor andern erfreute, ist heute Allgemeingut fast aller Stände geworden; die Freizügigkeit, die ungeheure Zunahme des materiellen und geistigen Güteraustausches, die Verbilligung des Reisens, die Vermehrung der Verkehrsmittel und Verkehrswege haben die Unterschiede längst verwischt. Ist der Bürger freier in seiner Verfügung über Ort und Zeit geworden, so hat der Schauspieler sich immer mehr an ein Sicheinordnen, Sichunterordnen gewöhnen müssen, besonders bei uns, wo das „Star“- und Virtuosenwesen seit einem Menschenalter hinter dem einheitlichen Ensemblespiel und dem bis ins kleinste durchkomponierten Stimmungsbild zurückgetreten ist. Mit der Bedeutung der Regisseure ist die Abhängigkeit des einzelnen Bühnenkünstlers gestiegen, ohne die Disziplin aller Einzeldarsteller wäre keine Aufführung, ohne ihr ausgeprägtes Pflichtgefühl keine Generalprobe denkbar. Wie der Bürger vom Seßhaften und Gebundenen immer mehr zu einem Freien und Fahrenden, so ist der Komödiant vom Freien und Fahrenden immer mehr ein Seßhafter und Gebundener geworden. So wird der Übergang des Bühnenkünstlers in die Bourgeoisie für viele kein Sprung sein, sondern ein unmerkliches Hinübergleiten, dessen Beginn schon mehr als ein Jahrzehnt zurückliegt.

Gewiß, ausgesprochene Eigenheiten werden dem Komödianten stets anhaften, ebenso wie jeder Stand seine Angewohnheiten und Auswüchse züchtet. Ein Zuviel von Ichbetonung und Eitelkeit, tagtäglich durch Applaus genährt und durch Mißerfolg provoziert; eine sensible Wandelbarkeit auch außerhalb der Rollen; verminderte Fähigkeit zur Objektivität; das Eingestelltsein und Sicheinstellen auf eine Pose; eine Überschätzung der äußeren Form und des theatralischen Effektes im alltäglichen Leben; das alles sind Eigenschaften, die der Komödiant heute — nicht einmal mehr für sich allein beanspruchen kann. Der Volksvertreter im Parlament und Gemeinderat — er braucht durchaus noch kein Demagoge zu sein — hat einige dieser Eigenheiten mit ihm gemeinsam, in Staaten mit streng parlamentarischer Verfassung auch der Minister. Das gleiche Los: stets die Blicke der Öffentlichkeit auf sich gerichtet zu sehen, stets von ihren lobenden und tadelnden Äußerungen abhängig zu sein, hat hier ähnliche Charaktereigenschaften erzeugt. Und kann der Schauspieler auch niemals eine solche Machtfülle erreichen wie der Parlamentarier, so winkt ihm doch auch in der neuen „Beamtenlaufbahn“ Beifall und Ruhm in solcher Häufigkeit und Sinnfälligkeit, wie kaum einem andern Stande. Davon geht eine Suggestion aus, die ihn stets vor Verspießung bewahren wird.

Aus mehreren Richtungen steuert also die Entwicklung auf dasselbe Ziel, auf den Ausgleich aller Stände hin, auf die Einverleibung des Bühnen-

Digitized by Google

künstlers in das bürgerliche Gemeinwesen. Daraus ergeben sich günstige Vorbedingungen für das Experiment „städtische Regie".

Gegen diese kann nach alledem nur ein Bedenken aufrechterhalten werden: das Mitbestimmen und Mitverfügen von seiten bürgerlicher Dilettanten in Sachen der Kunst. Bei dem demokratischen Zuge, der in unsern Stadt- und Volksvertretungen vorherrscht, gibt ja erfahrungsgemäß nicht der Sachverständige und Kritikfähige den Ausschlag, sondern der Redegewandte und der Interessenvertreter, der auf Schritt und Tritt seinen Wählern Ausgaben erspart und Einnahmen durchsetzt. Eine großzügige Kunstpflege von höherer Warte aus wird also von derartigen Volksvertretungen, wenn man ihnen den artistischen Leiter unterstellt, nicht zu erhoffen sein. Immerhin sind sie ein kleineres Übel als der unberechenbare Geldgeber-Tyrann Publikus, zumal an Orten, die noch keine Theatertraditionen kennen, wo das Publikum nicht wie in Wien, Weimar, Dresden, Düsseldorf u. a. seit Generationen in inniger Fühlung mit dem Theater steht. Und am Ende gibt es ja ein Mittel, um die künstlerischen Aufgaben einer Bühne gegen den Eingriff kommunaler Banausen zu schützen: man ordnet den Direktor möglichst wenigen staatlichen oder städtischen Instanzen unter und macht ihn unabhängig von vielköpfigen Körperschaften.

Welcher Weg bliebe auch übrig außer der städtischen Regie?

Fast die Hälfte aller deutschen Theaterbauten, wie sie heute dastehen, entstammt den letzten fünfzehn Jahren, die andere Hälfte den hundertundfünfzig Jahren davor. Während der letzten fünfzehn Jahre sind in deutschen Städten über hundert Theater gebaut worden, darunter manch ein Bühnenhaus mit dem kostspieligsten technischen Raffinement, manch ein Millionenbau. Sollen diese ungeheuren Summen von Kapital und Arbeit umsonst verausgabt sein? Das wird keine Stadt wollen. Aber wie diese frischen Riesenaufwendugen fruchtbar machen zu freudeschaffender Kulturarbeit?

Mit dem reinen Pacht- und Privatunternehmen geht es nicht mehr.

Das Subventionssystem ist ein Zwischenstadium, ein schwebender Zustand, der auf die Dauer weder dem wirtschaftlichen noch dem ästhetischen Gedeihen eines Theaters förderlich ist. Es hat selbst da, wo die Subvention auf Jahre hinaus nach Art und Höhe festgelegt ist, immer wieder Beratungen und Konflikte im Gefolge, weil manchmal gerade diese Festlegung mit unsern schwankenden wirtschaftlichen Verhältnissen schwer in Einklang zu bringen ist. Ist die Subvention nicht hoch genug, so hetzt das den Direktor von Kassenstück zu Kassenstück und entweiht den Musentempel. Das Subventionssystem ist eine Halbheit, die besonders in ihren komplizierteren Variationen nur als Übergangsstufe Berechtigung hat. Als Kuriosum, zu welch ergötzlichen Unhaltbarkeiten es führen kann, wenn das technische Personal von der Stadt besoldet, der Theaterdirektor aber Privatunternehmer geblieben ist, sei ein Beispiel aus einer norddeutschen Stadt angeführt, die sehr viel für ihr Stadttheater tut: wenn ein Gewitter in Szene geht, erfolgt das Blitzen in städtischer Regie, das Donnern aber ist — Privatunternehmen des Direktors.

Digitized by Google

Gerade für die Gemeinden, die den Mut gehabt haben, in der Unterstützung ihrer Theater so weit zu gehen, ist der letzte nicht mehr große Schritt zur städtischen Regie eine innere Notwendigkeit; für die aber, die bisher zu solchen Kulturtaten noch nicht Mut hatten, ist es ratsam, den ganzen Schritt ohne Zwischenstufen zu tun; sie schulden ihn ihrer Zeit und unserer Nation. Denn wenn der Materialismus, der von der Wissenschaft längst überwunden ist, in seiner krassesten Form auch von der Nation überstanden werden soll, so kann das nur geschehen, indem neben Kirche und Schule als eine dritte, spontanere Macht das Theater tritt, so wie es die Besten unseres Volkes sich dachten, kein Ausbeutungsunternehmen mehr und keine Stätte für Nervenkitzel und Nervenspannung, sondern ein Tempel der freien, von Geldnöten und Geldgeschäften nicht mehr geknechteten Kunst.

Der Kampf gegen den Dürerbund.

Von Otto Corbach.

Es ist nicht lange her, da gehörte Ferdinand Avenarius, der Herausgeber des „Kunstwarts" und Leiter des Dürerbundes, zu den vielgepriesensten Zeitgenossen; bald wird man ihn wohl zu den vielgeschmähtesten und bestgehaßten zählen können. Früher lobten Blätter aller Richtungen ihn und seine Bestrebungen, selbst streng konservative und sogar radikal sozialdemokratische; jetzt liest man fast nur noch Angriffe gegen ihn, wo er nicht totgeschwiegen wird, und wer ihn noch schüchtern zu loben wagt, unterläßt es nicht, sich gleichzeitig vor mindestens einer der feindlichen Gruppen zu verbeugen.

Dieser Umschwung begann, als Avenarius im „Kunstwart" einen Sprechsaal für eine „Aussprache mit Juden" eröffnete. Irgendwelche antisemitische Absicht lag ihm fern. Er wollte nur Klarheit. Vielleicht reizte ihn das Beispiel Sombarts dazu an, der als Erster mit wissenschaftlichem Ernst die Stellung der Juden im modernen Wirtschaftsleben beleuchtet hatte. Avenarius war es um die Beziehungen der Juden zur deutschen Kultur überhaupt zu tun. Er ließ sich nun wenigstens einen schlimmen Taktfehler zuschulden kommen, indem er einen Philipp Stauff mit zu Wort kommen ließ; er hätte wissen müssen, daß dieser Antisemit wie so viele andere mit der Wahrheit fortgesetzt auf gespanntem Fuße lebt. War das aber nun Grund genug, Avenarius eines „vornehmen Antisemitismus, der fast noch ekelhafter wirkt als der Radau-Antisemitismus", zu verdächtigen, wie es ein Berliner Blatt tat? Man hätte berücksichtigen sollen, daß doch auch von Zionisten im „Kunstwart" recht stolze und schiefe Werturteile über das Germanentum gefällt worden waren. Das, was Avenarius selbst zur Judenfrage äußerte, enthielt auch nicht eine Spur antisemitischer Gesinnung.

Digitized by Google

Nachdem er es aber mit den meisten Juden und dem größten Teil der liberalen Presse verdorben hatte, wollte es sein Schicksal, daß er es bald darauf auch noch mit jenen Kreisen verschütten mußte, die sich einer besonders guten „nationalen" oder „vaterländischen" Gesinnung rühmen. Das kam daher, weil er sich der „Jugendschriften-Prüfungsausschüsse" annahm, die heimlicher sozialdemokratischer Neigungen verdächtigt worden waren. Diese von Lehrern gebildeten Ausschüsse waren vor etwa zehn Jahren durch ein Buch angeregt worden, worin der Hamburger Rektor Wolgast das „Elend unserer Jugendliteratur" grell beleuchtet hatte. Die Bewegung wuchs in den letzten Jahren in allen Gegenden Deutschlands stark an. Sie suchte, wenn auch mit äußerster Behutsamkeit, mehr und mehr auch Bücher, die auf eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung berechnet sind, doch keinen literarischen Wert haben, von der Jugend fernzuhalten. In diesem Sinne hatte sich ein Berliner Mitglied der Prüfungsausschüsse erlaubt, zu beantragen, daß ein bei dem Verleger Scholz in Mainz verlegtes Buch: „Die Geschichte des Stabstrompeters Kostmann", von der Liste der Prüfungsausschüsse gestrichen würde. In dieser literarisch wertlosen, chauvinistischen Jugendschrift werden einmal einer Anzahl Jungen patriotische „Antworten" eingelernt, die sie dann aufsagen müssen, um einen Veteran zu besänftigen, der im Begriff war, sie wegen eines Dummen-Jungens-Streichs der Polizei zu überantworten. Es bedarf weiter keiner Worte, um das Vorgehen des Berliner Lehrers zu rechtfertigen. Es handelte sich nun um eines aus einer Serie von Volks- und Jugendbüchern, die von dem ehemaligen Lehrer Kotzde meist selbst geschrieben und in Gemeinschaft mit dem Verleger Scholz herausgegeben werden. Kaum hatten die Geschäftspatrioten Kotzde und Scholz die Gefahr gewittert, die einer ihrer Schriften drohte, so eröffneten sie einen Broschürenfeldzug gegen die Prüfungsausschüsse, im besonderen gegen die in deren Vorort Hamburg ansässigen Mitglieder, um die Führer der Bewegung als heimliche Sozialdemokraten erscheinen zu lassen. Nicht auf Tatsachen gründeten sie ihre Verdächtigungen, sondern auf ein paar etwas freie, aber durchaus nicht sozialdemokratische Meinungsäußerungen einzelner Mitglieder der Ausschüsse, oder gar auf bloße Fiktionen. Dennoch traten die Blätter, die sich als die „nationale Presse" fühlen, stramm für Kotzde und Scholz ein, vor allem die „Tägliche Rundschau". Und als Avenarius und der Dürerbund die Prüfungsausschüsse verteidigten, da durfte Kotzde in der „Täglichen Rundschau" schreiben, weil zum Gesamtvorstande des Dürerbundes (mehr als 100) auch zwei Sozialdemokraten gehörten (Wolfgang Heine und Vollmar), dürfe Avenarius in Dingen vaterländischen Empfindens nicht mehr mitreden. Ebenso bezeichnend für das, was Kotzde und seine Freunde für das „Vaterländische" ansehen, ist auch der folgende Zwischenfall. Zu Kotzdes „Beweisen" für die sozialdemokratische Gesinnung der „Hamburger" gehörte auch der Umstand, daß einer von diesen Lamszuns „Menschenschlachthaus" gelobt haben sollte. Als nun in einer Hamburger Zeitschrift darauf hingewiesen wurde, daß Hermann Hesse eben diese Schrift im „März" als ein „patriotisches Buch" gerühmt habe, antwortete

Digitized by Google

Herr Kurd v. Strantz als Kotzdes Kampfgenosse an derselben Stelle, wenn „ein Kryptosozialist“ im „März“ so etwas gesagt habe, so sei das ein schlagender Beweis für die vaterlandslose Tendenz des Buches.

Wahrscheinlich war es nur der eifrigen Aufklärungsarbeit Avenarius und des Dürerbundes zu danken, daß sich der Kultusminister durch die Haltung der „nationalen“ und das Schweigen der liberalen Blätter nicht irremachen ließ und die Prüfungsausschüsse gegen die Kotzde-Scholzeschen Angriffe im ganzen in Schutz nahm, als diese im Abgeordnetenhause zur Sprache kamen. Kotzde und Genossen hatten aber wenigstens das erreicht, daß die Blätter wie die „Tägliche Rundschau“ Avenarius und den Dürerbund fortab nicht mehr als genügend „national zuverlässig“ betrachten. Schon ist man in den Mitarbeiterkreisen dieses Blattes einem „ästhetischen Kosmopolitismus“ auf die Spur gekommen, der sich im „Kunstwart“ breitmachen soll. Wie lange wird es dauern, und man wird das Material zusammen haben für ein Ketzergericht über den Mann, der die Amtsehre einer mutigen Gruppe unserer Lehrerschaft gegen ein geschäftlich „vaterländisches“ Denunziantentum zu verteidigen wagte und vielleicht ein paar Maßregelungen vereitelte, durch die die „nationale“ Presse ihre nachgerade problematisch gewordene Existenz hätte aufs neue kräftigen können.

Eine dritte Gegnerschaft hat sich Avenarius in jüngster Zeit durch den Plan zugezogen, durch eine Mittelstelle für Volks- und Jugendschriften den vielen Mitteln zur Verbreitung guter Literatur ein neues anzugliedern. Die Mittelstelle soll dem Unerwachsenen und sonst dem Unkundigen durch besondere Staffeleien und durch den Stempel: Empfohlen vom Dürerbunde auf den dort ausgelegten Büchern auf den ersten Blick kenntlich machen, welche Volks- und Jugendschriften ein geschäftlich unbeteiligter Ausschuß von Sachverständigen gelesen hat und ohne Rücksicht auf Stoff oder Richtung mit der einen Bürgschaft empfiehlt: Das ist keine Schundliteratur. Verleger wie Sortimenter hatten schon wiederholt beklagt, daß der im Börsenverein organisierte Buchhandel wohl negativ, durch Ausschaltung des Schlechten, im Kampf gegen den Schund nützen könne, nicht aber positiv durch Verbreitung des Guten, schon weil der kleine Mann sich nicht in seine Läden getraue. Der Dürerbund wollte nun, ähnlich wie die Reclamschen Automaten, einfach dafür sorgen, daß an möglichst vielen Stellen mit geringen Spesen Bücher zu haben seien, die dem Unorientierten sofort sagten: Das empfehlen euch geschäftlich uninteressierte Leute. Dabei war vorgesorgt, daß die Sortimenter die Staffeleien unentgeltlich, die markierten Bücher von der markierten Mittelstelle zu genau demselben Preise erhalten konnten, wie von den Verlegern direkt. Ein etwaiger Gewinn der Mittelstelle sollte restlos zu gemeinnützigen Unternehmungen verwandt werden. Kaum wurde diese Absicht bekannt, da erließ der Börsenverein eine flammende Bekanntmachung gegen die „Bevormundung und Benachteiligung des Buchhandels“, die seine materiellen wie ideellen Interessen angeblich aufs schwerste gefährde. Der Börsenverein fand bald allerhand Kampfgenossen, teils solche, die sich auch geschäftlich bedroht fühlten, teils solche, die irgendwie gegen den Dürerbund eingenommen waren.

Digitized by Google

Avenarius gibt vor, die Mittelstellen des Dürerbundes solle lediglich einem öffentlichen Interesse, eben der Bekämpfung des Schundes und der Verbreitung guter Literatur dienen. Soweit das wahr ist, hat er Anspruch darauf, daß die Öffentlichkeit ihn gegen eine Fehde schütze, an der alles teilnimmt, was sich überhaupt durch jegliche unkapitalistische Bearbeitung gefährdet fühlt. Wer nur etwas von der fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit des Kunstwarts, der zehnjährigen des Dürerbundes kennt, weiß, daß Avenarius und der Dürerbund durch stille, emsige, unverdrossene Arbeit dem Kapitalismus für eine werdende freie Kultur sehr viel Boden abgewonnen haben. Noch vor kurzem zweifelte daran kein Mensch. Nun aber erscheinen allerwärts Darstellungen, nach denen man glauben müßte, Avenarius sei auf einmal die Kulturlarve abgerissen worden und dahinter sei ein durch und durch materialistisch gearteter Geschäftsmensch zum Vorschein gekommen. Als bei einer großen Buchhändlerversammlung in Goslar ein Referent Avenarius einen Idealisten nannte, wandten sich alle Diskussionsredner gegen ihn, „er sei nur Geschäftsmann, dem es gleichgültig ist, ob er mit Küchengeräten oder mit Büchern handle, wenn's nur Geld einbringt". Man kann sich solche Äußerungen nur als Entartungserscheinungen am Erwerbsleben selbst erklären; wirklich tüchtige Geschäftsleute, solche von der Art der Väter vieler moderner glücklicher Erben würden sich schämen, jenes weit verbreitete Vorurteil zu unterstützen, daß das, was geschäftlich ist, nicht idealistisch sein könne. Eine völlig befriedigende Art der Lösung von Aufgaben, wie sie Avenarius und der Dürerbund sich gesetzt haben, ist überhaupt erst nach einer Überwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung möglich, aber selbst überzeugte Sozialisten und Genossenschafter können anerkennen und tun es auch vielfach, daß mit der Wirksamkeit des Dürerbundes wertvolle Vorarbeit für die unkapitalistische, genossenschaftlich organisierte Kultur der Zukunft geleistet wird. Selbst ein Organ der Buchhändler, die Buchhändlerwarte vom 6. September 1913, eine Gegnerin des Dürerbundunternehmens, hat aber gerade heraus zugegeben: „Hier wird alles andere beabsichtigt, nur kein Geschäft! Denn daß bei dieser ganzen Sache keine Seide gesponnen werden kann, das ist doch ohne weiteres klar, selbst wenn man der Meinung ist, daß der Dürerbund gegen eine solche Vermutung keine hinreichende Garantien bietet. Und nun kommt der Börsenverein und schiebt die ganze Sache auf das Geleise einer Erörterung darüber, was wohl Avenarius dabei verdienen wolle."

Ebenso leichtfertig wird Avenarius von seinen Gegnern verdächtigt, er erstrebe ein „literarisches Monopol". Ja, wenn es sich darum handelte, Volksschriften danach zu sichten, ob sie „vaterländisch" im Sinne von Kotzde und Genossen oder anders wären, dann enthielte jener Vorwurf ein Korn Wahrheit. Denn die vaterländische Sinnesart jener Leute ist die, die sich staatlicher Privilegien erfreut, die ein gewisses Vorzugsrecht auf die Nutznießung staatlicher Monopole gewährt; aber Avenarius hat sich doch im Kampfe für die Lehrerprüfungsausschüsse als ein mutiger, jeglicher Verleumdung durch die „Vaterländischen" trotzender Freund des Grundsatzes bewährt, daß selbst die Bücher für die unreife Jugend in

Digitized by Google

erster Linie danach zu prüfen sind, ob sie literarisch wertvoll seien. Von Monopol kann nur die Rede sein, wo etwas mit irgendwelchem Zwange denen aufgedrängt wird, die innerlich nichts davon wissen wollen. Aber der Dürerbund verdankt sein Ansehen und seine Bedeutung allein der freien Arbeit, die er geleistet hat. Weder hat ihn der Staat mit politischen, noch eine Kirche mit moralischen Zwangsmitteln unterstützt. Avenarius einen „Kulturpapst" zu schelten, wie es jetzt geradezu Mode geworden ist, ist ganz widersinnig. Man kann doch eine Warnung vor wissenschaftlich ergründeten Schäden, die Alkohol, Nikotin und auch schlechte Lektüre ausüben, nicht mit einer Warnung vor ewiger Verdammnis, Fegefeuer usw. vergleichen, durch die jedes Papst- und Kirchentum einen Gewissenszwang ausübt.

Der Dürerbund hat, als sein Plan so vielem Widerstande begegnete, vorgeschlagen, für den Fall, daß der Buchhandel sich mit ihm für die Bekämpfung des Schundes und die Verbreitung des Guten verbünden wolle, auf jeden gewünschten Teil des Planes, der ihn wider jede Absicht schädigen könne, zu verzichten, er hat im Prüfungsausschuß die Beteiligung des Buchhandels in gleicher Zahl und mit gleichen Rechten, wie seine eigenen Sachverständigen, angeboten, ja sich bereit erklärt, auf seine eigene Beteiligung am Prüfungsausschusse verzichten zu wollen, wenn auf andere Weise besser dafür gesorgt werde, daß dort geschäftlich Uninteressierte arbeiten: das nützt alles nichts, der Kapitalismus im Buchhandel fühlt sich in seinen heiligsten Interessen bedroht, verhängt über die Unternehmungen der Kunstwartleitung wie des Dürerbundes den Boykott und macht die Öffentlichkeit scharf gegen einen Versuch wogegen? Um mit der obenerwähnten Buchhändlerwarte zu reden: „Gegen einen Versuch, den breiten Massen des Volkes billige, gute Lektüre und zugleich dem Sortiment Kunden zuzuführen aus Schichten, die ihm bisher verschlossen blieben."

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.

Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.

Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Digitized by Google

Der Kaffee im griechisch-türkischen Kriege.

Von einem griechischen Offizier.

Als in Athen der Befehl zur Mobilisierung des Heeres erteilt wurde, war uns Offizieren nur eine sehr kurze Frist gestellt, uns mit dem Nötigsten zu versehen. Die Kaufläden machten gute Geschäfte, und es wurde in jenen Tagen auch wohl sehr viel Unnützes und Überflüssiges gekauft, das dann später auf dem Marsch verloren ging. Unsere Hauptsorge aber bildeten die Lebensmittel. Wenn man weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Verpflegung gerade im Kriege und besonders am Balkan zu kämpfen hat, so wird man es verstehen, daß wir einkauften, als gälte es ein Hotel einzurichten.

Unter diesen Umständen machte ich meine erste Bekanntschaft mit dem Kaffee Hag. Ein Kaufmann empfahl ihn mir und meinen Kameraden, indem er uns lange Vorträge über die Vorzüge des coffeïnfreien Kaffees hielt, für welche wir damals wenig Sinn hatten. Ein Kamerad unterbrach ihn daher rasch: „Geben Sie her! Ob Coffeïn oder Nichtcoffeïn, die Kugel wird nicht danach fragen!" So nahmen wir denn eine stattliche Reihe von Paketen in den bekannten charakteristischen Packungen mit uns.

Die Bedeutung des Kaffees für den Krieg ist eine sehr große. Sie ist ein wichtiger Teil der Ernährungsfrage. Bei großen Marschleistungen und Strapazen bedarf der Soldat eines Mittels, das Körper und Nerven zusammenreißt und zu besonderer Leistungsfähigkeit steigert. Starker Gebrauch von Alkohol ist bekanntlich auf die Dauer ohne gesundheitliche Störung nicht möglich. So bleibt nur häufiger Kaffeegenuß. Der Train führte deshalb auch starke Quantitäten des äußerst kräftig eingebrannten griechiscch-türkischen Kaffees mit sich.

Ende September zogen wir in drei Gruppen von Athen aus der Grenze zu. Meine Freunde und ich, als Offiziere des 8. Regiments zur 4. Division gehörig, hatten glücklich gute Wege durch ebenes Land bis zu der nahe der türkischen Grenze liegenden Stadt Larissa. Erst zwei Stunden weiter machten wir unseren ersten Halt. Ermüdet und durstig klopften wir vergeblich an die Türen der Bauernhäuser. Im Kriege von 1897 hatten aber gerade hier in Thessalien die Türken wie die Barbaren gehaust; in Erinnerung an den trüben Ausgang dieses Krieges verschlossen uns die Bauern die Türen. So biwakierten wir denn im Freien und benutzten das klare Wasser des in der Nähe fließenden klassischen Flusses Penaios, um damit unseren Kaffee zu bereiten. Nicht ohne Neugier führten wir zum ersten Male die Becher mit dem uns unbekannten coffeïnfreien Kaffee Hag an die Lippen. Aber er unterschied sich in nichts von jedem anderen Kaffee, war sehr

Digitized by Google

angenehm im Geschmack und gewährte die bekannte typische Erfrischung des Kaffeegenusses.

Hier lagen wir einige Tage. Man vergaß beinahe, daß man im Kriege war. Ein geschäftskundiger Bauer aus Larissa etablierte sich in einer Bretterbude als Cafétier, und die Soldaten selbst amüsierten sich täglich auf einer rasch aufgeschlagenen Bühne mit Singen und jenen Schattenspielen, welche die Amerikaner mit dem Spottnamen „Creek moving pictures“ belegt haben. Die Gemütlichkeit war fabelhaft, wäre sie nur nicht in der Nacht vom 16. auf den 17. Oktober jäh und gründlich gestört worden! Um 3 Uhr morgens geweckt, marschierten wir die ganze Nacht über Tyrnawo der Grenze zu.

Bald waren die ersten türkischen Streitkräfte besiegt, Elassona wurde unser. In Eilmärschen ging es weiter über die verwahrlosten türkischen Wege; unsere einzige Nahrung waren Kaffee und Brot. Infolge von Fehlern in der Versorgung blieb das Fleisch fast ganz aus, und wir lernten die Bedeutung des Kaffees in ihrem ganzen Werte schätzen. So schlugen wir uns durch eine Unzahl kleiner Gefechte bis zur unvergeßlichen Schlacht an der Sarantaporon-Enge durch, in der unsere tapfere Mannschaft einen mit Kanonen förmlich gespickten Berg hinan stürmte und den Feind aus seinen starken Stellungen warf. Mit dem Sieg wächst der Mut; das zeigte sich kurz darauf in der berühmten den ganzen Krieg stark beeinflussenden Schlacht an der Eisernen Pforte, in welcher unsere beiden Flügel den Feind glücklich umzingelten und einschlossen. Es war ein großer Erfolg, und er machte uns den Weg nach Saloniki einigermaßen frei. Noch einmal sammelten sich in der Wardar-Ebene die gesamten türkischen Streitkräfte zum Widerstand, es wurde 38 Stunden ununterbrochen um Jenidje gekämpft. Als die vollkommen erschöpften Gegner hier endlich flohen, konnten wir uns am Abend des schwersten unserer Schlachtentage sagen, daß der bittere Krieg für unser Vaterland siegreich entschieden sei.

Während dieser ganzen harten und ereignisreichen Monate ist uns Offizieren des griechischen Heeres ebenso wie den gemeinen Soldaten der Kaffee der beste und treueste Freund gewesen. Die Praxis ist wertvoller als alle Theorie. Ich kann wohl mit gutem Gewissen sagen, daß dem griechischen Heere ohne ständigen und systematischen Kaffeegenuß seine außerordentlichen Leistungen nicht in so hohem Grade möglich gewesen wären. Die ständige Erfrischung, die ständige Anregung überwanden Ermattung und Erschlaffung.

Eine ganz besondere Erfahrung aber machten wir mit unserem neuen, jetzt dauernden Freunde, dem Kaffee Hag. Wir konnten mit Vergnügen feststellen, daß die Erfrischung durch ihn eine anhaltende und dauernde ist, während der gewöhnliche Kaffeegenuß zwar auch

Digitized by Google

anregt, aber sehr schnell auch wieder Erschlaffung folgen läßt. Die Fachleute erklären dies daraus, daß dieser Bremer Kaffeemarke ein ermattendes und schädliches Gift, das Coffeïn, künstlich entzogen wurde. Unser Regimentskommando hat unsere Erfahrungen dem Verpflegungsdepartement mitgeteilt und die allgemeine Einführung des coffeïnfreien Kaffee Hag in die Armee befürwortet.

Costa de Condoyanni, Athen.

Das auferstandene Kaffeekränzchen.

Von Dr. Käthe Tischendorf.

Nach langen Jahren Abwesenheit kam ich besuchsweise in meine Vaterstadt. Ich fand noch alles beim alten; das Tempo so gemächlich, die Entfernungen von so winzig lächerlicher Kürze, die Leute auf der Straße mit ebenso hingebender Intensität beschäftigt, ihre vorübergehenden Mitmenschen zu betrachten.

Mit großer Begeisterung erzählte man mir von dem neuen Museum, das (schon!) nach siebenjähriger Bauzeit vollendet worden sei. Da wurde ich sentimental; denn in dem abgerissenen früheren Museum, wo man die Bilder stets im Dämmerlicht sah, hatte ich meine ersten Rendezvous gehabt. Bis auf das neue Museum war also alles beim alten, jedoch auf meine Frage: „Was macht denn das Kaffeekränzchen?“ bekam ich statt des erwarteten entzückten Augenaufschlages von meiner Tante nur schwere Seufzer und traurige Ausrufe zu hören. Ich wagte nicht tiefer zu dringen, da ich der schmerzbewegten Dame nicht die Tränen entlocken wollte; aber hier schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Ich wartete also geduldig die erste Kränzcheneinladung ab. O Staunen! Statt des duftenden Kaffees kam Chokolade und Kakao auf den Tisch! Die altgewohnte Kaffeekränzchenstimmung wollte nicht eintreten; die Unterhaltung über das doch so anregende Thema „Dienstboten“ (auf das ich mich so sehr gefreut hatte nach langer Entbehrung) wurde dickflüssig und schwer wie das genossene Getränk und die ältesten Damen fielen in sanften Schlaf. Ich wollte sprechen, fragen; aber ehe ich nur die Augen von dem preisgekrönten Strickstrumpf aus meiner Mädchenzeit, den ich mitgenommen hatte, um nicht aus dem Rahmen zu fallen, aufgehoben hatte, drückte mir meine Tante warnend den Arm. Ich ergab mich. Am nächsten Tage war wieder eine Einladung, ich ging, wie ich aus der guten, alten Zeit gewohnt war, um halb vier Uhr hin — und mußte durstig sitzen und warten bis halb fünf, wo ich — Tee bekam! Tee in einem Kaffeekränzchen; die Wirkung war voraus zu berechnen. Man saß kühl und steif da, man wagte nicht, mit den Stricknadeln zu klappern; man glaubte, man müsse über Literatur sprechen — es war eine verfehlte Situation!

Digitized by Google

Nun wurde ich unbarmherzig und schonte meine Tante nicht mehr. Ich verlangte Aufklärung. Und nach den bittersten Tränen erhielt ich sie. „Du weißt, daß es Sitte ist, den Kaffee von den Haustöchtern herrichten zu lassen. Nun denke dir, eines schönen Tages weigerten sich alle Töchter, den Kaffee so duftend und dünn zuzubereiten, wie wir es gewohnt waren. Sie weigerten sich einfach! Sie behaupteten, Kaffee müsse stark sein, und man dürfe nur eine Tasse auf einmal davon nehmen. Nun kannst du dir denken! Wir, die wir gewohnt waren, unsere 5, 6 Tassen zu trinken, erlagen der Versuchung vor dem modern (welche Verachtung sie in dieses Wort zu legen vermochte) gekochten Kaffee, und die Wirkung war schrecklich. Unsere Hände zitterten so, daß alle Maschen von den Nadeln fielen; manche von uns fingen auch an, in ein rasendes Tempo beim Stricken und Sprechen zu verfallen. Unser alter Arzt legte sich ins Mittel; er verbot diesen Unfug. Aber unsere Töchter blieben obstinat, sie setzten uns einfach andere Getränke vor. Es machen diejenigen, die gern schlank bleiben wollen, Tee; die andern, die Fülle ersehnen, Schokolade und Kakao. Du hast ja die Wirkung gesehen! Es gibt kein Kaffeekränzchen mehr!"

So schloß sie tragisch. Ich bezeugte mein Mitleid und begann am nächsten Tage eine geheimnisvolle Wanderung durch die Läden der Stadt, wo ich schließlich trotz aller Rückständigkeit fand, was ich suchte. Meiner Tante erklärte ich, ich würde, da die Reihe an uns sei, die Vorbereitungen zum Kränzchen-Nachmittag übernehmen. Sie betrachtete mich ängstlich und sagte: „Du weist, daß wir von unseren jungen Mädchen abhängen!" Ich nickte zustimmend.

Der Nachmittag brachte eine Revolution. Als der wohlige Duft des Kaffees durch den Raum zog, sprangen alle jungen Mädchen empört auf mich zu und bezichteten mich der Unmodernität! So etwas hätte man doch nicht von mir erwartet! Ich erklärte, der Kaffee sei so gut und stark bereitet, wie nur irgend in einem großstädtischen Café. Darauf stürzten die älteren Damen auf mich zu und beschworen mich, sie vor der Versuchung zu retten, der sie unfehlbar unterliegen würden.

„Meine Damen," erklärte ich, „trinken Sie von diesem Kaffee so viel, wie Sie wollen. Er wird Ihnen nichts schaden. Sie trinken nämlich den coffeïnfreien Kaffee, den Kaffee Hag der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen."

Alles schwieg und roch und schmeckte an den Kaffeetassen. Und bald war die wunderbarste Kaffeekränzchenstimmung da, mit Nadelnrasseln, Dienstbotenthema, Kindererziehung und Geflüster der jungen Damen.

Meine Tante sah mich strahlend an. Sie war bei der siebenten Tasse.

Digitized by Google

SCHERL-BLÄTTER

Berliner Lokal-Anzeiger
Deutschlands größtes Nachrichtenblatt

Der Montag
Montag-Morgenausgabe des Berliner Lokal-Anzeigers und des Tags

Berliner Abend-Zeitung
mit Bildern vom Tage, das Blatt für die Leser im Reich

Der Tag
Keiner Partei dienstbar — Freies Wort jeder Partei!

Bilder vom Tage
Tägliche Sonderbeilage des Berliner Lokal-Anzeigers, des Tags und der Berliner Abend-Zeitung

Die Woche
Deutschlands beliebteste Zeitschrift

Export-Woche
Wochenschrift für die Auslandsdeutschen

Die Gartenlaube
Das Lieblingsblatt der deutschen Familie

Sport im Bild
Das Blatt der eleganten Welt

Praktischer Wegweiser
Das Blatt der Schaffensfrohen

Sport im Wort
Allgemeine Sportzeitung

Allgemeiner Wegweiser
Das Blatt der 700 000

Berliner Wohnungs-Register
Nachweis der zu vermietenden Wohnungen und Geschäftslokale

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft, Kunst, Technik. Begründet von Friedrich Althoff

Berliner Vergnügungs-Anzeiger
Berliner Vergnügen und Sehenswürdigkeiten

Scherl-Adreßbücher
BERLIN MAGDEBURG HALLE a. S. ESSEN
BRESLAU FRANKFURT a. M. LEIPZIG STETTIN

MILLIONEN-AUFLAGE

Digitized by Google

• YOST •

Die Schreibmaschine der schönsten Schrift

Berühmte „IMPERIAL"-Schrift



THE YOST TYPEWRITER CO. LTD.
50, Holborn Viaduct
LONDON E.C.

Filialen in der ganzen Welt!

Köln:
Yost Co.,
Hansahaus
Friesenplatz 16

—

Stuttgart:
A. Beyerlen & Co.
Eugenstraße 10

—

Berlin:
Horn & Görwitz
Friedrichstr. 174

—

Hamburg:
J. E. A. Peper
Neue Gröninger
Straße 11

—

BREMEN:
System Company
m. b. H.
etc. etc.

Digitized by Google



Kaffee-Handels-Akt. Ges. Bremen



Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

INHALT

FEBRUAR 1914

4. JAHRGANG HEFT 5

Digitized by Google

D. R. P. 211 214 **Mokkakocher** D. R. P. 245 512

ist die praktischste Kaffeemaschine, mit welcher jede Hausfrau einen Versuch machen sollte.



Der Apparat liefert ein klares, hocharomatisches Getränk ohne jeglichen Beutel oder Filterpapier usw. bei 30 % Kaffee-Ersparnis. In Emaille, Porzellan, Neusilber von $^2/_3$—$3^1/_2$ Liter in den meisten Haus- und Küchengeräte-Geschäften erhältlich; wo nicht, wende man sich an

Maschinenfabrik Bremen, G. m. b. H., Bremen.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernspr. Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

Spediteur der Königl. Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer" von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer" veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden.

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35.

Chemische Waschanstalt
und Färberei

Karl Eckhardt

Bornstraße 9 (Fernsprecher 711). — Häfen 108 (Fernsprecher 2619). — Vor dem Steintor 177. — Holler Allee 33. — Lützowerstraße 81. — Dobben 150. Utbremerstraße 173. — Hamburgerstraße 95. — Gröpelinger Chaussee 204. — Hemelingen, Karlstraße 2.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 5 FEBRUAR 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Alfred Lichtwark †

Von Dr. Walter H. Dammann.

Am 14. Januar, morgens zwischen 9 und 10 Uhr, an einem sonnenklaren Frosttage, wie sie an der Niederelbe selten sind, beobachteten die Umwohner des Hamburger Ferdinandstores, wie ein Mann auf das Dach der Kunsthalle stieg und sich am Flaggenmast zu tun machte. „Wieder einmal ein Fürstenbesuch", dachte man — und wurde sich im selben Augenblick jener anderen Möglichkeit mit Schrecken bewußt. War Lichtwark tot? Die letzten Krankheitsberichte hatten wenig Hoffnung gegeben. Eine Sekunde lang schien es, als wolle die Flagge bis zum Knopf emporsteigen; dann sank sie mit einem Ruck — alle, die es sahen, empfanden ihn mit Heftigkeit — auf Halbmast. Und wenige Minuten später bestätigten die gedruckten Maueranschläge der Zeitungen die Flaggenbotschaft.

Was Lichtwark an der Kunsthalle getan hat, was er für Hamburg war, was er als Schriftsteller ungewöhnlichen Ranges leistete, das alles hat uns die Presse in diesen Tagen oft und deutlich vor Augen gestellt. Aber bei allen Verdiensten, die da aufgezählt wurden, hatte man das Gefühl: ja, das tat er, das hat er durchgesetzt; aber er war mehr, viel mehr; die Summe der Leistungen nennt nicht zugleich auch den Mann.

Für uns Heutige, die wir seiner Person und den Bedingungen seines Wesens und Wirkens allzunahe stehen, ist es sehr schwer, für Lichtwarks besondere Art und Größe eine Formel zu finden. Erst wenn wir neben die Betrachtung dessen, was er leistete, die Erwägung stellen, was wir nun ohne ihn an seinem Werke zu leisten

Digitized by Google

imstande sind, werden wir seine Einzigartigkeit ahnen. Aber das sind Dinge, die sich noch nicht einmal glatt durchdenken, geschweige denn laut aussprechen lassen; man muß sie ganz im stillen für sich selbst betrachten. Man wird dann bald herausfühlen, daß uns in der Person Alfred Lichtwarks Werte verloren sind, die wir aus unserem Gegenwartleben heraus nicht mehr zu ersetzen imstande sind. Wenn uns ein Glied unserer Familie, ein nahestehender Verwandter genommen wird, dann halten wir zuerst die schmerzliche Lücke für unausfüllbar und wollen uns nicht trösten lassen. Aber die Zeit belehrt uns; anfangs unwillig, später mit dankbarer Einsicht erkennen wir das unerschütterliche Ausgleichvermögen des menschlichen Lebens. Die Hamburger und das ganze deutsche Volk werden nach dem Tode Lichtwarks die umgekehrte Beobachtung machen. Das Amt neu zu besetzen, ist für den Augenblick nicht ganz leicht, doch keine unüberwindliche Aufgabe. Aber noch auf lange Zeit wird man von Jahr zu Jahr deutlicher wahrnehmen, daß manche Eigenschaften, die Lichtwark an seinem Platze brauchte und hatte, mit ihm unwiederbringlich verloren sind.

Als wir im Krematorium in Ohlsdorf zum letzten Male bei seinen körperlichen Resten weilten, erklang das Wort: Er war einer der glücklichsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Der das sprach, meinte die innere Glücklichkeit des Herzens. Aber der Ausspruch ist auch im äußerlichen Sinne berechtigt; wie ja, richtig verstanden, äußeres und inneres „Glück“ immer zusammenfallen. Es gibt kein anderes menschliches Glück als dies: sein eigenes Wachstum bis zur vorbestimmten Höhe emporpflegen und die so gewonnenen Kräfte zu voller Auswirkung entfalten zu dürfen. Erst dadurch, daß Lichtwark auf die öffentliche Wirkungsstätte gelangte, für die er wie kein anderer geschaffen war, erst dadurch ergab sich ihm die Möglichkeit, seine persönliche Vollkommenheit zu entwickeln. Und was ihn in seiner amtlichen Wirksamkeit so sehr erfolgreich machte, das waren fast im gleichen Maße wie seine Vorzüge — seine Begrenzungen. Mag das widersinnig klingen und vorübergehend den Anschein der Undankbarkeit erwecken; es ist wahr.

Für Kunst- und Geistespflege war der hamburgische Boden im Jahre 1886, als Lichtwark noch nicht vierunddreißigjährig die Leitung der Kunsthalle übernahm, viel unfruchtbarer, als man heute anzunehmen geneigt ist. Er selbst und Justus Brinckmann zogen die ersten Furchen und wagten die erste Saat. Wir Heutigen schreiten schon

Digitized by Google

über weitum angebautes Land. Und doch — auch heute ist es nicht so, daß einer im Sensenwagen daher fahren könnte, um zu ernten. Auch heute — die Mehrheitstellung gegen die Universität brachte den letzten Beweis — bedarf es heimatliebender Unermüdlichkeit, um diesem Boden den Ertrag abzuringen. Das war Lichtwarks Stärke, daß er dies Land mit all seinen Eigenheiten, dies Wetter mit all seinen Launen kannte und sich danach einrichtete — nicht mit überlegener Herablassung, sondern mit der Verständnisempfindlichkeit dessen, der selbst ein Stück dieses Bodens, dieser Welt ist.

Eine Kunstsammlung kann, wie jede andere menschliche Schöpfung, nicht stark werden ohne eine einheitliche, zäh festgehaltene Wachstumsrichtung. Zum Leitgedanken der neuauszubauenden Sammlung das hamburgische Moment zu wählen, erscheint nachträglich als naheliegend. Vor dreißig Jahren war dieser Gedanke erstaunlich kühn; die Zahl derer wird sehr groß gewesen sein, die ihn absurd fanden. Hamburger Kunst? Das klang manchem wie norwegische Orangen und wie Weizen von Grönland. Dennoch gab es für das junge Werk keine Standarte von größerer Werbekraft; das hat der Erfolg bewiesen. Daß sich wirklich so viel und so bedeutende Hamburger Kunst der Vergangenheit aufspüren ließ, daß man einen Philipp Otto Runge wiedererwecken konnte, einen Matthias Scheits, einen Meister Franke, ja einen Meister Bertram; daß die jungen Hamburger Landschafter von 1820—1830 wenigstens die Absichten, wenn nicht die Leistungen der Schule von Barbizon vorwegnahmen; daß das 19. Jahrhundert einen Hermann Kauffmann, einen Valentin Ruths in Hamburg wirken sah; daß in der Gegenwart eine nicht kleine Schar guter Künstler an der nebligen Elbe auszuharren sich entschloß — das alles konnte Lichtwark 1886 nicht vorauswissen. Aber er hatte die Zuversicht, die von der Liebe herkommt. Und er hatte die Beharrlichkeit, die den großen Charakter voraussetzt und das Zustandekommen großer Dinge ermöglicht. Was er sich in seiner Antrittsrede zum Ziele setzte, die Kunsthalle zu einem *hamburgischen* Museum zu entwickeln, das ist ihm so vollständig gelungen, daß es nicht nur töricht, sondern geradezu unmöglich wäre, diesen Charakter der Sammlung durch ihre fernere Entwicklung in den Hintergrund zu drängen. Freilich, was bleibt an hamburgischer Kunst der Vergangenheit noch zu entdecken? Nun — die kunstgeschichtliche Einstellung Meister Bertrams kann noch manche Überraschung bringen. Und Heinrich vom Hof ist nicht der einzige Künstlername Hamburgs aus alter Zeit, dessen Werk noch verborgen blieb.

Digitized by Google

Wie sehr für Lichtwark bei dieser Betonung des Hamburgischen die Werbekraft — unausgesprochener, vielleicht unbewußter Weise — bestimmend war, beweist jene andere Gruppe, die er einrichtete: die der Bilder aus Hamburg. Von älterer Kunst sammelte er, was Hamburger Gegend und Hamburger Menschen in künstlerisch wertvoller Arbeit abbildete. Deutsche Künstler der Gegenwart berief er von überall her, um von ihnen Hamburger Ansichten und Hamburger Bildnisse auftragweise malen zu lassen. Unsere Künstler verkaufen lieber fertige Bilder, als daß sie nach Aufträgen arbeiten. Aber sehe man davon ab — läßt sich ein solches rein ikonographisches Sammelprinzip anders verstehen als nach seinem werbenden Wert? Der kann zweifellos nicht hoch genug veranschlagt werden. Wann hätte man daran denken dürfen, die Hamburger Bevölkerung auch nur zur Beachtung moderner Kunst zu veranlassen, wenn man ihr nicht vom Gegenständlichen aus beizukommen wußte? Nie aber wäre dies erzieherische Kunststück gelungen, wenn nicht der Erzieher selbst seinem Mittel gutgläubig gegenübergestanden hätte. Man darf nicht vergessen, daß Lichtwark ein Schüler Anton Springers war. Aber wird es in Zukunft noch einem Museumsleiter möglich sein, naiven Herzens nach dem Gegenständlichen zu sammeln? Der Ausbau der modernen Gruppe wird nicht umhin können, sich nach ästhetischem Urteil vor jedem anderen zu richten. Hier das zu finden und durchzusetzen, was not tut, dazu wird es großer, hingebender Liebe bedürfen: Liebe zur Kunst und — zu Hamburg. Den großen Erweiterungsbau der Kunsthalle, den Lichtwark so sehr gewünscht und gefördert hat, zu vollenden und in Benutzung zu nehmen, war ihm nicht mehr vergönnt. Wer nach ihm die Kunsthalle zu leiten hat, wird hier die Möglichkeit finden, die angedeuteten Schwierigkeiten taktvoll und würdig zu lösen.

Empfindlicher noch als die Sammlung wird die Stadt Hamburg selbst, deren künstlerisches Gewissen Lichtwark lange Jahre hindurch gewesen ist, sein Fehlen spüren. Nach früh erkanntem Plane und zugleich mit unermüdlicher Benutzung jedes neu sich bietenden Anknüpfungspunktes hat er kunsterzieherisch gearbeitet, und bis zu seinen letzten Tagen hat sein Einfluß an Wirksamkeit stetig zugenommen. Er begann mit der Einrichtung von Vorträgen über Kunst und ästhetische Fragen, die er teils an die Sammelbestände der Kunsthalle anknüpfte, teils dem Aufgabenbereiche seiner Schriften entnahm. So war es ein Lieblingsgedanke von ihm, zu vernünftigem,

Digitized by Google

gebildetem Reisen anzuleiten. Eine Vortragsreihe war als „Reise von Hamburg nach Berlin und Potsdam“ eingerichtet und entsprach nach Absicht und Anlage den Städtebüchern. Auch die spätere, so außerordentlich schöne „Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg“ gehört in diesen Bildungskreis.

Aber — so sehr diese Vorträge auch besucht und bewundert wurden — der großen und in Dingen der Kunst noch schwerfälligen Masse des Hamburger Publikums gegenüber reichten sie nicht aus. So begann Lichtwark sehr bald, kleine und größere Gruppen zu regelmäßiger Anteilnahme an die Kunsthalle heranzuziehen. Die festeste und tätigste dieser Gruppen wurde die Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde, die sich 1893 gründete. Durch die eigene künstlerische Tätigkeit der Mitglieder, die Lichtwark, der Verfasser von „Wege und Ziele des Dilettantismus“ und „Vom Arbeitsfelde des Dilettantismus“, mit allen Kräften anregte und förderte, durch die Herausgabe eines Jahrbuches und durch oftmalige, hochherzige Bereitstellung von Geldmitteln für irgendwelche besondere künstlerische Zwecke haben die „Kunstfreunde“ an der geistigen Hebung Hamburgs nachdrücklich mitgewirkt. Ihr Beispiel hat in allen Kreisen Nacheiferung gefunden; sogar der Kunstverein hat sich neuerdings aus jahrzehntelanger Beschaulichkeit zu frischem Handeln aufwecken lassen. Von den Organisationen, die in freierer Gruppierung um die Kunsthalle die gleichen kunsterzieherischen Ziele verfolgen wie Lichtwark, und die daher wenigstens von Zeit zu Zeit auch unmittelbar mit ihm in Berührung traten, sei hier vor allem die Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung genannt. Alle Kreise aufzuzählen, in denen Lichtwark wirkte, ist unmöglich. Und seine feinste und zugleich nachhaltigste Einflußübung entzieht sich ohnedies jeder Erörterung: der dienstliche und gesellschaftliche Verkehr mit den Männern, denen in Hamburg die staatliche Leitung des öffentlichen Lebens obliegt. Hier vor allem galt es sich einzusetzen, als Lichtwark beschlossen hatte, der baulichen Verwahrlosung der Stadt Hamburg entgegenzuwirken. Seit Angliederung der Vororte St. Georg, Hohenfelde, Barmbeck, Eilbeck, Eppendorf usw. und seit Einführung des elektrischen Straßenbahnbetriebes schien es, als sei die Stadt dem rohesten Baugreuel rettungslos ausgeliefert. Die Ausgestaltung der Grünplätze, Promenadenanlagen, Uferwege litt unter der schematischen Anwendung eines mißverstandenen „englischen“ Gartenstiles, den das staatliche Tiefbauamt nicht preisgeben wollte. Es gehörte die ganze Hoffnungsstärke, aber auch das ganze Ansehen

Digitized by Google

eines Lichtwark dazu, um gegen das endemisch gewordene Bauelend aufzutreten. Der Ausfall des Stadtpark-Wettbewerbes gab ihm den Anlaß, sich öffentlich zu äußern. Eine reiche und schöne Schrift, deren äußere Vornehmheit ihrem inneren Werte entspricht, legt mit ruhiger Ausführlichkeit die künstlerischen Erfordernisse einer neuen Stadtparkanlage zwingend dar. Wenn man diese Schrift liest, weiß man nicht, was man mehr bewundern soll: die Größe und Weite der Allgemeinauffassung, den unerschöpflichen Reichtum an Einzelanregungen oder die seltene Kultur der Schreibweise. Aber mit den meisten Büchern Lichtwarks geht es ja nicht anders.

Fast wichtiger noch als die Stadtparkfrage war die der Oberalster-Regulierung. Das gutgemeinte tiefbauamtliche Projekt schlug vor, die künstliche Romantik, mit der die jetzige Außenalster beschenkt wurde, die geschweiften Miniaturbuchten, Inselchen und Felsklippchen, auch dem schmalen, bachähnlichen Oberlauf, der ganz unter hamburgischer Staatshoheit steht, zugute kommen zu lassen. Lichtwark vertrat den Gedanken, daß nur eine architektonische Lösung in Betracht kommen könne. Vielleicht hätte er auch darüber noch eine zusammenfassende, erschöpfende Belehrung gegeben. Sollten sich keine anderen Vorarbeiten für ein solches Werk finden, so würde die Zusammenstellung der Gutachten und Briefe, in denen er zu diesen Fragen Stellung nahm, gewiß einen wertvollen Band bilden.

Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um eine Vorstellung davon zu erwecken, wie vielseitig und wie eingreifend seine kunsterzieherische und kunstpolitische Tätigkeit gewesen ist. Und dieser ganze große, segensreiche Einfluß knüpfte sich an die Person, nicht an das Amt. Gewiß muß auch ein zukünftiger Kunsthallenleiter im öffentlichen Kunstleben Hamburgs mitsprechen; aber die Geltung, die Lichtwark hatte, kann er sich nur langsam, in jahrelangem Bemühen erringen. Andere Männer und Einrichtungen werden inzwischen alles daransetzen müssen, um ästhetischen Rücksichten die gebührende Beachtung zu sichern: auf den Leiter des Kunstgewerbemuseums richtet sich vor allen anderen unsere Hoffnung; aber auch die führenden Persönlichkeiten im staatlichen Bauwesen, im Kunstverein, im Vorlesungsbetrieb dürfen sich der Pflicht öffentlicher Stellungnahme in Angelegenheiten der Kunstpflege, der Bauästhetik und in allen ähnlichen Fragen nicht entziehen. Es gilt, eine wertvolle Schanze zu halten; alles, was Waffen trägt, muß an die Brustwehr.

Digitized by Google

Doch es wird Zeit, von diesen fachlichen Angelegenheiten, die vom Lärm und Staub des Großstadttages umwirbelt gleich diesem der Vergänglichkeit angehören, wegzublicken und sich am Dauernden, Ungetrübten zu stärken. Schon heute blüht uns aus Lichtwarks Schriften eine milde Verklärtheit entgegen. Hier finden wir den Verewigten wieder, verständlicher vielleicht und noch liebenswürdiger, als wir ihn im Leben kannten. Und hier werden wir ihn niemals wieder verlieren. Unwillkürlich nimmt man weiten Abstand von der Gegenwart, wenn man diese unsäglich vornehme, kraftvolle und farbenreiche Prosa liest, wenn man sich in diese feine, freie Gesittung und Gesinnung versenkt, die aus der „Sommerfahrt", aus dem Lebensbild Justus Brinckmanns, aus dem „Blumenkultus" und aus all den andern Büchern Lichtwarks, die jeder Gebildete kennt, herströmen. Man fühlt sich hinausgetragen über das Jahrhundert und schon der Zeit nahe, wo niemand mehr von dem Galeriedirektor Lichtwark zu erzählen weiß. Dann wird einer, der für deutsche Sprache und deutsche Dichtung Liebe und feines Gehör hat, in irgendeinem Bücherschranke das Bändchen vom Makartbukett finden, oder das von der Seele und vom Kunstwerk, oder das von der Kultur des Bauens und Wohnens. Mit Überraschung und Entzücken wird er sich ergriffen und gefesselt fühlen; das Bild unserer Tage wird mit ruhiger Klarheit vor seinem Blick aufsteigen. Und gewiß wird er meinen, daß zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland eine hohe Kultur der Augen und der Herzen die Welt gut und glücklich machte. Denn wir ehen das Volk vergangener Zeiten so, wie wir seine besten, edelsten Menschen erblicken; und nach dem Adel der Sprache, die Dichter und Heilige führen, schließen wir auf die Denkweise und Tugenden der Menge. Vielleicht wird er es garnicht wissen, jener Gebildete aus künftigen Tagen, daß wir Mühseligen von heute von Lebensschönheit und kunstgeadelter Sitte beinahe nur das wußten und zu eigen hatten, was Alfred Lichtwark uns zeigte und gab.

Digitized by Google

Rußlands Orientpolitik nach dem Balkankrieg.

Von Dr. Freiherr von Mackay.

Der bluttriefenden Balkantragödie Epilog ist eine Krise der russischen Orientpolitik. Das allslawische Schreckgespenst, das unruhestiftend und polternd so lange auf dem Balkan herumgegeistert hat, wurde von den 600 000 Bajonetten der Armee der „slovanska rzajemnost", der slawischen Wechselseitigkeit selbst jämmerlich durchstochen und zog sich in den Ahnensaal der echt russischen Leute zurück. Nicht viel besser steht es um das Schicksal eines verschwisterten Schemens des zarischen Imperialismus, um den Anspruch auf die Schutzherrschaft über die griechische Christenheit. In selbstmörderischem Ringen haben die Balkanstaaten sich der Gängelung durch den großen nordischen Bruder entrissen, und da bei ihnen Staat und Kirche noch unzertrennliche, mit allen Fasern verwachsene Organe des politischen Seins sind, so bedingt die nationale Ermannung unweigerlich die Unterstreichung der geistlich-hierarchischen Unabhängigkeit mit der Zielstrebigkeit zugleich, die in der „Gefangenschaft" des türkisch-islamischen Staates lebenden Glaubensgenossen der eigenen Fürsorge statt der russischen zu unterstellen. Von den fünf Ozeantoren, zu denen das kalte Rußland in seinem ungestillten Sehnsuchtsdrang nach Meereswärme strebt, sind nur noch drei offen: Varangerfjord, persische Küste und Gelbes Meer. Die slawische Brücke nach der Adria ist für immer gesperrt. Aber auch die Bosporuspforte wird heute mit mehr Riegeln denn je verschlossen. Wollte der weiße Zar heute wiederum wie 1877 seine Armeen zum Marsch gegen das Goldene Horn aufbieten, so wäre die zwangsläufige Folge, daß nicht nur die Entente mit England zerrissen würde, sondern daß auch sofort der Balkanbund wieder auflebte: diesmal aber mit der Spitze gegen Petersburg statt gegen die Hohe Pforte. Zu all solchen äußeren Schwierigkeiten und Hemmungen kommen die inneren Mißlichkeiten der Lage des Reichs. Seit dem mandschurischen Kriege und der nachfolgenden Revolution geht Rußland durch eine Entwicklung voll scharfer Widersprüche hindurch. Kokowtzoff hat mannhaft das Bekenntnis seines „wirtschaftlichen Optimismus" auf Grund des glücklichen gewerblichen und finanziellen Voranschreitens des Staates abgelegt; daneben rechtfertigt sich ein gewisser politischer Optimismus insofern, als im Parteiwesen mählich ein Ausgleich zwischen den

Digitized by Google

schroffen Gegensätzen der spröden und finsteren Reaktion der Rechten und der unfruchtbaren, verrannten Obstruktion der Linken auf positiver Linie ernster, werktätiger Reformarbeit sich anbahnt. Aber um diesen Lichtkern hüllt eine rätselhafte Penumbra düstere Schleier. Die alten nationalen Erbübel: Mangel an persönlichem Willen, an gesellschaftlicher Zucht, an geistiger Regsamkeit und sittlicher Aufrichtigkeit, stumpfe Schicksalsergebenheit und ein dumpfer Glaube, dem jedes Pathos fehlt und jedes Gewissensfeingefühl, dabei wieder große Reizbarkeit, Neigung zu lärmendem, gewalttätigem, marktschreierischem Widerstand gegen die Staatsautorität — alle diese zersetzenden Säuren, die den sprichwörtlichen russischen sozialen und moralischen Pessimismus als Bodensatz ausgeschieden haben, sind nach wie vor wirksam, und der Fluch der „Ssmuta", der großen Verwirrung, jener schlimmsten Erschütterung aller staatlichen und bürgerlichen Ordnung, die um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert dem Erbe Johanns des Grausamen mit Vernichtung drohte, lebt sichtlich heute noch fort.

Bleibt so das Schicksalsproblem der inneren Gesundung Rußlands nach wie vor in der Schwebe, so kann gleichwohl kein Zweifel darüber bestehen, daß jenes Wort des österreichischen Gesandten Baron Prokesch-Osten: „Die Orientfrage ist im Grunde die Frage zwischen Rußland und Europa" noch heute seine Bedeutsamkeit nicht verloren hat. Das Schwergewicht der ungeheuren geschlossenen Ländermasse, über die das Zepter des Zaren sich erstreckt, ihr Beharrungsvermögen und die damit gegebene natürliche Druckgewalt bewirken es, daß dem Reich ein überragendes Maß der politischen Selbstbehauptungs- und Stoßkraft nach außen auch dann verbleibt, wenn viele seiner Organe ganz oder teilweise gelähmt sind. Freilich verlangt der Ausspruch des Wiener Diplomaten heute die Einstellung in ein anderes zeitgemäßes Objektiv. Rußland ist nicht mehr wie damals ein Alleinspieler auf dem Schachbrett orientalischer Politik. Das Morgenland erwachte aus schweren Träumen. Die Welten des islamischen, hinduistischen, buddhistischen, kungfutsischen Glaubens sind in Gärung, und überall sieht der zarische Doppeladler beim Blick nach Osten Gewitterwolken sich auftürmen, deren Hagelschlag des eigenen Reichs Felder verwüsten oder aber auch, anderer Saaten vernichtend, seinem Ausdehnungsdrang die Bahn freimachen könnten. All diese neuen Gefahren und Drohungen bewirken eine scharfe Umbiegung des politischen Kurses Petersburgs. Dem Beispiel Englands folgend, trat

Digitized by Google

auch Rußland aus dem Zirkel seiner glänzenden Vereinsamung in Asien heraus. Heute ist es durch eine ganze Reihe von Verträgen, Bündnis- und Freundschaftsverpflichtungen mit europäischen und orientalischen Mächten in seinen Operationen auf dem asiatischen Spielfeld gebunden. Damit vervielfachen sich die Verwicklungen und Verkreuzungen der russischen Machtpolitik, damit steigert sich aber auch die Reichweite ihrer Reibungs- und Spannungskräfte und erhält das ganze Problem, deren Achse sie bildet, verdoppelte weltgeschichtliche Bedeutung im Rahmen der heutigen sturmbewegten, schicksalschweren Weltlage.

Hat man auch an der Newa einsehen gelernt, daß die Verwirklichung des seit der Vermählung des Großfürsten Iwan mit Sophia Paläologa gehätschelten Plans, das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia wiederaufzurichten und das alte Byzanz zum Mittelpunkt einer zarischen Weltmacht-Zäsaropapie zu machen, lediglich darauf hinauslaufen würde, das Schwergewicht des Reichs nach einer seiner Natur widersprechenden und seine Sicherheit gefährdenden Stelle zu verlegen, so erscheint doch der Bosporus heute mehr denn je als ein Konduktor politischer Probleme von größter Sammlungs- und Entladungspotentialität der elektrischen Energien. Rußland hat ein einziges Mal — was wenig bekannt ist — die Öffnung der Dardanellensperre erreicht, nämlich 1833 als Belohnung für die dem Sultan bei dessen Kampf gegen den ägyptischen Khediven geleisteten Dienste, mußte alsbald aber auf das Recht, dem Drängen der Englands Weisungen folgenden Mächte nachgebend, wieder verzichten. Lange lief dann der Streit um die Meerengen auf ein Duell zwischen London und Petersburg hinaus, das sich in dem Maß zuspitzte, als für Großbritannien die Behauptung des Imperium pelagi auf dem Mittelmeer schwieriger wurde und die Masse seiner auf der Schwarzmeer-ägäischen Straße bewegten Lebensmittelzufuhren schnell stieg.*) Der große Balkanerdrutsch hat aber auch dieser Prozeßsache ein ganz anderes Antlitz gegeben. Mitten im tiefsten Unglück hat die Türkei, wie es ihre Art ist, das gebeugte Haupt wieder erhoben und ist heute, ledig der brandigen und daher nur dem Staatskörper gefährlichen Balkanglieder und im Besitz einer festgeschlossenen und gut zu verteidigenden thrakischen Grenze, eine europäische Macht eher

*) Sie beläuft sich heute auf 64 Millionen Cwts. im Werte von 21 Millionen Lst., das heißt auf rund ein Drittel seiner gesamten Lebensmittelzufuhr!


Digitized by Google

verstärkter als geschwächter Armeskraft. Rußland — das ist der Grund seiner neuerdings mehr konservativ gefärbten Politik gegenüber der Hohen Pforte — braucht diesen Arm als Rückendeckung gegen die aufsässig gewordenen südslawischen Brüder, muß aber eben bei solcher Schildhaltung zugunsten des türkischen Großherren einer anderen Gefahr ins Auge sehen. Die Umwälzungen in der Strategie zur See, die das britische Geschlecht der Dreadnoughts hervorgerufen hat, machen sich auch im Reich des Pontus Euxinos geltend. Fürst G. Trubetzkoi hat vorahnend in seinem Buch „Rußland als Großmacht" auf diese Dinge hingewiesen. „Die Türkei befindet sich hier mit ihrer maritimen Politik in weit günstigerer Lage als wir. Der Erwerb moderner Großkampfschiffe ist für sie eine Frage der Zeit und des Geldes wie auch des Eifers der guten Freunde, die diese Aufgabe zu erleichtern vermögen, indem sie jederzeit das Erforderliche liefern können. Für uns bildet die Verstärkung der Schwarzmeerflotte durch solche große Kampfeinheiten eine viel verwickeltere Aufgabe." Gewiß! Die Ungleichheit der Wettbewerbsbedingungen springt in die Augen. Die Türkei sucht heute ihre Seewehr mit Anstrengung aller Kräfte zeitgemäß zu entwickeln und kann sich dabei, wie es die jüngsten Dreadnoughtankäufe beredt genug beweisen, der Hilfe des Auslands beliebig bedienen. Setzt aber Petersburg diesen Drohungen ein großartiges Programm für pontischen Flottenbau entgegen, so zwingt es der Dardanellenverschluß, den ganzen verwickelten technischen Apparat und die weitläufige Organisation, die Voraussetzung des Entstehens moderner Seekriegsgeschwader ist, ganz aus Eigenem zu schaffen, und alle Erfahrungen sprechen dafür, daß der russische Schlendrian beim Mühen um die Lösung dieser Aufgabe immer nur Halbes, niemals aber Vollkommenes und wirklich Brauchbares schaffen wird. Sobald der Halbmond aber ein irgendwie ebenbürtiger Gegner des Doppeladlers zur See ist, kann er im Ernstfall den Kriegsschauplatz nach dem Schwarzen Meer verlegen, womit Rußland des einzigen Vorteils verlustig ginge, der ihm bisher die Bosporusverriegelung erträglich gemacht hat: die Bewegungsfreiheit und -sicherheit auf der Kampfesbühne des Krimkrieges. Nimmt man hinzu, daß die Stellungnahme Bulgariens, Rumäniens, Griechenlands zur Meerengenfrage nach den Lehren, Erfahrungen und Schicksalswendungen des Balkankrieges nur noch zweifelhafter und jedenfalls nicht günstiger für Petersburg geworden ist, so wird deutlich genug, in welches Wespennest des Zaren Regierung stoßen würde, wollte sie heute nach Xerxes

Digitized by Google

Beispiel den Hellespont peitschen, um ihn ihrem Willen gefügig zu machen.

Die Ergebnisse der Reisen Ssasonows nach Paris und Berlin sind beredte Zeugnisse dessen, daß man an der Sängerbrücke mit den unangenehmen Tatsachen sich abzufinden bereit und den Kurs der orientalischen Politik demgemäß zu revidieren gewillt ist. Der einst mit Abdül Hamid abgeschlossene leoninische Schwarzmeervertrag wird stillschweigend in der Sünderecke begraben, wo er längst hingehörte. Frankreich erhält den Auftrag zum Bau der Bahnen im nordanatolischen Küstenland, den man damals der Türkei um jeden Preis zu wahren suchte. Die Ententenfreundschaft wird auf dem Boden des alten trapezuntischen Reichs besiegelt, und Bordus soll ein zweites Chanekin werden mit der Zwecksetzung, durch die Vereinigung russisch-kaukasischer und französisch-pontischer Schienen Petersburg die Sicherheit von Truppentransporten zu Land zu gewährleisten, die auf dem „gastlichen“ Schwarzen Meer ein anderer Raûf Bei unsicher machen könnte. Aber auch Deutschland erhält seine Belohnung dafür, daß es Paris die Samsun-Erserum-Siwaslinie überließ; in logischer Entwicklung des Potsdamer Abkommens soll nunmehr die Bagdadbahn auch in Vorderasien sich zarischen Schutzes und Wohlwollens erfreuen. Denn man braucht an der Newa Wechsel auf Gegengefälligkeiten in Armenien. Hierhin verlagern sich die Schwergewichte russischer Zukunftspolitik, die das Balkankriegsbeben von den unteren Donauländern abdrängte. Das Patronat über die armenischen Christen ist der letzte wertvolle Trumpf der einst im Vertragsschluß von Kütschük Kainardschi erworbenen Stichkarten, den sich Petersburg um keinen Preis aus der Hand schlagen lassen wird. Denn der Strom des Armeniertums zieht von Erserum und Torlu über Aserbeidschan bis nach Gilan; es ist so gleichsam das lebendige Material zum Aufbau des gewaltigen Schanzwerks, das Rußland gegen die langgestreckte türkische Grenze aufzurichten strebt. Alle seine militärischen, verkehrspolitischen, diplomatischen Maßregeln und Diversionen in den Machtsphären des Kaukasus, des Kaspischen Meers, Nordpersiens dienen diesem klug angelegten, weitschauenden Plan: von Batum aus bis nach Astrabad hin über den armenischen Taurus, den Karadagh und Elburs die russischen Vorposten und Brustwehren so vorzuschieben, daß das zarische Reich, selbst verschanzt hinter einer natürlichen, riesenhaften und fast unangreifbaren Gebirgskette, über alle nördlichen Pässe und Zugänge zum nordsyrischen wie mesopotamischen Hochland verfügt und so durch über-

Digitized by Google

gewaltigen, auf die Dauer unwiderstehlichen Druck sich den Weg südlich zur Meeresfreiheit freimachen kann, die ihm westlich am Bosporus gesperrt wird.

Schon vor vielen Jahrzehnten hat der österreichische Feldmarschall-leutnant v. Wannisch die Zusammenhänge des Dardanellenproblems mit der russischen Weltmachtpolitik auf der hier gekennzeichneten Entwicklungslinie mit den Worten angedeutet:

> „Mit dem Vorrücken der russischen Bahnen bis an das Indische Meer und entsprechenden Hafenplätzen an der Küste von Belutschistan tritt Rußland erst in die Reihe der Weltmächte und in den Bereich des großen Welthandels. Es hat den großen Vorteil, daß ihm niemand diesen Weg zum Ziel ernstlich wehren kann; es kommt nur darauf an, das es selbst das Ziel ernstlich erfaßt, sich durch eine entsprechende Politik die ungestörte Durchführung sichert und sich nicht durch andere Unternehmungen und Einflüsse ablenken läßt. Hat Rußland unsere Monarchie und Deutschland an seiner Seite, so kann es unbesorgt beide Wege verfolgen, sich den Weg zum Indischen Ozean bahnen und bei günstiger Konstellation die Meerengenfrage einer seinen Interessen entsprechenden Lösung entgegenführen."

Ob Petersburg genau die Linie des ihm hier gewiesenen Pfades, der tatsächlich am leichtesten freizumachen wäre, innehalten wird, kann dahingestellt bleiben. Aber so viel ist sicher: die ganze neue Verwicklung und Verschiebung der Machtprobleme des nahöstlichen Kraftfeldes dreht unweigerlich die Spitze des russischen Anmarsches nach der persischen Küste hin. Die Schneiden der Antithese England-Rußland werden so immer schärfer und die Aushöhlung des mittelasiatischen Vertrages, des Wurzelgrundes des Ententensystems, schreitet mit beschleunigter Bohrung fort. Daß man in London sich keinerlei Täuschungen darüber hingibt, zeigt deutlich die energische Art, in der heute das Foreign Office erfolgreich seine alte, auf leisen Sohlen, aber sicheren Schritts sich vorwärtsbewegende arabische Politik voranzuführen bestrebt ist mit dem Programm, die ganze östliche Küste des Persischen Golfs zusamt dem Schatt el Arab und dem Hinterland des wahhabitischen Nedschd der Hoheit des Union Jack zu unterstellen. Immerhin bleibt derzeit die kritische Verkreuzung dieser Gegensätze in gemessener Ferne und eine cura posterior. Für die Gegenwart scheint im Reich des westöstlichen Diwans durch das Dunkel all der trostlosen und auf neue Vulkanausbrüche hindeutenden Ergebnisse des Balkangreuelkrieges doch ein freundlicheres Licht: die Aussicht auf einen Generalvergleich aller Großmächte zu schiedlich-

Digitized by Google

friedlichem Vertragen in der Levante. Sämtliche Ententekabinette überbieten sich heute in Versicherungen ihres ernsten Willens, die Unversehrtheit der asiatischen Türkei zu erhalten. Gewiß sind derlei Gelöbnisse mit dem diplomatischen Salz der Vieldeutigkeit zu verstehen. Wenn Talleyrand einmal in seiner sarkastischen Art gemeint hat: „Nichteinmischung sei eine metaphysisch-dunkle Bezeichnung der Wissenschaft und habe beiläufig denselben Sinn wie Einmischung," so lehrt die Erfahrung, daß auch das Giro der Wechsel auf Unverletzlichkeit stets ähnlich mystisch-problematischer Art ist. Das Vergleichsprinzip ist das bekannte berüchtigte: die Bildung von Interessensphären mit fließenden Grenzen und Fallstricken aller Art für die Macht, auf deren Fell bei lebendigem Leib die Beutestücke der kauflustigen Händler vorgemerkt werden. Aber der nicht zu übersehende grundsätzliche Unterschied gegen ähnliche Abschlüsse früherer Art ist doch der, daß nicht mehr wie ehedem das „Länderverteilungssyndikat" des Ententelagers Befugnisse der Alleinverfügung in Anspruch nimmt, sondern daß die gleichen Rechte der Dreibundgesellschafter ohne weiteres anerkannt werden, und es leuchtet ein, daß der tatsächliche Schutz der Türkei desto größer ist, je schwerer das Wort der aufrichtig auf ihre Erhaltung bedachten Mächte in die Gleichgewichtsschale fällt. Und wenn so der Wille, eine mittlere Linie möglichst billiger Befriedigung der Interessen und vernünftigen Vertragens aller Parteien zu finden und die Reibungsflächen des nahen Ostens so gut es geht zu neutralisieren, mit auffälliger Kraft und Einträchtigkeit sich geltend macht, so kann über das im Hintergrund wirkende treibende Motiv dieser versöhnlichen Stimmungen keinerlei Zweifel bestehen: es ist das übergewaltige säkulare Zukunftsproblem des fernen Ostens und des Stillen Ozeans, an deren Horizonten der fort und fort sich spinnende weißgelbe Rassenkampf und dessen Verwindung mit den Gegensätzen des britischen und nordamerikanischen Imperialismus, die Revolutionskrise in China mit ihrer Bebenreichweite bis nach Innerasien und dem Reich der zehntausend Inseln und die mexikanische Krise immer mehr schwarze, unheildrohende Gewitterwolken auftürmen. Gegen deren Entladungsgefahren aber sich wohl zu wappnen und möglichst viel Kräfte im nahen Osten freizuhalten, um sie hier in entscheidender Stunde aufbieten zu können, hat Petersburg alle Ursache. Denn sollte sich noch einmal die mandschurische Tragödie in anderer Besetzung abspielen, so würde ein solcher zweiter Schwertstreich des Mongolentums gewiß nicht nur einen Arm des russischen

Digitized by Google

Riesen lähmen, sondern sein Herz treffen. Aber mehr noch! Bei den Auseinandersetzungen auf der pazifischen Bühne handelt es sich letzten Endes um die große Schicksalsfrage: Wird die europäische Kultur, deren Ringen im nahen Osten zwar noch nicht abgeschlossen ist, deren endgültiger Sieg hier aber kaum noch zweifelhaft sein kann, und als deren höchste Mission die Aufgabe erscheint, die ganze Menschheit durch Angleichung an die überlegenen abendländischen Gesittungsgesetze in einer erdumspannenden harmonischen Synthese zu vereinen — wird sie in diesem letzten, im näher rückenden Götterdämmerungskampf mit den Riesenheeren des Mongolentums triumphieren oder scheitern? Rußland bildet, entsprechend jenem Wahrwort Prokesch-Ostens und in seiner Mittlerstellung als europäische und asiatische Großmacht zugleich die Zunge an der Wage; es kommt darauf an, ob in ihm jener großrussische skythisch-sarmatische Barbarengeist endgültig überwunden wird, der unstillbaren Länderhungers die Herrschgewalt des Doppeladlers auf Kosten jedes Nachbarn, sei es wer es wolle, zu erweitern strebt, oder ob ein höheres kulturmoralisches Verantwortlichkeitsgefühl den Ausdehnungsdrang in gemessene Bahnen lenken, seine Bündnispolitik regeln und es als Großmacht auf einen festen Gesittungsstandgrund stellen wird.

„Zwei Jahre in der verbotenen Stadt".

Von Dr. Fritz Wertheimer.

(Schluß.)

Der Ling charakterisiert die beiden fürstlichen Persönlichkeiten etwas anders. Sie hält den Kaiser Kuangsü für einen im Grunde unglücklichen Menschen, Tsuschi dagegen im allgemeinen für eine glückliche, frohe Natur, in deren Gegenwart jedermann freundlich wird und lacht. Ob sie in der Fülle ihrer elektrischen Beleuchtung des Sommerpalastes Feste feiert oder beim kärglichen Kerzenlicht der finsteren Paläste in der Verbotenen Stadt ihre ermüdenden Regenprozessionen abhält, das stört das Gleichgewicht der hohen Frau durchaus nicht. Freilich ist in der verbotenen Stadt ihr eigener Wohnpalast hochgelegen und trocken, während es den Palastdamen und Hofdamen in ihre Zimmer regnet und sie sich höchst ungemütlich fühlen. Darüber, daß die verzärtelten Dämchen nun naß werden, das Regenwasser

Digitized by Google

ihre Roben verdirbt und in roten, blauen, grünen, gelben Streifen seine Spuren zurückläßt, freut sich die Kaiserin wie ein Kind. Bei der Gelegenheit eines solchen heftigen Regengusses, der nach tagelangem Beten und Fasten die Trockenheit ablöst, erhält Der Ling übrigens endlich die Erlaubnis, die für den Hofdienst und das ewige Knien auf den Steinfliesen wirklich unpraktische fremde Kleidung mit der mandschurischen Gewandung zu vertauschen. Die Kaiserin leiht ihr einstweilen ihre Privatgewänder und nimmt ihr dann selbst und höchstpersönlich Maß zum Schneidern der neuen Roben. Sie sucht die Tuche aus und stellt die Farben zusammen, die für die Lady Yü Keng und ihre zwei Töchter passen, sie sorgt für den ordentlichen Schmuck auf die mandschurische Haartracht und sie schlägt in ihrem Buche nach, welches ein besonders glücklicher Tag für die Änderung der Bekleidungsweise sein werde. Und sofort benutzt wieder Herr Obereunuch Li die günstige Stimmung und erklärt sich bereit, alles für den bestimmten Tag zu regeln. Dieser schlaue Günstling hat seine Augen und Ohren überall. Eines Tages weiß er irgendwoher, daß die drei Damen Heimweh nach ihrem Vater und Gatten haben, und eines schönen Tages hat er die Kaiserin bestimmt, daß sie von sich aus ihre Hofdamen veranlaßt, einen Urlaub zu nehmen und den Gatten und Vater aufzusuchen. Li ist es auch, der am großen glücklichen Tage der Umkleidung in mandschurische Gewänder die Kaiserin daran erinnert, daß in wenigen Tagen Sommerbeginn sei und daß an diesem Termine alle Frauen ihre goldenen Haarnadeln mit solchen aus Jadesteinen zu vertauschen pflegen. Die Kaiserin ist glücklich über diese Mahnung und schenkt auf der Stelle aus ihrem reichen Schatze den drei Damen den nötigen Schmuck. Das Schenken übt sie gern und freigebig. Freilich braucht es ihr keine Sorge zu machen, denn man beschenkt sie selbst in so reichem Maße, daß sie kaum weiß, wohin mit den Sachen. Der erste Tag des fünften Monats ist der Beginn des fünftägigen Drachenfestes, an dem alle Vizekönige, Gouverneure und sonstige hohe Beamte ihre Geschenke der Kaiserin übersenden. Berge von Reichtümern werden da überbracht. Jedem Geschenke liegt ein Stück gelbes Papier bei, in dessen rechte untere Ecke der Absender seinen Namen und eine Bezeichnung des Gegenstandes geschrieben hat, den er schenkt. Die Eunuchen packen ganze Körbe voll mit den Geschenken, mit Seide und Juwelen, auch mit Gegenständen ausländischer Herkunft. Am dritten Festtage übergibt der Palast seine Geschenke. Die junge Kaiserin schenkt lauter eigene Handarbeiten: zehn Paar

Digitized by Google

Schuhe, seidenbestickte Taschentücher, kleine Beutel für Betelnüsse und Tabak. Die drei „Pariserinnen" schenken natürlich französische Erzeugnisse: einen Satz Möbel im Empire-Stil, Parfüm, Seife, französische Toilette-Gegenstände. Die Kaiserin mustert ihre Geschenke genau und stellt bei allen, deren Qualität ihr minder gut dünkt, den Namen des Spenders besonders fest. Alles, was ihr nicht gefällt, wird weggebracht und nie mehr gesehen. Dagegen freut sie sich über jedes neue Seidenmuster und schneidert schon im Geiste daraus Kostüme; denn, so erzählt uns Der Ling, sie entwirft fast jeden Tag ein neues Kleid. Ein paar freundliche Worte hat sie aber für alle Geber aus ihrem Palast, so daß in diesen Tagen allgemeine Glückseligkeit herrscht. Am vierten Tage beschenkt die Kaiserin ihren Hof und alle, die sie selbst beschenkt haben. Ihr glänzendes Gedächtnis gestattet ihr, allen denjenigen mit gleicher Münze heimzuzahlen, die ihr Seide geschenkt haben, die zu kurz ist, um ein Kleid daraus zu machen, oder die ihr, obgleich sie es könnten, schlechte Geschenke geschickt haben, oder die sie beschenkt haben nur aus Pflicht, und nicht, um ihr ein Vergnügen zu machen. Jede Hofdame bekommt ein neues Hofgewand und ein paar hundert Taels, nur den drei „Französinnen" gibt sie kein Geld, sondern nur reiche Gewänder und goldenen Schmuck. Der Ling hat bald darauf Geburtstag. Obereunuch Li, der das Geburtsregister aller Hofdamen führt, macht sie darauf aufmerksam, daß sie am Geburtstage der Sitte entsprechend der Kaiserin ein kleines Geschenk von Früchten und Süßigkeiten zu machen hat. Das tut sie und erhält dafür reiche Geschenke der Kaiserin. Wiederum findet sie die Kaiserin natürlich entzückend, während am Tage darauf sie doch einen Moment anderer Meinung wird, als die Fürstin ihren Launentag hat und wie eine Furie im Palast herumtobt. „Ich kann machen," so sagte Tsuschi einmal, „daß die Leute mich mehr hassen als Gift, und ich kann machen, daß sie mich lieben. Ich besitze diese Macht in mir."

Ein großes Ereignis bereitet sich im Sommerpalast vor. Missis Conger, die Frau des amerikanischen Gesandten, bittet um eine Audienz. Lange zögert die mißtrauische Kaiserin, die sich besonders vor der Dolmetscherin fürchtet, einer Missionarin, die die Gesandtenfrau stets mit sich bringt. Denn sie haßt alles Missionarische, ihr Obereunuch Li hat ihr erzählt, die Missionare betäubten die Chinesen durch eine Medizin, um sie dann zu Christen zu machen; sie raubten junge Chinesenkinder und machten aus deren ausgestochenen Augen eine Art Medizin, und was dergleichen Räubergeschichten mehr sind, die

Digitized by Google

die Kaiserin gläubig hinnimmt. Lange Gespräche führt sie mit Der Ling, die sie von der Nützlichkeit aller charitativen Arbeit der Missionare überzeugen will. Die chinesischen Christen, sagt sie, und darin kann man ihr ja leider auch heute nicht so unrecht geben, sind die schlechtesten Menschen auf der Welt, sie sind nur Geschäftschristen und werden von ihren Missionaren beschützt, sie gehorchen den chinesischen Gesetzen nicht mehr. Und bei dieser Gelegenheit kommt sie im allgemeinen auf Politik zu sprechen, auf alles, was China durch das Eindringen der Fremden zu leiden hatte, auf die Boxerwirren und ihre Rolle darin. Sie erzählt, wie sie bei der Flucht von Peking von all ihren 3000 Eunuchen plötzlich niemanden mehr vorfand, wie sie mit 17 Eunuchen und einer alten Dienerin fliehen und welche Entbehrungen sie auf der ganzen Reise erleiden mußte. Alle Erinnerungen wachen in ihr auf, nur weil diese Missis Conger sich angemeldet hat und weil sie die Missionarin und ihr schlechtes Chinesisch haßt. Aber schließlich wird die Audienz bewilligt. In aller Eile wird der Palast hergerichtet, alle Heiligtümer werden beiseite geschafft. Eine Audienz des amerikanischen Admirals an der chinesischen Küste geht vorüber, und dann wirft sich alles in die festlichsten Kostüme, die Audienz findet statt, und Der Ling, die die bei solchen Audienzen üblichen Fragen und Antworten nach der Gesundheit des Gastes und den Eindrücken Chinas auf ihn, der Länge des Aufenthaltes und derartiges schon kennt, dolmetscht klug und geschickt. Und dabei kommt dann die große Frage der Missis Conger: die Kaiserin möge gestatten, daß eine Miß Carl, eine Amerikanerin, sie male, um ihr Bildnis auf der Ausstellung in St. Louis zur Schau stellen zu können. Tsuschi erschrickt, weiß aber gar nicht, was ein derartiges Porträt ist, und faßt sich erst als Der Ling ihr in der den Fremden unbekannten Hofsprache ein paar Aufklärungen gibt. Dann antwortet sie, sie wolle alles mit ihren Ministern besprechen und später Antwort geben. Zur richtigen Zeit kommt der Obereunuch Li. Eine Hofdame, der bei den Audienzen die spezielle Überwachung der Kaiserin übertragen ist, hat bemerkt, daß die Kaiserin ermüdete, und Herr Li kommt, wie immer in solchen Fällen, mit irgendeiner gleichgültigen Mitteilung und beendet so die Audienz.

Das Porträt der Kaiserin, das ist dann das Hofereignis für ein paar Monate! Der Kaiserin wird erklärt, wie so etwas gemacht wird, wieviel Sitzungen man dazu braucht. Es stellt sich heraus, daß auch Der Ling von der gleichen Malerin in Paris gemalt worden ist, und ihr Bild wird herbeigeschafft und lebhaft kritisiert, besonders wegen

Digitized by Google

der Pariser Abendtoilette, die Hals und Arme unbekleidet lässt. Dann wird der Plan entworfen, wie Miß Carl im Palaste wohnen und sich frei bewegen soll, wie sie aber heimlich immer doch so bewacht und beschützt werden wird, daß sie eine reine Gefangene im Palaste ist. Die Kaiserin sucht einen glücklichen Tag in ihrem Buche heraus, man redet ihr mit Mühe aus, daß die günstigste Stunde sieben Uhr abends sei, weil doch zu dieser späten Abendzeit kein Licht für die Malerin vorhanden wäre. Zwischenherein aber sieht Tsuschi Photographien ihrer Hofdamen in ihrem Zimmer und wünscht nun auch photographiert zu werden. Zwei Brüder Der Lings sind ein paar Jahre im Palast beschäftigt, wie das für Mandschu-Jünglinge Sitte ist. Einer ist Leiter des elektrischen Beleuchtungswesens, ein anderer führt ihr Dampfboot auf dem See. Der eine ist ein guter Photograph und wird nun herbeigerufen. Am nächsten Morgen erscheint er mit seinen Apparaten, und nun kostet die Kaiserin das Vergnügen durch, alles zu beobachten wie ein kleines Kind und sich über alle Stadien des Photographierens zu freuen. Ein paarmal kleidet sie sich an diesem Morgen um, nur um sich den ganzen Vormittag in allen Stellungen und Posen typen zu lassen. Sie geht mit in den Dunkelraum, um das Entwickeln sich erklären zu lassen, sie ist unglücklich, als es am nächsten Tage regnet und das Photographieren eine Pause erleiden muß. Aber endlich erscheint dann Miß Carl und die erste Sitzung nimmt ihren Anfang. Die Malerin hat ihr Spiel schon halb gewonnen, als sie unwillkürlich beim Anblick der festlich gekleideten Kaiserin in die Worte ausbricht: „Wie wundervoll sieht die Kaiserin aus!" und als man das natürlich wortgetreu der eitlen alten Dame erzählt. Der ganze Hof ist perplex und außer Fassung, als die Malerin eine Rohskizze auf die Leinwand wirft. Aber die Kaiserin sitzt nur wenige Minuten, sie zieht ihr Theater vor, und schon am nächsten Tage erklärt sie, sie werde erst wieder sitzen, wenn die Künstlerin ihr Gesicht male. Inzwischen soll Der Ling, die ja gleiche Größe und Figur mit der Kaiserin hat, die kaiserliche Gewandung und den Schmuck tragen und so das Fertigstellen der Figur ermöglichen. Mit viel Zähigkeit setzt die Kaiserin diesen Plan durch, und Miß Carl muß sich eben damit begnügen, die Kaiserin ein paar Stunden, und die nur in einzelnen Abschnitten von wenigen Minuten, zum Malen des Gesichtes zum Sitzen bewegen zu können.

Die frohen Feste werden abgelöst durch traurige Erinnerungen. Am Todestage des ehemaligen kaiserlichen Gemahls Hsien Feng haben

Digitized by Google

Hunderte von Buddhistenpriestern für sein Wohlergehen zu beten. Am Vorabend des Tages sitzen die Kaiserin und alle Hofdamen in offenen Booten auf dem See, wo Laternen in Form nachgebildeter Lotosblumen leuchten, um die Geister des Verstorbenen zurückzuleiten zur Stelle, wo sie den Tribut entgegennehmen sollen. Manche Hofdamen zittern vor Furcht, die Geister könnten wirklich kommen, und andere sehen sie wahrhaftig und melden das der gutgläubigen Kaiserin. Am Todestage weint die Kaiserin, die ihren Gemahl aufrichtig geliebt hat, den ganzen Tag. Den ganzen Monat über geht der Hof in schwarzer Kleidung einher, und die Kaiserin treibt das sogar so weit, daß sie schwarze Taschentücher nimmt. Die Theater bleiben geschlossen, es gibt keine Musik, keine Freude, der ganze Hof ist in tiefe Trauer versunken. Drei Tage fastet der ganze Palast zu Ehren des Verstorbenen. Die Kaiserin weint immerzu und die kleine Der Ling ist von dem plötzlichen Kontrast zwischen höchster Freude und tiefster Trauer so hingerissen, daß sie zumeist mitweint. Die Kaiserin wehrt ihr das aber streng. Sie sei zu jung zum Weinen und wisse noch nicht, was Sorgen seien. Sie selbst aber erzählt aus ihrem Leben, wie sie als hübsche junge Frau an den Hof kam und wie ihre Schönheit sie vom Range der kaiserlichen Konkubine zur Favoritin erhob, wie sie einem Sohne das Leben gab und mit dem kleinen Kinde und dem frühsterbenden Gatten vor den eindringenden Fremden nach Jehol flüchten mußte. Dann starb auch der Sohn im Alter von 20 Jahren — böse Zungen wollen wissen, vergiftet und ins Laster gestoßen von den Eunuchen mit Wissen und Zustimmung der herrschsüchtigen Mutter —, und von jener Stunde an ist ihr Lebensglück dahin. Die Streitereien mit der „östlichen Kaiserinwitwe" kommen, bis diese — böse Zungen sagen wiederum: nicht ganz freiwillig — stirbt. Ihr Neffe Kuangsü wird dann von ihr zur Herrschaft erzogen, und auch er ist von schwacher Gesundheit. Die arme Kaiserin weint heftig bei der Erzählung ihrer Lebensgeschichte, die sie allerdings in recht subjektiver Färbung vorträgt. Vielleicht trübt ihr die aufrichtige Trauer für den Moment die wahre Erinnerung.

Die Trauer vergeht, die fröhlichen Tage kommen wieder, und nur eine kurze Krankheit unterbricht den Taumel. Verschiedene Doktoren kommen da und befühlen in genau vorgeschriebenen Zeremonien ihren Puls. Alle schreiben sie ihre Rezepte auf, und die Kaiserin wählt aus, was ihr am besten zu nehmen dünkt, nicht ohne daß der betreffende Arzt und zwei Dienerinnen vor ihren Augen vorher

Digitized by Google

von der verfertigten Medizin eine Probe genommen hätten. Bald ist sie zwar wieder wohlauf und kann in ihre alte Wut geraten, weil eine Fliege den Weg in ihr Mittagsmahl gefunden hat und ihr so der Appetit für den ganzen Tag genommen wird. Aber die Krankheit kommt doch wieder, die vielen Arzeneien schaden ihr beträchtlich, ein schlimmes Fieber schüttelt ihren Körper, und ihre Nerven sind total zerrüttet. Zehn Tage lang dauert das, bis angeblich die Vorlesung alter chinesischer Poesien sie wiederhergestellt hat. An eine Zitierung europäischer Ärzte wird dabei nicht gedacht. Erzählt doch die Kaiserin mit Schrecken, sie habe einmal gehört, daß ein fremder Doktor einem Chinesen ein Geschwür mit dem Messer geöffnet habe, und sie wundere sich heute noch, daß der Chinese nach ein paar Tagen wieder wohlauf gewesen sei!

Miß Carl vollendet dann das Bild etwas eilig, da die Kaiserin es so befohlen hat. Sie merkt wohl wirklich nicht, wie sie im Palast dauernd bevormundet und beobachtet wird. Aber Der Ling erzählt uns, daß sie sogar einmal im Auftrage der Kaiserin Nachforschungen anzustellen hatte, was in einem Pakete gewesen sei, das die Malerin von der Frau des amerikanischen Gesandten geschickt bekommen hat. Sie bekommt auch schließlich heraus, daß nur eine amerikanische illustrierte Zeitung in dem gefährlichen Paket gewesen ist, und als sie freudestrahlend über die diplomatische Erfüllung ihrer Aufgabe zur Kaiserin kommt, hat diese alles schon von den spionierenden Eunuchen erfahren und steht lächelnd im Boote auf dem See und freut sich.

Tsuschi wäre keine echte Frau, wenn sie nicht gern auch ein bischen sich als Ehestifterin betätigen würde. Schon oft äußerte sie den Gedanken, die ihr angenehme und sympathische Der Ling durch eine Heirat dauernd an das Hofleben zu fesseln, und eines schönen Tages, während der feierlichen Zeremonien des Mondfestes, kommt ein junger Mann an den Hof, der vor der Kaiserin niederkniet. Das ist eine so ungewöhnliche Geschichte, daß sie jedermann auffällt, die Hofdamen tuscheln schon untereinander, und die Kaiserin erzählt ihrem Lieblinge, der Fremde sei der Sohn eines reichen hohen Mandschu-Beamten, der nun Titel und Vermögen seines verstorbenen Vaters erbe. Ein paar Tage später spricht sie mit der Mutter und Schwester Der Lings und zeigt ihnen eine Photographie des jungen Mannes, wobei aber die Mutter auf die offene Frage, wie ihr der junge Mann gefiele, ebenso offen antwortet: „Nicht sehr!" Wie ein guter berufsmäßiger Heiratsvermittler hängt Tsuschi zäh an ihrem Plan. Schönheit

Digitized by Google

sei nicht alles, meint sie, es komme auf den Charakter und die Stellung an. Dann geht sie direkt auf ihr Ziel los und spricht mit Der Ling selbst. Die aber weicht aus und sagt, sie möchte am liebsten bei ihrer Herrin bleiben, und als sie von der Kaiserin hört, es sei bereits alles vorbereitet und abgemacht, da bricht sie in lautes Weinen aus. Die Kaiserin merkt nun, daß sie hier nicht eine ihrer gewöhnlichen Hofdamen vor sich hat, die stets ihr sagen, sie wollten nicht heiraten und im Herzen doch nur auf den kommenden Mann spekulieren (wie europäisch uns diese Schilderung anmutet!) und gibt Der Ling wenigstens Bedenkzeit. Einen Monat später wird der Herr Kandidat mit der Tochter eines Prinzen anderweitig untergebracht, und Der Ling hat eine Zeit lang Ruhe. Die Zeit der Kürbisreife naht, die reifen Früchte werden abgeschnitten, die äußere Rinde wird mit einem Bambusmesser sauber abgeschabt und die Frucht selbst mit einem nassen Tuche sorgfältig gereinigt. Dann trocknen die Früchte, nehmen nach wenigen Tagen eine bräunliche Farbe an und werden so als Schmuck im Sommerpalaste aufgehängt. In einem einzelnen Raume hängen davon über 10000 Stück, und die Kaiserin selbst beteiligt sich lebhaft an deren Pflege. Niemand tut diese Arbeit gern, diese Tausende von Kürbissen stets abreiben, damit sie glänzend werden; nur die Kaiserin liebt diese Arbeit. Sie kennt alle einzelnen Kürbisse und ist sehr betrübt, wenn einmal der Stengel an einer besonders alten Frucht abfällt, so daß man sie nicht mehr aufhängen kann. Den Blumen und Früchten gehört eben ihre ganze Liebe. Der Kürbis-Ernte folgt die Crysanthemum-Blüte, und die Kaiserin achtet streng darauf, daß ihre Hofdamen die Blüten und Blätter nur mit kühlen Händen anfassen, damit die Blume nicht welke. Sie kennt die Blumen so genau, daß sie schon lange vor der Blüte die zukünftige Farbe der betreffenden Blüte fehlerfrei voraussagen kann.

Gegen diese Blumenliebe hat niemand am Hofe etwas einzuwenden, auch die gestrengen Herren Zensoren nicht, die Inhaber eines im Grunde echt demokratischen Amtes an dem so konservativen Kaiserhofe, die freimütig alles rügen dürfen, was ihnen auffällt, freilich ohne immer eine Abstellung der unpassenden Zustände zu erreichen. So kommt eines schönen Tages ein russischer Zirkus nach Peking, und da die Kaiserin sehr viel davon gehört hat, lassen die Damen des Lord Yü Keng den Zirkus auf ihre Kosten in den Sommerpalast kommen. Die Zensoren warnen und tadeln diese, wie sie sagen, unwürdige Zirkusangelegenheit, aber die Kaiserin läßt sich nicht stören und geht mit ihrem ganzen

Digitized by Google

Hofe zur Spezialvorstellung, die sie aufs höchste amüsiert. Ein kleiner dressierter Elephant, eine Jongleuse auf einer Riesenweltkugel belustigen sie besonders, die Löwen und Tiger aber läßt sie bald wieder aus der Arena bringen, da ihre Eunuchen ein Angstgeschrei anheben, daß die Käfigstäbe davon von selbst zu bersten drohen. Immerhin war das Zirkusvergnügen mit seinen drei Vorstellungen die kleine Summe von 10 000 Taels, 30 000 Mark, wert! Nur später äußert sich die Kaiserin darüber ungehalten, daß der Zirkus ihre Erwartungen doch nicht erfüllt habe. Sie hat eben nur ein momentanes Interesse für die Dinge, und zu dieser Zeit haben längst die eifrigen Vorbereitungen für die Wintertoiletten der Hofdamen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Auch ihr Geburtstag naht und damit die große Zeremonie der Freilassung von 10 000 Vögeln, die man dafür extra eingekauft hat. Ein kleiner Käfig öffnet sich nach dem anderen, und die Tierchen flattern in die Freiheit mit Ausnahme von ein paar durch die Eunuchen besonders abgerichteten Papageien, „die der Kaiserin Güte erkannt haben und bei ihr bleiben wollen"! Aber während die große Herrscherin für eine glückliche Freiheit ihrer 10000 Tierchen betet, stehen hinter den Sträuchern schon ihre schmeichlerischen und heuchlerischen Eunuchen und fangen die Vögel ab, um sie in Peking zu guten Preisen weiterzuverkaufen. Diese Eunuchengesellschaft ist eben auch durch ein Kaiserwort nicht zu bändigen und im Zaun zu halten. Eines Tages erzählt die Kaiserin nach der Morgenaudienz, daß ein Krieg zwischen Japan und Rußland auszubrechen scheine, der, wenn er auch China nicht direkt bedrohe, doch wohl auf chinesischem Gebiete ausgefochten werden würde. Am nächsten Morgen meldet der Haupteunuch, daß 50 Eunuchen verschwunden sind. Am übernächsten Morgen haben sich weitere 100 aus dem Staube gemacht. Eine blasse Angst vor einer Wiederholung der Boxerwirren hat sie alle erfaßt, und sie fürchten sich vor der Wiederkehr dieser Tage mit ihren allerdings gerade besonders für das Eunuchenheer wenig angenehmen Erinnerungen. Hunderte verschwinden noch in den nächsten Tagen. Das Beispiel ihres Chefs, des Herrn Li Lien Ying, macht Schule, der einst in der Boxerzeit sich krank meldete, als die Flucht des Hofes aus Peking bewerkstelligt wurde, und der dann dem kaiserlichen Zuge erst ein paar Tage später folgte, als er alles in Ordnung und Sicherheit wußte und als nichts mehr passieren konnte. Die Lage wird ernster und ernster, man läßt sich jetzt auch europäische Zeitungen an den Hof bringen, und Der Ling übersetzt die Depeschen der wißbegierigen alten Kaiserin. Bald muß

Digitized by Google

sie auch Nachrichten aus fremden Ländern übersetzen, insbesondere über die fremden Höfe, die Tsuschi aufs höchste befremden und erstaunen. Die volle Öffentlichkeit des Hoflebens in Europa, das Reisen der Fürsten und Fürstinnen muß sie um so mehr wundern, als sie ja zurzeit in ihrem Winterpalast in der Verbotenen Stadt haust, in jenen alten muffigen Gebäuden mit ihrem mysteriösen Zauber, mit den verborgenen Schatzkammern und Geheimzimmern, den nie betretenen Hallen und alten schlecht eingerichteten Räumen. Aber sie will den Winterpalast nicht verlassen, um näher an den Ereignissen und stets bei der Hand zu sein. Denn der Krieg zwischen Japan und Rußland bricht wirklich aus, und Yuanschikai, der Vizekönig der Tschiliprovinz, sagt ihr in einer Audienz den Sieg Japans voraus, obgleich sie daran nicht recht glauben will. Wieder einmal nimmt man auf Yuans Anregung einen Anlauf zu Reformen. Der große Rat beschließt allerhand Verbesserungen der nationalen Verteidigung. Zornig entläßt die Kaiserin einen hohen Beamten aus der Audienz, der ganz nach altem Schlage ihr erklärt, China habe doch Hunderte von Flußbooten, es brauche keine Angst zu haben, es besitze mehr krieghafte Männer als die anderen Länder. „Ja, aber sie sind," so antwortet die Kaiserin, „wenig nützlich für das Land, so wie du!" Die Furcht und die Not haben ihr plötzlich alle Notwendigkeit von Reformen überzeugend beigebracht. Aber der alte Vizekönig von Wutschang, Tschangtschitung, bremst und warnt vor überstürzten Reformen, mahnt zum Festhalten der alten Sitten, und gleich ist aller Eifer der Kaiserin wieder verschwunden. Feste lösen die ängstliche Stimmung ab, und das große Palastreinigen zeigt an, daß das neue Jahr herannaht. Die Kaiserin bäckt selbst den ersten Kuchen, der den Ahnen dargebracht werden soll, aus Reis, Zucker und Hefe, und je höher dieser Kuchen aufgeht, desto günstiger werden die Götter gestimmt. Der Kuchen der Kaiserin geht auch prächtig auf, die Hofdamen hüten sich, die Eitelkeit Tsuschis zu verletzen, indem sie ihre Kuchen ebensogut backen. Kleine Teller werden mit Eßwaren für die Geister der Vorfahren belegt und werden mit Immergrün verziert. Dann kann der Gott der Küche die Erde verlassen und seinem Kollegen des Himmels die Beendigung der Vorbereitungen mitteilen. Nur gibt man ihm Süßigkeiten mit auf den Weg, damit er den Mund voll habe und nicht allzuviel ausplaudern könne. Die Kaiserin aber wendet sich an ihren Küchenchef und sagt zu ihm: „Du hast nun die schönsten Aussichten. Der Gott der Küche wird erzählen, wieviel du im letzten Jahre gestohlen hast, und du wirst bestraft werden!"

Digitized by Google

Die alte Dame hat also den nötigen Humor, um sich über chinesische Selbstverständlichkeiten nicht weiter aufzuregen. Am anderen Tage schreibt sich Ihre Majestät die Finger wund, um auf gelbes, rotes und blaßgrünes Papier die Zeichen Schu (langes Leben) und Fu (Glück) aufzumalen und läßt, als sie ermüdet, ihre Hofdamen diese zu Geschenken für ihre Lieblinge bestimmten Neujahrszettel fertigschreiben. Wiederum kommen in unendlicher Zahl die Gesckenke aus allen Ecken des Reiches an. Es ist vielleicht heutigentags nicht uninteressant zu hören, was der damalige Vizekönig Yuanschikai schenkt: eine gelbe Seidenrobe, bestickt mit verschiedenfarbigen kostbaren Steinen und Perlen, die eine Pfingstrose darstellten, deren Blätter aus grünem Jade gefertigt waren. „Es war ein geradezu prachtvolles Geschenk und muß ein Vermögen gekostet haben," erzählt Der Ling, „nur war es zu schwer zum Tragen." Die Kaiserin scheint ganz entzückt, trägt das Geschenk ein einziges Mal gleich am ersten Tage, und dann wandert es für immer in irgendeinen Schrank. Auch das allgemeine Beschenken am Hofe geht nun wieder vor sich, und die Hof- und Palastdamen geben natürlich alles, was sie an Geschenken bekommen, selbst wieder als Geschenk weg, so daß mehrfach die spaßhafte Geschichte passiert, daß eine der anderen etwas schenkt, was sie vor kurzer Zeit selbst von ihr als Geschenk bekommen hat. Am letzten Tage des Jahre erhält jede Hofdame von der Kaiserin einen seidenen Beutel mit etwas Geld, um das neue Jahr mit einem Reservefonds beginnen zu können, den man an Regentagen ausgeben könne. Am Abend gibt es Musik und Fröhlichkeit, die Kaiserin schenkt jeder Hofdame 200 Dollar zum Würfelspiel, gewinnt aber natürlich alles wieder zurück und wirft es dann auf den Flur, um zuzuschauen, wenn die vornehmen Mandschufräuleins sich um das Geld herumbalgen wie die kleinen Kinder. Am Neujahrsmorgen überreicht man der allgewaltigen Herrscherin Platten mit Äpfeln als Symbolen des Friedens, Oliven als Symbolen des langen Lebens und Lotossamen gegen Krankheit. Sie selbst entschuldigt es mit ihrem Alter, daß sie etwas eingeschlafen sei, freut sich aber zu hören, daß die Hofdamen die ganze Nacht über, wie es die Sitte erheische, gewacht haben. Den ganzen Tag über gibt es Theater, und am Abend läßt sich die Kaiserin selbst ihre Instrumente kommen und spielt und singt dabei einige Lieder vor. Musik, Tanz und Spiel, das ist das Programm der ganzen nächsten Tage. Bald darauf ist der Geburtstag der jungen Kaiserin, und die Hofdamen fragen Tsuschi um die Erlaubnis, die

Digitized by Google

junge Kaiserin beschenken zu dürfen. Das wird auch gestattet, aber Tsuschi inspiziert zuvor alle Geschenke, nimmt diejenigen, die ihr zu reich dünken, für sich selbst weg und gebietet Anderes, Schlechteres, zu schenken. Sie ist eben die Alleinherrscherin und läßt neben sich nichts, aber auch gar nichts aufkommen. An diesem Tage dinieren der junge Kaiser, die junge Kaiserin und die erste Nebenfrau zusammen, wie sie das nur noch am Geburtstage des Kaisers selbst tun, während sie sonst ganz getrennt zu essen pflegen. Aber selbst an diesen beiden einzigen Gelegenheiten sind die Hofdamen der alten Kaiserin „zum Aufwarten“ befohlen und haben somit in Wahrheit Spionagedienst zu leisten. Das Laternenfest am 15. des ersten Monats beendet sodann die Reihe der Freudentage, ein Feuerwerk beschließt den Tag, und am nächsten Morgen reisen alle die vielen Gäste ab, die man zu den großen Neujahrsfestlichkeiten geladen hatte und die die ganze Zeit über im Palaste gewohnt hatten. Sofort hält dann Tsuschi die übliche Plauder- und Klatschstunde ab und kritisiert ihre Gäste der Reihe nach durch.

Das Frühjahr naht, und Der Ling lernt im Palaste von der jungen Kaiserin die Kunst der Aufzucht der Seidenwürmer und später des Seidespinnens, wobei wir hören, daß die alte Tsuschi die von ihr als jungem Mädchen gesponnene Seide herbringen läßt und konstatiert, daß sie noch ebenso haltbar sei, wie die jetzt nach vielen Jahrzehnten gewonnene. Bald wird es auch wieder warm, und der Hof wird vom Winterpalast der Verbotenen Stadt wieder in den Seepalast an den Bergen vor Peking verlegt, wo das Hofleben seinen Gang weitergeht. Das zweite Jahr der Tätigkeit Der Lings als Hofdame verläuft ähnlich wie das erste. Wir erfahren noch eine Menge Einzelheiten aus dem Charakter ihrer Herrin, die interessant erscheinen. Tsuschi, die freigebige Schenkerin, ist auf der anderen Seite sparsam bis aufs äußerste. Kein Paket darf geöffnet werden, ohne daß man die Schnur und das Papier ordentlich zusammenfaltet und bei Seite legt. Die Hofdamen müssen alle ihre Ausgaben aufschreiben und ihre Bücher der Kaiserin vorlegen, die eine strenge Erziehung zur Sparsamkeit betreibt inmitten eines Hoflebens, das an Verschwendung und Geldausgaben seinesgleichen sucht. Vor allem liebt die Kaiserin Selbständigkeit im Handeln und Reden, und doch gestattet sie ihrer Umgebung nur wenig Freiheit und Offenheit. Sie dagegen tut alles für sich und kann alles allein. Sie pflanzt Blumen und bäckt Kuchen, sie entwirft den Plan zu einer neuen Audienzhalle und ändert ihn ab, als ihr ein Modell gemacht wird, das

Digitized by Google

sie nicht ganz zweckentsprechend findet; sie schneidert und zeichnet neue Schmuckgegenstände zur Ausführung in Gold und Steinen. Und zwischenherein regiert sie, hält Audienzen und bekümmert sich ernstlich um alle Angelegenheiten ihres Reiches. Ihre Lieblingshofdame Der Ling erhebt sie schließlich zum Range einer Prinzessin. Den Dank dafür hat ihr die spätere amerikanische Bürgerin in dem schönen Buche abgestattet, das uns zum ersten Male hinter die verschlossenen Tore der Verbotenen Stadt führt und uns die Kaiserin in ihren menschlichen Eigenschaften näherbringt. Es ist kein objektives Buch und es sind viele Lichtseiten hervorgehoben und viele Schattenseiten absichtlich und unabsichtlich unterdrückt. Aber die große Persönlichkeit der größten Herrscherin Chinas ist uns in ganz neuem Lichte geschildert worden, und wir begreifen nun sehr viele Dinge, die später zum Untergange der einst so gewaltigen Mandschudynastie geführt haben.

Parsifal.

Von S. D. Gallwitz.

Das junge Jahr kam in die Lande und breitete ein Geschenk für jedermann aus. Ein Vorhang zerriß, der ein Allerheiligstes abgeschlossen hatte: Richard Wagners Parsifal wurde aus esoterischer Abgeschlossenheit in Bayreuth in die unbegrenzt weite Welt verpflanzt. Siegesstimmung ist das Merkmal, mit dem das Ereignis ging, denn Kämpfe waren sein Vorspiel gewesen. Eine erdrückende Majorität stand, gewappnet bis an die Zähne mit allen Ansprüchen des Rechtes und des Herkommens, gegen eine kleine Schar, die, scheinbar verlassen von allem, was man als gesunden Menschenverstand und vernunftgemäßes Denken zu charakterisieren pflegt, die Forderung eines Ausnahmezustandes aufstellte. Aus freier Entschließung heraus sollte — so verlangte sie — der Parsifal nicht von Bayreuth weggeführt werden, weil der letzte Wille und Wunsch seines Schöpfers es so bestimmt habe. Der Entrüstungssturm, den das Ansinnen in der breiten Öffentlichkeit zeitigte, war groß; keinen Tag länger wollte man des Werkes entraten; Idealismen in Fülle wurden ausgekramt und die Sache, die das Recht mit allen seinen Paragraphen hinter sich hatte, drang durch.

Digitized by Google

Aber es muß bei alledem doch einmal gesagt werden, daß nicht die Menge derjenigen, die ihre leichten Siege mit dem Kampfgeschrei „unser Wagner“ erfochten, damit ihrem Meister sich zunächststellen dürfen. Näher bei ihm stehen heute die vom gesunden Menschenverstand Verlassenen mit ihrer Forderung, aus Gründen einer Pietät und Dankbarkeit, die die ominösen drei Jahrzehnte überdauerte, auf ein Recht zu verzichten, das Richard Wagner der Welt des Theaters vorenthalten wollte. Die Unmündigen waren auch in diesem Falle einmal wieder dem Wesen der Dinge näher als die Klugen.

* * *

Und nun ist der Parsifal unser. An allen Ecken und Enden der Länder deutscher Zunge und darüber hinaus ist er in diesem ersten Monat seiner neuen Lebensphase zu Erscheinung gekommen. Man muß es unsern Bühnenleitern lassen: sie sind nicht sorglos an den Verpflichtungen, die ihnen die Besitzergreifung des Werkes entgegenbrachte, vorübergegangen. Es ist allenthalben gut gearbeitet worden an einer würdigen Herausstellung, und die Ergebnisse — so lauten die Berichte — waren im Rahmen der verschiedenartigen Möglichkeiten der verschiedenartigen Bühnen würdige. Auch das Bremer Stadttheater gab eine in allen Einzelfaktoren außerordentlich fein durchgearbeitete Aufführung. Als man aber, erhoben von Eindrücken, nach denen sogar der obligate Beifallssturm als Profanierung empfunden wurde, das Haus verließ, war da schon eine Ernüchterung bereit: am Portal lud der Theaterzettel auf die nächsten Abende zu „Hasemanns Töchtern“ und der „Fledermaus“ ein. Die Berechtigung von Richard Wagners Wünschen wuchs in diesem Augenblick riesengroß empor. Was soll uns heute ein Bühnenweihfestspiel taugen! . . . Das Theater der Gegenwart hat mehr vom Warenhaus als vom Tempel, es dient wahllos der Unterhaltung aller Welt und dem Geschmack der vielen naturgemäß lieber als dem der wenigen; die mit höheren Ansprüchen dort aus- und eingehen, dürfen hinsichtlich dessen, was rechts und links, gestern und morgen geboten wurde und wird, nicht empfindlich sein. Dem Parsifal aber eignet Kirchenstimmung in dem Sinne der klug und künstlerisch bedachten katholischen Kirche, die nach jeder in den Mauern ihrer Gotteshäuser vorgenommenen profanen Handlung dort erst feierlich neue Weihungen vornimmt, ehe der Kultus wieder in Erscheinung treten darf.

Nicht die Disharmonie, die sich auf dem Wege der Reflektion durch das soeben gekennzeichnete Nebeneinander ergibt, ist das

Digitized by Google

allein Wesentliche, was gegen die Parsifalverpflanzung zu sagen ist; gleichwertig daneben steht der Gesichtspunkt der Unvereinbarkeit im Künstlerischen. Um nur einen der Faktoren der Aufführung zu nennen: die Chöre. Sie waren bei der Bremer Aufführung, soweit sie von den Männerchören des Ensembles gesungen wurden, der dunkle Punkt erklärter Unvollkommenheit. Wo werden auf unsern Opernbühnen, läßt man ein halbes Dutzend von ihnen als Ausnahmen gelten, sich Chöre finden, die gesanglich und im musikalischen Vortrag die mystische Ruhe der Parsifalmusik neben den in allen Arten und Abarten deklamatorischer Dramatik und den rhythmischen Kapricen der hunderterlei Aufgaben des Opernrepertoires zu bringen vermögen? in einem Atem gleichsam? wenigstens in einer zeitlich eng umgrenzten Einstellung? ... Das Tempo, in welchem heute auf der Opernbühne ein Werk dem andern, ein musikalischer Stil dem andern folgt, läßt in der Wiedergabe immer nur das Ungefähre herauskommen; es ist, als schwängen die Saiten niemals ruhig aus, als käme von der letztgewesenen Art immer noch etwas in das Neue mit hinein. Das gilt in weit höherem Grade von dem schwer beweglichen Klangkörper des Vokalchores als von dem der Instrumente. Richard Wagner kannte die Theaterverhältnisse seiner Zeit und er sah skeptisch und klar genug in die Zukunft der deutschen Oper, um eine Vorstellung zu haben, daß die immer gebieterischer auftretende Notwendigkeit, der Wille des Publikums, die Darbietungen quantitativ zu steigern, nur auf Kosten der Wesensechtheit des einzelnen durchzuführen sein würde.

* * *

Immerhin war es nicht dieses Bedenken, das dem Bayreuther Meister bei der Sorge um das Schicksal seines Parsifals an erster Stelle stand; das waren Befürchtungen, die Theater möchten in bühnentechnischer Hinsicht versagen; in der überirdischen Atmosphäre dieses Musikdramas möchte durch die Tücke des Objektes der Schritt, der dabei vom Erhabenen zum Lächerlichen führt, auf Linienbreite verkürzt werden. Es ist also nicht der Geist des Dichters oder Musikers, der hinter dem letzten Willen Richard Wagners steht, sondern der des Theatralikers. Sein universell geartetes Schaffen vollzog sich in der Linie eines Ringes: der Entwicklung Ende strebte zum Ausgangspunkt zurück. Lange bevor Musik oder Dichtung auf den Knaben Richard Wagner einen greifbaren Eindruck gewannen, bemächtigte sich seiner die künstlerische Suggestion aus dem toten Requisit der

Digitized by Google

Bühne. In der Autobiographie erzählt er uns darüber Interessantes. Wie ein höheres Dasein voll überirdischer Ausdrucksmöglichkeiten empfand der Zehnjährige das Theater; nicht in der gewöhnlichen Entwicklung und Art phantasiebegabter Kinder, die als Zuschauer vor der Bühne sich in die Welt der Illusionen wie in ein wirkliches Element versetzt fühlen, — Richard Wagner kamen die Bezauberungen von den einfach sachlichen und aller Illusionswirkungen baren Dingen des szenischen Apparates durch unmittelbare Berührung mit ihnen. Eine plump gemalte Kulisse oder ein Versatzstück, der schimmernde Tand irgendeines Kostümes, ein Thronsessel, mit den Fetzen eines roten Sammets bedeckt, lösten in dem Knaben Schauer des Geheimnisvollen und Ergreifenden aus. Nie vermochte er etwas Unlebendiges darin zu sehen; nie auch hat der spätere Schöpfer des Allkunstwerkes die alleräußerlichsten Sinnfälligkeiten des Szenischen eine leblose Rolle spielen lassen. Die große Oper, die das Musikdrama Richard Wagners abzulösen gedachte, hat für sich jederzeit um einen glänzenden Hintergrund und Rahmen der Szene Sorge getragen. Aber die Ausstattung, mochte sie noch so sehr dem Prunk und dem Raffinement huldigen, galt ihr dabei immerhin als das Äußerliche. Anders bei Richard Wagner. Er stellte sie kühn neben die Dichtung und die Musik, gleicher Würde mit beiden; erst mit dem sinnfällig Greifbaren verband sich diesem Genie des Theatralischen die letzte Lösung einer stärksten Wirkung, eines unermeßlichen Ausdruckes. Bei der ersten Ringinszenierung des Jahres 1876 war für ihn der Drache im „Siegfried" (den wir heute — wie gern — in Unsichtbarkeit in den Hintergrund seiner Höhle versetzt sehen würden) ein Gegenstand maßloser Wichtigkeit und Aufregung.

Wir empfinden die Wagnerszene nicht als Ausstattung im alten Sinne, weil in der Praxis die verschiedenen Faktoren des Allkunstwerkes zu einer andern Rangordnung durchgedrungen sind, als der ihnen vom Meister angewiesenen; weil überall im Ring, im Tristan und den Meistersingern die Musik wie ein Vorhang von starkem, leuchtendem Gewebe zwischen uns und ihr sich spannt. Im Parsifal aber tritt sie, die Ausstattung, plötzlich, gleichsam auf eigener Spur einher. Viel, erdrückend viel ist von ihr die Rede in den Würdigungen, die die Aufführungen dieses Monats gefunden haben; ekstatisch, und alles andere zu Beiläufigkeiten stempelnd, waren die Berichte aus dem Berliner königl. Opernhaus . . . . Die Ursache? Der Vorhang der Musik im Parsifal ist weniger reich, das Gewebe der Handlung und ihrer Charakteri-

sierung weniger kräftig, als bei jenen. Teile sind darin, die zum Schönsten gehören, was Richard Wagners Genius geschaffen; daneben aber dürftige Stellen, epische Längen, die im Gegensatz zu denen des Ringes und der Meistersinger nicht aus der Fülle der Vertonung Kraft und plastisches Leben gewinnen. Ein Stück von Stücken, so steht der Parsifal vor uns, den Eindruck gebend, als sei dem starken schöpferischen Organismus, der in den früheren Musikdramen jede Einzelheit trug und zusammenhielt, der Atem kurz geworden.

Die Monologe und Erzählungen Wotans in der Walküre und im Siegfried, ja auch die Monologe von Sachs, werden bis auf diesen Tag und auch von begeisterten Bewunderern Wagners als langweilig, als die Handlung ungebührlich aufhaltend empfunden. Wenn man es jedoch, entgegen allen musikdramatischen Verhaltungsmaßregeln, über sich gewinnt, diese Stücke musikalisch herauszulösen, indem man sich nur auf das Orchester und die Wortdeklamation einstellt, enthüllen sich mit jedem neuen Hören neue symphonische Schönheiten und die Plastik der Sprache schließt sich immer bildhafter zusammen. Im Parsifal, wo die Reden Gurnemanz' die breit auslaufende Epik bilden, ist an diesen Stellen nur eine beschaulich langatmige Tondichtung die musikalische Basis. Auch die vokale Deklamation ist hier verwischt; sie steht und fällt in musikdramatischem Stil Wagners mit dem kraftvollen Akzent des Stabreimes; der im freien Knittelverse sich Gestalt gewinnende naive Ton, der der Meistersingerkomödie unübertrefflich eignete, ist eine Weise, die dem Gralstoff, wie sein Komponist ihn brachte, nicht taugen will.

* * *

Richard Wagners musikdramatische Entwicklung hat sich mit seinem letzten Werk gleichsam überschlagen; der Fall ist nicht ohne Tragik. Es ging in dieser Entwicklung vom Rienzi an bis zum Tristan um das Prinzip einer bewußten Verinnerlichung der Handlung. Immer weiter sollte dabei das Äußerliche zurücktreten hinter die Empfindungswucht, dessen letzter Ausläufer es ist. Es gab nur einen Schritt noch, der über die Liebeserlösung im Tristan hinauszuführen vermochte; hinein in das Gebiet des rein Transzendentalen, Religiösen. Und sonder Wank ging ihn Richard Wagner im Parsifal. Aber dem alternden Meister waren die Genien nicht mehr wie sonst unbegrenzt willfährig; die Musik blieb zurück und über alle andern Kräfte triumphierte die Unkraft des Theatralikers. Sein Wille war es ge-

Digitized by Google

wesen, mit dem Parsifal als eine Krönung alles Vorhergegangenen das innerlichste, unirdische und heilige Musikdrama zu geben, in Tat und Wahrheit aber wurde es die stärkste Veräußerlichung, die sein gesamtes Lebenswerk aufweist.

* * *

Denn was bedeutet in der Kunst und dem, was in ihr Gestalt gewinnt, das „Wollen" und das große Vorhaben?

Es begab sich einmal, daß bei einem Komponisten eine Musik zu einem Zauberstück für eine Wiener Vorstadtbühne bestellt und ohne große Weiterungen geschrieben wurde. Aber da der Komponist ein Genius war und Wolfgang Amadeus Mozart hieß, schlug diese Musik in aller Naivität ihre eigenen Höhenwege ein, und wo heute die Arien, die Terzette und Priesterchöre der Zauberflöte lebendig werden, da rührt Heiliges an die Seele der Hörer. Richard Wagner wollte im Parsifal das unfaßbare und undefinierbare Transzendentale auf die Szene beschwören, aber die Natur des Stoffes und die Natur seines Schaffens verweigerten ihm den Segen, und die Verpflanzung des Werkes auf unsere Theater zeitigt heute einen schnell verrauschenden Triumph der Möglichkeiten des Bühnenbildes.

* * *

Der Ruf dieses Triumphes erfüllt gegenwärtig die Welt. Seit Parsifal im Jahre 1882 in Bayreuth zum ersten Male auf der Bühne Gestalt gewann, ist die Kunst der Szene zu einem Studium, fast kann man sagen zu einem Selbstzweck geworden. Was in diesem Zeitraum erreicht wurde, haben jetzt unsere Opernbühnen mit der Parsifalinszenierung je nach dem Maß ihrer ästhetischen Erkenntnis und ihrer Mittel herausgebracht. Es ist bis dahin noch nicht festzustellen, was von den tiefen Wirkungen auf das Publikum, dem das Werk in diesen Januarwochen sich bot, auf Rechnung des Kunstwerkes und was auf die Eindrücke der neuartigen Inzsenierungen zu setzen ist. Erst wenn die Lust des Nurschauens, diese stärkste Lust des Sinnlichen in unserer Zeit, befriedigt sein wird, werden die feineren unmittelbaren Werte sich auf ihre Suggestionskraft zu erproben haben. Der Enthusiasmus von heute meint noch mehr das Parsifalsehen als das Parsifalhören.

Eine typische Bekräftigung dieser Tatsache bot sich jüngst in der Publizistik. Ein so unbeirrbarer und besonnener Kritiker wie

Digitized by Google

Karl Krebs in Berlin, der im „Tag“ anläßlich einer musikalisch gut und in jeder Beziehung anständig gebrachten Parsifalaufführung im Charlottenburger Opernhaus tiefere Wirkungsmöglichkeiten dem Werke absprach, erklärte sich etwas später an derselben Stelle von ihnen überwunden; für gleichsam außer sich gebracht durch die Eindrücke desselben Werkes in der Pracht und dem Raffinement der Inszenierung im königlichen Opernhaus.

Und wieder ersteht einem dabei die Erinnerung an Mozart und an seine Zauberflöte; an jene pompöse Neuausstattung, die dem Werk vor einigen Jahren in der Berliner königlichen Oper wurde. Alle Wunder der orientalischen Märchenwelt waren da auf der Szene; aber die Wirkung, die davon gezeitigt wurde, war der Wunsch diesen bunten Augenprunk herunterreißen zu können von den edlen Formen des Kunstwerkes, die es mehr zu verhüllen und zu trivialisieren als zu heben schienen. Es kann nicht verkannt werden, daß Bühnenbild und Szene bei Richard Wagner andere Bedeutung haben als bei Mozart. Daß sie den Anspruch auf Ranggleichheit mit der Musik und der Handlung erheben, muß abgelehnt werden in einem Zeitalter, welches wie wir die Stillosigkeit des Allkunstwerkes klar erkannt hat.

* * *

Die Welt rief nach dem Parsifal als nach dem stärksten Kunstwerk der Gegenwart, auf dessen Besitzergreifung sie heiliges Recht habe, und die Sensation gewordene Neugierde der vielen Auchrufer verstärkte die Bewegung zum Sturm, dem nicht zu widerstehen war.

Um des Werkes selbst willen aber ist es nicht gut, daß man es aus den Weihrauchwolken und der Unnahbarkeit seines „Allerheiligsten“ auf dem Bayreuther Festspielhügel entnommen hat und in die profane Welt gebracht. Parsifal zog seine stärksten Lebenskräfte aus dem Nimbus seines Milieus dort oben; aus jener undefinierbaren Stimmung, die das Geheimnis zu sein scheint, das Richard Wagner mit einem Vers in den Grundstein des Festspielhauses versenkte:

„Hier schließ' ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr:
Solange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar.“

Die Zeit muß es erweisen, ob das Werk das Licht des Tages in unserer Mitte verträgt; wenn nicht mehr die Bayreuther Suggestionen, das Milieu, die esoterische Begeisterung im Spiele ist. Die Zeit ist

Digitized by Google

nicht stillgestanden seit den ersten großen Ereignissen im Festspielhause vor dreißig und mehr Jahren und wir haben einen andern Sehpunkt, eine fernere und klarere Draufsicht auf die damaligen Ideale gewonnen. Das Allkunstwerk ist uns nicht mehr „Zukunftsmusik“ und unsere Erhebungen und Erlösungen wachsen nicht auf dem Boden des Mitleids und des Sakramentalen. Andere künstlerische und ethische Ideale, viel zu formlos noch, um im Kunstwerk gestaltet zu werden, steigen an unsern Horizonten auf.

Das Bild von Richard Wagners letztem Werk steht in der Vergangenheit; in dem trunkenen Farbenglanz einer Romantik, die sich zum Barock übersteigerte, da sie sich selbst nicht mehr romantisch genug war.

Und der echteste Segen, den uns der Parsifal wie einen Gruß seines Schöpfers jetzt brachte, gewinnt Gestalt in der Begeisterung, die allüberall in seinen Spuren aufgeblüht ist.

Männer des Erfolges.

Von H. Prehn-v. Dewitz.

III. Die Krupps.

Vor hundert Jahren — mitten in Deutschlands Schwarzerde, dort, wo mächtige Kohlenflöze den untertagefahrenden Bergmann grüßen, eine kleine deutsche Stadt — Essen. Träg durchschneidet ein Flüßchen die reizlose Flur, der nur nahe Waldeshügel das Bild des Lebens geben. Auf diesem harten, steinigen Boden, der kaum die mühevolle Arbeit lohnt, erwuchs eins unserer größten Industriegeschlechter, erwuchsen die Krupps. Seit Jahrhunderten bereits gehörten sie zu den erbgesessenen Geschlechtern ihrer Heimatstadt, als Bürgermeister, Ratsherrn und Syndici hatten sie an der Verwaltung der Stadt teilgenommen. Zu dem bedeutenden Vermögen aber, dessen sich die Familie um die Wende des 18. Jahrhunderts erfreute, hatte ein Kaufmann, Friedrich Jodocus Krupp, den Grundstein gelegt. Seiner Witwe, einer Frau von seltener Energie und Begabung, blieb es vorbehalten, den späteren Krupps die Wege zu weisen. Sie wurde die Stammutter eines Geschlechts, dem Sie das Leben einhauchte, dem sie, eine Frau nur, jene Tatkraft, jenes Selbstbewußtsein anerzog, das alle ihre Nachkommen auszeichnete. Einen

Digitized by Google

Teil ihres Vermögens legte sie in Bergwerkskuxen an, und als dann vor den Toren Essens eine junge Eisenindustrie langsam emporzublühen begann, wandte sie auch diesem neuen, aussichtsreichen Gebiete ihr Interesse zu. Hochbetagt schon, aber dennoch voll seltener Energie und mit klarem Sinn in die Zukunft schauend, kaufte sie die Gutehoffnungs-Eisenhütte zu Sterkrade. So war der erste Schritt getan, die erste freilich noch schwankende Brücke geschlagen zur Eisenindustrie, zu jener gewaltigen Macht, in der die Krupps später als Herrscher regieren sollten. Neben der alten, tatkräftigen Frau Amalie spielte ihr Sohn Peter in geschäftlichen Dingen keine große Rolle. Erst seinem Sohn und Nachfolger, Friedrich Krupp, war es vorbehalten, das Erbe der Ahnen anzutreten. Reich an Enttäuschungen, arm an Erfolgen war sein arbeitsreiches Leben. Schon dem Knaben starb der Vater und die Großmutter übernahm die Erziehung. Sie ließ ihn zu einem tüchtigen Eisenfachmann heranbilden und übergab ihm die Leitung der Gutehoffnungshütte. Doch die Zeiten hatten sich geändert, und anstatt einer Zukunft von lockender Gestalt, zeigten sich die ersten Vorläufer gewerblichen Niederganges. Mit raschem Entschluß verkaufte die Witwe Krupp-Ascherfeld die Gutehoffnungshütte wieder. Für Friedrich Krupp aber hieß es hinaus aus dem liebgewonnenen Wirkungskreise — zurück in die engen Verhältnisse der väterlichen Beschäftigung. Im großmütterlichen Hause, am Flachsmarkt, wurde ihm und seinem jungen Weibe ein Heim eingeräumt, in demselben Hause, wo am 26. April 1812 Alfred Krupp, sein Ältester, der Vollender seines Werkes und seiner Hoffnungen, geboren werden sollte.

Inzwischen war im Mai 1810 die hochbetagte Großmutter gestorben. Nun stand Krupps Entschluß fest, den Kolonialwarenhandel, dem er sich bis jetzt auf Geheiß der Ahne gefügt hatte, fallen zu lassen und sich wieder ganz der Eisenindustrie zu widmen. Gegen Ende des Jahres 1811 hatte ihm der Zufall zwei Männer in den Weg geführt, die nach ihren eigenen Angaben im Besitz der Kenntnisse waren, um den damals in England bereits gebräuchlichen Gußstahl im großen herstellen zu können. Diese beiden Männer waren die Brüder Georg und Wilhelm v. Kechel, ehemalige nassauische Offiziere. Sie verstanden Krupp so von ihrer Kunst zu überzeugen, daß er darauf einging, mit ihnen einen Gesellschaftsvertrag zur Errichtung einer Gußstahlfabrik abzuschließen. Diese sollte unter dem Namen „Friedrich Krupp-Essen“ errichtet werden.

Digitized by Google

Fast ein Jahr nun machten die Brüder v. Kechel Schmelzversuche, ohne indes zur sicheren Erzeugung eines gleichmäßigen Stahls zu gelangen. Während dieser Versuche hatte sich schon Friedrich Krupp, von der Gewißheit des Erfolges überzeugt, mit ganzer Seele dem Bau der Fabrik gewidmet, auf der die Sache sofort praktisch ausgenutzt werden sollte. Noch vor Ende des Jahres 1812 waren alle Bauten vollendet und schon im Frühjahr 1813 ging Krupp an die Erzeugung von Gußstahl in größeren Tiegeln. Allein umsonst war sein rastloses Arbeiten — ratlos probierte man hin und her — die Versuche, die wohl im kleinen gelungen waren, lieferten bei der Großherstellung nur ein ganz unbrauchbares Produkt. Dann brauste das 13er Jahr — das eiserne, über die Lande und die Essener Fabrik stand völlig still. Erst 1814 nahm man die Schmelzversuche wieder auf, ohne jedoch ein im geringsten günstigeres Resultat zu erzielen. Krupps Lage wurde immer schwieriger. Die ersehnten Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, die Versuche und Bauarbeiten hatten seine flüssigen Mittel erschöpft.

Die beiden Kechels kehrten wieder zum Soldatenberufe zurück, Krupp aber stand allein mit seiner Fabrik, seinen Sorgen und seinen noch immer nicht begrabenen Hoffnungen. Die einzige Unterstützung in dieser schwersten Zeit seines Lebens fand Krupp bei seiner vortrefflichen Mutter, die alles opferte, um dem bedrängten Sohn zu helfen. Bis zuletzt, als auch ihr Vermögen schon fast erschöpft war, hat sie ihm zur Seite gestanden, und es ist rührend zu sehen, wie sie bis zum Ende mit kleinen und kleinsten Beträgen, oft talerweise, geholfen hat.

Wieder war es ein Abenteurer, dem Friedrich Krupp jetzt in die Arme fiel. Ein Mann namens Friedrich Nicolai, angeblich königlich preußischer Rittmeister, der sich als Stahlfabrikant bezeichnete, auch ein Patent vorwies, nach dem ihm die Anfertigung von Gußstahl seitens des preußischen Oberbergamts übertragen worden war, näherte sich Krupp. Und wieder ging dieser, ohne sich vorher über Art und Herkunft des Mannes genügend unterrichtet zu haben, auf seine Pläne ein und schloß, im Vertrauen auf sein Patent, einen Vertrag mit ihm. Nicolai zog auf die alte Walkmühle, und gleich wie einst die Brüder v. Kechel, begann er seine Versuche — und gleich ihnen scheiterte er. Es kam zum Bruch zwischen Nicolai und Krupp. Endlich zwang Krupp seinen ehemaligen Mitarbeiter, die Walkmühle zu verlassen.

Digitized by Google

Nun versuchte Krupp auf eigene Faust die Herstellung des Gußstahls zu ergründen. Und in der Tat hatte er Erfolg. Hauptsächlich für Münzstempel schien das neue Erzeugnis von hervorragendem Wert. Von überall her liefen daher auch bei ihm Bestellungen der zahlreichen Münzstätten ein. Allein die immerhin noch verhältnismäßig geringen Aufträge genügten nicht, um das Werk, das sich inzwischen dank der Rührigkeit Krupps geweitet hatte, über Wasser zu halten. Immer größer wurde die Geldverlegenheit. Vergebens wandte Krupp sich an die Regierung um Unterstützung, vergebens bot er dem russischen Finanzministerium die Errichtung einer Gußstahlfabrik an, vergebens wandte er sich an Vereine und Verwandte — alle hatten nur ein Kopfschütteln für den „Tollkühnen".

So nahm das Verhängnis seinen Lauf. Krupp selbst fand seine alte Energie und Rührigkeit nicht mehr wieder. Krankheit warf ihn aufs Lager, und die Familie sah sich schließlich gedrängt, das elterliche Haus in der Stadt zu verlassen und in der ärmlichen Aufseherwohnung auf der kleinen Fabrik selbst Wohnung zu nehmen.

Friedrich Krupps Zustand war mählich in ein langsames Siechtum übergegangen. Die Beaufsichtigung der Werke lag nunmehr ganz in den Händen seines ältesten Sohnes Alfred, den er, kaum vierzehnjährig, der Schule entnommen hatte. Er unterwies ihn in der Tiegelherstellung, der Beschickung, den Arbeiten am Ofen, und bereitete ihn so für seinen zukünftigen Beruf vor. Er selbst war körperlich und geistig vernichtet. Die Gußstahlfabrik stand fast völlig still, und Krupp wurde aus der Zahl der steuerpflichtigen Gewerbetreibenden gestrichen. Einer plötzlich hinzukommenden Brustwassersucht erlag Friedrich Krupp am 8. Oktober 1826. Ein Stiefkind des Glücks, war er dahingegangen.

In trostlosen Verhältnissen hatte Friedrich Krupp die Seinen zurückgelassen. Die Fabrik bestand nur noch aus leeren Gebäuden, Rohstoffe fehlten gänzlich, die Hämmer und Öfen lagen in Ruhe da. Schwere Zeiten des Ringens folgten. Eine schwache Frau und ein vierzehnjähriger Knabe, der eben die Quarta des Gymnasiums absolviert hatte, standen an der Spitze des Werkes. Nur rastloser, unermüdlicher Fleiß war dem Knaben als Erbteil vom Vater überkommen. Alfred Krupp selbst schildert die schwere Zeit seiner Jugend in einem späteren Briefe.

„Von meinem 14. Lebensjahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie

Digitized by Google

die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und 25 Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang."

Als Alfred Krupp für seine Mutter die Leitung des kleinen Werkes übernahm, betrug die Zahl der Arbeiter nur 6. Noch war der Ruf, den sich Friedrich Krupps Gußstahl erworben hatte, nicht erloschen, und diesen Rest von Anerkennung wußte sich Alfred Krupp auf gute Art zunutze zu machen.

Gleich einem geschickten Handlungsreisenden zog er von Ort zu Ort, von Werk zu Werk. Bald kannte man ihn in allen Tälern des Ruhrgebiets. Er ging in die Hämmer und Fabriken an der Enneper Straße, in der Gegend von Hagen und Iserlohn, von Solingen, Remscheid und Lüdenscheid. Überall wußte er mit den Abnehmern persönlich Fühlung zu nehmen, zu hören, zu lernen, und was die Hauptsache war, seinen Kundenkreis zu vergrößern. Zwar schleichend nur ging das Geschäft, aber wenn es nur überhaupt ging, so war doch der Anfang gemacht. — Wenn er an einem Tage für 25 Taler Bestellungen gesammelt hatte, so war das ein Festtag für ihn. Langsam ging er vorwärts. Die kleine Familie hatte sich aufs äußerste einschränken gelernt. Jeden überzähligen Groschen trachtete man dem Geschäft zuzuführen. Alfred selbst arbeitete unermüdlich wie jeder seiner Arbeiter im Werk mit, und trotz allen Fleißes mußte er sich doch taugaus, tagein sorgen, um nur die kleine Summe für die wöchentliche Löhnung seiner paar Arbeiter rechtzeitig zu beschaffen. „Fünfzehn Jahre lang," so sagt er später in einem Aufruf an seine Arbeiter vom 24. Juli 1872, „habe ich gerade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können. Für meine eigne Arbeit und Sorgen hatte ich weiter nichts, als das Bewußtsein der Pflichterfüllung." Nach einem Jahrzehnt heißen verzweiflungsvollen Ringens gelang es endlich Krupp, den ersten Erfolg zu erzielen. Er hatte eine Löffelwalze in Gußstahl hergestellt. Die Walze wurde als außerordentlich praktisch von den Löffelfabrikanten anerkannt, und in England zahlte man dem Erfinder eine so ansehnliche Summe für das Patent, daß er sich nicht nur von den lästigen Schulden befreien, sondern auch den Betrieb seines Werkes wesentlich erhöhen konnte. Doch noch stand das Werk auf zu schwacher finanzieller Grundlage, und der erste Fehlschlag, die erste Zahlungsstockung konnte es an den Rand des Abgrundes

Digitized by Google

tragen. Und dieser Fall trat wirklich ein. Eine Lieferung, die Krupp an die Wiener Münze ausgeführt hatte, fand Beanstandung und wurde nicht pünktlich bezahlt. Die Werke standen tatsächlich vor dem geschäftlichen Ruin. „In diesem Augenblicke stehe ich am äußersten Rande des Abgrundes; nur augenblickliche Hilfe kann mich noch retten," schrieb Krupp damals an einen Vertrauten. Die endliche Zahlung und ein Bankkredit von 18000 Taler wandten schließlich das Äußerste ab. Die folgenden Jahre zeigten steigende Konjunktur und brachten so auch für Krupp günstige Zeiten. Der Export wuchs und mit ihm wuchs das Werk. So kam das Jahr 1848 heran, und wieder zogen dunkle Schatten über das deutsche Wirtschaftsleben. Noch einmal schien alles, was Alfred Krupps Vater mit so vielen Opfern und Enttäuschungen begründet und schließlich mit seinem Leben bezahlt, was Alfred Krupp in 21 Jahren rastloser Arbeit zu einer bescheidenen Blüte getrieben hatte, dem Untergange preisgegeben zu sein. Von Frankreich zog wie ein Gespenst der Gedanke der Revolution durch deutsche Lande und wie als Antwort auf die Marseillaise tönte der Gleichschritt deutscher Arbeiterbataillone. Das Geschäft lag darnieder. Die Arbeiterzahl der Gußstahlfabrik mußte auf 72 Köpfe vermindert werden. Trotzdem war es für Alfred Krupp auch noch schwer, den Lohn dieser wenigen aufzubringen, da fast nichts verdient wurde. Das Kapital und besonders die Banken hielten sich ängstlich zurück. Krupp selbst war nicht selten darauf angewiesen, das Geld für Löhnungstage in kleinen Beträgen und zu hohen Zinsen bei Bekannten zu entleihen. Doch schließlich waren auch diese Hilfsmittel erschöpft und nun tat Krupp entschlossen den letzten Schritt. Durch den treuen und verschwiegenen Härtemeister Borgmann ließ er das letzte Silberzeug der Familie einschmelzen, und ein paar Tage später, am 26. April 1848, brachte man die Barren zum Verkauf nach der Düsseldorfer Münze, um die Arbeiter auslohnen zu können. Alfred Krupp hat später in seinen Erinnerungen darüber berichtet. „Geld war für Wechsel nicht zu haben, da habe ich Löffel, Kannen, Sporen, Medaillen einschmelzen lassen, und wie ein Wunder geschah es, daß wir von dem Tage an vollauf Arbeit und Geld zur Disposition hatten."

Das Jahr 1851 brachte der Gußstahlfabrik die erste öffentliche Anerkennung. Auf der internationalen Industrieausstellung in London wurden die Kruppschen Gußstahlerzeugnisse mit dem ersten Preise gekrönt. Viel wichtiger aber als dieser rein äußerliche Erfolg war für

Digitized by Google

Krupp die Erfindung der ungeschweißten, nahtlosen Gußstahlreifen für Eisenbahnräder.

Diese Reifen, durch die die bisherigen häufigen Radbrüche der Eisenbahnwagen auf ein verschwindendes Minimum herabgedrückt wurden, waren eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit. Sie wurden in allen Staaten patentiert und bald von allen europäischen und vielen amerikanischen Eisenbahnverwaltungen eingeführt. Die Jahresproduktion stieg von 10 000 bis auf 65 000 Stück. Doch der ganze reichlich einlaufende Gewinn diente Krupp nur dazu, unablässig seine Werke zu vergrößern und sich neue große Ziele zu stecken. In knapp einem Jahrzehnt hatte er die Zahl seiner Arbeiter verzehnfacht und stand nun mit mehr als 1000 Arbeitern und Beamten in der ersten Reihe der europäischen Großunternehmen. Bereits 1853 hatte Alfred Krupp eine junge Kölnerin, Bertha Eichhoff, die Tochter eines Steuerrats, als Gattin heimgeführt, und kaum ein Jahr später hatte diese ihm den einzigen Sohn, Friedrich Alfred, geschenkt. Ein neues Glück war damit in die alten Essener Fabrikgebäude eingezogen. Krupp hatte sich jetzt ganz wieder seinem Lieblingsplane zugewandt — es galt den Gußstahl in die Geschütztechnik einzuführen. Im Heere selbst, und besonders in den höheren Kommandostellen zeigte man eine starke Voreingenommenheit gegen den Gußstahl. Hier galt noch immer die Bronze als bestes Geschützmaterial. Da war es die Initiative des damaligen Prinzregenten, des späteren Kaisers Wilhelms I., die den Ausschlag gab. Eine Kabinettsorder vom 7. Mai 1859 verfügte die schleunige Beschaffung von 300 Geschützen. Diese erste größere Bestellung blieb nicht Krupps einziger Erfolg, auch in den anderen Staaten fanden seine Geschütze jetzt durch Erteilung von Aufträgen volle Anerkennung. Die Gußstahlfabrik befand sich in einem Stadium gewaltiger Entwicklung. Die Arbeiterzahl allein, die 1856 noch 1000 betragen hatte, belief sich im Anfang der sechziger Jahre auf 7000. Und dann kamen die großen Prüfungen, die das Werk Krupps mit Ruhm krönten. Nicht zuletzt entschieden die Leistungen der deutschen Artillerie den Tag von Sedan. Der Siegeszug der deutschen Armee war zugleich der Siegeszug Krupps, des Kanonenkönigs, geworden.

Jahre des Aufschwungs folgten. Die gewaltige Konjunkturwelle im Wirtschaftsleben des deutschen Volkes, die dem großen Kriege folgte, riß auch die Gußstahlfabrik mit sich fort. Immer zahlreicher wurden die Aufträge, die in Essen eingingen. Die Räume der Fabrik ge-

Digitized by Google

nügten schon lange den wachsenden Ansprüchen nicht mehr. Das Werk dehnte und weitete sich nach allen Seiten. Die Zahl der Dampfhämmer war von 2 (1850) auf 71 gestiegen, die der Dampfmaschinen von 2 auf 386. Der Grundbesitz war von 4,53 ha auf 306,16 ha angewachsen. Die Zahl der Arbeiter überstieg 1873 bereits das siebzehnte Tausend. Ein kleines Königreich war es in der Tat, über das der unermüdliche Beherrscher des Gußstahls nunmehr gebot. Riesensummen hatte er immer für die Verbesserung der Lage seiner Arbeiter und Angestellten aufgewendet und immer noch fand er kein Ende. Eine Dampfmühle entstand neben einer Kaffeebrennerei, eine Selterswasserfabrik neben umfangreichen Bekleidungswerkstätten, Gast- und Bierhäuser wurden eingerichtet, Schulen, Bäder, Krankenhäuser, Fortbildungsanstalten gründete der nie Rastende, die Arbeiterkolonien fanden weitgehende Ausgestaltung. Auch für die Alten und Invaliden hatte er sich angelegen sein lassen zu sorgen — in den zierlichen Gartenhäuschen der Kolonie Altenhof sollten sie ihren Lebensabend in Ruhe verbringen.

Im Laufe des Jahres 1873 traten die ersten Anzeichen des Konjunkturumschwunges nach den Gründerjahren ein. Die Krise traf Krupp in einer Zeit, wo die finanziellen Reserven fast völlig aufgebraucht waren. Der sonst so Vorsichtige hatte es unterlassen, sich rechtzeitig Deckung zu verschaffen. Nun traf ihn die Krise in ihrer ganzen Schwere. In dieser Not sah schließlich auch Krupp keinen andern Ausweg mehr, als gegen Verpfändung der Fabrik eine große Anleihe aufzunehmen. Unter den drückendsten Bedingungen fand sich endlich ein Berliner Bankenkonsortium bereit, die benötigte große Summe vorzustrecken. In dieser Not kam für Krupp die Hilfe vom Ausland. Das große Vertrauen, das die Kruppschen Fabrikate mittlerweile in der ganzen Welt gefunden hatten, sollte sich hier glänzend bewähren. Es führte der Fabrik in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre mehrere recht beträchtliche Aufträge zu, die ihr für eine Reihe von Jahren lohnende Beschäftigung sicherten.

Inzwischen war auch Krupp ein alter Mann geworden. Noch zwar hielt er sich in alter Rüstigkeit aufrecht und hatte nach wie vor die Leitung des großen Werkes in seinen eigenen Händen. Tag für Tag sah man den alten Krupp den anderthalbstündigen Weg vom Hügel zur Fabrik zurücklegen. Hoch zu Roß, im engen Reitanzug, unter der dunkelgrauen Klappmütze hervor, mit lebhaft scharfem Blick frei hinausschauend in die Welt, glich er in seiner ganzen Kleidung

Digitized by Google

und Haltung eher dem ländlichen Grundherrn als dem Geheimen Kommerzienrat und Fabrikbesitzer. Vor dem kleinen Elternhause stieg er ab und von hier aus durchschritt er die Werkstätten, allen bekannt. Gegen 20000 Arbeiter gehorchten jetzt seinem Wink und nahezu 75000 Menschen aßen sein Brot. Schon galt Krupp als einer der reichsten Geldmagnaten im deutschen Vaterlande. Und er war es jetzt in der Tat. Die letzten zehn Jahre hatten so reichliche Aufträge gebracht, daß die 30-Millionen-Anleihe bis 1886 vollständig getilgt war. Jetzt war alles wieder sein eigen, die Fabriken und Bergwerke, die Hochöfen und Schiffe. Hundertfältig hatte ihm das Alter gegeben, was ihm die Jugend oft vorenthalten hatte. Als er das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte, begann die Arbeitskraft des Unermüdlichen allmählich nachzulassen. Nur kurz war der Lebensabend des nie Rastenden. Am 14. Juli 1887, im Alter von 75 Jahren, schied er aus dem Leben. Am 18. Juli ruhte die Arbeit auf allen Werken. Die dröhnenden Hämmer, die sausenden Räder, Amboß und Walze standen still — es galt den toten Herrn zu ehren.

So war auch er dahingegangen — der zweite Sproß jenes markigen Geschlechts der Eisenrecker. Ein dritter, an Gesundheit ein Schwächling, trat sein Erbe an. Nur 15 Jahre des Wirkens sollten F. A. Krupp an der Spitze der Fabrik beschieden sein.

Der glänzende Genius des Vaters mochte F. A. Krupp freilich nicht gegeben sein. Die Welt hat ihn stets nur mit üblichem Maße gemessen. Für sie stand er im Schatten eines größeren, der ihn verdunkelte. Am 22. November 1902, kaum 49 Jahre alt, ging er dahin. Als Erben seines ungeheuren Vermögens hinterließ er außer seiner Gattin nur zwei Töchter von 16 und 15 Jahren. Als alleinige Erbin der gesamten Fabrik hatte er seine älteste Tochter Bertha eingesetzt. Da sie aber noch minderjährig war, verwandelte ihre Mutter nach einer letztwilligen Verfügung ihres Gatten die Firma im Jahre 1909 in eine Aktiengesellschaft. Mit einem Grundkapital von 160 Millionen Mark wurde die Umwandlung vollzogen. 160000 Anteile zu je 1000 Mk. galten als verteilt. Bis auf 4 gehörten alle Fräulein Bertha Krupp. Für die Mutter und Barbara, die jüngere Schwester, hatte der Vater reichlich gesorgt, aber sie sind arm im Vergleich zum Vermögen der Kanonenkönigin, das heute auf 300 Millionen Mark geschätzt wird. Im Herbste des Jahres 1906 vermählte sich Bertha Krupp mit dem Legationsrat Dr. v. Bohlen und Halbach. Um den Namen „Krupp" der Familie und den Werken zu erhalten, erbat und erhielt Gustav

Digitized by Google

v. Bohlen die königliche Genehmigung, diesen Namen fortan dem seinigen hinzufügen zu dürfen.

Krupp v. Bohlen ist der Leiter des größten Industrieunternehmens geworden. Er hat aufgehört, der Mann zu sein, dem man den zweifelhaften Ruhm zusprach, das größte Vermögen in Deutschland erheiratet zu haben, und die 75000 Beamten und Arbeiter, die das Kruppsche Riesenunternehmen heute zählt, werten den Namen Krupp v. Bohlen nicht tiefer als den der einstigen Schöpfer und Organisatoren der massigen Werke.

Eine merkwürdige Geschichte.

Von H. Steinitzer.

Man war ursprünglich zusammengekommen, um gemeinschaftlich spazieren zu gehen. Aber dann kam ein Gewitter, die jungen Leute langweilten sich, und einer machte den Vorschlag, jeder von ihnen solle der Reihe nach das Merkwürdigste erzählen, das ihm im Leben begegnet sei.

Der erste, den das Los traf, faßte die Sache scherzhaft auf. Er erzählte eine wahre Räubergeschichte, deren Unwirklichkeit offenkundig war, und ebenso machten es auch die Folgenden. Es gab viel Unterhaltung und Gelächter.

Dann traf das Los eine nicht mehr junge Schweizerin, die als eine Art Aufsichtsdame eingeladen worden war. Sie hatte ein einfaches, freundliches Gesicht, dessen Ausdruck von der Lieblichkeit eines gütigen, mütterlichen Mundes beherrscht wurde. Die ganze Person war leicht zu übersehen; wer aber einmal hinter das offen zu Tage liegende Geheimnis dieses Mundes gekommen war, mußte sich zu ihr hingezogen fühlen.

„Ich habe keine Phantasie," sagte sie mit ihrer klaren, etwas weichen Stimme, „und kann nur erzählen, was ich wirklich erlebt habe. Das wird gleich zu Ende sein, ist auch nicht im mindesten spannend oder abenteuerlich.

„Als ich in München lebte," fuhr sie nach einer sehr kurzen Pause fort, „um dort malen zu lernen, begegnete ich auf dem Wege

Digitized by Google

vom Atelier nach Hause oft einem Manne, der mir das erstemal nur durch seine gebeugte Haltung auffiel. Denn er war noch jung, machte große, hastige Schritte, als ob er ungeduldig irgendeinem Ziele entgegenginge. Dabei aber hatte er den Kopf gesenkt und hielt die herabhängenden Arme etwas vor sich hin, wie sonst nur alte Leute zu tun pflegen. Da er immer zu Boden sah, konnte ich ihn genau betrachten, und bei jeder Begegnung studierte ich ihn, erst wohl nur aus dem Interesse einer angehenden Malerin heraus, später aus wirklicher Anteilnahme.

„Daß er unglücklich war, war leicht zu sehen. Alle Züge, die die Künstler dem Unglücke geben, waren in seiner Gestalt vertreten. Und das Bejammerungswürdigste war vielleicht, daß er, der jedenfalls glaubte, sein Elend tief im Herzen zu verbergen, es offen für jedermann auf der Straße zur Schau trug. Ich bemerkte oft Menschen, die stehen blieben und ihm nachsahen mit jenen ängstlichen, verstörten Blicken, die im Unglück des andern stets auch die Möglichkeit des eigenen sehen.

„Einmal, als dieser Mann an mir vorüberging und ich ihn wie gewöhnlich betrachtete, blickte er plötzlich auf. Ich wandte zwar die Augen sofort von ihm weg, aber er hatte meinen Blick doch schon gesehen. Er blieb stehen, und ich fühlte mehr, als daß ich es sah, daß ein tiefes Erschrecken durch seinen Körper fuhr.

„Ich ging schnell weiter. Dann hörte ich hinter mir die hastigen, ungleichmäßigen Schritte, die ich so gut kannte. Sie folgten mir zu dem Hause, in dem ich wohnte, gingen mit mir die Treppe herauf. Ich schloß, während mein Herz voll Angst klopfte, die Wohnungstür auf und wollte sie schnell wieder hinter mir zuwerfen, als ich den Mann schon dicht neben mir stehen sah. Ich habe nie wieder ein Gesicht gesehen wie das seine, und ich hoffe, nie wieder ein solches zu sehen. Die einzelnen Züge hingen förmlich nebeneinander, ohne ein Ganzes zu bilden, wie bei einem Menschen, dessen Seele von den entgegengesetztesten Gefühlen auseinandergerissen wird.

„Und doch hatte ich keine Furcht.

„Er sagte nur ein einziges Wort: Bitte. Und dann ließ ich es zu, daß er eintrat, die Tür schloß und mit mir ins Zimmer ging. Er sah sich einen Augenblick um, setzte sich in eine Ecke des Sofas und sagte mit einer Stimme, die von weit, weit her kam: „Tun Sie, als ob ich nicht da wäre."

Digitized by Google

„Das war natürlich unmöglich, aber ich versuchte nach seinem Wunsche zu tun, denn ich sah ein, daß dieser Mensch am besten wußte, was ihm not war.

„So legte ich denn Mantel und Hut ab, nähte einen abgesprungenen Knopf an einen Handschuh, ging hin und wider, um das und jenes zu tun, und setzte mich endlich mit einem Buche ans Fenster. Aber lesen konnte ich doch nicht, wenn ich auch die Augen über die Zeilen führte, damit er es glauben sollte. Während ich das alles tat, hatte ich nicht einmal zu ihm hingeblickt.

„Nach einer Stunde etwa hörte ich ihn aufstehen. Ich nahm all meinen Mut zusammen, sah ihn an und lächelte.

„Er hatte jetzt wieder sein gewöhnliches Gesicht. Vielleicht war es ein bißchen anders als sonst, neben dem Gram lugte ein halbverlornes Stückchen Hoffnung hervor. Aber möglicherweise schien es mir auch nur so, weil ich selbst lächelte. Und wenn wir lächeln, halten wir doch die ganze Welt für froher und hoffnungsvoller.

„Die Stimme aber war wirklich anders geworden, fester und tönender. Er sagte wieder nur ein einziges Wort: Danke.

„Dann ging er, und ich saß noch lange unbeweglich, das Buch vor mir, bis ich wagte aufzustehen und im Zimmer herumzugehen."

Die Erzählerin schwieg. Dann sagte sie leise, wie zu sich selbst: „Das ist das Merkwürdigste, was ich erlebt habe: daß ein Mensch in der Not seines Herzens zu einem andern kommt, den er gar nicht kennt, und sein Unglück vor ihn wirft und stumm bittet: Hilf mir tragen. Und daß ein Mensch dem andern helfen kann ohne Worte, nur dadurch, daß er da ist."

Als sie das gesagt hatte, erschrak sie, denn es fiel ihr ein, daß die andern denken könnten, sie sei eitel auf die hilfreiche Kraft ihrer Seele. Sie errötete, und auf ihr Gesicht trat ein schüchternes, hilfloses Lächeln.

Die Zuhörer aber dachten etwas ganz anderes. „Das also ist das Merkwürdigste, das sie erlebt hat," dachten sie. „Die Arme!"

Digitized by Google

Alte und neue Verkehrswege nach Dänemark.

Von Dr. Rudolf Große.

Bei dem Bestreben, der wirtschaftlichen Expansion Deutschlands immer neue Wege zu erschließen, ist als ein Gebiet, das für die Aufnahme deutscher Halb- und Fertigfabrikate, sowie zur Lieferung von Rohmaterialen für die deutsche Industrie in hervorragendem Maße in Betracht kommt, in letzter Zeit Skandinavien mehr in den Vordergrund gerückt worden. Mit Recht hat man demgemäß Bedacht darauf genommen, die Verkehrsverbindungen nach diesen Ländern von Deutschland aus in einer modernen Ansprüchen genügenden Weise auszubauen. Schritt für Schritt kann man verfolgen, wie entsprechend der Zunahme des deutschen Handels mit jenen Ländern auch die Verkehrsverbindungen besser ausgestaltet sind. Es bestehen an solchen Verbindungen nach den nordischen Reichen zurzeit vier Linien, von denen je nach dem Stand der technischen Ausgestaltung der einzelnen Verbindung mehr die eine oder die andere Linie in den Vordergrund gerückt ist.

Für die Verbindung speziell nach Dänemark kommt seit langem die Eisenbahnverbindung von Hamburg durch Schleswig-Holstein über Vamdrup-Fredericia nach Kopenhagen mit Fährverbindungen über den Kleinen und Großen Belt in Frage. Diese Linie, welche sich an die geographisch gegebene Inselbrücke hält und nur die verhältnismäßig schmalen Stellen des dazwischenliegenden Meeres, anfänglich durch Dampfschiffe, später durch Trajektverbindungen, überbrückt, ist wegen des mit ihr verbundenen Umweges für den Personenverkehr neuerdings in den Hintergrund getreten; hingegen wird sie stets ihre große Bedeutung für den Güterverkehr von Deutschland nach Dänemark behalten.

Die zweite Verbindung wird hergestellt im Anschluß an die Eisenbahnverbindung Hamburg—Kiel durch einen Postdampfschiffsverkehr von Kiel nach Korsör und die hieran anschließende Eisenbahnlinie nach Kopenhagen. Diese Verbindung ist, auf alte Handelsbeziehungen zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark zurückweisend, wiederholt in technischer Beziehung durch Einstellung schnellerer Dampfer verbessert worden und muß auch heute noch trotz aller Bedenken, die ihr entgegengebracht werden, als eine der Hauptverbindungen für den Personenverkehr zwischen Deutschland und Dänemark, insbesondere für den Verkehr von Westdeutschland, anerkannt werden. Als ein weiterer Weg nach Dänemark besteht die Verbindung, welche nach Kopenhagen durch die frühere Dampfschiffs- und jetzige Trajektverbindung von Warnemünde nach Gjedser gekennzeichnet ist. Sie kommt hauptsächlich für den Verkehr vom Süden, von der Reichshauptstadt aus, in Frage und erhält hierdurch ihre Hauptbedeutung. Für den Verkehr zwischen Dänemark und dem westlichen Deutschland steht sie nach der amtlichen Statistik der Linie Kiel—Korsör ungefähr gleich.

Während die genannten drei Verbindungen zumeist dem Verkehr von Deutschland nach Dänemark dienen, da der von Kopenhagen aus

Digitized by Google

durch Trajektverbindung vorhandene Anschluß nach Schweden und weiter nach Norwegen für den Durchgangsverkehr keine große Rolle spielt, ist als letzter und jüngster der bestehenden Verkehrswege nach dem Norden die Saßnitz-Trelleborg-Route ausgebaut worden, welche eine direkte Verbindung zwischen Deutschland und Schweden unter Ausschaltung von Dänemark und Kopenhagen herstellt. Diese Linie, welche sowohl den Verkehr vom Süden, d. h. in der Hauptsache von Berlin, als auch für den Verkehr von Westdeutschland und Westeuropa nach Schweden und Norwegen dient, hat in Verbindung mit den immer reger gewordenen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien, insbesondere Schweden, und auch durch den aufblühenden Touristenverkehr nach Schweden und Norwegen eine Bedeutung gewonnen, die vorher wohl von den Begründern selbst nicht vorausgesehen worden ist.

Die großen Erfolge, welche mit dem Saßnitz-Trelleborg-Trajekt erzielt worden sind und die sich neben einer Stärkung der wirtschaftlichen Beziehungen in einem politischen und nationalen Näherrücken des schwedischen und deutschen Volkes Geltung verschafft haben, konnten ihren Eindruck auf die maßgebenden Regierungs- und Handelskreise in Kopenhagen nicht verfehlen. Diese haben in richtiger Würdigung des Umstandes, daß eine direkte leistungsfähige Verkehrsverbindung zwischen Deutschland und Schweden die bisherige vorherrschende Stellung Dänemarks und insbesondere Kopenhagens für das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben des Nordens zu gefährden geeignet ist, ihr Augenmerk darauf gerichtet, diese Emanzipation der beiden skandinavischen Schwesterreiche von Dänemark wenigstens nach der Richtung hin auszugleichen, daß dies Land und seine Hauptstadt nicht abseits von den Hauptverkehrsstraßen liegen bleiben, auf denen bekanntlich nicht nur wirtschaftliche Güter fortbewegt werden, sondern die auch als Bahnen zur Beförderung von geistigen Ideen und Kulturwerten dienen.

So ist es zu verstehen und wird auch allgemein in Deutschland volles Verständnis finden, daß man in Dänemark bestrebt ist, bei einer modernen Ausgestaltung der Verkehrswege nicht ins Hintertreffen zu geraten. Man hat sich nun dort auf das Projekt einer Verkehrsverbindung von Kopenhagen über Laaland—Fehmarn nach Hamburg eingelassen, hierbei anknüpfend an die gleichzeitigen Bestrebungen, die Warnemünde-Gjedser-Linie auszubauen. Ein wichtiger Bestandteil dieses Ausbaues der Warnemünde-Gjedser-Linie ist die Herstellung einer festen Brücke über den 3,6 km breiten Storeström, ein Bauwerk, das außerordentliche Kosten verursachen wird, das aber doch unerläßlich ist, wenn man die Warnemünde-Gjedser-Linie wirksam modernisieren will. Da lag der Gedanke nahe, daß eine bessere Ausnutzung der Kosten für diese Brücke dadurch möglich wird, daß ihr noch ein weiterer wichtiger Verkehr, nämlich der über Laaland nach Fehmarn und Deutschland, erschlossen wird. Wenn man sich die Karte ansieht, ist es auf den ersten Blick zweifellos klar, daß bei einer ungefähr gerade gezogenen Linie zwischen Hamburg und Kopenhagen diese Linie über eine Inselbrücke geht, welche nur an wenigen Stellen von Meeresteilen unterbrochen ist. Der Vorteil einer solchen Linie

Digitized by Google

besteht weiter darin, daß sich die Reisenden verhältnismäßig nur kurze Zeit auf der See befinden würden. Aber so bestechend auf den ersten Blick die Sache sein mag, es ist doch nicht zu verkennen, daß solche Betrachtungen nur theoretische Ideengänge sind, denen sich in der Praxis große Schwierigkeiten entgegentürmen. Man braucht gar nicht einzugehen auf alle die Einzelheiten, welche das Fehmarnbahnkomitee, das sich zwecks Verwirklichung des Eisenbahnprojektes über Laaland—Fehmarn gebildet hat, zur besseren Begründung der von ihm vertretenen Sache heranziehen zu müssen geglaubt hat. Die Schwierigkeiten ergeben sich aus der Sache selbst.

Es würde sich bei der Verwirklichung des Fehmarnbahnprojektes darum handeln, die Bahnstrecke zwischen Hamburg und Kopenhagen mit allem Zubehör neu herzustellen. Von den vorhandenen Strecken wird man nur die zwischen Hamburg und Lübeck, welche sich im Besitz einer Privatbahn-Gesellschaft befindet, und kleinere Strecken auf Seeland benutzen können, die jedoch die Erfordernisse, welche an eine moderne Schnellzugsbahn zu stellen sind, nicht in allen Punkten erfüllen. Es würde zu weit führen, sich hier darüber auszulassen, wie hoch sich im einzelnen die Kosten einer solchen Verbindung stellen. Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Kosten außerordentlich hoch sein werden.

Die Fehmarnbahn benötigt zur Voraussetzung ihrer Verwirklichung ferner einige Bauten, welche, abgesehen von ihrer technisch schwierigen Ausführbarkeit, die sich in den entsprechenden Kosten geltend machen würde, auch auf sonstige Schwierigkeiten stoßen. Auf dänischer Seite muß der Bau von zwei ganz hervorragenden Brücken über Meeresarme der Ostsee vorgenommen werden, welche wegen ihrer exponierten Stellung durch Wind, Wetter und Eisgang sehr gefährdet sind, die aber durch ihr bloßes Vorhandensein andere Interessen des dänischen Wirtschaftslebens, namentlich Schiffahrt und Fischerei, beeinträchtigen würden. Von dieser Seite hat bereits Widerspruch gegen das Projekt eingesetzt. Dieselben Bedenken bestehen auf deutscher Seite wegen der Schädigung der Küstenschiffahrt durch eine Überbrückung oder etwa gar Durchdämmung des Fehmarnsundes. Bei den stürmischen Verhältnissen im Fehmarnbelt im Winter gehen die Küstenschiffe bei ihren Fahrten von Schleswig-Holstein nach Mecklenburg und Pommern regelmäßig durch den Fehmarnsund unter Land, wo sie einen größeren Schutz vor den Stürmen finden. Die Möglichkeit eines solchen Schutzes würde ihnen aber genommen werden, wenn der Fehmarnsund durch das Fehmarnbahnprojekt mehr oder weniger für die Schiffahrt ausgeschaltet wird. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß erst vor wenigen Jahren im Fehmarnsund für Kleinschiffahrt eine genügend tiefe Fahrrinne geschaffen ist, und ferner berücksichtigen, daß diese Fahrrinne zugleich den Torpedobooten und kleineren Fahrzeugen der deutschen Kriegsmarine dient, denen durch den Fehmarnsund eine bei etwaigen kriegerischen Verwicklungen sehr wichtige Verbindung zu wirksamen Operationen gegen den etwaigen Feind genommen würde. Endlich gar die Durchführung der Trajektverbindung über den Fehmarnbelt, die natürlich nicht nur bei gutem Wetter, sondern auch im Winter allen Anforderungen regelmäßigen, ununterbrochenen Verkehrs genügen

Digitized by Google

soll. Bekanntlich ist aber an wenigen Stellen der Ostsee infolge der Strömungsverhältnisse ein so gefährlicher Eisgang während des Winters zu befürchten als an dieser schmalsten Stelle zwischen Deutschland und den dänischen Inseln, an der sich die ganzen winterlichen Eismassen der Ostsee gewissermaßen wie in einem Trichter zusammenstauen und dadurch die über Fehmarn beabsichtigte regelmäßige Verbindung in den Wintermonaten leicht in Frage stellen können.

Sind also an sich schon gegen das Fehmarnbahnprojekt allerlei Bedenken vorhanden, die nicht weggeleugnet werden können, so wird diese Verkehrsfrage auch daraufhin betrachtet werden müssen, daß man unmöglich ohne jegliche Rücksicht auf die bisher bestehenden Verkehrsverhältnisse ein von idealen Gesichtspunkten aus konstruiertes Projekt verwirklichen kann. Man sehe sich nur eine Verkehrskarte von Deutschland an, und man wird eine ganze Reihe von Anomalien in der Ausgestaltung des deutschen Verkehrsnetzes finden, die man nicht ohne weiteres aus der Welt schaffen kann, und die als historisch gewordene Verhältnisse so tief in das wirtschaftliche und öffentliche Leben eingewurzelt sind, daß man mit ihnen rechnen muß.

Eine der wichtigsten Eisenbahnverbindungen, die wir vielleicht in Deutschland haben, nämlich die Bahn zwischen Hamburg und Berlin, ist mit einem großen Umwege über Ludwigslust und Hagenow durch Mecklenburg geführt, während sie nach rein theoretischen Erwägungen in gerader Linie von Wittenberge über Dömitz, Boizenburg nach Büchen führen müßte. Ein anderes Beispiel ist die Verbindung zwischen Hamburg und Hannover, welche mit großem Umwege über Lüneburg, Ülzen und Lehrte geführt ist, oder die Verbindung von Hannover nach Köln, welche in einem großen Bogen durch das rheinisch-westfälische Industriegebiet geht. Von theoretischen Gesichtspunkten aus ist eine technische Veranlassung für alle diese Umwege nicht gegeben. Damit soll natürlich in keiner Weise irgendwelcher Rückständigkeit der Verkehrsverhältnisse das Wort geredet werden, aber es ist nötig, darauf hinzuweisen, daß bestehende Verkehrswege, welche ihre historische Berechtigung erlangt haben, wenn sie auch einen gewissen Nachteil mit sich bringen, nicht beseitigt werden können.

Wie die einleitenden Bemerkungen dargetan haben, handelt es sich nun bei den Verkehrsverbindungen zwischen Deutschland und Dänemark um drei seit langem überkommene Verbindungen über Vamdrup—Fredericia, Kiel—Korsör und Warnemünde—Gjedser, von denen die letzteren beiden, was wohl auch von anderer Seite nicht bestritten werden kann, wesentlich ausgebaut und modernisiert werden können. Von dieser Tatsache ausgehend, die als Grundlage für alle weiteren Betrachtungen festgehalten werden muß, und die durch keinerlei Dialektik erschüttert werden kann, sind die Kieler Interessenten, was die Kiel-Korsör-Linie betrifft, dafür eingetreten, daß die bestehenden Verbindungen weiter ausgebaut und dadurch eine Verbesserung der Verkehrsverbindung nach Dänemark geschaffen wird. — In dieser Frage ist sich die Provinz Schleswig-Holstein im wesentlichen einig, wie die einmütige, von den sechs

Digitized by Google

größten Städten Schleswig-Holsteins und den vier wirtschaftlichen amtlichen Körperschaften für Handel, Industrie und Landwirtschaft unterzeichnete Denkschrift zeigt, und wie auch der weitere Verlauf dartun wird.

Die angestellten Berechnungen, deren Wiedergabe im einzelnen an dieser Stelle zu weit führen würde, für deren Richtigkeit aber auf die amtlichen Ermittelungen der Eisenbahndirektion Altona hingewiesen werden kann, haben das Ergebnis gehabt, daß auf einer verbesserten Kiel-Korsör-Linie in bezug auf Abkürzung der Reisedauer fast dasselbe erreicht werden kann, wie durch die Verwirklichung des weitausblickenden Projektes der Fehmarnbahn. Durch diese Berechnungen ist unwiderleglich dargetan, und hieran werden auch alle weiteren sachverständigen Gutachten des Fehmarnbahn-Komitees nichts ändern können, daß man für die Strecke Hamburg—Kopenhagen auf der Fehmarnbahn mindestens mit 6¼ Stunden, für die Kiel-Korsör-Linie nicht ganz 7 Stunden und, falls seitens der dänischen Regierung auf die Herstellung einer Verbindung von Kiel nach Laaland Wert gelegt wird, auf dieser Strecke mit 6¾ Stunden Reisedauer zu rechnen hat.

Die Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie wird sich mit verhältnismäßig geringen Mitteln dadurch erreichen lassen, daß einmal zwischen Kiel und Korsör entsprechend schnellere Dampfer eingestellt werden, daß für den Übergang von Schiff auf Bahn und umgekehrt in Kiel und Korsör die denkbar größten Bequemlichkeiten für das reisende Publikum geschaffen werden, die die Zeitdauer für das Umsteigen auf ein Minimum abkürzen, und daß endlich für die Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie die im Interesse des gesamten Eisenbahnsystems der Provinz Schleswig-Holstein allmählich notwendig gewordene und als solche auch von der Eisenbahnverwaltung anerkannte direkte Eisenbahnlinie zwischen Altona und Neumünster, welche den bisher bestehenden Umweg über Elmshorn abschneidet, nutzbar gemacht werden kann. Die Kosten für die Kiel-Korsör-Linie werden also im wesentlichen nur in der Herstellung einiger baulicher Veränderungen in den genannten Städten und der Einstellung neuer Schnelldampfer bestehen. Sie werden einen Bruchteil der für das Fehmarnbahnprojekt erforderlichen Kosten ausmachen, sie werden zudem den dänischen Staat, der bekanntlich augenblicklich finanziell bei Verwirklichung von Eisenbahnprojekten nicht zu stark belastet werden kann, fast ganz von Unkosten freilassen. Vor allen Dingen ist dieses Projekt der Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie aber eine Sache, die innerhalb weniger Jahre durchgeführt werden kann und daher dem deutsch-dänischen Verkehr in absehbarer Zeit große Vorteile gewähren wird. Was das Fehmarnbahnprojekt dagegen betrifft, so verkennen wohl selbst die Anhänger desselben nicht, daß in Anbetracht der Kosten, die ausschließlich für die Verwirklichung dieser einen Schnellzugsverbindung zwischen Hamburg und Kopenhagen aufgebracht werden müssen, ihr Lieblingsgedanke, selbst wenn er praktisch verwirklicht werden sollte, auf eine Durchführung vor etwa 10 Jahren sicher keine Aussicht hat. Da für die Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie zuverlässigen Nachrichten zufolge bereits alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen werden und mit der Aufbringung der auf

Digitized by Google

deutscher Seite erforderlichen Geldmittel bei den für die Provinz Schleswig-Holstein auf dem Spiele stehenden Interessen ganz sicher gerechnet werden kann, so wird man von seiten der Geschäftskreise wie auch des sonstigen Publikums die Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie, ganz abgesehen von allen sonstigen Interessen und Wünschen, schon aus dem Grunde begrüßen, weil jedermann der Spatz in der Hand lieber sein muß, als die Taube auf dem Dache!

Nun ist von seiten des Fehmarnbahn-Komitees wiederholt darauf hingewiesen worden, daß für eine Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie lediglich die lokalen Kieler Wünsche in Frage kommen, daß aber bei der Verbesserung der allgemeinen Verkehrsverhältnisse gegenüber den Erfordernissen des deutschen Wirtschaftslebens lokale Wünsche zurücktreten und die Forderungen des allgemeinen Wohls befriedigt werden müssen. Wenn es sich wirklich bei der Erfüllung der Kieler Wünsche nur um Lokal-Interessen handelte, dann müßte man allerdings über sie vom Standpunkt der Allgemeinheit hinweggehen. Jedoch ist oben bereits an einigen Beispielen ausgeführt, wie sich die Ausgestaltung des Verkehrswesens nicht abrupt unter Ignorierung alles Vorhandenen vollzieht und vollziehen kann, sondern wie damit an die bestehenden Zustände angeknüpft wird. Im sozialen Leben dürfte dieser Gedanke der organischen Fortentwicklung bereits allgemeine Anerkennung gefunden haben, denn andernfalls würde man den radikalen Forderungen der revolutionären Sozialisten im Staatsleben nachzukommen haben und nicht den besonnenen, auf Bestehendes Rücksicht nehmenden Meinungen gemäßigter Sozialreformer. So ist auch das Urteil in der vorliegenden Verkehrsfrage zu fällen. Zudem kann von irgendwelchen speziellen Interessen nicht gesprochen werden. Die allgemeinen Interessen des deutschen und dänischen Wirtschaftslebens und des Verkehrs erfordern es, daß eine schnellere Verbindung zwischen beiden Ländern hergestellt wird. Von seiten des Fehmarnbahn-Komitees wird nun die Führung dieser schnelleren Linie nicht nur über Laaland—Fehmarn, sondern auch über Lübeck verlangt. Rein von theoretischen Erwägungen ausgehend, geht aber die direkte Linie, die sogenannte „Vogelfluglinie", zwischen Hamburg und Kopenhagen weder über Kiel noch über Lübeck, sondern sie geht in der Mitte zwischen beiden Städten in der Richtung Segeberg—Eutin hindurch. Wenn man sich also über alle bestehenden Verhältnisse hinwegsetzen wollte, würden die auf dem Wege zwischen Hamburg und Kopenhagen liegenden größeren Städte umgangen werden. Diesen Gedanken aussprechen bedeutet zugleich, ihn als unausführbar zu kennzeichnen. Es kann sich daher bei der Streitfrage zwischen dem Fehmarnbahn-Komitee und den schleswig-holsteinischen Interessenten nur darum handeln, ob die Bahn über Kiel oder Lübeck geführt wird, und bei dieser Fragestellung dürfte es klar sein, daß angesichts der bestehenden Kiel-Korsör-Linie, die keineswegs neu geschaffen, sondern nur verbessert werden soll, eher deren Ausbau in Frage kommen muß als die Neuschaffung einer Linie, welche über Lübeck nach Kopenhagen führt.

Digitized by Google

Proletariat und Neumalthusianismus.

Von Otto Corbach.

Proletariat und Neumalthusianismus: wie reimt sich das zusammen. Im alten Rom wurden gemäß der Zensuseinteilung des Servius Tullius die Bürger Proletarier genannt, die nicht einmal den Minimalsatz der fünften Klasse an Vermögen besaßen, und die deshalb von den Staatsmännern nur nach ihrem gewöhnlich zahlreichen Nachwuchs (proles) gewertet wurden. Das moderne Proletariat ist ganz gewiß eine viel höherwertige Bevölkerungsklasse als das antike und wird auch viel höher als dieses von den Regierenden geschätzt, aber heute wie von jeher pflegt der Kinderreichtum des Proletariats von seinem Elend eher begünstigt als gehemmt zu werden.

Damit scheint es nun freilich neuerdings anders zu werden. Der Neumalthusianismus macht im Proletariat Schule. Im französischen Proletariat zuerst. Der französische Arbeiter will wie der französische Bourgeois auf diesem Gebiete an der Spitze der Zivilisation marschieren. Vor einiger Zeit suchte Professor A. Lacassagne von der Lyoner Universität in einem Pariser Blatte nachzuweisen, daß in Frankreich jährlich etwa eine halbe Million Verbrechen gegen das keimende Leben begangen werden. Es hätten sich hierfür förmliche Gewerbe herausgebildet, zu deren Vertretern Ärzte, Hebammen usw. und nicht bloß ledige, sondern auch verheiratete Frauen ihre Zuflucht nähmen. Die Mittelpunkte dieses Gewerbes seien Paris und Genf. Paris bediene nicht nur Frankreich, sondern auch England und werde namentlich von London viel in Anspruch genommen. Durch diese Ausführungen fühlte sich gerade das führende sozialistische Organ in Frankreich, Jaurès' Humanité, empfindlich getroffen. Es suchte die Anwendung der neumalthusianistischen Praktiken in Arbeiterkreisen mit der Zunahme der materiellen Not zu rechtfertigen. In den letzten zehn Jahren seien die Löhne der Pariser Arbeiter höchstens um 20 Prozent, dagegen die Preise der notwendigsten Lebensmitel, Brot, Fleisch, Milch, Kartoffeln, Kaffee usw. um 50 Prozent gestiegen. Die Löhne seien also um ein Fünftel, die Preise der unentbehrlichen Lebensmittel um die Hälfte gestiegen. Da wo früher 5 Franken zum Unterhalt einer Familie, Vater, Mutter und Kind, genügten, reichten jetzt 5.50 Franken nicht mehr hin. „Der Herr Professor Lacassagne," meinte die Humanité dazu, „wird jetzt begreifen, warum diese Hungerleider trotz des nationalen Interesses sich weigern, einen Hungerleider mehr in die Welt zu setzen."

Im Jahre 1890 geschah es in Frankreich seit hundert Jahren zum erstenmal, daß die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstieg. Nur zeitweilig ergab sich seitdem wieder ein kleiner Geburtenüberschuß; aber im Jahre 1907 wurden schon 20 000 Menschen weniger geboren, als starben. Zum erstenmal im Laufe eines Jahrhunderts war die Geburtenzahl unter 800 000, auf 774 000 herabgesunken, während sie in den mittleren Jahren des zweiten Kaiserreichs eine Million zu überschreiten pflegte. Man muß nach der Humanité annehmen, daß die französischen Arbeiterkreise an

Digitized by Google

diesem Rückgange stark beteiligt sind. Da ist es aber doch merkwürdig, daß sich in den letzten Jahrzehnten in Frankreich nicht die Wirkungen gezeigt haben, die die Neumalthusianer von ihren Praktiken angeblich erwarten, daß die Löhne langsamer gestiegen sind, als die Nahrungsmittelpreise, trotzdem sich die Zahl der Hungerleider verminderte; langsamer auch, als bei den kinderreicheren deutschen Proletariern, die nicht nur die Mittel für die Aufzucht ihrer Brut erübrigen, sondern auch noch viele Millionen mehr als ihre französischen Genossen für gewerkschaftliche, genossenschaftliche und parteipolitische Kampfzwecke aufwenden konnten.

Freilich greift jetzt auch im deutschen Proletariat der Neumalthusianismus rasch um sich. In Berlin ist in dem Zeitraume von 1876 bis 1905, also in dreißig Jahren, die Verhältniszahl der Geburten, auf je 1000 Einwohner berechnet, von 42,21 auf 25,03 stetig und fortschreitend zurückgegangen. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn die Proletarier die in den höheren Gesellschaftsschichten entsprungene Unsitte nicht mehr und mehr mitmachten. Dem Gebärstreik bürgerlicher Frauen allein kann es nicht zuzuschreiben sein, daß in Berlin im Jahre 1912, wo es über zwei Millionen Einwohner hatte, weniger Kinder geboren wurden als im Jahre 1875, als es erst 900000 Einwohner zählte. Es wird in Wirklichkeit von unsern Proletariern auch gar nicht mehr geleugnet, daß sich der Neumalthusianismus bei ihnen rasch ausbreitet. Nun hat kürzlich Professor Julius Wolf sogar einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Neumalthusianismus und Sozialdemokratie in Deutschland herzustellen gesucht. Er behauptet, in Gegenden mit katholischer Bevölkerung sei der Rückgang der Bevölkerung gering, in protestantischen Gegenden schon stärker, aber wo die Sozialdemokratie grassiere, da wäre der Geburtenrückgang der größte. In dieser Weise die Sozialdemokratie für die Ausbreitung des Neumalthusianismus verantwortlich zu machen, geht nicht an. Professor Wolf weist darauf hin, im Westen Deutschlands, wo der Katholizismus verbreitet ist, sei die Geburtenzahl größer als im Osten, wenn aber schon damit bewiesen wäre, daß die katholische Religion die Ursache des Kinderreichtums im Westen sei, so müßte auch der Satz zutreffen: Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, schlägt auch das Laub beizeiten aus, folglich quaken die Frösche das Laub aus den Bäumen heraus. Es liegt doch wohl näher, die Fruchtbarkeit der Bevölkerung des Westens mit ihrer lohnenden Beschäftigung in Bergbau, im Hüttenwesen, in der Großindustrie in Zusammenhang zu bringen. Und wenn Professor Julius Wolf auf den raschen Geburtenrückgang im protestantischen und roten Sachsen hinweist, so vergißt er ganz, die ungünstigen Bedingungen der umfangreichen sächsischen Textilindustrie in Betracht zu ziehen. Unter der katholischen Bevölkerung im Elsaß, die größtenteils Textilindustrie treibt, sowie unter der katholischen Einwohnerschaft Krefelds, des Hauptmittelpunktes der rheinischen Textilindustrie, gehen gleichfalls die Geburtenziffern rasch zurück.

Immerhin ist es wohl möglich, daß gewisse sozialdemokratische Lehren die Neigungen für den Neumalthusianismus begünstigen. Wenn den Arbeitern immer wieder von sozialistischen Utopisten der Mund nach den gebratenen Tauben des Zukunftsstaates wässerig gemacht wird, so

Digitized by Google

ist das wohl geeignet, ihre Energien im Kampfe ums Dasein unter den Verhältnissen des Gegenwartsstaates zu dämpfen. Sie sind infolgedessen leicht geneigt, gewissen Aposteln des Neumalthusianismus Gehör zu schenken, die die künstliche Verhinderung der Geburten als ein Mittel für den Proletarier preisen, sich einen Teil der Glückseligkeit des Zukunftsstaates schon in der Gegenwart zu sichern. Zugleich sucht man den Anschein zu erwecken, als bedeute der Gebärstreik eine proletarische Waffe, die die kapitalistische Ordnung wirtschaftlich und politisch an der Wurzel ihrer Macht treffe; denn wenn man dem Kapitalismus weniger Maschinenfutter zur Verfügung stelle, so müßten die Löhne in die Höhe gehen, weil das Angebot von Arbeitskräften sinke.

Diese Wirkung der Lehre vom Zukunftsstaat hatten natürlich deren Urheber nicht beabsichtigt, und sie paßt auch ganz und gar nicht in den Parteikram der führenden Sozialdemokraten. Sie brauchen Kämpfer, aufopferungsfähige Kämpfer, und zwar so viele wie möglich, keine Drückeberger, wie sie der Neumalthusianismus erzeugt. So erklärt es sich, warum die Berliner sozialdemokratische Parteileitung neulich in der Hasenheide große Volksversammlungen abhalten ließ, in denen vor allem mehrere der namhaftesten sozialdemokratischen Führerinnen (Klara Zetkin, Rosa Luxemburg, Luise Zietz und Frau Böhm-Schuch) gegen den Gebärstreik Stellung nahmen. Aus dem Munde einer Klara Zetkin konnte man bei dieser Gelegenheit seltsam vernünftige Mahnungen für das Proletariat hören. Wie schön auch die Redensarten sein mögen, womit man die vorbeugende Kinderbeschränkung rechtfertige, führte sie u. a. aus, es sei weiter nichts sls ein Ausweichen vor dem Kampf mit dem Leben. Gewiß, wer sich zu schwach fühle, möge sich nicht zu viele Kinder aufhalsen. Aber dagegen müßte man sich wehren, daß die bittere Not der einen zu einer Tugend der ganzen Klasse erhoben werden solle ... Der Klassenkampf werde nicht erleichtert, indem man der Natur hinterrücks eine Nase drehe, sondern indem man mit aller Energie den Kampf als Klasse aufnehme ... Man habe den Gebärstreik als Mittel erklärt, um die wirtschaftliche Ausbeutungsfähigkeit des Kapitalismus zu mindern, aber der Kapitalismus sei so frei gewesen, nicht erst abzuwarten, bis die Gebärstreikler dafür sorgen, daß eine geringere Anzahl von Kräften zur Verfügung stehe. Er schaffe durch Vervollkommnung der Technik und durch Heranziehung ausländischer Lohndrücker fortwährend überflüssige Arbeitskräfte. Finde er solche nicht mehr in Europa, so werde selbst der patriotischste Arbeitgeber sich nicht scheuen, sie aus China und Indien zu holen.

Der Gegensatz des heimischen Proletariats zu den Proletariern fremdartiger Völker, das ist allerdings der wundeste Punkt im proletarischen Neumalthusianismus. Wenn der sozialistische Internationalismus irgendwo versagt, dann versagt er hier. Lehrreich sind in dieser Hinsicht manche Wirkungen der regen Einwanderung von Angehörigen der arbeitenden Klassen in die Vereinigten Staaten. Es hat sich z. B. herausgestellt, daß die amerikanische Einwanderung das Tempo der Bevölkerungszunahme nicht beschleunigt, sondern verlangsamt hat. Francis A. Walker bringt in

Digitized by Google

einer amerikanischen Zeitschrift eine Menge statistischer Belege bei, „die beweisen, daß die Einwanderung während der Periode 1830 bis 1860 statt die Bevölkerung zu verstärken, einfach dahin wirkte, eingeborene Elemente durch Fremde zu ersetzen“. Ähnliches sagt F. A. Bushee: „Die Vervielfältigung der fremden Bevölkerung hat das Wachstum des alten amerikanischen Elementes ernstlich ins Stocken gebracht. Die sinkende Geburtsrate ist die Folge.“ S. G. Fisher ist sogar überzeugt, daß die Einwanderung einen Rückgang des alten Stockes hervorgerufen habe. Gewiß ist, daß die Einwanderung immer einen hemmenden Einfluß auf das natürliche Wachstum der ansässigen Bevölkerung ausübte. 40 Jahre vor und 40 Jahre noch nach der Unabhängigkeitserklärung war die Einwanderung sehr gering, aber die Bevölkerung verdoppelte sich fast alle 20 Jahre. Zwischen den Jahren 1790 und 1830 nahm die Bevölkerung zu von 4 Millionen auf fast 13 Millionen, oder um 227 v. H. in 40 Jahren. Eine im Jahre 1815 auf Grund der Ergebnisse der drei ersten Zählungen vorgenommene Schätzung berechnete die wahrscheinliche Bevölkerung der Union im Jahre 1900 auf 100235985. Statt dessen betrug sie zu diesem Zeitpunkte in Wirklichkeit nur 76303387, trotzdem seit 1830 im ganzen 19115225 Fremde eingewandert waren. Daraus geht hervor, daß die Geburtenhäufigkeit der ansässigen Bevölkerung unter der Einwirkung der neu eingedrungenen fremden Elemente rasch zurückgegangen ist. Sorgfältige Nachforschungen haben nun ferner ergeben, daß die Geburtsziffer zum erstenmal um 1830 stark fiel, gerade zur Zeit, wo die Wirkungen der Einwanderung zuerst begannen, sich empfindlich fühlbar zu machen Man stellte ferner fest, daß die Zahl der Geburten in dem Maße jeweils zurückging, als der Strom der Einwanderer anschwoll. Schließlich fand man, daß der Rückgang der Geburten immer dort am stärksten war, wo die meisten Fremdlinge zuströmten. In einigen Staaten des Ostens ist die einheimische Bevölkerung tatsächlich schon seit Jahren in der Abnahme begriffen. Daß das fremde Element vorwiegend in der Sphäre der Lohnarbeiterschaft so viel Boden gewann, lehren folgende Daten: in den letzten 40 Jahren hat sich die Zahl der in Fabriken und Bergwerken beschäftigten Handarbeiter in den Vereinigten Staaten mehr als verdoppelt; sie stieg von 2 auf 5 Millionen. Drei Fünftel der in den wichtigeren amerikanischen Industriezweigen tätigen Kräfte sind im Auslande geboren, ein Viertel besteht aus Süd- und Osteuropäern. Etwa ein Fünftel der gesamten Lohnarbeiter sind zwar in Amerika geboren, aber Söhne von Vätern, die einwanderten. Weniger als 20 Hundertstel aller Arbeitskräfte in Bergwerken und Fabriken sind geborene Amerikaner. In manchen Industriezweigen sind 75 Hundertstel der gesamten Arbeiterschaft Eingewanderte. Von den Arbeitern in den Kohlen- und Eisenbergwerken sind sogar nur der zehnte Teil geborene Amerikaner. Und überall ist der Kinderreichtum der Eingewanderten größer als der der Einheimischen, trotzdem diese viel höhere Löhne beziehen.

Die nordamerikanische Union übt heute noch eine ungemeine Anziehungskraft auf Auswanderer aller Weltgegenden aus als „Land der Freiheit“. Argentinien und Kanada fangen erst in neuerer Zeit an, ihr

Digitized by Google

diesen Ruf streitig zu machen. Die Einwanderungsziffern dichtbevölkerter europäischer Staaten können natürlich mit denen solcher jungen überseeischen Länder nicht verglichen werden. Aber man kann doch auch in Frankreich und Deutschland Beziehungen zwischen abnehmender Geburtenzahl und wachsender Einwanderung wahrnehmen. Schon im Jahre 1906 beschäftigte die französische Landwirtschaft 31000 Belgier, 12000 Deutsche, 7000 Schweizer, 32000 Italiener, 45000 Spanier, also rund 80000 fremde Arbeiter. Der Nachfrage wurde dadurch lange nicht genügt. Im Industriegebiet von Brieg an der lothringischen Grenze zählt man heute auf 126000 Einwohner beinahe 46000 fremde Arbeiter. In den Kohlenbergwerken des Nordens fehlt es so sehr an Arbeitern, daß einer der Fachleute erklären konnte, jede Zeche würde ihre Belegschaft von heute auf morgen um 15 bis 20 Prozent vermehren, wenn es nicht an Mannschaften fehlte. Die Fabrikbesitzer in den Departements Pas de Calais und Nord erklärten vor kurzem, daß sie 120 bis 150000 neue Arbeiter einstellen könnten, wenn sie sie nur bekommen könnten, daß auf deutschen Arbeitsmärkten eine noch viel stärkere Nachfrage nach fremden Arbeitskräften vorherrscht, ist bekannt. Nach Hunderttausenden zählen bereits die fremden slavischen und romanischen Arbeiter, die im deutschen Wirtschaftsleben jahraus, jahrein Beschäftigung finden, und mit jedem Jahr schwillt ihre Gesamtzahl rascher an. Die Löhne dieser Fremdlinge sind natürlich viel geringer als die der einheimischen Arbeiter. Warum nun erweisen sie sich gegen den Neumalthusianismus immun? Warum bringt es der polnische Proletarier, der aus unsern Ostmarken in die westlichen Industriestädte zieht, dort trotz gestiegener Lebensmittelpreise bei niedrigen Löhnen fertig, sich nach und nach so viel zusammenzusparen, daß er in der Heimat ein Stück Land erwerben, mit Hilfe einer Polenbank ein Häuschen darauf bauen und eine Familie gründen kann, die sich selbst unterhält, während er aufs neue nach dem Westen wandert, um ihm die Mittel für die Aufzucht seiner Kinder abzuschröpfen? Der Arzt Doktor Moses, der in der erwähnten sozialdemokratischen Volksversammlung den Neumalthusianismus verteidigte, warf mit gut gespieltem Pathos die Frage auf: Soll der Arbeiter dem Klassenstaat noch weiter den Tribut zahlen in Gestalt von vielen Kindern, die dressiert werden, eventuell auf Vater und Mutter zu schießen? Wie lächerlich! Man könnte auf dieselbe Art den Proletariern samt und sonders empfehlen, lieber Selbstmord zu verüben, als sich ins Heer einstellen zu lassen. Wie kann ein Proletarier, dem sein Los noch erträglich, sein Leben noch lebenswert dünkt, wissen, daß seine etwaigen Nachkommen wünschen würden, nicht geboren worden zu sein, wodurch er es allein vor seinem Gewissen verantworten könnte, ihnen lieber gar nicht erst zum Dasein zu verhelfen. Was den Militarismus anlangt, so braucht der Arbeiter ihm doch auch nur zwei Jahre seines Lebens zu weihen, und es hängt doch zu allerletzt auch von seinem freien Willen ab, ob er einem Befehle, auf Vater und Mutter zu schießen, Folge leisten würde. Im übrigen macht es doch der Staat wie der Unternehmer: er macht den Untertanen fremder Rasse genau so seinen Zwecken dienstbar wie den Untertanen deutschen Blutes. Je weniger das Wachstum der deutschen Bevölkerung mit dem Wachstum der wirtschaftlichen und

Digitized by Google

politischen Aufgaben Deutschlands Schritt hält, desto rascher wandelt sich das Deutsche Reich aus einem Nationalstaate in einen reinen Territorialstaat um. Lebensstarke Geschlechter fragen nicht danach, wovon die leben sollen, die nach ihnen kommen. Sie setzen so viel Kinder in die Welt, wie geboren sein wollen, und überlassen es, soweit ihre Kräfte nicht mehr ausreichen, diesen selbst, sich durchzubringen. Neumalthusianische Völker sind sterbende Völker.

Ausstellung und Warenhaus.

Von Dr. Käte Tischendorf.

Schopenhauer macht einmal eine sehr ungehaltene Äußerung über Stilleben, welche menschliche Nahrungsmittel darstellen. Vielleicht nicht ganz mit Recht; denn sollte nicht gerade die Überwindung der Versuchung, sich vom Auge nach dem Magen ablenken zu lassen, zum Höchstmaß reinster, uninteressiertester Betrachtung (wie sie der Ästhetiker nur verlangen kann!) verhelfen? Eine Ausstellung von Gebrauchs- und Nutzgegenständen ist ein solches Stilleben, das man nicht begehren, das man nur betrachten sollte. Schaulust, nicht Kauflust empfinden; in Ruhe ansehen, was es Neues gibt; sich gründlich erklären lassen, ohne nervöse Angst des Kaufenmüssens. Eben dazu sollte die Ausstellung da sein: von der Zufälligkeit der Einkäufe zu befreien; dem Laienkäufer Kenntnisse zu verschaffen, die der gewöhnliche Verkäufer mit vor Konkurrenzfurcht verengtem Blick ihm niemals gutwillig zugänglich macht.

Aber sind wir Käufer denn so überlegt — vorbedacht, so unbestimmbar in unseren Bedürfnissen durch momentane Kauflust? Gewiß hat uns das Warenhaus vielfach verdorben; oder wir haben resigniert nach einigen vergeblichen Jagden durch ganz Berlin nach einem Gegenstand, für den unsere Vorstellung hartnäckig feste Form angenommen hatte. Und ganz in Abrechnung zu ziehen sind jene dem Warenhaus Verfallenen, die nie mündig waren und sein wollen, nie wahlfrei waren und sein werden Für sie ist dieser Wirrwarr und Wirbel unsachlich durcheinander vertriebener Artikel, aufgehäuft, bunt wie schlechte Träume, prangend, gespreizt, umtaumelt von der Gier der Mitkäufer. Und für sie ist das Warenhausfräulein, mit ihrer Warenhausphilosophie und -religion: einem verlangten Gegenstand, den sie nicht führt, raubt sie in energischer Gedankenführung seine Existenz überhaupt; und der Ersatz, den sie für das dem Umkreise alles Seins Entzogene bietet, wird durch ihren unerschütterlichen Glauben das dogmatisch Richtige. Täglich wechseln die Waren vor ihren Augen, immer Neues und Neues in Form und Farbe bringt der Markt. Sie denkt weder an die Ware, die sie gestern verkaufte, noch an jene, die sie morgen verkaufen wird; einen ausgegangenen Artikel „hat es nie gegeben“; und eine bessere, neuere Ware als die heutige, ist „ausge-

Digitized by Google

schlossen". So ist sie die eigentliche Vertreterin des momentan Gegebenen, und diese ihre Philosophie ist wahrhaft praktisch.

Ihr Gegner in der Grundauffassung ist der Käufer, für den eine kauftendenzfreie Ausstellung von Nutz- und Gebrauchsgegenständen Bedürfnis ist. Seine Vorstellung geht über Warenhausmomentangebote hinaus zu gestrig Verwirklichtem und zu dem, was vielleicht morgen Wirklichkeit ist. Er will einmal Übersicht über die Varianten bekannter Warentypen, andererseits Übersicht über neu geschaffene Typen. Diese Übersicht ihm so leicht wie möglich zu machen, muß die Anordnung der Gegenstände nicht verführerisch bunt (Warenhaustechnik), sondern eher pedantisch in ihrer Sachlichkeit sein. Und dies ist wieder nur möglich, wenn der Rahmen des Ganzen so eng wie möglich gefaßt ist. Die Wahl des Titels bereits wird charakteristisch sein: entweder er nennt sich sachlich trocken nach den Gegenständen, die er bringt (z. B. Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen); oder nach den Konsumenten, für welche die Gegenstände gemeinhin in Betracht kommen; etwa: im Kinderland, die Welt des Arbeiters usw. Man neigt bei solchen letzteren Titeln zu poetischen Wendungen, die immer vage sind und dadurch unzulänglich, weil ihr Inhalt nicht präzis festzulegen und zu erfüllen ist. Und weil er das nicht ist, so wird die Auswahl, die man unter den in Betracht kommenden Waren treffen muß, eine Zufallsauswahl (also Warenhaustechnik). Man will möglichst viel bringen; aber indem man die Verschiedenartigkeit der Warenzweige steigert, muß man sich naturgemäß für die einzelnen Typen einschränken. Eine Ausstellung für Haushalt und Hausfrau z. B. sollte möglichst alle Vertreter für Staubsaugeapparate bringen, damit sich die Hausfrau wirklich orientieren kann. Oder wenn man Brotsorten bringt, so sollte man ein wahres Bild der Fülle unserer Brotproduktionen geben statt 2—3 Proben. Man wird vielleicht in einer Ausstellung für Kinder ein Turnsystem vorführen; warum nicht alle? Erst dann ergeben sich Vergleichsmöglichkeiten. Die Ausstellung, wie sie nicht sein sollte, gibt: Stichprobe, Bild, Warenhausidyll. Die Ausstellung, wie sie sein sollte, aber: Auswahlbreite, Zeichnung, Museumsstrenge.

So eng der Rahmen gezogen sein muß, so reichliche Vertreter der einzelnen Abarten sind zu geben. Die dadurch geschaffene Gleichförmigkeit (viele Arten von Staubsaugern, viele Brotsorten, viele Turnsysteme) würde sich in eine Mannigfaltigkeit bester Art auflösen, indem sie den Blick schärfte für die Unterschiede der Arten untereinander und damit auch für Struktur und eventuell Wert jeder Art. Es würde stattfinden eine Rückauflösung verarmter Begriffe (der Staubsauger, das Brot usw.) in den Reichtum mannigfaltigster Anschauung. Und die irregeleiteten Bedürfnisse, die das Vielerlei schlechtweg wollen, würden sich zur Reichhaltigkeit des Einzelnen zurückfinden. Problem dabei ist: wie stark müssen die Unterschiede der Erzeugnisse zweier verschiedener Firmen sein, um als charakteristische Unterschiede gelten zu können?

Wie die Ausstellung durch Anordnung, Umfang, Unterschiede der Waren vom Warenhaus sich unterscheiden sollte, so sollte sie es auch

Digitized by Google

durch den Verkäufer, der hier nicht im eigentlichen Sinne Verkäufer ist. Wie die Ware nicht anlocken soll, so soll der Aussteller, resp. sein Beauftragter nicht anlocken, sondern seine Sache erklären und weiter nichts. (Natürlich eine erschwerte Aufgabe und eine für das philosophische Warenhausfräulein unlösliche. Denn es setzt voraus, daß der Erklärer seinen Artikel kennt, als unterschieden von anderen und in seinem speziellen Nutzen und Wert.)

Es darf in keiner Richtung Propaganda gemacht werden, weder im Kleinen, indem man zum Kauf irgend eines Gegenstandes gedrängt, noch im Größeren, indem man zur Teilnahme an einen Verein, Einzeichnung in eine Liste usw. zuredend aufgefordert wird. Also selbst dort nicht, wo für den Käufer selbst ein offenbarer Nutzen liegen würde — er soll eben über den Nutzen nur orientiert werden. So dürfen auch Wohlfahrtseinrichtungen, wenn sie auf Ausstellungen vertreten sind, über Aufklärung hinaus nicht zu materieller Unterstützung auffordern. Sehr entgegen dem Sinne der Ausstellung ist es auch, wenn man auf Fragen nach der Firma usw. die Auskunft erhält: der Artikel sei nur hier zu haben. Manche Ausstellefräulein sagen auch gar nichts; die Resignation einer verfehlten Situation steht ihnen auf dem Gesicht.

Es ist das alles sicher nicht leicht, weder für Verkäufer noch Käufer. Es setzt bei beiden die Gabe voraus, sich theoretisch verhalten zu können, wo es um ein praktisches Gebiet geht. Aber wo die Gabe nicht gegeben, sollte man sie anerziehen; wir sollten lernen, auch lebensschmückende und -nährende Dinge begehrungslos anzuschauen.

Zukunftsprobleme in Südafrika.

Von Hugo Kloß.

Die jüngsten Arbeiterunruhen in Südafrika haben die Augen der zivilisierten Welt wieder einmal auf die großen sozialen Probleme gelenkt, die dort unten noch der Lösung harren. Die Hauptschwierigkeit, sie zu bewältigen, liegt in dem erheblichen Zahlenmißverhältnis zwischen den Weißen und Farbigen. Den ungefähr hunderttausend Einwohnern europäischer Abkunft stehen ca. eine Million Kaffern und 150000 Inder gegenüber, die sich von Jahr zu Jahr schneller vermehren. Ein Erwachen und Erstarken des Nationalgefühls bei diesen müßte die ernstesten Folgen nach sich ziehen, die eines Tages vielleicht in dem Ruf „Afrika den Afrikanern“ gipfeln könnten.

Der erst vor kurzem beigelegte Streik der Minenarbeiter am „Rand“ und die Inderrevolte in Natal gehen weit über das Maß gewöhnlicher Lohnkämpfe hinaus. Sie müssen anders eingeschätzt, müssen als Rassenprobleme aufgefaßt werden, deren Lösung vielleicht augenblicklich mit Gewalt hintangehalten, aber schwerlich noch auf lange hinaus vertagt werden kann. Bei unserem ausgedehnten Kolonialbesitz im „schwarzen

Digitized by Google

Erdteil" haben wir an der Behandlung der Eingeborenenfrage — auch in den britischen Schutzgebieten — ein erhebliches Interesse. Zum mindesten können wir aus den jetzigen Vorgängen viel lernen, da auch uns bei fortschreitender Kultivierung unserer Kolonien eine ähnliche Entwicklung der Arbeiterfrage wohl kaum erspart werden wird.

Die Regierung der südafrikanischen Union hat sich ihrer Aufgabe bisher sehr wenig gewachsen gezeigt. Sie hat vornehmlich die Gefahren, die in der obenerwähnten Minderzahl der herrschenden weißen Rasse im Vergleich zu der farbigen Arbeiterklasse liegen, erheblich unterschätzt. Es besteht kein Zweifel, daß man sich jetzt bei den maßgebenden Stellen bereits darüber völlig klar ist, aber die parteipolitischen Verhältnisse sind augenblicklich nicht dazu angetan, ein energisches und zielbewußtes Vorgehen zu fördern. Und vom Erkennen bis zum Bekennen der eigenen Fehler und Unterlassungssünden ist oft ein sehr weiter Weg.

Unterlassungssünden in sozialpolitischer Hinsicht sind es hauptsächlich, welche die südafrikanische Regierung in die jetzige Lage gebracht haben. Man hat es nicht verstanden, die Arbeiter richtig zu behandeln, so daß diese trotz hoher Löhne unzufrieden sind. Der Streik am Witwatersrand, der mit Gewalttätigkeiten aller Art verknüpft war, hat den Minengesellschaften erhebliche Einbußen gebracht, die durch das Stilliegen der Betriebe verursacht sind. Die Diamantenindustrie ist aber der Lebensnerv Südafrikas. Die rapide Entwicklung, welche das Kapland genommen hat, ist durch sie überhaupt erst ermöglicht worden. Ihr verdanken die Großstädte, die dort fast über Nacht aus dem Wüstensande emporgeschossen sind, ihr Dasein, ihr die Millionäre, die sie bewohnen, ihre Reichtümer. Die baldige Lösung des Arbeiterproblems bedeutet für Südafrika eine Lebensfrage, von deren richtiger Beantwortung „Sein oder Nichtsein" von Millionen abhängt.

Die Inderrevolte in Natal geht auf dieselben Grundursachen zurück. Die Anwesenheit der Inder in Natal datiert aus dem Jahre 1859, wo sie als Arbeiter für die Zuckerplantagen importiert wurden, da sie außerordentlich billig waren. Außerdem hielt man sie für loyaler als die Kaffern, denen gegenüber man Mißtrauen hegte. In letzterer Beziehung haben sie den Erwartungen, die man auf sie setzte, auch bis zuletzt voll entsprochen. Noch im Jahre 1906 im Kaffernaufstand standen sie auf seiten der Weißen. — Die Arbeitsbedingungen, unter denen die ersten Inder aus ihrer Heimat herüberkamen, waren im Verein mit der indischen Regierung festgesetzt. Danach verpflichteten sie sich, erst fünf Jahre Kontraktarbeit zu leisten, fünf Jahre, die in der Tat nur Sklavenjahre waren. Dann kamen zehn Jahre, die sie als sogenannte freie Arbeiter abdienen mußten. Nach dieser Zeit hatten sie Anrecht auf freie Rückfahrt nach ihrer Heimat oder auf ein Stück Land in Natal.

Daß die Lebensbedingungen für sie dort nicht schlecht waren, ersieht man daraus, daß die meisten vorzogen, in Afrika zu bleiben. Das war aber den weißen Ansiedlern durchaus nicht recht. Sie setzten bei der Regierung durch, daß ein Einwandererverbot für Inder erlassen wurde. Damit hatte man sich jedoch wieder ins eigene Fleisch geschnitten, denn

Digitized by Google

bald machte sich der Mangel an Arbeitern äußerst fühlbar, und die Grenzen mußten den indischen Kulis wieder geöffnet werden. Die neuen Bedingungen waren etwas günstiger als die alten. Außer den fünf Kontraktjahren brauchten die Angeworbenen jetzt nur noch fünf weitere Jahre zu arbeiten, um das Recht auf freie Rückfahrt nach Indien oder die Ansiedlungserlaubnis in Natal zu erwerben.

Nun stieg die Einwanderung schnell in ungeahntem Maße. Die Inder drängten sich in alle Berufe und machten den Weißen namentlich im Handel empfindliche Konkurrenz. Der Wohlstand in ihren Reihen mehrte sich, einige gelangten zu Reichtum. Das alles trug dazu bei, den Haß und Neid der weißen Ansiedler zu vermehren, und unter dem Druck letzterer führte die Regierung für jeden Inder ein jährliches Kopfgeld von drei Pfund ein, eine Prohibitivmaßregel von äußerst scharfer Strenge, wenn man bedenkt, daß der Jahresverdienst eines indischen Arbeiters der untersten Klasse dort ungefähr sechs Pfund beträgt.

Die Folgen dieser Maßnahme zeigen sich in dem jetzigen Aufstand. Die Inder haben sich organisiert und eine Protestbewegung eingeleitet, die sich, als friedliche Mittel erfolglos blieben, in Durban z. B. zu völliger Anarchie auswuchs. Eisenbahner und andere indische Beamte legten die Arbeit nieder. Aus dem Ausstand wurde ein Aufstand. Das Verlangen der Aufrührer geht auf völlige Abschaffung des Kopfgeldes und Gleichberechtigung mit der weißen Rasse (bisher durften Inder, mochten sie auch noch so reich sein, z. B. in der Eisenbahn nicht dieselbe Wagenklasse benutzen wie die Weißen).

Die Mittel, welche zur Erreichung dieser Ziele angewandt wurden, sind selbstverständlich in keiner Weise zu billigen. Solange jedoch die weiße Einwanderung nicht erheblich steigt, wird mit einer schroffen Gewaltpolitik allein wenig auszurichten sein. Auch muß man damit rechnen, daß sich die indische Regierung ihrer Landeskinder auch im Auslande annimmt, so daß wohl eine Abschaffung des Kopfgeldes nicht zu umgehen sein wird, wenn man die Ruhe wieder herstellen will. Von der sozialen Einsicht und Geschicklichkeit der leitenden Männer in Kapstadt aber wird es abhängen, ob sich diese Beruhigung als eine dauernde erweist, oder ob der Friedensschluß nur die Ruhe vor dem Sturm bringt.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.

Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.

Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Digitized by Google

Die Reklame als Kulturmittel — das Kulturmittel als Reklame.

Von A. Halbert, Hamburg.

Zunächst wollen wir das Wort Kultur umgrenzen; den Begriff auf einen rein praktischen Nenner bringen. Das Wort Kultur muß von den Schlacken gereinigt werden, die ihm falsche Propheten beimischten: die äußeren Schliff mit innerem Adel verwechselten, prunkvolle Form mit kostbarem Inhalt, protzige Staffage mit echtem Stoff.

Wir müssen ferner die ethischen Winkelzüge ausschalten, die Kultur als Ausgeburt der Hölle verdammen — jene sittliche Betonung der Weltordnung, die Kultur in Gegensatz zu Natur bringen wollen.

Kurz und knapp: aus den Himmeln philosophisch-ethischer Weltbetrachtung müssen wir uns herabzusteigen bequemen — denn wir wollen von einem eminent praktischen, wirklichen, greifbaren Gegenstand sprechen: von der Reklame.

Ist Kultur ein straffes Anspornen menschlicher Kräfte, ein zähes Entwickeln menschlicher Fähigkeiten (stark vermischt mit einer gewissen Vergewaltigung der Natur, einem Erlauschen und Abtrotzen ihrer tiefsten Geheimnisse) — sagen wir also: die Kultur ist die Werkstätte, der vielräderige Mechanismus der Entwicklung — so dürfen wir von der Reklame sagen: sie ist der Hebel dieser Entwicklung. Wohl gemerkt: nicht der Antrieb, nicht das innere Feuer, nicht die hetzende Kraft, sondern nur der Hebel ist die Reklame.

Reklame im engsten und weitesten Sinne; in der primitivsten Äußerung der Lockung und der raffiniertesten Form der Verlockung. Der Wissenschaftler, der eine überraschende chemische Zusammensetzung entdeckt hat und sie seinen Fachkollegen mitteilt, um sie in die Welt zu tragen, sie der Allgemeinheit nutzbar zu machen — er macht Reklame. Um beim Bilde zu bleiben: er bewegt den Hebel.

Man könnte diesen Gedankengang so ziemlich auf alle menschlichen Institutionen, Kunst, Wissenschaft ausdehnen; von Literatur und Musik gar nicht zu reden, die ohne Reklame jeder Wirkung und jeder Wirksamkeit bar sind. Von Gewerbe und Industrie erst recht nicht zu sprechen, die nur existieren, wenn Reklame sie in die Welt trägt.

Aber uns genügt die Konstatierung, daß Reklame nicht nur keine Kulturwidrigkeit, sondern ein wichtiges Glied aller menschlichen Entwicklung ist. Weder die Kultur vergibt sich etwas, wenn sie in den

Digitized by Google

Dienst der Reklame ihre reichen Errungenschaften trägt, noch die Reklame kann und darf diese immer wachsenden Mittel der Kultur missen.

Ein Beispiel aus einer wichtigen Zweigbewegung der Reklame möge diese notwendige Wechselwirkung illustrieren: die Reklamemarke.

Zunächst ganz deutlich und klar: auch wer den überlauten „Rummel" dieses Sammelsportes nicht billigt, wer findet, daß es etwas wirr und kunterbunt zugeht auf dem Sammelmarkt, auch wer bedenklich wird, weil zu viele Kinderhände hineinpatschen, zuviel Geschmacklosigkeiten mit unterlaufen — auch diese Skeptiker werden zugestehen müssen, daß es eine Freude ist, zu beobachten, wie rasch im deutschen Land gearbeitet wird, wie fix ein Industriezweig sich entwickelt, wie rapide eine Kunst sich Bahn bricht.

Eine Kunst?!

Die Gegner schütteln geringschätzig die Köpfe. Und es gibt überzeugungstreue Gegner, das wollen wir uns nicht verhehlen. Sie führen schlagende Gründe ins Treffen. Es ist am besten, wenn wir diese Gründe einmal bei kritischem Lichte besehen und zugleich Wesen und Absicht, Anfangszwecke und Endziele der Reklamemarke beleuchten.

Welche Einwände werden nun gegen die Reklamemarken an sich und gegen den Reklamemarkensport im allgemeinen gemacht?

Ästhetische? Auch die grimmigsten Feinde werden den künstlerischen Wert manches kleinen, winzigen Kunstwerkes, das wie ein süßes Kinderlächeln anmutet, nicht wegleugnen können. Kitsch — ja, Kitsch gibt's in jeder Kunst. Aber man weise uns ein Gebiet des künstlerischen Schaffens nach, wo so rasch und so treffsicher vollendete künstlerischere Resultate erzielt wurden, wie gerade bei der Reklamemarke. Unsere Plakatkünstler haben emsig vorgearbeitet. Das Miniaturplakat, die Reklamemarke, wird in einer Geschichte des Kunstgewerbes ein Ehrenblatt bedeuten.

Erzieherische Einwände?

Wir können wahrhaftig nur heilfroh sein, daß unsere geweckten Kinder nicht immer wieder die gräßlichen Schlachtenbildchen mit bösen Kanonen und schiefen Soldaten in die Hände bekommen, oder etwa gar grüngelbe Lohengrüns mit kühnem Blechpanzer um die schmalen Hüften und mit grellgelben Woll-Locken, wie sie im vorigen Jahrzehnt als Beigabe für Schokolade und mancherlei Süßigkeiten üblich waren. Durch die Reklamemarken von heute lernt das Kind künstlerisches Sehen, künstlerisches Fühlen. Aber noch mehr: durch Reklamebogen, wie etwa die Wappenmarken der Kaffeehag, lernen unsere Kinder

Digitized by Google

ihre deutsche Heimat kennen und lieben. Wie sie früher durch die Briefmarken Geographie lernten, so bringen ihnen diese Wappenmarken den Begriff von der Größe des deutschen Vaterlandes bei. Wie sagte doch der kleine Knirps, dem ich Kaffeehag-Marken schenkte und ihm weitere Serien versprach: „Dreitausend Städte . . . das gibt's ja gar nicht . . ." Und wie wuchsen seine Augen, als ich ihm zu manchem Wappen eine Erklärung gab. Wie drollig und doch wahr klang sein Schlußurteil: „Da sind Briefmarken doch nichts dagegen . . ."

Und von Kindern abgesehen (man sollte Reklamemarken nicht immer als Kinderspielzeug betrachten), wir Erwachsenen, wieviel Freude, wieviel Genuß machen diese Marken uns, wenn wir sie wirklich intensiv betrachten! Wieviel Kombinationen läßt jeder Bogen einer regen Phantasie zu! Ist denn das gar nichts?

Ja, wenden die Gegner ein: wenn alle künstlerischen und erzieherischen Zwecke auch erreicht würden, der Hauptzweck wird verfehlt: die Reklamemarken sind ein Sammelsport geworden, dem halbwüchsige Knaben mit mehr Eifer als Verständnis obliegen. Kinder sind keine Käufer. Die Reklamemarke tut ihre Wirkung nicht, wenn sie im Sammelalbum fein säuberlich klebt.

Darüber müssen wir ausführlich sprechen, nachdem wir den Ursprung der Reklamemarke beleuchtet haben werden.

Sie hieß zuerst Briefverschlußmarke, richtiger: Siegelmarke. Ihr Zweck war einzig und allein: das Briefgeheimnis zu wahren. Der Vorläufer der Privatsiegelmarke war wohl das amtliche Siegel. Es wäre kein übler Scherz, wenn einmal nachgewiesen würde, daß der — Gerichtsvollzieher mit seinen zudringlichen, peinlichen Siegelmarken der Vater der Reklamemarke war.

Aber ernst gesprochen: die Siegelmarke, das Gerichtssiegel, die Telegramm-Verschlußmarke — alle hatten denselben praktischen Zweck, den Brief zu schließen. Sie wurden auf den hinteren Teil des Kuverts geklebt. Nun mußte allerdings der praktische Sinn des modernen Kaufmanns die Frage aufwerfen: wem nützt die aufgeklebte Marke, wer sieht sie? Seitdem der Poststempel nicht mehr vom Ankunftsort auf die Rückseite des Briefes gesetzt wird — nicht einmal der Briefträger. Der Empfänger einer großen Post hat doch sicher keine Zeit dazu, kalkulierte der Kaufmann.

Aber um diese Zeit und in diesem Stadium übernahmen die Künstler die Führung. Sie sagten sich, der Kaufmann hat recht: der Reklamewert der Siegelmarke muß dadurch gehoben werden, daß sie nicht nur ein praktisches Verschlußmittel ist, sondern auch eine Zierde, etwas Auffallendes, Geschlossenes — eben Reklame.

Digitized by Google

Und sie gingen mit Ernst und Eifer an die Arbeit und schufen kleine Bildchen, die in den Vordergrund traten, wo sie auch klebten, die da sagten, diskret, vornehm, aber ganz deutlich: ich bin der kleine Bote einer großen Fabrik; ich bin das spielerische Kunstwerk einer ernsten Gewerbeschau; ich bin der bunte Fleck einer schillernden Blumenausstellung.

Sie gingen aber noch weiter, die eigenmächtigen Künstler. Sie sagten sich, die Reklamemarke kann am besten ihren Zweck erfüllen, wenn sie nicht allzu laut ihren Reklamezweck betont; sie kann, als Bildungsmittel, auf der vordern Seite ganz und gar auf Reklamezwecke verzichten. Sie schufen (um wieder ein deutliches Beispiel zu wählen) die Kaffeehag-Wappenmarken.

Und diese Schöpfung und ihre Erfolge widerlegen alle Einwände ästhetischer, erzieherischer und praktischer Natur — denn sie werden nicht nur gesammelt, sondern man weiß auch, woher sie kommen. Gerade dadurch, daß die Firma sich diskret zurückzog, hat sie nicht nur öffentliches Verständnis, sondern auch äußere Anerkennung gefunden — Reklamewerte erzielt.

Denn die Tatsache bleibt bestehen: Kulturmittel sind die besten und wirksamsten Reklamemittel.

Fritz Müller-Cannero: „Als die Rechenmaschine ein Herz bekam."

Herausgegeben von Grimme, Natalis & Co., K. a. A., Braunschweig.

Fritz Müller hat zwei Dinge: Geschmack und — ein Herz. Mit diesen beiden wichtigen Ingredienzien schreibt er seine lieben kleinen, witzigen und im Grunde doch tiefernsten Geschichtlein. Und wenn er nun gar an eine Rechenmaschine kommt, die dem Menschen die schwerste Arbeit abnimmt — dann versenkt er sich in den Stoff — und schafft ein kleines Kunstwerk. Ich will den Inhalt nicht verraten, nur dankbar anerkennen, daß sich eine angesehene deutsche Firma diese reizende Skizze verschrieb und sie in einer würdigen, geschmackvollen Ausstattung herausbrachte: Umschlag von Karl Bock-Braunschweig, herrliches, bunt leuchtendes Vorsatzpapier von Hans Macke-Wolfenbüttel, prachtvolle Schrift, alten Rechenbüchern entnommener Buchschmuck, kurz ein Heft, das jeder gern in die Hand nehmen wird. Und er wird sich gar nicht ärgern, wenn er im Anhang eine ausführliche Beschreibung der Vorteile und der Eigenart der Rechenmaschine Trinks-Brunsviga findet. Denn auch dieser Text ist interessant, sagt vielen etwas Neues, zeigt nette Bilder der Maschine. Man wird das Heft aus der Hand legen mit dem Gefühl: wollten doch viele Firmen in Deutschland solche Art von Kulturreklame bevorzugen! Der Kultur und den Erzeugnissen wäre sicherlich damit gleich viel gedient.


Digitized by Google

VEREDELUNG DES GESCHÄFTSLEBENS.

Unter diesem Titel veröffentlicht der bekannte Sozialpolitiker Heinz Potthoff in der „Hilfe“ (Berlin-Schöneberg 1914, Nr. 4) bemerkenswerte Ausführungen über die Notwendigkeit und die Fortschritte der Qualitätsarbeit in der deutschen Industrie. Eine ähnliche auf Qualitäts- und Kulturarbeit hinzielende Bewegung stellt der Verfasser im Reklamewesen fest:

„Es ist selbstverständlich und allbekannt, daß die Reklamemittel in erster Linie mitbetroffen sind von dem allgemeinen Streben nach Qualität. Es ist nichts Besonderes, wenn an Stelle geschmackloser Propagandamittel Dinge von angenehmerer Wirkung treten. Aber bei der Reklame geht die Entwicklung doch schon weit über das hinaus, was wir in der Produktion sehen. Hier handelte es sich auf weiten Gebieten (Gebäude, Möbel, Maschinen usw.) darum, die Erzeugnisse von unnützem „Schmuck“ zu befreien, sie vor allem brauchbar zu machen und aus der Einfachheit des Zweckmäßigen eine neue Schönheit zu gewinnen. Die Reklamemittel fangen dagegen an, etwas sein zu wollen, was außerhalb ihres Zweckes liegt — allerdings in der Absicht, damit indirekt doch den Zweck einer Beachtung und Empfehlung bestimmter Waren oder Firmen zu erreichen. Die Reklame will zugleich Kunst sein. Das Schaufenster, das Plakat oder Inserat, die Marke oder der Katalog, sie sollen ein Kunstwerk sein, das seinen Kulturwert hat, auch wenn man von dem Reklamezwecke ganz absieht. Oder die Reklame will zugleich Literatur sein; sie verbindet die Empfehlung mit einem Buche, einer Zeitschrift, die an sich einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Wert darstellt . . .

Soll man diese Art von Veröffentlichungen tadeln? Ich sehe keinen Grund dazu. Im Gegenteil kann es unserer Kultur sehr nützen, wenn durch die Verbindung mit dem geschäftlichen Propagandabedürfnis nicht nur Modezeitungen und Generalanzeiger, sondern auch wertvolle Zeitschriften und Bücher ermöglicht werden, die sonst nicht oder nicht so gut oder nicht mit so anständigen Honoraren für die Verfasser erscheinen könnten. Wie wäre es, wenn einer unserer Dichter, deren 50. oder 60. Geburtstag wir neuerdings gefeiert, deren finanzielle Bedrängnis wir zugleich beklagt haben, von einem Großindustriellen zu einem Vertrage veranlaßt würde, daß er ihm gegen eine angemessene Rente seine Werke zum Verlage und Betriebe überläßt mit der Befugnis, auf dem Umschlage des Buches Reklame für eine unübertreffliche Schmierseife zu machen . . . Ich bin gewiß, daß Dichter und Publikum sich zunächst entsetzen würden. Trotzdem erscheint mir solche Art der „Finanzierung“ eines nicht gekauften Künstlers wesentlich würdiger als das neuerdings beliebte öffentliche Herumreichen des Klingelbeutels — mit beschämendem Ergebnis.

In einer anderen Richtung haben wir schon ein solches Vorgehen der reklamebedürftigen Unternehmer. Sie verbinden ihre Propaganda mit einem nützlichen Unternehmen oder mit einer sozialen Bewegung. Wie viele nützliche, wünschenswerte Bestrebungen gibt es, die nur deswegen nicht vorankommen, weil kein Geld dafür da ist. Wäre es nicht äußerst erfreulich, wenn jede einen klugen Unternehmer fände, der seinen Geschäftsvorteil in vornehmer Weise damit verbände? Und würde einer der beiden Teile wirklich dabei verlieren? Im Gegenteil können wir uns gar nichts Besseres wünschen, als daß alle Reklame sich mit irgendeiner Schönheit oder einem Gemeinnutzen verbrüdert . . .“

Digitized by Google

YOST

Die Schreibmaschine der schönsten Schrift

Berühmte „IMPERIAL"-Schrift



THE YOST TYPEWRITER CO. LTD.

50, Holborn Viaduct
LONDON E.C.

Filialen in der ganzen Welt!

Köln:
Yost Co.,
Hansahaus
Friesenplatz 16

Stuttgart:
A. Beyerlen & Co.
Eugenstraße 10

Berlin:
Horn & Görwitz
Friedrichstr. 174

Hamburg:
J. E. A. Peper
Neue Gröninger
Straße 11

BREMEN
und weitere Umgegend:
System Company
m. b. H., Bremen.

etc. etc.

Digitized by Google



Kaffee-Handels-Akt. Ges. Bremen



Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

INHALT

MÄRZ 1914

4. JAHRGANG HEFT 6

Digitized by Google

D. R. P. 211 214

Mokkakocher

D. R. P. 245 512

ist die praktischste Kaffeemaschine, mit welcher jede Hausfrau einen Versuch machen sollte.



Der Apparat liefert ein klares, hocharomatisches Getränk ohne jeglichen Beutel oder Filterpapier usw. **bei 30 % Kaffee-Ersparnis.** In Emaille, Porzellan, Neusilber von 2/3—3 1/2 Liter in den meisten Haus- und Küchengeräte-Geschäften erhältlich; wo nicht, wende man sich an

Maschinenfabrik Bremen, G. m. b. H., Bremen.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernspr. Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

Spediteur der Königl. Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer" von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer" veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernsprecher Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

Spediteur der Königlich Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden. ◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35. ◆◆◆◆

Chemische Waschanstalt und Färberei

Karl Eckhardt

Bornstraße 9 (Fernsprecher 711). — Häfen 108 (Fernsprecher 2619). — Vor dem Steintor 177. — Holler Allee 33. — Lützowerstraße 81. — Dobben 150. Utbremerstraße 173. — Hamburgerstraße 95. — Gröpelinger Chaussee 204. — Hemelingen, Karlstraße 2.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 6 MÄRZ 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Tangente

Eine Geschichte. Von Arnold Zweig.

Bei trübrotem Untergehen der Sonne schleicht ein blonder Wanderer bestaubt durch die schon leeren Straßen des fremden Städtchens, das unversehens und düster hinter dem Hügel beginnt, und weckt mit schweren Schuhen den Widerhall, der als lärmender Hund hinter ihm herläuft, hin zwischen Häusern, die mit gewöhnlichen Fassaden und engen Fenstern mürrisch dastehen, noch unerhellt und mißgünstig blinzelnd. Eine graue Katze mit grünen Augen, ein häßlich schwangeres Tier, kriecht, den Leib formlos geschwollen, langsam vor ihm über die Steine. Unsauberes Wasser füllt die Gosse; das Vieh hebt mühselig die Pfoten und gewinnt den Bürgersteig.

Jünglinge, welche freiwillig wandern, pflegen sehr selten betrübt zu sein; allein der unserige empfand eine Stimmung solcher Art, und da er sich gern mit dergleichen Absonderungen seiner Seele abgab, zeigte sich sein Tatbestand weder einfach noch belanglos. Nicht Müdigkeit lag vor, obgleich er fast den ganzen Tag lang froh ausschreitend durch das fruchtbare und kochende Sommerland gezogen war . . . er nannte es lieber, da ihm das besser anstand, eine Trauer ohne Namen und Maß, ja — offenbar geschwindelt, wie sich zeigen wird — ohne gewußten Anlaß, eine schwarze Melancholie der Seele, die ihn plötzlich ausfüllte, wie Tinte eine Flasche füllt, und die so schwer wog, daß er sein Herz träge und dumpf in sich liegen fühlte, während er eine schiefe und schmale Steintreppe erstieg, die sich angestrengt und lückig, ermüdet vom Dienste vieler Generationen und abgewetzt von ihren Sohlen, am Ende der Straße aufwärts tastete. Vor ihm — so etwa sah er gegenwärtig die Welt — am westlichen

Digitized by Google

Himmel, über einem Horizont rot und langhin geschlitzt wie eine Wunde, hockte eine riesengroße Gewitterwolke auf der Erde, weichgrau, ein schläfriges Untier mit gequollenen Formen, das von dem Blute des Abends troff; und daß es hockte, schien ihm trefflich gesehen; aber da sein Zustand, erstarrt und dürr, wirklich den ganzen Menschen ergriffen hatte, versäumte es der junge Mann, stehen zu bleiben und diese Erscheinung in ihrer symbolischen Wichtigkeit wahrzunehmen; und anstatt, wie er sonst wohl nicht unterlassen hätte, in ihr ein kollossalisches Abbild der täglich-menschlichen Gemeinheit zu sehen, die auf etwas in Größe Untergegangenem quallig brütet und sich davon nährt, indem sie es besudelt, ja ohne aus diesem Anblick den Mut zu einem Aphorisma oder auch einem — übrigens vielleicht vortrefflichen — Sonett im Stile Baudelaires zu heben, beachtete er den Vorgang nur empfindungslos und als Gegenstand, der eben da ist wie die Stufe, auf die er trat. Er bestand augenblicklich nur aus einem aufwärts Steigenden, der kleinen Kirche zu, die mit kantig dünnem Turm grell vor der Wolke trotzte, oder vielmehr auf das alte Wirtshaus los, das sich neben ihr zu Boden duckte; dort wollte er Wein trinken, sich möglicherweise berauschen, schlafen und in der nächsten Frühe diese vermaledeite Stadt verlassen, die seine selbstgenügsame und beglückende Fröhlichkeit ausgelöscht hatte, wofür er sie dauernd in einem haßvollen Gedenken bewahren wollte. Er stieg und ging.

Drei Mädchen kamen ihm entgegen, Gebetbuch und Rosenkranz in den roten Arbeitshänden, mit vollkommen leeren und müden Gesichtern, sahen mit schwerfälliger Neugier auf seine bestaubten Schuhe, stießen sich an und lachten aus irgendeinem unmöglichen Grunde. Dann ging plötzlich ein Mensch vor ihm her, der aus einem Hause getreten sein mußte, ebenso krumm und abscheulich alternd wie die anderen. Eine alte Frau, eine alte Dame; ein schwerer Knoten weißen Haares lag auf dem Nacken, der aus dunkeln Stoffen rein emporstieg; das Kleid floß einfach und ohne Falten herab. Er vermerkte das alles mit Gleichgültigkeit, ohne ihm Eintritt und Verarbeitung zu gönnen; seine sonst recht wache Seele wußte nichts von diesen Beobachtungen seiner Sinne, welche er früher dafür abgerichtet hatte, Dinge dieser Art zu greifen und zu melden, damit sie auf Wert und poetische Brauchbarkeit hin gemustert werden sollten; und ohne Erstaunen sah er dem freien Gang dieser Frau zu, die wie eine Junge daherschritt, leichtgebeugten Hauptes, ohne Hut, weißhaarig, schlank,

Digitized by Google

mit knapper Bewegung und ohne Eile. Das waren Bestandteile — aber es gab kein Bild daraus, keine Resonanz, nichts Geformtes, nichts Bedachtes. Und sicherlich zweifelt nun niemand mehr an der Echtheit dieser abseitigen Starre; denn wenn ein zeitgenössischer Jüngling und Verfasser, der ja nur Liebesfälle und Frauensachen zu dichten hat, mangels anderer treibender Erregungen, die sonst etwa Talente beschwingen, eine Frau ungesehen in seine Aura treten läßt, eine nicht nur hier ungewöhnliche Erscheinung: so muß, was auch immer, jedenfalls Beherrschendes in ihm walten — zumal, falls er eine Wanderung unternommen haben sollte, eigens um seine Seele vor neuen und erfrischenden Hintergründen zu arrangieren, auszubreiten, zu lüften und zu sonnen, soll sagen, sie durch Erlebnisse wohltuender Art von alten und bedrückenden zu reinigen, die am Selbstbewußtsein empfindlich zehren. Er ging aber in der Tat wie ein Mönch an ihr vorüber, ohne den Kopf zu wenden, ohne ihr Gesicht auch nur mit einem Blicke zu betrachten, er lief achtlos an der Kirche vorbei, sah nicht zum zweiten Male nach alten Grabtafeln, die dunkelten und verfielen, und atmete auf, als er vor seinem grämlichen Wirtshause stand. Er hatte es eilig, seine Melancholie zu ersäufen.

Die Gaststube, nicht geeignet zu erheitern, umschachtelte den Eintretenden finster, mit dunklem Holze getäfelt, und die Decke drückte tief. Über einem von der Dämmerung verhüllten Männerbild, dem Eingang gegenüber, trug ein weißlicher Tierschädel, länglich, mit leeren Augenknochen, ein breites Geweih, verästelt, einen Wipfel. In Stunden wie dieser werden Möbel so empfindsamen Seelen wie der seinen zu seelischen Inhalten: ein Hirschgeweih verwandelt sich in unlösbare Gequältheit, ein umfänglicher Eichenstuhl, der eine Fensterecke erfüllt und in dem man sich versteckt wie ein Kind in einer Kiste, wird Tröstung, Hafen und Sicherheit selbst vor dem Tod; und man sieht geborgener nach Westen aus, wo die gebirgige Wolke noch droht: es beginnt in ihr zu zucken, undeutlich huschen Lichter zu Wolken, die man nicht sieht, wie Boten einer Verschwörung in einem romantischen Drama. Wie süß und wunderlich ist's da, eben von irgend etwas an seine Mutter erinnert zu werden, und schließlich zu entdecken, der Rufer des Gedenkens sei der Geruch der Tischdecke: diese Leinwand, handgewebt und edel, duftet zart und köstlich nach Gewaschenheit und Rasenbleiche und der Frische eines neubezogenen Bettes. Und er beschloß, der guten alten Frau dies kleine zarte Ereignis auf einer

Digitized by Google

Ansichtskarte mitzuteilen, vielleicht in poetischer Form, wobei er flüchtig an Salböl dachte und einen Reim „Pfau" stirnrunzelnd verwarf, denn er gehörte nicht ihm, sondern dem angebeteten Dichter Loris. Immerhin fand er unterdes aus einer kurzen Weinliste einen Mosel heraus, der ihm für den Anfang prickelnd und dienlich schien; auch nach dem Essen tat er sich um, denn auch der Traurige hat Sinn für Speisen. Der bejahrte Wirt, rotgesichtig und im engen Raume allzugroß, kam herein, sich zu verneigen; er hängte den Rucksack des Gastes an einen Haken und fragte ohne Eile nach seinen Wünschen.

Er gab sie an, er wartete dem Wein entgegen, dem Flügelgott, dem Befreier. Er fühlte sich ganz ungetröstet, er empfand aus Gram eine pressende Angst und sein Gedenken wich nicht mehr von der Quelle dieser Lebenslähmung: ach Gott, ach Gott, ach Gott seufzte sein Herz im Takt des Blutes. Sicherlich peinigte ihn die Form, in der es sich hiermit äußerte, er hätte lieber etwas frappanter geseufzt als diese eintönige und alberne Wiederholung zweier sinnloser Silben; aber sie lag unvertreiblich vor. Ja, gestehe, es ist noch immer, immer noch das Mißgeschick bei jener schönen Schwarzhaarigen, die ihn, ihn einfach nicht gemocht hatte: „Ich mag Sie ganz einfach nicht" — und dabei konnte sie lachen! ihn, den Psychologen, den Errater der Frau, ihn, die Synthese von blondem Skiläufer und Stendhal: er begriff nicht. Sie, die er dort hinten gelassen hatte, vor der er, was man auch sagen mochte, die Flucht ergriff! Er vermochte nicht bei dieser beschämenden Tatsache zu verweilen, ohne zu erkranken, und als der Wirt den Wein brachte, der zart betaut aus seiner Eislandschaft herausschaute, schenkte er eilig ein, mit geübter Behendigkeit, er hörte fast glücklich das stille Glucken, wie der Trank in das Glas fiel, er kostete, nickte Beifall und trank wieder.

Die Tür ging, er meinte, die Magd werde nun sein Essen bringen, aber die mußte durch eine andere Tür kommen, und er wandte sich wieder ab. Es war jene weißhaarige Matrone, an der er vorübergegangen war, vorhin, auf der Gasse. Was wollte sie wohl? Aber sie ging ihn nichts an. Der Wirt fragte, indem er sich verbeugte: „Wie gewöhnlich, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß, Herr Oberreitner, wie immer, nicht?"

Der Kopf des Gastes drehte sich wie von einem Hebel gerissen, sein Gesicht, großäugig, wandte sich ihr plötzlich zu. Die Stimme, ihre Stimme wirkte so. Sie sprach nur diese sechs Worte, dann ließ sie sich in einen Sessel nieder. Diese Stimme! Sie hatte mit einem

Digitized by Google

Unterton dunkel und rein durch die Dämmerung des Stübchens gesungen. So sprach niemand Altes, obgleich man nichts Jugendliches in ihr nennen konnte: eine tiefe Glocke aus Edelglas, deren Singen freudig erschreckt ... Er sah hinüber, er zitterte, und sogleich schwand seine ganze Trägheit dahin: diese Dame war gar nicht alt.

Sie war auch nicht jung, aber das weiße Haar log. Begierig und bis ins Innerste aufgeregt betrachtete er sie; ihr Gesicht, aus dem Halblicht herausgehoben, gewann eilig Form in seinem Bewußtsein, wie aus Wasser tauchte es auf, wie aus klarem Wasser hing ein Schleier darum, der vor Zudringlichkeit bewahrte. Er fand es schön, von einer bleichen Vollkommenheit, so fein, daß er sonst vielleicht daran verübergegangen wäre in einer weniger wunden und zerrissenen Stimmung seiner Seele. Das war keine von jenen Schönheiten, die aufreizen, alle Blicke wenden und die Verehrung und Begierde der Männer wecken: diesen Mund, sehr rot, hatte der Schmerz schmal gemacht, er mußte nicht lächeln können; die Nasenflügel zitterten, die Augen blickten licht, unmöglich mit Farbe zu benennen, die Stirn darüber bewegte sich vor Empfindlichkeit und das Kinn in länglicher Festigkeit schloß alles aneinander. Das ganze Antlitz vibrierte vor Zartheit und hatte doch die feinlinige Bestimmtheit edlen Marmors; dazu das Haar, erglimmend, diese volle Silberlast erlogenen Alters: ihm schien's das Gesicht der neuen Schicksalsgöttin, deren Augen unergründlich sind, ohne gewisse Farbe, ohne ständigen Sinn. Niemals glaubte der junge Herr mehr Geheimnis in einem Frauenantlitz gefunden zu haben. Wer war sie, die ihn sogleich einfing, die hierher gegangen kam gerade in dem Augenblick, wo ihn ein Zauber hilflos machte und seine Stimmung ihn jeder Macht preisgab? Welchem entsetzlichen Erlebnis hatte sie dies Haar zu danken, und wie hieß das Geheimnis, das sie an diesen namenlosen Ort getragen hatte, in diese Luft von Dumpfheit, Kleinlichkeit und übelwollender Neugier aller kleinen Städte, sie, die ein alterndes Bergschloß bewohnen sollte? Er fühlte sich gefangen, er erregte sich an diesen Fragen, etwas hing davon ab, das in ihm mit seinem Blute lief. Endlich kam er darauf, zu fürchten, seine Blicke könnten sie kränken, und er hörte mühsam auf, hinüberzusehen; aber seine Gedanken sprühten wie ein leiser Funkenstrom ohne Störung zu ihr hin.

Sie bewegte langsam die Hand mit dem Glase goldroten Weines, den ihr der Wirt hingestellt hatte, Tokayer wohl, in einer schlanken Karaffe aus geschliffenem Glas; sie hob und senkte sie wunderbar,

Digitized by Google

voll Müdigkeit, formulierte er, und erlesener Grazie. Manchmal wandte sie die bleichen Augen nach ihm hin, ohne Eile zu dem Rucksack an der Wand und wieder zu ihm, welcher saß und trank, behindert von dieser ruhigen Prüfung, mit gesenkten Lidern und einer schlecht gemachten Sorglosigkeit; dann legte sie das Gesicht in die Hand und fuhr fort, aus ihrem Fenster hinauszusehen. Es blitzte stark und fortwährend, die lautlosen Lichter warfen sich grell in das Zimmer und starben sogleich; sie holten ihr Gesicht aus dem Dunkel hervor, einen Augenblick blinkte es dann, steinblaß, und entglitt in völlige Schwärze; aber neue erstanden, und stets fand es sich, daß die beiden Menschen einander anblickten. Es schien ihm ein fatales Spiel, ein Zwang, den niemand verantworten mußte und der starke Beziehungen von einem zum anderen spann; zu alledem war es schrecklich still, und der Augenblick mußte herankommen, in dem auf beiden Seiten das sich sammelnde Schweigen zu stark wurde und sich entlud.

In der Küche klirrte es einmal laut von Tellern, ein Schreck zuckte durch den Raum, und sie hörten die tiefe Stimme des Wirtes voll Ärger mahnen; dann saßen die beiden Menschen wieder in der Lautlosigkeit, jeder allein und doch mit dem anderen geheim verknüpft. Den Wanderer peinigte heftig die Sucht, von dieser Frau etwas zu wissen, alles zu wissen, ihr Wesen, Leben und Leid; auch hätte er ihr gern etwas Wertvolles gesagt, wäre ihr gern als ein Helfer und Bote aus der Weite erschienen, dem sie Dank, Sehnsucht und freundliches Gedenken nachsenden sollte. Hastig und erfolglos baute er Möglichkeiten auf und vertilgte sie. Man hätte sie einfach anreden sollen, aber er brachte nicht genug Frechheit dazu auf. Wie alt war sie? Wie konnte sie heißen? Er seufzte vor Vergeblichkeit, und wieder blieb jeder allein in der huschenden und angstvoll stummen Jagd der Lichter und Dunkelheiten, der Meinung und unwissenden Ratens. Plötzlich war mit tollem Rauschen der Wind da, er rüttelte begeistert an den offenen Scheiben, eine Staubfahne fuhr flatternd am Fenster vorbei, und der Donner begann mit tückischem Knurren und bösem Gebrumm. Die Kirchuhr gab zwei Schläge von sich, und wieder war alles still. Da sagte der Wanderer laut in das Zimmer hinein: „Man ist nicht gerade fröhlich hier."

Er erschrak hinterdrein vor seiner Kühnheit und eigenen schallenden Stimme. Alle gewohnte Sicherheit hatte ihn verlassen. Er pflegte sonst nicht an sich zu zweifeln, noch irgend Nachdenken und Kritik an seine Taten zu wenden, sondern handelte resolut und

Digitized by Google

bekannte sich ohne Zögern dazu; diesmal jedoch kam er sich höchst ungeschickt, albern und überflüssig vor und wartete angstvoll auf das, was sie sagen würde, indem er selbst wünschte, nichts geredet zu haben . . . . Daher atmete er freudig auf, als sie das Gespräch annahm mit einer Stimme, in der offen Überdruß und Ekel seufzte: „Ach nein . . . . im Gegenteil." Nach einer Pause sagte er ermutigt: „Sie ertragen das schon lange, gnädiges Fräulein?" — „Einigermaßen, ja," lautete die Antwort. „Schon viele Jahre? Wieviele denn?" erkundigte er sich schnell. Aber ablehnend entgegnete sie: „Eine gute Weile schon," und fuhr sich mit der blassen Hand über Stirn und Schläfen. Ihre Stimme entzückte ihn von neuem bis ins tiefste Herz, selig wie von Lippen angerührt; aber er überhörte nicht, daß ihre letzten Worte ihm etwas verschlossen, und obwohl er nicht der Mann allzu zarter Rücksichten war, gab er sich für den Augenblick zufrieden. Der Wirt trat ein, gefolgt von der Magd. Er trug in jeder Hand einen schlicht geformten Zinnleuchter, gut zu dem Leinen des Tisches stimmend; Wachskerzen brannten darin. Die Magd reichte Teller für Teller und der Alte breitete umständlich das Mahl vor ihm hin, das lecker aussah und lockte, nickte mit dem schweren Kopf, wünschte: „Gesegne es Gott, mein Herr," und ging. Der Gast erhob sich halb aus seinem Stuhle — wie schön war sie jetzt, wie wunderschön! — und fragte, von den großen blassen Augen sogleich verwirrt, zu seiner Nachbarin hinüber: „Gestatten Sie . . darf ich Ihnen meinen Namen . . .?" Doch sie bewegte leicht verneinend das Haupt: „Nein, nicht, bitte. Wenn Sie gegessen haben, dürfen Sie sich dafür an meinen Tisch setzen. Dann wollen wir plaudern." Das war ohne Zweifel eine neue Ablehnung, aber er kam nicht dazu, sich zu ärgern, denn dabei lächelte sie, und dieses leise Lächeln war so überraschend und unglaublich in ihrem schmerzlichen Gesicht, erleuchtete und erwärmte es so sehr, daß es ihm wie eine neue Freundlichkeit naheging. So verneigte er sich zustimmend: „Ich danke Ihnen," und machte sich an seine Mahlzeit. Ohne es zu wissen, beeilte er sich, sie zu beenden, während er es sonst liebte, den Genuß so guter Gerichte gebührend zu verlängern; auch sprach weder er noch sie ein Wort, solange er aß, und um ihn nicht zu stören oder auch aus Neigung wandte sie sich zum Fenster und sah mit weiten Augen in die Schwärze, aus der die Blitze donnernd hervorbrachen, nachdenkend, wie vor einem Entschluß. Da färbte sich die Straße schwarz, klatschend sprang der Regen auf das Fensterbrett und in die Stube,

Digitized by Google

unvermittelt mit Überschwemmung drohend, und zog einen schrägen Wald silbriger Schnüre vor den Fenstern hin. Sie atmete auf, ihr Gesicht nahm in heftigem Zusammenziehen einen starken Ausdruck von Bejahung an; der Entschluß war da, und im Bedürfnis einer Bewegung ging sie, die Scheiben herumzulegen; er, der sie halb unwillentlich immerzu beobachtete, sprang eilig hinzu, half ihr dabei und verlängerte durch sein Ungeschick diesen einfachen Vorgang um ein bedeutendes. Sie lächelte ihr überraschendes Lächeln und er errötete; einmal berührte er ihre Hand und fühlte im Schreck und Glück die Haut kühl und fein. Dann standen sie nebeneinander am Fenster und schauten dem springenden Regen und den jagenden Blitzen zu, die in erregender Pracht kamen und das Zimmer für Augenblicke blendend erhellten, so daß ihnen die Vorstellung kam, es müsse das Geweih an der Wand ungesehen hinter ihnen in den Raum hineinstoßen, eine unheimliche Drohung, von der sie beide nichts ahnten; aber das dauerte nur einen Augenblick, und dann leuchteten wieder die ruhigen Kerzen. Der Donner hörte nicht auf zu toben, in dumpf einherrollender Tiefe oder in knatternden Schlägen, die Furcht erzeugten, der Regenwald rauschte und der Wind warf sich wütend und stöhnend gegen die Ecken des Hauses und bedrohte die klirrenden Scheiben. Wir sehen beide, dachte er, die tolle Kraft und Herrlichkeit, in unseren Augen spiegeln sich gemeinsam die Blitze — und er spannte mit stummem Jauchzen alle Muskeln seines Leibes, gierig, an der Wonne dieses betäubenden Kampfes Teil zu haben; er fühlte, wie die zähen Strähnen und Bänder unter der braunen Haut spielten, alle Müdigkeit, alle Trauer, alles Erinnern und Ahnen entfernte sich, vergessen, und jetzt schien ihm auch der Umgang mit dieser Frau einfach, selbstverständlich, ohne Fährlichkeiten. „Wie herrlich das ist!“ rief er und blickte sie fröhlich an. Sie neigte, ohne die Augen zu wenden, ein wenig das Haupt. Darauf schwiegen sie eine ganze Weile. Indessen räumte die junge Magd sein Eßgerät hinweg. Er kehrte sich wieder dem Zimmer zu. „Unser Wein wird warm,“ sagte er. Sie bewegte sich nicht. Ziemlich ratlos erinnerte er sie: „Wir wollten uns doch jetzt zueinander setzen.“ — „Ja.“ Sie seufzte ein wenig. Noch stand sie, die Stirn an die Scheiben geneigt, regungslos; dann schüttelte sie leicht den Kopf und den silbernen Haarknoten und kam entschlossen vom Fenster fort. „An meinen Tisch, bitte; ich sitze da jeden Abend, also . . .“ Sie setzte sich und beobachtete ihn aufmerksam, während er ungesäumt und ohne Mühe den schweren

Digitized by Google

Eiskübel herüberbrachte und das Glas, endlich auch den breiten Stuhl. Er ließ sich nieder und fragte beinahe zaghaft: „Darf ich rauchen?“ Es lag nämlich eben wieder so, daß das Unbekannte in ihr, das Rätselhafte und Vornehme seinen frischen Mut erledigt hatte; er hatte für seine gewöhnlichsten Handlungen das gute Gewissen verloren. Aber sie gestattete es lächelnd und verbat sich nur die Pfeife. „Pfui, wer wird jetzt Pfeife rauchen beim Wein!“ rief er stürmisch, als hätte er weder Tabak noch die kurze Englische in der Tasche; „eine Zigarre . . . .“ „Oder eine Zigarette,“ und sie holte aus einem Täschchen ein schwarzes Etui, entnahm ihm mit spitzen Fingern die dünne Papyros, und dann stiegen die beiden Rauchfäden bläulich in die Höhe, verbreiteten sich und verflossen. „Wir wollen einen Pakt schließen,“ sagte sie, indem sie den Rauch von sich fortblies und mit gesenkten Lidern darauf sah. „Sie bleiben wohl nur diese Nacht hier.“ — „Allerdings, leider,“ beeilte er sich zu versichern. „Nun gut. Wenn wir also heute abend beieinander bleiben wollen . . .“ „Ich werde sehr froh darüber sein.“ — „Dann habe ich eine Bitte, die Sie mir nicht abweisen werden: Sie versprechen mir, mein Inkognito zu achten, nicht wahr, mein Herr?“ Er war einigermaßen verblüfft: „Ich soll also nicht einmal Ihren Namen wissen?“ — „Wozu denn? Namen beengen nur die Phantasie. Weder meinen Namen sollen Sie wissen, noch irgend etwas mich betreffend; Sie sollen nicht einmal daran denken und vor allem keine Nachforschungen anstellen. Zu viel das? Einverstanden?“ — „Aber gnädiges Fräulein . . .“ — „Fällt es Ihnen so schwer, das Herkömmliche zu verlassen?“ — „O nein, durchaus nicht, aber . . . es ist doch ziemlich . . . es wäre doch netter . . .“ Ihre Augen blickten spöttisch darein, die Flügel ihrer Nase zitterten: „Dann,“ und sie machte Anstalten, aufzustehen, „kann ich leider nicht hierbleiben.“ Erschrocken streckte er den Arm hastig über den Tisch: „Um Gotteswillen, bleiben Sie! Ich willige in alles!“ — „Nun also; aber auch einhalten! Es hätte mir leid getan,“ lächelte sie und machte es sich wieder bequem. „Übrigens,“ und er machte einen letzten Versuch, „wie soll ich Sie dann anreden?“ Sie hob die Achseln. „Irgendwie. Ich bin die fremde Frau und Sie sind der Herr Wanderer. Genügt das nicht?“ — „Es genügt schon; aber genug ist nicht genug.“ Sie lachte ihn still aus: „Und nun erzählen Sie mir etwas von Ihrer Wanderung.“

Er erzählte; sprach augenblicks los, und zwar nicht als Literat. Die Erregung, das Glück holte aus ihm den Harmlosen heraus, den

Digitized by Google

Jungen, der er im Grunde war; es vernichtete mit dem Unglück auch den, der es getragen hatte, und schuf ihn neu, stellte ihn ursprünglich her. „Mein Gott — wandern! Das ist das Allerschönste. Aber das verstehen Sie nicht, als Dame. Man geht, geht geradeaus und ist von niemandem abhängig, lebt wie man will, bleibt wo man will und pfeift auf Schaffner, Billets und den gesamten Staat. Man taucht in Barbarei ein, und das ist eben das Glück. Außerdem — was man alles erlebt und sieht . . .“ Er sprach mit frischen, banalen unbedenklich zupackenden Worten von den Hügeln, die grün in der Sonne leuchteten, und von den blendend weißen Straßen, in deren Staub sogar es angenehm zu treten war und der manchmal ganz wie Schokolade roch, von den lebhaften Pappeln an den Rändern und den großen ernsten oder freundlichen Seen, an denen man vorüberschlenderte, niemals, ohne in ihnen zu schwimmen. Er sprach vom Schwimmen; wie zum Jubeln kraftvoll es sei, sich dem Wasser vertrauend hinzugeben und einen Weg zu schaffen, der hinter einem wieder verschwand, so daß es kein Zurück gab, sondern nur ein ununterbrochenes Vorwärts; er sprach von den Dörfern, durch die er bei Nacht gegangen, hallenden Schrittes im Mondschein, und von nächtlichen Begegnungen, die man lange vorher kommen hörte, bei denen sich die Hand um den Griff des Stockes schloß, selbst wenn man am Tage weder ängstlich noch schwach war, bis der andere harmlos vorbeiging, vermutlich ebenso sehr in Angst gesetzt von der Unbekanntlichkeit, Unheimlichkeit und Einsamkeit der Nacht. Nachher lachte man über sich, bis zum nächsten Male. Sie hörte ihm gierig zu, mit einem so sehnsüchtig gespannten Ausdruck, als lebe sie von seinen Worten; ihre Lippen waren ein wenig geöffnet und ihre Stirn bewegte sich wie leidend. Manchesmal nickte sie auch und stimmte ihm zu, in irgendeine Erinnerung verloren, die seine lebendigen Ausdrücke weckten. Wohin er denn ginge? „Zurück nach München.“ „Nach München!“ und leiser noch einmal: „Nach München.“ Dann faßte sie sich und forderte ihn lebhafteren Tones auf: „Erzählen Sie von München, bitte, ja?“

Er begann von dieser Stadt zu sprechen, und es ward offenbar, daß er sie liebte. Von ihrer Schönheit, von dem behäbigen und gründlichen Leben ihres Volkes, das vielleicht ein wenig langsamer war als der Norden, einfacher und nicht sehr zivilisiert, aber mit herzhafter Natur beschenkt; von der Kunst, die da alles durchdrang, keine sehr tiefe vielleicht, nicht Deutschlands größte zwar, aber doch öffentlich

Digitized by Google

gehegte und lebende; von der Sinnlichkeit und Greifbarkeit ihres Daseins, von den Frauen und vom Karneval, vom Karneval! Er sprach vom Englischen Garten und den Rubenssälen der Pinakothek, die so sehr zu München gehörten, vom träumenden Sommermittag in Nymphenburg und von leuchtenden Schleißheimer Herbstabenden, von Marées, der gar nicht nach München gehöre — „zu streng, wissen Sie, zu groß, zu dunkel“ — und von der Stadtseele, der Oper. So kamen sie zu Allgemeinerem, zu Musik — und nun wurde das Gespräch erst zum Zwiegespräch: sie nahm jetzt ihren leidenschaftlichen Teil daran, den Anteil einer feinen und verschlossenen Seele, die sehr viel Kunst erlebt hatte, die ihre Erlebnisse in sich hatte reifen lassen und sich nur schwer und scheu davon trennte, während ihm alles geläufig auszusprechen ging. So erwähnte er eine Symphonie, in der für ihn die Befreiung der Geister Form geworden war und jauchzendes Entzücken — sie sagte ihm, es sei wohl die fünfte: „Aber davon soll man eigentlich nicht reden.“ Ob sie auch in gewissen Quartetten eine Musik finde, die mit der Erde nicht mehr viel zu tun habe? „Ich kenne sie,“ sagte sie leise, „sie wird gefährlich, und man soll sie nicht zu oft hören.“ Dagegen mache die dritte eines anderen österreichischen Symphonikers, dessen Namen er verschwieg, ihn sehr zum Leben tauglich: „Denken Sie, wie hübsch,“ fuhr er fort, „man sagt, er habe seine letzte, seine unvollendete Neunte, dem „lieben Gott“ gewidmet! Wahrscheinlich ist diese Widmung angenommen worden.“ „Spotten Sie nicht,“ erwiderte sie freundlich, „Gott hat diese Widmung sicherlich angenommen. Kennen Sie übrigens sein Quintett? Vögel fliegen darin.“ Er erstaunte darüber, daß wohl ihre Neigungen sich glichen und ihre Erfahrungen einander entgegenkamen, jeder aber etwas anderes zu fühlen schien; und obwohl sie einander errieten und aus Andeutungen sich verstanden, waren die Unterschiede doch so groß, daß sie sie auszusprechen versuchten: „Lobe ich ein Werk,“ sagte er, und sah in ihren Augen seinen Blick, „dann scheint es mir vollkommen und ich suche zu begreifen, wie und warum, Sie aber sprechen nur von dem Eindruck, den es in Ihnen hinterlassen hat, und sind ergriffen.“ „Ja, sind Sie denn so schnell mit dem Seelischen fertig?“ fragte sie erstaunt, „zur Technik komme ich sehr langsam.“ Bedächtig trank er wieder einmal: „Sie sind nicht täglich vor der Kunst wie ich . . . seltener jedenfalls.“ „Das mag wohl sein.“

Er gab sich der Sicherheit und Seligkeit dieses Gespräches hin wie einem vertrauten Element. Da war kein Zwischenfall zu fürchten

Digitized by Google

und kein Verlassenwerden; er begann mit Übermut zu spielen, er maskierte seine Gedanken, er verkehrte Anschauungen in ihr Gegenteil, behauptete ernstlich, begeistert zu lieben, was er verabscheute — und sie tat auch da mit, übertrumpfte ihn überall, beteuerte schelmisch, einen großen Genuß an manchen Werken verächtlicher Schreiber zu finden, und verdammte die Memoiren des Casanova mit entschiedenen Ausdrücken. Wieder ernsthafter, aber nur oberhalb des süßen Lachens von eben, nannte sie irgendwie den Titel eines altmodischen und herrlichen Werkes: „Nachsommer . . ." und ihre Worte überstürzten sich zum Preise dieses vergessenen Buches: ihn entzückte seine Kunst, sie ließ sich erheben von dem Adel seiner zart menschlichen Figuren. Und nun stieg das Zwiegespräch zur letzten Höhe: er sprach den Namen jenes tragischen Menschen aus, jenes lyrischen Philosophen, in einer von dessen Schriften er irgendwo und zuerst diesen Roman gerühmt fand: und jäh erhellt sahen sie — wie hätte es heute anders sein können — daß Nietzsches erlauchter Name als Horizont und Ziel den Dialog umgrenzte und schloß. Die erhabene Trunkenheit des Geistes befiel sie, der Rausch einer Einheit, in der sie ihre Wurzeln fanden: der Mann öffnete seine hingerissene Seele in begeisterter Vergötterung, uud sie folgte behutsam, leicht verschlossen noch immer, aber überall hin; beiden erleuchtete die Erregung Wange und Auge — und welcher kalte Klügling hätte ihnen beiden da wohl vorwerfen mögen, daß sie beide ihren Helden nicht recht verstehend, nämlich sondernd und das Falsche ablehnend, aufgenommen hatten? Im schließlichen Abschwellen der Worte erklärten sie sich, wie zwei einander Umarmende sich endlich lösen: „Ich liebe ihn ganz und gar, weil ich ihn und seinen Zwang verstehe," rief er. „Ich nicht," sagte sie ruhig. „Ich verstehe ihn vielleicht auch — aber am Anfang ist er mir zu eisig und trostlos und am Ende zu heiß und heftig. Ich liebe seine Mitte, seinen reifen, milden Mittag." „Ich glaube aber, man muß ihn bis ans Ende lieben, um ihn recht zu lieben." „Das mag wohl sein. Übrigens scheint das Gewitter zu Ende." „Und wir haben es ganz vergessen!"

Das Wetter hatte seine Spannung wirklich ausgeglichen, ohne daß die Redenden es bemerkten, sie fragten sich vergeblich, ob es wohl noch sehr gelärmt habe; so tief verschlossen und entrückt lag ihnen das Außen, während das Innen sich enthüllte. Aber er gestand sich verschämt und froh, daß die Begeisterung nur zum Teil aus dem Miteinanderreden dunstete, und daß auch nicht nur der Wein ihn beglückte. Die schöne Frau, erfüllt von gelöster Heiterkeit, sprach

Digitized by Google

mit den glänzenden Augen auf eine besondere Weise zu ihm, die er nicht begriff und die ihn bis zum Jauchzen mit Lust nährte; unendliche Liebkosung rann ihm durch die nackte Brust, wenn ihre Blicke die seinen berührten, lange Wimpern. Der Wein ging zu Ende, die Flaschen standen leer. Er fühlte einen knabenhaften Mut — da sprang aus einem unterdrückten Gelüst ein Einfall, und ohne Besinnung führte er ihn aus: er deutete plötzlich auf das Wachs der tief herabgebrannten Kerzen, die voll gelber Perlen und geknoteter Strähnen eines bizarren Goldschmucks hingen, und legte, wie um ihre Aufmersamkeit zu erregen, rasch die andere Hand auf die ihre: „Sehen sie doch!" Unerträgliche Seligkeit: sie ließ sie ruhig liegen, ertrug die feste und warme Last: „Das gefällt mir von je, deshalb habe ich für mich diese Beleuchtung eingeführt. Ich liebe den Petroleumgeruch nicht." Da die Wolken den Himmel nicht mehr umlagerten, schimmerte er hell, und der Westen bot sich jetzt kristallklar und hellgrün bis in unendliche Ferne den Blicken dar, oben schon die Farbe der Nacht verkündend. Der Turm der kleinen Kirche stand kalt davor, ganz schwarz.

„Es ist unwahrscheinlich schön zu sehen," sagte er leise und erregt, nach dem Fenster deutend. Sie nickte und befreite ihre Hand. „Ja. Aber mir ist's wie eine Kulisse. Die Kulisse meiner Gegenwart ..." antwortete sie leichthin und ließ die Stimme schweben, als gedächte sie fortzusprechen. Ihn spannte Erwartung: vielleicht wollte sie jetzt von sich selbst anfangen, ungefragt, ihm wenigstens andeuten, wer sie sei. Hatten sie einander nicht unterdes berührt, intimer als Hand auf Hand? Wußten sie nicht schon so vieles voneinander ...? Sicher? Und was wußte er eigentlich von ihr? Daß sie Geschmack hatte, viel gute Kunst kannte und zu Nietzsche anders stand als er — mehr konnte man nicht zusammenbringen. Er aber, er dagegen hatte sich nicht einmal maskiert, nur geredet, aufrichtig geredet, sich gegeben, so daß sie aus seinen Worten sicherste Schlüsse ziehen konnte: und gewiß, sie tat es. Eine Wutwelle gegen sich selbst stieg auf, gipfelte und fiel. Was machte es am Ende aus? Mochte sie wissen, was sie wußte, und sein, wer sie war. Er wollte weder fragen noch sich mit Raten behelfen. Gab der Augenblick nicht Glück genug? Heftig bewegt trank er sein letztes Glas.

„Das ist gescheit, mein Freund. Nun zeige ich Ihnen mein Reich. Die Luft muß jetzt herrlich sein, sehr erfrischend ..." Ihrer dunklen Stimme hätte er nicht widerstanden und wäre das, was sie verlangte,

Digitized by Google

unbekannt und schwer gewesen wie die Aufforderungen in Feenmärchen. Er wollte alles geschehen lassen, ohne sich zu wundern und ohne nach Ursachen und Motiven zu fragen. Der Wirt kam und nahm das Geld von ihr zuerst, ohne viel Worte — sie wußte wohl, was sie schuldig war. Dann, während er mit ihm verrechnete, trat sie zu seinem Rucksack und nahm ihn, beide Arme erhoben, von seinem Nagel, ließ ihn aber gleich unsanft zu Boden gleiten. „Der ist aber schwer!“ sagte sie kindlich verwundert, „tragen Sie dieses Gewicht den ganzen Tag durch die Hitze?“ Er lachte geschmeichelt: „Es ist wirklich nicht schlimm.“ „Nehmen Sie ihn,“ forderte sie. Was soll das? Was wird das? Ich kann ihn doch hierlassen! Und noch während er sich wunderte und einen Entschluß dagegen faßte, bückte er sich und schwang ihn leicht auf den Rücken. Dann nahm er den Stock und den Hut und sie gingen. Der alte Wirt grüßte tiefstimmig, verbeugte sich auf der Schwelle und nahm die Kappe ab.

Sie atmeten die feuchtreine Luft tief in sich ein; alles funkelte noch von Regen und Frische, der Himmel hob sich fast ganz klar, der Mond erhellte weich und ungewiß die Gassen und umgrenzte das Licht mit schwärzesten Schatten. Er gab jedem Haus ein bedeutendes Ansehen; in dunklen Pfützen spiegelten sich die Sterne, und nirgends ein Mensch. Sie gingen langsam nebeneinander auf die kleine Kirche zu, die mächtig und ehrfurchtbar in den Himmel stieg. Sie lächelte rätselhaft ins Dunkle. „Wohin führen Sie mich?“ „In mein Reich,“ erwiderte sie, „fürchten Sie sich?“ „Ja, entsetzlich. Ich zittre so sehr, daß ich Sie bitte, meinen Arm zu nehmen.“ „Wozu? Ich gehe sicher. Jedenfalls Dank für die gute Absicht;“ und so glitt auch dieser Angriff an der Ungreifbaren ab ..... „O bitte,“ versuchte er gefaßt zu sagen, aber es klang doch ein wenig verstimmt, und deshalb, indem sie aus dem Kirchenschatten ins Mondlicht kamen, sah sie ihn bittend und so freundlich an, daß sein Mißmut in Hauch verging, zumal für ihn — nicht wahr? kein Grund vorlag ... Um ihren Kopf gleißte das Haar wie ein enganliegender Helm von Silber, der das bleiche Licht in Büscheln zurückwarf — der Mond dort oben schmiedete ihn, der alte Zauberer. Er sagte ihr das mit malenden Worten, und sie lachte. „Ja, ich bin eine alte Frau, eine Uralte aus der Höhle. Graut Ihnen nicht vor mir? Wir gehen nämlich auf den Kirchhof, der ist mein Reich ... Wie, wenn ich ein Revenant wäre, und dies Haar silbern vom Altern im Grabe, des Tags? Wie wäre es mit einer Sybille? oder mit Lilith, Adams erster Frau?“ „Wenn ich Ihnen mit meinem Blute

Digitized by Google

aufwarten kann, Lilith," rief er, begierig nach dem Namen greifend, „man sagt, daß diese wenig vegetarische Kost erwünscht sei?" Sie sah ihn ein wenig an. Dann meinte sie: „Passen Sie auf, man kann fallen."

Man konnte in der Tat fallen, dieser Kirchhof gehörte nicht zu den gepflegten, kiesbestreuten. Es gab da Äste und Zweige, deren Blätter am Boden moderten und die wie schwarze Gerippe von Tieren über den Weg lagen, und Boden und Grabhügel höhlten überall die Gänge der wilden Kaninchen. Öde geformt und abgeschmackt standen die Grabkreuze, solange sie sich aufrechthielten; erst wenn sie sich neigten, vom Alter zermürbt, vom Rost gefressen, angehaucht von der allgemeinen Verwesung, fanden sie melancholischen Reiz. Da waren Steine über tief eingesunkene Gräber wie erschlagene Männer gefallen, Winde, Epheu und wilder Wein schlangen sich um die Äste und die Steine, verknoteten die Wipfel, krochen geschmeidig überall in die Höhe, schwangen sich über ehemalige Wege und glitten am Boden entlang, ein lebendig greifendes Netz, das keinen Zutritt gestattete; überall wucherte in geiler Fülle das hohe Gras, gütiges Unkraut, von niemand gepflanzt, rührte sich im Nachtwinde; hohe Blumen mit gefalteten Kelchen, deren Farben man erriet, Schwertlilien, Feuerlilien und blütenbesetzte Königskerzen schwankten wie Träumende, von weiter hinten blickte matt der Jasmin her, mit tausend weißen Augen, schwach von der Wollust des eigenen Duftes, den er nicht aufhörte auszuströmen, und wilde Sträucher streckten dornige Hände aus. Aber über runden Wipfeln, mageren Zypressen und zerrupften Pappeln zeichnete sich am Ende des Laubganges auf den helleren Horizont die geometrische Figur des Kruzifixes. Der große Zauber des milden Mondes lag auf dem Ort; aber der Mann wehrte sich gegen ihn, er blickte mit Haß auf diese geliebte Frau, deren Stirn und Wimpern ruhelos zitterten. Kraftlose Empörung tobte in ihm gegen die Demütigung, der er verfallen war. Er fragte noch immer stumm und vergeblich; ihn quälte brennend seine Machtlosigkeit über das, was in ihr ruhte, unzugänglich eingeschlossen wie in eine Ader von Stein. Es folterte ihn jetzt, sie zu keinem Zugeständnis zwingen zu können: wenn er sich ihr am nächsten glaubte, begann sie alsbald sich zurückzubeugen und sich ihm zu entwinden. Dies aber schien ihm das Empörendste: sie traten kaum in die Helligkeit, er s a h sie wieder — und, noch während er fühlte: nicht einmal den Haß läßt sie mir . . . seine bitteren Empfindungen ver-

Digitized by Google

schwanden, nicht zum ersten Male, vor der fremden und siegreichen Schönheit, so daß es schon beglückte, nur neben ihr gehen zu dürfen und zu sehen, wie die Nachtluft und der Mond um ihre Schritte rannen, die das Moos aufsog. Ihre Gewänder rauschten leise; da sah er plötzlich den Leib vor geschlossenen Augen, dem diese unbekannte Seele gehörte, und atmete tief. Sicherlich, er würde sie küssen, zwingen, demütigen, sich rächen.

Sie stiegen eine Erhöhung hinan, die Spitze des Hügels, auf dem Kirche und Friedhof lagen; eine Bank stand dort oben und sie setzten sich. „Sehen Sie;" sie zeichnete mit maßvoller Geste einen Bogen. Da lag der flüsternde Kirchhof rund umher, den die verfallne Mauer umzog, da stand die schwarze Kirche, unten breiteten sich die dunklen Dächer der Stadt, vom Monde mit grellen Lichtern und tiefen Schatten gefleckt, da streckten sich wie Spinnenbeine die dünnen Laternenfäden der Straßen aus, draußen breitete sich ruhig das atmende Hügelland hin und die ferne Ebene, und Himmel, Mond und Sterne atmeten über allem: eine schöne, sehr traurige, Musik. Während er sich ihr halb hingab, bedachte er, wie er sie an sich reißen sollte — — da hörte er neben sich die Frau schluchzen. Sie hatte das Gesicht verborgen, und die Tränen rieselten blitzend zwischen den schmalen Fingern hervor. Ihre Schultern hoben sich wie Flügel. Seine Entschlossenheit schmolz zur Weichheit. Er legte leise den Arm um sie und ließ sie weinen, an ihn gelehnt, lange Minuten. „Und draußen liegt die Welt," flüsterte sie endlich, hob langsam das Haupt und blickte ihn an. Im Tiefsten erschüttert, las er in diesem tränenbeglänzten, vordem lächelnden Frauenantlitz das Leid des Menschen, das versteinert und unsäglich aus Augen, Mund und Stirn schrie; Ehrfurcht und heißes Mitleid zerglühten ihn ganz. Ihre Gesichter bebten, einander ganz nahe; da küßte sie ihn sanft und lange auf den Mund. Sie atmeten tiefer und rührten sich nicht. „Bleibe doch nicht hier, komm doch mit mir," flüsterte er ergriffen. „Kein Wort davon, ich bitte dich." Und sie küßte ihn wieder. „Liebste," sagte er leise; Lilith dachte er, und lauter, liebend: „Lilith." „Wieder ein Name," lächelte sie noch weinend. Er nahm sich ihren Mund, er dachte: Nun küsse ich sie doch. Und dann: aber nicht, als ich es gewollt, sondern als sie . . . sondern als sie . . .

Die Glocke tat zwei grobe Schläge. „Halb elf," flüsterte sie und machte sich frei, „komm." Er nahm den Rucksack und den Stock, sie drückte sich leicht an seine Schulter, als er den Arm um

Digitized by Google

sie legte, und so, eng vereint, gingen sie ihren Weg zurück, lautlos über Moose und Gräser, vorüber an der Kirche, die den Mond verdeckte, dann vorsichtig die krumme Steintreppe hinunter, auf jenes Haus zu, aus dem sie am Abend getreten war, wenige Schritte vor ihm. Man traf niemand auf dem Wege. Ihre Schritte scheuchten eine Katze auf, mit behenden Pfoten schmiegte sie sich über die Straße, ein glatter Schemen. Aus dem Dunkel der Häuser gellte das brünstige und zornige Geschrei dieser Tiere. Was würde jetzt werden? Was konnte jetzt werden? Sie standen vor dem Tore. Sie machte sich von ihm mit einer schnellen Drehung los und sah ihn mit einem unaussprechlich beredten und großen Blick an, drei Herzschläge lang. Dann öffnete sie. Sie traten ein. Er suchte nach den Streichhölzern, indes sie die Tür abschloß. Mit allem vertraut, als wäre die Finsternis für sie durchleuchtet, huschte sie dann an ihm vorbei die Treppen hinauf: „Kommen Sie! Leise!" Er mühte sich in die Höhe, tastend, erratend und leuchtend, in diesem fremden alten Hause, das nach seinem Alter roch. Er hörte hartes Papier abgerissen werden, einen Schlüssel gleiten, ein Schloß schnappen, eine Tür gehen. Er fühlte Zimmerluft, einen leichten Wohlgeruch, er schritt vorwärts, dann flammte ein Streichholz auf, mit einem schnalzenden Laute fiel Licht in die Gaslampe, und die Tür wurde hinter ihm verschlossen. Sie stand einen Augenblick unbeweglich im Zimmer. Der Rucksack fiel auf die Erde. Sie wandte sich, öffnete eine andere Tür, sie stand im Dunkeln, sah sich halb nach ihm um mit einem schrägen Blick, und verschwand. Lilith, dachte er, Lilith! Hingabe ohne Schranke der Scham, Lust ohne Maß: aber kein Liebeswort ging aus ihrem stöhnenden Munde.

Dann schlief sie neben ihm, nackt und kindlich, den Arm unter den Kopf gebogen; ihm aber kam kein Schlaf. Es blieb so, daß er nichts von alledem erraten konnte, was sie ihm verbarg, gar nichts. Er erhob sich ein wenig in den Ellbogen und sah ihr in das schlafende Gesicht, dieses Gesicht, das jetzt noch viel mehr das eines fremden Bildes war: sogleich begann ihre Stirn sich zu regen, und ohnmächtig ließ er sich wieder in die Kissen sinken. Schön war sie, wild und stärker als er. Er hatte ihr seine ganze Seele gegeben und er ahnte nichts von der ihren. Er besaß nicht einmal das Geheimnis ihrer Haare, des äußersten Gliedes ihrer Körpers. Da lag sie jetzt dicht neben ihm, verschlossen, unerschließbar, fern. Von dem ganzen Inhalt ihres Lebens und von seinem Umkreis hatte er nur einen Punkt

Digitized by Google

inne, nur einen, ihn aber wenigstens hielt er fest: er hatte sie gehabt, sie hatte ihm nichts verweigert — niemand nahm davon etwas weg; besessen, zweifellos, auf nicht lange Zeit, aber ganz. Oder? War das wirklich unleugbar? Hatte er sie an sich gerissen, hatte er den Mut gehabt, hatte er sie überhaupt begehrt, am Anfang, im Wirtshaus, beim Aufbruch? Nein, offenbar. Vielmehr erkannte er plötzlich sehr hell, daß sie ihn gehabt hatte; sie ihn: so vielmehr stand es mit ihnen beiden. Nicht einmal dieser Punkt blieb ihm, er war da, aber er gehörte ihm nicht. Und verzweifelt, vernichtet, um seinen Gedanken zu entgehen, weckte er sie mit einem bösen Kusse. Entlaufen in die haßvolle Wollust . . .

Er erwachte, als die Sonne bereits ins Fenster schien; nicht länger als einen Augenblick dauerte seine Unwissenheit, wo er sei. Sie lag nicht neben ihm. Vielleicht war sie entwichen, verschwunden; es hätte ihn nicht gewundert, die Wohnung leer und die Haustür geöffnet zu finden. Aber in dem Zimmer nebenan klirrten Tassen. Er erhob sich leise, schnell, er wollte diese Räume sehen, Schlüsse ziehen, erraten, und nur mühevoll zwang er sich vorher zu Waschungen und Ankleiden. Das Schlafzimmer — nein, nichts unterschied es von denen anderer jungen Frauen. Ein Buch in der Schublade des Nachttisches — gewiß war es indiskret, aber was tat das — und entmutigt ließ er das erhobene sinken: Gullivers Reisen, deutsch, ohne Anmerkungen . . . . Dieses zweideutige Buch, das man zur Erholung lesen konnte, harmlos, wenn man müde war, und ebenso leicht früh morgens, gewitzigt, als stärkende Bosheit! Nein, er würde nichts von ihr erfahren. Auch die Möbel sagten nichts, vermutlich nicht von ihrem Geschmack gewählt, vermutlich bewohnte sie möbliert gemietete Zimmer — sicherster Schutz eines Wesens, das in einer Kleinstadt, wo jede Einzelheit bekannt werden kann, in dieser vollendeten Bürgerlichkeit um jeden Preis Aufsehen und Gerede der Leute vermeiden will. Geben wir es auf; und er erwartete, sie im nächsten Zimmer zu finden, aber vergebens. Sie holte vermutlich gerade irgend etwas, und er benutzte ihre Abwesenheit, um auch hier eine unstäte und begierige Musterung abzuhalten: ein Klavier wie viele; keine weitere Tür zu Räumlichkeiten; ein verschlossener Bücherschrank, Blumen am Fenster. Kaum Bilder. Von der Wand herab blickte spöttisch eine Hille Bobbe. „Ein guter Druck," sagte ihre Stimme hinter ihm; „merkwürdig in einer Mietswohnung, wie?" Sie trug einen Krug in der Hand, sie hatte Wasser für die Blumen geholt. Lächelnd be-

Digitized by Google

grüßte sie ihn, bot ihm den Kakao, strich ihm frische Brötchen. Er saß ihr eifrig essend gegenüber. Er fand sie wieder als eine erneut Schöne, ganz jung, sehr heiter, mit einer Art von Übermut in jeder Bewegung, mit der sie für ihn sorgte — eine andere Schönheit, als die trübe des Abends, eine andere als die schrankenlose der Nacht — und wie unbefangen! Aber auch diese Unbefangenheit schien ihm zweideutig, ruchlos für Augenblicke, dann wieder göttlich überlegen, dann auch kindlich unbeschwert — o, jetzt wurde alles zweideutig, nichts mehr hatte nur einen Sinn: immer würde er diese beiden Möglichkeiten wittern: daß sie ihm verbarg, nichts erlebt zu haben, oder alles; daß sie ihr Haar einem Zufall verdankte oder einem Schicksal; daß sie in diese Stadt gehörte oder hierher verbannt war, ein leichtfertiges Herz mit ernsten Gebärden aufputzte, oder diese Nacht als gelassen gezeichneten Schnörkel einem tragischen Dasein einfügte. Alles verwirrte sich ihm; vor der ruhigen Verschlossenheit dieses wirklichen Ereignisses ging ihm die Kraft verloren, es auch nur zu erfassen, geschweige es einzuordnen; und ein lebenerhaltender Instinkt befahl ihm das Klügste: fort von hier, auf die Straße, auf die Wege, ins Taghelle, Selbstverständliche, Wahrscheinliche. Der Entschluß stärkte und reinigte ihn überraschend; er gab ihm endlich einen festen Stand und einen verläßlichen Blickwinkel. Es kam ihm immer stärker zu Bewußtsein, wie vielen Dank er ihr schulde für dieses ganze rätselhafte und wundervolle Erlebnis, das er mit störrischer Gewalt hatte zerstören wollen und dem sie den Reiz gewahrt hatte. Endlich schien es ihm, als habe er ihr in seinen Gedanken viel böse Kränkung zugefügt, und als sie ihm wieder ein Brötchen hinreichte, indem sie heiter meinte, er werde es nötig haben, tüchtig zuzugreifen, wobei dahingestellt blieb, ob sie die vergangene Nacht meinte oder den beginnenden Wandertag — faßte er nach ihrer Hand und drückte sie, ohne ein Wort zu sagen, zwischen den seinen, indem er sie dankbar ansah. Sie erwiderte den freundlichen Blick, zog dann leise die Hand an sich und mahnte: „Sie müssen bald aufbrechen, damit Sie nicht in die arge Hitze hineinkommen;“ aber ihre Stimme war nicht mehr so klar und fest wie vorher, was ihn mehr ergriff, als hätte sie geklagt. Leise und ehrerbietig fragte er nur: „Müssen Sie hierbleiben?“ — „Ich muß.“ So begann er darauf zu sinnen, wie er ihr auf eine bleibende Art seine Dankbarkeit bezeugen könnte, auf eine Art, die ihn zugleich davor bewahrte von ihr schnell vergessen zu werden, worauf er Wert legte. Er beschloß, ihr einen Vers aufzu-

Digitized by Google

schreiben, der die Stimmung des flüchtigen Begegnens und schnellen Scheidens auf eine anspruchslose Weise festhielt, eine Improvisation, die auf Formvollendung und Kunstwert nicht zu sehen brauchte und deren Wirkung nur persönlich sein konnte. Viel Nachdenken verursachte ihm, ob er seinen Namen darunter setzen sollte oder nicht; denn es war möglich, daß der Ruf seiner Versbücher zu ihr gedrungen war, so daß ihr das Beisammensein dadurch teurer werden konnte. Aber weil sie sich die Namen so entschieden verbeten hatte, wollte er sich mit seinen Anfangsbuchstaben begnügen; und er begann, Worte zu finden, zu ordnen und zu prüfen. „Woran denken Sie?" fragte sie erstaunt. „Sie haben recht," sagte er verwirrt, „ich war weit weg; verzeihen Sie." — „Also brechen wir auf," rief sie kurz, indem sie sich erhob. „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich glaube, ich habe drinnen etwas vergessen" — und er eilte ins Schlafzimmer zurück, schrieb den Vers auf ein Blatt seiner Brieftasche nieder, strich eilig noch ein Wort aus, schrieb ein anderes darüber und legte das Werk auf den Nachttisch neben das zerrüttete Bett. „Haben Sie es gefunden?" fragte sie. „Ja, danke sehr, natürlich," rief er fröhlich aus, „da ist es," und er zeigte ein kleines Messer vor. „Es ist mir beim Ankleiden aus der Weste gefallen." — „Also gehen wir. Ein Stück komme ich mit." Sie legte ein fliederfarbenes Seidentuch um die Schultern, er lud sein Gepäck auf und sie gingen. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um, sah ins Zimmer zurück und bemerkte dann an der Tür Reste einer Visitenkarte, von gelben Nägeln festgehalten. Er erinnerte sich, daß gestern nacht etwas Hartes gerissen worden war, und lächelte. „Jawohl," sagte sie mit Nachdruck.

Sie führte ihn den kurzen Weg von gestern zur Kirche empor, während das Leben noch auf sich warten ließ, und nur ein kleiner mehliger Bäckerjunge vorüberkam, der vor dem Kruzifix die Mütze zog. Der Himmel öffnete sich rein und tief, Morgenwolken zierten ihn und die Sonne heiligte alles mit frühem Glanze. Das Herz des Wanderers schlug voll eines alten Jubels, voll einer jungen Heiterkeit, die ihn nicht erst gestern verlassen hatte. Hinaus aus diesem Neste des Trübsinns, nur hinaus, sofort, wenn auch diese schöne Fremde, die ihm bei aller Demütigung die Freude an sich selbst wiedergegeben hatte, allein und ungekannt hierbleiben mußte. Sie fühlte sein Glück und lächelte ihm mit einem rührend tapferen und wehmütigen Lächeln ermutigend zu, und alsbald hatte er für die, die doch so lange die Stärkere geschienen, ein tiefes Erbarmen. „Müssen Sie hier bleiben?"

Digitized by Google

fragte er wieder; und wieder kam die Antwort: „Ich muß." — „Ich werde Ihnen immer dankbar sein und Sie nicht vergessen." Seine Stimme klang ergriffen und ehrlich; sie traten in den Kirchhof ein. „Ich im Gegenteil werde mich anstrengen, nicht mehr daran zu denken," sagte sie leise ... Dann faßte sie sich. „Dort unten geht die Straße, hier durch das Tor führt ein Weg hinunter," und sie zeigte ihm die Gegend. Jetzt freilich lebte der Kirchhof bunt, fröhlich und alltäglich, alles quoll über von saftigen Stengeln und lachender Blumenfarbe; sogar die Stadt sah vergnügt aus, mit vielen roten Dächern, Türmen und goldenem Morgenrauch. „Ich bleibe hier und sehe Ihnen nach," sagte sie; „leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt." Sie lehnte sich an seine Brust und sie küßten sich. Ihre Augen standen voll Tränen. Er drückte ihr die Hand: „Leben Sie wohl!" „Und Sie ..."

Er eilte den Hügel hinab, wandte sich und sah, wie sie winkend auf der Bank stand, am Baume, den violetten Schleier wehen lassend. Noch sah sie ihn, noch einmal, dann verbarg ihn die Biegung des Weges und der Staub fraß das Geräusch der Schritte. Sie führte den Schleier an die Augen und ging langsam nach der Stadt zurück. Ihr Herz drängte schwer nach Tränen. In ihrer Wohnung stellte sie sich vor den Spiegel und sah sich einen Augenblick spöttisch lächeln. Dann trat sie in das Schlafzimmer, um sich mit kaltem Wasser zu erfrischen. Auf dem Nachttische lag ein Blatt. Sie nahm es und las:

Abendlich Finden — und Hände, die eilig sich fassen,
Und ein Lächeln des Munds und eine Stunde Verweilen —
dann entführen mich trotzig schreitende Füße
in den brennenden Morgen durch Gräser und Staub.
Bleibst du, Fremde, im Netz? so nimm doch ein Danken,
spür es wie Winde der Jugend hergrüßend aus Weiten:
einer Stunde aufflammender Rausch und Glanz,
und ein Gedenken am Abend, zur leuchtenden Kerze. H. v. M.

Da sank sie schwer auf das Bett nieder und weinte. Ihren Körper erschütterte die Heftigkeit des Schluchzens, das Papier knitterte in ihren Fingern, sie begrub ihr Gesicht in den Kissen, die strömende Tränen benetzten. Endlich richtete sie sich auf, ging zum Waschtisch und ließ das Wasser über Stirn und Augen spülen. Noch einmal nahm sie das Blatt auf, betrachtete die feste Schrift, die Initialen. Dann sagte sie laut vor sich hin: „Ausgestrichen," und zerriß es in kleine Teile. Die Stückchen flatterten zu Boden. Darauf strich sie mit der Hand über ihr Kleid und begann das Amt des Tages.

Digitized by Google

Wer soll herrschen?

Von Oscar A. H. Schmitz.

Motto: Wo Parteien einmal in einem Staat erschienen und Wurzel faßten, hielten es anständige Leute für Narrheit, sich weiter mit öffentlichen Geschäften zu befassen.
Sir William Temple.

Unter den Gegnern der heutigen staatlichen Ordnung ist die Behauptung im Schwang, Deutschland, besonders Preußen, werde durch eine bevorrechtete Minderheit gelenkt, und zwar nicht auf Grund wahrhafter, geistiger Überlegenheit, sondern roher Gewalt. Diese Behauptung ist so oft wiederholt worden, daß man vollkommen vergessen hat, wie unmöglich das durch sie Ausgedrückte ist, gleichgültig, wie auch immer die Verhältnisse in Preußen liegen mögen. Wo nämlich eine Minderheit herrscht, kann es gar nicht durch rohe Gewalt geschehen, denn diese — im Grund auf die Armmuskeln gestützt — ist immer auf seiten der Mehrheit. Herrscht also eine Minderheit, die über weniger Arme verfügt, so muß ihre Macht gerade eine andere Grundlage haben, als die rohe Kraft, nämlich einen bestimmt gerichteten und sich eindrucksvoll äußernden Willen. Das aber ist eine geistige Ursache. Wo also eine Minderheit den Ausschlag gibt — und das ist tatsächlich auch bei scheinbarer Volksherrschaft immer der Fall —, herrscht der Geist, auch wenn sich die Minderheit der bewaffneten Macht bedient; denn herrschte die Mehrheit, so könnte sie ohne Schwierigkeit den doch immer verhältnismäßig kleinen Bruchteil der Soldaten entwaffnen. Wenn eine Umsturzpartei daher erklärt, sie wolle an Stelle roher Gewalt die Gerechtigkeit setzen, so ist das eine Redensart. Indem sie nämlich die Mehrheit zum Sieg zu führen sucht, will sie die rohe Gewalt der Zahl, das ist der Arme, ausschlaggebend machen. Das Märchen von der grausamen Übermacht des Staates ist aus dem engen Gesichtswinkel der einzelnen Person entstanden. Diese befindet sich natürlich jeder Behörde gegenüber in der Stellung des Schwächeren; rottete sie sich aber mit den anderen Schwachen zusammen, so wäre die Gewalt bei ihr, falls in dieser Welt rohe Gewalt überhaupt etwas ausrichten könnte; denn wie gesagt, auch wo sich das Volk für selbstherrlich hält, z. B. in Amerika, herrscht ein Klüngel und nicht die Mehrheit, die für jede Wirksamkeit zu ungefüge ist. Nur Geist und Wille, niemals rohe

Digitized by Google

Kraft, vermögen zu wirken; freilich können sie bald von guten, bald von bösen Triebfedern geleitet werden. Es ist aber klar, daß dort die bösen Triebfedern überwiegen, wo ein Klüngel im Geheimen unter der Larve der Volksherrschaft Macht ausübt, und daß die guten Triebfedern noch eher da zum Vorschein kommen, wo von vornherein diese Larve nicht vorhanden ist und die paar unzeitgemäßen Vorrechte, die eine Minderheit noch besitzt, wenigstens allgemein bekannt sind. So gehört in der Tat Preußen trotz einiger rückständiger und schwerfälliger Einrichtungen, die es bewahrt hat, noch immer zu den bestverwalteten Ländern. Vor allem hört man dort, wie in Deutschland überhaupt im Gegensatz zu den demokratischen Ländern, nie etwas von nennenswerter Bestechung. Die geistige Kraft aber des preußischen Staates und seiner Verwaltung ist der von Friedrich dem Großen und seinem Vater geschaffene preußische Staatsgedanke, der uns unzerstörbar zusammenhält; — er lebte weiter in den Jahren, wo Preußen durch Napoleon vernichtet war und in der Welt des Stoffes überhaupt nicht mehr bestand —; gleichzeitig ist freilich seine besondere Bedingtheit durch die Vergangenheit die Ursache, warum wir uns schwerer den Forderungen der Zeit anpassen.

Man darf dabei nicht geistig und intellektuell verwechseln. Als die Germanen die Römer unterwarfen, waren jene Barbaren und diese ein hochentwickeltes Kulturvolk. Aber die Kultur war intellektuell, starr, blutlos geworden, während die germanische Schwungkraft, ein seelischer Wert erster Ordnung, den Sieg dieses jungen Geistes über den alten und verarmten Römerintellekt entschied. Es kann vorkommen, daß ein einzelner hochgeistiger Mensch von einem dummen Rohling erschlagen wird, aber noch niemals hat eine wilde Horde ohne jede Eignung zu irgendeiner Form von Kultur ein lebendig durchblutetes Gemeinwesen auf die Dauer zerstört. Es ist also wahr, daß die Kraft herrscht und die Schwäche unterliegt, aber Kraft und Schwäche sind hier nicht im groben Muskelsinn gemeint. Die Schwachen freilich schreien immer über Gewalt, und wo sie sich zu Parteien zusammenrotten, verlangen sie im Namen der Gerechtigkeit, daß die Natur umgekehrt werde. Sie wollen den Krieg als eine Roheit abschaffen, obgleich er doch ohne geistiges Ziel nicht die geringste Hoffnung auf irgendeine Verwirklichung im Leben hat. Sie wollen, daß hinfort landbedürftige stärkere Völker nicht mehr das Land derer erobern sollen, die selber nicht fähig sind, ihre Scholle zu verteidigen. Der Schwache, d. h. der, welcher für sich zu gar nichts fähig ist,

Digitized by Google

soll nur um seines Menschentums willen erhalten und verteidigt werden gegen den Starken, d. h. gegen den, der etwas zu leisten vermag. Kommen aber die Schwachen einmal zu Macht und Einfluß, wie z. B. in der Gestalt der Sozialdemokratie, dann geschieht es auch nur auf Grund eines geistigen Willens, nämlich der Gliederung der Masse. Durch sie wird die haltlose Schwäche überwunden, was die Überzahl der Arme nie vermag. Diese geschaffene Wirklichkeit muß nun der Staatsmann streng gesondert halten von dem, was die Schulmeister der Sozialdemokatie als ihr Wesen aussprechen, nämlich die Bekämpfung dessen, was in der Natur überall ist, von Druck und Schwäche, Herrschaft und Dienst; dadurch würde aus der natürlichen Mannigfaltigkeit des Gewordenen und Werdenden ein gleichmäßig eingeteiltes Feld. Der Widersinn der umstürzlerischen Redensarten ist leicht zu widerlegen; um die Tatsache der sozialen Gliederung der Masse aber kommen wir nicht mehr herum. Gibt es ein Mittel, diese Wirklichkeit von jenem Hirngespinst zu lösen?

Den Forderungen nach Volksherrschaft werden immer größere Zugeständnisse gemacht, besonders auf rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiet. Die Grenzen der Stände verwischen sich immer mehr; scheinbar sind alle Vorrechte aufgehoben mit Ausnahme des einen, dessen Einschränkung am allerwünschenswertesten wäre, dessen Macht aber immer mehr gestärkt wird: des Geldes. Seitdem es eine Geschichte gibt, war das Gold eine der größten Mächte auf der Erde, aber erst der Schein der Volksherrschaft hat, indem alle sonstigen Schranken niedergerissen wurden, das wahre Vorrecht des Geldes begründet, die Tatsache, daß man alles kaufen kann. Die Volksherrschaft, die in sich, wie oben gezeigt, unmöglich ist, führt in den demokratischen Ländern (Frankreich und Amerika) immer insgeheim zur Geldherrschaft. Es herrscht dort zwar nicht eine öffentlich bevorrechtete Klasse, die jeder als die herrschende kennt, sondern ein verborgener Klüngel von Geldmännern, welche die Parteien und die Gerichte bezahlen. Seit Athen ist es nie anders gewesen da, wo angeblich das Volk herrschte und wo es offen keine Vorrechte mehr gab. Es mag unter den Führern, wenn sie die Masse ihrem Willen unterwerfen, hie und da einzelne geben, die der Verlockung des Goldes widerstehen. Solange — wie bei uns — die Volksherrschaft noch nicht vollkommen durchgeführt ist und die Führer sich als Kämpfer fühlen, mag diese Lauterkeit sogar häufig sein; im Augenblick aber, wo sie die Macht erreichen, wo jeder alles werden kann, entsteht

Digitized by Google

naturgemäß Stellenjägerei und feile Käuflichkeit durch den im Dunkel die Drähte ziehenden Klüngel.

Hören wir die Urteile einiger Männer der Vergangenheit über die Volksherrschaft:

Herodot: In Demokratien wird die Mehrheit für das Ganze gehalten.

Heraklit: Die Ephesier sagen, bei ihnen solle keiner der Trefflichste sein; ist es aber einer, so sei er es anderswo und bei anderen.

Spinoza: Wer die Gleichheit fordert unter den Ungleichen, der fordert den Widersinn.

Herwegh, Manifest vom 1. April 1848: Wir erkennen keine andere Macht auf der Erde, als das Volk selbst und den Willen des ganzen Volkes . . . . . die Republik ist für uns eine Gewissenssache, eine religiöse Angelegenheit, die Monarchie kann heute auch von keiner Majorität uns mehr aufgezwungen werden. (Wie aber, wenn das selbstherrliche Volk die Monarchie will?)

Treitschke zeigt, während er die preußische Selbstverwaltung mit der französischen Zusammenziehung der Verwaltung in der Hauptstadt vergleicht, daß Volksherrschaft und Freiheit nicht gleichbedeutend, sondern sehr oft Gegensätze sind. Daß auch die Republik Frankreich von einer Minderheit von Geldmännern beherrscht wird, ist ja bekannt genug. Wer ihre oder ihrer Geschöpfe, der Abgeordneten, Senatoren und Richter, Gunst besitzt, der vermag alles.

Es gibt zwei Arten, die Massen zu beherrschen, ihnen eine geistige Richtung zu geben: die Bezauberung durch glänzende Persönlichkeiten, sowie durch eine überlegene Herrenkaste, oder aber die sinnvolle und zweckmäßige Gliederung. Die Tatsache, daß die ungeheuren Völker des Altertums und die großen Reiche der neueren Geschichte einzelnen Gewaltherrschern sich mehr oder weniger willig, oft begeistert und mit Hingebung unterworfen haben, ist nur durch den zwingenden Glanz der Herrengebärde zu erklären. Die, welche sich als gering fühlen, gehorchen triebmäßig den anders Gearteten, die als die Höheren, bisweilen als Göttersöhne empfunden werden. Ein solches Herrschaftsverhältnis scheint freilich immer mehr Vergangenheit werden zu wollen (ausgenommen natürlich im Privatleben, wo es dauern wird, solange es Menschen gibt). Die heutige Art zu herrschen ist die Gliederung des Volkes. Zucht und Gehorsam sind keineswegs verschwunden, aber die meisten wollen sich nicht mehr vom anders Gearteten eines anderen Standes befehlen lassen.

Digitized by Google

Dafür entsteht eine vortreffliche Zucht innerhalb der Genossenschaften, besonders bei der Sozialdemokratie. Erklärt der Führer, daß im Kriegsfall kein allgemeiner Ausstand stattfinden wird, dann findet ganz gewiß keiner statt. Befiehlt ein Gewerkschaftsleiter, man habe sich der Sachbeschädigung zu enthalten, dann bleibt das Eigentum des Unternehmers sicherer als unter der Bewachung von Soldaten. Wir kommen zu der Frage, die wir vorhin aufstellten, zurück, ob sich nicht das Tatsächliche der Sozialdemokratie von ihren leeren Hirngespinsten trennen läßt; d. h. könnte sich nicht der Staat diese ausgezeichnete Klassenzucht zunutze machen? Ihm selbst gegenüber lockert sich sichtlich die Ehrfurcht. Könnte er nicht einen Teil seiner Machtbefugnisse, und zwar die persönlich fühlbarsten, freiwillig gegen Übernahme bestimmter Pflichten und Verantwortungen auf Berufsgenossenschaften übertragen, die damit amtlich anerkannte Verbände würden, sich immer mehr im Sinne der Zünfte entwickeln und dadurch langsam aus Umsturzherden zu Pfosten der Gesellschaftsordnung werden könnten?

Unser Unternehmertum hat noch immer eine starke Abneigung gegen alle Arbeitervereinigungen. Das ist erklärlich, da das Gewerkschaftswesen vorläufig nur eine Hälfte seiner selbst entwickelt hat und dadurch allerdings eine unerhörte Ungerechtigkeit darstellt. Heute haben die Gewerkschaften nur Rechte; sie müßten aber gleichzeitig Standespflichten haben, d. h. als juristische Personen verantwortlich gemacht werden für jeden Schaden, den ihre Mitglieder im Beruf oder während eines Klassenkampfes (ja vielleicht sogar überhaupt) verüben, sowie der Unternehmer dem Arbeiter, der in seinem Betrieb Schaden erleidet, wie Fremden gegenüber verantwortlich ist, die durch seine Arbeiter geschädigt werden. Wie man sieht: der Arbeitgeber ist für allen Schaden, der durch seinen Betrieb angerichtet wird, verantwortlich, der Arbeiter für keinen; wenn er auch natürlich dem Gesetz unterliegt und als Einzelperson für erwiesenermaßen von ihm angerichteten Schaden durch das bürgerliche Recht verurteilt werden kann, so steht ein solcher Anspruch doch nur auf dem Papier, da der Arbeiter, auch wenn man ein Urteil gegen ihn in der Hand hat, niemals in der Lage ist, den Schaden zu ersetzen.

Die ganze Arbeiterversicherung könnte diesen neuen Zünften überlassen werden; dann zahlte der Arbeiter nicht mit Murren seine Spargroschen an den Staat, wie er sich heute einbildet, sondern an die Vertreter seines Standes, mit dem er sich zusammengehörig

Digitized by Google

fühlt. Statt dessen wird allen Ernstes erwogen, dem Staat auch noch die Arbeitslosenversicherung aufzubürden, die heute noch freiwillig die Gewerkschaften tragen. Je mehr man diese aber entlastet, desto mehr Mittel werden sie freihaben, um politisches Unheil zu stiften, und desto schwerer ist ihr Vermögen zu fassen. Sind sie aber in erster Linie ungeheure Versicherungsverbände, dann hat man sie in der Hand und kann sie für allen Schaden haften lassen. Man könnte ihnen dafür wieder eine Art Zunftgerichtsbarkeit mit einer gewissen Strafgewalt über ihre Mitglieder überlassen, die unter diesen ein größeres Ansehen, mehr Vertrauen und Beliebtheit genösse, als heute die ihnen verhaßte und oft unverständliche Rechtsprechung durch den Staat. Natürlich müßte diesem das Recht eines obersten Berufungsgerichtes stets vorbehalten sein, einmal um den Staatsgedanken stark zu erhalten, dann aber auch aus Gerechtigkeit, um einen Menschen nicht hoffnungslos seinesgleichen zu überlassen; denn wenn auch ein starker Trieb des Menschen danach drängt, von seinesgleichen gerichtet zu werden, die seine Triebfedern überschauen, so gibt es Fälle genug, wo gerade unseresgleichen das engste und vernichtendste Urteil über uns sprechen werden. In solchem Fall würde der Staatsgerichtshof wiederum die väterliche Gerechtigkeit über den oft einseitigen und beschränkten Zunftgerichten vertreten.

Aus solchen auf tatsächlichen Verhältnissen beruhenden Zünften aller Berufsarten, nicht mehr aus künstlich und durch Redensarten zusammengeschmiedeten politischen Parteien würden die Vertreter der gesetzgebenden Versammlungen hervorgehen müssen. Jeder würde aus seinem eigenen Lebenskreis heraus wählen, den er wirklich kennt, und sein Vertreter würde seine wirklichen Bedürfnisse zum Ausdruck bringen. Die Zünfte würden natürlich nicht nach der Anzahl ihrer Mitglieder bewertet werden, wären vielmehr gleichberechtigt. Es könnten nicht mehr die großen Städte, die Hauptsitze von Bildung und Vermögen, wie heute, ausschließlich durch Arbeiter vertreten sein, diesen stünden gleichberechtigt die an Zahl geringeren, aber ebenso wichtigen anderen Stände, in Verbände gegliedert, gegenüber. Die Bedeutung der Arbeiterklasse ist außerordentlich groß, aber doch nicht so groß, daß sie alle anderen Klassen vergewaltigen dürfte, wie das die zugestandene Absicht der sozialdemokratischen Partei ist. Dies aber würde dadurch verhindert werden, daß ebenso wie sie, das Beamtentum, der Kriegerstand, die Gelehrten, die Künstler, die erwerbenden Berufe usw. vertreten würden. Die Verhetzung mit

Digitized by Google

Hilfe politischer Redensarten, die nur die wirklichen Bedürfnisse verwischen, würde fortfallen; bei allen Staatsangelegenheiten könnten Meinung und Wunsch der verschiedenen, tatsächlichen Interessenkreise wirklich gehört und Kräfte frei werden, aus denen nach einem Bismarckschen Wort der Staatsmann die Diagonale zu finden hätte. Der dauernde Bürgerkrieg, den das heutige Parteileben darstellt und den man sich gewöhnt hat, mit all seiner Verderbnis der Sitten und der Charaktere als selbstverständlich und notwendig zu betrachten, wäre zu Ende, alle Beziehungen zwischen den Menschen würden wahrhaftiger werden. Natürlich kann die Unzufriedenheit der Untüchtigen niemals ein Ende nehmen; sie werden selbstverständlich immer für ihr Unglück die schlechte Welt und besonders die verkehrt eingerichtete Gesellschaft als Ursache hinstellen, aber dieses Murren wird folgenlos sein. Nicht mehr die Zahl der Unzufriedenen dürfte den Ausschlag geben, vielmehr sollen ihre wahren und berechtigten Bedürfnisse durch die Vertreter ihrer Genossenschaften zum Ausdruck kommen; der Tüchtige aber fände hier unter allen Umständen einen Weg.

Die Ungerechtigkeit, unter der heute noch mancher Tüchtige, aber mittel- und verbindungslose leidet, soll nicht bestritten werden, aber immer mehr verschwindet sie in einer Zeit, wo jeder Erwerb offensteht und nur noch wenige oberste Stellen Bevorrechteten vorbehalten werden. Dagegen wächst eine andere Ungerechtigkeit immer mehr an. Unsere Zugeständnisse an die Volksherrschaft haben dazu geführt, daß heute jeder, vorausgesetzt, daß er ganz und gar besitzlos ist, jeden beliebigen Schaden anrichten darf, solange ihm nicht bewußte Böswilligkeit nachgewiesen werden kann, was aber meistens sehr schwer hält. Mit Hilfe des Armenrechtes kann der ungeordnet Lebende den Geordneten in jeder beliebigen Weise quälen und schädigen, indem er ihm einen Rechtsstreit anhängt, dessen Aussichtslosigkeit nur er selbst kennt. Aber was liegt ihm daran? Ihm, der nichts zu verlieren hat, ist ja nie beizukommen. Zwar kann man natürlich, wie bereits gesagt, ein Urteil gegen den Besitzlosen in die Hand bekommen, aber wo nichts ist, hat bekanntlich der Kaiser sein Recht verloren. Wenn ein Dienstbote durch Fahrlässigkeit oder aus unbeweisbarer, aber tatsächlicher Feindseligkeit einen ungeheuren Wasserschaden in der Wohnung anrichtet, deren Wiederherstellung heute dem Herrn viele Tausende kostet und für den nur er verantwortlich ist, solange er sich nicht gegen Haftpflicht versichert, wird sich künftighin der Herr an die Gewerkschaft oder Zunft der Dienstboten

Digitized by Google

um Ersatz wenden können; die in ihr bestehende Zucht aber würde die Leichtfertigkeit der Dienstboten mehr oder weniger zum Verschwinden bringen, denn sie wüßten, daß sie mit ihrem Unfug nunmehr die eigene Klasse schädigten. Das Gefühl aber, daß dies eine Niederträchtigkeit ist, scheint gerade heute unter ihnen sehr wach zu sein, während sie gegen die andere Klasse, nämlich die Herrschaft, alles für erlaubt halten. In den Gewerkschaften, hört man allgemein sagen, sei das Ehrgefühl sehr entwickelt. Hier merkt man nichts von der heute so bedenklichen „Rentenhysterie“, die sich an die Staatskassen drängt. Von den Genossen verlangt man nur dann Hilfe, wenn es unbedingt notwendig ist. So wirkt auch in der Sozialdemokratie das Klassenbewußtsein sittlich, indem es Verantwortungen gibt gegen seinesgleichen. Die einzelnen Klassen sind aber durch den Wirtschaftskampf heute einander derart entfremdet, daß der Dienstbote in dem Herrn nicht mehr den menschlichen Bruder sieht und darum keine Pflichten gegen ihn anerkennen will. Für Gewalttat und Schaden einzelner, nicht nur politisch umstürzlerischer Art, wären die Berufsgenossenschaften als solche haftbar zu machen, auch wenn die einzelnen Täter nicht zu finden sind. Das wäre keine Ungerechtigkeit, denn es käme, wie gesagt, dann überhaupt nicht mehr zu derartigen Schädigungen. So würde die außerordentliche Zucht und sittliche Kraft, die heute trotz allen verfehlten Meinungen in den sozialistischen Verbänden liegt, der Allgemeinheit dienstbar gemacht; aus diesen Verbänden würden staatserhaltende Glieder der Gesellschaft werden.

Auch die Frage des Frauenstimmrechts würde sich dann von selbst lösen, da nicht mehr der Mensch aus sogenanntem Menschenrecht, sondern das Glied eines Berufsverbandes wählen würde. Wer nun als Arbeitender oder als Besitzender sich in einem solchen Verbande befindet, wählt darin, ob Mann oder Weib. Ob aber ein Verband eine Frau als Vertreter seiner Forderungen in die gesetzgebende Körperschaft schicken will, das kann man dann ruhig dem Verband überlassen. Vorkommen wird es vermutlich nicht, denn wenn man zu seiner Vertretung schon einen Mann haben kann, schickt man wohl lieber ihn. Weiberherrschaft oder Verweiblichung des Staates wäre dann ausgeschlossen, denn das Weib suchte nicht Einfluß als Weib, sondern als Trägerin eines Interesses. Das aber knüpft sie in diesem Fall an den gleich interessierten Mann, nicht an ihr Geschlecht.

Digitized by Google

Die Zersplitterung der Familien, die Entwurzelung des Arbeiters würde gleichfalls geheilt. Jeder wüßte wieder, wie im Mittelalter, wohin er gehört. Es gäbe keine eigentlichen Proletarier mehr, alle Welt wäre staatserhaltend im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Sinn; die freie Zeit könnte viel mehr als heute wahrer Geistigkeit oder harmloser Freude gewidmet sein statt fruchtlosem Erörtern allgemeiner politischer Fragen, die der einzelne nicht übersieht und die mit seinem Wohlergehen tatsächlich weniger zu tun haben, als er selbst meint.

Wir würden also mit einem Wort wieder zu einer Ständevertretung kommen, die sich freilich auf ganz veränderter wirtschaftlicher Grundlage aufbauen müßte, als das einseitige und vom heutigen Standpunkt aus willkürliche Ständewesen des Mittelalters. Dieser Gedanke liegt heute in der Luft, es ist darüber manches Bedeutsame gesagt worden. Ich verweise hauptsächlich auf den mutigen Herausgeber der politisch-anthropologischen Revue, Herrn Dr. Schmidt-Gibichenfels, auf die Schriften Dr. Unolds und neuerdings des Grafen Albrecht zu Stolberg-Wernigerode über diese Frage. Sie suchen gangbare Wege, wie eine solche, den heutigen Bedürfnissen entsprechende Ständevertretung zu ermöglichen wäre. Die Stände sind bekanntlich durch den Absolutismus mehr oder weniger vernichtet worden. Anstatt sie wieder herzustellen und im Sinn der Zeit weiterzuentwickeln, hat die französische Revolution ihre letzten Spuren in Frankreich vernichtet und statt dieser natürlichen Gliederung dem Volk jene Gleichheitsbegriffe einzubleuen versucht, deren Folge die unheilvollen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts und das durch und durch zersetzte französische Staatswesen unserer Tage sind. Auch Stein und Bismarck dachten ursprünglich an eine ständisch zusammengesetzte Körperschaft für die Gesetzgebung. Natürlich müßte ihr Wesen darin bestehen, daß nicht ein Stand den anderen erdrückt. Bevorrechtete Stände dürfte es nicht mehr geben, vielmehr würden alle diejenigen vertreten, d. i. bevorrechtet sein, die irgendeine Bedeutung in der Gesellschaft haben; daß die Arbeiter dazu gehören, versteht sich. Ein Einwand gegen eine Ständevertretung wird von scheinbaren Idealisten darin gesucht, daß es dann in der Politik nur noch materielle Forderungen geben würde. Das wäre aber kein Nachteil, wenn dies offen zugestanden wird. Die Widersprüche und heute noch unvermeidlichen Unwahrhaftigkeiten unseres Parteiwesens beruhen ja nur darauf, daß es im Grund auch wesentlich wirtschaft-

Digitized by Google

lichen Forderungen dient, die mit allerlei idealen Forderungen verquickt werden. Die aber werden mehr als heute zum Ausdruck kommen, wenn vielleicht ein Viertel aller Stimmen den idealen Berufen gehören, d. h. denen, welche nicht in erster Linie um des Erwerbs willen gesucht werden; dazu würden die Beamten und Offiziere, die Geistlichen und Lehrer, die Ärzte, Richter, Künstler, Schriftsteller, alle natürlich in gesonderten Verbänden, zählen. Die Landbewohner müßten sich in Groß- und Kleinbesitz, sowie Landarbeiter gliedern. Zu Handel und Gewerbe würden alle praktischen, auf eigene Faust betriebenen Berufe zählen, sowie die Privatangestellten mit mehr als 3000 Mark Gehalt. Die abhängigen Privatangestellten, die unter 3000 Mark verdienen, hätten wahrscheinlich mit den städtischen Arbeitern zu wählen. Es wäre auch denkbar, daß besonders vielseitige Persönlichkeiten verschiedenen Verbänden angehörten und dadurch mehrere Stimmen in einem Stand oder in mehreren Ständen gewönnen. Das wäre keine Ungerechtigkeit, denn solche Persönlichkeiten sind in der Regel die wichtigsten. Kurzum, es handelt sich hier um die wirklichen, berechtigten Interessen, nicht um rohe Mehrheiten von Einzelpersonen. Von seinen eigenen Interessen aber versteht jeder etwas, so wenig er auch im allgemeinen von Politik verstehen mag. Der Schuster könnte wieder bei seinem Leisten bleiben. Das ganze Volk würde zur politischen Tatkraft und Regsamkeit erzogen. Wer zu sehr in persönlichen Nöten steckt, eignet sich nicht zur Herrschaft; wo aber diese persönlichen Nöte überhaupt nicht zu Wort kommen können, bereitet sich der Umsturz vor. Es handelt sich darum, für die berechtigten Klagen der Unteren Heilung zu finden, aber ihr Streben nach der Herrschaft endgültig zu beseitigen. Dies geschähe, wäre, um alles noch einmal zusammenzufassen, das Volk in vier gleichberechtigte, gleichwertige Stände gegliedert: geistige Berufe, ländliche Grundbesitzer, Handel und Industrie (mit Einschluß der vermietenden Hausbesitzer und des beweglichen Besitzes), sowie Arbeiter. Innerhalb eines Vebandes dürfte natürlich niemand mehr als eine Stimme haben, aber es kann jemand gleichzeitig Bankbeamter und Hausbesitzer, ländlicher Grundbesitzer und Schriftsteller sein, dann dürfte er in zwei Verbänden wählen können und die vielseitigsten, d. h. weitblickendsten Personen würden auf diese Weise den Haupteinfluß gewinnen.

Alles dies läßt sich natürlich nicht von heute auf morgen einrichten; mir scheint aber, daß der Staat, wenn er die Zeichen der

Digitized by Google

Zeit richtig deuten und sich nicht in einen unfruchtbaren Gegensatz zu nicht mehr zu beseitigenden Kräften setzen will, vorläufig unbedingt alle Formen körperschaftlicher Gliederung anerkennen, aber seiner Oberaufsicht unterwerfen sollte, Gewerkschaften so gut wie Syndikate, Kartelle und Trusts. Diese Neubildungen sind die ersten Anzeichen dafür, daß die Flegeljahre des Umsturzes vorbei sind; der liberale Individualismus der Manchesterschule ist überwunden. Das neue Genossenschaftswesen, das überall zu unbestrittener Blüte gedeiht und in keiner Weise bekämpft, wohl aber geleitet werden kann, bedeutet ebenfalls eine staatserhaltende gesellschaftliche Kraft, auf Grund deren die Entwicklung weitergehen wird. Die Frage ist nur die, ob unsere staatserhaltenden Parteien so triebsicher sind, daß sie das „Konservative“ in diesen Bewegungen anerkennen und sie dem Alten eingliedern, ehe dies vernichtet ist. Dann würde das gesunde Streben des einzelnen, in seinem Stand möglichst tüchtig zu sein, an Stelle der heutigen Großmannssucht treten, die aus dem eigenen Stand herauszukommen trachtet. Gerade der Arbeiterstand bringt neues Klassengefühl hervor, und darin liegt das Fruchtbare in ihm, im Gegensatz zu dem auflösenden Individualismus. Der Staat sollte jedes neue Klassengefühl ermutigen und sich nur für berufen halten, das Übergewicht einzelner Klassen zurückzudrängen. Der Fehler der Sozialdemokratie ist der aller politischen Parteien, die das, was sie selbst wollen, den anderen verbieten. Nationalismus, aber nur für die eigene Nation, Klassengefühl, aber nur für die eigene Klasse! Das ist Radikalismus, der zerstört, der Staat aber hat zu erhalten. Was er zu erhalten hat, ist in jedem Zeitalter etwas anders. Ein Konservatismus, der dies anerkennte, wäre nicht reaktionär, verkörperte vielmehr den wahren Fortschritt.

Digitized by Google

Das Stildrama.

Von Hans Franck-Hamburg.

Nächstdem pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß unser deutsches Drama sich in einem alle Kräfte spannenden Kampf um Stil befindet. Ich sage absichtlich nicht, um einen neuen hohen Stil, denn „hoher Stil“ ist ein auf Verkennung der Dinge beruhender Pleonasmus, da alles, was mit diesem „hoch“ als Gegensatz möglich gedacht wird, Stillosigkeit ist. Schon dieser geläufige Begriff, dazu tausend andere Äußerungen der inneren Empfindungen von Genießenden, Bewertenden, Repräsentierenden (Empfindungen, die man oft besser Empfindungslosigkeiten nennen würde) beweisen immer wieder, wie wenig trotz alles Jonglierens mit Worten der Ernst, die Art und die Bedeutung der Situation erkannt ist, in der sich unsere in Wahrheit Produktives bringenden Dramatiker heute befinden. Freilich hat man sich gewöhnt, sich an ein paar Äußerlichkeiten schnell über das trotz allen Besonderheiten einigende Wesen des neuen Dramas obenhin zu orientieren; man lächelt auch nicht mehr, wie in den Anfangszeiten der Bewegung, über ihre Schöpfer wie über den guten Ritter, der gegen Windmühlen auszog, man liest ihre Arbeiten, führt sie sogar hier und da, durchweg mehr des Experimentes wegen als aus innerster zwingender Begeisterung heraus, auf — aber wie weit ist man davon entfernt, sich mit den Ringenden auf einer Bahn Aug' in Aug' zu stellen und, wo man die Knie nicht beugen kann, die Kräfte im offenen Kampf zu messen. Hinter den Brustwehren von Staates oder von Publikums Gnaden errichteter Stellungen verbleibt man und läßt die Geschosse des Vorurteils, des Unverstandes und der guten Bildung spielen; aus den Fernen und den Tiefen versendet man die Pfeile des Hohnes, die Kiesel des Witzes und des Spottes. Und die da im Felde stehen, schreien nach dem Angesicht eines Gegners, um im Spiel der Waffen die Kräfte, die sie in sich glauben, zu erproben, zu bewähren, zu stählen und zu steigern, um, wenn's die Sache will, sich zu opfern, falls das Maß ihrer persönlichen Kampfbefähigung nicht zureicht. Denn die Sache wird, mögen auch noch so viele für sie fallen (und es sind nicht immer die Schlechsten, die im ersten hitzigen Anlauf verbluten; man denke des Toten von Saalfeld!), die Sache wird siegen!

Digitized by Google

Möge es einem, der, wenn auch in den hinteren Reihen, in diesem Kampf mitficht, gestattet sein, für ein Weilchen vom Tun abzustehen und durch Betrachtung die Situation zu zeichnen.

* * *

Jedes Drama, das diesen Namen zu Recht verdient, ist ein lebendiges Symbol des menschlichen Seinskampfes, ist, wie alle wirkliche Kunst, Darstellung einer Wesenhaftigkeit. Nun kann aber das Wesenhafte nur innerhalb einer intelligiblen Welt gedacht, niemals in der Wirklichkeitswelt rein geschaut und demgemäß auch nicht in einer ihre Bedingungen akzeptierenden Wirklichkeitsnachbildung rein dargestellt werden. Mithin ist ein vollkommenes Drama letzten Endes eine Unmöglichkeit, eine Utopie, eine Paradoxie, ist: die Quadratur des Zirkels. Es muß das Allgemeine, Typische, Symbolhafte, Essentielle wollen und ist, um es schaubar, also in erhöhtem Maße lebendig und damit tiefer wirksam zu machen, als dozierende Philosopheme vermögen, an das Besondere, das Individuelle, das Zufällige, das Seiende unlöslich gebunden. Da nun aber das Wesen niemals im Sein aufgehen, Seiendes niemals das Wesen voll umfassen kann, so muß auf einer Seite, auf der des Lebendigen oder des Symbolhaften, immer ein Rest bleiben. Auch die allergrößten Dramen sind nur Annäherungen an das Ziel und sie sind um so größer, je weiter ihre Erzeuger damit auf dem Weg ins Nirgendwo-Land vorgedrungen sind,

Bei der auf das Nieerreichbare gerichteten, also glücklicherweise unstillbaren Sehnsucht nach einem vollendeten Drama sind, wie die Dinge liegen, drei Hauptwege, zwischen denen natürlich viele Nebenstraßen laufen, viele Verbindungswege hin und her kreuzen, gegeben. Davon suchen zwei die uranfängliche Dualität (versteht sich nur dem Scheine nach!) durch stärkste Betonung des Einen, die aber doch, will sie es nicht der Armseligkeit, der Kastration ausliefern, das andere nie außer acht lassen darf, fortzuschaffen. Der Klassizismus, in Sophokles kulminierend, arbeitet mit einer solchen Intensität auf das Wesenhafte hin, daß er uns von dem sonderartlichen Sein, an dem er Erscheinung wird, nur einen ganz flüchtigen Hauch, aber insoweit er lebendige Kunst und nicht Nachäfferei unproduktiver Formalisten ist — doch diesen Hauch übermittelt. Der Modernismus, der geniale Zwillingsbruder des

Digitized by Google

genialischen Barock, für uns an den Namen Shakespeare, seiner gewaltigsten Verkörperung, gebunden, sucht mit einer so leidenschaftlichen, unbegrenzten Wandlungsfähigkeit die zufällige Inkarnation in seine Bildwelt zu versetzen, daß er durch seine Vielfältigkeit implicite jene Wesenhaftigkeit umschließt oder doch immer enger einkreist, von der er explicite in dem Einzelnen, wiederum der nur scheinbar postulierten Einheitlichkeit zu lieb, keine Notiz genommen hat. Der dritte Weg, für den noch erst ein Name zu bilden sein wird, da er mit Vollbewußtheit bislang selten zu bahnen versucht ist (am ungebärdigsten und kühnsten von Kleist in seinem Traum-Guiskard), geht geradeswegs auf die als gegeben hingenommene Dualität aus. Die ihn gehen, suchen nicht, wie Klassizisten und Modernisten, durch verwirrende Betonung eine Einheitlichkeit vorzutäuschen, die immer nur Schein (freilich zweckbewußter Schein) sein kann. Ohne mit deren nahezu alle Seelenkräfte absorbierenden Verbundenheit einem, dem Wesen oder dem Sein, nachzutrachten, suchen sie, durch unbekümmerten, bewußten Verzicht auf das Letzte in Einem, eine bislang unerhört innige Verbindung der unumgänglichen starken Werte auf beiden Seiten, die sie, wie ihr Lebensglaube ihnen sagt, weiter dem Ziele zuführt, als der Umweg über eine der Komponenten, die ja doch trotz der theoretisch postulierten Ausschließlichkeit von aller großen Kunst faktisch immer wieder überwunden wird.

Obwohl ein Mensch, will er nicht seine Kräfte vergeuden, immer nur einen dieser Wege gehen kann, und ich selber mit meiner Produktion in dem Augenblicke, der nach Tasten und Irren die wegweisende Erkenntnis brachte, unter ihnen mit voller Entschiedenheit gewählt habe, fürchte man nicht, daß ich hier als Betrachtender ein alleinseligmachendes Dogma auftische. Stildramen (und auch das ist scharf betrachtet noch ein Pleonasmus, freilich einer, der bei der Unausrottbarkeit des Irrtums, der ihn zeitigte, nicht zu umgehen ist) Stildramen sind auf jedem dieser drei Wege möglich. Denn worin besteht das Wesen des Stils? „Stil — sagt Anselm Feuerbach — ist Weglassen.“ Natürlich zweckvolles Weglassen. Denn jene vielen, die nicht nötig haben, etwas wegzulassen, weil sie nicht mehr sehen und empfinden als die Kläglichkeit, die zu geben sie den Mut haben, und jene wenigen, die so versessen auf eine mehr in kritischen als in schöpferischen Instinkten wurzelnde Theorie sind, daß sie nicht mehr sehen wollen, als sie uns in doktrinärer Aufmachung zeigen, sind für die Stilkunst immer verloren. „Der wahre Stil — sagt wiederum

Digitized by Google

Feuerbach*) — kommt dann, wenn der Mensch, selbst groß angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten in der Natur die Sicherheit erlangt, ins Große zu gehen. Der sogenannte Realist (des Stilisten Widersacher von Anbeginn, gestatte man mir hinzuzufügen), der Realist bleibt immer im Detail stecken. Realismus ist die leichteste Kunstart und kennzeichnet stets den Verfall. Wenn die Kunst Leben nur kopiert (oder, wie ich vom Standpunkt des Dramatikers aus ergänzen möchte, Erkenntnisse nur demonstriert), so brauchten wir sie nicht. Denn wir können uns füglich an das Leben selbst halten, das doch noch reicher als die realistischste Kunst, oder an die Philosophie, die in ihrer Totalität doch noch tiefer als selbst die abgründigste Versifizierung individueller Erkenntnisse ist." Jenes zweckvolle Weglassen also, durch das großangelegte Menschen nach Bewältigung des Nur-Technischen mit unbeirrbarer Gewißheit einer Gestaltung nachtrachten, die den Stempel schöpferischer Größe trägt, ist sowohl dem Klassizisten, der in dem Bann der Geschicke bildenden Wesenhaftigkeit ist, wie dem Modernisten, der der berückend schönen Farbigkeit der inkarnierten Wesenhaftigkeit des wandlungsreichen Seins übervoll ist, wie auch endlich dem Synthetiker möglich, der sich der Erscheinung und der Idee gleich stark verpflichtet fühlt. Und es mag rund heraus gesagt werden, daß, nimmt man die Dinge in ihrer ideellen Zeitlosigkeit, der Ansatzpunkt völlig gleich ist, da alle bleibenden Werte erst durch die Weite des Vordringens von ihm aus auf das Ziel hin (vom Lebendigen aufs Symbolhafte oder umgekehrt, oder in der Umklammerung des Beiderseitigen) geschaffen werden.

Und man gedenke einmal flüchtig unserer gegenwärtig aufstrebenden Dramatiker, man vergegenwärtige sich einen Augenblick Paul Ernsts bei aller Rigorosität tiefinnerlicher Hingabe an die wesens-

---

*) Es ist überaus bezeichnend, zu beobachten, daß die bildende Kunst sich in genau derselben Phase der Entwickelung befindet wie das Drama. Man lese daraufhin Georg Hermanns programmatisches Buch: „Der Kampf um den Stil" (Berlin 1911, Erich Reiß), das trotz aller Aphoristik des Schreibungewandten von größter Eindringlichkeit ist, oder Henry van de Veldes „Essays" (Leipzig 1910, Insel-Verlag), in denen bei aller Paradoxie eine tiefe Sehnsucht nach Form glüht. Wer diese Fragen nach der rein dramaturgischen Seite hin verfolgen will, den muß man noch immer auf Paul Ernsts seit Jahren vorliegende Essaysammlung „Der Weg zur Form" (Leipzig, Insel-Verlag) verweisen. Dagegen ist dem mehr philosophisch Interessierten in Georg von Lukács „Die Seele und die Form" (Berlin 1912, Egon Fleischel) ein Führer von profunder Erkenntnis erstanden. Über die Menschen, an deren Namen und Werke der Kampf um den dramatischen Stil bislang gebunden ist, orientiert am besten Julius Babs „Neue Wege zum Drama" (Berlin 1911, Österheld & Co.). Da Bab vor Jahren eine fast gleichbetitelte Schrift hat erscheinen lassen, die zu diesem Buch die Vorstufe war, empfiehlt es sich, das „Neu" und das Erscheinungsjahr besonders zu betonen.

Digitized by Google

bestimmenden Rätselfragen des Seins, Wilhelm Schmidtbonns warmherziges, ein wenig zu leicht erregbares Mitgefühl, Leo Greiners stoßweise arbeitende, qualvolle, um Klarheit ringende Verworrenheit, Herbert Eulenbergs wildgebärdige, auf barocke Formen angewiesene Rauschsehnsucht, Wilhelm von Scholzens wegsichere, wenn auch zu nüchterne und zu karge Bewußtheit, Emil Ludwigs feinnervige, selbstgenießerische Einfühlungskraft, Hans Kysers wahllose Leidenschaftlichkeit, Stuckens magisch schillernde müde Melancholie, Otto Hinnerks lachende Güte, Moritz Heimanns scharfgeistige Beweglichkeit — so viel Menschen, so viel Ansatzpunkte!

Ein anderes freilich ist es, ob trotz der betonten ideellen Gleichberechtigung der aufgezeigten drei Möglichkeiten, trotz der tatsächlich zu beobachtenden Vielfältigkeit der hier in Frage kommenden Strebungen der Entwicklung durch Auseinandertrachten gedient wird. Und da sage ich, auf die Gefahr hin, für einen Dogmatiker gehalten zu werden, rundweg: nein. Die Entwicklung will in dem gegebenen Moment immer nur in einem gipfeln, um dann hinterher die zu diesem Zwecke niedergehaltene, nun mit verstärkter Auftriebskraft geladenen Kräfte für eine neue Gipfelung nutzbar zu machen.

Wo dieser Gipfel, dieser neue von der Zeit gewollte Stil unseres Dramas liegt, darüber kann es einen Zweifel nicht geben. Das Pendel, das durch Jahrzehnte nach der Seite der Erwerbung, der vollen Bezwingung der neuen Lebens-Komplexe, der neuen Wirklichkeit ausschlug, strebt in weit ausholendem Schwung wieder der Gegenseite, der inneren Überwindung, der ideellen, alle seelischen Antriebskräfte nützenden Gestaltung zu. Schon sind die Durchgangsstationen: der Naturalismus, der die Bezwingung der äußeren Natur, die Neuromantik, die die Gliederung der gewandelten Psyche anstrebte, hinter uns. Wir fühlen nach dieser Bewältigung des immer nur Vorläufigen die Sicherheit, wieder ins Große zu gehen. Dieses Große nun kann, wollen wir die Arbeit der beiden Generationen vor uns (die noch am Werke sind, aber das Geschaffene nur ausbauen, nicht mehr neu gründen können) nicht einfach verleugnen und ungetan machen, nicht in Einem, der Wesenhaftigkeit oder dem nunmehr großgeschauten Sein, sondern in der Vereinigung von beiden das Ziel haben. Sowohl die Nachfolge der Griechen wie Shakespeares kann, da ein Übertreffen auf der gegenwärtigen Basis unausdenkbar ist, im besten Falle eine Wiederholung ergeben, die selbst bei völliger Wertgleichheit eine Abschwächung wäre. In der

Digitized by Google

Richtung aber, die durch den Guiskard-Torso bezeichnet ist, auf dem Wege Heinrich von Kleists, der die Synthetisierung der Art des Shakespeare und des Sophokles als einen Gedanken bezeichnet hat, der in der Reihe der menschlichen Erfindungen ein unfehlbares Glied sei, sind kaum die ersten Schritte getan. Shakespeare, in der Gestaltung der Realität, einer Gestaltung, die bei aller vor Augen liegenden Irrationalität in ganz tiefem Sinne rational ist, Sophokles, in der Deutung der Realität, einer Deutung, die bei aller das begrifflich Nüchterne streifenden Klarheit von tiefem Mystizismus ist, Shakespeare und Sophokles, also: der Klassizismus und der Modernismus sind so staunensweit gekommen, daß es rätselhaft bleibt, woher die meisten Neuklassizisten und Neumodernisten den Mut nehmen, ihre Nachfahren zu werden. Die Synthetisierung aber des Wesenhaften und des Seienden, der Idee und der Inkarnation, des Metaphysischen und des Realen, der Schönheit und der Wahrheit, der Lebendigkeit und der Reinheit, oder wie man nun den Dualismus der Erscheinung nennen will, die Bindung des in der Wirklichkeit ewig Getrennten in der Sphäre jener Unwirklichkeit, die wir Kunst heißen: sie steckt noch so sehr in den Anfängen, daß hier Arbeiter am Werke am dringendsten erforderlich sind.

Und die Sache — ich sagte es schon! — wird siegen. Denn nicht die Dramatiker wollen Stil, die Stilsehnsucht der Zeit will Dramatiker. Mag immer wieder die Begabung unzureichend sein, der eine das Gesetz, der andere die Freiheit götzendienerisch anbeten, mag dieser die neuen Erkenntnisse nur äußerlich erfassen, jener sie zur Knebelung eigener und fremder Kräfte nützen, mag hier das Temperament, dort der Verstand zum Tyrannen werden: alle persönliche Unzulänglichkeit ist, so bedauerlich sie bleibt, so viel sie schädigen und hintenanhalten kann, in einem höheren Sinne belanglos. Die Sache will sich. Und wird sich bis zur vorbestimmten, ihr wesengemäßen Gipfelung wollen. Ob das Genie, das sie ein erstes Mal erfüllen wird, unter uns ist, das ist eine Frage, die in jedem Betracht müßig genannt werden muß. Wir haben ihm so den Weg zu bereiten, daß es nur zu kommen nötig hat. Und wenn es kommt, uns wach am Werke findet, in das es auch unseres Wesens besten Teil, wenn auch, vielleicht, nicht unsern Namen, einbauen wird.

Digitized by Google

Männer des Erfolges.

Von H. Prehn-v. Dewitz.

IV. Theodore Roosevelt.*)

Schaut auf den Mann! Eine mittelhohe Stirn, kleine, halb listig, halb sinnend blickende Augen, die nur hin und wieder hinter den Brillengläsern zornig zu funkeln pflegen, die viel häufiger dagegen ein schalkhaftes Lächeln umspielt, ein struppiger, über die Mundwinkel sorglos herabgezogener Bart, ein breites, rundliches Gesicht, in dem die große, nicht unschöne Nase wie selbstverständlich steht — und das Ganze auf einem massigen, kurzen Hals, das ist das äußere Bild Theodore Roosevelts. Roosevelts Erscheinung bietet den Anblick der Kraft, ruhiger, überlegener Kraft, und diese Kraft, die physisch und geistig in dem gleichen Maße bei ihm zu Tage tritt, ist es auch, die aus dem schwächlichen, kaum lebensfähigen Kinde durch stete, unermüdliche Übung den späteren Rauhreiter, den unermüdlichen Parteikämpfer und Staatsmann und schließlich den Präsidenten der Vereinigten Staaten selbst schuf. Roosevelt ist kein self made man in des Wortes gemeiner Bedeutung, seine Wiege umgab nicht Armut und Elend — und doch hat er das, was er erreichte, was er in verwegenem Aufstieg mühevoll gewann, sich selbst erobert. Nicht Gunst noch Protektion standen ihm zur Seite; und er war der bestgefürchtete, aber auch bestgehaßte Mann im parlamentarischen Leben Amerikas, ehe er der Liebling des Volkes wurde.

Theodore Roosevelt wurde am 27. Oktober 1858 in New York geboren. Sein Vater war ein geschickter Rechtsanwalt und Richter, den ein beträchtliches Vermögen, das er vom Ahn ererbt hatte, in den Stand setzte, ganz seinen Neigungen, die in der Hauptsache in sozialem Wohltun gipfelten, zu leben. Theodores Mutter, eine geborene Bulloch, galt als eine anmutige, liebenswürdige und schöne Südstaatlerin. Des Knaben früheste Jugend war eine sonnige, glückliche Zeit. Unter sorglosem, heiterem Spiel in Wald und Flur, an dem sich gar häufig auch der Vater beteiligte, gingen die ersten Jahre dahin. Die Eindrücke aus der fröhlichen Jugendzeit sind in dem Präsidenten allzeit lebendig geblieben und schufen in seiner Seele jenes reine, hohe Ideal häuslichen Familienglücks, wie er es später auch seiner Gattin und seinen Kindern bescherte.

*) Soeben erscheint ein neues Buch des Unermüdlichen: „Aus meinem Leben“, das die Freunde amerikanischer Art interessieren dürfte.


Digitized by Google

Da jung Roosevelt ein schwächliches Kind war, dem die stickige Luft der Großstadt schaden mußte, so ließen ihn seine Eltern den größten Teil des Jahres in Sagamore Hill, dem Landsitz der Familie auf Long Island, verbringen. Jahre gingen dahin. Nur langsam gedieh der Knabe. Dabei gab er sich redliche Mühe, die schwachen Muskeln zu stählen und den kurzen Atem zu kräftigen. Er ruderte und schwamm, er übte sich im Laufen und unternahm Ausflüge durch die Wälder und in die Berge. Systematisch suchte er durch Abhärtung und Übung seinem Körper das zu geben, was ihm die Natur verweigert hatte. Doch kein noch so ehrliches Ringen brachte den ersehnten Erfolg und trostlose Stunden schlichen sich zuweilen in das Leben des heranwachsenden Jünglings. Erst ein längerer Aufenthalt an der afrikanischen Küste, in der reinen Luft der Hochebenen von Algier, brachte seinen kranken Lungen die heißersehnte Gesundung. Aber immer noch blieb er im wahrsten Sinne des Wortes ein Schwächling. Auch eine ausgedehnte Reise nach Deutschland und der Schweiz, die er mit den Seinen unternahm, brachte keinen ganzen Erfolg. Zwar hatte sich sein Gesichtskreis erweitert, hatte er in geistiger Hinsicht tiefe und nachhaltige Eindrücke erfahren, doch sein Körper war widerstandslos geblieben, und so wie er gegangen, kehrte er nach Amerika zurück. Seine Vorbereitung auf die Universität fällt in diese Jahre. Mit besonderem Eifer widmete er sich dem Studium der Geschichte. Daneben wurden die Lebensbeschreibungen großer Männer seine Lieblingslektüre. Die Schicksale der Helden seines Vaterlandes, wie Washington, Lincoln, Grant waren ihm beständig gegenwärtig und beeinflußten all sein Tun und Handeln. Aber immer und immer wieder kam es ihm zum Bewußtsein, daß seine Schwächlichkeit ihn hindern würde, es jenen gleichzutun. Und so ging er wieder wie einst als Knabe mit zäher Entschlossenheit daran, sich seine Gesundheit selbst zu schaffen. Mit ein paar gleichgesinnten Freunden drang er in die Wildnis des Urwaldes auf der Fährte des flüchtigen Hirsches, oder er zog ins Gebirge über Klippen und Abgründe, um auf schmalen Pfaden das Bergschaf zu jagen. Das Lagerleben und die Strapazen der Jagd stärkten seinen von Natur hinfälligen Körper. Seine Muskeln wurden straffer und widerstandsfähiger und allmählich nahm seine ganze Gestalt eine straffere Haltung an. Nur die Schwäche seiner Augen blieb und verurteilte ihn zum beständigen Tragen einer Brille.

Mit achtzehn Jahren bezog Theodore Roosevelt die Harvard-Universität. Ein freies, offenes Wesen und ein hohes Maß von Selbst-

Digitized by Google

bewußtsein brachte er mit auf die Hochschule. Nicht so leicht fügte er sich dem Zwange, oft überlegte er tagelang das „Für“ und „Wider“ einer Einrichtung oder Vorschrift, mit der man ihn bekannt machte. Auch die Lehren seiner Professoren prüfte er nach, und stritt und disputierte oft lange Stunden mit ihnen herum. Viele nannten ihn deshalb einen Querkopf und Sonderling. Doch an Fleiß kam dem jungen Roosevelt keiner gleich. Unermüdlich arbeitete und las er in wissenschaftlichen Werken. Was ihm dabei in die Hände fiel, war ihm ziemlich gleich, nur mußte das Buch etwas Neues und Wissenswertes bringen. Eine seltene Sammlung des Geistes kam ihm bei all seinen Studien zu statten. Er las die Bücher eigentlich nicht, er erlebte sie und, wenn er in ihrem Bann war, dann versank die Gegenwart vor ihm und er lebte nur im Geiste jenes Menschen, der durch sein Werk zu ihm sprach. So legte Roosevelt auf der Universität die Grundlage zu seinem heutigen umfangreichen Wissen. Die Sprachen der meisten europäischen Völker sind ihm geläufig, er kennt ihre Geschichte und Literatur, vor allem aber gilt er als Autorität in allen geschichtlichen und politischen Fragen über Amerika und die Vereinigten Staaten. Nach Beendigung seiner Studien vermählte sich Roosevelt mit Alice Cabot, einem liebreizenden Mädchen aus Boston, und ging auf Reisen. Doch nicht lange duldete es ihn in der Ferne und er kehrte in seine Vaterstadt zurück. Der Müßiggang, dem er sich jetzt hingab, und den nur häufige Jagden, Sportübungen und ausgedehnte Wanderungen unterbrachen, konnte ihm nicht auf die Dauer genügen. Ein innerer Drang stachelte ihn immer und immer wieder zur Tätigkeit an. Die Politik hatte ihn von jeher angezogen, in ihrem Dienste hoffte er seinem Vaterlande am meisten nützen zu können. Seine junge Gattin sah nicht mit Unlust den wachsenden Arbeitsdrang ihres Gatten, und sie tat alles, um die in ihm lebendig werdende Freude an der Politik noch zu erhöhen. So war denn der Boden genügend vorbereitet, und schließlich mag eines bei dem regsamen Manne den Ausschlag gegeben haben, was er später einmal bei guter Laune einem Bekannten anvertraute: „Ich wollte zu den regierenden Klassen gehören, nicht zu den regierten.“ Roosevelts politisches Debut sollte, eher er es selbst ahnen mochte, kommen. Seine Freunde hatten beschlossen, ihn als Kandidaten für die Wahlen zum Repräsentantenhaus des Staates New York aufzustellen. Sein Wahlbezirk war ein sicherer Besitz der republikanischen Partei, und wer als Abgeordneter nach Albany gehen sollte, bestimmten eigentlich nicht die

Digitized by Google

Wähler, sondern ein kleiner Kreis von Männern, der die Politik machte und nach Gutdünken die Wahlmaschine handhabte. Diese waren natürlich gewohnt, sich immer Leute als Abgeordnete auszusuchen, die ihnen gefügig waren, und ein Mann wie Roosevelt, der seine eigenen Gedanken hatte und auf eigenen Wegen zu gehen pflegte, war ihnen durchaus nicht genehm. Deshalb erhob sich von vorneherein eine gewaltige Opposition gegen den gefürchteten Außenseiter. Aber Roosevelt ließ sich nicht abschrecken und stürzte sich mit voller Kraft in die Wahlschlacht. Mit der Größe des Widerstandes wuchs auch sein Kampfeseifer. Die Wählerschaft wünschte einen Vertreter, der für die Sauberkeit der Straßen einträte, Roosevelt versprach ihr in temperamentvoller Rede, nicht nur für die Reinheit der Straßen, sondern auch für die Reinheit der Politik sorgen zu wollen. Seine Ansprachen wirkten, und wo immer der junge, bisher noch vollkommen unbekannte Kandidat als Redner auftrat, da folgte donnernder Applaus seinen überzeugenden Worten. Widerwillig sah sich schließlich selbst der „Boß", jener Mann, der die politische Maschine in einem Wahlkreise zu leiten pflegt, gezwungen, Roosevelts Kandidatur der republikanischen Partei anzuerkennen; und widerwillig unternahm er es, ihn auf einer Rundreise durch die Gasthäuser des Bezirks den Wählern vorzustellen. Doch diese gemeinsame Rundreise sollte nicht von langer Dauer sein. In dem ersten Gasthause, das sie betraten, empfing sie der Wirt und versprach Roosevelt eine hübsche Anzahl von Stimmen, wenn er für eine niedrige Branntweinsteuer einträte. Aber Roosevelt war nicht gewillt, den Absatz geistiger Getränke durch Aufhebung der bisherigen Schranken noch zu vermehren und sagte dies dem Wirt offen zu. Diese Art, sich seine eigenen Freunde zu verscherzen, verstand der begleitende „Boß" nicht — er war schon jetzt überzeugt, daß der junge Draufgänger die Partie verlieren würde, und wandte sich, um Roosevelt seine Rundreise durch die Lokale allein fortsetzen zu lassen. Doch der „Boß" und mit ihm seine sieggewohnten Wahlmacher hatten sich diesmal geirrt. Wie ein Mann stand die gesamte Intelligenz des Bezirks auf seiten Roosevelts, dessen schlichte und doch so zündende und begeisterte Reden überall Anklang fanden. Und als dann der Tag der Entscheidung kam, da erlebte man in Murray Hill, wie Kullnick*) sagt, „das seltene Schauspiel, daß Millionäre die Stimmen ihrer Kutscher und Diener zugunsten Roosevelts erkauften und Pro-

*) Vom Reitersmann zum Präsidenten.

Digitized by Google

fessoren mit Stimmzetteln hausieren gingen. Leute, die nie miteinander gesprochen hatten, wurden plötzlich Nachbarn und arbeiteten gemeinsam für Roosevelts Sieg, und obwohl dieser, entgegen dem herrschenden Gebrauch, die Wähler nicht in den Kneipen auf seine Kosten bewirtet, sondern auf seine gute Sache vertraut hatte, wurde er, ein Jüngling von 23 Jahren, mit bedeutender Mehrheit gewählt." 128 Mitglieder zählte das Repräsentantenhaus in Albany, vom Rechtsanwalt bis hinab zum Preisringer und Tagelöhner waren alle Stände vertreten. Jeder von ihnen verdankte seine Wahl der herkömmlichen Methode, jeder von ihnen war hierher gekommen, um Interessen der kleinen Sondergruppe von Wahlmachern, die ihn ins Parlament gesandt hatte, zu vertreten. Roosevelt allein stand vollkommen frei und war in seinen Handlungen nur dem Gros seiner Wähler verantwortlich. Die übrigen Abgeordneten hatten alle schon bei der Wahl ganz bedeutende Verpflichtungen übernommen. Wer z. B. mit Hilfe der Eisenbahnmagnaten gewählt worden war, hatte dafür zu sorgen, daß etwaige Gesetze über das Eisenbahnwesen nur durchgingen, wenn sie seinen „Auftraggebern" günstig waren — umgekehrt hatte er ungünstige ganz zum Scheitern zu bringen. Das Gemeinwohl mußte dabei für den Abgeordneten vollkommen gleichgültig sein. Diese Art, Gesetze zur Annahme oder zu Fall zu bringen, wird den Abgeordneten durch das im amerikanischen Parlament besonders ausgeprägte Kommissionswesen ermöglicht. Jede Vorlage muß zunächst einer Kommission überwiesen werden. Geht nun ein Antrag ein, der einem der Kommissionsmitglieder unbequem ist, so bringt er es mit allen Mitteln, und diese gipfeln ganz einfach in der Bestechung der übrigen Mitglieder, dahin, daß der Antrag „für die Beratung im Plenum ungeeignet" erklärt wird und damit erledigt und begraben ist. Umgekehrt weiß natürlich auch jeder Abgeordnete mit seinem Gelde eine seinen Wahlmachern günstige Gesetzvorlage durchzupeitschen. Roosevelt war nicht überrascht, als er in diese korrupte Sphäre trat. Er wußte es lange, wie sehr das Bestechungswesen in den Parlamenten blühte, und schon seinen Wählern hatte er Abhilfe versprochen. Nicht mit Anklagen gegen die Schuldigen, in negativer Weise, mit positiver Arbeit ging er ans Werk. Das Wohl des Staates galt ihm in erster Linie, und wo auch immer sich Gelegenheit bot, trat er dafür in begeisterten Reden ein. Manch harten Strauß mußte er ausfechten manche Niederlage erleiden, ehe es ihm gelang, sich eine treue Anhängerschaft im Hause zu sichern. Roosevelt hatte durch sein kühnes

Digitized by Google

Vorgehen die Augen seiner Wähler auf sich gelenkt, sie waren stolz darauf, daß ihr Vertreter die Mißstände öffentlich gebrandmarkt hatte, und sie bezeigten ihm ihr Vertrauen dadurch, daß sie ihn 1882 zum zweiten und 1883 zum dritten Male ins Parlament schickten.

Das Jahr 1884 brachte tiefes Leid über Roosevelts Haus. Mitten aus dem tobenden Leben politischer Kämpfe riß ihn der Tod seiner heißgeliebten Gattin — und kaum hatte sich die Gruft über ihr geschlossen, da ging auch seine Mutter dahin. Kummer und Schmerz hatten den sonst so Rüstigen vollkommen daniedergedrückt. Er verzichtete auf jede weitere politische Tätigkeit und zog hinaus in die Einsamkeit, um zu vergessen und Vergessen zu lernen. Die freie Natur sollte ihm Frieden und Heilung bringen. In Nord-Dakota, am kleinen Missouri, in Gegenden, die nur selten eines Menschen Fuß betritt, kaufte er sich zwei Farmen, um sich hinfort ganz der Viehzucht zu widmen. Zwei Jahre blieb er in der Wildnis, durchzog als Cowboy mit seinen Herden das Land, jagte und genas im Prairieleben des wilden Westens. 1886 heiratete er zum zweiten Male. Seine Jugendgeliebte, Edith Carow, führte er als Gattin heim. Doch noch einmal zog es ihn hinaus in die freie Natur. Diesmal galt es nicht Genesung zu suchen, diesmal galt es zu arbeiten. Auf der Farm am kleinen Missouri widmete er sich jetzt hauptsächlich schriftstellerischer Tätigkeit. Hier entstanden seine ersten bedeutenderen Werke und auch die beiden ersten Bände seines Hauptwerkes: „Die Eroberung des Westens" fanden hier ihre Vollendung. Erst 1889 kehrte er wieder nach New York zurück. Was er in der Einsamkeit ersonnen, das wollte er jetzt in die Praxis umsetzen. Vom Präsidenten Harrison wurde er in den Zivilverwaltungsausschuß berufen. Man hielt ihn hier freilich allgemein für kaltgestellt, doch sein Wirken sollte den gemächlichen Bürger bald eines besseren belehren. Sein Kampf galt nach wie vor der überall sich breitmachenden Korruption. An Stelle dieses schändlichen Beutesystems, so verkündete er, hat das Verdienstsystem zu treten, wenn der Staat gedeihen soll. Jeder nach seinem Verdienst; was er ist, nicht was er hat, was er kann, nicht was sein Fürsprecher für ihn tun kann, soll den Ausschlag geben, wenn jemand sich um ein Amt bewirbt. Sechs Jahre lang blieb Roosevelt im Amte, und als er es 1895 niederlegte, da konnte ihn Präsident Cleveland mit Recht zu seinen Erfolgen beglückwünschen. Er hatte ein Riesenwerk vollbracht. Die Zahl der nach Verdienst und Würdigkeit besetzten Stellen hatte er von 14000 auf 40000

Digitized by Google

erhöht, und jeder Schritt war ein Kampf gewesen, ein Kampf mit den Priveligierten und Drohnen. Im Mai 1895 nahm er die ihm angebotene Stellung als Polizeipräsident von New York an. Zwei Jahre lang war er unermüdlich tätig. Er unterdrückte den schändlichen Stellenhandel im Polizeidienst, er trieb durch nächtliche Inspektionsgänge die Schutzleute zu besserer Pflichterfüllung, er verhinderte mit aller Strenge den Branntweinverkauf an Kinder, er sorgte für den Abbruch gesundheitsschädlicher alter Mietskasernen, die er der Stadt zum Ankauf empfahl, alle galten vor seinem Tribunal gleich, ob weiß oder schwarz, ob Jude oder Christ.

Das Jahr 1897 brachte Mc. Kinley auf den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten. Er wußte den schaffensfreudigen, energischen Mann auf einen wichtigeren Posten zu stellen. Roosevelt wurde erster Unterstaatssekretär. In Wirklichkeit übernahm er damit die ausübende Gewalt im Marineministerium. Ihm war zum größten Teil die Sorge über die Flotte übertragen. Es war die Zeit, da die ersten dunklen Wölkchen am politischen Horizont auftauchten, die eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien in den Bereich der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit rückten. In einem Kriege mit Spanien aber mußte gerade der Flotte die Hauptarbeit zufallen. Roosevelt stand sicher am verantwortungsvollsten Posten. Sein erstes war die Neuorganisation der gesamten Seestreitkräfte. Es hieß die Flotte gefechtsbereit zu machen, und keine geringe Arbeit lastete auf den Schultern des Unermüdlichen. Und als dann am 20. April 1898 der Krieg wirklich ausbrach, da hatte Roosevelt sein Werk getan, und als Admiral Dewey auf der „Olympia" seine Flagge setzte, da zog ein stolzes Geschwadar hinaus zum Kampf.

Als der Krieg auf Kuba tobte, hielt es Roosevelt nicht mehr in der Heimat, auch er zog hinaus in das wilde, freie Leben. An der Spitze eines aus allen möglichen Elementen zusammengewürfelten Regiments, an der Spitze der „Rauhen Reiter" zog er mit seinem Freunde Wood in den Kampf. Es war eine Freischar, fast undiszipliniert und ohne jemals im Feuer gestanden zu haben, aber unter ihrem Führer vollführte sie wahre Heldentaten. Im Gefecht bei Guasimas und in der Schlacht am San Juan holte sie sich unvergängliche Lorbeeren. Roosevelt galt schon jetzt als der populärste Mann, und der Ruhm des „Helden von Santiago" zog durch alle Staaten. Noch im Jahre 1898 erkoren ihn seine Landsleute zum Gouverneur von New York. Wieder einmal hielt die Politik den Rastlosen

Digitized by Google

gefangen. Zwei Jahre später nahm er das Amt des Vizepräsidenten an. Es war ein Opfer, das Roosevelt seinen Freunden brachte, die von seiner Wahl die Wiederwahl Mc. Kinleys zum Präsidenten erhofften, es war ein Opfer, und doch wurde es für ihn die Vorstufe zur Präsidentenschaft. Der Vizepräsident hat eigentlich nichts weiter zu tun, als den Vorsitz im Senat zu führen. Nur wenn der Präsident im Amte stirbt, tritt er ohne weiteres an seine Stelle. Da aber gewöhnlich Männer in der Vollkraft ihres Lebens zu Präsidenten gewählt werden, so ist die Aussicht für den Vizepräsidenten sehr gering.

Am 6. September 1901 streckte Czolgosz Kugel in Buffalo den Präsidenten nieder und ein paar Tage später schied Mc. Kinley aus dem Leben. Und wieder ein paar Tage später, da trug man den toten Präsidenten zu Grabe. Als man seine irdische Hülle der Erde anvertraute und die nahen Batterien ihm zum letzten Male den Präsidentengruß donnerten, da stand alles Werk still in den Vereinigten Staaten. Keine Eisenbahn, kein Wagen, kein Schiff fuhr, kein Rad drehte sich, keine Maschine arbeitete — in dem Augenblicke, da die Uhr die Stunde der Beerdigung zeigte, blieb alles stehen. Fünf Minuten lang stockte das Leben — dann setzte es von neuem wieder ein. Mc. Kinley gehörte der Vergangenheit an und Roosevelt trat an seine Stelle. Mit 41 Jahren war er Präsident, der jüngste, den die Vereinigten Staaten je gehabt haben. Gar mancher mochte mit banger Sorge in die Zukunft blicken. Würde dem jugendlichen Staatslenker nicht nach kriegerischen Lorbeeren verlangen? Würde er den so notwendigen Frieden zu wahren wissen? Ein ganzes Volk konnte sich noch jetzt in ihm täuschen. Heute, da er längst aus seinem verantwortungsreichen Amte geschieden ist, können wir die zweifelnden Fragen beantworten. Roosevelt ist nie ein Draufgänger in der Politik gewesen, nicht Krieg, sondern einen ehrenvollen Frieden hat er stets gesucht und mit allen, selbst den gewagtesten Mitteln aufrechtzuhalten gesucht. Wenn es galt, den bedrohten Frieden zu wahren, so war er der erste auf dem Platze, und wenn es galt, über Krieg und Frieden zu entscheiden, so war er entschieden der letzte, der zum Kriege riet. Aber wahrte er auch den Vereinigten Staaten nach außen den Frieden, so tobte doch im Innern des Landes der Kampf. Und hier stellte sich Roosevelt mit seiner ganzen Persönlichkeit in das dichteste Getümmel. Unablässig tönte sein Kampfruf gegen den wuchernden Kapitalismus. Gegen die Trusts zog er mit Begeisterung zu Felde, und wenn er auch selbst nicht selten schwere

Digitized by Google

Wunden in dem heißen Ringen davontrug, so streckten doch jene, die er austeilte, seine Gegner kampfunfähig zu Boden. Dabei beseelte ihn ein ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl. Er war keiner Partei dienstbar. Als einst ein Arbeiter an ihn herantrat und bei ihm eine gewisse Vorrechtsstellung erwartete, antwortete er diesem: „Die Tür des Weißen Hauses soll sich, solange ich hier bin, für den Arbeiter ebenso leicht öffnen, wie für den Kapitalisten, aber auch nicht leichter."

Im Jahre 1905 konnte Roosevelt seine Friedensliebe praktisch betätigen. Er trat als Friedensstifter zwischen Rußland und Japan auf. „Ich halte die Zeit für gekommen, daß ich mich im Interesse der gesamten Menschheit bemühen muß, wenn möglich diesen schrecklichen und beklagenswerten Kampf zu Ende zu bringen. Der Fortschritt der Welt wird durch den Krieg zwischen zwei großen Völkern gehemmt", so schrieb er damals. Er führte den Frieden herbei, und der Undank zweier Völker lohnte sein Werk. Erst mit der Verleihung des Nobelpreises zollte man ihm die verdiente Anerkennung, Roosevelt wurde populär, wie wohl kein anderer Präsident vor ihm. Selbst seine Feinde mußten seinen Einfluß auf die Massen widerwillig bestätigen. So schrieb im „Success Magazine" ein Demokrat: „Der blinde Glaube, den das Volk in den Landbezirken auf Roosevelt setzt, ist beinahe mitleiderregend. Die Leute glauben, er vertrete sie in allem, was in Washington geschieht, und aus diesem Grunde fangen sie an, von Roosevelt und der Staatsregierung, solange er Präsident ist, ein Gesetz gegen jedes Übel zu erwarten, das sie bedrückt." Wie nichts deutlicher zeigen solche Äußerungen die fast unbegrenzte Macht, die Roosevelt, gestützt auf die Stimmen seiner Mitbürger, in den Staaten auszuüben vermag. Hunderte von Anekdoten laufen im Volke um, die bald von seiner Herzensgüte, bald von seinem Familiensinn, bald von seiner Geradheit und seinem schlichten Leben zu berichten wissen. Sie alle dienen nur dazu, seine Volkstümlichkeit ständig zu vermehren, und selbst heute, da er aus der Präsidentschaft geschieden ist, kommt ihm an Verehrung im Volke keiner gleich. Teddy Roosevelt ist der alte, zielbewußte, starke, arbeitende und strebende Amerikaner von bestem Schrot und Korn und deshalb lieben ihn seine Landsleute. Wer will es wissen, vielleicht ergreift er noch einmal die Zügel der Regierung, um mit demselben Mut und der gleichen Gerechtigkeit gegen reich und arm, gegen Weiß und Schwarz das Staatsschiff zu leiten.

Digitized by Google

Die neue deutsche Bahnkonzession in China und ihre Bedeutung.

Von Dr. Richard Hennig.

Am 31. Dezember 1913 ist zwischen dem chinesischen Minister des Auswärtigen Sunpaotschi und dem deutschen Gesandten in Peking v. Haxthausen ein hochwichtiger Vertrag abgeschlossen, der der deutschen wirtschaftlichen Betätigung in China ein langersehntes, sehr dankbares Feld neuer Arbeit eröffnet und geeignet ist, die überragende Stellung unsres Hafens Kiautschou unter den nordischen Häfen weiter zu festigen. Deutschland hat nämlich die Zusicherung erhalten, daß es die Bahn von Kaumi nach Itschoufu und noch darüber hinaus über den Schnittpunkt der Tientsin-Pukou-Bahn mit dem Kaiserkanal in Hantschuang sowie eine weitere Bahn von Tsinganfu nach Schuntöfu für Rechnung der chinesischen Regierung bauen wird.

Diese Eisenbahnkonzession geht weit hinaus über die Bedeutung gewöhnlicher Eisenbahnkonzessionen, die obendrein grade in China oft genug von bedenklich kurzer Lebensdauer sind. Seit Erteilung der Konzession zum Bau des nördlichen Teiles der Tientsin-Pukou-Bahn (13. Januar 1908) hat Deutschland einen gleich bedeutsamen Erfolg wie die jüngste Konzession in China nicht davongetragen. Um die Bedeutung des Errungenen ganz zu verstehen, wird es gut sein, sich folgende Tatsache zu vergegenwärtigen.

Die Hauptbahnen Chinas verlaufen heut fast durchweg in nord-südlicher Richtung. Ost-westlich sind nur die kurze Schantungbahn, die Linie Tientsin-Peking-Kalgan und allenfalls die Bahn Schanghai-Nanking gerichtet. Die stärkere Betonung der Ost-Westlinien ist für Chinas wirtschaftliche Zukunft eine Aufgabe von denkbar höchster Bedeutung.

China ist jetzt drauf und dran, sich eine Reihe von großen West-Ost-Überlandbahnen zu schaffen oder doch wenigstens ihrer künftigen Schaffung vorzuarbeiten. Da kommt denn grade im jetzigen ersten Stadium der Verhandlungen in allererster Linie die Frage in Betracht, welcher Hafen am Stillen Ozean die günstigsten Bedingungen darbietet, um diesen künftigen großen Überlandlinien Chinas als wichtigster Ausgangspunkt zu dienen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Hauptstadt des Landes, Peking, darauf bedacht sein muß, eine Art von Knotenpunkt für die geplanten Bahnen zu werden, die von der Ostküste bis nach der Mongolei, nach Tibet und nach Russisch-Zentralasien führen sollen, und daß demgemäß als Endhafen nur ein Platz in Aussicht genommen werden kann, der von Peking nicht allzu weit entfernt ist.

Wir Deutschen haben nun durch die geographisch hervorragend günstig gelegene Schantungbahn von vornherein eine Art von Vorgabe im Wettkampf um die weltwirtschaftliche Erschließung Chinas erlangt. Jetzt gilt es, diese geschickt und kräftig auszunutzen, um mit einem

Digitized by Google

Schlage Deutschland im friedlichen Wettbewerb um die wirtschaftliche Eroberung der Welt eine Stellung von überragender Bedeutung zu sichern und eine Aufgabe zuzuweisen, gegen die selbst das großartigste aller bisherigen deutschen Kulturunternehmen im Ausland, die Bagdadbahn, an Bedeutung zurücktreten würde!

Die älteren Welthäfen Hongkong, Schanghai, Kanton können als künftige Endhäfen der kommenden großen Ost-Westlinien nicht in Betracht kommen, da sie viel zu weit südlich liegen; auch der Jangtsekianghafen Pukou, der sich jetzt unter dem Einfluß der soeben vollendeten Tientsin-Pukou-Bahn rasch, und sicherlich auf Kosten Schanghais, zu einer hochbedeutenden Handelsstadt entwickeln wird, ist für jenen Zweck nicht geeignet, weil er erheblich zu südlich und in mehr als 1000 km Entfernung von Peking liegt. Dazu kommt, daß es von der Jangtsekiangmündung aus vollkommen unmöglich ist, eine Bahn bis nach dem fernen Westen zu führen. Über Szetschwan hinaus würde der Bau nicht zu gedeihen vermögen. Scheiterte doch auch das schon alte englische Projekt, eine Bahn von Indien oder gar (wie es 1899 Moreing empfahl) von der Nilmündung nach Schanghai bezw. zur Mündung des Jangtsekiang zu bauen, in erster Linie an der Unmöglichkeit, das gewaltige, 2000 km breite Hochgebirgsland zwischen Birma und China mit einer Bahn zu durchbrechen.

Durch eine neuerteilte britische Bahnkonzession im oberen Gebiet des Jangtsekiang eröffnet sich zwar die Möglichkeit einer künftigen Umgehung der Hauptgebirgsknoten und eines Bahnanschlusses zwischen Birma und Südchina, aber ganz abgesehen davon, daß auch im günstigsten Fall noch Jahrzehnte vergehen werden, ehe der ungemein schwierige Anschluß in zum Teil noch unerforschtem, wildem Gebirgsterrain geschaffen sein kann, haben auch Nordchina und Peking keinerlei Anteil an solchen kommenden Möglichkeiten. Sie bedürfen unter allen Umständen eines nördlicher gelegenen Hafens, nicht allzuweit von der Hoanghomündung entfernt.

Zunächst käme demgemäß natürlich Tientsin in Betracht, der eigentliche Hafen Pekings. Aber Tientsins günstige Lage zu Peking kann doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Ort für einen Seehafen großen Stils recht wenig geeignet ist.

Tientsin besitzt nach Admiral v. Truppel*) nur eine weit draußen liegende, ungeschützte Reede und ein schmales, mehrfach gewundenes, allerdings langes Flußrevier mit beschränkter, eben noch für die Küstendampfer ausreichender Wassertiefe; Flußmündung und Reede getrennt durch eine Barre, wo mit größter Mühe nur grade eine Rinne für Küstendampfer offengehalten werden kann, und auch das nur bei günstigen Windverhältnissen, so daß viele Güter auf der ungeeigneten Reede in Leichter umgeladen werden müssen; schwierige Schiffahrt durch den Petschili-Golf und um die berüchtigten Schantung-Vorgebirge herum; vor allem aber ist Reede und Flußrevier durch mindestens drei, manchmal vier Monate durch Eis völlig abgesperrt. Als Vorteile Tientsins kommen

*) Vortrag in der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft im Oktober 1912.

Digitized by Google

andererseits in Betracht: seine Nähe an Peking und die Mandschurei, die Flußverbindung des Peiho mit dem Hinterland, seine alten Beziehungen und Investierungen auch von europäischer, speziell deutscher Seite, die chinesische Nationalität des Platzes selbst sowohl wie der Eisenbahn nach Tsinanfu, die naturgemäß zugunsten Tientsins wirkt oder wirksam gemacht werden kann. Es ist sogar zu erwarten, daß im Notfall Tientsin die größten Opfer bringen wird, um den 180 Seemeilen nördlich von der Peiho-Mündung gelegenen kleinen, aber eisfreien Hafen Chingwantao auszubauen, damit im Winter der Handel nicht nach Tsingtau abgezogen werde.

Die aufgeführten Vorzüge Tientsins dürften aber sehr bedeutend überkompensiert werden durch die Unzulänglichkeit des Hafens für große Seeschiffe und vor allem durch seine gänzliche Unbenutzbarkeit im Winter. Der Vorschlag, Chingwangtao zur Aushilfe im Winter mit heranzuziehen, kann auch bei nachsichtigster Beurteilung nur als ein Notbehelf bewertet werden, über den der Gang der Tatsachen unweigerlich hinwegschreiten wird. Wenn Tientsin sich nur auf einer obendrein recht schwachen Krücke halten kann, ist es als nordchinesischer Haupthafen nicht zu gebrauchen und der Weltverkehr muß und wird sich ein besseres Einfallstor suchen.

Ebensowenig hat ein weiterer chinesischer Plan Aussicht auf Erfolg. Die Pekinger Regierung möchte nämlich Tschifu, nördlich von Kiautschou, zum künftigen Haupthafen machen und will zu diesem Zwecke eine Bahn von Tschifu nach Weihsien bauen. Man hat den Deutschen nahegelegt, sie möchten erlauben, daß die ihnen bereits seit langem zugesicherte, soeben konzessionierte Zweiglinie der Schantungbahn von Kaumi nach Itschoufu nicht in Kaumi, sondern in Weihsien beginne. Die Deutschen würden sich aber ins eigne Fleisch schneiden, wenn sie diesem Verlangen nachgeben wollten, denn eine in Kaumi beginnende Zweigbahn muß den von Süden kommenden Verkehr in vollem Umfang nach Tsingtau ziehen, während er über Weihsien nach Tschifu fließen würde. Die von Tschifu drohende Konkurrenzgefahr für Kiautschou ist also, da Deutschland die Mittel in der Hand hat, sie abzuwehren, in jedem Fall als sehr gering zu bewerten, zumal da Tschifu nur über das Westende der Schangtungbahn Verbindung mit dem sonstigen Bahnnetz erhalten könnte.

In jüngster Zeit machen sich auch Anstrengungen bemerkbar, den südlich der Kiautschou-Bucht gelegenen unbedeutenden Dschunkenhafen Haitschou, der chinesisch ist und 100 km südöstlich von Itschoufu liegt, gegen Kiautschou auszuspielen, indem einem belgischen Syndikat eine Konzession zum Bau einer ersten West-Ost-Riesenbahn von Haitschou über Kaifōng und Lantschou bis ins Ilital und nach Kuldscha in der westlichen Mongolei erteilt wurde, aber erstens ist der praktische Wert solcher Konzessionen in China erfahrungsgemäß noch nicht sehr hoch einzuschätzen, und es ist noch gar nicht abzusehen, ob die Konzession in ganzem Umfang verwirklicht werden kann, und zweitens hat man schon jetzt erkannt, daß das völlig unzureichende Haitschou als Konkurrenz-

Digitized by Google

hafen neben Kiautschou eine etwas komische Rolle spielen würde: man hat daher schon jetzt Haitschou als Endpunkt wieder fallen lassen und ist z. Zt. bemüht, den Endpunkt der belgischen Bahn an die Jangtsekiangmündung zu verlegen, was aber wieder die Engländer sich nicht ohne weiteres gefallen lassen werden. Daß überdies dort aber kein führender Hafen für Nordchina geschaffen werden kann, liegt auf der Hand. Der Plan mutet an, als ob man gewaltsam Le Hâvre an Stelle von Hamburg zum beherrschenden Seehafen für Norddeutschland machen wolle!

Wie die Dinge demnach liegen, bleibt eigentlich nur der Hafen von Kiautschou als künftiger Hafen Pekings übrig. Kiautschou ist von Singapore bis Wladiwostok hinauf der beste Naturhafen, hat unter nennenswerter Vereisung nicht zu leiden, ist demnach das ganze Jahr offen, in erträglicher Nähe an Peking — was will man mehr?

Dazu kommen weitere Vorzüge, die Admiral v. Truppel a. a. O. folgendermaßen zusammenstellt: „Große Wassertiefe und leichte Zugänglichkeit für die größten Ozeanriesen, vollständige Eisfreiheit und Taifunfreiheit; größte Ersparnis an Lokaltransporten beim Umladen, da Ozeandampfer, Küstendampfer, Dschunken und Eisenbahnwagen je nach Bedarf unmittelbar nebeneinander an und auf der Mole arbeiten können; überhaupt Möglichkeit des Hafenausbaues und Hafenbetriebs nach den neuesten Erfahrungen zwecks günstigster Abwickelung der Handels- und Schiffahrtsgeschäfte! Vorhandensein aller Sicherheits- und Hilfsmittel für die Schiffahrt; außer Kohlen (die auch Tientsin in der Nähe hat) jede Reparaturmöglichkeit in einem Dock von 16000 Tons und mit einem elektrisch betriebenen Kran von 150 Tons Tragfähigkeit."

Für die chinesischen Machthaber bedeutet es freilich ein bedeutendes Hindernis, daß die Bucht von Kiautschou in deutschen Händen ist; ein rein chinesischer Hafen wäre ihnen selbstverständlich lieber, aber sie dürften weder die Macht noch das Geschick haben, den natürlichsten Gang der Entwickelung aufzuhalten. Kiautschou wird und muß der Haupthafen Nordchinas am Stillen Ozean werden und bleiben!

Die Bedeutung der Häfen für die Weltwirtschaft wird von Naturgesetzen bestimmt, an denen der menschliche Wille nicht viel zu ändern vermag, und über Wünsche einer einzelnen Regierung, die den einen Hafenplatz zu begünstigen, den andern zu schädigen trachtet, setzt sich der Welthandel auf die Dauer mit souveräner Verachtung hinweg, denn im modernen Weltwirtschaftsleben herrscht das Bestreben, alle nationalen Grenzen nach Möglichkeit zu überspringen, und nur die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit entscheidet in der Hauptsache die schließliche Gestaltung der Dinge.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, scheinen die Zukunftsaussichten Kiautschous und seine Chancen, dereinst der wichtigste asiatische Hafen am Stillen Ozean im europäisch-asiatischen Überlandverkehr zu werden, recht günstig zu sein. Die Bahnkonzessionen vom 31. Dezember 1913 sind nun vollauf geeignet, unsere Kiautschou-Hoffnungen, die noch nie so hoch geschwellt wie gegenwärtig waren, weiterhin zu verstärken.

Digitized by Google

Schon im Kiautschou-Vertrag vom 6. März 1898 erhielt Deutschland nicht nur eine Konzession für den Bau der Schantungbahn, sondern auch die Zusicherung, daß die oben genannte Zweigbahn Kaumi-Itschoufu bis Neujahr 1915 vorhanden sein werde, und überdies das Recht, die bisher in Tsinanfu endende Schantungbahn bis nach Schuntöfu (an der „Zentralbahn" Peking-Hankou) zu verlängern. Es ist nun grade gegenwärtig von sehr hoher Bedeutung, daß Deutschland die ihm zugestandenen Linien sogleich in Angriff nehmen kann. Selbst wenn sie sich zunächst noch nicht rentieren sollten (was aber keineswegs befürchtet zu werden braucht), müssen sie von höchstem Wert für Deutschlands Stellung in China sein, als moralischer Erfolg im allgemeinen, vor allem aber als eine weitere, höchst bedeutsame, vielleicht entscheidende Etappe im Bestreben, Kiautschou zum künftigen Haupthafen Ostasiens zu machen.

Doch auch die zweite Linie Tsinanfu-Schuntöfu ist von hoher Wichtigkeit. Sie stellt ebenfalls einen Zubringer für die Schantungbahn dar, und zwar für die Zufuhr aus dem südlichen Tschili, an das die Bahn heran- bezw. hineinführen würde. Freilich wird sich hier der Mitbewerb Tientsins deutlich fühlbar machen.

Weiterhin aber darf man auch den Umstand nicht gering veranschlagen, daß Kiautschou geographisch derjenige Hafen ist, auf den alle künftigen chinesischen Ost-West-Überlandbahnen sozusagen ganz von selbst losmarschieren müssen. Die vielgenannte transmongolische Bahn, die am Baikalsee bei Werchne Udinsk von der sibirischen abzweigen und über Kjachta, Urga und durch die Wüste Gobi hindurch nach Kalgan und Peking geführt werden soll, wird schon durch die jetzt vorhandenen Bahnlinien gezwungen, ausschließlich zwischen Tientsin und Tsingtau als Endhafen zu wählen. Diese Bahn aber hat, wenn auch ihre Herstellung im Augenblick durch den russisch-chinesischen Konflikt und die Abfallbestrebungen der Mongolei auf nicht absehbare Zeit vereitelt worden ist, entschieden die meisten Aussichten auf eine verhältnismäßig rasche Verwirklichung.

Die zweite Überlandbahn, die aus der Westmongolei etwa von Kuldscha her ins Hoangho-Gebiet verlaufen soll, würde Peking selbst nicht berühren, würde aber auch nicht allzuweit von der Hauptstadt im Bereich des Hoangho-Gebietes ihren End-Seehafen finden müssen. Dasselbe gilt für die etwa von Russisch-Zentralasien oder von Tibet her kommenden Überlandbahnen. Für alle diese Linien kommt als Durchbruchsstelle durchs Gebirge nur eine einzige Stelle in Betracht. Während nämlich der Verkehr vom eigentlichen China nach der Mongolei und nach Sibirien sich ausschließlich über den verkehrsreichen Nankoupaß bewegt, unterhalb dessen auch die Peking-Kalganbahn, also das Schwanzstück der obengenannten transmongolischen Bahn Kjachta-Peking, die Chingan-Gebirgskette überwindet, ist südlich vom Nankoupaß der von Westen kommende Verkehr so gut wie vollständig auf einen einzigen Durchgang im Gebirge angewiesen, auf die sogenannte „Pforte des Hoangho" in der Gegend der Stadt Singanfu, und dazu auf die zweite Durchbruchsstelle

Digitized by Google

des Hoangho bei Lantschou. Lantschou wäre der Knotenpunkt, in dem sich alle die von Kuldscha oder von Kaschgar oder auch von Tibet kommenden Überlandbahnen notwendig vereinigen müssen. Östlich von Lantschou aber kommt keine andere Bahnführung mehr in Betracht, als die uralte Verkehrsstraße, die sich dem Tale des Weiho zuwendet und dann diesem und dem Hoangho in fast dauernd genau östlicher Richtung bis Kaifönq folgt. Ein einziger Blick auf die Karte zeigt uns nun aber, daß ein von Lantschou und Singanfu kommender, in Kaifönq ausmündender Verkehr in gradliniger Verlängerung zum Gelben Meer fast genau auf die Kiautschoubucht stößt. Diese stellt geradezu den geometrischen Schnittpunkt dar für den über den Nankoupaß kommenden sibirisch-mongolischen und den auf die Hoanghopforte angewiesenen zentralasiatischen Verkehr, und wer sich diese Tatsache im Hinblick auf ihre verkehrsgeographischen Zukunftsmöglichkeiten veranschaulicht, der muß Bewunderung empfinden für den wirtschaftspolitischen Scharfblick, mit dem Ferdinand von Richthofen dereinst gerade die Kiautschou-Bucht als die für die deutsche Festsetzung in China geeignetste Stelle herausfand.

Unsere Schantungbahn ist das gegebene, ja eigentlich das einzig natürliche Schlußstück jeder durch die Hoanghopforte nach Osten führenden Bahn. Jeder Versuch, den großen Bahnverkehr der Zukunft von Tsingtau fort und einem chinesischen Hafen zuzuleiten, muß notwendig scheitern, wenn wir einigermaßen die bedeutenden Vorteile wahrnehmen, die uns schon in die Hand gegeben sind. Darum ist es von außerordentlichem Wert, daß wir jetzt in der Lage sind, unsere deutsche Bahn so rasch wie möglich um das uns schon zugesicherte Stück Tsinanfu-Schuntöfu zu verlängern, denn wenn das unbestrittene deutsche Hinterland der Kiautschoubucht erst einmal bis an die Nord-Süd-Zentralbahn Peking-Hankou herausreicht, dann darf man eigentlich ohne weiteres jeden erfolgreichen Wettbewerb andrer nordchinesischer Häfen als ausgeschaltet betrachten, und die führende Rolle Tsingtaus ist dann voraussichtlich für immer sichergestellt!

Digitized by Google

Nochmals die Fehmarnlinie.

Eine Erwiderung von Dr. Erich Wallroth.

Unter der Überschrift „Alte und neue Verkehrswege nach Dänemark“ findet sich von Dr. Rudolf Große in der Februarnummer der „Güldenkammer“ ein Artikel, dessen Ausführungen im Interesse der Sache nicht unwidersprochen bleiben dürfen. — Unumwunden zugestanden werden in jenem Artikel die natürlich auch unbestreitbaren beiden Haupttatsachen,

a) daß bei einer ungefähr gerade gezogenen Linie zwischen Hamburg und Kopenhagen diese Linie über eine Inselbrücke — nämlich über Fehmarn und Laaland — läuft,
b) daß sich die Reisenden auf der Fehmarnlinie verhältnismäßig nur kurze Zeit auf See (nur 18,8 km) befinden würden.

Diese beiden wichtigen Tatsachen nennt der Verfasser selbst „auf den ersten Blick bestechend“; er erhebt aber dann gegen die Durchführung der Fehmarnlinie eine Reihe von Bedenken, denen außerhalb Kiels und seiner näheren Umgebung kaum sonderliche Beweiskraft zuerkannt werden dürfte.

1. Große Schwierigkeiten sollen der Durchführung der Fehmarnlinie gegenüberstehen zunächst mit Rücksicht auf die Kostenfrage. Da jedoch der von den Sachverständigen des Fehmarnbahn-Komitees aufgestellte detaillierte Baukostenanschlag vom Verfasser nicht bemängelt wird, und der Chef der dänischen Staatsbahnverwaltung, Generaldirektor Ambt, sich in einem an das Dänische Fehmarnbahn-Komitee gerichteten Schreiben kürzlich wörtlich dahin ausgesprochen hat, „daß die Einheitspreise in Dänemark durchschnittlich noch etwas niedriger sind“, als sie von jenen Sachverständigen angenommen werden, so ist von diesem Kostenanschlage auszugehen. Er veranschlagt die Baukosten preußischerseits insgesamt auf nur 16½ Millionen Mark, bezw. wenn an Stelle einer Durchdämmung des Fehmarnsunds eine Brücke vorgezogen werden sollte, auf rund 22 Millionen Mark. Diese Baukosten sind doch gewiß recht bescheiden! Sie sind es aber auch relativ im Verhältnis zu den Kosten einer Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie. Mit Unrecht rechnet nämlich Herr Dr. Grosse hierunter nur die Kosten für die neu einzustellenden staatlichen Schnelldampfer sowie für die Herstellung bequemster Übergänge in Kiel und Korsör. In einem kürzlich in der Presse bekannt gegebenen Schreiben der Eisenbahndirektion Altona an den dortigen Magistrat wird bezeichnenderweise ausdrücklich zugegeben, daß der „Hauptzweck“ der neugeplanten Schnellbahn Altona—Neumünster „in der Schaffung einer beschleunigten Verbindung mit den skandinavischen Ländern und nach dem Norden“ besteht. In erster Linie dient hiernach jene — nach Altonaer Angaben rund 20 Millionen Mark beanspruchende — Schnellbahn offensichtlich dem Kopenhagener Verkehr. Rechnet man aber auch nur die Hälfte dieser Kosten zu Lasten der Kiel-Korsör-Linie, so liegt auf der

Digitized by Google

Hand, daß die Kosten für die Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie zum mindesten kaum geringer sein können als die Baukosten der Fehmarnlinie!

Ist hiernach jener Haupteinwand hinfällig, so gilt das gleiche von dem Einwand einer Schädigung der Kleinschiffahrt im Fehmarnsund und von der angeblichen Schwierigkeit der Eisverhältnisse im Fehmarnbelt. Um den bei anhaltend starken östlichen oder westlichen Winden ausnahmsweise entstehenden Strom durch den Durchlaß in dem geplanten Damm über den Fehmarnsund zu vermeiden, sind dem Herrn Minister für die öffentlichen Arbeiten vom Fehmarnbahn-Komitee im Interesse der Kleinschiffahrt detaillierte sachkundige Vorschläge entgegengebracht worden. Sollte die Eisenbahnverwaltung aber dem oben veranschlagten Brückenbau den Vorzug geben, so wird die Kleinschiffahrt dadurch ebensowenig gefährdet, wie im Strelasund zwischen Rügen und dem Festlande, wo von der Eisenbahnverwaltung bekanntlich im Interesse der Saßnitz-Trelleborg-Linie eine Hochbrücke geplant worden ist.

Ganz abwegig ist schließlich der Hinweis auf die ungünstigen Eisverhältnisse im Fehmarnbelt. Denn erst kürzlich ist in Hamburger Blättern eine erschöpfende Erklärung des Ingenieurs des technischen Wasserbauwesens und Hafeninspektionsoffiziers, Dozent Munch-Petersen in Kopenhagen, abgedruckt worden, welcher auf Grund von mehr als sechsjährigen täglichen (!) Aufzeichnungen die Eisverhältnisse zwischen Fehmarn und Laaland gegenüber den bestehenden Verbindungen als „verhältnismäßig außerordentlich günstig" erklärt und diese Seeverbindung „nicht nur als siebenmal so kurz, sondern auch als siebenmal so betriebsicher" bezeichnet hat als die Kiel-Korsör-Linie! Tatsächlich kann man auch selbst in Kiel diesem Einwande kaum irgendwelche ernste Bedeutung beimessen. Denn andernfalls wäre es ja schlechterdings unverständlich, wie man von Kiel aus gleichzeitig neben der Linie Kiel—Körsör—Kopenhagen fortgesetzt eine Linie Kiel—Laaland—Kopenhagen zur Diskussion stellen kann.

2. Da hiermit alle von Herrn Dr. Große aufgezählten „Schwierigkeiten" für die Fehmarnlinie erschöpft sind, bleibt nur noch der Einwand, daß in bezug auf Abkürzung der Reisedauer mit der verbesserten Kiel-Korsör-Linie fast dasselbe erreicht werden könne, wie durch die Fehmarnbahn. Nach dem Erscheinen des Obergutachtens der Geheimen Bauräte Professor Cauer und Kemmann — dessen Ergebnisse erst in diesen Tagen durch einen Artikel des Professors an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, Herrn Dr. ing. Blum (vgl. Berliner Tageblatt vom 22. Februar) ihre volle Bestätigung erfahren haben! — läßt sich jene Behauptung nicht mehr aufrechterhalten. Hiernach steht vielmehr unwiderleglich fest, „daß für die verbesserte Linie über Kiel—Korsör ein Mehraufwand an Fahrzeit von jedenfalls über 2 Stunden und für die Linie Kiel—Rödby ein Mehraufwand an Fahrzeit von fast 1¾ Stunden" gerechnet werden muß. Daß es im übrigen ein innerer Widerspruch ist, auf der einen Seite die Hauptvorzüge der Fehmarnbahn rückhaltslos anzuerkennen (s. o.), auf der anderen Seite aber die annähernde Gleichwertigkeit der beiden Verkehrswege zu behaupten, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Digitized by Google

3. Wenn in dem genannten Artikel endlich die Verbesserung der Kiel-Korsör-Linie im Zusammenhang mit der Notwendigkeit einer „Anknüpfung an bestehende Zustände“ sowie einer „organischen Fortentwickelung“ gefordert wird, so ließe sich hierüber vielleicht reden, wenn angesichts der soeben erwähnten durchschlagenden Verkehrsvorteile der Fehmarnlinie (zwischen Hamburg und Kopenhagen 4¼ Stunden Reiseersparnis gegen heute und noch über 2 Stunden gegenüber der verbesserten Kiel-Korsör-Linie) hier nicht in so ausgesprochenem Maße das Bessere der Feind des Guten wäre. Ganz besonders aber fällt schließlich der Gesichtspunkt ins Gewicht, daß alle von Kiel beanspruchten recht bedeutenden Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln sich sehr bald als völlig vergeblich erweisen müssen. Dann nämlich, wenn Dänemark im Verein mit Mecklenburg durch Erbauung der bekanntlich auch der Warnemünder-Gjedser-Linie zu gute kommenden Masnedsundbrücke, durch Einstellung etwas schnellerer Fährdampfer zwischen Warnemünde und Gjedser sowie durch Beschleunigung der Reisegeschwindigkeiten zwischen Warnemünde und Hamburg die Reisedauer auf der in ihren Verkehrsleistungen der Kieler Route gewaltig überlegenen Linie Hamburg—Warnemünde—Kopenhagen gleichfalls — wie in Mecklenburg bestimmt beabsichtigt — auf rund 7¼ Stunden herabsetzen. Die heute beobachtete Tatsache, daß während 6 Wintermonaten auf der für den Güterverkehr ohnehin ausscheidenden Kiel-Korsör-Linie nur durchschnittlich 15 Passagiere pro Schiff fahren, d. h. daß der Verkehr sich auf den Touristenverkehr weniger Sommermonate zusammendrängt, wird sich dann in vollstem Umfange wiederholen. D. h. die Kiel-Korsör-Linie müßte in Zukunft ebenso wie heute aus der Reihe der deutsch-skandinavischen Hauptverbindungen ausscheiden. Sie würde ähnlich wie etwa die Touristenschiffe von Stettin nach Kopenhagen usw. wegen ihrer überlangen Seereise von 135 km auch künftig wieder wie heute den Charakter einer reinen sommerlichen Touristenroute haben. Die Herstellung eines solchen Zustandes kann aber m. E. niemals Gegenstand „organischer Fortentwickelung“ sein, weil man eben hiermit im Endeffekt doch nur genau denselben unbefriedigenden Zustand erreichen würde, der zu Ungunsten der Kiel-Korsör-Linie infolge des natürlichen Laufs der Dinge heute bereits besteht.

Wenn man deshalb heute seitens der maßgebenden preußischen Instanzen einer rationellen Verbesserung der leider sehr im Argen liegenden Verbindungen des Westens mit den nordischen Ländern nähertreten will, so sollte man hierbei jedenfalls von solchen Versuchen absehen, die sich — selbst ohne die früher oder später unfehlbar doch kommende Fehmarnlinie — bei Lage der Dinge notwendig als Versuche mit untauglichen Mitteln erweisen müssen.

Digitized by Google

Zionismus und englische Politik.

Von Otto Corbach.

Auch wenn man nicht gerade jenen pessimistischen Philosophen recht geben will, nach denen das Leben überhaupt nichts anderes wäre als eine Art Traum, so darf man doch behaupten, daß der weitaus größte Teil der Menschen ihre meisten Kräfte für Träume vergeuden. Und wie den einzelnen, so ergeht es ganzen Völkern. Die sogenannte Weltgeschichte ist vorwiegend eine Geschichte völkerbewegender Träume. Zu den modernen sozialen Traumerscheinungen gehört eine besonders charakteristische: der Zionismus. Zwar, daß ein kleiner Teil der Juden keinen Hehl aus dem wohl allgemeinen Empfinden für ihre rassische und kulturelle Eigenart macht und mit Stolz den Anspruch darauf erhebt, als eine besondere Nation zu gelten, ist gewiß ehrlicher, als das krampfhafte Bestreben der meisten, sich für Menschen derselben Art zu geben wie die Wirtsvölker, unter die sie versprengt sind. Aber daß die Zionisten nun unbedingt ein Land und einen Staat haben wollen, um dadurch dem ganzen Judentum wieder ein nationales Selbstbewußtsein zu vermitteln, das ist gerade so ein Spuk der Phantasie, wie die Annahme der Gegner unter ihren Volksgenossen, sie seien keine Juden mehr, es sei denn allenfalls der „Konfession" nach.

Als Realisten sollten jüdische Nationalisten erkennen, daß gerade der bodenständige Nationalismus etwas ist, wovon die Kulturmenschheit loszukommen trachtet. Wie sich das soziale Zusammengehörigkeitsgefühl im kleinen ursprünglich in Geschlechtsverbänden nach Personen, nicht nach Wohnsitzen orientierte, so sucht die moderne soziale Bewegung dies im großen in den modernen Berufsverbänden wieder möglich zu machen. Es ist nicht die Schollensässigkeit, sondern die Freizügigkeit, die allenthalben triumphiert, und im Grunde jederzeit triumphiert hat. Denn welche Elemente sind es, die in einem Staate die wirkliche Macht ausüben? Soweit die Vergangenheit die Gegenwart noch zu vergewaltigen vermag, sind es die Nachfahren oder Erben der Nomaden, die einst seßhafte Bauernstämme unterjochten und darüber ihren „Staat" aufrichteten; soweit die Gegenwart zu ihrem Rechte kommt, sind es Industrielle und Kaufleute, deren „Feld" die „Welt" ist. Zufall ist es gewiß nicht, daß unter allen Monopolrechten solche über bewegliche Güter wirksamer sind, als solche über unbewegliche. Gerade das erklärt den längeren Atem der Juden gegenüber den „Junkern" in aller Welt; jene verfügen über die meisten Schätze eines beweglichen Monopolgutes, des Goldes, an das alles moderne Geldwesen wie mit Prometheusketten geschmiedet ist, diese über den größten Teil eines unbeweglichen Monopolgutes: Grundbesitz von künstlichem Seltenheitswert. So erklärt sich auch das Verhältnis zwischen Boden- und Kapitalhörigen, Land- und Industriearbeitern: immer sind es die beweglichen Menschen, die besser vorwärtskommen, weil sie sich am weitesten vom bodenständigen Pflanzentum fortentwickelt haben.

Digitized by Google

Die zionistischen Versuche, die in Palästina eingewanderten Juden in ein vorwiegend ackerbautreibendes Volk zu verwandeln, sind im großen und ganzen kläglich gescheitert. Mit welch rührendem Eifer hat sich seinerzeit der Pariser Millionär Edmond de Rothschild der jüdischen Kolonisationssache angenommen! Zwischen den Jahren 1883 und 1899 wendete er 50 Millionen Franken dafür auf. Und was erlebte er dabei? Daß die Kolonisten, die er unterstützte, aus der Kolonisation ein Geldgeschäft machten. Anstatt selbst hinauszugehen in die Weinberge, überließ man das den Beamten und den arabischen Tagelöhnern: „Brachte das nächste Frühjahr eine schlechte Ernte, war dann nicht Rothschild da? Hatte er nicht für Nahrung, Kleidung, Wohnung und Vergnügungen zu sorgen? Aus den blutjungen Emigranten waren auf einmal behäbige, von der Autorität des Geldes gestützte Parvenus geworden.“ (Lorch.) Von den neueren Versuchen, in Palästina einen starken jüdischen Bauernstand zu schaffen, hört man aber auch nichts Günstiges. Und wo sich schließlich jüdische Männer finden, die sich mit Ernst der landwirtschaftlichen Arbeit widmen, da versagen die Frauen. Dr. Franz Oppenheimer, mit dessen bekannter Idee der „Siedlungsgenossenschaft“ jetzt in Palästina ein praktischer Versuch gemacht wird, sagt über seine eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle: „Ich habe sehr viele elegante seidene Blusen und schlanke Stöckelschuhe gesehen, habe viel Intelligenz und Willen zu höherer Bildung getroffen, aber nur wenige Erscheinungen gesehen, die ich mir mit geschürztem Rock und Holzschuhen auf dem Melkschemel oder beim Ausmisten oder beim Garbenbinden unter glühender Sonne vorstellen könnte. Dieser vorläufige Mangel an ausreichenden und genügend vorgebildeten Arbeitsbäuerinnen — und Salonbäuerinnen können nichts helfen — erscheint mir als der vornehmste Grund, aus dem wir auf den Erfolg einer einzelbäuerlichen Siedlung im großen vorläufig nicht werden rechnen dürfen.“

Die jüdische Bevölkerung Palästinas umfaßt heute etwa 100000 Köpfe, den sechsten Teil der Gesamtbevölkerung. Wenn es nach jahrzehntelangen kostspieligen Anstrengungen gelungen ist, davon gegen 7000 Personen als bäuerliche Bevölkerung anzusiedeln, so will das wenig besagen, wenn man bedenkt, daß die wirkliche Arbeit meist von Arabern verrichtet wird und daß die hohen, rasch emporschnellenden Bodenpreise bereits von einer kapitalistischen Entartung der landwirtschaftlichen Betriebsform zeugen. Ohne ein starkes, seßhaftes jüdisches Bauerntum läßt sich aber kein zionistischer territorialer Judenstaat schaffen; denn alle nicht landwirtschaftlichen Berufe stehen heute zu der Örtlichkeit, wo sie ausgeübt werden, nur in lockerem Zusammenhange; sie verarbeiten Stoffe aus aller Welt für alle Welt, und die Menschen, die in ihnen tätig sind, müssen sich den Gesetzen eines internationalen Wettbewerbes unterwerfen.

Nicht als Bürger eines werdenden selbständigen Staates, wohl aber als Figuren John Bulls auf dem weltpolitischen Schachbrett haben die Juden in Palästina eine besondere Bedeutung. Darüber bringt die Schrift von Fritz Lorch: „England und der Zionismus in Palästina“,*) gute Auf-

*) Berlin SW., Verlag der Beiträge zur Orientpolitik.

Digitized by Google

klärung. „Palästina ist noch heute die Völkerbrücke, die Asien mit Afrika verbindet. Ein türkischer oder russischer Vorstoß über Syrien nach Ägypten müßte das englische Kolonialreich an seiner zurzeit verwundbarsten Stelle treffen." Die Masse der jüdischen Einwanderer in Palästina ist wohl russischer Nation, aber Rußland entledigt sich dieser Elemente fortwährend gewaltsam und sie wissen in Palästina den Wert der englischen Freundschaft zu schätzen. Stolz konnte Zangwill, der Führer der englischen Zionisten, auf dem VII. Zionistenkongreß ausrufen: „Wissen Sie, daß in die jüdische Kolonialbank in Jerusalem türkische Soldaten eindringen könnten und daß diese Bank geschlossen werden könnte, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, die britische Flagge aufzuziehen? Wir hören immer höhnisches Gelächter und Kritik über die Tätigkeit der britischen Regierung für den Zionismus, aber wenn die britische Regierung nicht wäre, so wäre der Zionismus überhaupt nicht imstande, in Palästina etwas zu machen."

Die Juden in Palästina sind geblieben, was sie waren, ein von Hause aus für den Handel am besten geeignetes Volk. Möglich, daß in den jüdischen Kolonien doch noch der Beweis geliefert wird, daß sich aus Juden auch tüchtige Landwirte machen lassen; sicher werden das dann doch keine leidenschaftlich seßhaften Elemente sein. Daß Landwirtschaft nur durch ein seßhaftes Bauerntum betrieben werden könnte, ist ein Irrtum, wie die private große Güterwirtschaft mit dem ewigen Kommen und Gehen der dafür tätigen Arbeitskräfte beweist. Deshalb ist es doppelt unsinnig, den beweglichsten modernen Kulturmenschen, den Juden, in einen an die Scholle gebundenen, staatenbildenden Faktor zu verwandeln. Die jüdische Bevölkerung Palästinas ist ein sehr stark fluktuierendes Element, dem der englische Handel dort seinen Aufschwung verdankt. Es ist z. B. bezeichnend, daß die jüdische Orangenausfuhr aus Palästina sich fast ausschließlich nach englischen Häfen richtet. Im übrigen aber wirkt das zionistische Judentum im Orient wie die Araber in Westarabien als auflösende Kraft im ottomanischen Reiche für England. Englische Weltpolitiker halten für den Fall, daß die Türkei auch in Asien sich auflöste, Ägypten als Ersatz bereit. „Es ist kein Grund einzusehen," schrieb kürzlich die „Fortnightly Review", „warum der Khedive nicht dem Sultan als Herr des Islams nachfolgen sollte, so phantastisch dieser Gedankengang zunächst auch sein mag. Ägypten würde dann die Schutzmacht der Provinz Hedschas werden und damit der Herr über Mekka . . . Syrien und Palästina würden wie einst unter die Oberhoheit von Kairo fallen, ganz Arabien würde dem ägyptischen Reiche angegliedert und die Stämme des Yemens, die gegen die Türken rebellieren, wären bereit — sie sind es schon — sich England zu unterwerfen . . ."

Digitized by Google

Tango.

Von A. Halbert.

Tango kommt von unten, vom Volk. Das ist sein erstes Merkmal. Er ist niederer Herkunft. Ja, er ist so wenig adelig, daß auch seine Abstammung dunkel ist. Verschiedene Gelehrte der Tanzkunst wollen ihm eine verschiedene Heimat zuweisen. Der Laie sagt: er stammt aus Argentinien. Der Sachkenner meint: er sei eine Abart, ein Auswuchs des altspanischen Tango, der allerdings nicht Tango hieß, sondern . . . ?

Es ist drollig, diese Erscheinung zu verfolgen: der Ursprung des Tanzes ist nicht festzustellen, weil er so volkstümlich die Instinkte traf, daß die Cowboys in Amerika ihn für sich reklamierten, die Apachen in Paris ihn nach ihrem Muster zurechtstutzten, die Kubaner ihn auf Volksfesten nationalisierten — kurz und gut: er hat internationale Formen angenommen.

Bis die Gesellschaft ihn entdeckte — die gute Gesellschaft in — ja, in London oder Paris? Die Gelehrten sind sich wieder nicht ganz klar. Wir sind gewöhnt, die Tänze der letzten Jahre mit einer englischen Marke zu belegen. Der kapriziös-ausholende One Step ist amerikanisch. Aber er hat englische Finessen. Er hat die schaukelnde Bedachtsamkeit, das vorsichtige Schreiten, das unexaltiert Kühle des englischen Temperamentes mit in den Salon gebracht. Manchmal weist er aber auch das exotisch-willkürliche, verrenkt-prickelnde Pariser Tempo auf. Tango hat nun von beiden Atmospähren den Rhythmus aufgenommen. Deshalb die Unklarheit.

Man glaubt es nicht, daß der Walzer in Paris seinerzeit die Sensation der Mode war. Vielleicht wird es später ebenso unwahrscheinlich klingen, daß die Pariser Gesellschaft dem Tango das Wilde, Herausfordernde, Gehetzte nahm, ihn gesellschaftlich erzog. Aber vorläufig sprechen alle Zeichen dafür, daß seine Wiege zwar irgendwo „tief da unten" stand, aber seine Allüren, seine Erziehung in Paris beigebracht wurden.

Aber wozu das tiefe Forschen? Der Tanz hat Europa gewonnen. Auf Umwegen, vielleicht auf Schleichwegen — aber er hat auf der ganzen Linie gesiegt. Wir wollen nun zu ergründen suchen, mit welchen Machtmitteln es geschah. Denn das Revolutionäre dieses Tanzes kann es nicht allein sein. Das steht fest. Manche Kenner behaupten sogar: Tango sei gar nicht revolutionär, sei nur der Tanz der Zeit, aus ihrem Geist geboren.

Der Geist der Zeit! Ein verfängliches Wort, wenn es sich bloß um einen Modetanz handelt. Aber bedeutsam und Aufklärung bringend, wenn man den Tanz als das bejahende Element des Lebens ansieht, als den Bringer der Freude, den Wecker der Energien. Die Stimmung unseres Lebens ist ernst. Allerdings ernst, ohne Beschaulichkeit; ernst ohne Hintergründe. Die Zeit des Walzers war die Werther-Zeit: melancholisch, traumverwoben, gefühlssatt. Die Romantik des ersten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts paßte zu diesem Tanz. Oder besser: der Tanz paßte zu ihr. Das Weiche, Schmiegsame, Frauenhafte lag in der Luft, in den Herzen. Die Kleider der Frauen — Tanz ist nun mal ein Lebenselement der Frau — bauschten und zierten sich, flatterten und drehten sich im Kreise. Es war ein nachdenkliches Ziehen, ein verlorenes Schleifen im Walzer, der dem Gemütsleben angepaßt war.

Digitized by Google

Als die Polka später einsetzte, waren die Gemüter vielleicht genau so erregt, wie heute beim Tango. Ein Ausspruch charakterisiert die schroffe Ablehnung der Werther-Menschen: „Polka ist der Tanz der Dienstmädchen mit ihren Soldaten . ." Aber die Romantik unterlag, das Aristokratentum der Gesellschaft — unter dem Bürgerkönig siegte die Polka. Der Bürger wollte demonstrieren. Der hüpfende, forsche Rhythmus paßte zu der revolutionären Stimmung der mittleren Kreise, die beweisen wollten, daß ihr Blut dicker als Wasser sei. Es sollte gegen die Blutlosigkeit der Romantik demonstriert werden.

Die Übergänge kamen rasch und jäh. Das Bürgertum verlor seine Beschaulichkeit. Das Bürgertum wurde langsam zur Geld-Aristokratie. Das ist kein Vorwurf, sondern nur eine Konstatierung. Es soll sagen: der Bürger wurde Kaufmann — der Kaufmann wurde Kaufherr — der Kaufherr wurde Handelsherr — der Handelsherr wurde Weltherr. Er hatte keine Zeit zum Tanzen. Er hatte auch keine Zeit zur Geselligkeit. Die Schornsteine rauchten. Die Weltschiffe wälzten ihre Lasten. Die Verantwortlichkeit wuchs, dem Geschäft, der Nation, dem Vaterland gegenüber. Die Geselligkeit der letzten dreißig Jahre war schal und nüchtern; sie hatte den Ton einer Konferenz, die Stimmung einer Hotelfestlichkeit.

Bis der Rückschlag kam: die gesellschaftlichen Feste nahmen einen Trokadero-Charakter an, wurden Ballfeste. Hier fehlt fast die Vermittlungslinie ganz. Urplötzlich war der Umschwung da. Es war wohl die neue Generation, die plötzlich ihre Schwingen regte. Der Vater hatte die Fabrik begründet, die Schiffe gebaut, den Handel angebahnt. Die Söhne waren mitten drin. Sie hatten mehr Zeit und auch mehr Jugend.

Es wäre aber ungerecht und auch falsch, nur von den Männern in diesem Zusammenhang zu sprechen, um so mehr, als, wie angedeutet, Frauen es sind, die dem Gesellschaftsleben den Rahmen, die Fassung, das Relief geben. Die Frauen hatten in der Zwischenzeit den Kampf um den Beruf durchgefochten. Sie haben gesiegt — gewiß! Aber sie haben auch eingesehen, daß ein zu großer Sieg auch eine Niederlage sein kann, wenn man sich der seelischen Kräfte entledigt, die das Wesen und die Art der Frau bedeuten. Sie sahen, daß es für die Frau Grenzen gibt, die sie nicht ungestraft übertreten darf. Und — — sie kehrten ins Haus zurück, sie schufen wieder Geselligkeit.

Diese sozialen Faktoren wären aber an und für sich nicht wirksam und schlagfertig genug gewesen, wenn die Seele der Kultur — die Kunst — nicht mitgeholfen hätte. Auch die Kunst hat mit kleinen Mitteln anfangen müssen. Die Kunst im Alltag hat eingesetzt. Die bunten, fadenscheinigen Dekorationen, die Verzierungen des Bluffs haben abgewirtschaftet. Die Mode ist nicht mehr das Bauschige, Verschnörkelte, sondern das Klare, Einfache, Echte. Das Material siegte. Es würde zu weit führen, diesen Gedankengang in seinen ästhetisch-verzweigten Äusserungen zu verfolgen. Wir wollen bei der Frau und ihrem Ebenbild, der Mode, nur kurz verweilen. Die Frauen entdeckten die Linie. Sie brachen endgültig mit der Drapierungskunst. Der Körper sollte wirken, die Linie, die Schmiegsamkeit, die Elastizität.

Und da kam der Tango — zur rechten Zeit — für die Zeit. Auf der einen Seite gibt er der Frau die Möglichkeit, eine diskrete Grazie im Schreiten, eine wieselhafte Behendigkeit im Tempo zu entwickeln, die Bewegungen adelig zu zügeln und doch das Temperament durch den Rhythmus peitschen zu lassen. Andererseits hat er den Mann gefesselt,

Digitized by Google

indem er ihm die Herrschaft des Dirigierens gab, doppelt und dreifach wiedergab, als es beim Walzer möglich war.

Der vielbeschäftigte Mann hatte mit einem Male Zeit, um 5 Uhr nachmittags eine Stunde der Gesellschaft zu widmen. Er wußte, daß man ihn vermissen würde. Denn Tango ist der Tanz des Paares. Das ist seine individuelle Stärke: man kann ihn nicht mit jedem Partner oder jeder Partnerin tanzen. Man muß das Fluidum der Temperamente kennen. Das ist aber auch der Nachteil seines Vorzuges: er wird nie und nimmer populär werden — er wird ein ästhetisches Schaustück bleiben.

Und damit kommen wir zur Prognose der Zukunft: die Gesellschaftlichkeit hat sich der Tango schon erobert, — die Gesellschaft im allgemeinen wird er auf die Dauer nicht gewinnen, nicht halten können. Nicht aus ästhetischen oder gesellschaftlichen Rücksichten allein, sondern — eben weil er Übung, Drill, gleiches Reagieren ähnlicher Temperamente verlangt. Aber es wird und darf ihm nicht vergessen werden, daß er eine wertvolle Mission erfüllt hat: er hat unser Gesellschaftsleben bereichert. Er hat Atmosphäre geschaffen. Tanz ist nicht mehr ein notwendiges Übel. Tanz ist eine edle Kunst geworden. Tanz ist nicht mehr ein Gesellschaftsmittel, sondern innere Harmonie des Körpers und der Sinne. Man darf sagen: Tango hat den Tanz wieder zur Kunst erhoben. Das ist fürwahr ein ästhetisches Verdienst ersten Ranges.

Volkstheater.

Von S. D. G.

Es sind vielgebrauchte Worte: Volksbühne, Volkstheater; abgebraucht wie kleines Geld; kaum noch erkennt man Prägung und Sinn. — Volkstheater, sagt das eindeutige Unternehmertum und erbaut Schauspielhäuser von einer unangenehm knalligen Art nnd verspricht zu kleinen Preisen das gediegene sowohl wie das gute leichte Genre der dramatischen Kunst. Sieht man sich dann aber den Betrieb einmal etwas näher an, so zeigt er sich als eine Stätte, wo gewöhnliche Sensation und Plattheit das Wort haben. Es heißt das Volk verkennen, wenn man meint, daß die Ansprüche, die es an eine Bühne stellt, aus einem solchen Niveau heraus zu befriedigen seien; für den stumpfen Unterhaltungs- und Ablenkungstrieb, der heute in allen Kreisen lebendig ist, tut das Kino genug und übergenug.

Volkstheater, sagen andere und werden zu Gründern von Bühnen, auf welchen das Beste der dramatischen Gattungen Leben gewinnen soll. Aber die, für welche sie gedacht wurden, bleiben fern; müssen fern bleiben, weil sie (zumeist der hohen Billetpreise halber) nicht in äußerliche Fühlung mit dem Unternehmen kommen, und wo das in begrenztem Maße doch der Fall ist, jedenfalls niemals einen Einfluß auf seine Psyche zu gewinnen vermögen.

Es gibt nur einen Weg zu einer wahrhaften Volksbühne: daß die Kreise, die es angeht, die Sache selbst in die Hand nehmen. Die Möglichkeit, daß die arbeitenden Klassen aus ihren Korporationen und

Digitized by Google

Organisationen heraus einmal eigene Theater gründen und unterhalten könnten, wie sie in bescheidenen Anfängen Konzerthäuser, Bibliotheken und Sammlungen haben, steht noch an fernen Horizonten. Für die Gegenwart bietet sich als ein gangbarer Weg zu diesem Ziel die Angliederung an ein schon bestehendes Theater.

Ein derartiger Weg öffnet sich jetzt in den Theaterverhältnissen Bremens. Die Leitung des Neustädter Schauspielhauses hat im Einverständnis mit den Vorständen der hiesigen Volks- und Volksbildungsvereine die dahinzielenden Gedanken in einem Aufruf an die Öffentlichkeit gebracht. Unter Voraussetzung der Gewährleistung einer durch Abonnements gedeckten festen Einnahme ist die Leitung in der Lage, den Eintritt zu den anerkannt guten Vorstellungen dieser Bühne (gut, sowohl was das Repertoire als auch was die Aufführung anbelangt) zu dem beispiellos niedrigen Einheitspreis von 70 Pfg. festzusetzen. Das Abonnement stellt sich aus 16 Vorstellungen von selbstverständlich verschiedenen wertvollen Stücken zusammen. Die betreffenden Vereine haben die Ausgabe dieser Abonnements als Erste in die Hand bekommen. Das Verhältnis dieser Abonnenten zum Schauspielhaus wird aber nicht das eines nur schauenden Publikums sein; durch eine den betreffenden Vereinsvorständen angehörende Kommission wird bis zu einem gewissen Grade auf die künstlerische Gestaltung ein Einfluß auszuüben sein, so daß die Darbietungen in Wahrheit in einem Abhängigkeitsverhältnis von denen stehen werden, an welche sie sich wenden.

Wenn diese Organisation zustande kommt, woran bei den vorteilhaften und praktischen Bedingungen für das Publikum wohl nicht gezweifelt werden kann, so wäre damit ein Schritt vorwärts zur Entwicklung einer Volkskultur getan. Ein Theater aus der Kraft und aus den Bedürfnissen der Massen heraus, ein Mitverantwortlichsein für sein innerliches und äußeres Gedeihen — das pflanzt lebendige Beziehungen zwischen Volk und Kunst, wie sie das staatliche oder Privatunternehmen nicht zu zeitigen vermag.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.

Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.

Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Digitized by Google

Modernes Märchen aus Tausend und eine Nacht.

Der Said und heykim-baschi, d. h. Haupt der Ärzte, Mir Mechti saß trübe sinnend im tiefsten Verließ des Palastes seines Sultans. Wohl an hundert Mal schon hatte er den grünen Turban, den er als direkter Abkömmling Muhameds zu tragen berechtigt war, entrollt und wieder zugewickelt, allerlei Koransuren gemurmelt und in den aufgeschlagenen Weisheitsrollen geforscht. Verzweiflung wollte ihn erfassen.

„Du kommst nicht eher in Freiheit," hatte sein kaiserlicher Herr gesagt, „als bis Du mir Asis gesund gemacht hast."

Asis war die Lieblingsgattin des Padischah, ein Wesen von solchem Liebreiz, daß die entzückendste Houri des Paradieses nicht entzückender sein konnte. Zuwider aller Sitte und Gewohnheit hatte Mir Mechti die schöne Odaliske sogar untersuchen dürfen. Er hatte sie beklopft, befühlt, behorcht und nichts gefunden, was ihm Aufschluß über ihre Krankheit geben konnte.

„Wie soll ich sie gesund machen, wenn sie gar nicht krank ist?" stöhnte er. „Und doch," sagte er sich wiederum sinnend, „muß sie krank sein, wie könnte sie sonst so wechselnd in ihren Launen, bald hingebend und zärtlich, dann wieder abstoßend und kalt, bald fröhlich, dann wieder traurig sein, an Herzklopfen, Schwindel leiden, die herrlichsten Früchte, die schönsten Süßigkeiten, die köstlichsten Speisen verschmähen?"

In all diese Gedanken versunken, drehte er spielend den funkelnden Ring am Finger, den schon die schöne Kadischa, des Propheten Gattin, getragen hatte, und der sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf Mir Mechti fortgeerbt hatte. Ein Zauberring war's, der, wurde er zur rechten Stunde gedreht, die Kraft hatte, alle unterirdischen Geister im Bannkreis von fünf Meilen in der Runde vor seinen Träger zu bringen.

Die rechte Stunde hatte gerade geschlagen. Der Boden des Verließes öffnete sich, leichter Dampf quoll auf und vor Mir Mechtis Blicken stand ein Geistlein, wie er es noch nie geschaut. Ein Männlein war's, kaum $1^1/2$ Schuh hoch, mit runzeligem, verzwicktem, klugem Gesichtlein, angetan mit einem spitzen Hütlein und Lederschurz, versehen mit einer Blendlaterne und einem Hämmerlein.

„Woher kommst Du?" fragte der erstaunte Said.

„Aus Germania."

„Ist das das Land, wo eiserne Wagen auf eisernen Wegen unter der Erde, auf der Erde, durch die Häuser, über die Häuser laufen, Schiffe die Luft durchfahren, Menschen wie riesige Vögel zu fliegen versuchen?"

„Das ist Germania."

„Wer bist Du?"

„Ein uralt Zwerglein, dem König Alberich untertan."

„Was willst Du hier?"

„In Germania brauchen die Menschen Gold und wieder Gold. Sie haben es aus der Erde gegraben, daß in ihren Bergen nichts mehr davon zu finden ist. Bei Euch in Iran liegt noch viel des roten Metalls.

Digitized by Google

Ihr dürft es nicht hervorholen, die Russen haben es Euch ja mit Euern Bergen abgepfändet, wir wollen ihnen soviel von unten her abbauen, wie wir brauchen. Doch warum bist Du im Verließ und so traurig?"

„Meine Kunst ließ mich im Stich. Ich kann die schöne Asis nicht gesund machen."

„Was fehlt ihr denn?"

„Ja, Zwerglein, wenn ich das wüßte, wäre wahrscheinlich ihr und mir geholfen. Sie will heut dies und morgen das, ist jetzt todmüde, bald danach wieder voll Leben, sie lacht und weint in einem Atem, ihr Herz ist gesund und dennoch pocht es bald wie ein Hammer, bald tickt es leis, ganz leis wie eine kleine Uhr."

Laut lachte das Zwerglein. „Solcher Frauen gibt's in Germania viel, soll ich Dir künden, wie ihr Leiden heißt?"

Voll Spannung lauschte der Said.

„Nervosität, so nennen's Deine Kollegen in Germania."

Mutlos sank Mir Mechti zusammen. — „Was hilft mir der Name? Welche Ursache hat das fremde Leiden? Wie heilt man's?"

„Der Mensch ist, was er ißt und trinkt," sagte weise der Zwerg. „Welche Speise und welchen Trank liebt Eure schöne Asis?"

„Ach, traurig ist's. Seit Monden ißt sie nur noch wie das winzigste Vöglein, nur unseren türkischen Kaffee mag sie, den trinkt sie eigentlich immerzu."

„Brr!" schüttelte sich das Zwerglein und lachte dann: „Du Tor, weißt Du nicht, welch tückischer Geist in Euerm Mokka steckt? Der jagt Euch auf, rennt Euch durch Blut und Adern, damit Ihr hinterher ganz schlaff zusammensinkt. Solch Wesen plagt Eure Asis."

„Wie soll ich es bannen?" fragte traurig Mir Mechti, „Asis läßt zudem nimmermehr von ihrem Lieblingstrank."

„Ich will Dir helfen," sprach tröstend das Zwerglein, „gedulde Dich nur einen Tag, morgen um diese Zeit bin ich wieder hier; ich muß Hilfe aus Germania holen. Zum Lohn, o Said, gib mir dann den zweigeschliffenen Dolch, besetzt mit funkelndem Gestein."

„Es sei," nickte Mir Mechti.

Als dann die Sonne am nächsten Tag im Westen sank, war das Zwerglein zur Stelle, beladen mit einem stattlichen Paket. „Das ist doch Bohnenkaffee," rief der Said enttäuscht und ärgerlich aus, als er den Inhalt sah, „Bohnenkaffee, genau so wie unserer."

„Ja und nein," antwortete das Geistlein, „meine Gabe liefert einen Trank wie Euer bester türkischer Kaffee, nur sein Gift hat man ihm genommen. Du darfst ihn Eurer Asis reichen, so oft sie ihn begehrt. Nicht lange wird's währen, so werden wieder Rosen auf ihren blassen Wangen erblühen. Glaube meinen Worten; so mancher germanischer Arzt hat das Mittel ausprobiert an seinen Kranken. Leb wohl! Ich komme wieder, wenn sich der Mond zweimal gerundet hat!"

Am nächsten Tag begehrte Mir Mechti vor seinen Herrn geführt zu werden. „Padischah," sagte er, „Asis soll Dir gesund werden."

„So versuch Dein Heil, doch wisse, schlägt Deine Weisheit wieder fehl, kostet's Dich den Kopf."

Mir Mechti tat, wie ihm sein kleiner Freund geraten hatte. Asis lachte, als sie hörte, der braune Trank solle ihr die Hilfe bringen.

Digitized by Google

„Der schmeckt nicht anders wie unser schönster Kaffee," meinte sie. Doch bald zeigte es sich, daß es etwas anderes sein mußte. Von Tag zu Tag blühte Asis auf, sie ward fröhlich wie einst, spielte, lachte, sang, quälte den Padischah durch keine Laune mehr.

„Sie ist gesund," hieß es im Palaste und allerwärts im Lande vor Freude.

„Wie heißt Dein Zaubertrank?" forschte der Sultan.

„Bald künd' ich Dir's." In derselben Nacht rundete sich der Mond zum zweiten Mal. Mir Mechti drehte den Zauberring, das Zwerglein stieg auf.

„Hier hast Du den Dolch," sprach schnell der Said, „Asis ist gesund, nun sage mir, wie heißt Dein Mittel aus Germania? Wir brauchen mehr davon."

„Coffeïnfreier Kaffee Hag," sagte langsam und silbenweise das Zwerglein, und versank.

Die wirtschaftliche Lage des Bremer Detailhandels.*)

Im wesentlichen ist das Gedeihen des bremischen Kleinhandels von dem bremischen Großhandel und seit einigen Jahren auch von der hier ansässigen Großindustrie abhängig. Die in den letzten Jahren statistisch nachgewiesene Hochkonjunktur in Deutschlands industrieller Entwicklung, die trotz des Balkankrieges sowie der allgemein gespannten politischen Lage und der außerordentlichen Geldknappheit bis zum letzten Viertel des Jahres 1913 anhielt, hat den hiesigen Kleinhandel nicht erheblich berührt.

Mag auch seit dem außerordentlich ungünstigen Stande der Jahre 1908 und 1909 eine gewisse Besserung eingetreten sein, wie in den letzten beiden Jahresberichten näher ausgeführt ist, so hat sich doch auch im verflossenen Jahre das Gesamtbild noch keineswegs derart gebessert, daß man von einem befriedigenden Erfolg der großen Anstrengungen und Aufwendungen reden könnte, die in Bremen seitens der Detailhändler und der Angehörigen des Wirtsgewerbes gemacht werden. Die meisten Berichterstatter schreiben das Ausbleiben eines ihren Anstrengungen entsprechenden Erfolges der ungünstigen Lage des Geldmarktes zu. Der Reichsbankdiskont war von Beginn des Jahres bis zum 27. Oktober 6%, um dann infolge der im Oktober eintretenden allgemeinen Erleichterung auf 5½% und weiter am 12. Dezember auf 5% zurückzugehen. Der Durchschnitt des Reichsbankdiskonts des Jahres 1913 stellt sich damit auf 5,88 %; in der Zeit seit 1876 ist dieser Durchschnitt nur einmal in dem Krisenjahr 1907 mit einem Durchschnitt von 6,03 % überschritten worden. Den nächstniedrigen Durchschnitt zeigt das Jahr 1900, bekanntlich ebenfalls ein Krisenjahr, mit 5,73 %. In verschiedener Hinsicht wird ein solcher Zustand dem Kleinhändler fühlbar. Ihm gegenüber wird schon, da er durchweg noch nicht die Einführung straffer Zahlungsbedingungen, wie sie im Großhandel vielfach üblich sind, hat erreichen können, auch in sogenannten geldflüssigen Jahren die Begleichung der Forderungen weiter hinausgeschoben, was naturgemäß noch viel mehr der Fall in Zeiten höherer Zinssätze ist. Vor allem aber wird dem Kleinhandel durch die Geldknappheit die Erlangung der erforderlichen eigenen Kredite erschwert und verteuert. Dieser teure Kredit läßt dann die Zahl

*) Aus dem Jahresbericht der Kammer für Kleinhandel zu Bremen für 1913 (Syndikus Dr. Meinert).


Digitized by Google

der Konkurse anwachsen und erschwert den Hypothekenmarkt. Geschäftsleute und Theoretiker arbeiteten darum an dem Problem der billigeren Beschaffung zweiter Hypotheken; nach verschiedenen Seiten hin schritt man sogar zu einer praktischen Lösung dieser Frage, hier in Bremen am Schluß des Jahres z. B. dadurch, daß man mit Gründung einer Grundstückbank vorging.

Namentlich der Baumarkt, von dem wiederum zahlreiche Detailhandelsbranchen und Handwerkszweige abhängig sind, hat unter diesen Verhältnissen sehr gelitten. Wenngleich die Reichsbank im Jahre 1913 ihren Goldbestand um ca. 1/2 Milliarde erhöhen konnte und der Wechselbestand einen erheblichen Rückgang erfuhr, so trat doch diese außerordentlich günstige Lage in ihrer Wirkung auf den allgemeinen Geldmarkt erst im letzten Viertel des Jahres in die Erscheinung und auf dem Grundstück-, Hypotheken- und Baumarkt blieb diese günstigere Gestaltung der Dinge infolgedessen ohne Einfluß. Die Zurückhaltung, welche sich die Kredit-Institute auf diesem Gebiete wie auch im allgemeinen auferlegen mußten, führten zu Einschränkungen, ja direkt zur Unterbindung wirtschaftlich notwendiger Unternehmungen. Hoffentlich wird durch die letzte Diskontermäßigung dem Hypotheken- und Baumarkt wieder eine Anregung geboten, indem das Vertrauen des Publikums in eine Gesundung des Geldmarktes dazu führt, daß die ängstlich zurückgehaltenen Mittel wieder reichlicher dem Markt zufließen.

Für alle Zweige des Handels haben derartige Schwierigkeiten finanzieller Art ferner die unangenehme Folge, daß die Einkäufe der Konsumenten auf das Notwendigste eingeschränkt werden. Im Berichtsjahre scheint dies nach den Beobachtungen der an die Kammer berichtenden Händler in besonderem Umfange der Fall gewesen zu sein. Dabei kam noch erschwerend hinzu, daß sich die kaufkräftigsten Kunden vor einer Extraausgabe befanden, nämlich dem Wehrbeitrage, dessen genauen Umfang die meisten noch nicht zu übersehen vermochten.

Gewiß hat in einzelnen Branchen, insbesondere für die Vorstadtgeschäfte, die ausgezeichnete Ernte der Landwirtschaft vorteilhaft auf den Geschäftsgang eingewirkt. In der gehobenen Kaufkraft der Landwirtschaft ist ja letzten Endes für alle Berufe des wirtschaftlichen Lebens etwas Stabiles gegeben. Für die Mehrzahl der Geschäfte dürfte jedoch diese Wirkung nicht so weit reichen, daß dadurch die Erschütterungen und Schwierigkeiten auf andern Gebieten wesentlich erträglicher geworden wären, weil auch die Landwirtschaft, mißtrauisch gemacht durch die politischen Beunruhigungen, durchweg mit Einkäufen sehr zurückhielt.

Daneben setzten sich die Angriffe auf den Kleinhandel, die in den Jahren der Trockenheit (1911) und der Nässe (1912) wegen Preissteigerungen für einzelne Lebensmittel sehr heftig auftraten, auch in der Berichtsperiode fort, namentlich seitens der Beamtenschaft. Es wird dabei nur zu gern vergessen, daß auch die Gehaltsverhältnisse, diesen Preissteigerungen entsprechend, eine Erhöhung erfahren haben, und typisch ist es, daß von keiner Seite bisher darauf hingewiesen ist, daß diese Gehaltserhöhungen dauernder Natur sind, also auch dann weiter fortwirken, wenn sich die Lebensmittelpreise ermäßigen. Und letzteres ist bereits heute zu konstatieren. Eine Statistik der wichtigsten Lebensmittel für die Stadt Bremen, zusammengestellt nach den Monatsberichten des bremischen Statistischen Amts, wird dieses bestätigen. Wir machen dabei schon jetzt darauf aufmerksam, daß der Kleinhandel in manchen Fällen dem Preisrückgang des Großhandels nicht so schnell folgen kann, da er seine Waren ja noch unter den verteuerten Bedingungnn eingekauft hat.

Digitized by Google

Restaurant
zum
Pilsner-Urquell
Inh.: Aug. Gallei

Neu eröffnet!

Seemannstraße 1

Fernsprecher 2260

Mittagstisch von 12—3 Uhr

Frühstücks- u. Abendkarte zu mäßigen Preisen

Original Pilsner Urquell

Münchener Hofbräu — *C. H. Haake-Bier*

Justus Gruner & Co. ◆ Ölwerke

Fabrik und Kontor am Holz- und Fabrikenhafen, BREMEN.



Marke „VACUUM-VICTUM“ gesetzlich geschützt.

Maschinenöle, Motorenöle,
Zylinderöle für Satt- und Heißdampf.

Marke „JGEZOL“, bestes Autoöl.

„BEZOLIN“, feinster flüssiger Metallputz.

TEPPICHE, LÄUFER, GARDINEN

Tischdecken — *Divandecken*
Möbelstoffe — *Vorhangstoffe*
Messing-Dekorations-Artikel

Ausführung aller Dekorations- und Polster-Arbeiten

Gegründet 1876 — **VEREINSLAGER** — Fernsprecher 8244

Aktiengesellschaft

Bremen, Ansgaritorstraße 23

Digitized by Google





Allgemeine
Elektricitäts-Gesellschaft
Bremen, Am Wall 108
Telephon 1252, 8265 Telegr.-Adr: GEA.

Licht- und Kraftanlagen
Metalldrahtlampen
Beleuchtungskörper
Koch- und Heizapparate





TRINKS
Rechen-Maschine (Brunsviga)
spart
infolge ihrer Einfachheit und Übersichtlichkeit
Nervenkraft,
infolge ihrer vielseitigen Verwendbarkeit
Zeit und Geld.

Prospekt HB durch:
Grimme, Natalis & Co., C.-G. a. A., Braunschweig

Digitized by Google



Kaffee-Handels-Akt. Ges. Bremen



Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

INHALT

APRIL 1914

4. JAHRGANG HEFT 7

Digitized by Google





Fr. Wachsmuth

Bremen · Häfen 12-15

Asphalt- und Dachdeckungs-Geschäft
Dachpappenfabrik Marmorwarenfabrik



Mettlacher
Wand- und Fußbodenplatten
in reichster Auswahl

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer“ von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer“ veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer
Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft
(Kaffeehag)
BREMEN.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35
Fernsprecher Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500
Spediteur der Königlich Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden. ◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35. ◆◆◆◆

Chemische Waschanstalt und Färberei

Karl Eckhardt

Bornstraße 9 (Fernsprecher 711). — Häfen 108 (Fernsprecher 2619). — Vor dem Steintor 177. — Holler Allee 33. — Lützowerstraße 81. — Dobben 150. Utbremerstraße 173. — Hamburgerstraße 95. — Gröpelinger Chaussee 204. — Hemelingen, Karlstraße 2.

Digitized by Google

An unsere Leser!

. . . Im fünften Jahre ihres Bestehens hat die „Güldenkammer" den Zusatztitel „Norddeutsche Monatshefte" angenommen; damit ist der bisherige Gang der Entwicklung unserer Zeitschrift und zugleich ein Programm für die Zukunft bezeichnet . . . Über den Rahmen eines Bremer Blattes hinaus hat sich die „Güldenkammer" Schritt für Schritt zu einer verbreiteten deutschen Monatsschrift entwickeln können, in der die bremische Richtung, wenn auch nicht der bremische Charakter, mehr und mehr zurücktrat.

Der bremische Charakter einer freien bürgerlichen Geistigkeit ohne hemmendes Vorurteil, aber auch ohne jedes laute Vordrängen ist und soll unserer „Güldenkammer" freilich erhalten bleiben; in diesem Sinne wird sie ihren bedeutungsvollen Namen fortführen und zu rechtfertigen suchen. Darunter ist nicht ein geistiger Partikularismus zu verstehen, nur eine Bewährung des Deutschtums in seiner uns eigenen Ausprägung, aus dieser Gebundenheit ergibt sich die einzuschlagende Richtung. Diese Richtung kann nur durch die gegebene norddeutsche Wesensart bestimmt werden, die mit Liebe und oft nicht ohne Bewunderung auf die farbenreichere und vollere süddeutsche Kultur blickt mit dem Bedürfnis, eine Ergänzung im Sinne unserer herberen Art zu geben, und mit dem Verlangen, in gleicher Weise von dort aus gesucht und verstanden zu werden.

Es kann nicht überflüssig sein, diese Richtung zu vertreten. Neben dem durch den Namen der Reichshauptstadt gekennzeichneten Geiste ist es nötig, auch den des kulturell älteren nordwestdeutschen Gebietes kräftig zu vertreten. Dies Bestreben ist nicht neu, es hat in einem ausgesprochen romantischen Sinne in die schöne Bewegung der heimatlichen Pflege niedersächsischen Wesens eingesetzt; in ihr dürfen wir eine Helferin unserer Bestrebungen erblicken. Und als einer deutschen Monatsschrift norddeutschen Herkommens ist ihr die Aufgabe gestellt, weniger im Gegenstand der Betrachtung, als in ihrer Art dafür zu wirken, daß im deutschen Schrifttum auch der Einschlag unseres Geistes nicht fehle.

Digitized by Google

Die Notwendigkeit dieser Aufgabe erweist sich in mehrfacher Richtung. Es ist ein außerordentlich großer Nachteil für unsere deutsche Entwicklung, daß norddeutsches Wesen im Süden und Westen fast stets nur in einer gewissen Einseitigkeit verstanden wird und sich damit leicht die Vorstellung einer Lebensauffassung verbindet, der gerade die nordische Tiefe und der Odem der Freiheitlichkeit fehlt. Das „Frisia non cantat" gilt in diesem Sinne für das große nordwestdeutsche Gebiet bis zu den rauchgeschwärzten Industriezentren Westfalens. Die Hansastädte sind früher oft und nicht immer mit Unrecht wegen ihrer bewußten Einkapselung verurteilt worden, — heute, wo der Strom des großen deutschen Wirtschaftslebens in verstärktem Maße durch sie hindurchrauscht, haben sie doppelten Grund, ihre Meinung vernehmen zu lassen und Kulturschätze nicht nur bei sich aufzustapeln, sondern lebendig wirkenden Anteil am deutschen Kulturleben zu nehmen.

Damit treten wir der weiteren Aufgabe näher, deren Erfüllung die „Güldenkammer" allerdings zu einem großen Teil von berufenen Mitarbeitern erwarten muß. Wenn die „Güldenkammer" auch keineswegs ein Sprechsaal für allerhand Meinungen zu werden wünscht, so stellt sie sich doch den Äußerungen berufener Männer des öffentlichen wie des wirtschaftlichen Lebens nicht minder als denen der Kunst und Wissenschaft besonders gern zur Verfügung.

Unser deutsches öffentliches Leben ermangelt bedauerlicherweise dieser Form der Meinungsäußerung fast ganz; daß sie von den bezeichneten Kreisen erfolgt, ist um so wünschenswerter, als in Nordwestdeutschland nicht die Zentralen der Regierung liegen, wohl aber diejenigen Kräfte wirken, auf denen in erster Linie die Größe Neudeutschlands beruht.

Es gilt daran mitzuarbeiten, daß dieses arbeitende Deutschland durch die Anteilnahme an den allgemeinen Interessen und die Fühlung mit Kunst und Literatur geadelt werde; das neue Deutschland darf weder das bürgerliche noch das geistige Erbe seiner Väter verlieren!

Die „Güldenkammer".

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON

S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT

VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 7 APRIL 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Hanseaten.

Von Dr. Alfred Gildemeister-Bremen.

Hamburg, Lübeck, Bremen — ein tüchtiges Stück blühenden norddeutschen Lebens liegt in diesen Namen beschlossen. — Der neuere Zug der Entwicklung hat die Hansestädte mehr als früher in den Mittelpunkt deutschen Interesses gerückt. Die Zeiten sind vorüber, wo der Deutsche zum Hamburger, Bremer und Lübecker kein rechtes Verhältnis gewinnen und als Ergebnis seiner Beobachtungen nur erklären konnte, daß diese Landsleute schwer zugänglich und der Legende nach schwer reich seien.

Die Politik der Hansestädte selbst war geleitet von einem Mißtrauen gegen die Neigungen der Nachbarstaaten, sich ihrer im geeigneten Zeitpunkt zu bemächtigen, und wir wissen, daß diese Sorgen nicht unbegründet gewesen sind. Nur aus diesem Argwohn heraus ist die Zurückhaltung zu verstehen, welche die Politik der Hansestädte dem Wachsen und Werden der neuen deutschen Einheit gegenüber bewies, die niemandem in deutschen Landen solche Vorteile brachte und bringen mußte, als den hanseatischen Seeplätzen.

Nun erst konnte die deutsche Flagge am Heck ihrer Schiffe emporsteigen, nun erst der Weg vom Geduldetsein zur Macht beschritten werden. Nicht mehr kleine Sammelbecken eines Welthandels, an dem ein wenig teil zu haben man so zufrieden war, jetzt wurden unsere Häfen die Durchgangspunkte des deutschen Außenhandels, der die nationale Güterproduktion und den nationalen Güterbedarf bewegt.

Diese Neueinstellung der handelspolitischen Aufgaben zu erfassen und zu verwirklichen, ist den Hansestädten, die mit Stolz an ihrer „landseitigen Begrenzung“ festhielten, nicht leicht geworden. Die

Digitized by Google

Erbitterung, mit der in der Frage des Zollanschlusses für die Ausnahmestellung von Hamburg und besonders von Bremen gekämpft wurde, entsprang diesem Stolz und dem Fehlen der Erkenntnis, daß die Welthandelsstellung ihrer Plätze nicht verloren gehen, sondern durch die Verwurzelung mit der nationalen Wirtschaft erst geschaffen werden sollte.

Der Bremer Duckwitz hat diese Aufgabe der Hansestädte schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erkannt und in Wort und Schrift der deutschen Handelspolitik die Ziele gewiesen. Von Rechts wegen ist er der erste und einzige Reichshandelsminister gewesen, dessen Tatkraft auch die so tragisch geendete erste deutsche Flotte ihre Schöpfung verdankte.

Das Schicksal der deutschen Politik unserer Tage ist es leider, die Kämpfe der Vergangenheit weiterkämpfen zu müssen. Die auswärtigen Handelsinteressen der Hansestädte leben und weben organisch verbunden im lebendigen Strom des deutschen Außenhandels, da ist keine Scheidung und Trennung mehr denkbar. Das Interesse des Reiches ist unser Interesse.

Anders steht es mit den binnenländischen Beziehungen der Hansestädte. Der Geist des seligen deutschen Bundes hat in der Uferstaatenpolitik an Weser und Elbe eine sichere Heimstätte gefunden.

Nun hieße es gewiß sich diesem Geiste selbst verschreiben, wollten die Hansestädte beanspruchen, allein die Vorteile der Förderung des Ausbaues der Unterweser und Unterelbe zu genießen. Das aber darf als gerechtes Ziel gefordert werden, daß unter Heranziehung aller Beteiligten alles geschehe, was möglich ist, um die natürlichen Verkehrsbedingungen dieser Flußläufe auf die irgend erreichbare Höhe zu bringen.

Dieses Ziel wird zum politischen kategorischen Imperativ durch die Überlegung, daß jedes Zurückbleiben in der Förderung unserer gegebenen Seeplätze eine direkte Förderung der rheinischen Auslandshäfen bedeutet.

Diese Förderung des Auslandes kommt nicht nur in der Tonnageziffer des Hafenverkehrs zum Ausdruck, sondern diese Entwicklung gefährdet, wie mir kürzlich von sachkundiger Seite dargelegt wurde, die Entwicklung der deutschen Reederei überhaupt.

In der Uferstaatenpolitik aber ist jeder partikularistische Sondervorteil, den die Unterhändler schmunzelnd als Erfolg registrieren, gewonnen auf Kosten des Reiches. Diese Sondervorteile werden

Digitized by Google

zugleich gewonnen auf Kosten der wirtschaftspolitischen Initiative, die bisher im wesentlichen von den Hansestädten ausgegangen ist.

Wir sind auf diesen Ruhm nicht eifersüchtig, niemand würde es lebhafter als die Hanseaten begrüßen, wenn unsere Nachbarstaaten das noble Vorrecht der Initiative beanspruchten und übten. Daß Hamburg-Wilhelmsburg-Harburg ein großes Hafengebiet würde, wird vernünftiger hamburgischer Auffassung ebenso wenig widersprechen als etwa den Bremer Wünschen, daß die Fortführung der Bürgermeister Smidtschen Gründung an der Unterweser durch einen gemeinschaftlichen Hafenbezirk Bremerhaven-Geestemünde und Lehe unter Löschung des kommunalen Brandes erfolgte, und nicht nur die Anlegung von wirtschaftspolitischen Fesseln, wie der Industrieklausel und der Förderung der von Shakespeare einst so wenig geschätzten Fischhändler und ihrer Wünsche, als das große Ziel preußischer Politik erscheinen.

Dabei ist aber Preußen durch seine Stärke und Größe wie die Hansestädte durch ihre Lage gezwungen, Reichspolitik zu treiben. Partikularistische Politik kann sich nur noch in Verhinderungen nützlicher Dinge äußern, und ihre Träger sind denn auch sehr stolz darauf, wenn sie erklären können, daß national nützliche Verkehrslinien auf den Einspruch bewährter Hüter von Sonderinteressen hin nicht geschaffen werden.

Im neuen Deutschland ist jeder deutsche Bundesstaat nur noch groß als Diener des Ganzen.

In diesem Dienste haben die Hansestädte in den vierzig Jahren seit der Reichsgründung sich Verdienst und endlich auch Anerkennung erworben und sind alle aus altväterlicher Enge zu ungeahntem Erfolge vorwärtsgeschritten. Nicht ohne, aber auch nicht nur durch ihr eigenes Verdienst.

So groß der äußere Erfolg ist, dürfen wir doch nicht verkennen, daß die Wirkungsmöglichkeiten der Hansestädte in früherer Zeit vielseitiger waren; wie der einzelne noch etwas zu bedeuten vermochte im wirtschaftlichen Leben, so lagen den führenden Geistern wirklich staatsmännische Aufgaben offen. Der deutschen Überseepolitik ist durch die hanseatischen Handels- und Kolonisationsbestrebungen vorgearbeitet, und wenn wir im neuen Reich auf diesem Gebiete oft die geschickte Hand und verständnisvolle Führung vermißt haben, so ist das ohne Zweifel darauf zurückzuführen, daß dafür in der so oft

Digitized by Google

gerühmten Zucht des inneren Dienstes der binnenländischen Verwaltung weder die Fähigkeiten, noch auch nur das richtige Verständnis entwickelt werden konnte.

Durchaus nachbismarckische Staatssekretäre des Auswärtigen hätten wahrlich etwas Nützlicheres zu tun gehabt, als in albernen Bier- und Bummelwitzen über die natürliche Kleinheit der hanseatischen Staatsgebilde die Dürftigkeit ihrer Erkenntnis größerer Zusammenhänge zu offenbaren.

Wenn aber nun heute die Hansestädte so ganz eingespannt sind in die Wirtschaft und Politik des Reiches, wenn ferner der Zug zur Konzentration, der sich gerade auf dem ureigensten Felde der Hansestädte, der Reederei, in unseren Tagen in Formen durchsetzt, die vielleicht nur auf dem Gebiete des Bankwesens in ähnlicher Weise in Erscheinung getreten sind, welchen besonderen Inhalt sollen wir dem so oft mißbrauchten Wort Hanseaten geben?

Jedenfalls den nicht, die eigenen Vorzüge leuchten zu lassen und sich in einem Glanze zu sonnen, den wir mehr ererben als erwerben konnten.

Das schöne Wort Goethes: Äußerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt, das wir allerdings nie und nimmer im Geiste der weimarischen Exzellenz auf das Gebiet äußerer Tätigkeit anwenden dürfen, auf dem wir gerade „wagen un winnen" sollen, kann uns hier der Leitstern sein.

Hanseatische Gesinnung sollen wir pflegen, die demokratisch insoweit ist, als Vorrechte verdient werden müssen, um Geltung zu haben, und aristokratisch, als die Fähigkeit erhalten bleiben soll, die Führerpersönlichkeit zu achten und ihr den bevorzugten Wirkungskreis zu gönnen, bürgerlich im Sinne der Einordnung des einzelnen in das Ganze, um bei dessen Gedeihen selbst Freude und Stolz zu empfinden.

Widerstand zu leisten dagegen der unter der Maske der demagogischen Phrase versteckten Verachtung der Masse und ihrem Mißbrauch für eigensüchtige Zwecke, der nivellierenden Heruntersetzung jedes, der „etwas Besseres" sein will, was im rechten Sinn jeder wollen soll, und der bureaukratischen Durchdressierung des Volkstums.

Wir, aus deren Familien und Reihen sich, wie wir ohne jede Übertreibung und Überhebung sagen dürfen, der beste Teil der Auslandsdeutschen rekrutiert, haben die Pflicht an erster Stelle, den Kampf gegen die bösen Mächte aufzunehmen, die uns hemmen und

Digitized by Google

den deutschen Namen verdunkeln — die in der demokratischen Presse betriebene kraft- und machtlose Verhöhnung und gallige Kritik eines im Wachsen und Werden stehenden und gewiß in keiner Hinsicht vollendeten Staatswesens, gegen das Philistertum halbgebildeter Besserwisserei und die ins Uferlose gehende Umwandlung möglichst aller Existenzen in wohlversorgte, wenig gefährdete, aber auch wenig wagende, ihr Schicksal nur aus der Hand ihrer Vorgesetzten nehmende — Abhängige.

Der gesunde soziale Aufstieg hat nirgends eine solche Freistätte gehabt wie in den Hansestädten, das Erbübel des Klassengeistes hat hier nicht wuchern können. Niemals ist hier am Manne eigener Kraft die herabsetzende und lähmende Charakterisierung als Parvenü nach schlechter deutscher Manier angehängt worden. In dieser freien Luft hat sich ein selbstverständliches Selbstbewußtsein herausbilden können, das in der Meinung des Binnenlandes durch die Vermutung „patrizischer Traditionen" und eine Familienpolitik erklärt wird, die in der neueren Zeit rein legendär geworden ist.

Die Zeiten ererbter Bevorzugungen sind längst vorüber, so sehr man den guten Namen zu schätzen weiß. Aus der Vergangenheit der Standes- und Familienpolitik gegebener Vorrechte darf heute nur die Tendenz herübergenommen werden, den tüchtigen Mann zu aristokratisieren, daß uns die noble Figur des hanseatischen Bürgers die aus der sozialen Enge des deutschen Kleinbürgertums heraus gesehen als der „königliche Kaufmann" erscheint, niemals fehle. Daß wir den praktischen Beweis erbringen, daß auch in Deutschland ein Bürgertum sich Geltung und Beachtung zu verschaffen weiß, von dem wir hoffen wollen, daß es in seiner Entwicklung über die rot-weißen Grenzen weit hinausgehe und den Geist freier und selbstbewußter Bürgerlichkeit in das feudale und bureaukratische Deutschland hineintrage.

In diesem Sinne wollen wir uns als Hanseaten bekennen.

Digitized by Google

Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft, China und Deutschland.

Von Dr. Freiherr von Mackay.

Der Angelsachse stellt sich allen Kulturschöpfungen und -Neuerscheinungen als Empiriker, der Deutsche als Theoretiker gegenüber. Jener packt irgendein Problem des Fortschreitens der Zeit mit dem frischen, unbekümmerten Wagemut seines Selbstbewußtseins, alles, auch das Schwierigste und scheinbar Unmögliche vollbringen zu können, an irgendeinem Ende an und sucht es so der praktischen Lösung entgegenzuführen; dieser fährt gegen die Frage das Geschütz seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit auf, zerlegt sie in alle ihre Wurzeln, Faktoren, Komponenten und Koeffizienten und rubriziert die Teile wieder im Philosophenschrank eines neuen, zusammenfassenden Systems. Es mag sein, daß mit jenem Verfahren nicht selten die Nachteile unwirtschaftlicher Verschwendung von Kräften an Entwürfen, die in der Anlage verfehlt waren und deren Entwicklungshemmungen nicht genügend vorgedacht waren, verbunden sind. Im allgemeinen ist aber doch die Auswirkung des Gegensatzes der Methoden zweifellos die, daß der Brite und Amerikaner uns in der Nutzbarmachung neu sich bietender politischer und wirtschaftlicher Erfolgsmöglichkeiten nur zu oft mit Siebenmeilenstiefeln voranschritt und uns ins Hintertreffen drängte.

Unsere Eigenschaft als träumerhaftes Volk der Dichter und Denker haben wir heute zwar längst abgelegt und statt dessen uns einer oft nur allzu realistischen Weltanschauung zugewendet. Wie sehr aber trotzdem das Netz der Befangenheit in Theorien uns nach wie vor umfängt und ihrer Gedanken Blässe unsere frische Farbe der Entschließung ankränkelt, zeigt sich noch immer in merkwürdigen Einschlägen des Webstücks unseres nationalen Daseins und Vorwärtsstrebens. Als wir anfingen, uns vom Rang einer Großmacht auf die Stufe einer Weltmacht zu erheben, war das erste zu dem Aufstieg von uns geschaffene Werkzeug der Bergstock des Begriffes Weltpolitik. Heute begegnet man dem Wort auf den Fluren der englischen Presse bei Schritt und Tritt in Gänsefüßchen meist ironischen Beigeschmacks. Der Brite weiß, daß er jahrhundertelang Weltpolitik getrieben hat, ohne dafür eines besonderen Namens zu bedürfen; seine nationale Politik umfaßte in ihrer Großzügigkeit und Spann-

Digitized by Google

weite die ganze Welt. Und da heute die Politik eines Staatswesens mehr denn je von dessen wirtschaftlicher Organisation und ihren Triebkräften abhängig ist, so prägten wir natürlich sofort als Revers, des Münzaverses Weltpolitik den anderen Begriff Weltwirtschaft um dessen Seele alsbald der Körper einer neuen Wissenschaft gebaut und gehüllt ward. Nicht genug damit: der Körper bedurfte eines Kleides, und so wurde alsbald in Kiel ein besonderes Institut für Weltwirtschaft, dann in Berlin ein Verein für Weltwirtschaftswissenschaft gegründet, der dann wieder das Fundament eines weltwirtschaftlichen Vereins weltpolitischer Farbe werden sollte. Mit der organisatorischen Entwicklung häufte sich natürlich die kritische Untersuchung und Bearbeitung des neuen Stoffes in dicken Folianten und dünnen Streitschriften an. Was ist Weltwirtschaft? Harms beispielweise gibt auf die Frage in seinem kompendiösen Werk „Volkswirtschaft und Weltwirtschaft, Versuch der Begründung einer Weltwirtschaftslehre", die Antwort: „Weltwirtschaft ist der gesamte Inbegriff der durch hochentwickeltes Verkehrswesen ermöglichten und durch staatliche internationale Verträge sowohl geregelten wie geförderten Beziehungen und deren Wechselwirkungen zwischen den Einzelwirtschaften der Erde." Zweifel darüber, ob die Erklärung besonders tiefgründig und treffend ist, sind gewiß erlaubt; jedenfalls sagt sie so wenig Neues, wie überhaupt der ausgedeutete Begriff bei Licht besehen nur die moderne Erscheinungsform längst bekannter Ideen ist. Als deren Vater darf der Merkantilismus gelten, der bekanntlich die Förderung der internationalen Wirtschaftsbindungen durch alle mögliche Mittel künstlicher Natur sich zum Ziel setzte. Ihm entgegen stellte sich der Physiokratismus, der die Volkswirtschaft als ein organisches Ganze auffaßte und demgemäß nach physiologischen Gesetzen die Güterbewegung möglichst ausschließlich innerhalb dieses Körpers sich vollziehen lassen wollte. Der freier und weiterblickende Adam Smith wuchs einerseits in seiner Lehre über die Enge solcher Anschauungen hinaus und blieb andererseits doch wieder in ihrem Bann befangen. Er forderte die Aufrechterhaltung der protektionistischen Schiffahrtsgesetze und trat für die handelsstaatliche Union, die primitive Form des politischen Förderalismus, ein, konnte aber gegen die damalige Allgewalt der Cobdenschen Orthodoxie nichts ausrichten, die sehr wohl sich bewußt war, daß der Freihandel den Reichsverband lockere und auflöse, gerade diesen Zersetzungsprozeß aber als ein unaufhaltsames und wohltätiges Naturgesetz, euphemistisch „Desintegration

Digitized by Google

of the Empire" genannt, pries. Es blieb dem großen deutschen Wirtschafts- und Staatsphilosophen Friedrich List vorbehalten, das Problem auf ein breites, festes, seiner inneren Größe und seinem modernen Entwicklungsdrang entsprechendes Stativ zu stellen. Er erfaßte, wie Gustav Schmoller es zutreffend gedeutet hat, mit der intuitiven Kraft des Genius den Gedanken, daß nicht die Individuen, sondern die sozialen Gemeinschaften es sind, welche in der Geschichte der Volkswirtschaft handelnd auftreten, daß die psychischen Massenerscheinungen und die aus ihnen heraus sich bildenden Einrichtungen den Kern aller wirtschaftlichen Politik ausmachen; ihm war das nationale Schutzsystem nur ein Glied in diesen zusammenhängenden Gedankenreihen. Und so gelangte er naturgemäß zu dem Grundgesetz seiner Weltwirtschaftslehre, daß es Aufgabe und Zweck der gereiften Einzelvolkswirtschaften nicht sei, sich in den Kokon selbstgenügsamer Einheiten zu verspinnen, daß ihre Bestimmung vielmehr sei, mit zunehmender Blüte- und Fruchtentfaltung auf der Grundlage der Gleichberechtigung und des Prinzips der „zwischenvolkswirtschaftlichen" Arbeitsteilung in immer engere und vielfältigere Fühlung zur Gesamtheit der wirtschaftlichen Organisationen der Erde zu treten. Die geistige Überwindung der späteren mit großer politischer Reklame ins Werk gesetzten Chamberlainschen Propaganda für die größerbritannische Autarkie war damit schon gegeben. Kurz, List ist der Pfadfinder einer höheren nationalwirtschaftlichen Weltbetrachtung, und man erkennt ohne weiteres, wie ihm die Schwingen zu solchem Gedankenflug durch die vornehmeren, veredelten Begriffe vom Wesen des Staats wuchsen, die sich allmählich durchgesetzt hatten. Um das Stahlgerüst des Rechtsstaats, wie er durch mannigfache Phasen und in hunderterlei Abwandlungsformen als Feudal- und Lehnsstaat, als despotischer und gemäßigt absolutistischer Territorialstaat, als monarchischer oder republikanischer Verfassungsstaat, als Beamten- und Handelsstaat sich entwickelt hatte, bildete sich als Mantel der Nationalstaat des modernen Herrenvolks, der sich seinem Wesen wie seiner Gestalt nach in keiner Weise auf gleiche Linie mit ähnlichen großmächtlichen Schöpfungen früherer Art stellen läßt, vielmehr seiner äußerlichen wie innerlichen Gliederung nach unendlicher großartiger, planvoller, feiner, seinem politischen und sittlichen Charakter nach weit vornehmer, kraft- und gehaltvoller ist. Sogleich aber wurde auf dieses gewaltige Gebäude eine neue überragende Kuppel durch den zeitgenössischen Imperialismus gesetzt,

Digitized by Google

um es so in seiner höchsten Vollendung als erdumspannendes Weltreich mit weit über alle Meere hinausragenden Kolonial- und wirtschaftspolitischen Entwicklungsstrebigkeiten erscheinen zu lassen.

Damit ist nun aber unmittelbar der Schlüssel zur Beantwortung der Frage nach dem eigentlichen Wesen der weltwirtschaftlichen Ideen gegeben. In theoretischer Abstraktion mag die Weltwirtschaft als ein Problem für sich hingestellt werden können; in der praktischen Konkretion, in der Bestimmung ihrer Gesetze und Werte nach den Zusammenhängen mit den allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Zuständen, Bewegungen, Zielstrebigkeiten unserer Zeit ist das unbedingt nicht möglich, erscheint sie vielmehr lediglich als eine Funktion der Nationalwirtschaft, auf den durch die heutigen weltstaatlichen Entwicklungsformen notwendig gegebenen Linien. Der Zweck der Kolonialpolitik einer Großmacht ist es, neue Einzelwirtschaften in kulturbrachen, menschenleeren Gebieten zu schaffen, die in unbedingter Abhängigkeit von der Nationalwirtschaft des kolonisierenden Staates stehen, deren Organismus, deren Aktionsradius und Kraftfeld ergänzen und erweitern. Heute aber hat sich Europa in seinem Ausdehnungsdrang, in seinem Bewußtsein überlegener Herrenkräfte an noch höhere Aufgaben gewagt: das kolonialwirtschaftliche Prinzip wird auf die Bereiche alter, aber rückständig gebliebener Kulturstaaten wie beispielsweise auf den Boden der asiatischen Türkei im nahen Osten, auf den Boden Chinas im fernen Osten übertragen und hier wie dort unter dem Namen von „Interessenphären", die Begründung solcher nationalwirtschaftlichen Filialen angestrebt. So erst, in dieser Bestrahlung und Durchleuchtung, ersteht vor unseren Augen das Wesen des Begriffs Weltwirtschaft in sinnlicher Greifbarkeit, ausdrucksvoller Lebenswirklichkeit, realistischer politischer Anwendbarkeit und höchster Zukunftsbedeutung. Es weist uns hinauf zur letzten Entwicklungsstufe des Listschen Gedanken von der zwischenvolkswirtschaftlichen Arbeitsteilung auf dem Fuß der Gleichberechtigung und des freien Wettbewerbs aller Völker; es zeigt uns von ferne und doch scharfen Umrisses die Wege der Erfüllung neuer, großartiger kulturwirtschaftlicher Schöpfungsgedanken und menschlicher Fortschrittsideale aus solchem Zusammenstrom und Kontakt verschiedenartiger Gesittungselemente und Kraftzentren; er erhebt sich vor uns mit dem Ernst eines kategorischen Imperativs, alle unsere individuellen wie sozialen Kräfte der Volkswirtschaft daheim dem Dienst einer nach außen hin in unermeßliche

Digitized by Google

Weiten mit unbegrenzten Gestaltungs- und Gewinnmöglichkeiten ausgreifenden imperialistischen Nationalwirtschaft zu unterstellen.

Wurde es versucht, das Problem der Weltwirtschaft auf eine Gleichung zu bringen, in der seine praktische Gegenwartsbedeutung möglichst klar sichtbar wird und die seine Verwurzelung mit den entscheidenden nationalen Machtfragen der heutigen Zeit ins Licht stellt, so liegt die Forderung nah, abseits der Heerstraße genereller Betrachtungen die Probe auf die Auflösungsmöglichkeiten und -bedingungen an einem einzelnen konkreten Beispiel zu machen. Hierzu bieten jüngste Ereignisse eine höchst willkommene Handhabe.

Mitte März ist bekanntlich in Berlin die Begründung eines „Deutsch-Chinesischen Verbandes" mit dem Zweck beschlossen worden, der Bevölkerung des chinesischen Reichs die Errungenschaften der deutschen Wissenschaft und Technik in ihrem gegenwärtigen Stand zu vermitteln und die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China zu fördern. Daß die Art, wie wir den Aufgaben unserer einmal begonnenen Kulturmission im Reich der Mitte gerecht werden oder gegenüber ihren Schwierigkeiten versagen, entscheidend werden muß für unsere Geltung als Kultur- und Weltmacht überhaupt, diese Tatsache braucht hier nicht neuerdings beleuchtet zu werden; das Bewußtsein dessen, was für uns und unsere Zukunft in China auf dem Spiel steht, ist allmählich Gemeingut aller politisch denkenden Deutschen geworden. Desto unklarer und schiefer sind meist die Vorstellungen über das politische und moralische Gewicht unserer im mongolischen Riesenreich bereits eroberten Stellungen. Hier herrscht meist eine recht pessimistische Stimmung vor. Tatsächlich ist der erste Eindruck, wenn man chinesischen Boden betritt, stets recht entmutigend, soweit man nach deutschem Ansehen fragt. Unsere Kaufleute, die in früheren Zeiten nach dem fernen Osten gingen, fanden hier bereits eine weitverzweigte und kraftvolle Organisation des Handels unter angelsächsischer Leitung vor, der sie sich wohl oder übel unterordnen mußten. Englisch wurde so ihre Sprache, englisch der Zuschnitt ihres gesellschaftlichen Lebens, unter englischem Signalement gingen deutsche Waren, ja deutsche Lehrer und Missionare unterrichteten in englischer Sprache, und deutsche Ärzte sahen sich gezwungen, ihre Pfleglinge in englischen Hospitalen unterzubringen: kurz, Deutschland war gleichsam der Koch, der am englischen Herd Speisen für den britischen Magen zubereitete. Als solche Handlanger waren wir natürlich gern geduldet. Sobald aber der deutsche National- und

Digitized by Google

Weltmachtgedanke erstarkte, seine Antenne ständig sich erweiternden Schwingungskreises Deduktoren auch im fernen Osten zum Ansprechen brachte und der alte Erbfehler deutscher Fremdtümelei energisch von unseren ausgewanderten Volksgenossen, die sich auf eigene Füße zu stellen begannen, bekämpft wurde, kehrte sich die Freundschaft in Feindschaft um. Die britischen Handels- und Industrieverbände erklärten den Deutschen offen den Kampf und führten ihn leider vielfach, wie es namentlich das Vorgehen der British Engeneers Association beweist, mit Waffen aus einer Schmiede, in der das altenglische vornehme Gesetz des fair play nichts gilt. Sie haben allerdings vielleicht gerade dadurch der deutschen Sache den größten Dienst erwiesen; denn jeder Stoß bedingt einen Rückstoß, und die Säure der Gehässigkeit ist das beste Mittel der Reaktionssteigerung.

Jene Botmäßigkeit des deutschen Kaufmanns im Dienst des britischen Herrentums hatte aber noch eine andere üble Nebenwirkung. Der deutsch-ostasiatische Handel blieb ohne jede enge Fühlung mit der heimatlichen Industrie. Ihm war es nur um den Umsatz zu tun; jede Rücksicht auf die nationalwirtschaftlichen Interessen und Lebensbedürfnissen des Deutschen Reiches lag ihm fern. Ja seine Vertreter scheuten sich aus allen möglichen Rücksichten der Anreizung unbequemen Wettbewerbs, solche Bedingungen unmittelbar mit der heimatlichen Fabrikation anzuknüpfen; umgekehrt verschlossen deutsche Industrieunternehmungen, wenn sie ja einmal einen Experten zum Studium der Absatzmöglichkeiten an Ort und Stelle nach dem fernen Osten schickten, das erlangte Wissen im tiefsten Schrein ihrer Geschäftsgeheimnisse, wiederum ängstlich bemüht, sich jede Nebenbuhlerschaft vom Hals zu halten. Mit einem Wort: allenthalben Eigenbrödelei, Marschieren auf getrennten Wegen, aber nicht um vereint zu schlagen, sondern um irgendwie, ohne jede höhere politische Gesichtsweite, sich Beute zu erjagen. Die Ergebnisse dieser Kampfmethoden beleuchtet die Statistik in eigenartiger Weise. Das Pekinger Handelsamt, das zufolge der englischen Seezollverwaltung stark unter britischem Einfluß steht und demgemäß nur nach Verschiffungshäfen, nicht nach Ursprungs- und Bestimmungsländern frägt, berechnet den Anteil Deutschlands am chinesischen Gesamthandel nur auf 4,2 v. H., denjenigen Großbritanniens dagegen fast auf 50 v. H. In Wirklichkeit beträgt die deutsche Quote über 7 v. H., die britische, wenn man den kolonialen Handel abzieht, nur 21 v. H. Rechnet man aber dem deutschen Anteil die gesamten Gütermassen hinzu, die unter deutscher

Digitized by Google

Flagge oder im deutschen Geschäft bewegt werden, das heißt, fragt man nach der Arbeitsleistung, nicht nach Etikette und Nationale der umgesetzten Güter, so steigt er auf fast 25 v. H.! Das bedeutet: im Wettbewerb der Mächte um den Handel Chinas steht Deutschland, was Warenlieferung und -bezug anbelangt, an vierter Stelle unmittebar hinter den Vereinigten Staaten, während es, was absolute Warenbewegung anbelangt, überhaupt von keiner anderen Nation übertroffen wird. Und wie auf diesem wirtschaftlichen Gebiet, so steht es allenthalben. Verdeckte, verstreute, aber tiefwurzelnde und entwicklungskräftige Setzlinge deutschen Samens sind in alle Furchen des chinesischen Kulturackerfeldes gesenkt, aber sie kommen wenig zur Geltung und wird widerstandsschwach, weil ihnen die systematische Pflanzung und Pflege, die innige Wurzel- und Faserverklammerung mit der Gesamtwirtschaft des Heimat- und Mutterlandes und deren Nährsubstanzen fehlt. Kein Zweifel, daß, wenn erst alles, was im Reich der Mitte deutscher Arbeit seine Entstehung verdankt, von deutscher Kraft bewegt, von deutschem Geist beseelt ist, auch offen und weithin sichtbar die deutsche Flagge hißte, die Welt erstaunen würde über die Summe von Werten, die Deutschlands stille, verschlossene, unflüssige Kapitalanlage im fernen Osten bilden.

Aus diesen Feststellungen und Forderungen ergibt sich nun unmittelbar Wesen und Kern des Problems, das uns heute China zu lösen aufgibt. In einem Reich wie diesem, das ein Drittel der Menschheit umfaßt, dessen sozialer Aufbau ebenso gewaltig und fast erdrückend ist durch die Mengen des lebendigen Materials wie die Dichtigkeit und Zähigkeit der Struktur, dessen Wirtschaft und Kultur zwar in vielen Richtungen rückständig blieb, aber kraft der Wurzelung in dreitausendjähriger großartiger Geschichte, kraft der Feinmaschigkeit und Schmiegsamkeit des Gewebes von außerordentlicher Lebensstärke und selbstsicherer Grundständigkeit erscheint, müssen vereinzelte, isolierte Leistungen fremder Kulturpioniere, auch wenn sie noch so tüchtig sind, schließlich sich verlieren und untertauchen wie verlorene Korallenriffe im riesenhaften Ozean. Die Masse kann hier nicht allein durch die Qualität im kleinen, sondern nur durch das Mittel der Konzentration und der Organisation aller qualifizierten Kräfte im großen bewegt, durchdrungen, besiegt werden. Und so wird Deutschland als Weltmacht hier vor eine ganz neue, eigenartige, gewaltige, größte Kraftanstrengung heischende, aber auch mit höchsten Preisen

Digitized by Google

lockende Aufgabe gestellt. Ihre ideelle Lösungswurzel ist die Einsicht, daß, so wie das „internationale" Kapital unter dem Einfluß der modernen imperialistischen Stromkräfte immer nationaler wird, der Mechanismus dessen, was wir Weltwirtschaft nennen, mehr und mehr den Gesetzen der großmächtlichen Nationalwirtschaften gehorsamen muß, von ihnen geregelt und beherrscht wird. Dieses nationalwirtschaftliche Entwicklungsprinzip setzt aber wieder eine solche organisierte Anspannung und Zusammenfassung aller kulturwirtschaftlichen und kulturpolitischen Innenkräfte eines Staats nach außen hin in der Richtung auf ein bestimmtes Ziel überseeischer Machtgewinnung voraus, daß hier tatsächlich ein vollkommenes Novum in der Geschichte der Weltmächte und ihrer Wettbewerbskämpfe gegeben ist. So muß die praktische Lösung des chinesischen Problems durch Deutschland notwendig ausgehen zunächst vom einheitlichen Zusammenwirken unseres Handels, unserer Industrie und Technik, derart, daß nicht kleinlicher Neid, sondern das Bewußtsein der Interessensolidarität und der kaum abschätzbaren Steigerungsmöglichkeiten der eigenen wechselseitigen Vorteile wie der Stoßkraft der gesamten nationalwirtschaftlichen Armatur aus solcher Verbündung das Richtmaß ihrer Tätigkeit wird. Der weitere Aufbau auf dieser Grundlage ergibt sich dann von selbst. England und die Vereinigten Staaten haben im letzten Jahr allein für neue Hochschulgründungen in Shantung, Hankau und Hongkong die Summe von 10 Millionen Mark aufgebracht. Frägt man nach der Herkunft so erstaunlich großer Mittel, im Vergleich zu denen alles, was Deutschland zu ähnlichen Zwecken aufbringt, winzig erscheint, so entstammen sie natürlich nicht privater Freigebigkeit oder den Staatskassen unserer Wettbewerber, sondern fast ausschließlich deren großkapitalistischen industriellen und kommerziellen Verbänden, die solche Opfer als eine Art Spesen ihrer großzügig geführten und entsprechend große Gewinne abwerfenden Geschäftspolitik betrachten. Nicht anders ist es möglich, daß auch wir die Kapitalien für die Vertretung unserer Kulturinteressen in einer dem Umfang der Aufgabe gemäßen Höhe aufbringen. „Das Geschäft muß sich selber nähren — auch das Kulturelle": von dieser banalen Yankeeweisheit müssen wir immerhin lernen; geschieht das, so werden Deutschlands Ansehen natürlichen, unwiderstehlichen Drangs die Flügel wachsen. Der deutsche Kulturpionier wird nicht mehr für seine Zwecke bei Handel und Industrie betteln gehen, sondern diese selbst werden ihn aufsuchen, werden für deutsche Schulen, deutsche Mission, überhaupt

Digitized by Google

die Propaganda des deutschen Namens und deutschen Wesens gerne große Opfer als ein unentbehrliches Mittel siegreichen Bestehens im Ringkampf der Großmächte bringen. Und damit wird sich notwendig die Befreiung Deutschlands von der Vormundschaft seiner früheren Lehrmeister vollziehen. Es wird nicht mehr möglich sein, daß selbst hochgebildete Chinesen das heimatliche Land des englisch sprechenden Deutschen für eine „Provinz“ Großbritanniens halten und daß, wie es heute noch geschieht, von London und New York aus widerspruchslos Erdkarten vertrieben werden, auf denen man vergebens nach einem Deutschen Reich sucht.

Das also ist das große Werk, das zu vollbringen das Deutsche China-Institut sich vorgesetzt und zu dessen Entwicklung es in glücklicher Planfassung die ersten Untermauerungen geschaffen hat, indem es für sein Programm die Spitzen unserer führenden wissenschaftlichen, technischen und industriellen Verbände, unseres Großkapitals, unserer Auslandsvereine und unserer Presse in enger Fühlung mit der Regierung gewann. Der Schwierigkeiten, soviele Kräfte verschiedenartigen Wesens in geschlossener Front auf den Marsch zu bringen, sind gewiß nicht wenige; aber sollte nicht gerade Deutschland, das durch den systematischen und streng logischen Aufbau seiner Wissenschaft, deren innige und folgegesetzliche Verbindung mit der Technik, mit Werkstätte und Ausführungsbureau, das durch den humanistischen Geist, der sein gesamtes Hochschulwesen durchweht, und durch den Adel seines Idealismus, das vornehme unveräußerliche Erbteil seiner Väter, sich vor allen Weltmächten auszeichnet, besondere Befähigung für die Bewältigung dieses Problems besitzen, das an die organisatorischen, kulturwirtschaftlichen und kulturethischen Energien einer Nation die höchsten Anforderungen stellt? ... Es war an der Jahrhundertwende, da ein britischer General bei Peking die deutschen Truppen an die Front rief; möchte sich heute in höherem idealistischen Sinn die Verheißung erfüllen: Deutschland in China an die Front!

Digitized by Google

Dirck Jakobsz, Liebermann und Kalckreuth.

Von Dr. Walter H. Dammann.

Der erste April dieses Jahres bezeichnet für die Kunsthallen in Hamburg und Bremen einen äußerst wichtigen Einschnitt, den Direktoratswechsel. An beiden Orten fragt man sich mit Spannung: Wie wird nun alles werden? Als Antwort liegt der Hinweis auf die bisherige Tätigkeit der beiden Männer nahe; aber man vermeidet ihn. Denn sehr wohl wäre es denkbar, daß der Entschluß, die Wirkungsstätte zu wechseln, von dem Wunsche, die Wirkungsrichtung — vielleicht nur leise — zu ändern, mitbestimmt wurde. Ebenso hütet man sich, über die zukünftige Handhabung und Gestaltung der Dinge öffentlich zu mutmaßen. Besonnenheit und Wohlwollen, diesmal wirklich nicht Gleichgültigkeit, verbieten solche Erörterungen; man will den neuberufenen Männern vertrauensvoll die Wahl ihres Weges überlassen. Wie unentbehrlich dies Vertrauen ist, wenn ein Museumsleiter gute Arbeit tun soll, das mag eine kleine Sonderbetrachtung, zu der die jüngste Bestandgeschichte der Hamburger Kunsthalle Anlaß gibt, fühlbar machen.

Höchst mannigfach sind die Schwierigkeiten, die ein Museumsleiter im Verfolg seiner Aufgabe zu lösen hat. Man denkt da zunächst an die alltäglichen Verwicklungen, die den Geschäftsverstand und den diplomatischen Takt des verantwortlichen Mannes beanspruchen — an Meinungsverschiedenheiten mit der Künstlerschaft, mit der maßgebenden Verwaltungsbehörde, mit dem großen Publikum. Man unterschätzt im Vergleich damit häufig genug die Knoten, die in der Arbeit selbst liegen; man vergißt oft, daß schon das Ding „Museum" heutzutage im Grunde noch ein ganz unklares Problem ist. Aber selbst wenn man die Museumsfrage als solche einstweilen auf sich beruhen läßt — auch im einzelnen Falle ist die Entscheidung über Ankauf und Auftrag fast immer aus einem peinlich genau abgewogenen Für und Wider von rein grundsätzlichen Dingen hervorgegangen, von denen gemeinhin nur der Nächststehende eine Ahnung haben kann.

Der Schlußstein — andere Sprachen würden sagen: der Schlüssel — zu Lichtwarks Sammeltätigkeit auf dem Gebiete der modernen Kunst sind zwei Riesenbilder, die vom Tage ihrer Einstellung an bis heute die Kunstwelt Hamburgs in Beunruhigung halten. Man weiß nicht,

Digitized by Google

wie man sich zu ihnen stellen soll, ob ihre Erwerbung ein Gewinn war oder eine Wandeinbuße, ob sie mit ihrer inneren Gegensätzlichkeit einander ergänzen oder ausschließen, ob man also beide lieben kann, oder nur eins, und welches. Daß beide in ihrer Art überaus wertvoll sind, empfindet jeder; aber zugleich macht sich die Polarität der Auffassungen, auf denen sie aufgebaut sind, beklemmend fühlbar. Ist es vielleicht nützlicher, aus dem Nebeneinander dieser Bilder zu lernen, als sich darüber den Kopf zu zerbrechen?

Die beiden widerspruchsvollen Bilder sind Liebermanns Professorenkonvent und Kalckreuths Gerichtspräsidenten.

Das schnell schwingende Entwicklungspendel der modernen Malerei hat uns erkennen lassen, daß die begrifflichen Erörterungen, in denen das Wort dem Wesentlichen der Kunstleistung noch am ehesten gerecht wird, einem von zwei Anschauungsgebieten angehören: sie beziehen sich entweder auf die flächenteilenden, platt gesagt: dekorativen, Werte des Kunstwerkes oder auf seine jeweils verschiedene Art, Wirklichkeitserscheinungen auszudrücken. Abgesehen jedoch von dem allerletzten, mit Worten überhaupt nicht greifbaren Rest des Künstlerischen — bei der Zergliederung eines Gemäldes kann es Fälle geben, in denen noch ganz andere Momente zu beachten sind; Komposition und Veranschaulichung sind nur die hauptsächlichen, nicht die einzigen. Und es gibt eine ganze, große, höchst wichtige Gattung von Kunstwerken, bei denen ein drittes Moment den beiden genannten mindestens in gleicher Wichtigkeit zur Seite tritt. Das ist die Gattung der Bildnisse. Es wurde oben schon auf einen unaussprechlichen, der logischen Zergliederung unzugänglichen Inhaltsrest am Kunstwerk hingedeutet; nennen wir ihn einmal der Bequemlichkeit halber: „Beseeltheit". Diese seine eigene ästhetische Seele hat das gute Bildnis wie jedes andere Kunstwerk; außerdem aber suchen wir mit Recht im guten Bildnis noch ein Etwas, das uns mit dem Seelenleben des Dargestellten irgendwie in Verbindung setzen soll. Wer ein menschliches Antlitz malt, als wenn es ein Stilleben oder ein Architekturstück wäre, der kann immer noch ein treffliches Bild liefern, aber ein „Bildnis" ist das nicht, was er hervorbringt. So kann man verstehen, daß gerade in der neueren Kunst, die ihre Hauptkräfte auf die Aufgaben der formalen Durchbildung einerseits, der optischen Erscheinungsbewältigung andererseits richtete, das Bildnis eine besonders schwierige Aufgabe war, die oft genug dem Künstler selbst nicht ganz klar wurde. Erst die sogenannten

Digitized by Google

expressionistischen Neigungen — ich nenne zur Kennzeichnung des Fragengebietes beispielsweise Munch und Kokoschka — ließen das grundsätzlich Besondere der Bildnisaufgabe wieder lebhaft durchfühlen.

In seiner Hamburger Gedächtnisrede betonte Erich Marcks, daß Alfred Lichtwarks ästhetische Stellung wesentlich durch die realistischen Anschauungen der Zeit um 1890 bestimmt war. Das ist gewiß richtig; aber man darf dieser Aussage keinen ausschließenden Sinn unterlegen. Ich selbst entsinne mich, daß Lichtwark gesprächsweise die Besonderheit der Bildnisaufgabe immer sehr stark zu betonen pflegte, daß er also die Unzulänglichkeit rein „realistischer“ Kunstmittel für den Bildniszweck genau kannte. Unter den Denkmälern Hamburger Persönlichkeiten, die auf seine Veranlassung gemalt wurden, sind die beiden genannten Gruppenwerke nach Umfang und Gehalt die wichtigsten. Betrachten wir einmal kurz, was sie uns zeigen!

Auf dem Liebermannschen Bilde sitzt und steht eine Anzahl älterer Herren in bürgerlicher Alltagstracht um einen länglichen Tisch herum. Bücherbrett und Bücherschrank charakterisieren den Ort der Versammlung. Einer der Herren trägt vor: mit deutlich erkennbarer innerer Tätigkeit und mit einer Sprechgeste, deren Eindringlichkeit fast den klingenden Laut ersetzt. Die übrigen geben ein nach den feinsten Graden abgestuftes Bild geistiger Mitarbeit in den verschiedenen körperlichen Ausdrucksformen: am einen Ende der Skala ein Mann, den seine Aufmerksamkeit fast dazu verleitet mitzusprechen, um eine Ergänzung oder einen Einwand einzuflechten; am anderen Ende das tief innerlich gesammelte Zuhören, das dem Gesichtsausdruck jede Eigentätigkeit nimmt und uns veranlaßt, die Hände zusammenzulegen. Das Ganze ist die mit äußerster Energie festgehaltene Augenblicksphase eines Vorgangs, eines Ereignisses. Die Handlung — auch das Zuhören ist ja ein Handeln — ist freilich zur Charakterisierung der einzelnen Teilnehmer mit aufgeboten. Aber die Gesamthandlung ist doch etwas, was selbständig, eigenwillig neben die reine Bildnisaufgabe hintritt. Als „Bildnisse“ sind die Einzelstudien, die der Künstler zahlreich anfertigte, und die ebenfalls in der Hamburger Kunsthalle zu sehen sind, teilweise bedeutend stärker als die Köpfe des Bildes. Auf dem großen Bild hat die Darstellung der Handlung die Darstellung der einzelnen Handelnden und ihrer Charaktere gewissermaßen in die zweite Linie geschoben. Wer sich nach ähnlichen Leistungen in der Kunstgeschichte umtut, wird alsbald bemerken, daß diese Verschiebung regelmäßig zu-

Digitized by Google

gunsten der Handlung eintritt, wo Handlung und Charakter zusammen bewältigt werden sollen.

Genau die entgegengesetzte Lösung zeigt das Kalckreuthsche Bild, auf dem vor einer glatt einfarbigen Fläche zu beiden Seiten des Oberlandesgerichtspräsidenten die vier Präsidenten zu zwei und zwei in ihren Richtertalaren aufgestellt sind, in freien, ihren Gewohnheiten abgesehenen Stellungen, aber ohne jede gegenseitige Bezugnahme. Jede einzelne Figur ist ein durchaus vollständiges Bildnis, die äußere Erscheinung des Menschen restlos erschöpfend, von seiner Wesensart eine deutlich empfundene Vorstellung vermittelnd. Irgendwelche Handlung zeigt das Bild nicht. Nur das gleichförmige Nebeneinander und der formal geschlossene Gesamtumriß liefern die ästhetische Einheit. Schon die Möglichkeit, die räumliche Gruppenvereinigung der fünf Männer, etwa durch besondere Beleuchtungskünste oder durch das Mittel der Tonigkeit, zu kennzeichnen, hat der Künstler als außerhalb der Bildnisaufgabe liegend offenbar bewußt und entschieden abgelehnt.

Angesichts dieser mit Schärfe durchgeführten Gegensätzlichkeit beider Bilder drängt sich die Frage auf, wie sich denn die ältere Kunst zu ähnlichen Aufgaben gestellt habe.

Das klassische Land der Gruppenbildnisse ist Holland. Immer und immer wieder malte man dort jahrhundertelang Bruderschaften, Schützengilden, Regentenkonvente, Anatomiekollegien. Die Museen und die Rathäuser Hollands sind noch heute voll von solchen Werken. Die kostbarsten Leistungen, die menschlicher Kunst überhaupt gelungen sind, gehören zu dieser Gattung. Über ihre Entwicklung sind wir ziemlich genau unterrichtet, vor allem durch eine sorgfältige Untersuchung von Aloys Riegl. Wir kennen eine Anzahl von bezeichnenden Bildtypen, nach denen sich die Lösungsmöglichkeiten dieser Aufgabe festlegen lassen. Da wäre zunächst ein Schützenstück von Dirck Jakobsz, aus dem Jahre 1529. Es zeigt zwei Stockwerke von aufgereihten männlichen Brustbildnissen, deren jedes einzeln den Beschauer anblickt. Die Leute machen Handbewegungen, aus denen man schließen soll, sie seien im Gespräch begriffen. Ihre Zusammengehörigkeit drückt sich darin aus, daß hier und da einer dem Nebenmann eine Hand auf die Schulter legt. Einige halten ein sonderbares Etwas in der Hand, das man schließlich als eine Flintenlaufmündung enträtselt. Die einförmig dunkle Tracht und das flache Barett gibt ihnen allen das Aussehen von Prädikanten. Die Gesichter sind bis zur Verdrossenheit ernst und unbewegt. Dieser seltsam ungelenke Bildtypus, der

Digitized by Google

ausschließlich das Bildnis zur Geltung bringt, behauptet sich jahrzehntelang. Der glatt zugestrichene Hintergrund wird gelegentlich durch eine Landschaftsandeutung „belebt", die an die graugemalten Gartenprospekte älterer Photographenwerkstätten erinnert. Fortbildung verrät nur die allmähliche Vermehrung der kennzeichnenden Zutaten: da werden Pistolen und Schützenpreise („Juwelen") vorgezeigt: ein goldenes Becherchen oder eine goldene Schale. Die Vereinsbeamten werden zwar künstlerisch in keiner Weise ausgezeichnet — vielmehr wird ein genaues Gleichmaß im Nebeneinander streng innegehalten —, aber sie verraten ihre Würde durch ein Schreibbuch, eine Schreibfeder oder eine Geldbörse. Wie gesagt, dieser zweistöckige Bildtypus behauptet sich lange Zeit als allein gültiges Schema. Da kommt einmal ein Künstler auf den Gedanken, die Schützenmahlzeit als Motiv mit in das Bild hineinzuziehen: er gibt einigen Leuten ein Brötchen, ein Trinkglas, einen Hering in die Hand; die müssen sie nun dem Beschauer vorweisen. Dazwischen erscheint allerdings schon früh, schon 1533, einmal ein Bild, das dem „Motiv", dem Vorgang, eine größere Rolle zubilligt, ein Schützenmahl von Cornelius Teunissen. Da sehen wir einen großen, stattlich gedeckten, quadratischen Tisch, dessen Kante dem Bildrand parallel steht. Hinter ihm drängen sich viele Köpfe nebeneinander; ein paar Armbrüste tauchen dazwischen auf. Man hat das Gefühl, der Künstler habe es sich nicht zugetraut, eine Reihe von Bildnisköpfen von innen heraus interessant zu machen. Aber bei dem Bestreben, aus der Bildnisgruppe eine Szene, eine Historie zu entwickeln, kommt weder das eine noch das andere zu seinem Recht. Ein wirklicher Bildniskünstler, etwa Dirck Barentsz, läßt 1564 das Szenische wieder zurücktreten. Er gibt die Mahlzeit nur in symbolischer Andeutung: ein Tischchen mit Kanne, Brot und Apfel — dergleichen unsere trefflichen Lichtbildner auch heute noch vielfach zur Vervollständigung ihrer Kamerakunstwerke nötig zu haben glauben. Den Versuch, durch Subordination, durch Zentrierung das Problem zu lösen, macht 1588 Cornelius Ketel. Er stellt die Offiziere an die bevorzugte Stelle und baut die Mannschaft um sie herum. Aber auch er kommt dabei über ein nüchternes, nichtssagendes Aufzählen der einzelnen Leute nicht hinaus. — Viele, viele andere Werke, namhafte und namenlose, wandeln nun diese verschiedenen Möglichkeiten auf und ab. Und dann kommt Frans Hals, der Künstler, der auch das Einzelbildnis durch Handlung, durch Augenblicksbewegung zu steigern versuchte, — der mit seinen beiden Heydthuysenbildern bewies, wie sehr

Digitized by Google

gerade ihn diese Frage: das Verhältnis der Handlung zum Charakter beim Bildnis, beschäftigte. Von ihm haben wir bekanntlich mehrere Schützenstücke. Das früheste, von 1616, gibt mit geräuschvoller Kraft die entschiedene Durchführung des Handlungsmotives; eigentlich sind es sogar zwei Handlungen: das Zerlegen des Gänsebratens durch den Vorsitzenden, der nun demnächst die Schüssel herumgehen lassen wird, und das verspätete Herantreten der Fähnriche. Wer auf diese Dinge aufmerksam geworden ist, sieht genau, wie Frans Hals bemüht war, beide Ereignisse im Bildganzen weiterwirken zu lassen, und wie er gleichzeitig alles daran setzte, um den einzelnen Köpfen ihre bildnishafte Deutlichkeit zu wahren. Die beiden Schützenbilder von 1627 gehen noch von derselben Motivannahme aus; aber man beachte, wie die epische Gewichtigkeit, die der gedeckte Tisch noch 1616 zur Schau trug, vermieden wird, und wie die zuständliche Haltung der Fähnriche, die äußerlich unverkennbar an die einmal gefundene Form anklingt, schon das Momentane des historischen Geschehens unterdrückt. Später gibt der Künstler jede Handlung preis; das Schützenstück von 1633 zeigt schon ein bloßes Nebeneinander von Bildnisköpfen, noch in freier, scheinbar zufälliger Anordnung. Und auf dem großen Stück von 1639 läßt Frans Hals seine Bildnisse wieder in zwei Stockwerken antreten, wie Dirck Jakobsz es vor mehr als hundert Jahren getan hatte. Daß Hals hier einer schrittweis gewonnenen Einsicht Ausdruck gab, ist angesichts der ganzen Bilderreihe einfach unverkennbar. Und so sind die späteren Regentenbilder, von 1641, vor allem die beiden Altersleistungen von 1664 von jeder Handlung frei; sie sind reine Bildnisse.

Muß man noch darauf hinweisen, wie es Rembrandt bei dieser Aufgabe erging, muß man daran erinnern, daß das bestellte Schützenstück von 1642 eine schöne Vision wurde und alle anderen Aufgaben, auch die, ein bewegtes Geschehen abzuschildern, der eigentlichen Bildnisaufgabe überordnete? Muß man das erstaunliche Widerspiel erst nennen, das Regentenstück von 1662, mit seinen sechs reinen Bildnissen im modellmäßigen Nebeneinander?

Was bleibt nun verwunderlich an jenen zwei Bildern der Hamburger Kunsthalle? Liebermann malte eine Szene, Kalckreuth die bloße Existenz. Beide Möglichkeiten, das Gruppenbildnis künstlerisch zu bewältigen, hat die Geschichte oft genug ausversucht. Die letzte Folge der einen Möglichkeit wäre die Ausschaltung der Bildnisse zugunsten der Bildeinheit, die der andern, der Verlust der Bildeinheit zugunsten der Bildnisse. Da hier die Auskunft, die Lösung wirklich nicht „in

Digitized by Google

der Mitte liegt" — tut sie das jemals, wie die Volksweisheit glaubt? — so scheint das ganze Problem für die logische Behandlung unlöslich. Also ist die Fragestellung falsch? An sich wohl nicht. Aber wenn irgendwo, so können wir hier mit Sinnen greifen, daß die künstlerische Leistung mit der logischen Einsicht überhaupt nicht ganz erfaßt werden kann, so wenig wie sie sich durch logische Arbeit allein hervorbringen läßt. Und liegt denn der ästhetische Wert eines Kunstwerkes überhaupt ausschließlich oder auch nur vorwiegend in der Reinheit und Eleganz der Lösung eines gestellten Problemes? Nicht einmal in der Baukunst oder im Drama, und gewiß nicht in der Malerei. Rembrandts sogenannte „Nachtwache" ist ein über alle Begriffe herrliches Kunstwerk. Daß es der engen Gattung, der die Bildveranlassung entsprang, nicht den klassischen Ausdruck fand, wen kann diese Erwägung im Genusse des Anschauens beeinträchtigen? Das ist doch die allerwichtigste Kunsteinsicht: daß auf den Begriff gar nichts ankommt, sondern alles auf die Tat, auf die Leistung. Das gilt für das einzelne Werk, wie für die ganze Sammlung; auch ein Museum kommt nicht aus logischen Einsichten zustande, sondern aus seelischen Kräften, die sich der Berechnung durchaus entziehen. Wir anderen haben dabei allen Grund, den ungelösten Begriffswiderspruch auf sich beruhen zu lassen und uns der greifbaren Tat zu freuen. Wir bewundern das Liebermannsche Werk, weil es ein geistiges Geschehen unserer Tage mit unübertrefflicher Lebendigkeit den Nachkommenden überliefert — und das Kalckreuthsche, weil es der menschlichen Erscheinung unserer Gegenwartswelt in eindrucksvollen Monumenten dauerndes Gedächtnis sichert.

Digitized by Google

Sehnsucht.

Von Gustav Falke.

Einen höchsten Berg hatt' ich erstiegen,
weithin blaute uferloser Tag,
große, fremde Vögel sah ich fliegen
sonnenwärts mit raschem Flügelschlag.

Nehmt mich mit! Ich kann nicht höher steigen,
zu den Sternen führt kein Weg empor.
Euch doch sind die seligen Weiten eigen!
— Aber schon verhallte fern ihr Chor.

Abwärts stieg ich unter Wäldersausen,
Bäche stürzten neben mir zu Tal:
Immer hört' ich nur das mächtige Brausen
dieser Schwingen, hört' es mir zur Qual.

„Bleibe nur in deiner stillen Hütte,
wo ein kleines Glück dir aufgetischt,
und auf deines Herdes Feuer schütte
neue Kohlen, daß es nicht erlischt."

Aber immer treibt es mich nach oben,
endlos kuppelt sich das Himmelsdach,
und die Arme sehnsuchtsvoll erhoben,
weint mein Herz den großen Vögeln nach.

Digitized by Google

Die Minute des Rodolfo.

Von A. M. Frey.

Der Diener meldete ganz verstohlen, die Mietgondel sei da. Rodolfo ging noch einmal durch die festlich erhellten Räume, lächelte den Gästen zu, gab, die Türe schon in der Hand, dem alten del Fabro schnell noch ein Scherzrätsel auf, das nach Erotik roch — so, wie der Alte es liebte, und verschwand mit dem Versprechen, in fünf Minuten ihm die Lösung zu bringen. „Wenn die Lösung gut ist," rief del Fabro ihm nach, „sollst du endlich den kleinen Achatbecher bekommen, auf den du so lange schon versessen bist."

Auf der Treppe vergewisserte er sich des Alleinseins. „Sollte mein Vater später nach mir fragen," belehrte er den Diener, der ihm gefolgt war, „so haben Sie zu melden, ich sei unpäßlich geworden und zu Bett gegangen."

Er warf einen Mantel um, den er selten trug, rückte den Hut ins Gesicht und stieg die Stufen hinab in das Schiff. Dem Führer warf er leise den Namen des Kanals zu, wohin er gerudert sein wollte. Als er in die Mitte der Wasserbahn glitt, kam er an der väterlichen Gondel, die am Pfosten festlag, vorbei. Er bedauerte leise, das viel bequemere und schönere Gefährt zu dieser nächtlichen Unternehmung nicht benützen zu können. Aber es ging nicht; er mußte als ein Fremder das Haus verlassen.

Gleichwohl wagte er es, im ungewissen Lichte des Kanals, sich umzukehren und zu den erhellten Fenstern emporzuspähen. Die schmale Margherita stand auf dem Balkon mit einem Manne, der sein Vater war. Er erkannte sie an ihrer reinen Stimme. „Sehen Sie nur," sagte sie, „da verläßt einer Ihrer Gäste das Haus. Wer mag es nur sein?" Und seines Vaters Stimme ein wenig unwillig: „Es wird immer mehr Sitte, sich zu empfehlen — ohne sich zu empfehlen. Es gehört nächstens zum guten Ton. Zu meiner Zeit —" der Vater dämpfte die Stimme, und Rodolfo glitt aus dem Bereich seiner Worte. Er bedauerte, nicht bei der schmalen Margherita bleiben zu können, ertappte sich darauf, daß er es lieber gehabt hätte, ihrer reinen Stimme, wenn auch nur von weitem und unbeachtet von ihr, lauschen zu dürfen, als jetzt Bianca aufsuchen zu müssen. Aber es war nicht mehr zu vermeiden. Er hatte sich angesagt, und er hielt sein Wort, obwohl ihn der Besuch längst nicht mehr so wichtig dünkte, wie vor drei Stunden.

Digitized by Google

Als das Boot einer Krümmung der Wasserstraße folgte, sah er noch einmal, wie alle Fenster des väterlichen Hauses Licht in die Nacht gossen, und wie das gelbe Licht auf schwarze Fluten fiel und eine tanzende Decke schuf. Er fand es komisch und auch ein wenig unheimlich, daß sein Vater eben von ihm als von einem Fremden gesprochen hatte — unwillig als von einem Gast, der sich da heimlich aus dem Staube machte. Seine geglückte List erfreute ihn und stimmte ihn zugleich nachdenklich. Wie wenig bedarf es, um Menschen einander unkenntlich zu machen, um gleiches Blut voneinander zu reißen. Ein alter Mantel, ein in die Stirn gesetzter Hut genügen. Sind wir nicht erbärmlich daran, weil wir auf so etwas hereinfallen? Die lebendige Welle, die immer da ist, verspüren wir nicht. Wir brauchen Mäntel und Hüte, um einander zu erkennen, einander gleichgültig zu sein — ein solches Zeichen brauchen wir erst, um einander lieben oder hassen zu können. Wären wir Tiere, Hunde meinetwegen — es wäre besser bestellt um uns. Wir sind entartet.

Bianca, zu der er fuhr, fiel ihm ein. Frauen, die lieben, haben etwas von der Spürnasigkeit der Hunde. Von den Kulturmenschen sie allein. Sie verstehen zu wittern. Hatte sie es nicht schon heraus, das die schmale Margherita ihn beschäftigte? Gott weiß, wie sie dahinter gekommen war. — Aber das war es nicht, was diesen bitterbösen Streit, diesen widerlichen, heute nachmittag heraufbeschworen hatte. Was war eigentlich schuld gewesen? Wenn am Ende eines Kampfes mit einer Frau der Haß, der hinter jeder Liebe auf der Lauer liegt, die Herzen bloßgelegt hat, — weiß man es nicht mehr. Dieser Haß — da ist er immer! Es kann sich nur darum handeln, ihm nichts zum Fraße vorzuwerfen. Aber oft erwischt er doch eine Kleinigkeit, und die genügt, ihn aufspringen zu machen. Wegen einer Haarnadel, eines Steichholzes, eines Sonnenstäubchens fängt es an — und mit Blut und Verbrechen, mit urtiefer, unüberbrückbarer Feindschaft hört es auf. Das Werk einer halben Stunde, das Werk von zehn Minuten, wenn der Teufel es so will! Richtig — Bianca hatte wieder den falschen Smaragdring, den sie auf der Bühne in der Rolle der Aïda zu tragen pflegte, am kleinen Finger behalten, und mehr aus Eigensinn als aus Eitelkeit. Wie oft hatte er sie gebeten, es nicht zu tun. — „Keine Dame trägt falschen Schmuck. So etwas tragen die Frauen von Schaubudenbesitzern und die Akrobatinnen." Sie hatte erwidert: „Also eine Sorte von Menschen, zu der auch ich gehöre: Gaukler und Komödianten. Wie kannst du überhaupt ver-

Digitized by Google

langen von mir, daß ich den Ring jemals ablege? Ich würde damit zugeben, bisher keine Dame gewesen zu sein. — Stefano sagt übrigens, es sei nicht ausgeschlossen, daß der Ring echt sei. Ich habe ihn in Genua bei einem Altwarenhändler gekauft. Für sechszehn Lire. Möglich, daß der Händler ſich getäuscht hat. Ich war gleich überzeugt, einen schlauen Griff getan zu haben. Du hältst mich natürlich für zu dumm, als daß ich irgendwo gut einkaufen könnte." — Und sie gab den Ring in der Tat nicht auf, eher noch ihn, Rodolfo selbst, wie er heute gesehen hatte.

Da war also dieser Stefano — Sänger und Kollege von ihr. Offenbar ein lächerlicher Herr, da er einen Ring, der unzweifelhaft falsch war, für echt erklärte. Oder wollte er Bianca nur schmeicheln auf jede Weise, auch auf die erbärmlichste? Durch irgend etwas mußte er es verstehen, ihr nahe zu sein, weil sie ihn oft zitierte. Liebte sie ihn schon? — Sie drohte manchmal damit. Also war es gewiß nicht wahr, daß sie ihn mochte.

Rodolfos Gondel glitt unter den Rialtobogen — ein Grabgewölbe umfaßte ihn. Lächelnd erwehrte er sich dieses Eindruckes. Er dachte: meine gute Großtante Lukretia würde sagen: das sind Vorbedeutungen. — Aber was sind keine Vorbedeutungen? Wenn wir acht haben, finden wir sie auf Schritt und Tritt. Und lebten wir lange genug, wir sähen sie alle erfüllt. Einzig ihre Rolle spielt darin die Zeit. Ich runzle die Nase — und ich niese gleich darauf. Aber dieses Nasenrunzeln geschieht so kurz vor dem Niesen und ist so wenig geheimnisvoll, daß die Menschen sich seiner als einer Vorbedeutung ernsthaft nicht annehmen mögen. — Ich fahre durch einen Brückenbogen, der wie ein Grab mich anmutet, — und ich sterbe nach sechzig Jahren vielleicht. Aber diese Zeit dazwischen ist zu lang, als daß es die Menschen noch reizte, von einer Vorbedeutung zu faseln. Stürbe ich heute oder morgen — dann, ja dann wäre es auf einmal ein Hinweis auf nahen Tod gewesen.

Der Brückenbogen gab ihn wieder von sich, und er atmete befreiter — jetzt erst trotz aller kalten Philosophie. — Ich werde nicht sterben, weder heute, noch morgen, sagte er sich, und es war wie ein Entschluß. Ich bin noch jung, ich will noch leben. — Noch leben? Das ist falsch gesagt. Ich habe erst anzufangen mit dem Leben. Ich kenne es gar nicht. Ich habe bis heute — so fühle ich es in dieser Abendstunde — bis heute noch nicht gelebt.

Digitized by Google

Um Rodolfo wurde es finsterer. Der Gondoliere bog ab von der großen Straße in einen kleinen Kanal. Der Weg war noch weit.

Aus einem offenen Fenster, das dunkel war, kam Gesang — eine Männerstimme, eine Arie aus Othello war es, die da zum Wasser herniederstieg. Schon wieder eine Vorbedeutung, sagte sich Rodolfo spöttelnd. Ihr Kollege Stefano singt den Othello und singt ihn heute abend. Vielleicht in diesem Augenblick die gleiche Arie. Wie ist das und diese Stimme hier aus dem Fenster — wie ist beides in die Ferne zu deuten? Wollen wir uns einmal weise gebärden! Es müssen sich irgendwelche Verknüpfungen hellseherisch ahnen lassen. — Und er besann sich, aber es fiel ihm nichts ein. — Ich habe keine Begabung zum Wahrsager, schloß er. Mehr beschäftigt mich auch, weshalb das Zimmer mit dem Sänger dunkel war. Immer macht Dunkelheit neugierig. Hätte Licht gebrannt — was wäre zu sehen gewesen? Gewiß ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank wie tausend andere — ein Mensch, der den Mund aufreißt, wie tausend andere. Weshalb erwartete ich Licht? Man kann genau so gut — oder schlecht — im Dunkeln singen, wie bei Licht. Besser vielleicht. Finde dich ab! Das Zimmer war eben dunkel. Fertig damit.

Seine Sehnsucht nach Licht ward erfüllt. Auf ein Haus schwammen sie zu, das — seltsam genug für diese Gegend — aus allen drei Stockwerken flammte. Er war begierig, was er zu sehen bekäme. Sie schwammen vorbei, er bekam — nichts zu sehen. Keinen Menschen in keinem der Zimmer, die er überblicken konnte. Wie sie eingerichtet waren, ob sie überhaupt eingerichtet waren? Erst als er vorbei war, fragte er sich danach. — Wahrscheinlich wohl. Aber er hatte so sehr nach etwas Lebendigem gefahndet, so krampfhaft gesucht nach einem Menschen, der diese unmögliche taghelle Leere beleben sollte, daß er mit Bewußtsein weder Tisch noch Stuhl gesehen hatte. Was sollten sie bedeuten, diese Zimmer, herausgerissen aus der toten Nacht um sie her in ein grelles Licht, wenn sie ebenso tot waren wie diese Nacht? — Unheimlicher als das dunkle Zimmer des Sängers erschienen ihm jetzt diese vielen grellen Räume des — Niemand. — Wann sind wir eigentlich zufrieden? fragte er sich. Trifft es sich, daß etwas geschieht, so, wie wir es gemacht hätten, hätten wir nur die Gewalt dazu, so werden wir sicher eines anderen belehrt. Auf das Dunkel hin habe ich mich heimlich nach Licht gesehnt. Und nun Licht da ist, bin ich erst recht beunruhigt durch diese anscheinend sinnlose Art von Licht.

Digitized by Google

Das erhellte Gebäude brachte ihm sein väterliches Haus und die Gäste in Erinnerung. — Der alte del Fabro wartet immer noch auf die Lösung des Rätsels, das ich erzählt habe, dachte er. Ganz begierig und zitterig wird er darauf sein. Er hört so gerne eine kleine Schlüpfrigkeit. Aber ich mag ihn. Er kennt die Welt, er hat gelebt. Ich habe übrigens die besten Aussichten, einst zu werden wie er, da er denselben Beruf gehabt hat, den ich ergreifen werde. Aber von ihm, von der Diplomatie, spricht er nicht mehr, er redet nur noch von den Frauen. Was erzählte er mir heute doch von Berlin? — „Berlin ist ein Gemenge und eine Häufung von Kulturlosigkeiten. Aber geh' nur an unsere Gesandtschaft dort. Bei den Damen Berlins wirst du auf deine Rechnung kommen, Rodolfo. Die halten es für ein Zeichen ihrer persönlichen Kultur, in Liebesabenteuern zu machen. Ehefrauen haben selten zwingende Gründe, einen Geliebten zu nehmen. Aber so hinfälligen Grund wie die Berlinerinnen haben die wenigsten. Sie tun es aus Pflichtgefühl gegen sich selbst — die Ärmsten." — Er war manchmal recht rüstig, der alte del Fabro.

Rodolfo legte sich in die Gondel so bequem zurück, als es in diesem Mietkasten irgend möglich war. — Ich freue mich auf die Frauen der anderen Länder, dachte er. Muß ich mich wundern, daß ich an sie denke? Weil ich doch Bianca liebe? Liebe ich sie denn, ist das Wort Liebe hier am Platz als eins der wenigen ganz großen Worte, welche die Menschheit geprägt hat? Vielleicht als ihr größtes? — Bianca ist die einzige Frau, die ich näher kenne — oder vielmehr nicht kenne. Denn kennte ich sie wirklich — ich hätte mich heute nachmittag anders gegen sie benommen. Wie lange sind wir eigentlich einander nahe? Seit meinem zweiten Semester in Rom. Aber erst hier in Venedig sind unsere Beziehungen innige geworden, erst in diesen Monaten. Immerhin hat sie mir keine Zeit je gelassen, mich mit anderen Frauen zu beschäftigen. Ich war stets nur um die eine.

Die Gondel hielt. Rodolfo hatte gar nicht bemerkt, daß er am Ziele war. Bianca bewohnte in abgelegener Gegend ein kleines Haus, das sie möbliert gemietet hatte. Er sprang auf. Er entlohnte den Ruderer und schickte ihn fort, denn er gedachte, die Nacht zu bleiben.

Ein Fenster unten war spärlich erleuchtet — das Zimmer einer älteren Dienerin, die Köchin, Zofe, Stubenmädchen, alles in einem war. Aber die Fenster des oberen Stockes, in welchem die Zimmer Biancas lagen, waren merkwürdigerweise sämtlich dunkel. Sie erwartete ihn doch. Stellte sie sich krank durch ihn — ihr beliebtes

Kopfweh — und lag im Finstern? — Er klopfte. Die Alte schurrte an der Tür hin und her, ließ ihn warten — er wollte schon unwirsch werden — und öffnete schließlich halb und vorsichtig — öffnete ganz, da sie ihn erkannte. Eine Kette fiel und klirrte. Als ob man durch eine Stalltür tritt, mußte er denken, — auch riecht es dumpfig und warm wie in einem Stall.

Er ging kurzen Grußes an der Alten vorbei und ungeduldig die Treppe hinauf. Die Frau blieb unten stehen. Als er schon ganz oben war, sagte sie langsam: „Guten Abend, gnädiger Herr. Der gnädige Herr bemühen sich umsonst. Das gnädige Fräulein sind nicht zu Hause."

Rodolfo erstieg langsam die letzten Stufen, wandte sich nicht um, sagte obenhin: „— ist nicht zu Hause, so" und stand doch innerlich vor einer Tatsache, die er im Augenblick nicht gelten lassen wollte. „Ich werde warten", fügte er hinzu, öffnete die Tür zum Boudoir und drehte das elektrische Licht an.

Er legte ab, ging hin und her, stand vor den weißgerahmten großen Spiegeln, vor dem Schrank mit den unzähligen Hüten, vor dem Diwan mit dem weißen Fell. — Also sie ist fort. War sie ernstlich böse? Seinen Brief hatte sie ausser acht gelassen. Wollte sie gar mit ihm brechen? Nun, wir werden ja sehen. Ich bleibe. — Aber wollte sie wirklich mit ihm brechen? Er hatte sich heute nachmittag zu schlimmen Worten hinreißen lassen. Das entschuldigte er vor sich selbst mit seiner Jugend. Zu wenig kannte er noch die Frauen. Er nahm sie offenbar noch zu ernst. Ließ einen verkehrten Ernst walten. Er hatte Bianca beschimpft — aus Achtung vor ihr; beschimpft — aus Liebe zu ihr. Weil er nicht wollte, daß eine Frau, an der er hing, so haarsträubenden Unsinn redete, wie sie es getan hatte. Weil es ihn empörte, daß eine Frau, die er schätzen mußte, auf einmal sich so töricht benehmen konnte. Eine Frau, der er sich hingab — so gut sie sich ihm gab. Sie war ihm zu wertvoll für diese Farce, zu deren Urheberin sie sich herabwürdigte. Wäre sie ihm gleichgültig, er hätte heute kaum den Mund verzogen und sie schwatzen lassen. Oder hätte er gewußt, was er jetzt wußte, — trotz seiner Liebe hätte er sie gemessener behandelt, wäre er weniger hineingezogen worden in den Trubel, den sie anzurichten verstand. — Im Verkehr mit Frauen mußte man auf das Ungeheuerlichste offenbar jederzeit gefaßt sein. Und nach dem Ungeheuerlichen — so oft es auch kam — durfte man sie keinesfalls werten. Man durfte sie wohl überhaupt

Digitized by Google

nicht werten. Man mußte sich damit abfinden, daß man dazu verurteilt — oder begnadet? — war, sie lieben zu müssen. Eine Frau erziehen wollen, ist ein Unsinn. Eine Frau verachten, ist Unsinn. Eine Frau hochachten, ist Unsinn. Mit dem allem kommen wir nicht an sie heran. Am besten ist es, sie einfach zu lieben — vielleicht wie ein Frommer Gott liebt, oder ein Wüstling seine Ausschweifungen. Am besten: einfach sie nehmen, wie sie sind. Aber das ist nicht einfach, das ist sogar ungeheuer schwer. Dennoch werde ich mich künftig danach richten. Irgendwie muß doch mit ihnen auszukommen sein. —

Rodolfo trat aus dem Zimmer und an das Treppengeländer. Er rief zu der Alten hinunter: „Ist das Fräulein ins Theater gegangen? Sie hat heute doch nicht zu singen? Ist der Spielplan vielleicht geändert worden?“ — Die Alte verneinte. Das Fräulein sei nicht zu der Zeit fortgegangen, die üblich sei, wenn sie auf der Bühne zu tun habe. Sie habe erst vor einer halben Stunde das Haus verlassen. — „Hat das Fräulein nicht vor drei Stunden einen Brief erhalten?“ fragte Rodolfo. — Die Alte dachte nach: Gegen acht Uhr — gewiß, da sei ein Bote da gewesen und habe etwas Geschriebenes abgegeben.

Rodolfo kehrte zurück. Es fiel ihm wieder ein, daß Stefano heute den Othello sang. „Er schminkt sich göttlich für diese Rolle,“ hatte Bianca erzählt. „Er sieht schon ohne Schminke aus wie ein Tier. Wie viel mehr, wenn er sich geschwärzt hat. Er bekommt etwas von einem Affenmenschen.“ — Mit einem Blick, der ihn, Rodolfo, aufreizen sollte. „Und er ist wirklich gefährlich, du! Ein Gewaltmensch! Aber ich möchte doch die Partie der Desdemona singen.“ — Wahrscheinlich wollte sie sich nur interessant machen. Sie fügte hinzu: „Ich weiß etwas, wodurch die Grimani mit dem Direktor auseinanderkommt. Ich werde es ihm nächstens stecken. Dann bekomme ich die Desdemona.“ — Sang sie die Partie am Ende schon heute Abend? Frauen leisten Unglaubliches, wenn Neugier und Neid sie kitzeln, aber dies war doch wohl unmöglich.

Er ging in das Schlafzimmer, machte dort Licht. Eine grüne Ampel, als einzige Lichtspenderin über dem Bett hängend, schien matt. Sie färbte die Haut grünlich. Aber man empfand seine Jugend stärker, gab sich ungehemmter hin, ahnte man die Körper schon angehaucht von einer farbigen Verwesung. Für derartige Genüsse hatte Bianca Sinn. Käme sie doch! Er wollte sie schon zu versöhnen wissen. Wie lange sollte er noch warten?

Digitized by Google

Unten wurde geklopft — an die Tür nach der Gasse. Die Alte schurrte durch den Hausgang. Umständlich hörte er sie öffnen. Er eilte zur Treppe. „Was gibt es?“ rief er hinunter.

„Ein Brief ist abgegeben worden.“

Für mich — dachte Rodolfo. — Ahnt sie mich hier? Hat sie Unglück gehabt?

„Nicht für Sie, gnädiger Herr,“ sagte die Alte hämisch, humpelte herauf und gab ihm ein weißes Papier.

Er ging ins Zimmer und las Biancas Namen auf dem Brief, las ihn, geschrieben von seiner eigenen Hand. — Er begriff nicht. So hat sie diesen meinen heutigen Brief gar nicht erhalten, entdeckte er endlich. Weiß Gott, durch welche Zwischenfälle er sich um drei Stunden verspätet hat.

Aber vor drei Stunden hat sie doch ein Schreiben bekommen? Von wem? — Und auf jenes Schreiben hin ist sie auf und davon — sicherlich! — Stefano! dachte er. Der Name fiel über ihn her, er schüttelte ihn wie etwas Albernes ab.

Er stand vor Fragwürdigkeiten. Daß er warten mußte, ärgerte ihn schon. Gestand er sich's nur klar ein: er hatte überhaupt keine Lust gehabt, herzukommen. Nur um sich bei ihr durchzusetzen — um Recht zu behalten, hatte er ihr geschrieben und sich vor einer halben Stunde auf den Weg gemacht. Nun kam auch noch der häßliche Zwischenfall mit diesen beiden Briefen. — Er öffnete den von seiner Hand geschriebenen — durchflog ihn. Alles klingt fremd und falsch, dachte er. Der Mensch, der dies verfaßt hat, kann gar nicht ich gewesen sein. Jedenfalls bin ich es nicht mehr.

Er wußte im Schlafzimmer einen Wandschrank. Zu Hause hatte er schweren Wein getrunken, der ihn durstig machte. Durst und Unmut zu bekämpfen, schloß er den Wandschrank auf, in dem Bianca stets alten Rotwein stehen hatte. Er trank — ohne Pause — drei, vier Gläser und dachte sich in Zorn hinein, der langsam einer Gleichgültigkeit wich.

Das volle Glas in der Hand, dessen rote Flüssigkeit im grünen Ampellicht zu einem ölig schimmernden Gemenge wurde, trat er vor ihr breites Bett. Er sah sich selbst in den Kissen liegen — und die Umarmungen vergangener Nächte kamen ihm lächerlich vor. Wie sehr hatte er sich hingegeben und ausgegeben. Soll man alles einer einzigen Frau schenken? — und tausend andere waren da? Und er war jung! — Bis zur letzten Minute hatte er immer gezögert bei ihr,

Digitized by Google

bis ihm gerade noch so viel Zeit blieb, heimzueilen — durch grelle Sonne und nüchternes Alltagsgetriebe nach Stunden, in denen nur eine matte Ampel geherrscht hatte über dem rätselvollen und stummen Spiel von Gliedern — heimzueilen also, unter das Sturzbad zu treten, die Wäsche zu wechseln und pünktlich am Frühstückstisch zu erscheinen, keine Minute zu spät, denn der sonst so milde Vater hatte die Marotte, sich durch die kleinste Verspätung in einen ebenso sinnlosen wie folgenschweren Zorn hineinreißen zu lassen.

Er trat vom Lager weg. — Ich werde fortgehen, beschloß er und ließ sich in einen Armstuhl fallen. — Weshalb bleibe ich noch? Klar gedacht: ich bin eigentlich fertig mit ihr. Ich habe es nicht gewußt, aber es ist so. Ich empfinde nicht einmal Eifersucht gegen den fremden Briefschreiber, dem sie jetzt nachläuft — das ist das untrüglichste Zeichen, daß ich fertig bin.

Dennoch widerstrebte es ihm, zu gehen, ganz ohne etwas ihr gegenüber ausgerichtet zu haben. Er wird sie versöhnen — und wird sich dann erst mit ihr entzweien, und dann für immer. Beides lag in seiner Hand und beides sollte geschehen, heute noch. Sie sollte erfahren, daß er es war, der das Letzte zu tun wußte — nicht sie.

Er wird also warten — — schon weil der Armstuhl so bequem ist, und weil ihm ein wenig davor graut, die langweilige Fußwanderung, die endlose, die jetzt gleich notwendig wäre, anzutreten — durch hundert Gäßchen und über hundert Brücken. Allerdings, falls ihre Rückkunft zu lange dauern sollte, mußte er doch aufbrechen und das Ende auf morgen verschieben.

Er saß und schlürfte den Rest des Weines — ganz behaglich. Immer sah er in die grüne Ampel, die ihm wohltat. Sie schwebte in die Ferne — lautlos von ihm fort — und ihr Licht war doch überall um ihn her. Es faßte ihn an und packte ihn ein von allen Seiten — weich und wie unhörbar singend. Er lehnte sich hinein — fast ließ er sich tragen und leise wiegen von diesem Licht. Manchmal schurrte es grünlich. Einmal kam deutlich aus dem Licht ein schimmerndes Klirren wie das einer Kette, und mit dem Klirren die Dünste von Stalltieren.

Das Klirren trennte sich vom Licht und wurde selbständig. Er ging ihm nach und fand schon an der offenen Türe die Alte, bereit, ihn hinauszukomplimentieren. „Der gnädige Herr tut gut, nicht länger zu warten. Vielleicht kommt das gnädige Fräulein und hat

Digitized by Google

schon einen Kavalier am Arm. Seit einiger Zeit scheint mir der Pastetenbäcker nebenan verdächtig." Er fand der Alten Rede frech, aber er sagte nichts. Auch hatte er noch nie bemerkt, daß ihre Nase — wohl durch eine unverständliche Operation — der Länge nach gespalten war und beim Reden auf- und zuklappte, ganz nach den Bewegungen des Mundes.

Eine Gondoliere hielt schon wartend. „Wohin denn sonst," sagte der, fast gekränkt, als Rodolfo ihm zurief: „Zum Goldoni-Theater." Vor dem Theater drohte ein ungeheures Plakat, auf dem stand: Heute und die nächsten Jahre: der große Stefano Scanzoni als Othello.

Rodolfo bekam noch einen Platz in der ersten Parkettreihe. Gerade begann der letzte Akt. Als der Sänger Stefano die Bühne betrat, bemerkte Rodolfo gleich, daß jener durch irgendetwas beunruhigt war. Plötzlich schien er Rodolfo zu entdecken. Er warf seine Rolle hinter sich, stürzte an die Rampe — fast schlug er in das verstummte Orchester — und glotzte, daß das Weiße seiner Augen sekundenlang den ganzen ungeheuren halbdunklen Zuschauerraum beherrschte. Er riß sein Schwert hoch, heulte auf wie eine Hyäne und warf gegen Rodolfo die Waffe. Sie traf die Dame neben Rodolfo. Unter der Wucht des Wurfes ward sie zitternd nach hinten gerissen. Blut quoll aus der aufwärts gekehrten Stirnwunde. Dann brach sie vornüber zusammen.

Mit einem Satz sprang Rodolfo über die Musikanten auf die Bühne.

Stefano war schon überwältigt — war schon abgeführt. Der Direktor — aus einer Kulisse — winkte Rodolfo herbei. „Übernehmen Sie die Rolle. Ich weiß, Sie vermögen es," bat er.

Man warf Rodolfo einen rot und weiß gefleckten Mantel zu, er schlug ihn um sich, er stellte sich bereit. „Zufall, daß ich gerade diese Partie noch auf dem Gymnasium gelernt habe," dachte er.

Und er sang. Aber Bianca hatte nicht die Partie der Desdemona, sondern eine Dame, die er gesehen zu haben sich nicht entsann und die seiner Großtante Lukretia glich, — so sehr, daß sie während einer Pause flüsterte: „Das Blut heute abend mußte fließen. Auf der Probe diesen Morgen riß dem armen Stefano der Hosenträger, und das war eine schlimme Vorbedeutung."

Die Oper war zu Ende, der Vorhang fiel und das Publikum raste. Rodolfo mußte sich verbeugen, bis ihm der Rücken weh tat.

Digitized by Google

Der Direktor bat ihn in sein Sprechzimmer. „Wollen Sie bei mir bleiben?“ fragte er. „Hier, unterschreiben Sie diesen Kontrakt. Ich biete Ihnen elftausend Lire monatlich als Anfangsgage.“

Rodolfo setzte seinen Namen darunter. „Geht das?“ fragte er sich einen Augenblick. — „Ich wollte Diplomat werden. Nun bin ich Sänger, bin etwas unter meinem Stande. Darf ich mir das hingehen lassen? — Aber ich lerne auch so das Leben kennen und bunter — wilder vielleicht. Das ist die Hauptsache. Zudem verdiene ich ungeheuer viel Geld. Denn mit dieser Anfangsgage gedenke ich mich nur kurze Zeit zu begnügen.“

Er frug nach Bianca. Es war seltsam: wich man ihm aus? Man schien sie verleugnen zu wollen. Man kannte sie nicht. Ein Partner, dem sie hundertmal schon auf der Bühne gegenübergestanden war, erkundigte sich: „Die Sie meinen, ist das eine weißblonde Dame, die — ohne zu hinken — doch den Gang etwa einer Störchin hat, oder sagen wir: einer Schwänin?“

Er gab dem Esel eine Maulschelle. Als Star des Unternehmens konnte er sich das leisten. Er mußte sogar darauf sehen, von den Freiheiten, die ihm zukamen, Gebrauch zu machen.

Nur deshalb verführte er die minderjährige Tochter des Direktors — und mußte fliehen. Es ward ihm zum Heile; er reiste jetzt mit einem Impresario, durch den er Gagen bezog, die auf fünfzehntausend Lire für den Abend stiegen.

In Berlin sang er erstmals den Raoul. Während der Zwischenpause sandten drei Frauen hintereinander ihre Karten in seine Garderobe mit der Bemerkung, sie ständen zu seiner Verfügung. Er nannte zu Beginn des neuen Aktes, von der Rampe her, ihre Namen und bat sie, aufzustehen. Sie taten es ohne Zögern, stolz auf ihre Verliebtheit. Eine, die blond und sehr groß war und Gretchen hieß, nahm er in Anspruch.

Eine Rolle, in der er ein schwarzes Gewand zu tragen hatte, beschäftigte ihn. Gretchen gab sich Mühe, ihm den deutschen Gefühlsinhalt seiner neuen Partie klarzulegen.

Madrid sah ihn als Mittelpunkt eines großen Kirchenfestes. Er stand auf der Kanzel — er war ein Priester über unzählige gebeugte Rücken hin. Manchmal stiegen mattschimmernde Gesichter gläubig zu ihm empor. Er hatte keine Predigt vorbereitet. Er sagte nur immer: Ich bin Gottes Wort. Aber das genügte. Auch ihm selbst genügte es. Er fühlte sich erfüllt — erschüttert von einer ungeheuren

Digitized by Google

Gewalt — einer treibenden Macht, die den Massen dort unten spendete, wovon sie innerlichst lebten. Er erkannte: nicht, was ich sage, macht jene gebeugt, macht ihre Gesichter aufgelöst in Andacht. Ich bin die Kraft selbst, die sie Gott fühlen läßt. Sie kosten überwältigt die Nähe der Gottheit; die bricht hervor aus meiner Gestalt. Ich bin erleuchtet. Ich bin das Wort Gottes. —

Alles auf der Welt war leicht. Man mußte nur den Mut zu allem haben — man hatte dann auch die Kraft dazu. Die Kraft, zu täuschen, in einem höheren geheimnisreichen, in einem makellosen Sinne. Die Massen wollen nichts als die unwandelbar ehrliche Überzeugung dessen, der da täuscht.

Im Eisenbahnzug nach Petersburg wollte er gerade den Verdienst, den seine russischen Gagen brachten, zusammenrechnen, als der Zug auf offener Strecke hielt. Passagiere stiegen aus, stapften durch hüftenhohen Schnee unter unerbittlichen Sternen. — „Die große Kältewelle kommt — sie überfällt uns, seht ihr, genau von Osten. Wir sind verloren," hörte er eine Stimme sagen. — Was kann mir geschehen, dachte er. Ich bin der große Künstler Rodolfo — Nachfolger des minderen Sängers Stefano, den man einst für groß hielt. Bis ich kam. — Er sah einen Kometen langsam drohend aus Osten heraufkommen gegen den Zenith, der unaufhörlich klirrte wie dunkelblauer Stahl. Der Stern sank nach Westen schnell — er raste — Rodolfo hatte noch nie solch eine donnernde Eile gesehen, er hatte sie nicht einmal geahnt. Er mußte die Augen bedecken, es war das Entsetzlichste und zugleich das Gewaltigste, was er je erlebt hatte. — Das Weltgeschehen war ihm plötzlich klar. Das heißt, ihm wurde begreiflich, daß alles unbegreiflich ist und bleibt. — Es wird ein großer Vorhang aufgezogen — um einen noch größeren Vorhang zu enthüllen; das ist alles, dachte er. Um ihn fielen die Menschen, getötet durch Kälte. „Geben Sie mir Ihren Pelz, Baron," bat eine Russin, deren Brillanten stärkere Lichthiebe um sich warfen, als die Sterne. Aber bevor er ihr reichen konnte, worum sie wimmerte, lag sie schon blau und mit glasharten Augäpfeln.

Er brachte sich aus dem trocken klirrenden Frost wohlbehalten auf ein Meerschiff — atmete die frische, feuchte Salzluft über ungeheuren Wasserflächen. Kehlkopf und Stimmbänder nahmen zu an Gewalt. Wenn er abends in dem Konzertsaal des Dampfers sang, war das Schiff ausgefüllt mit seiner Stimme bis in die schwarzen Tiefen, wo die Heizer von ihren roten Feuern aufhorchten.

Digitized by Google

Seine Hetzjagd durch die Vereinigten Staaten glich dem Abhaspeln einer Kette, deren Glieder Bahnhöfe und Bühnen waren. Entweder er sang oder er saß im sausenden Zug. Gretchen war um ihn. Tagelang sah er sie nicht, aber wenn er sie brauchte, war sie da. Sie fand die Fahrkarte, die er verlegt hatte — sie band die Krawatte die sich unter seinen jagenden Fingern nicht schlingen wollte. Manchmal sah er ungeheuere Häuserblöcke, ein Gewimmel von mechanisch und organisch Bewegtem, ein Rennen nach irgendeinem geheimnisvollen Ziel. Abends lauschten diese Menschen, die tagsüber so geheimnisvoll rannten, seiner Stimme. Wer packt das Leben, wer von uns hält es und lebt es — sie oder ich? dachte Rodolfo.

Das atemberaubende Tempo ließ nach, als er wieder europäischen Boden betrat.

In Paris mußte er einem Marquis die Frau wegnehmen. Er schlug sich mit ihm. Er fühlte, dies ist die große Liebe. Gretchen verband ihm den verletzten Arm — eine Schramme, über die sie weinte in fassungsloser Bewunderung. Als er sich der Witwe des Marquis bemächtigen wollte, gestand sie ihm: „Auch ich liebe dich. Aber bevor du mich bekommst, wirst du einen jungen Fant, dem ich bisher gehörte, züchtigen müssen — einen Studenten, der mich beleidigt, beschmutzt, erniedrigt hat." — Er fühlte, wie seine Liebe zu dieser Frau alles Menschliche in ihm zu Haß umschuf. „Wo find' ich ihn," tobte er. — „Da —!" sagte die Frau und riß eine Tür auf. Er sah einen jungen Mann in einem grünen Armstuhl. Er zog seinen Hausschlüssel, in den sinnreich eine Schußwaffe eingebaut war, und zielte. Aber der Junge sprang auf, war schon bei ihm, rang mit ihm — und ward ihm, Rodolfo, gleichgültig, je mehr er erkannte, daß es der Sohn des alten del Fabro war, mit dem er dieselbe Schule besucht hatte. „Das sind Scherze, Guido," sagte er „wie wir sie in der Turnhalle getrieben haben." — Und sie grüßten einander und trennten sich und gingen in entgegengesetzten Richtungen fort.

Die Witwe bekam er nicht. Als er — es war in Brügge — mit ihr zum Standesamt fahren wollte, scheuten die Pferde einer vorbeikommenden Karosse und sprangen in den Kanal. Rodolfo sprang nach und rettete der Königin der Niederlande das Leben. Der Prinzgemahl behing ihn für diesen außerordentlichen Fall so sehr mit Orden — auch im Namen ausländischer Fürsten —, daß Rodolfo beschloß, zu seinen sechs Dienern einen siebenten zu nehmen, der nur diese glitzernden Spielereien verwalten sollte. Aber die Witwe, die

Digitized by Google

er hatte ehelichen wollen, war verschwunden. — „Weil ich sie liebe, klagte er. „Die einzige, die ich geliebt habe. Ich werde sie suchen müssen mein Leben lang."

Er glaubte, sie sei vorausgereist in eine Stadt, in der er zu singen hatte. Aber dort wußte man nichts von ihr. Zum ersten Male seit jenem Abend im Goldoni-Theater gab er den Othello. Er hatte sich immer gegen diese Rolle gesträubt. Hier übernahm er sie, weil man ihm einen Achatbecher dafür bot, den er in Mailand gesehen und begehrt hatte, und der damals nicht feilgewesen war. Schon auf der Probe am Morgen beunruhigte ihn seine stark verschleierte Partnerin, die trotz seiner Bitten weder Hut noch Mantel ablegen wollte — und am Abend war es richtig Bianca, die ihm in der Rolle der Desdemona gegenübertrat. Er weigerte sich, zu arbeiten. Nur noch Arbeit sah er in seinem Auftreten. Der Vorhang mußte fallen. Er wandte Bianca, die ihn bestürmen wollte, ständig den Rücken. Er wollte sie nicht anschauen. Er verneinte ihr Dasein. Erst als Ersatz für sie beschafft war, betrat er wieder die Bühne. Das Publikum nahm sein Benehmen schweigend hin — sogar mit einer Art von Hochachtung für die Launen eines Stars. Entrüstung kam nicht auf. Er war der große Rodolfo.

Aber die Geliebte, nach der er weiter suchte, fand er nicht. Sein Herz ging schwer — Unwiederbringliches schien verloren. Bern war die Stadt, in der er allabendlich den Othello sang. Gleichzeitig war er dort als Geschäftsträger seines Königs tätig. Er vertrat sein Land auf einer internationalen Beratung, die ein drohender Weltkrieg Hals über Kopf geboren hatte. — Erst in letzter Minute kam er zu Wort. Er sprach zu einem Heer von Diplomaten, deren verbissene Kampfmienen sich glätteten, als er ihnen den einzigen Ausweg wies. Den einzigen, der möglich war, — der gleichzeitig außerordentlich günstig war für alle Staaten. Die steinernen Gesichter wurden weich, er sah Tränen in Augen, die noch nie geweint hatten, ergraute Staatsmänner jauchzten auf wie Knaben. Er trat unter das Portal des Palastes — eine vom Krieg erlöste Menge umbrauste ihn, Frauen knieten vor ihm nieder, Männer hoben ihn auf ihre Schultern. Er war der Retter der Menschheit. Aber er suchte eine Frau, die, da sie nicht bei ihm war, sein Leben leer und gleichgültig machte. Denn sie trug sein Leben mit sich.

Jemand sagte ihm, sie, die er suche, wohne in einem Hause am Ufer des Kanales, an jener Stelle, an der die Staatskarosse in das

Digitized by Google

Wasser gestürzt war. Er machte sich sogleich auf. Es war Nacht. Er fuhr zu Schiff. Unschwer fand er die Stelle wieder. Aus allen drei Stockwerken des Hauses flammte Licht. Es fiel auf schwarze Fluten und schuf eine tanzende Decke. Er trat in das Haus. Er glaubte genau das Zimmer zu wissen, in dem sie sein mußte. Es lag im dritten Stock und ganz am Ende des Ganges. Taghelle Treppen stieg er hinauf, er kam an Türen vorbei, die offen standen und Räume sehen ließen, welche hell erleuchtet, spärlich eingerichtet und ganz ohne Bewohner waren. Er trat in das Zimmer, in dem er die Gesuchte wußte. Es war kahl und ganz leer. Nur in einer Ecke stand ein rot und weiß geflecktes Kalb, das die feuchten und milden Augen nach ihm wandte — Gretchens Augen. Mit einer Kette war es an die Wand geschlossen. Als es den Kopf drehte, klirrte die Kette, — sehr fern — wie aus einer anderen Welt.

Er irrte. Das Zimmer wies doch Möbel auf. Weit von ihm ab hing eine grüne Ampel, die wohl tat. Ihr Licht streichelte und wiegte ihm, er saß behaglich in diesem Licht. Das Kettenklirren schien unter ihn zu sein. Er hörte Schritte auf der Treppe, die er eben heraufgekommen war. Eine Frauenstimme, die ihm — über Abgründe hinweg — irgendeinmal vertraut gewesen sein mußte, tuschelte heftig hinter Wänden. Pochende Tritte und gedämpftes Ringen war hinter Wänden. Jemand schien jemand zurückhalten zu wollen.

Er zögerte, ob es gut sei, sich aufrechtzustellen.

Da klaffte die Wand auseinander. Ein Menschenkopf erschien, der seltsam überdunkelt, beinahe schwarz war. Augen glotzten, deren Weißes den ganzen halbdunklen Raum erfüllten — ein Arm hob sich.

Rodolfo hörte — wie aus einer fernen und fremden Welt — einen Knall. Er machte ihn hell und wach — und im nächsten Augenblick matt und willenlos. Er riß ihn empor und lullte ihn gleich wieder ein.

Wie weit der Fußboden von ihm weg war — wie tief der Boden unter ihm lag.

Er fiel vornüber — wie langsam er fiel. Eine Ewigkeit. Seine Lippen formten ein paar Worte. Niemand fing sie auf, weder Bianca noch Stefano.

„Ich habe gelebt,“ murmelte er, bevor seine Lippen den Boden berührten und offen stehen blieben, um so zu erstarren.

Digitized by Google

Die Hansestädte und die Niederlande
in der Hansezeit.
Von Dr. Friedrich Rauers in Bremen.

Es kommt zuweilen vor, daß zwei Firmen, die früher eng verbunden waren, Konkurrenten werden. — Es ist auch schon recht lange her, daß die Niederlande und die Hansestädte mehr Geschäftsfreunde als Konkurrenten waren. Heute sind sie jedenfalls mehr Konkurrenten als Geschäftsfreunde, wenngleich die Geschäftsfreundschaft auch noch nicht ganz aufgehört hat und nicht aufzuhören brauchte.

Es gibt zwei Phasen, in denen die Hanseaten und die Niederländer Geschäftsfreunde waren. Die eine liegt im Mittelalter und wurde getätigt zwischen den Hansestädten und Brügge-Antwerpen. Damals waren beide Parteien gleichberechtigt, Freunde, die auf gleicher Stufe standen und selbständig waren. Die andere liegt in der Neuzeit, als Holland auf der Höhe stand, als sein Kolonialhandel anfing zu blühen und blühte. Bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts reicht diese Periode der neueren Freundschaft mit den östlichen Niederlanden, mit Holland. Die deutschen Seestädte wurden zuletzt Zweigfirmen der großen Seemächte, Bremen mehr Hollands und Frankreichs, Hamburg mehr Englands.

In der Zwischenzeit der Übersiedelung der Welthandelszentrale von Flandern nach den holländischen Seestädten hat eine scharfe Konkurrenz zwischen den Hansestädten und den Niederlanden ausgefochten werden müssen, und im neunzehnten Jahrhundert und heute besteht wieder eine scharfe Konkurrenz.

Deutsche hat es während all der Zeit in den Niederlanden gegeben, als große Herren und als über die Achsel angesehene Moffies und Hollandsgänger. Heute ist der Deutsche „junger Mann" und Firmeninhaber namentlich in Antwerpen und im Rotterdamer Speditionsverkehr, nicht allzugern gesehen, aber unentbehrlich. Von dem Leben der deutschen Kaufleute in den Niederlanden plaudert anziehender, als das sonst der deutschen Gelehrsamkeit eigen zu sein pflegt, mein Landsmann Rudolf Häpke in dem siebten Pfingstblatt des Hansischen Geschichtsvereins: Der deutsche Kaufmann in den Niederlanden.

Ich möchte allerdings etwas anderes, den Rahmen hier weiter und anders spannen, die deutsche und die niederländische Handelspolitik in großen Zügen geben.

Digitized by Google

Tempora mutantur et nos mutamur in illis, die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen, das ist zwar dem Kaufmann in seinem Geschäft die geläufigste Erscheinung, er lebt davon; aber er denkt wenig daran, daß es in seiner Stadt auch so geht. Er lebt von den Differenzen in dem Wechsel dessen, was er Konjunkturen nennt, aber denkt wenig daran, daß seine Stadt, sein sicherer Heimplatz, unter Jahrhunderte währenden Konjunkturen steht und von dem Wechsel dieser Jahrhunderte währenden Konjunkturen lebt, wenn sie rechtzeitig auf die richtige Seite kam und einen Vorsprung erlangte.

Gute Waren und gute geographische Lage einer Stadt haben etwas Verwandtes untereinander, aber sie sind unter verschiedenen Bedingungen sehr verschieden wert. Menschenwitz und glückhafte Stunde sind die Bedingungen, ohne das sind sie nicht viel mehr als die unerläßliche Notwendigkeit. Die Zeit muß gerade herangekommen sein, wo die wechselnden Bedingungen stimmen, ja, der Witz des Kaufmanns beruht mehr als jemals auf der bloßen Tatsache des Wechsels, woraus seines Kapitales Zinsen fließen, wenn er richtig greift.

Die Kultur ist von Westen gekommen. Die fränkische Gründung Bremen von 787, vielleicht an altem Platz, ist zuerst als Brückenstadt, das will zuerst sagen als Furt- oder Fährplatz, in die Geschichte eingetreten. Das Meer, das große Meer, war eine wilde Braut, erst langsam ist eine zahme Ehe zustande gekommen.

Als Karl der Große das Sachsenland erobert hatte, ist Bremen die Zentrale der Mission des Christentums im Lande der Wenden und Slaven, die noch bis an die Elbe saßen, und unter den Nordgermanen geworden.

Etwas später als Bremen, 831, wurde Hamburg als vorgeschobenster Posten an der Elbe gegründet, gab auch zeitweise der neuen Erzdiözese den Namen, war aber zu exponiert, so daß Bremen und Hamburg in einer Hand vereinigt werden mußten und Bremen der Sitz und endgültig der namengebende Platz des Erzbistums wurde. Dem Erzbistum Bremen-Hamburg wurde der ganze Norden und der Osten, bis er selbständig wurde, unterstellt. Eine ungeheure Kulturarbeit ist da geleistet worden, materiell und geistig. Lübeck war die letzte Etappe vor der Wegscheide, dort ging der Weg nach Norden und Osten auseinander. Es ist viel später, 1143 an der heutigen Stelle, begonnen worden und schon eine weltliche Gründung der Schauenburger Grafen aus der Wesergegend und nachmals des großen Welfen Heinrichs des Löwen gewesen, der sie den Schauenburgern wieder abjagte. Das

Digitized by Google

Bistum Lübeck ist erst von Oldenburg bei Heiligenhafen an Lübeck herangelegt worden.

Stoß für Stoß sind die Gründungen weiter gegangen, die Etappen der großen hansischen Straße späterer Zeit sind damit gebildet worden.

An den heutigen deutschen Küsten der Ostsee mit ihrem reichen Städtekranz von Wismar, Rostock, Stettin bis Danzig und Königsberg zog der Verkehr bis Litauen, Kurland und Esthland, bis auf den großen Markt Nowgorod. Städte, Ritterschaft und Geistlichkeit sind dadurch bis nach Livland deutsch geworden. Das deutsche Bauerntum flutete bis nach Ostpreußen. Das Lied von der großen deutschen Auswanderung, die eigentlich eine Rückwanderung in die alten Germanensitze war, hat seine Schönheit bis in unsere Tage getragen:

Naer Oostland willen wij rijdën,
Naer Oostland willen wij meê,
Al over de groene heiden,
Frisch over de heiden,
Daar is er een betere steê.

Die dänisch-schwedische Straße nach dem Osten führte von Lübeck durch Holstein und Schleswig über die dänischen Inseln nach Schonen, von da ging man entweder durch Schweden bis Upsala und weiter über See nach Åbo und Wiborg in Finnland, oder von Schonen über Bornholm durch den Sund von Kalmar und Öland nach dem sagenberühmten Wisby auf Gotland und von da nach Kurland hinüber.

So faßt das Brügger Itinerar von 1380, das auf der Genter Universitätsbibliothek liegt und von dem großen polnischen Revolutionär und Gelehrten Lelewel in seiner „Géographie du moyen âge“ 1857 veröffentlicht wurde, die Wege zusammen.

Die Wenden sind von Bremen missioniert worden, das Bistum Riga haben bremische Geistliche gegründet. Als Riga im dreizehnten Jahrhundert als beherrschendes Erzbistum des äußersten Ostens von der Bremer Kirche unabhängig wurde, konsolidierte sich gleichzeitig unter Erzbischof Gerhard II. die Territorialhoheit des bremischen Erzstifts in dem Umfange des nachherigen Herzogtums Bremen, und die Ansprüche der bremisch-hamburgischen Kirche, die sich unter Erzbischof Adalbert zeitweise zu einem Patriarchat des Nordens verdichten wollten, gingen zu Ende.

Den dänisch-schwedischen Teil der Straße nach dem Norden habe ich schon genannt; nach Norwegen geht der Weg weiter nach Anslo, das ist das heutige Christiania, und nach Bergen.

Digitized by Google

Grönland, dessen Verbindung mit Europa im vierzehnten Jahrhundert wieder verloren ging, und Island waren der äußerste Norden der alten bremischen Erzdiözese.

Vielleicht hängt es mit der alten großen Ausbreitung der Bremer Erzdiözese zusammen, daß die Stadt Bremen sich vielfach auf eigene Privilegien im Auslande berufen konnte und namentlich in den Anfangszeiten der Hanse eigene, manchmal widerhansische Politik gemacht hat, ohne Schaden außerhalb der Hanse gestanden hat und Verhansung ertrug, als es Hansestadt geworden war und zeitweise ausgestoßen wurde.

Bis jetzt habe ich nur von kombinierten Land- und Wasserstraßen gesprochen. Auf der Kombinierung zwischen Land- und Seeweg beruhte auch die Bedeutung des Hauptplatzes der alten Hansa: Lübeck.

Als die Niederländer im Anfang der Neuzeit das Monopol der Hansen in der Ostsee brachen, fuhren sie ums Kap Skagen.

An den Nordseeküsten segelte man in den alten Zeiten lieber binnen deur als buiten omme, man fuhr im Schutz der Inselreihe durch das Wattenmeer. Kap Skagen war ein Umweg, je näher Ost- und Nordseehäfen der Halbinsel Jütland lagen. Lübeck liegt an der Wurzel und schmalsten Stelle der Halbinsel, es war auch der gegebene Hafen für viele nordwestdeutschen Binnenstädte der Hanse, die bis zum Mittelgebirge hin landein an den hansischen Straßen lagen. Diese Städte handelten auch selber, anders wie später, im Norden und Osten und standen durch die Auswanderung aus ihren Gegenden nach dem Osten in Beziehungen, die den deutsch-amerikanischen Beziehungen des neunzehnten Jahrhunderts entsprechen.

Zwei resp. drei große Landstraßen führen aus dem Westen nach Lübeck heran: eine südliche am Gebirgsrande über Minden oder Hameln—Braunschweig und Lüneburg, eine nördliche über Münster, Osnabrück, Bremen, Stade und Hamburg. Diese letzte hat auch einen Zweig, der von den holländischen Plätzen der Zuydersee über Groningen und Oldenburg herangeführt wird, nach Bremen. Lübeck ist der Hafen für diese Straßen, wie für den Umschlag von der Nordsee her.

Nun darf man den Charakter der alten Schiffahrt der Hansen auch nicht allzu sehr für reine Küstenfahrt einfangen. Die nordische Schiffahrt ist kühner als die Schiffahrt der Mittelmeerländer gewesen.

Digitized by Google

Friesen von der Weser sind in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts hoch in den Norden von Island und Grönland gekommen. Es heißt, diese ersten deutschen Nordpolfahrer wollten feststellen, ob es wahr sei, daß man, wenn man von der Weser immer nach Norden fahre, kein Land mehr fände. Adam von Bremen, der im elften Jahrhundert die Geschichte der bremischen Kirche schrieb, hat den Bericht aufbewahrt. Um 1000 hat sich Leif Eriksson von Grönland, der auf seiner Rückfahrt an die Küste von Winland verschlagen wurde und also zuerst Amerika sah, in Norwegen taufen lassen. Er war ein Sohn Eriks des Roten, der Grönland zuerst besiedelte, nachdem Wikinger, auf der Islandfahrt zu weit westlich versetzt, fünfzig Jahre früher es gefunden hatten. Uralt ist der Verkehr mit England. Bremer Handelsverkehr mit England ist um die Wende des elften zum zwölften Jahrhunderts zuerst beurkundet. Die angelsächsischen Reiche sollten von den Engern von unsern Küsten aus gegründet sein. Angelsächsische Missionare brachten das Christentum in das alte Sachsenland.

Die Bremer schrieben darum 1532 in ihre Rathaushalle: „Ick wilhaed de erste bisschup in desser stadt — Gantz vele ick Godt allmechtich bath, — Dat sick de sassen doch mochten bekeren, — Woiruth mine oldern gespraten weren. — Denn ick bin gebaren en engelsch man, — Woir de historien spreken van, — Dat se sin van den sassen gekamen, — De koning Wortegern hadde int rike namen — Mit hertoch Henxte, den vader siner fruwen, — Dat sine viande scholden öre Macht schuwen. — Dat de sassen hir erst sin afgevaeren, — Is bi verdehalf hundert und söven jaren — Er de karke wort tho Bremen gestichtet.“ Adam von Bremen überliefert auch eine Segelanweisung von Ripen auf Jütland bis ins heilige Land, die allerdings wohl später interpoliert ist. Aber die Bremer sollen schon bei dem ersten Kreuzzuge mitgezogen sein und haben beim zweiten Kreuzzuge Kreuzfahrer auf ihren Schiffen nach Lissabon gebracht. Bremer und Lübecker haben im dritten Kreuzzuge aus ihren Segeln die Krankenzelte vor Akkon hergestellt. Von diesem Hospital nahm der deutsche Orden seinen Anfang, so daß die Deutschherren die Bremer und Lübecker Bürger ihre Stifter nannten. Auch diese Geschichte haben die Bremer an ihre Rathauswand geschrieben:

Vom ersten Kreuzzug schrieben sie: „Dar van de stadt is ein herlich Privilegium overkamen, — Vom keiser hinrike dem voften van dem namen. — Wenthe der stadt ys gegeben dat Rholandes-

Digitized by Google

bylde — Tho enem teken der fryheit onder des Rykes schilde, — Ock de herrlicheit van der koningliken straten — Up deme Wesserstrome, des wy vaken genathen. — Baven dat is de Radt der stadt tho den ridderliken eeren — Bestelleth, dat ße vorhen nicht en weren, — Bundt unde golt to dragen thom state der stadt. — Vele ehrlicke borgere de verworven dadt — Mit ören ridderlicken daden aver meer." — Das Geleitsrecht auf der Weser, das hier erwähnt wird, wie es auch die Hamburger auf der Elbe in Anspruch nahmen, schließt die Strombesserungspflicht ein und ist die traditionelle Grundlage der modernen Stromkorrektionen durch die Hansestädte. Hoheitsrecht auf des Reiches Straßen und im Umland ist nicht immer in der gleichen Hand.

Vom dritten Kreuzzuge unter Friedrich Barbarossa schrieb man zum Schluß: „Vele Cristen sin van swarer hytte kranck geworden, — Dat gaf eene orsacke dem dudeschen Ridderlicken orden, — De von den Bremeren und lubeschen dar erst bethenget; — Darnha heft sick de Adel dar ock mede angehenget, — Den sulften gemeret und gebracht in enen wolstandt. — Keiser Fredrick de ander gaf em darna dat Prussenlandt, — So dat de orden ys groter unde mechtig geworden. — Averst nemandt mach gestadet werden yn den orden — Behalven de van Adel geboren, he sy groth efte kleen, — Sunder borger van Bremen unde van lubeck alleen, — Darumme, dat ße des ordens sint anhevere gewest."

Diesen Teil der Ruhmestafel in Chronikreimen hat das Geschlecht von 1870 mit dem Bilde der Schlacht von Loigny im deutsch-französischen Krieg zugedeckt. Neue Geschichte hat die alte überdeckt, leider ist sie ästhetisch nicht so auf der Höhe gewesen wie politisch.

Die großen Stapelartikel der hansischen Handelszüge waren das russische Wachs und Pelzwerk von Nowgorod, die nordischen Fische, gefangen an den Küsten von Schonen und Norwegen, das schwedische Eisen und die englische Wolle. In Schonen hatten die Hansestädte ihre Vitten, in Norwegen war die Brücke zu Bergen ihr Mittelpunkt. Die Korrespondenzartikel waren die flandrischen Tuche, des alten Industrielandes der Niederlande, gewebt aus englischer Wolle, das Salz der französischen Baye, das man, wie das Lüneburger, zum Salzen der Fische brauchte, und die mancherlei Spezereien und Produkte des Südens und des Orients, die in den Niederlanden zusammenflossen. Die südlichen Waren wanderten über die französichen Pässe durch

Digitized by Google

die Messen der Champagne gen Brügge, zogen von der Pilgerstraße durch Ungarn von Konstantinopel her über Regensburg durch Deutschland und fanden dann später erst recht mit der aufblühenden venezianischen Adriafahrt über die deutsch-italienischen Pässe und über Nürnberg, Augsburg und die Frankfurter Messen nach Brügge und Antwerpen den Weg. For Flaundres is staple as men tel me To alle nacions of Christiantee sagt das Libell of englishe polizye von 1436. Warum, ist nach dem Gesagten klar. Die nordischen und östlichen Länder waren die damaligen Kolonien, die die Rohstoffe lieferten. Eingentümlich ist nur die Mittelstellung der Hansen. Die Vlamen und Wallonen sind damals wie noch heute nicht die aktiven Händler, sie sind Markthalter und Industrielle allerersten Ranges. Den aktiven Handel in den drei nordischen Königreichen, in Rußland und in England hielten auf Grund uralter Beziehungen und Seefahrertraditionen die hansischen Seedeutschen in der Hand. Die Oberdeutschen brachten die südliche Ware nach Köln oder bis nach Brügge und Antwerpen auf westlicheren Straßen und in späterer Zeit. Köln wollte im dreizehnten Jahrhundert keinem Oberländer verstatten, über Köln hinaus ins Niederland zu fahren, wie keinem Niederländer ins Oberland über Köln hinauf. Die Oberdeutschen kamen außer an Rhein, Schelde und Swin wenig mit Hansen in Berührung. Die großen Straßen gehen in Fächerform durch Deutschland nach den Niederlanden zu. Naar Oostland willen wij rijden ist vlämisch, der Deichbau ist im Bremischen von Utrechter Unternehmern eingeführt worden, viel niederländische Kulturarbeit ist in die Hanse übergegangen, dennoch haben sich die Hansen als Osterlinge konsolidiert. Flandern gehörte nie dazu. Den flandrischen Grafen folgten die burgundischen Herzöge. Die ostniederländischen Städte des heutigen Hollands, die zuletzt und zum Teil bei der Hanse waren, schieden mit der selbständigen Politik, die Holland aus dem deutschen Reiche brachte, aus.

Wir sind heute gewöhnt, daß der Fremde mit gewissen Einschränkungen prinzipiell dieselbe Bewegungs- und Handelsfreiheit hat wie der Einheimische. Aus dem prinzipiellen oder latenten Kriegszustande alter Zeiten, dem nicht bloß der Volksfremde, sondern sogar der Landsfremde, der bloße Ortsfremde unterlag, ist der prinzipielle Friedenszustand durch viele Etappen geworden. Was chinesische Zustände waren in neuerer Zeit, die Öffnung der Vertragshäfen Amoy, Footschow, Schanghai, Ningpo, Kanton 1842, das war auch unsere alte Zeit. Nowgorod, Schonen, Bergen, der Stalhof von London, auch

Digitized by Google

der Hansehof von Antwerpen und die hansische Residenz zu Brügge waren Vertragshäfen, Vertragsmärkte und -niederlassungen von damals.

Der geringe und gefährliche Verkehr von damals brachte es mit sich, daß der fremde Kaufmann niemals als einzelner an diese Vertragsmärkte und -plätze kam und immer nur in regelmäßigen großen Intervallen, die hier auch die Jahreszeiten bestimmen. Auch im inländischen Verkehr, am meisten durchgebildet in der Form der Messen und Märkte, ist es nicht viel anders ursprünglich. Die Lieger der späteren Zeit, die das ganze Jahr dableiben, und der Versand außerhalb der großen Kaufmannszüge dokumentieren das Fortschreiten des Verkehrs, der von stoßweisen Intervallen zu ununterbrochenem Fluktuieren übergeht. Die ursprünglichen Verträge zur Eröffnung eines solchen Marktes werden abgeschlossen dahin, daß die vertragschließenden Fremden und die, die sie inskünftig mitbringen werden, das Recht haben sollen, zu handeln. Solche Verträge haben den Verkehr an den livländischen Küsten eingeleitet wie anderswo. Damit können zwei zulassen und abwehren, die Herren des Vertragsplatzes und die zugelassenen Besucher des Vertragsplatzes. Und beide haben das Recht geübt. Das mittelalterliche Recht stellt die Negation voran: aus dem Krieg wird durch Vergleich der Friede, aus dem Verbot an einem Platz zu handeln oder über ihn hinauszuziehen, oder für fremdes Fuhrwerk, an ihm Rückfracht oder Fracht aufzunehmen, wird durch Vergleich die Erlaubnis. Jeder Kölner Bürger hat das Recht, den, der ohne sich verglichen zu haben über Köln hinauszieht, mit Binsen zu binden, quod vulgo hansin vocatur. Die Hansen wehren mit den schärfsten Mitteln jeden ab, der sich an ihren ausländischen Kontoren eindrängt, ohne Hanse zu sein, und hänseln ihre nekamers. Die nekamers, das sind die, die zum erstenmal mitziehen, werden symbolisch so betrachtet, als ob sie sich eindrängen wollten. Man wendet Abwehrmaßregeln gegen sie an, wenn sie dann sich willig zeigen, sich zu vergleichen, und zahlen, so kommen die schwersten an sich folgenden Maßregeln in Fortfall. Diese Handlung ist lange Dokument ersetzendes Symbol gewesen, schließlich reiner Scherz geworden und als solcher sogar noch mit neuzeitlichen schriftlichen Urkunden, Dokumenten, verbrämt worden.

Das ist der Ursprung der Schiffertaufe am Äquator, die als letztes von der reichen Flora dieser Bräuche übrig geblieben ist, nachdem der Verkehr nicht mehr in einzelne Fahrten auseinanderfällt, sondern allseitig für jeden geworden ist. Noch im achtzehnten Jahr-

Digitized by Google

hundert hat man am Vorgebirge Kullen in der Ostseefahrt gehänselt, die hansische Taufe in Bergen ist allbekannt. Man nimmt auf am Platze, wo das Recht gilt, oder bevor man an den Platz kommt. Das kaufmännische Hänseln ist nicht auf die See beschränkt gewesen, sondern überall geübt worden, so in St. Goar vor Köln, so in Seligenstadt für die Frankfurter Messen, am Brenner für Italien, in Fekketoo für die Siebenbürgener Straße usw. Die Fuhrleute haben noch bis 1856 ihre nekamers in Nürnberg gehänselt, das war ihre „Linie". Bevor das Fuhrwerk fluktuierend wurde, ist an vielen Plätzen bestimmter Routen, von denen noch eine ganze Reihe uns kund geblieben ist, gehänselt worden.

Es ist ein Brauch, der sich nicht auf den Verkehr beschränkt, sondern allen Verbänden eigen ist, die Rechte haben und vergeben; bei Handwerkern, Schülern, auf Universitäten, im landwirtschaftlichen Betrieb gibt es Abwehr und Aufnahme in der gleichen Form. Aus uraltem Recht wird kindisches Spiel, und Karneval und historische Kostüme hängen eng beieinander.

Weit über alle Maßen ist der Begriff der Hanse emporgediehen in dem Bund der Hansestädte, der aus den Hansen der Bürger verschiedener Städte im Auslande herausgewachsen ist. Die Genossen einer Fahrtrichtung aus derselben Stadt saßen auch zu Hause auf derselben Bank und im selben Verband, wie noch heute die Schonenfahrerbank, die Bergenfahrerbank im Schifferhaus zu Lübeck laiendeutlich besagt. Weil Macht draußen nur durch Menge zu erwerben war, haben vielleicht Bürger einer Stadt oder weniger Städte im Ausland das Recht draußen erworben und dennoch landsmannschaftliche nekamers aus vielen Städten es fortgesetzt ohne die übliche inländische Eifersucht. Wenn neu sich bewerbende Stadtkaufmannschaften kraftvoll ihre Interessen vertreten konnten und den Gewalten des Auslandes, wo man Marktrecht besaß, der Zuwachs bei steigender Erkenntnis von den Vorteilen des Handels genehm war, kam man um so eher auch von einer anderen Seite zu einem Kompromiß mit eigener Eifersucht. So ist die Jahrhunderte alte holländische Niederlassung Desima in Japan in der neueren Zeit, bevor Japan sich öffnete, zu einer Niederlassung verschiedener Nationen Europas geworden, wobei der holländische Konsul patriarchalisch als primus inter pares, als Kaptein, wie man sagte, galt. Ähnlich schauen aus dem Hanseprivileg in England zum Beispiel noch Einzelstadtprivilegien gelegentlich heraus. In der ganzen neueren Verfassung im Auslande

Digitized by Google

mit ihren Konsuln steckt ja noch die mittelalterliche mit ihren Hansegreben usw., wobei man nur bedenken muß, daß der mittelalterliche Kaufmann und also auch sein Hansegrebe, Konsul, auch Aldermen und Elterleute, ursprünglich nicht ständig draußen residierten, sondern in Intervallen zu Hause und dann wieder draußen waren. Ich könnte daran noch Städteentwicklungshypothesen knüpfen, was ich hier lieber unterlassen will, und auch von der kaufmännisch-aristokratischen Entwicklung der norddeutschen Stadtverfassungen im Gegensatz zu den Zunftstädten sprechen. Weil die Stadt für ihre Bürger, der Bürger für seine Stadt und seinen Mitbürger, Volksgenosse für Volksgenossen und Volk nach primitivem Recht haften muß, ist aus Gesamthansen draußen leicht genug politisches Einstehen und Einverständnis der Städte, deren Bürger draußen zusammensaßen, eben die Hanse im Sinn des Städtebundes lose und doch fest, entstanden.

(Fortsetzende Artikel folgen.)

Tanzentwicklungen.

Von S. D. Gallwitz.

Als die Woge des Naturalismus in der Kunst am höchsten stand, des Anstoßes gewärtig, der sie zum Überschlagen bringen sollte, trat eine neue Bewegung auf künstlerischem Gebiet hervor: der Tanz. Die Gemüter flogen den ersten Anzeichen und Andeutungen der jungen Kunst zu; es war, als hätte man längst erwartet, grade die Muse des Tanzes aus dem Kreise ihrer Schwestern sich lösen und in den Vordergrund treten zu sehen. So vieles hatte es im Reiche der Poesie und Phantasie gegeben, was unter der Herrschaft des Realismus sich nicht zu beleben und zu wirken vermochte; eines Realismus, dessen letzte Ziele der Ausdruck, nicht die Form war.

Gezeugt aus der Sehnsucht nach einer Stil gewordenen Gestaltung und unterstützt von der hinzutretenden Bewegung, die man mit der Neuentdeckung der Selbstzwecke des Körperlichen identifizieren kann, trat der Tanz als Kunstgattung in unser Leben ein. Eine Wiedergeburt nach jahrhundertlangem Schlaf. Der Wirbelsturm der französischen Revolution, der die Schranken der Gesellschaft durcheinander warf, hatte auch das rhythmisch zeremoniell gemessene Spiel der Gesellschaftstänze zertrümmert. Der Rundtanz, das vulgäre „Jeder mit Jedem“ wurde Ausdruck einer Nivellierung, die dem Tanz als einer lebendigen Angelegenheit des Geistes und der Seele ein Ende bereitete.

Was an einigen wenigen, auf Repräsentation und Glanz haltenden Hoftheatern — in Deutschland vor allem an der Berliner Kgl. Oper — noch von der alten choreographischen Kunst zu finden war, war zu einem

Digitized by Google

in Ehren gehaltenen vornehmen Stück Hausinventar geworden, dem durch traditionelle Pflege die Würde und Kostbarkeit eines Museumstückes erhalten wurde. Lebendig ist diese Kunst heute nur mehr im russischen Ballet, das sich als selbständige dramatische Gattung erhalten hat; dort ist sie in Wahrheit noch die Überwindung der Bewegung durch die stili sierte Linie.

Der Tanz, der in der Gegenwart zu neuem Dasein die Augen öffnete, mußte ein ganz andersgeartetes Geschöpf werden als seine Ahnen von vor hundert und mehr Jahren. Er war das Kind seiner Zeit, also auch das Kind des Individualismus dieser Zeit, und gewann sich im Einzeltanz Gestalt. Er schrieb auf seine Fahnen den Sieg der Persönlichkeit; sagte sich los von Tradition und Schema der Vorfahren und trat als freie Improvisation des Individuums auf den Plan; dienstbar nur mehr den vielfältigen Gesetzen des Rhythmus, der in der Bindung der Bewegungen das sinnfällig ausdrucksvolle Leben sucht.

Die ersten Schritte des jungen Tanzes sind unsicher gewesen; er traute sich selbst die Kunst aus eigenem noch nicht zu und ersah sich Gefährten, die ihm Halt und vermehrte Wirkungen sichern sollten. Isadora Duncan studierte die historisch uns überkommenen typischen Stellungen und rhythmischen Bewegungen von Alt-Hellas; von Gesichtspunkten des Bildmäßigen ausgehend, zwang sie sie, mit ihrem modernen Empfinden den Bund einzugehen. (Das gleiche Prinzip ist herrschend in den feinen und reizvollen Darbietungen der Duncanschule.) Wie man heute auch die damalige Kunst der Duncan einschätzen mag, ob als ästhetische Versuche, oder als Zwischenformen, oder als ein vollendetes Erreichtes — immer behält ihre Trägerin den ihr allein zukommenden Vorrang, daß sie die erste Verkünderin eines neuen Tanzes durch die Tat gewesen ist.

Stilanlehnungen, Vermischungen und künstlerisches Beiwerk waren allenthalben im Tanz der letzten Jahrzehnte zu finden. Sie lebten in den visionären Phantasien und ethnographischen Kultusformen der Ruth St. Denis und in den zu ekstatischem Farben- und Linienrausch gesteigerten Serpentinen von Loe Fuller; auch in den getanzten Szenen der Schwestern Wiesenthal. Wir empfingen von diesen und einigen wenigen andern Künstlerinnen in seiner Art Vollkommenes; aber nicht den Tanz, dessen Wurzeln in unserer eigenen Zeit lagen.

Es ist mit der Tanzkunst nicht anders als mit jeder andern Kulturform. Sie muß, sofern sie ein organisches Leben hat, einmal nackt und bloß auf die Welt gekommen sein, primitiv und nur auf sich selbst gestellt; nur getragen von dem Empfindungsgeist der Zeit, die sie aus sich heraustrieb. Der Ausdruck eines aus der Gegenwart geborenen Lebensorganismus, der ohne künstliche Mittel sich weiter zu entwickeln vermag, war nicht bei den eben angeführten hoch entwickelten Gebilden jener Tänzerinnen, an denen dekorative, ethnographische und anekdotische Elemente einen beträchtlichen Anteil hatten.

Die primitiven Grundlagen für den Tanz unserer Zeit geschaffen zu haben, ist die nicht hoch genug einzuschätzende Bedeutung der Schule der rhythmischen Gymnastik von Jaques Dalcroze; was man in Hellerau

Digitized by Google

an Eindrücken aus den Reigen und Übungen gewann war nicht höchste Reife, aber etwas kräftig Elementares in den Wechselbeziehungen von Rhythmus und Körperbewegung; Anfänge, aus denen alles und das Höchste sich zu entwickeln vermag. Es wäre sehr mißverständlich, wollte man das dort Gebotene als Tanzkunst charakterisieren; denn Kunst ist Zwecklosigkeit und das Lebendigwerden einer Gestalt aus Geist und Seele einer schöpferischen Individualität heraus. Bei Dalcroze aber sind Nebenzwecke am Werk: musikalische, pädagogische, gymnastische; und die Tänzerin ist dort nicht die frei Schaffende in der Musik, sondern ihr Werkzeug; von ihren rein sachlichen Bestandteilen empfängt sie die Direktiven. Dalcroze hat es nicht mit der Individualität zu tun; diese ist ihm ein Teil vom Ganzen, von der Gruppe, vom Chor. Man wird bei ihm nicht zum Künstler (wo jemals könnte man in einer Schule das werden?), aber man lernt das Handwerk. Nicht etwas Handwerkliches im Sinne einer minutiösen Durchbildung von Muskeln und Gelenken, die für die Choreographie Gültigkeit hat, sondern die Fähigkeit, in vollkommener Präzision mit den Bewegungen des Körpers auf den von der Musik geleiteten Willen des Intellektes zu reagieren. Alles nicht elementar Musikalische ist dabei zunächst ausgeschaltet; sogar die Bereicherungen, die das körperliche Bewegungsbild durch das Faltenspiel der Gewandung empfängt, wird nicht zugelassen, damit jenes rein auf sich selbst gestellt bleibt; wie in einer guten Pädagogik niemals die dem Können schmeichelnden und es angenehm verhüllenden, sondern die es restlos offenbarenden Übungen einen Platz haben werden. Die mathematische Genauigkeit in der Reagenz des Körpers auf die sachlichen, wäg- und meßbaren Bestandteile der Musik gibt ein unvergleichlich wertvolles Regulativ ihren romantischen und Konturen auflösenden Momenten gegenüber.

Der Ausdruck der in der Körperbewegung Gestalt gewinnenden reinen Lyrik wurde vom Tanz der Gegenwart noch am wenigsten erschöpft. Immer kamen dabei dramatische und epische Momente und als Ausdrucksmittal das Dekorative und die Mimik in den Vordergrund. Jetzt in allerneuester Zeit ist eine junge Tänzerin in der Öffentlichkeit hervorgetreten (die Hamburgerin Gertrud Falke, die Tochter des Dichters), die, mag sie nun in der Schule Dalcroze die Grundlagen ihrer Ausbildung empfangen haben oder nicht, wie eine aus dem Boden der dortigen Prinzipien hervorgewachsene Erscheinung wirkt. Sie repräsentiert eine Tanzkunst, die es nur mit sich selbst zu tun hat; die losgelöst ist von allen wesensfremden Gesichtspunkten auf dem festen Untergrund eines „L'art pour l'art" steht, ohne welche diese Kunstgattung sich ebensowenig wie jede andere auch zu dem ihr eignenden Wesen, zur Stilreinheit entwickeln kann. Der Tanz von Gertrud Falke hat seine Bedeutung ebensosehr durch das, was keine Rolle in ihm spielt (und was bei den meisten modernen Tanzkünstlerinnen einen die reine Kunst verwischenden Einfluß hatte), als durch das Positive.

Nur das Empfinden und eine gegebene Komposition stehen sich hier einander gegenüber. Nur in einem Gesang der Bewegungen und in einer

Digitized by Google

Geschlossenheit mit der Musik, die in dem Maße keine ihrer Vorgängerinnen erreicht hat, gewinnt die Seele der Tondichtung in ihr Gestalt, wird zum Tanz. So sehr vermögen die Darbietungen der jungen Künstlerin jedes, auch des geringsten Beiwerkes zu entraten, daß eine leise Stil- oder Stimmungsunterstreichung durch das Gewand schon fast wesensfremd darin wirkt. Man schaut ihnen zu, wie man dem Vortrag feiner Gedichte lauschend folgt, und wie dort bestehen auch hier die stärksten Wirkungen in der Auslösung der ungreifbaren, weil zartesten und tiefsten Empfindungen, die die Seele und der Duft echter Lyrik sind.

Aus Gertrud Falkes Stärke auf ihrem Gebiet ergibt sich auch ihre Begrenzung. Die reine Stimmungslyrik ist mit starken Kontrastierungen unvereinbar; so fehlen diese auch in den Programmen der Tänzerin. In intelligenter Weise gibt sie einen vollen Ersatz dafür durch die Gruppierungen verschiedenrassiger musikalischer und Temperamentsgegensätze. Es war in den Gestaltungen nicht alles von gleicher Kraft des Ausdrucks; eine selbständig schaffende Begabung aber trat in allen zu Tage.

Der „Parsifal" fürs deutsche Volk.

Von Dr. Felix Günther.

Als vor zwei Jahren sich die ersten Stimmen erhoben, die den „Parsifal" nach des Meisters Wunsch für ewige Zeiten Bayreuth allein vorbehalten lassen sein wollten, erhob sich in deutschen Landen ein heftiges Für und Wider. Das Ausland kümmerte sich weniger um den Kampf, und die Kämpfer selbst sahen ihren Meinungsstreit als ausschließlich deutsche Angelegenheit an. Denn daß das Ausland sich wenig um deutsche Gefühle kümmern würde, war ja von vornherein klar. Also war der Kampf, der um die Freigabe oder Monopolisierung des „Parsifals" für Bayreuth tobte, eine rein deutsche Sache. Allerdings eine Sache, die auf den augenblicklichen Stand der Höhe deutscher Kultur grelle Lichter werfen mußte, und die letzten Endes eine Prüfung der geistigen Potenz des deutschen Volkes war.

Die Argumente des Kampfes kennt man: die Bayreuthianer konnten als einziges Gewicht für ihre Anschauung des Meisters Vermächtnis, seinen letzten Wunsch über den „Parsifal" in die Wagschale werfen. Dieser idealistischen und darum schon sehr schwachen Basis für einen Kampf durften die Anhänger der Freigabe des „Parsifals" ganz bedeutende Faktoren entgegenstellen. „Die deutsche Kunst für die Deutschen" und „Parsifal fürs deutsche Volk" waren die stärksten Geschütze, die von dieser Seite aufgefahren worden waren. Kein Zweifel: der „Parsifal" ist eines der größten Güter deutscher Kultur, und auf solch großes deutsches Kunstwerk hat das deutsche Volk ein erstes Anrecht. Und was dem Ausland geboten sein konnte, durfte den Deutschen nicht vorenthalten sein. Also: die Argumente dieser Partei hatten viel für sich, und der „Parsifal" wurde am 1. Januar 1914 Gemeingut des deutschen Volkes.

Digitized by Google

„Hier stock' ich schon.“ Wer ist das deutsche Volk? Ist es eine begrenzte, in sich geschlossene Minderheit, oder eine Gesamtheit von deutschen Seelen? Ist es eine Vereinigung kapitalskräftiger und wohlhabender Bourgeois? Ist es nicht eine Millionengemeinschaft von Menschen, die in sich deutsches Gemüt und deutsche Art tragen? Der „Parsifal“ fürs deutsche Volk — das war die Devise, die alles entwaffnete, was sich der Freigabe des Werkes entgegengesetzt hatte. Vor dem, alldeutsche Art einzig umfassenden Idealismus dieser Worte mußten die kärglichen Ideale der Bayreuther Separatisten schweigen. So zog der „Parsifal“ ins deutsche Land.

Das ist nun paar Wochen erst her, und schon sieht man, wieviel das „deutsche Volk“ auf seinen Teil vom „Parsifal“ erhalten hat. Die Deutschen, die sich so gerne Idealisten und ein Volk der Dichter nennen, haben sich selbst von der Höhe ihrer Kultur herabgesetzt auf das mäßige Piedestal geschäftstüchtiger Kunstbanausen. Und das Geschrei von der „Kunst fürs Volk“ hat sich alsbald als eine geeignete Versteckung kunstgeschäftlicher Kniffe entpuppt. Was dem Eingeweihten vorher schon klar sein mußte, ist heute aller Welt offenbar. Denn der „Parsifal“ fürs deutsche Volk sieht heute so aus:

Carusopreise, die durch Vorverkaufs- und Agiozuschläge noch gewürzt wurden, Premierenstimmung und -publikum — kurz eine Sensation künstlerischer wie gesellschaftlicher Natur. Ob das deutsche Volk das aushält? Ob es da mitkann? Denn nun kommen all die noch, die Herren von Auchdabei, die bei der Premiere nicht „auch dabei“ sein konnten, weil die Theater für solche Sensationen stets in dem Maße zu klein, als sie an gewöhnlichen Tagen zu groß sind. Und die Vorstellungen bei erhöhten Preisen häufen sich. Erhöhte Preise? Selbstverständlich! Der Theaterdirektor ist klug, und überall da, wo ein Geschäft zu erwarten ist, findet man einen Grund, die Preise zu erhöhen. Und das Publikum fällt darauf hinein. Warum? Ist der Theaterdirektor nicht verpflichtet, immer seinem Publikum erstklassige Vorstellungen zu bieten? Liegt in der Erhöhung der Preise nicht ein stillschweigendes Eingeständnis dafür, daß sonst nicht mit höchsten Mitteln gearbeitet wird? Oder rechtfertigen die hohen Kosten einer solchen Aufführung die bedeutende Erhöhung der Eintrittspreise, da es doch keinem Bühnenleiter einfallen wird, die Preise herabzusetzen, wenn ihm die Vorstellung weniger Kosten verursacht. (Wobei natürlich die Kosten durch den Fortfall von Tantieme-Leistungen auch bei Wagners Werken erheblich geringer wie früher sind.) Aber das Geschäft geht, und wer's bezahlen kann, kriegt seinen „Parsifal“ zu sehen. Und das Volk? Wo bleibt das Volk? Wo bleiben die hohlwangigen jungen Knaben und Mädels, die sich sehnen nach den Offenbarungen der Kunst? Wo bleiben die, die groschenweise ihrer Kunstbegeisterung ein Fest erkaufen? Von allen Bühnen, die jetzt den „Parsifal“ aufführen, hat einzig die Charlottenburger Oper an die kleineren Leute gedacht. Denn sie bietet all ihren Abonnenten den „Parsifal“. Allerdings sind diese Glücklichen gezwungen, dann ins Theater zu gehen, wenn das Abonnement auf sie fällt. Was Arbeit, was abgespannte Nerven? Heut'

Digitized by Google

ist der Abonnementstag. Und das müde Hirn faßt nicht, was die Ohren hören, was die Augen sehen. Wo bleibt die Stimmung, wo die Sammlung? Und man ersehnt das Ende der Vorstellung.

In Bayreuth war das anders. Wohl war der Eintritt nicht billig. Aber man hatte einen ganzen Winter lang gespart für diesen einen „Parsifal“. Und wenn der Tag kam, da war's einem, als sollte sich ein großes Wunder heut' erfüllen. Und man hatte in sich die Heiligkeit, den Frieden zum Weihefestspiel.

Was ist bei den jetzigen Aufführungen des „Parsifals“ von Weihe geblieben? Was konnte davon bleiben im grauen Alltag, im regen Betrieb einer Kunstfabrik? Ein Festspiel? Nein. Denn diese Aufführungen in ihrer geistigen Unzulänglichkeit, in ihrem empörenden Mangel an Innerlichkeit sind in überwiegender Mehrzahl höchstens Feste für den Kassierer des Theaters.

Der kunstdurstige Sinn des deutschen Volkes wäre schließlich auch für solche, nicht durchaus zulängliche Vorführung des Wertes dankbar. Aber wo bleibt das Volk? Wann kriegt es den „Parsifal“ zu normalen — immer noch genug hohen — Preisen zu hören? Bis die erhöhten Preise nicht mehr ziehen, wird man's mit kleineren Preisen versuchen. Aber da wird ein sorgsamer Theaterleiter auch schon darauf achten, daß an Orchester, Chor, Statisten und am Licht gespart werde — im Verhältnis zur kleineren Einnahme. Dieser „Parsifal“ fürs Volk wird ein mäßiger Genuß sein.

Oder glaubt jemand, daß irgendein Bühnenleiter nur einen Deut von den Tausenden opfern wird, die der „Parsifal“ ihm gebracht hatte, um das deutsche Volk teilnehmen zu lassen an dem Weihefestspiel? Deutsche Bühnenleiter sind meistens keine Idealisten. Und sie verderben sich nicht gerne ihr eigenes Geschäft.

So sieht es aus mit dem „Parsifal“ fürs deutsche Volk. Er ist eine Melkkuh für die deutschen Bühnen geworden, wie „Filmzauber“ oder „die lustige Witwe“.

Und die Frage wächst ins Riesenhafte: Ist es keine Schande, daß das deutsche Volk mit seinen geistigen Gütern so umspringen läßt? Warum schmeißt es achtlos den materiellen Vorteil, der aus solchen Aufführungen entsteht, robusten Kunstkrämern in die Tasche, ohne dafür das ideale Äquivalent eines reinen Kunstgenusses zu haben?

Und die Notwendigkeit wird immer klarer, daß die Städte und Staaten, die so gerne das hohe Pferd der Kunstmäzene reiten, endlich mit eisernem Besen die Kunstpiraten aus ihren Mauern weisen. Ein Stadt- oder Staatstheater ist eben nicht da, um private oder öffentliche Säckel zu füllen. Theater sind so nötig wie öffentliche Markthallen und Spitäler. Denn sie müssen helfend beitragen zur geistigen Gesundung des deutschen Volkes. Und so steht auf die freibeuterische Ausschlachtung des „Parsifals“ die Strafe schon geschrieben: Das Ende der Gewinnsttheater. Städtische oder staatliche Theater in Eigenregie und ohne Gewinnstabsicht. Es wird Zeit für die Idealistenbühne. Dann wird das deutsche Volk endlich seinen „Parsifal“ bekommen.

Digitized by Google

Konjunktur-Prognose.

Von Wilhelm Vogel.

Unter den bisher veröffentlichten Berichten der Handelskammern, Aktiengesellschaften etc. gibt es nur sehr wenige, in denen ein Hinweis auf die „rückläufige Konjunktur des Jahres 1913" fehlt. Man hatte sich eben ziemlich allgemein mit dem Gedanken abgefunden, daß die „fetten" Jahre wieder einmal von einer „mageren" Periode abgelöst würden. Viele behaupten allerdings, und zwar nicht mit Unrecht, daß wir nach der Wirtschaftskrise der Jahre 1908/09 noch gar keine richtige Hochkonjunktur gehabt haben und daß die krisenartigen Symptome des Jahres 1913 lediglich die letzten Ausläufer der vom Balkankriege ausgegangenen Hemmungen seien. Diese Auffassung hat sehr viel für sich. Vor allem ist doch zu bedenken, daß fast auf keinem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens eine Überproduktion oder Überspekulation zu konstatieren war. Man hat eben nach einer alten guten Magenregel aufgehört, als es gerade am besten schmeckte. Daß diese weise Beschränkung der Unternehmungslust nicht ganz dem freien Willen der Interessenten, sondern größtenteils der drohenden Kriegsgefahr zuzuschreiben war, ändert an der Sache selbst nichts. Für die Beurteilung der Konjunkturaussichten fällt lediglich die Tatsache ins Gewicht, daß im allgemeinen keine überfüllten Lager vorhanden sind und daß die Produktion nicht weiter gesteigert wurde, als hier und da der Absatz am Warenmarkte zu stocken drohte. Deshalb blieb das Wirtschaftsleben auch von jenen verhängnisvollen Erschütterungen verschont, die das unerfreuliche Charakteristikum früherer Krisen bildeten. Es war im großen und ganzen kein eigentlicher Rückschlag der Konjunktur, sondern mehr eine Hemmung des Aufstiegs. Die Ursachen der Verflauung lagen vorwiegend auf politischem Gebiete. Der Wirtschaftsorganismus selbst hat sich gerade im letzten Jahre als sehr gesund und widerstandsfähig erwiesen. Wir können nach dieser immerhin ziemlich starken Belastungsprobe das Vertrauen haben, daß die deutsche Volkswirtschaft nötigenfalls auch schwereren Stürmen gewachsen sein wird.

Die pessimistische Beurteilung der Konjunktur fand ihre Stütze hauptsächlich in der ganz auffallenden Ermattung des Effektenmarktes, die bei Beginn des Balkankrieges im Oktober 1912 einsetzte und sich über das ganze Jahr 1913 erstreckte. Die politischen Sorgen führten im Verein mit der Versteifung des Geldmarktes zeitweise zu einer völligen Apathie der Börse. Trotzdem muß man sich wundern und aufrichtig freuen, daß in den Kreisen der Börsenspekulation eigentlich keine bedeutenderen Zusammenbrüche zu verzeichnen waren, und daß auch das deutsche Bankgewerbe sich gut gehalten hat. Im Auslande hat bekanntlich das Balkangewitter ganz andere Verheerungen angerichtet. Verschärft wurde die Situation naturgemäß durch die z. T. ebenfalls auf politische Momente und Sorgen zurückzuführende Knappheit am internationalen Geldmarkte. Die hohen Diskontsätze drückten vor allem sehr stark auf das Kursniveau der festverzinslichen Papiere. Es ist ganz selbstverständ-

Digitized by Google

lich, daß im Hinblick auf die Ungunst der Geldmarkt- und Börsenlage die gewerbliche Unternehmungslust beträchtlich eingeschränkt wurde. Die deutschen Aktiengesellschaften und Gesellschaften m. b. H. haben im Jahre 1913 für Neugründungen und Kapitalserhöhungen nur 1118,37 Mill. Mark aufgewendet gegen 1359,62 Mill. Mark im Vorjahre. Aus der Eindämmung der Börsenspekulation und der gewerblichen Unternehmungslust sowie aus der sehr günstigen Entwicklung des deutschen Außenhandels im Jahre 1913 ergab sich eine allmähliche Verflüssigung des inländischen Geldmarktes. Da auch das Niveau der Warenpreise sich im allgemeinen etwas senkte und die reiche Ernte dem Inlandskonsum eine kräftige Stütze bot, hat die Erleichterung des Geldmarktes im neuen Jahre ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Daß durch diese Erholung auch die Börsenspekulation wieder kräftiger angeregt wurde, ist an sich nicht weiter bedenklich. Sofern sich die Börse vor Übertreibungen hütet, kann eine gesteigerte Aufnahmefähigkeit des Effektenmarktes für die weitere Gestaltung der Gesamtkonjunktur nur von Vorteil sein. Schon zeigen sich hier und da die ersten Wirkungen der besseren Geldmarktlage. Die Kapitalien fließen dem Hypotheken- und Baumarkte wieder etwas williger zu. Die Großindustrie und die Banken nehmen ihre vor Jahr und Tag zurückgestellten Expansionspläne wieder auf. Allenthalben werden Kapitalserhöhungen von Aktiengesellschaften, Emissionen von Komunalanleihen und Hypothekenpfandbriefen vorbereitet. Man hofft, daß die Geldmarktlage sich noch etwas flüssiger gestalten wird. Der überraschende Erfolg der preußischen Schatzscheinemission zeigt jedenfalls — auch wenn man eine eventuelle „Konzertzeichnerei" in Betracht zieht —, daß noch sehr große Kapitalien disponibel sind.

In erster Linie wird von der Erholung des Geldmarktes wohl die Bautätigkeit profitieren. Am Wohnungsmarkte — auch in den meisten Großstädten — ist das Überangebot der Leerwohnungen auf ein erträgliches Maß zurückgegangen. Vielfach herrscht bereits Wohnungsmangel. Der Bauspekulation eröffnen sich also wieder etwas günstigere Chancen. Vom Baumarkte pflanzt sich die Belebung erfahrungsgemäß auch auf die gewerbliche Warenherstellung fort. Holzgewerbe, Schlosserei, Glaserei, Tapeten- und Linoleumindustrie, Herstellung von Baumaterialen aller Art, Eisengewerbe und schließlich auch die Kohlegewinnung und die Bierbrauerei sind an dem Verlaufe der Baukonjunktur sehr stark interessiert. Die Gelder, die dem Baumarkte zufließen, regen den Geschäftsgang in fast allen wichtigeren Gewerbezweigen an. Sie tragen zur Erhöhung des allgemeinen Beschäftigungsgrads bei und stärken so wiederum die Konsumkraft der breiten Volksschichten.

Wenn mit Rücksicht auf die freundlichere Gestaltung des Geldmarktes und die überall in Handel und Wandel sich lebhafter regende Unternehmungslust die Aussichten der Konjunktur im allgemeinen als ziemlich günstig bezeichnet werden können, so darf doch nicht übersehen werden, daß das deutsche Wirtschaftsleben neuerdings auch bedenkliche Erscheinungen aufweist, die von einer aufsteigenden Konjunktur nicht so ohne weiteres beseitigt werden können. Hierher gehören alle diejenigen

Digitized by Google

Symptome, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Arbeitsmarkt-krise“ zusammenfaßt. Es handelt sich nämlich hier durchaus nicht nur um eine vorübergehende Steigerung der Arbeitslosigkeit, die vielleicht durch eine zeitweise Abschwächung des gewerblichen Beschäftigungsgrades hervorgerufen sein könnte. Selbstverständlich ist die Verlangsamung des Produktionstempos sowie die Einschränkung der Bautätigkeit von großem Einfluß auf den Arbeitsmarkt gewesen. Die Überlastung desselben hätte aber niemals so krisenhafte und bedrohliche Formen annehmen können, wenn nicht schon seit Jahr und Tag ein ungewöhnlich großes Überangebot von Arbeitskräften vorhanden gewesen wäre. Dieses resultierte teils aus der unverhältnismäßig starken Zuwanderung ausländischer Arbeiter, teils aus der zunehmenden Konkurrenz der weiblichen Arbeitskraft. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß im letzten Quartal 1913 die Zahl der in gewerblichen Betrieben beschäftigten Frauen im Vergleich zum Vorjahre noch eine erhebliche Steigerung aufwies. Die Statistik der deutschen Arbeitsnachweise sowie der Krankenkassen zeigt sehr deutlich, daß das Vordringen der Frau am deutschen Arbeitsmarkte eine der Hauptursachen der abnorm großen Arbeitslosigkeit der Männer darstellt.

Für die Konsumkraft der breiten Volksschichten ist die Fortdauer einer Arbeitsmarktkrise immerhin ein bedenkliches Moment. Sie wird allerdings bis zu einem gewissen Grade durch das Nachlassen der Lebensmittelteuerung paralysiert. Die Teuerung hatte im Jahre 1912 und auch noch im letzten Jahre den deutschen Konsum sehr stark belastet. Die Folge war eine erhebliche Einschränkung der Ausgaben für Bekleidung, Bedienung und Wohnung. Hieraus resultierte wiederum die Verschlechterung des Geschäftsganges im Bekleidungs- und Textilgewerbe, die Erhöhung des Andrangs am Arbeitsmarkte der Dienstboten und eine Bevorzugung kleinerer Wohnungen. Aus der Bekleidungs- und Textilindustrie liegen bereits recht erfreuliche Nachrichten über eine durchgreifende Belebung des Geschäftsganges vor. Dies kann als ziemlich sicheres Symptom einer Zunahme der Konsumkraft gelten. Für den Güteraustausch im Inlande bestehen jedenfalls die besten Aussichten. Die Gestaltung des Außenhandels dürfte ebenfalls befriedigend sein, da die Konjunktur in den Ländern, auf die der deutsche Export in der Hauptsache angewiesen ist, mindestens ebenso günstig beurteilt werden kann wie im Inlande. Ganz besonders aussichtsvoll ist das russische Geschäft. Im Zarenreiche vollzieht sich gegenwärtig unter dem befruchtenden Einflusse französischen Goldes der Industrialisierungsprozeß in einem überaus lebhaften Tempo. Dies bietet der deutschen Industrie ungewöhnlich große Absatzmöglichkeiten, zumal dis russische Regierung für den Import von Eisen, Kohle, Zement usw. vorübergehend Zollerleichterungen bewilligt hat.*) Zusammenfassend kann man wohl sagen, daß aller Voraussicht nach die Weltkonjunktur im Jahre 1914 vorwiegend eine steigende Tendenz aufweisen wird.

*) Der russische Finanzminister hat von der französischen Regierung Priorität auf drei Jahre zugesichert bekommen zur Unterbringung von 5 Milliarden Francs russischer, vom Staat garantierter Bahnobligationen, deren erste Serie (700 Millionen Francs) in diesem Frühjahr in Paris herauskommt.

Digitized by Google

Großkolonisation.

Von Graf Heinz Schlieffen.

Wirtschaftsprognostiker weisen mit voller Berechtigung darauf hin, daß unser Nationalwohlstand bisher allzu arge Erschütterungen nicht erlitten hat durch die latente Krisis, die im Abflauen begriffen zu sein scheint, obwohl die ungesunden Verhältnisse auf dem Grundstücks- und Gütermarkt dauernd bestehen bleiben und die Beschaffung zweitstelliger Hypothekengelder durch die Ringbildung unserer Pfandbriefbanken und Versicherungsgesellschaften ein Problem bleiben wird. Dank der dem preußischen Fiskus 70 mal zur Verfügung gestellten 400 Millionen Mark zum Ausbauen seiner Eisenbahnen wird mit Belebung der einschlägigen Industrie zu rechnen sein, ebenso wird das dem Nationalvermögen gewaltsam entzogene Milliardenopfer des Wehrbeitrages bevorzugte Sammelbecken unserer Schwerindustrie fraglos befruchten.

Der Arbeitslosigkeit wird vorübergehend wohl zu steuern sein. Doch die 66 Millionen Deutschen beginnen bereits sich im durch schwarz-weißrote Grenzpfähle eng begrenzten Raum zu stoßen und versuchen, sich durch bessere Tarifverträge ihren Anspruch auf gut honorierte Arbeit zu ichern. Die Erneuerung der Abkommen großer Kategorien von Berufsgruppen soll in diesem Jahre vorgenommen werden. Sehr schwerwiegende Erschütterungen auf dem Arbeitsmarkt können durch die Hartnäckigkeit der durch Rückversicherung gegen Streikgefahr gedeckten Arbeitgeber hervorgerufen werden. Statistische Veröffentlichungen der bundesstaatlichen Zentralstelle lassen die rapid zunehmende Beschäftigung weiblicher Angestellter deutlich zum Ausdruck kommen. Bekanntlich wird von 1914 ab systematisch die obligatorische Ausbildung weiblicher Schulentlassener rigoros durchgeführt; allerorten müssen Erweiterungsbauten vorgenommen werden. Alles, was die behördlichen Anstalten nicht zu besuchen wünscht, wird gegen entsprechenden Obulus in Privatschulen mit allen, auch fremdsprachlichen Finessen zum routinierten „Anreißer“ ausgebildet im wirtschaftspolitischen Haushalt! Die vom Bundesrat sanktionierte Einschulung wirft mit mathematischer Pünktlichkeit binnen zwei Jahren periodisch solche Unmenge einseitig gedrilltes Frauenmaterial auf den deutschen Arbeitsmarkt, daß um die wirtschaftliche Selbständigkeit unserer Jungmannschaft, geschweige um die „älterer Semester“ jeden vorausschauenden und vorbauenden Volkswirt bange Sorge ergreifen muß. Einen Vorgeschmack gibt uns die kürzlich in Kraft getretene Reichskrankenversicherungsordnung, auf die gestützt sich gleich nach Inkrafttreten des Gesetzes bis Ende Januar, d. h. in vier Wochen, eine Unmenge Leute (allein in Berlin war eine 700fache Steigerung zu verzeichnen) sich revierkrank schreiben ließen, und geht es so weiter, muß das Karenzsystem erheblich verschärft werden, will man das gedeihliche Wirken der Ortskrankenkassen nicht in Frage gestellt wissen, worunter die soliden Elemente schwer zu leiden haben dürften.

Es sei darauf hingewiesen, daß die Reichstatistiken für Ende 1913 eine ganz erhebliche Minderung an Arbeitsgelegenheit für männliche

Digitized by Google

Individuen deutlich aufweisen, d. h. vor obligatorischer Abrichtung schulentlassener Mädchen.

Die von kommunalen Verbänden herausgebrachten Bestimmungen zur Unterstützung von Arbeitslosen fordern vor allen Dingen Ortsangehörigkeit, was seit Dezennien eo ipso zu kommunaler Beihilfe verpflichtet (vgl. Gesetz über freiwillige Gerichtsbarkeit, Unterstützungswohnsitz usw.), demnach wenig Anspruch auf Neuheit hat und nur aufgeputzt wird durch evtl. Hingabe von Darlehen in kleinen Beträgen an Familienväter, um die Bürgerschaft gefügig zu erhalten für kommunale kirchturmpolitische Wahlmanöver.

Man kann sich zur Verquickung versicherungstechnischer Fragen mit Volkswohlfahrt verhalten wie man will, der Eindruck läßt sich nicht verwischen: Kleinliche Mittel einer kleinlichen Zeitepoche.

Wir haben unter großem Aufwand patriotischen Redeschwalles, der uns im Ausland im wirtschaftspolitischen Pokerspiel bereits beträchtlich schädigte und dessen Faktura wir 1915/17 bei Erneuerung der Handelsverträge mit süßsaurer Miene begleichen müssen, im Jubeljahr 1913 viel Tatendrang geheuchelt. Die sich von solchem Beginnen fernhaltenden kerndeutschen Bürgerkreise in Stadt und Land sollten nunmehr sich zu innerpolitischen Taten friedlich aufraffen und im Sinne des Hohenzollernkolonisators, unserem Alten Fritz, große Kapitalien zeichnen bei einer zu organisierenden Gesellschaft, um die im Besitze von Privaten, Kirchen, Kommunen und Fiskus brachliegenden 15.000000 Morgen Oed- und Moorland in Preußen-Deutschland neu zu entdecken, mit Hilfe moderner Maschinen in Angriff zu nehmen und Heimstätten zu schaffen binnen weniger Jahre für Zehntausende von heute unständig beschäftigten deutschen Mitbürgern!

Der Großkolonisations-Aktiengesellschaft würden die heutigen Besitzer ausgedehnter Wildnisse im Herzen Deutschlands — von deren gewaltigen Dimensionen nur Wenige sich ein getreues Bild machen können, da solche Distrikte in der Eifel wie in Ostpreußen und Oberbayern sich befinden — sicherlich bereitwilligst beitreten und für Hereingabe ihrer Ländereien zum Teil in Aktien, zum Teil in Obligationen abgefunden werden. Die Aktiengesellschaft, deren Verwaltungskörper sich aus wenigen praktischen Moorkultur-Sachverständigen sowie Verwaltungs- und Finanztechnikern rekrutieren müßte, dürfte nicht zur Befestigung von Sinekuren (Aufsichtsrat) benutzt werden (wie u. a. unsere Effektensubstitutionsgesellschaften vulgo Pfandbriefbanken), erwirbt die Distrikte zu niedrigster Taxe ihres heutigen Ertragswertes, der zum großen Teil gleich null ist, wie durch geheim gehaltene Umfragen von der preußischen Landwirtschaftskammer festgestellt wurde, in sogenannter ewiger Pacht auf 199 Jahre und vergibt die herzurichtenden Ländereien in kleinen Abschnitten von 20—80 Morgen an viele Tausende von germanischen Siedelungsbeflissenen in Erbpacht gegen zu staffelnden Zinskanon.

Der Fiskus hat größtes Interesse, bodenständige Bürger in Scharen angesiedelt zu sehen, da erfahrungsgemäß jede sein Auskommen findende Person ein staatserhaltendes Element in der Volksgemeinschaft darstellt,

Digitized by Google

und wird somit gern 10—15 jährige Steuerfreiheit den Ansiedlern gewähren. Präzedenzfälle wurden bereits bekannt.

Man vergegenwärtige sich die Zauberformel: „Deutscher Grund und Boden zu niedrigem Pachtzins und gleichzeitig Steuerfreiheit auf 15 Jahre." Mit gleichen Mitteln, die der alte Fritz in Sanssouci auf Anraten seiner bürgerlichen Freunde benutzte zur rapid aufblühenden Besiedelung der ehemals gottverlassenen Oderbrüche, ein Projekt, gegen das seine verknöcherte Beamtenschaft vergeblich Sturm zu laufen versuchte, kann heute die Gefahr der lawinenartig anschwellenden Arbeitslosigkeit deutscher Stammesbrüder, die unserem mit Blut und Eisen zusammengeschweißten Gemeinwesen, an dessen Spitze wir bereits seit 1871 einen erblichen Präsidenten des deutschen Reiches haben — als Präses deutscher Bundesfürsten — durch großzügiges Sicherheitsventil in kürzester Frist abgewendet werden.

Man werfe die eingefleischte deutsche Gemütlichkeit, auf germanischem Bärenpelz sich zu räkeln und alles durch Zuwarten „heilen" zu wollen, mannhaft über Bord und greife nach bewährtem Vorbild energisch zur Selbsthilfe! Durch Organisierung einer gemeinnützigen Aktiengesellschaft, die auf Grund der in ewigen Pachtverträgen zusammengefaßten Liegenschaften einige 100 Millonen 3½ prozentige Obligationen zu 92% emitiert (gegen kleine Ratenzahlungen), wodurch für solche eminent gemeinnützige Gesellschaften Stempelfreiheit eo ipso gesichert und Plazierung größerer Beträge gewährleistet wird. Große Niederungen werden nach nordamerikanischem System unter Zuhilfenahme bewährter Mammouthmaschinen trockengelegt, in diesen Gebieten Bahn- und Wegebauten ausgeführt, den Kolonisten in ausrangierten Bahnwagen provisorische Behausung gewährt, desgl. landwirtschaftliche Maschinen und Saatgut gegen geringes Entgelt leihweise zur Verfügung gestellt, wie es die Oldenburger Regierung in dankenswerter Selbständigkeit ohne viel Aufhebens seit Jahren tut, Überlandzentralen aus dem Torfmoor abgerungener Kraft speist, wie die preußische Domänenverwaltung in Nordost-Hannover vorbildlich demonstriert hat, und Wasserwerke, Kraftstationen und Kühlhausanlagen in eigener Regie aufstellt und unterhält.

Den Kolonisten wird gegen Personalbürgschaft Cash-Kredit in Zirkularanweisungsn der Aktiengesellschaft wirklich eingeräumt nach schottischem, seit drei Jahrhunderten bewährtem Vorbild, Zertifikate, in welchen Abgabe und Pacht beglichen und in den allerorten errichteten Kaufhäusern, Geschäften und Zahlstellen der Aktiengesellschaft in Zahlung gegeben und genommen werden resp. auf dem Girowege zur Verrechnung kommen zur Weitergabe an die dem Konzern fernstehenden geldwirtschaftlichen Institute öffentlicher und privatwirtschaftlicher Unternehmungen.

Die Groß-Kolonisationsgesellschaft nimmt sich die in der Havelniederung unweit von Nauen von Herrn Ökonomierat Schuhrig im größten Maßstabe angelegten 3000 Morgen großen Gemüseplantagen zur Nacheiferung und organisiert die Versorgung dicht bevölkerter Nachbargebiete mit Frühgemüse, wodurch die kleinen Bauern auf ihren Parzellen rationelle Arbeit erlernen (vier bis 6 malige Aberntung) d. h. sofort Barmittel zur

Digitized by Google

Abstoßung der ihnen eingeräumten Kredite sich verschaffen, resp, neue Bedürfnisse befriedigen.

Professor Sehring von der Landwirtschaftlichen Hochschule in Charlottenburg und viele andere Nationalökonomen haben wissenschaftliche Berechnungen aufgestellt, wonach wir dank unserer heimischen riesenhaften Landreserven unerschöpflichen Jungborn für unsere Bürgerschaft und somit für unser Volksheer besitzen, ein Reichtum, mit dem wir verpflichtet sind zu wirtschaften, wollen wir nicht weiterhin als fahrlässige Pfandhalter der gütigen Mutter Natur gelten, die uns das Öd- und Moorland zur Verfügung stellt, um unsere Volkswirtschaft aus eigenen Erzeugnissen tunlichst zu versorgen, ohne daß ein neudeutscher Christoph Columbus uns diese bisher unproduktiven Gefilde erschließt mit der kapitalistischen Wünschelrute, die wir doch ohne staatliche Bevormundung auf Grund unseres vorzüglichen Handelsgesetzbuches handhaben sollten als aufrechte Germanen: Auf eigener Scholle!

Wir dürfen nicht Alles fiskaler Initiative überlassen, die dann vielleicht zu dem Ausweg greift, die Unrast ihrer Schutzbedürftigen durch das Hin- und Herrollen der eisernen Würfel hemmen zu wollen und somit Hunderttausende von Familien in Jammer und Elend zurückzustoßen, nur um ihre Privilegien ungestört weiter genießen zu dürfen.

Wir sind auf dem besten Wege, zu einer Beamten-Oligarchie zu verknöchern, in deren eiserner Umklammerung systematisch durch einen bereits jetzt schon unübersehbaren Wust von Paragraphen jedes unabhängig von Parteiströmungen segensreich wirken wollende Individuum zum Ersticken gebracht wird, schafft nicht mehr oder minder gewaltsames Abzugsventil Bewegungsfreiheit!!

Noch können wir Germanen unseren Gaugenossen an 15 Millionen Morgen Land zur friedlichen Besiedelung anweisen! Wozu sollen wir durch frevelhafte Kombinationen internationaler Pokerspieler auf wirtschaftspolitischem Schachbrett uns behindern lassen, das prächtige Erbe altfriderizianischer Regierungskunst: Siedelungspolitik zu betreiben, verkümmern lassen und dafür innerpolitische Wirren, hervorgerufen durch chronische Arbeitslosigkeit, eintauschen?

Finis Germaniae.

Freunden unfreiwilliger Komik sei ein Buch des französischen Oberstleutnants R. de D. empfohlen: Le partage de l'Allemagne. Schon der Umschlag ist vielversprechend: auf der Vorderseite eine Karte Mitteleuropas, auf der Deutschland nicht mehr zu finden ist; als trauriges Überbleibsel in der Mitte ein blauer Klex, „Thuringe," ein neutraler Kleinstaat, dessen Grenzstädte Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Dessau, Leipzig, Koburg, Meiningen, Kassel sind. Alles östlich davon, einschließlich Mecklenburg, Brandenburg, Provinz und Königreich Sachsen, gehört zu Rußland, Schlesien und Bayern zu Österreich, das übrige Süd- und West-Deutschland bis einschließlich Köln und Frankfurt

Digitized by Google

zu Frankreich, Oldenburg, Westfalen und ein Teil der Rheinlande zu England, Schleswig-Holstein, der größte Teil von Hannover und die Altmark zu Dänemark. So will es die geschichtliche Gerechtigkeit, der ein furchtbarer Krieg der Entente-Mächte gegen den Dreibund zum Siege verhilft. An Stelle einer Inhalts-Übersicht zwei schmetternde Trompetenstöße: „A Tous les Français cette vision évocatriee d'un avenir plein d'une espérance certaine."

„Aux Vaincus d'Jéna en avertissement de la vanitè et de la fragilité de leurs rêves présomptueux."

Die Rückseite des Umschlags zeigt den von französischer Waffe zu Tode getroffenen deutschen Reichsadler blutend zu Boden sinken. Unterschrift: Finis Germaniae.

Es lohnt nicht, auf den Inhalt näher einzugehen; er hält durchaus, was die sinnreichen Umschlag-Zeichnungen versprechen. Die üblichen Geschichtsverrenkungen und Inkonsequenzen: die innere Berechtigung zur Vernichtung Deutschlands wird daraus abgeleitet, daß es ein buntes, nur durch brutale Gewaltmittel mühsam zusammengehaltenes Völkergemisch darstelle; das hindert aber die anderen Staaten nicht, sich nach dem Zusammenbruch des Reichs rein deutsche Gebiete anzueignen. Die übliche Unwissenheit, die z. B. von Schlesien frischweg behauptet, es sei 1866 Österreich abgenommen worden. Die üblichen Fanfaronnaden aus der bewährten Schule des Bramarbas. Der übliche fanatische Haß, der sich in Unsinnigkeiten förmlich überschlägt. Mit den Hohenzollern wird gründlich aufgeräumt: schon gleich nach Eröffnung der Feindseligkeiten tötet die Bombe eines französischen, Potsdam überfliegenden Flugzeuges im Neuen Palais den Kronprinzen nebst anderen Mitgliedern des königlichen Hauses; und der deutsche Kaiser stürzt sich später, als er alles verloren sieht, Allerhöchstselbst ins Kampfgewühl und stirbt — durch das Bajonett eines in der Fremdenlegion dienenden Elsässers, versteht sich, — einen, wenngleich nicht ganz kaiserlichen, so doch ehrenvollen Soldatentod.

Eine Entschuldigung freilich kann der Verfasser der „Aufteilung Deutschlands" für sich geltend machen, und er tut das auch im Vorwort: seine Schrift ist die Antwort auf eine deutsche Broschüre, die, ins Französische übersetzt, „eine gewisse Erregung" in Frankreich hervorgerufen hat, „Frankreichs Ende" betitelt ist und auf dem Umschlag eine entsprechend geistreiche Zeichnung aufweist: den arg zerzausten und blutige Tränen weinenden gallischen Gockel. Ein Reklameband verkündet: „Eine nationale Tat!! Die einzige Antwort auf Major de Civrieux's Schrift: Der Untergang des Deutschen Reiches in der Schlacht auf dem Birkenfelde in Westfalen." Inhaltlich erweist sich die nationale Tat der französischen Antwortbroschüre durchaus ebenbürtig.

Weiter habe ich den Unfug nicht zurückverfolgt. Zuversichtlich aber wird die Civrieuxsche Schrift auch einem dringenden nationalen Erwiderungs-Bedürfnis abgeholfen haben. Fassen wir uns also zunächst an die eigene Nase. Von wem gehen bei uns derartige Sudeleien mit ihrer gewissenlosen Verhetzung aus? Hoffentlich nur von einzelnen sensations- und

Digitized by Google

geldlüsternen Wirrköpfen und nicht, wie der Verfasser der „Aufteilung Deutschlands" behauptet, von „der Partei der Pangermanisten". Wie dem auch sei, es erscheint an der Zeit, dem unvernünftigen Treiben hüben wie drüben ein Ende zu machen. Unter den leichter erregbaren und von Revanchegelüsten beseelten Franzmännern richtet es mehr Unheil an, als bei uns. Alles Provozieren ist daher vom Übel; nicht minder alles Antworten auf Provokationen, die ja freilich jenseits des Rheins massenhaft erscheinen; die „Aufteilung Deutschlands" enthält hinten ein reiches Verzeichnis (Collection Patria) mit recht einladenden und vielversprechenden Titeln. Man nehme keine Notiz von all dem Zeug und lasse es an seinem eigenen Unsinn ersticken. Zurückhaltung bedeutet hier nicht Zurückweichen, sondern Haltung. Mit dem Überhören alberner Anpöbeleien beweist man nicht Ängstlichkeit, sondern gute Erziehung und Selbstsicherheit. Selbst die Franzosen muß doch dieses gehässige Gezeter schließlich anöden. Gibt es denn wirklich keine wichtigeren Probleme im Weltgetriebe, als das elsaß-lothringische, keine dringenderen Aufgaben für Europa zu lösen? Stehen nicht tausend Zeichen am Himmel, daß Europa Eins werden muß, — muß, wenngleich es vorerst auch durchaus noch nicht zu wollen scheint? Wird der „gute Europäer" ewig ein Traum der Phantasten und Dichter bleiben? Erinnert nicht die europäische Kleinstaaterei angesichts der weltpolitischen Aufgaben verzweifelt an die deutsche von anno dazumal? und der Nationalismus der europäischen Einzelstaaten mit all seiner kurzsichtigen Borniertheit an die Patrioten von Greiz, Schleiz, Lobenstein? —

Man sollte endlich anfangen, die europäischen Völker zu lehren, kulturell, wirtschaftlich und politisch über die nationalen Grenzpfähle hinweg die gemeinsamen Ziele ins Auge zu fassen, statt die Zeit damit zu vertrödeln, kindische Zeichnungen von zerflederten Hähnen und erstochenen Adlern zu entwerfen. Trux.

In den nächsten beiden Heften wird u. a. zur Veröffentlichung kommen:

Carl Mönckeberg: Eine hansestädtische Akademie.
Institut für Städtekultur und Kommunalwissenschaften.
Georg Simmel: Henri Bergson.
Heinz Hauphoff: Kulturparallelen.
Alfred Gildemeister: Das Problem der Demokratie.
Anita Rée: Jacob. Legendäre Szenen.
Willy Rickmer Rickmers: Die Psychologie des Forschungsreisenden.
Ludwig Scholz: Die Freud'sche Psychoanalyse.
Ernst Benedikt: Frankreich: zum status praesens.
Friedrich Rauers: Fortsetzung der Artikelserie: Die Hansestädte und die Niederlande.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: Hofbuchdruckerei H. M. Hauschild, Bremen.

Digitized by Google

Schauspielkunst und Gesundheitspflege.

Die Tätigkeit des Schauspielers unterscheidet sich, mag man sie nun als abhängige oder selbständige Kunst empfinden, doch durch ihre reproduktive Art wesentlich von der Arbeit des Schriftstellers oder Dichters. Während der Dichter auf der selbstschaffenden Phantasie aufbaut, sind dem Schauspieler von Anfang an eine Reihe Bedingungen gestellt, deren Durchführung neben der technischen Ausbildung vor allem eine sehr weitgehende Kultur des Gedächtnisses verlangt, die nicht nur das Dichterwort, sondern auch den menschlichen Eindruck restlos zu reproduzieren gestattet. Das zu erreichen, genügt nicht nur die Übung, welche das Konservatorium bietet. Die ganze Lebensführung muß das ihrige dazu beitragen, das Gedächtnis zu stärken und frisch zu erhalten. Wie der Sportsmann für seine Muskeln, so braucht der Schauspieler für sein Gedächtnis eine Art Training. Und wie beim Sportsmann, so heißt auch beim Schauspieler das erste Gebot: Enthaltsamkeit.

Aber wie gestaltet sich nun das Leben der meisten Schauspieler? Kaum sind sie von den Proben und der Vorstellung erlöst, so sitzen sie im Kaffeehaus. Es gibt unter ihnen genug, die sogar ihre Mahlzeiten im Café einnehmen. Man kommt hier zusammen und hört vieles, wozu im Theater keine Zeit und Gelegenheit ist und das doch von Bedeutung werden kann. Nicht nur das schlechte Gerede über die Kollegen und ihre fabelhaften Fehler bildet den Gegenstand des Gespräches, nein, auch Veränderungen im Theaterleben, offene Stellungen, die Verteilung von Besetzungen, ja oft maßgebende Lebensfragen werden für den Schauspieler im Kaffeehaus entschieden. Und dazu wird eine Tasse Kaffee nach der anderen getrunken. Solange man jung ist, geht das noch an, obwohl ich auch da böse Beispiele von Zerstreutheit und Gedächtnisstörungen beobachten konnte. Kommt der Schauspieler aber ins Alter, wo die Jahre fallen, so sehen wir ihn immer nervöser, gereizter und bis zum Exzess empfindlich werden. Das Gedächtnis hat den sogenannten „Krak“ erlitten. Es ist nicht mehr fähig, überhaupt noch etwas restlos aufzunehmen und dauernd festzuhalten. — Zwar gibt es noch eine Rettung und Hilfe, den heißgeliebten Souffleurkasten! Aber wehe dem Schauspieler, der sich auf den Souffleur verläßt. Manches Komische und im Grunde doch sehr Ernste wäre aus diesem Kapitel der Psychologie des Schauspielers zu erzählen. Freilich gibt es auch Rollen, die besser nach dem Souffleur gesprochen werden als aus dem Gedächtnis. Aber es bedeutet in keinem Falle ein Glück, am Souffleurkasten zu kleben. Die Nervosität

Digitized by Google

der meisten Schauspieler macht ihnen leicht selbst da einen Strich durch die Rechnung. Sie werden plötzlich taub, sie hören den Mann im Kasten nicht. Freilich soll dann immer der Arme die Schuld haben. Aber alles in allem gibt es für den Schauspieler gar nichts Wesentlicheres — das Talent natürlich ausgenommen — als die Kultur seines Gedächtnisses. Sie ist das einzige, was seiner nervenzerrüttenden Lebensarbeit ein Gegengewicht zu bieten, was ihm einigermaßen Ruhe im Spiel zu geben vermag.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß einer der ärgsten Feinde für den nervösen Schauspieler der übertriebene Kaffeegenuß im Kaffeehause ist. Selbst bei den Orientalen habe ich mich davon überzeugen können, daß ihre Gedankenträgheit und ihre Passivität die Hauptursache in Kaffeeexzessen haben. Menschen, die sonst instinktiv jeder Aufregung ängstlich aus dem Wege gehen, glauben ihre zerrütteten Nerven für ernste Aufgaben dadurch widerstandsfähiger zu machen, daß sie sich für deren Lösung durch reichlichen Kaffeegenuß stärken. Die augenblickliche Anspannung wird natürlich sehr teuer bezahlt.

Beobachtungen an anderen Menschen brachten mich dazu, an mir selbst zu beobachten. Wie jeder Schauspieler, kam auch ich in den ersten Jahren meiner Laufbahn häufig zu Rollen und in ein Engagement, zu denen ich meiner ganzen Natur nach wenig paßte. Ich sonderte mich ab, führte in einem etwas entlegenen Kaffeehause mein Leben für mich und würzte mir die lange Weile reichlich mit Kaffee. Bald merkte ich den Schaden, ohne zunächst die Gründe hierfür zu wissen. Mein Gedächtnis funktionierte nicht mehr regelmäßig und setzte oft in überraschender Weise bei den einfachsten Dingen aus. Trotz energischeren Studiums vermochte ich schließlich kaum noch die Worte mit notwendiger Sicherheit festzuhalten, und abends auf der Bühne schwand meine Fassungskraft so völlig, daß ich nur mit Mühe und Not meine Rolle zu Ende spielen konnte. Ich bemerkte bald, daß das Gedächtnis sofort wiederkehrte, sobald ich Kaffee genoß, mußte aber auch an mir erfahren, daß diese Kraft nicht länger vorhielt, sondern mich durch ihr Nachlassen immer wieder zu erneutem Kaffeegenuß zwang. Fortschreitend bemerkte ich an mir sogar Stottern, und eines Abends als „Napoleon" geriet ich in ganz unnapoleonisches Grimassieren, bis ich hilflos stecken blieb.

Durch ein wenig Nachdenken kam ich selbst darauf, daß die Ursache im Kaffeegenuß zu suchen war. Ich gab ihn eine Zeitlang auf und ersetzte auch das Rauchen durch eine ständige Übung der Atmungsorgane. Und wirklich kehrte das Gedächtnis zurück, Stottern und Zittern verschwanden.

Digitized by Google

Die allgemeinen Folgerungen, die sich aus dem persönlichen Einzelfall für den Schauspieler an sich ziehen lassen, sind einfach. Der Schauspieler ist an sich schon sehr leicht durch vielerlei Störungen in der Vorstellung aus der Rolle zu bringen, weil an sein Gedächtnis ganz besonders hohe Anforderungen gestellt werden. Es soll hier ganz von den Virtuosen abgesehen werden, die auf einigen wenigen Rollen herumreiten und diese dadurch, daß sie sie zum tausendsten und abertausendsten Male spielen, einfach wie durch einen automatischen Mechanismus aus dem Ärmel schütteln. Der Schauspieler in seiner vollkommeneren Form muß nicht nur fortwährend neue Rollen nach dem Gedächtnis und der Psychologie in sich aufnehmen, sondern er muß auch am Abend, wenn er auf die Bretter tritt, seine ganze Natur derartig als Herr in der Hand haben, daß er alle Nuancen wie auf Befehl zu geben und einleuchtend zu gestalten vermag. Das ist eine Aufgabe von einer unendlichen Schwierigkeit, von der sich der lediglich genießende Zuschauer auch nicht die geringste Vorstellung zu machen vermag. Eine geniale Schauspielerin wie Eleonora Duse trinkt vor jedem Auftreten ein Schälchen allerstärksten Kaffees, und was das seiner selbst sichere Genie braucht, dessen bedarf natürlich das weit unsicherere Talent noch viel mehr.

Es kann also nicht geleugnet werden, daß es sehr wunderbare Eigenschaften sind, die den Kaffee nicht nur zum bevorzugten Getränk der Menschheit, sondern bei seiner anregenden Wirkung zu etwas Unentbehrlichem für den Schauspieler im speziellen gemacht haben. Sein Aroma und sein Geschmack erregen nicht nur unser Behagen, sondern sie beflügeln auch unsere Phantasie und spannen nicht zum wenigsten unsere Nerven an. Der Schauspieler weiß ferner, daß Kaffee mit etwas Wasser auf die Schleimhäute angenehm lösend wirkt und bei schwacher Heiserkeit die Stimmfülle erhöht. Alles Gründe, die dem Schauspieler den Kaffeegenuß selbst unentbehrlich machen.

Um so unentbehrlicher aber der Kaffeegenuß für den Schauspieler ist, desto größere Bedeutung erlangt auch für ihn die fortschreitende Schädigung durch das Koffein. Ja, es ist auf die Dauer eine Existenzfrage für den Schauspieler, diese unerwünschte Wirkung des Koffeins, welche ihn frühzeitig seiner besten Mittel beraubt, aufzuheben. Der starke Zusatz von Milch erfüllt diesen Zweck nicht, denn es liegt dem Künstler nicht nur an einem warmen, sondern an einem wohlschmeckenden, anregenden und zugleich unschädlichen Getränk. Die moderne Genußmittel-Industrie ist auch diesen Anforderungen gerecht geworden durch Herstellung eines coffeïnfreien Kaffees, der unter der Bezeichnung „Kaffee Hag“ Weltruf erlangt hat.

Costa de Condoyanni, Oberregisseur am Königl. Theater zu Athen.

Digitized by Google

WELTREISENDE ÜBER DEN KAFFEE.

Frithjof Nansen: Von europäischen Waren ist es hauptsächlich der Kaffee, dem die Grönländer verfallen sind. Das Kaffeetrinken ist an der Westküste Grönlands fast bis zum Laster ausgeartet. — Branntwein können sie glücklicherweise nicht kaufen. Sie machen sehr starken Kaffee und trinken selten weniger als zwei gute Tassen auf einmal. In der Regel trinken sie 4—5 mal des Tags Kaffee, „er schmeckt so gut und erheitert," sagen sie. Über den schädlichen Einfluß sind sie sich jedoch völlig klar, deswegen erhalten junge Männer nur wenig oder gar keinen Kaffee, damit sie gute Fänger werden. Der Schwindel, an dem Fänger häufig leiden, und der Schuld daran ist, daß sie sich nicht gerade in dem Kajak halten können, soll ihrer Meinung nach einzig und allein von dem Genuß des Kaffees herrühren. Diese Erfahrung stimmt auffallend mit den neuesten physiologischen Untersuchungen überein, durch welche festgestellt worden ist, daß die gefährlichsten Gifte des Kaffees, das Coffeïn etc., gerade den Teil des Nervensystems angreifen, der das Gleichgewicht berührt.

Aus: „Auf Schneeschuhen durch Grönland" von Dr. Frithjof Nansen. Autorisierte Übersetzung von M. Mann. 2. Ausgabe. 2. Band S. 302. Verlagsanstalt und Druckerei-Akt.-Ges. vorm. J. K. Richter, Hamburg 1898.

J.V. Jensen: Die Kaffeekultur ist auf Java im Rückgang. Ist es der Kaffee im ganzen genommen? Ich glaube kaum, daß es so viele Menschen gibt, die große Tassen schwarzen Kaffees heruntergießen wie früher. Nachdem der Kaffee seine Aufgabe vollbracht hat, zunächst die Mägen der Leute und dann ihre Zähne zu ruinieren — auf dem Lande haben die Bauern keinen Zahn mehr im Munde, nachdem sie die Milchdiät durch Kartoffel und Kaffee ersetzt haben —, nehme ich an, daß der Gesundheitszustand im Durchschnitt zu schwach geworden ist, um das Gift noch zu vertragen; es hat selbst auf seine Verdrängung aus der Lebensführung der Menschheit hingearbeitet.

Aus: „Auf Java". Pflanzerbriefe von Johannes V. Jensen. (Berliner Tageblatt Nr. 172 vom 6. April 1913.)

DIE DEUTSCHEN STÄDTEWAPPEN.

Anläßlich des Kaiser-Jubiläums begann die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen mit der Herausgabe einer etwa 3000 Motive umfassenden Serie von Ortswappen der deutschen Städte, Flecken und Dörfer. Die Zeichnungen nach amtlichen und archivalischen Quellen stammen von dem berühmten Heraldiker Prof. Hupp. Die Wappenbilder von Ostpreußen, Westpreußen und Brandenburg liegen bereits vor; ihre Verbreitung erfolgt nur auf die Weise, daß jedem Kaffee-Hag-Paket verschiedene Wappenmarken beigelegt werden. Damit die Sammler die kleinen Kunstblätter in würdiger Weise aufbewahren können, werden im Laufe der Zeit kleine, für je eine Provinz bestimmte Sammelbücher herausgegeben. Die Hefte zur Aufnahme der Wappen der Provinzen Ostpreußen und Westpreußen sind bereits erschienen. Diese Sammelhefte werden nur von der Kaffehag, Bremen, auf Grund von Gutscheinen, die ebenfalls den Kaffee-Hag-Paketen beiliegen, kostenlos abgegeben.

Digitized by Google

Restaurant zum Pilsner-Urquell

Inh.: Aug. Gallei

Neu eröffnet!

Seemannstraße 1

Fernsprecher 2260

Mittagstisch von 12—3 Uhr

Frühstücks- u. Abendkarte zu mäßigen Preisen

Original Pilsner Urquell

Münchener Hofbräu — *C. H. Haake-Bier*

Justus Gruner & Co. ◆ Ölwerke

Fabrik und Kontor am Holz- und Fabrikenhafen, BREMEN.



Marke „VACUUM-VICTUM“ gesetzlich geschützt.

Maschinenöle, Motorenöle,
Zylinderöle für Satt- und Heißdampf.

Marke „JGEZOL“, bestes Autoöl.

„BEZOLIN“, feinster flüssiger Metallputz.

TEPPICHE, LÄUFER, GARDINEN

Tischdecken *Divandecken*
Möbelstoffe *Vorhangstoffe*
Messing-Dekorations-Artikel

Ausführung aller Dekorations- und Polster-Arbeiten

Gegründet 1876

VEREINSLAGER

Fernsprecher 8244

Aktiengesellschaft

Bremen, Ansgaritorstraße 23

Digitized by Google

A.E.G.

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft

Bremen, Am Wall 108

Telephon 1252, 8265 Telegr.-Adr: GEA.

Licht- und Kraftanlagen
Metalldrahtlampen
Beleuchtungskörper
Koch- und Heizapparate



Digitized by Google





Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

INHALT

MAI 1914

4. JAHRGANG HEFT 8

Digitized by Google

Coffeïnfreier Kaffee Hag
der einzige unschädliche

BOHNENKAFFEE



In allen besseren Geschäften erhältlich!
Man verlange ihn in jedem Kaffeehaus, Hotel etc.

„COFFEÏNFREI"
KAFFEE-HANDELSGESELLSCHAFT
m. b. H.
WIEN I, Tuchlauben 7

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer" von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer" veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernsprecher Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

Spediteur der Königlich Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden. ♦♦♦♦♦♦♦♦♦♦♦♦♦♦♦

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35. ♦♦♦♦

Chemische Waschanstalt und Färberei

Karl Eckhardt

Bornstraße 9 (Fernsprecher 711). — Häfen 108 (Fernsprecher 2619). — Vor dem Steintor 177. — Holler Allee 33. — Lützowerstraße 81. — Dobben 150. Utbremerstraße 173. — Hamburgerstraße 95. — Gröpelinger Chaussee 204. — Hemelingen, Karlstraße 2.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 8 MAI 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Rudolf Eucken.

Von Hanns Martin Elster.

Neuidealismus — fast scheint es, als werde dieser wieder und wieder auftauchende, überall angewandte Begriff ein modisches Schlagwort werden. Solche Ertötung eines lebendigen Gedankenkomplexes ist nicht zu wünschen, zumal hier nicht, weil der Begriff als Wort, als Ausdruck seltsam rein und klar allen Gehalt und allen Wert andeutet, der hinter ihm steht. Der Idealismus als Philosophie liegt dem Deutschen tief im Blute, ist ihm allein eigen, so daß man mit Recht die einfache Bezeichnung „Idealismus" und die weitere Umschreibung „deutscher Idealismus" einander gleichgesetzt hat. Wie kein anderes Volk der Erde erhebt sich das deutsche vermöge seines Geistes über das materielle Dasein. Unter keiner zweiten Nation ist das Geistesleben so stark entwickelt wie unter der deutschen, und was noch mehr ist, einen Sonderbesitz des Deutschen darstellt: die Philosophie des Geisteslebens, eben jener absolute Idealismus ist in jeder Hinsicht deutsche Schöpfung. Schon diese rein historisch zu erwerbende Erkenntnis führt tief in das deutsche Wesen hinein; liefert sie doch den „roten Faden", durch den allein die Entwicklung des im spezifischen Sinne „deutschen" Geistes festzustellen ist.

Es war infolgedessen gleichsam natürlich, wenn der Jenenser Philosoph Rudolf Eucken, dessen Werk allmählich Lebensfrüchte in der Gegenwart zu zeitigen beginnt, von dieser synthetische Überschau schaffenden Erkenntnis ausging. Sie wurde ihm der archimedische Punkt, von dem aus er die Welt bewegen konnte und dessen kein Philosoph entbehren kann. Weil er aber aus der Natur, aus dem inneren Wesen des Deutschen stammt, war er keine künstliche Geburt

Digitized by Google

der Logik, der Phantasie oder sonst irgendeines einseitigen Organes im oder am Menschen, sondern er hatte Teil am ganzen Menschen, er war allseitig und natürlich, ja der Mensch selbst. Eucken ist seit langen Jahren wieder der erste Philosoph, der seine Ideenwelt nur auf den Menschen bezieht und nur für ihn schafft. Der Mensch ist der Ausgangs- und Zielpunkt seines Denkens, das A und O seines Idealismus! Infolgedessen tritt jetzt, da sein Ideenwerk vollendet ist, die unmittelbare Wirkung des Erschaffenen auf das Gegenwartsleben und -menschentum ein, eine Wirkung, die der Philosoph selbst noch leiten, beobachten, vertiefen und wacherhalten kann. Wie Eucken nicht über dem Menschen, sondern in ihm beruht, so steht er auch nicht über unserer Zeit, sondern durchaus in ihr: er ist der geistige Mittelpunkt unserer Epoche, das ideale Gewissen der Gegenwart, wie jeder Zeitabschnitt seiner bedarf.

Der Aufbau der Euckenschen Geisteswelt vollzog sich durch eine Erfahrung, die so einfach ist, daß jeder Mensch, der seelisch lebt, sie macht. Vielleicht erhielt der Philosoph völlige Klarheit über diese Erfahrung durch den tiefsten Denker des Mittelalters, Meister Eckehart, und durch dessen Erneuerer J. G. Fichte, der auf der Kantischen Grundlage das mittelalterliche Ideengebäude abermals errichtete. Denn als Fortsetzer und Jünger dieser beiden Meister kann Eucken gelten. Doch ist diese Schuleinteilung nicht das Entscheidende. Nie wäre die Gedankenwelt Meister Eckeharts und Fichtes in Eucken fruchtbar für das Leben geworden, hätte er nicht jene simple Erfahrung gemacht, die aus dem naturwissenschaftlichen Zeitalter hervorging.

Die sogenannte naturwissenschaftliche „Weltanschauung" ist es, die eine große Stagnation des deutschen Geisteslebens heraufführte, indem der Mensch nur auf die realen und materialen, unmittelbar erkennbaren Einzelerfahrungen beschränkt bleiben und nicht darüber hinausdringen sollte zur Schaffung einer Ideenwelt. Die Idee wurde verpönt, das materielle Sein sollte Alleinherrscher bleiben. Infolgedessen entstand im modernen Menschen jene einfache Erfahrung, die jedem von uns Ruhe und Harmonie raubt: das Gefühl einer großen inneren und äußeren Leere in der Seele wie in der Gesellschaft. Von diesem Gefühl glaubt der moderne Mensch sich durch ein „Zurück zur Natur" zu befreien. Er will im All außer ihm die Harmonie finden, die er in seinem Innern angeblich nicht suchen darf, denn die Naturwissenschaft tue ja dar, daß das Innere

Digitized by Google

keine „Gewißheit“ vermitteln könne. Und Gewißheit verlangt der Mensch unserer Zeit, eben weil er in naturwissenschaftlichen Begriffen befangen ist.

Die Flucht in die Natur vor dem Gefühl der Leere bedeutet aber nichts weiter als: Pantheismus. Dessen Gesinnung hatte einst die große Aufgabe, dem Menschen zum Erlebnis zu bringen, daß der Weltprozeß nicht — wie der Kirchenglaube begrifflich predigte — allein auf den Menschen hin eingerichtet sei, daß der Mensch nicht den Endzweck der Schöpfung bilde, sondern daß der Mensch — wie die Philosophen seit Galilei, Descartes und besonders Darwin mit seiner Entwicklungslehre erkannten — den gleichen Gesetzen wie die Natur um ihn und außer ihm unterworfen, mit der Natur kausal verkettet ist und er einen Teil der Natur darstellt. Dies Erlebnis wurde nun vergeistigt, unter die religiöse Perspektive gestellt. Das heißt: der Pantheismus als Gesinnung erhebt an den seine Naturverbundenheit anerkennenden Menschen die Forderung, daß der einzelne sein Leben nicht als ein Besonderes neben der Natur, sondern als ein in die Natur, in das All sich einfühlendes Werden zu führen habe. Des Menschen Sein ist nach der Gesinnung des Pantheismus nur ein Teil, ein untrennbarer Teil des Dinglebens außer uns. Der Mensch als „Subjekt“ steht also nicht mehr dem Dinge, dem „Objekte“, souverän gegenüber. Sondern er selbst ist ein Teil der Objekte und diese sind wieder solche Teilsubjekte wie er selbst, denn die Objekte haben jeder für sich auch ihr subjektives Eigenleben. Dies vielfältige Eigenleben der Objekte ist aber größer, erhabener, grenzenloser als das menschliche Einzelleben. Darum soll der Mensch sich bewußt in das Eigenleben der Objekte versenken. Tut er es nicht, so bleibt sein Eigenleben arm und leer. Außer ihm atmet und schafft das wahre Weltleben. In ihm brüstet sich nur eine kleine Ichheit, ein winziger Punkt. Verläßt der Mensch sich nur auf diese Innenwelt, so findet er nie Ruhe und Frieden. Sie werden ihm allein geschenkt, wenn er aufgeht in der Außenwelt, im All seine Ichheit verliert und fühlt, daß seine Einzelheit eins ist mit der ewigen Naturgesetzlichkeit.

So treibt der Pantheismus zur Aufgabe der Subjektivität und zur Annahme der Objektivität, die über die Offenbarung des Ichs und des Geistes den Respekt vor dem Objekte stellt, das Tatsächliche mit seinem eigenen Gehalte und dem Geiste des Gehaltes allein gelten läßt. Es ist der im Wissenschaftsbetriebe immer wieder verlangte

Digitized by Google

Geist der Sachlichkeit, der hier als letztes Ziel vorschwebt und gefordert wird! Auch Eucken anerkennt das Recht auf diesen Geist der Sachlichkeit durchaus, weil er dem individuellen, menschlichen Streben und Tun „Weltcharakter" verleihe, das kleine Reich des Ichs zum Reich des Alls erweitere, und den Mensch über sich hinaushebe, die bloß menschlichen Maßstäbe eintausche gegen die vom All gegebenen Maße. Eine Lebensnotwendigkeit liegt dem Pantheismus in dieser Richtung also wohl zugrunde. Aber das allzustraffe Nachgeben dieser Notwendigkeit schafft im Menschen gleichsam einen luftleeren Raum: indem der Mensch restlos aufgeht in der Sachwelt — d. i. der Außenwelt — verliert er jede Beziehung zu seiner Innenwelt und dieser Verlust zeitigt abermals das Gefühl der Leere.

Denn der Pantheismus enthält einen — erst durch Eucken aufgedeckten — Denkfehler: „die objektive Vernunft des Alls, die uns harmonisch und fertig von draußen entgegenzukommen schien, ist nur eine formale Gesetzmäßigkeit" und — hierin liegt der übersehene Denkfehler — diese formale Gesetzmäßigkeit ist ja nur Erzeugnis des Menschengeistes, nicht Ergebnis, Ergebnis der Natur selbst! Der Mensch hat sie in Verbindung mit der Natur aus seinen Geisteskräften hergestellt. Damit fällt die absolute Geltung des Pantheismus in sich zusammen; es bleibt nur eine relative! Und sie bleibt nur für die mechanische Welt, wo die Prinzipien der formalen Gesetzmäßigkeit absolut gelten. Was bedeutet aber die mechanische Welt der Innenwelt des Menschen? Vermittelt sie dem Gemüte des Menschen einen Gehalt, irgendwelche Werte? Die mechanische Welt oder — was ihr gleichzusetzen ist — die reine Naturwissenschaft kennt keine Werte und Gehalte, denn der Sinn dieser Worte bedeutet für sie eine „Idealisierung" der mechanischen, d. h. seelenlosen Dinge! So hört die Macht des Pantheismus vor der Gemütswelt, vor dem idealen Bereiche des Menschen auf. Das pantheistische Ziel der kosmischen Erweiterung der Menschenseele scheitert an seinem Mangel an Innerlichkeit. Die Erkenntnis einer mechanischen Gesetzlichkeit bereichert das Leben, seinem Gehalte nach, nicht!

Diese Abrechnung mit dem Pantheismus klärte Euckens Blick für die geistigen Beziehungen zwischen Natur und Mensch und zeigte ihm, daß der Mensch eine Erweiterung über sein Selbst in die Welt hinaus an sich anstreben müsse, nur nicht in der vom Pantheismus angegebenen Richtung des Naturalismus, da dieser beim Materiellen, beim Mechanischen stehen bleiben muß. Die Welt ist

Digitized by Google

aber nicht bloß aus dem Stoffe, der Materie gebildet, ihr zweiter Teil ist die geistige Substanz, die etwa im Gottesgedanken oder in der Beseelung aller Dinge populär vorstellbar geworden ist.

Die große philosophische Tat schon Eckeharts, dann Fichtes und dann wieder Euckens war es nun, daß sie dafür eintraten, die geistige Substanz sei nicht von jeher vorhanden, bleibe sich nicht ewig gleich und trete nicht nur in verschiedener Gestalt aus der Materie heraus ins Licht des Lebens, sondern sie bilde sich erst und sei im ewigen Entstehen und Werden. Wie der Pantheismus behauptet, ist dem Alleben, „ein einheitliches, alles in sich zusammenschließendes Sein", „Gott-Natur" genannt, gegeben in jedem Atom, von Anbeginn vorhanden und entfaltet sich nur als geistige Substanz, als der göttliche Kern, als ein Teil der allesseienden Allvernunft. Demgegenüber behauptet der Neuidealismus, die Geistesphilosophie: Dieser göttliche Kern, diese geistige Substanz bildet sich überhaupt erst, weil sie vorher noch nie da war. Sie tritt als etwas ganz Neues aus den Verbindungen und Beziehungen des Lebens, der Dinge, der Welt in Erscheinung, eine „synthetische Selbstschöpfung", eine Kristallisation aus dem Nebeneinander der Beziehungen der Welt, eine Einheit über all diesen Beziehungen, das in der Welt vorher nicht vorhandene, aber nun erstandene innerste Leben, die „bei sich selbst befindliche Geistigkeit".

Dieser Prozeß der Selbstschöpfung allen Gehaltes in der Welt hat seine Parallelen bereits im Christentum, das zwei Ideenkreise klar herausstellt. Zuerst den Wiedergeburtsgedanken: im alten Adam ersteht ein neuer Adam, ein Geistes- und Liebesmensch, der die außer ihm seiende Welt mit seinem seelischen Besitze zu erfüllen trachtet. Dieses neue Ich, das aus dem Widerstand gegen die Welt sich bildete, ist also ein Werdendes, „eine neue göttliche Lebendigkeit". Und sie wird, indem das einzelne Individuum zu einem andern Individuum in Beziehung tritt, das ein höheres, göttliches Leben in sich besitzt und nichts mit der Welt der Objekte außer ihm mehr zu tun hat; im Falle des Christentums ist es Jesus, der den alten Menschen in den neuen umwandelt. Dieser neue Christenmensch sucht aber nun keinen Ausgleich mit der Welt der Objekte, sondern wirkt nur von sich aus auf die Außenwelt ein, so daß sich abermals ein Gegensatz von Innen- und Außenwelt auftut. Diesen Gegensatz suchte der Pantheismus zu beseitigen, doch scheiterte sein Beginnen — wie wir es erlebten und Eucken nachwies — an dem

Digitized by Google

Ontologismus, der Behauptung des ewigen Seins der geistigen Substanz, der ewigen Fertigkeit aller Göttlichkeit, der stehenden Unveränderlichkeit aller göttlichen Wesenhaftigkeit. An dieser Starrheit der Grundüberzeugung scheiterte auch der zweite Ideenkreis des Christentums: für ihn ist Gott auch eine fertige, seiende Größe — nun aber nicht, wie im Pantheismus, eine dem All innewohnende Weltvernunft — sondern eine transzendente, außerweltliche, über die Welt herrschende, ja sie schaffende Liebe und Vernunft, ein Gott als Persönlichkeit, gesondert vom All. Diese Persönlichkeit nun veranlaßt — so behauptet diese Vorstellungsreihe — in der menschlichen Seele das neue Leben, die Wandlung vom alten zum neuen Adam, die Wiedergeburt, und zwar auf Grund der einmaligen weltgeschichtlichen Handlung, durch die Sendung Christi in die Welt! So wird Christus wieder — wie im ersten Ideenkreis — der unmittelbare Umwandler des alten in den neuen Adam. Der erste und der zweite Ideenkreis des Christentums finden hier ihren Zusammenschluß — nur daß der erste vom Ich des Menschen ausgeht, der zweite vom Sein Gottes: das seiende und das werdende Gottesleben, einmal über der Welt, transzendent, das andere Mal im Menschen, verlaufen für den Theologen also in der gleichen Richtung, bilden eine Einheit.

Eckehart beschränkte sich nun aber nur auf den einen Ideenkreis, den „der Geburt Christi in der Seele“, wie er es nennt. Das heißt: er weist allen Glauben an einen seienden Gott über und außerhalb der Welt ab. Er sieht nur das werdende Gottesleben in der Menschenseele. Für den Menschen komme es darauf an, daß Gott in seiner Seele leben, d. h. als „Leben“ in seiner Seele geboren werde! Der Mensch bildet also erst „Gott“; „Gott“ gehört zum Wesen der geistigen Substanz des Menschen, wird durch ein Außen- oder Innenerlebnis, durch die Entwicklung des Individuums nur erst in ihm lebendig, wie Raum und Zeit dem menschlichen Geiste eigen sind und der Mensch die Vorstellungen Raum und Zeit erst durch seine apriorischen Funktionen des Neben- und Nacheinandersetzens entspringen lasse, wie Kant festgestellt hatte. Von Kant ging dann auch Fichte aus, als er Eckehart erneuerte: „unsere tiefsten überindividuellen Seelenmöglichkeiten“ erzeugten „die ethische Unendlichkeit göttlichen Lebens“, wie sie ja schon „die physische Unendlichkeit von Raum und Zeit“ geboren hatten.

Eucken setzt diese Grunderkenntnis vom Entstehen aller Geistigkeit fort. Er läßt aber nicht wie Hegel den Weltgeist in

Digitized by Google

logischer Entwicklungsfolge entstehen. Denn diese erniedrigt ja das Werden des Weltgeistes durch die unendliche Reihe von Thesis, Antithesis und Synthesis, durch die Unterwerfung alles Schaffens der geistigen Welt in Geschichte, Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie unter den Zweck der Entwicklung einer objektiven Vernunft zu einem unpersönlichen Entwicklungsprozeß, dem der einzelne Mensch mechanisch, fatalistisch, unter Beraubung seines freien Willens dienstbar sein muß! Eucken vielmehr betont — den ewigen Fluß aller Dinge, Gott als einen Entstehenden und Werdenden wohl anerkennend — die persönliche Willensfreiheit des Menschen. Er müsse nicht von vornherein einem von jeher gesetzten Ziele, der objektiven Vernunft, zustreben, er sei nicht von jeher, ob er wolle oder nicht, dem Zwange zur Entwicklung dieser Vernunft beizutragen, absolut ausgeliefert, sondern er habe das Ziel und die Hauptrichtung erst zu suchen! Dieses Suchen sei keine Folge von notwendig sich ergebenden Stufen, sondern um jede Schrittbreite der Entwicklung sei erst zu kämpfen, jede neue Erkenntnis für die Hauptrichtung sei erst unter vielen Irrungen und Erfahrungen zu erringen und dies Erringen, dies Erwerben hänge auch dann noch immer vom freien Entschluß des Menschen ab.

Denn im Menschen treffen „verschiedene Stufen der Wirklichkeit" zusammen. Das heißt: des Menschen Geistesleben ist nicht selbständig, steht nicht für sich über der Wirklichkeit, über den Dingen, sondern ist eng mit deren natürlichem Stand verknüpft und entwickelt sich nur darüber hinaus durch den ständigen, stets aus dem Willen des Individuums erneuerten Gegensatz zu diesem natürlichen Stand. Der Mensch will nun diesen Gegensatz auf Grund seiner geschichtlichen Erfahrung: seine Aufgabe ist es, die geistige Welt aus der natürlichen, der unmittelbar gegenwärtigen Welt ständig herauszuheben; die Erfüllung dieser Aufgabe stellt dar, was wir „Geschichte" nennen; die Geschichte ist also nach Euckens berühmtem Wort ein ruheloser „Kampf um den Inhalt des Geisteslebens". Eine Überzeugung, Erkenntnis, Erfahrung usw. wird aber nur dann „Geistesleben", wenn es in den Seelen aller Individuen zum persönlichen Eigentum des einzelnen wird und sich in den menschlichen Seelen mit jenen inneren „Wiedergeburtswundern" neue Gesinnungen bilden und formen und klären.

Der Mensch ist also das Gefäß für das Geistesleben, dessen Erzeugung nicht allein durch ihn, sondern auch im steten Mitleben mit der und in der Außenwelt vor sich geht und an seine Tätigkeit

Digitized by Google

gebunden ist. Geistige Beziehungen und Zusammenhänge entstehen nur durch des Menschen Arbeit! Ohne den Menschen ist aber kein Geistesleben als solches möglich, folglich auch dessen Zusammenschluß, dessen Einheit nicht. Diese Einheit ist auch noch nicht vorhanden; ihre Aufbringung eine Aufgabe, die gelöst werden muß, damit das Geistesleben ein Selbst, ein Eigenwesen habe, das die vielfachen Quellen des Geisteslebens in Kunst, Wissenschaft, Religion zu einem großen Strome zusammenfasse und dies Vielfache auch trage. Das Menschentum bringe diese Einheit mit sich, fördere solche „Konzentrationen", solche „Zusammenfassungen" des geistigen Lebens zu einem Selbst", „die Wendung des Lebens zum Wesen". Besonders die Religionen hätten zu jeder Zeit „dieses eigentümliche Aufstreben einer geistigen Lebenseinheit im Menschen, dieses Auferstehen eines neuen göttlichen Selbst", der Seligkeit, der Freiheit und der Liebe ermöglicht.

Die Religionen als solche — sagt Eucken weiter — dürften aber nicht in Theologie und Konfessionen aufgehen. Sie wären nur schöpferisch, wenn ihr Kern die Innerlichkeit bleibe. Von dieser sei also auszugehen für die Schaffung der Einheit des Geisteslebens. Denn die Innerlichkeit habe alle Lebensbeziehungen und stelle für den Menschen die Zentrale aller Einwirkungen der Außenwelt dar. Wenn der Mensch ihr gehorche, stelle sich nicht jenes Gefühl der Leere ein, das unsere Zeit kennzeichnet und von der „wissenschaftlichen Weltanschauung", dieser contradictio in adjecto, von dem Intellektualismus aller -ismen, des Pragmatismus, des Biologismus und Monismus hervorgerufen sei und notwendigerweise hätte erzeugt werden müssen, weil der Intellekt ja nur einen Teil der menschlichen Natur darstelle, nur das Denken umfasse, nie aber das Gefühl. Nur auf die ganze Menschennatur aber dürfe sich die Erkenntnis gründen, die ins Leben fortwirken solle. Denn aus und in der Seele entwickle sich das neue Leben, das nach Echtheit und Wahrheit verlange und die Wirklichkeit nur nach den Geboten der Wahrhaftigkeit und Echtheit zu behandeln, einzurichten habe, den Sinn des Seins zu ergründen suche.

Mit diesen Forderungen zur Schaffung einer Einheit des Geisteslebens tritt Eucken fest und stark in die Kampfarena der Gegenwart. Er ist damit heute der Führer auf der Suche nach dem geistigen, seelischen Lebensinhalt geworden. Dessen Besitz zu wollen, ist der Ruf Euckens an alle, ist das Gebot, das die Geister scheidet und sammelt. Daß dieser Wille zur Gesundung und Stärkung des deutschen

Digitized by Google

Volkes — wie auch aller anderen Nationen — notwendig ist, ersieht der Philosoph aus der Lage des gegenwärtigen Geisteslebens.

„Wenn wir die Welt um uns und unser Wirken zu ihr betrachten, dann können wir uns mit Recht sagen, daß wir es in politischen, wirtschaftlichen und technischen Leistungen in den letzten hundert Jahren weit gebracht haben." „Es liegt ein großartiges Schauspiel in der deutschen Arbeit vor, wie sie die verschiedenen Kräfte verbindet und zu großem Wirken befähigt, wie sie unablässig vordringt und keine Schranken zu kennen scheint, wie sie den Menschen seiner Umgebung überlegen macht und ihm zugleich ein stolzes Kraftgefühl gibt." Aber all diese Erfolge haben keine freudige Lebensstimmung in unserem Volke erweckt. „Wir finden vielmehr bei Betrachtung des Ganzen der Lebenslage und der Lebensschätzung viel Zweifel und Unsicherheit, wir finden die Neigung weit verbreitet, an den Dingen mehr die Schranken und Fehler, als das Große und Gute zu sehen, über dem Haften am einzelnen Eindruck das Ganze ungewürdigt zu lassen, bei Kritik und Verneinung zu bleiben und sich dadurch die rechte Freude auch an unbestreitbaren Erfolgen zu stören; dazu finden wir uns bei allen prinzipiellen Fragen in arger Spaltung und verlieren über solche Spaltung die Sicherheit und Freudigkeit des eigenen Beginnens. Das beweist wieder, daß alle Erfolge nach außen hin, so Großes und Unentbehrliches sie darstellen, doch nicht das Leben des Menschen erschöpfen und ihn deshalb nicht vollauf befriedigen können. Der Mensch ist mehr als seine Arbeit. Der Fortschritt der Arbeit ist noch nicht ein Gewinn für das Ganze der Seele, vielmehr kann diese bei allem Fortschritt verarmen; und sie muß und wird stets verarmen, wenn es dem Menschen an einer selbständigen Innenwelt fehlt. Und an dieser Stelle liegt heute der Punkt unserer Schwäche. In dieser Beziehung sind wir von der Höhe herabgesunken, die unser Volk vor hundert Jahren erreicht hatte. Statt eines einheitlichen Lebensideals tritt uns überall Zerstreuung in all den Gebieten entgegen, die den ganzen und inneren Menschen betreffen." Das gilt für die Religion wie für die Philosophie, für die Erziehung wie für die schöne Literatur und Kunst. Überall viel Rührigkeit, Fleiß und Arbeitswille im einzelnen, nirgends aber die große Zusammenfassung, die einheitliche Bewältigung der Vielheit, ein alle Spannung und allen Druck beseitigendes großgeistiges Schaffen. Und weiter muß Eucken noch konstatieren, daß nicht bloß die große Tat fehlt, auch die große Gesinnung ist geschwunden. Zur Zeit

Digitized by Google

der Freiheitskriege erwuchs aus schwerer Not ein großer Ernst, bildete den Mittelpunkt einer erhabenen Gedankenwelt, derer Goethes, Schillers und der Romantiker die ethische Aufgabe, deren Erfüllung dem Menschen Würde und Hoheit verlieh, die geistige Charaktereinheit, durch die das Geistesleben der Zeit getragen wurde; im vollsten Gegensatze dazu mangelt heute die moralische Kraft und Tiefe: nicht die Weltzusammenhänge produzieren jetzt die sittlichen Ideen, sondern die Enge des Menschenreiches, der Sozialismus verlangt die Sozialethik. Und während diese bei all ihren großen Taten im ganzen doch die innere Weiterbildung und Stärkung der seelischen Persönlichkeit hemmt, ja sogar ausschließt, wächst die Fülle und Masse der Genüsse und Lockungen ins Ungeheure, so daß der von der nicht mitentwickelten Ethik im Stiche gelassene Mensch ihnen erliegt und verkommt. Der innere Mensch der Gegenwart ist weit hinter dem der Zeit vor hundert Jahren, noch weiter aber hinter dem Fortschritt der Außenwelt zurückgeblieben. „Die Höhe der Arbeitskultur entspricht heute nicht die der Innenkultur.“ Äußeres Streben auf allen Feldern des Lebens, selten aber ein inneres Streben; wo dies sich meldet, ist es zersplittert, beschränkt und enggesichtig, mangelt ihm die erhebende, große Hauptrichtung, das alle Mannigfaltigkeit beherrschende, Unterordnung fordernde, jede Zerklüftung hintanhaltende ideale Ziel.

Wie Eucken es schon philosophisch durch seinen Neuidealismus in der Innerlichkeit festgestellt hatte, so fand er es auch in gleicher Weise bei der Betrachtung des deutschen Wesens nach dessen Offenbarung im Verlauf der Geschichte bestätigt: durch die ganze deutsche Entwicklung zieht sich das Streben, „die Seele von der Bindung an die Umgebung“, an die Außenwelt zu befreien, sie durchaus selbständig zu machen und sie aus einem bloßen Teil der Welt in ein wesenhaftes Ganze einer eigenen Welt zu entwickeln. „Die Innerlichkeit erscheint hier nicht als nachbildend, sondern als schaffend, als ein ursprünglicher Quell des Lebens.“ Und wieder weist Eucken nach, wie diese Innerlichkeit dem Deutschen auf der Höhe des Schaffens in allen Gebieten, in Religion, Philosophie, Erziehung, schöner Literatur und Kunst nicht „die bloße Subjektivität des Idividuums“ ist, sondern „die Hervorbringung einer Innenwelt“. Die deutsche Innerlichkeit sieht in, über und hinter der realen Erscheinungswelt stets noch eine höhere, tiefere und echtere, unsichtbare Wirklichkeit, in der der Mensch sich

Digitized by Google

selbst innerlich am nächsten ist und seine Seele die Stärkung erfährt, die ihn als Tätigen befähigt, auch in der sichtbaren Welt am meisten zu wirken und zu erreichen.

Durch eine vollkommene Rückkehr zu den Grundwerten des deutschen Wesens wird der moderne Deutsche also aller Gefahren, die dem Geistesleben von wesensfremden Elementen drohen, Herr werden. Wahrhaftigkeit und Freiheit in der Innenwelt sind diese Grundwerte. Sie führen zum Kampf gegen den Monismus, zur Ablehnung des Subjektivismus und aller starren Verengung, des Ästhetizismus und der „neuen Moral", zur Aufrechterhaltung echter Religiosität und des wahren, die flache Verneinung abweisenden Lebensglaubens. Ernst und groß ist dieses Gebot zur Rückkehr. Es geht jeden einzelnen an, nicht aber bloß um des einzelnen willen, sondern der Gesamtheit wegen. Der Deutsche steht hier im Dienste einer gemeinsamen Sache. Darum müssen sich alle, die sich nach einer Innenkultur sehnen, die in ihrem Leben nach einem tieferen Sinn fragen und suchen, die den Aufbau einer unzerstörbaren Geisteswelt begehren und die im innigen Zusammenhang zwischen Natur und Geist — wie die Kunst, wie Goethe ihn erreicht hatte — zu leben wünschen, aus freiester Entschlußkraft, in selbständiger Tathandlung zu einer Gemeinde zusammenschließen, denn diese allein besitzt die volle und große Stoßkraft, die vonnöten ist, um an der Hauptbewegung deutschen Lebens und Geistes, der Ausbildung einer Innenwelt, festzuhalten. „Eine Sammlung der Geister tut dringend not, eine Sammlung aber, welche keine Willkür enthält, sondern welche in unserer deutschen Art einen festen Halt und eine sichere Richtung findet."

Nicht wirkungslos mehr verhallt heute diese Forderung des Jenenser Philosophen. Er selbst stieg — ein denkenswürdiges Schauspiel! — vom Katheder herab, verließ den Hörsaal und trat in die Wirklichkeit des Tages, in die freie Luft des Lebens hinaus. Nachdem er in schwerster philosophischer Erkenntnisarbeit das Wesen der deutschen Art ergründet hat, sucht er, ein fast Siebzigjähriger, praktische Wirkungen seiner Erkenntnisse mit aller Energie und mit jugendlicher Unermüdlichkeit herbeizuführen. Und die Zeichen mehren sich, daß seine Taten eine Bewegung hervorrufen, die man wohl als eine Renaissance deutscher Innerlichkeit bezeichnen kann, wenn nicht gar als eine Wiedererweckung deutschen Wesens überhaupt.

* * *

Digitized by Google

Ich glaube gezeigt zu haben, wie bei Eucken mit dem Erkenntnisproblem das Lebensproblem unmittelbar zusammenhängt und die Lösungen des einen die Lösungen des anderen bedeuten. Trotzdem wird man nicht fordern können, daß die rein philosophischen Schriften Euckens unter allen deutschen Gebildeten heimisch werden sollen. Vorerst gilt es, seine Lebensbücher, die ja die Resultate seiner Denkarbeit, Werte vermittelnd, umfassen, überall einzuführen und bekanntzumachen. Schon früh setzte Eucken mit seinen heute an Wirkungskraft täglich zunehmenden Forschungen ein: 1878 in den „Grundbegriffen der Gegenwart", die 1909 in vierter Auflage unter dem Titel „Geistige Strömungen der Gegenwart" neu herauskamen. Zehn Jahre später, 1888, brachte er das grundlegende Werk „Die Einheit des Geisteslebens" heraus, das aber nur in philosophischen Kreisen Beachtung fand. Erst „Die Lebensanschauungen der großen Denker" und „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" (1890 und 1896), mit dem er zum ersten Male unmittelbar an den Gegenwartsmenschen herantrat, knüpften die Beziehungen zum außerfachlichen Publikum. In dem Werke „Der Wahrheitsgehalt der Religion" (3. Auflage 1912, 1. Aufl. 1901) gab er die Gesamtheit seiner Geistesphilosophie, weshalb ich mich bei meiner Darlegung im ersten Teil des Essays an diese Arbeit anschloß. Nun erfolgten Schlag auf Schlag die Bücher, die Euckens Geisteswelt allen Gebildeten nahebringen können: „Die Grundlinien einer neuen Lebensanschauung" (1907), „Die Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens" (1908), „Der Sinn und Wert des Lebens für den Menschen der Gegenwart" (1908) und „Erkennen und Leben" (1910), sowie die Krönung des ganzen Schaffens, eines der herrlichsten Bücher unserer Zeit: „Zur Sammlung der Geister" (1913), das den weitesten Widerhall findet. Diese vier letzten (bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienenen) Schriften empfehle ich allen denen besonders, die in Euckens Anschauungen eindringen wollen; mit etwas gutem Willen und ernster Konzentration wird auch dem philosophisch Ungeschulten die Lektüre dieser Werke nicht schwer fallen.

Digitized by Google

Der Albizzi.

Von Paul Adler.

Der Albizzi begrüßte den dämmernden Lichtmeßtag mit einem Pfeifen, den Gassenhauertakten des berüchtigten „O Papst Martin". Er wälzte sich von seinem Lumpenlager, um das die Rattenbrut stritt. Fünf Schläge, in seinen dicken Grundmauern nachbrummend; die höchste Zeit, um noch an der Tür der Mönche zur Bettlersuppe zurecht zu kommen! Der Albizzi stieß trotz seinem hohen Alter mit einem Fuß die Türe mit samt den schweren Eisenbändern auf. Das Licht glänzte über die schmutzige Treppe. Eine Lilie war einem Nachtwanderer unter seinem bebänderten Schuh hindurch in die Kellerluke geglitten.

Immer nur die Abfälle ihrer Freuden! Tag um Tag marschierte oben das Herr gewordene Händlerpack ihm mit Panieren um den Schädel! Nachts ihre Luderjahne mit den Lauten und die dicken Kater. Aber wann war auch nur ein Groschen zwischen ihren Fingern fortgerollt? Ihnen sprangen nur die Wamsknöpfe, wenn ihnen die Auflaurer, leider ohne daß der Albizzi es in seiner Tiefe genoß, die Hälse brachen.

Der Albizzi spie in ganz spitzem Bogen, als er, an das Morgenlicht gelangt, oben zwischen den Säulen seiner nun von den Mediceern erworbenen Familienburg einen ihrer frechen Goldsöhne erblickte. Aber nicht aus Erinnerung seiner eigenen hohen Abkunft von deutschen Lehensrittern, nur aus geduldiger, gleich einem mißhandelten Hunde sich duckender Kränklichkeit. Golden und zäh lag der glitzernde Greisenauswurf auf der schwarzweißen Marmorplatte.

Heilige Jungfrau, Barmherzigkeit! Nun ging schon hinter ihrem Kloster, bleich und Wärme lügend wie ihre Suppe, die Wintersonne auf!

Dort zwischen den Säulen drängten sich jetzt bereits die einander verhaßten Mäuler und Gebresten, Brüder in der Armut und Brüder im Brodneid; geflickte Leiber in zusammengenähten Lappen; Glieder, die nur noch schlagen, Seelen, die nur noch fluchen konnten; Räuber, Aussätzige und gedungene Mörder aus der Fremde, die hier Verfolgung litten um ihrer eigenen Gerechtigkeit willen.

Selig sind die Armen, selig sind alle Blinden und Tauben und alle Zerbrochenen. Sie hören und wissen nicht!

Der Verkrüppelte in dem großen Bilde des Vorhofes streckte seine Stümpfe flehentlich dem herabeilenden Todesengel entgegen.

Digitized by Google

Die schwarze Gestalt mähte mit lautlos furchtbarer Gewalt die Ritter in ihren Liebesgarten.

Ein Laie sperrte jetzt rasselnd das runde Klosterpförtchen auf. Krücken schlugen und klapperten auf den kunstvollen Fliesen. Der uralt schmutzige Vorhang wehte hinter allen Eingelassenen einher und legte sich wie ein vernutztes Bartuch um ihre Letzten.

Nun erwachten auch schon am nahen Flusse die Handwerksbuden und auf ihren schönen Betten in ihren prunkenden Häusern und Palästen die Kaufleute. Die Brücke der Goldschmiede tönte vom feinen Hämmern und Klimpern. Die Glocke im Klosterturm läutete wie um Feuer.

Hinter den Bettlern mit ihren Töpfen hatten sich nickend und zur Nachlese all der glänzenden Brocken die Tauben eingefunden. Auf seinem Marmorsockel neben dem Geflügel reckte sich in das Morgenrot, wie eine eherne Katze zu ihrem Sprunge bereit, der Löwe von Florenz.

Sieh da, Herr Cosmus Medici!

Herr Cosmus Medici kam über die Straße einher zu seinem Freunde, dem leutseligen alten Abt, den er zum Erzbischof machen wollte. Ein Ordensheiliger, das Volk glaubte an ihre wachsende Überfülle; der Albizzi hatte ihn nur als einen Freund der Regierung im Sinn.

Herr Cosmus glich trotz seinem, wie zu einer Medaille geschnittenen Heerführerprofil immer noch einem Pfandleiher und Filz; und mit all dem langen Schwanz von Künstlern und Tagedieben hinter sich sah er nicht ganz wie ein Augustus aus. Er ließ sich wieder einmal, wie schon so häufig, das Krüppelgemälde erklären, das vor nun so vielen Jahrhunderten einst ein Albizzi gestiftet hatte. — Allein da stießen einige ganz seidene Herrchen und Gesandte mit schönen napoletanisch ziselierten Degen zu ihm. — Da seht euch die Bücklinge an!

Der Albizzibettler kaute seine geschenkten Brocken auf der Treppe, oben an der Außenwand einer Kapelle, in deren Innerm, in vergoldetem Marmor von einem gotischen Künstler ausgehauen, sein Großoheim, der Herr eines ganzen Landes, lag, und wo der schmerzensreiche Rochus, des Geschlechts Gruftheiliger, ihn selbst, den räudigen Hund, als den Letzten unter seinem Altar erwartete. Von allen vor vierzig Jahren vertriebenen Adelsherren war dieser Verarmte als ein einzelner unter die Herrschaft der großen Steuerschraube und Güterschlächtung zurückgekehrt.

Digitized by Google

Herr Cosmus pochte indessen mehrmals sänftiglich mit dem Ring an die Klosterpforte. Der Heilige im Innern zog es heute vor, in dem Heiligenschein der Weltflucht zu glänzen. Herr Cosmus lächelte und wandte sich zu seinem Nachbarn, dem giftmischerischen Prinzen Ferdinand von Neapel. Er zitierte Plinius nach einer Briefstelle — „Über das Köstliche der Einsamkeit". — Die Künstler in seinem Gefolge standen ein wenig dahinter, ihre Mäntel in schöne altrömische Falten gezogen, so glichen sie beinah ihren Gemälden.

Die Greise und Greisinnen auf der Kirchentreppe drängten sich an den Mediceer heran und suchten ihm Hände und Füße zu küssen, wobei sie ihn seufzend „Vater der Vaterstadt" nannten. Herr Cosmus bedankte sich höflich und ließ an einen jeden durch einen Gefolgsmann den gleichen florentinischen Viertelgroschen mit dem welfischen Kreuz drauf austeilen. Dieser Gefolgsmann, der Meister Nanno der Erzgießerzunft, stieß dann, als er seinen Beutel bereits leer fand, mit dem Fuß leise den unbekannten hintersten Bettler an, der mit seinem Speiserest in dem Blechnapf vor der Kirche auf den langsam vom Morgen erwärmten Stufen lagerte und jetzt in seinem Winkel leer ausging.

„Auf morgen, Alter! Der Vater des Vaterlands beschenkt dich morgen in deine schöne antikische Silberschale."

Der Albizzibettler, ohne Ahnung davon, daß es sich dem Stadtvater bei seinem heutigen Morgengang um ein wichtiges Geschäft mit dem Hause Neapel handelte, knurrte auf dieses Scherzwort — unbedacht, so wie wohl ein bissiger Köter einmal am Kanalgitter einen gefährlicheren Metzgerhund anfaßt.

„Die Pest auf den Vater der Vaterstadt! Erdolcht soll er werden!" — Es zuckte nur erst leise in des letzten wie in des ersten Stadtbürgers Mundwinkel.

Dann ein zahnarmes Fluchen und Zischen, das in dem weißen Schaum des von Sinnen Geratenen endete:

„Verruchter Betrüger und Tuchdieb! Tausend Prozentennehmer! Steuerdieb, Bankdieb, Staatskassendieb! Nun bestiehlt er wie früher die Vaterstadt auch noch die Fremden."

Das Gebrüll hatte viel buntscheckiges Volk herbeigezogen, das sich jetzt über dem dunkelroten Kopf des Medici und über der unverhohlenen Belustigung des Napoletaners zusammenstaute.

„Wucherer!" knirschte der Wütende noch in seinem Anfalle, indessen der lässige Mönch endlich für Herrn Cosmus geöffnet hatte,

Digitized by Google

„Verräter am Staat? Weshalb haben wir den Krieg mit dem Mailänder führen müssen?!“ — Ein Gärtner der Grafen Antinori, dessen Herren bei dieser Unternehmung an das mediceische Bankhaus zwei Palazzi und ein von Cosmus gleichfalls zu hoch besteuertes Landgut verloren hatten, lachte laut zu dieser volkstümlichen Anspielung auf die Verteilung der Kriegslasten. Der napoletanische fürchterliche Prinz wurde immer heiterer. Der Klostermann hatte die giftige Schlange am Halse gepackt und würgte aus ihr noch den letzten gefährlichsten Biß heraus, ehe er sie zischend auf die Straße schleuderte.

„Ghibelline.“

Die Handwerker begannen unruhig zu werden. — „Ein Ghibelline. Man müßte gegen ihn die alten Gesetze anwenden.“ — Noch war Florenz nicht hinreichend gegen seine früheren Feinde gesichert.

— Herr Cosmo hatte sich schon völlig gefaßt. Er nahm den Gärtner unter den Arm: „Laß ihn, Mitbürger! Wir brauchen allesamt Versöhnung und Frieden. Mir geschieht dies um meiner Sünden willen.“

„Und die Madonna, die Ew. Wohlgeboren kürzlich für unsern Saal gestiftet haben, wird euch nicht undankbar sein,“ schloß der Mönch die Szene. „Unser heiliger Prior bittet, ihn heute mit seiner Gebrechlichkeit zu entschuldigen.“ Der Bettler auf dem Platze hatte sich mittlerweile unter dem Wasserguß gutmütigen Volkes wieder etwas erholt und verschwand jetzt in einem nahen Gäßchen.

Herr Cosmus verabschiedete sich von der erheiterten napoletanischen Gesandtschaft mit einem Bedauern über die lächerliche Störung; er ging ganz allein auf seinen festungsähnlichen Palast zu. Der Meister Nanno hatte bereits in seiner Werkstatt den erkaltenden Guß wieder angeregt; aus seinem Feuerofen gingen alsbald die vier Männer dieser Welt hervor, die sich an der Straßenecke des Or San Michele noch heute über die Aussichten ihrer Zünfte im Himmel unterhalten. In dieser schon damals verkehrsreichen Gegend blieb der Medici mehrmals auffällig mit jedem Bekannten stehen. Während er mit seinen Freunden nur öffentliche und geschäftliche, ja selbst wissenschaftliche Dinge zu besprechen schien, — während er einen flehenden Bittsteller aufrichtete, einen zu Schamlosen abwies, war sein Blick, anders als sein Geist, mit einem entlegenen, jedesmal zurückweichenden Gegenstand beschäftigt. Schnell durchquerte dann unbeobachtet Herr Cosmus einen weiten, zur Stunde fast menschenleeren Platz, die Augen in dem wie felsenthaunen Kopfe beweglich auf sein

Digitized by Google

wanderndes Ziel gerichtet. Mitten in einem übelriechenden Gäßchen erspähte dann der Mediceer vor einem verfallenen Kirchlein den Staatslästerer. Herr Cosmo zog sein Kinn mit der unteren allbekannten Gesichtshälfte in den Mantel, die obere Stirne und den weltberühmten Nasenhöcker verbarg er in seinem geräumigen Barett wie eine Gemme, die er vor Kennerblicken für sein Kabinett verhehlen wollte. Aus der Tasche verlor er dabei eine seltene griechische Handschrift des Homer, die ein Schmarotzer darnach aufhob und ihm in seinen Garten wieder zurückstellte. Mit einem halben Blick hatte der Nachkomme streitfroher Zunftmänner die Eignung des Augenblickes erkannt. Noch ehe der Albizzisproß seine schwer gelästerte Obrigkeit in seinem Rücken ahnte, war ihm ihr Messer schon in die volle Brust und aus dieser heraus wieder in das Leder des Täters gefahren.

Die Fenster des stinkenden Gäßchens gähnten schwarz und ohne Köpfe wie ein gespenstischer Chor nieder; die Tore blieben versperrt, die ferne spielenden Kinder im Kot beschäftigt — und Herr Cosmus fand zu seinem Ärger, daß er in einen „Vicolo", in ein Sackgäßlein, geraten war, und daß er nun nochmals an jener Stelle vorbei mußte.

Islandfahrt.

Von Franz Fromme.

Als wir zwei, mein Freund und ich, uns zum erstenmal mit dem Plan einer Islandreise befaßten, saßen wir in „dem" Café einer kleinen norddeutschen Stadt. Wir entdeckten, nachdem wir eine Weile hin und her geplant hatten, in dem besagten Lokal einen Gegenstand, der zu näheren Informationen über unser Reiseziel geeignet schien: ein Konversationslexikon aus dem Jahre 1896. Wir zogen es zu Rate und fanden unter anderem folgende Angaben:

„ . . . Das Klima ist unbeständig, feucht und im Osten sehr nebelig. Das angetriebene Eis liegt an der Nord- und Westküste bisweilen bis zum Juni und Juli . . . Orkane sind auch im Sommer nicht selten . . . Getreide kommt nur ausnahmsweise zur Reife. Brot ist . . . ein Leckerbissen. Strandhafer, Löffelkraut, Engelwurz, isländisches Moos und gewisse Arten von Tangen werden als Nahrungsmittel gebraucht . . . Typhus, Leberleiden, Grippe und Maulsperre sind gewöhnliche Krankheiten. Die Sterblichkeit ist sehr groß . . ."

Digitized by Google

Es folgte auch ein Abschnitt über die Fauna der Insel, aus dem hervorging, daß das Land weniger von Tieren bevölkert sei als die — Menschen. Die Arten der Parasiten waren so deutlich gekennzeichnet, daß man ohne viel Phantasie sich ihr Wesen und Wirken deutlich genug vorstellen konnte.

Nachdem wir diese verlockenden Angaben aufgenommen, begannen wir, uns den voraussichtlichen Verlauf der Reise auszumalen.

Gelegentlich eines Orkans zu ertrinken oder an den Inseln der gefährlichen Küste aufzulaufen und daselbst zu verhungern, schien uns noch das kleinste Übel, das wir riskierten. Glücklich hinzukommen, wäre fast noch schlimmer. Mahlzeiten aus Tang und Strandhafer stehen einem bevor; ehe man sich's versieht, hat man den Skorbut. Oder halb verdurstet auf den öden Hochländern nimmt man unvorsichtigerweise einen Schluck aus einer Quelle, aus der auch die Schafe trinken — und man hat einen Leberegel fürs ganze Leben. Oder man bekommt den Typhus aus einem andern Gewässer — und es ist aus. Oder man stirbt elend an der Maulsperre in einer armseligen Erdhütte, die Schafstall und Menschenwohnung zugleich ist. Sollte man aber das Glück haben, wieder nach Hause zu gelangen, so bringt man einen Echinococcus mit heim, der alsbald den Weg zum Gehirn findet und dort anfängt zu wachsen und zu wuchern . . .

— —

Trotz alledem traten wir schon vierzehn Tage später von Kopenhagen aus die Fahrt nach dem schrecklichen Lande an, mit dem Dampfer „Botnia“ von dem „Forenede Dampskibsselskab“. Der Zauber des Namens Island, die Kunde von seinen Gletschern und Geysiren und das Raunen seiner alten Sagen — das war stärker geblieben als die nüchterne Wissenschaft der Realenzyklopädie.

Aber in Anbetracht dessen, was diese Wissenschaft uns warnend prophezeite, beschlossen wir einstweilen herzhaft zu essen, damit wir vorher noch etwas vom Leben hätten. Auch das Trinken vergaßen wir nicht; denn es ging ein Gerücht, zu allen Schrecknissen des Eilandes käme noch ein Gesetz hinzu, das in nächster Zeit die Einfuhr von Spirituosen verbiete und vom Jahre 1915 an dort jedes Trinken geistiger Getränke, sogar der gärenden Fruchtsäfte, unmöglich machen würde . . .

Es waren so wenige Passagiere an Bord, daß die Feierlichkeit des weiten Meeres, die sich um jeden Einsamen legt, uns bald in Bann schlug. Und nach wenigen Tagen gaben uns zwei Felsenland-

Digitized by Google

schaften eine Vorahnung von solcher Erhabenheit, daß wir alle Sorgen um das leibliche Wohl darüber vergaßen.

Diese Präludien waren der Firth of Forth und die Färöer.

In den Firth of Forth jagte uns ein unsanfter Wind. Er hetzte die schweren Wolken, daß sie wie ratlos bald hierhin, bald dorthin zogen, bald über die weite Fläche der Meeresbucht gesenkt einhertrieben, bald sich an den felsigen Gipfeln festklammerten, die in der Nähe und Ferne aufragten.

Wir fuhren nahe an der Südküste hin. Diese schottischen Küstenformationen, die sich bis an den Horizont malerisch aufbauen, vertragen den gleichmäßigen Sonnenschein und die harmonische Beleuchtung nicht. Wenn keine Wolke am Himmel und keine Spur von Sturm ist — wie ich es einmal in der Clydemündung erlebte —, füllt sich die Landschaft mit Unwahrscheinlichkeiten. Klippen und Berge, Bäume und Häuser wirken dann wie Theaterkulissen, man fährt ungläubig an die Felsen heran und betastet sie und wundert sich, daß sie wirklich von Stein sind und nicht künstlich von Menschenhand aufgestellt.

Auf dieser Islandfahrt aber bot sich uns die schottische Landschaft in ihrer ganzen Pracht, unter Wolken und Stürmen und jähem Wechsel von düsterem Blaugrau und grellstem Sonnenlicht. Sobald der Wind die Wolken zerriß, warf sich der Sonnenschein auf weite Strecken der Küste. Zahllose Dörfer und Städte erscheinen dann auf Hügeln und Hängen, die von abgegrenzten Feldern gescheckt sind; da hebt sich plötzlich aus gleichgültigem Grau eine purpurne Burgruine, zu der blendendweiß die wütende Brandung emporleckt; ein Bild aus Tennysons Königsidyllen. Aber schon im nächsten Augenblicke sinkt es zurück in den Schatten feuchtblauer Wolken: Ossian wird lebendig mit seinen alten Namen und Nebeln, mit seinem Spuk und seiner Schwermut.

Noch grandioser ist — eine Tagesreise weiter nach Norden — die Einfahrt in die Färöer. Da steht, wie ein trutziger Wächter und Vorposten der Eilande, Lille Dimon, ein mächtiger Felsklotz mit einer Haube von Wiesengrün; links schlummert Suderö in den diesigen Farben der Ferne; rechts, näher, Store Dimon, den Gipfel von einer Wolke umklammert, die weiß ist wie ein Wattebausch. Neugierig und erstaunt sammeln sich die Passagiere vorn auf der Back und reißen Augen und Kamera auf; da saust ihnen ein eisigfeuchter Wind aus der Meerenge entgegen. Erst bespritzt er die Photographen

Digitized by Google

mit Tropfen, dann übergießt er sie mit einer so heftigen Sturzsee, daß sie aufs Welldeck des tanzenden Dampfers zurückpurzeln. Und bald reißt er die weißen Wolkenkappen und Nebelschleier von den Inseln; nackt liegen die westlichen der Färöer vor uns im Abendsonnenschein; wir passieren die rote Wand des Kolter, der, eine steile Pyramide, über 400 Meter hoch aus der schäumenden See aufsteigt. Weiterhin, an den Ufern des strömenden Westmansundes, kauert ein Häuflein Häuser, am Boden geduckt; nur die Kirche, ein bescheidener Holzbau, wagt sich etwas höher in die sturmerfüllte Luft.

Wie hier, selbst bei milder, guter Laune, die Naturgewalten mit dem Menschen und seinen winzigen Werken umspringen, das schien uns wahrlich ein Vorspiel zu Island.

— —

Ich wachte auf. Es kommt nicht häufig vor, daß ich im Freien einschlafe; um so erstaunter war ich, daß ich unter freiem Himmel im grünen Grase lag und offenbar recht lange und fest geschlafen haben mußte. Hätte ich nicht dunkel in Erinnerung gehabt, in welchem Lande ich mich tatsächlich befand, so hätte ich wetten mögen, daß dies eine Landschaft aus den Hochalpen wäre, etwa die Gegend am Gotthard oberhalb Hospental oder am Klausenpaß oberhalb des Urner Bodens. Es war just solch ein baumloses Tal zwischen hohen, nackten Bergen, die auf der Nordseite noch Schnee trugen. Auch das Tal selbst mußte, der Vegetation nach zu urteilen, erst im Sommer, vor wenigen Wochen, schneefrei geworden sein. Abhänge und Talboden waren reich an Schutthalden und fruchtbarer Erde — Spuren früherer Gletschertätigkeit. Kurzes, fettes Gras und niedrige Alpenkräuter bedecken den Boden und dazwischen liefen zahlreiche schmale, schlüpfrige Pfade, offenbar mehr vom Vieh als von Menschen begangen. Sie liefen über Gras und Lehm, durch Geröll und schlammige Tümpel, immer nebeneinander her, vereinigten sich und trennten sich wieder, ohne ein bestimmtes Ziel. Von den Abhängen stürzten Staubbäche und ergossen sich in den Hauptbach des Tales, der in unregelmäßigem Laufe, bald in flachen Windungen, bald in niedrigen und hohen Wasserfällen nach Südosten floß und die Luft mit fröhlichem Gemurmel erfüllte. Sonst aber herrschte eine weihevolle Stille, und kein Laut verriet die Nähe eines menschlichen Wesens.

Doch ein Gebilde fällt mir in die Augen, das nur von Menschenhand errichtet sein kann. Ein wenig talabwärts, einsam auf einer Matte nahe dem Wege, liegt eine Art Haus, wie es weder in Tirol

Digitized by Google

noch in der Schweiz zu finden ist. Aus Erde und Steinen aufgerichtet, mehr gehäuft als gebaut, mit Grasplacken gedeckt, ist es kaum höher als ein erwachsener Mensch. Und jetzt kommen zwei Männer aus der Tür hervorgekrochen, schwingen sich auf zwei grasende Ponies und reiten an mir vorüber. Sie gurgeln freundlich einen unverständlichen Gruß aus rauher Kehle und sind bald hinter Moränenschutt verschwunden.

Als ich talabwärts wandere, öffnet sich mir der Blick auf ein weites, windgekräuseltes Gewässer, das die Talsohle ausfüllt wie der Spiegel eines Hochalpensees. Kein Baum ist zu sehen, kein Strauch, nicht das geringste Gestrüpp. Als ich zu den menschenverlassenen Ufern hinuntersteige und nur noch wenige Schritte davon entfernt bin, stehe ich plötzlich vor einem Friedhof. Klein und schmucklos ist er bis auf das freundliche, weiß angestrichene Holzgitter und das hohe, erzgegossene Kruzifix. Die Grabkreuze sind aus Holz und ihre Inschriften kunstlos mit dem Messer eingeschnitzt oder auch gemalt, aber schon verblaßt. Alles ist mit wenig Kunst gemacht, aber mit viel Mühe und am Ende auch mit viel Liebe.

Auf einem der vorderen Grabkreuze steht: Ici repose F. de Clou Marin du Roger, de Fort Mardyk, décédé le 21 juillet 1906. Priez pour lui.

Noch könnte man wähnen, in den französischen Alpen zu sein. Man denkt vielleicht noch an das entbehrungsreiche Dasein einer armen, heimatstreuen Bergbevölkerung, da fällt der Blick auf das nächste Kreuz:

Ci gît Rogers Jean Marie, décédé à bord de la Marie Louise.

Und weiter: Kargadallan Auguste Yves, novice à bord de la Bonne Tante, né le 8 août 1879, décédé le 11 mai 1897 à Fascrudsfjord à l'hôpital des Sœurs de St. Josèphe.

Die Islandfischer!

Es ist das nordische Meer, dessen tief ins Land dringender Fjord hier wie ein Hochalpensee friedfertig daliegt; dasselbe Meer, über das, meist von Frankreich her, die Fischer Jahr für Jahr auf gebrechlichen Fahrzeugen ihren weiten Weg wagen. Manch ein Segler, manch ein Trawler geht dabei unter, oft schon unterwegs, dem Sturme nicht gewachsen oder von einer unerwarteten Grundsee verschlungen; oft auch an dieser felsigen, von gefährlichen Klippen umsäumten Küste, die erst seit kurzer Zeit und in spärlichem Maße die wohltätige Einrichtung warnender und weisender Leuchtfeuer kennt. Und mancher, der durch Wind und Wellen glücklich hindurchgekommen, erliegt auf der weiten, einsamen Fahrt einer Krankheit, weil ärztliche Hilfe

Digitized by Google

unterwegs nicht zu haben ist; andere sterben hier im Krankenhause, weil das Land und seine Hilfe ihnen doch zu spät kam. Und die liegen nun hier, auf steinigem Friedhof, weltentlegen, aber doch nicht fern von pietätvollen Menschen, die ihnen die Gräber schmücken, so gut ihr einfacher Sinn und die Armut der Gegend es vermag.

Ich las die Inschriften alle und konnte nicht davon loskommen. Schwermütig klangen die bretonischen und flandrischen Namen der Gestorbenen und lustig oder verwegen die französischen Namen ihrer Schiffe: „Surprise“, „Pacquerette“, und „Étincelle“. Wie sie hier auf dem Papier stehen, reden die Namen nicht; dort aber, auf den schmucklosen Kreuzen, mit armseligen Messern mühsam in schlechtes Holz geschnitzt, sprachen sie alle, ob ihr Klang sonst lustig oder traurig ist, klagend von der elenden Hinfälligkeit des Menschen und seinem vergeblichen Trachten nach Unvergänglichkeit und erschütterten uns das Herz in der großen Einsamkeit, während das unersättliche Meer leise plätschernd gegen die unfruchtbaren, öden Ufer schlug.

Lange habe ich an den Gräbern der Islandfischer gesessen. Erst der dumpfe Ruf unseres Dampfers schreckte mich auf. Ich ging zum Strande hinunter und sah hinter der nächsten Biegung des Abhanges unsere „Botnia“ liegen und die Flagge des „Forenede Dampskibsselskab“ wehen. Der Fjord belebte sich. Es ist jedesmal ein Ereignis, wenn ein Dampfer von Europa kommt — ein Ereignis, das diese kleinen Fjorde der Ostküste nicht allzuoft im Jahre beglückt. Nun kommen Fahrzeuge vom anderen Ufer und von anderen Buchten, Ruderboote und Segler und wohl auch vereinzelt ein altmodisches Motorboot, dessen „Töff-Töff-Töff“ von den Felsenwänden erwidert wird. Es ist nicht nur die Neugier, die an solchen Tagen die verstreut lebenden Einwohner zusammenlockt, nicht nur die Sehnsucht, einmal andere Menschen zu sehen, einmal etwas von Europa, von der großen Welt zu hören und auszutauschen; es sind vor allem die wichtigsten Mittel zum Leben und zum Wohnen, die ihnen der Dampfer bringt: Holz und Getreide. Denn das Korn wird auf Island nicht reif (es wird hie und da von wohlhabenden Bauern angesät) und die einzigen nennenswerten Bäume Islands, Ebereschen und Birken (die selten eine baumartige Höhe erreichen), liefern kein Bauholz. Das Treibholz aber, das früher durch den Golf- und Polarstrom aus Amerika und Sibirien angetrieben wurde, wird bei der zunehmenden Kultur jener beiden Waldgebiete immer seltener.

Noch eine leichte Biegung der Küste, und die ganze Ortschaft liegt vor uns: kleine, hellgraue Holzhäuser, mit Wellblech bekleidet,

Digitized by Google

schmucklos und melancholisch, ohne Bäume, ohne Sträucher, ohne Gärten, hundertfach überragt von drohenden Berghängen und starrenden Felswänden. Männer, Frauen und Kinder sind damit beschäftigt, die Klippfische auf steinigen Halden zum Trocknen auszubreiten. Ein unangenehmer Fischgeruch erfüllt die Luft, und die Gesichter der Menschen, die hier ein freudenarmes Dasein führen, sind herb und bitter und ihre Gestalten häßlich von harter Mühsal.

— —

So fuhr unser Schiff von einem Hafen zum andern, von Seydisfjördur nach Husavik, von Akureyri nach Isafjördur und Reykjavik — der kleineren Stationen nicht zu gedenken — um die ganze Ost-, Nord- und Westküste, löschte und lud, manchmal nur wenige Stunden, manchmal mehr als einen Tag. Und wir nutzten die Zeit, gingen oder ritten ins Land hinein und gewahrten, bald mit der Selbstzufriedenheit verwöhnter Mitteleuropäer, bald mit dem Bedauern enttäuschter Romantiker, wie das neuzeitliche Verkehrsleben die alten primitiven Zustände überall umgestaltet. Besonders auf die Hafenplätze, nach denen seit einem Jahrzehnt die Bevölkerung vom Innern des Landes immer mehr abwandert, trifft heute kaum noch zu, was Reisebücher und Konversationslexika angeben.

Sowohl die mitteralterlichen Unbequemlichkeiten wie die Poesie, die mit diesem „Urstand der Natur“ verbunden ist, weichen modernen Alltagsverhältnissen. Wer lebt noch von Engelwurz, Strandhafer und Tang? Die Dampfer bringen ja Getreide, Mehl, Brot, Konserven, sogar Ananas. Während das Eiland vor einem Jahrzehnt oft noch wochenlang vom frischen Austausch mit Europa abgeschnitten war, fahren jetzt drei regelmäßige Dampferlinien außer den zahlreichen Trampdampfern und Trawlern. Seit fünf, sechs Jahren verbindet auch der „Seedraht“ (wie die Isländer mit altgermanischer Wortbildung für Kabel sagen) die Insel mit Europa. Und der „Landdraht“ summt Depeschen und Ferngespräche durch wüste Felseneinsamkeiten, die vor einem Menschenalter der wetterfeste Einheimische nur mit Grauen pfadlos durchritt. Häuser, die nicht aus Erde und Torf bestehn, sondern ganz aus Holz und Wellblech; Öfen und Feuerherde, Kohlen, Petroleum und Gas; an einzelnen Hafenplätzen auch Hotels mit sehr bescheidenem Komfort und an noch wenigeren Stellen sogar Landstraßen und Brücken — das alles hat die neueste Zeit den Küsten Islands gebracht, während die vorige Generation (wie jetzt noch mancher im Innern des Landes) in Erdhütten hauste, sich ohne Öfen in engen Räumen mit animalischer

Digitized by Google

Wärme behalf, bei schwachen Lämpchen alte Sagen und Reime las, und wenn Fremde kamen, sie gastfrei im eigenen Heim beherbergte. Und während bis vor kurzem noch die alte Form des Warenaustausches den Handel beherrschte (noch der Baedeker von 1906 gibt es an), hat jetzt die Macht des Geldes siegreich ihren Einzug ins Land der Edda gehalten: wo bisher die Kunde von Ingolf lebendig war, der vor tausend Jahren, dem heiligen Rauche folgend (daher Reykjavik, d. i. „Rauchbucht") diesen Ort zum Wohnsitz erkor und den alten Göttern eine neue Heimstatt gab, da erheben sich heute, dem allmächtigen Gotte Mammon zu Ehren, die Neubauten von Banken und Warenhäusern.

Ein Erhabenes und Uraltes aber, das Island vor andern Ländern zu eigen ist, kann keine menschliche Macht, selbst mit dem größten Aufwand von Technik und Kapital, ihm nehmen: die elementare Gewalt seiner Naturkräfte, seine Erdbeben, Vulkanausbrüche, Gletscherstürze und Orkane. Wie die Vulkane Hekla und Katla, Leirhnukur und Laki gewütet haben und jeden Tag wieder wüten können; wie die Lava des Laki breite, reißende Bergströme wegkochte und in Dampf zergehen ließ, um dann in ihren Betten als Feuerstrom dahinzufließen, das ist oft genug an anderen Stellen beschrieben worden. Von Orkanen sahen wir frischere Spuren: bei Heimaland lag ein Dampfer auf den Strand geworfen, seine dicken Eisenplatten waren wie Papier zerknickt. Schrecklich wirken auch die alten Wracks, die in so manchem Fjorde wie Totengerippe aus dem Wasser ragen.

Außer einem Sturm aber, der uns von den Westmännerinseln bis zu den Orkneys heimjagte, bekamen wir von den prophezeiten Schrecknissen und Nöten des Eilandes nichts zu spüren. Wir trugen auch keine Krankheit und keinen Echinococcus davon, sondern, was wir heimbrachten, waren eine Menge seltsamer Bilder, wie Europa sonst keine bietet, eine Fülle von Erinnerungen an spukhaft helle Nächte und weite Blicke in durchsichtige Fernen, an muntre Ritte über felsige Blachfelder und durch große Einsamkeiten und an seltsame Stammesverwandte, deren Sprache noch heute nicht viel anders ist, als unsere Urväter vor einem Jahrtausend gesprochen.

Anmerkung: Das hier erwähnte Heimaland ist die Westmännerinsel, deren Sysselman kürzlich sieben Fischdampfer aufbrachte, weil sie auf verbotenem Gebiet fischten. Darunter befanden sich zwei isländische, ein englischer und der deutsche „Bürgermeister Möndkeberg". Der Fall ist in vielen deutschen Zeitungen falsch dargestellt worden.

Digitized by Google

Die Freudsche Psychoanalyse.

Von Dr. L. Scholz-Bremen.

Bis vor wenigen Jahren hätte sich kein Arzt um die Freudsche Psychoanalyse zu kümmern brauchen, geschweige denn der Laie. Sie führte im Studierzimmer des Neurologen ein kaum beachtetes Dasein. Das hat sich im letzten Jahrfünft sehr geändert. Es ist staunenswert, mit welchem Eifer jetzt die Lehre diskutiert wird. Freud ist zum Schlagwort geworden, wenn man will zur Mode, und da die Theorie bereits auf dem juristischen, pädagogischen und theologischen Gebiet Einfluß zu gewinnen beginnt, ja sogar in der schönwissenschaftlichen Literatur eine Stätte gefunden hat, so wird es geraten sein, an ihr nicht mehr mit Gleichgültigkeit oder Achselzucken vorüberzugehen.

Die Freudsche Lehre reicht etwa zwanzig Jahre zurück. Nachdem ihr Begründer, ein Wiener Nervenarzt, zunächst in Gemeinschaft mit Breuer 1893 einen kurzen, mehr andeutenden als ausführenden Aufsatz in einem medizinischen Fachblatt hatte erscheinen lassen, legte er, ebenfalls noch zusammen mit Breuer, den Grund seiner Theorie in den 1894 herausgegebenen „Studien über Hysterie" nieder. Die Arbeiten fanden, wie gesagt, keine besondere Beachtung, auch die nächstfolgenden über die „Traumdeutung" (1900) und die „Psychopathologie des Alltagslebens" (1901) nicht. 1905 ließ er „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", dann das „Bruchstück einer Hysterieanalyse" und den „Witz", der vielen als sein bestes Werk gilt, erscheinen. Nun erst wurden, zumal sich die in verwandter Richtung arbeitende Züricher Klinik (Bleuler, Jung) für seine Theorie interessierte, weitere Kreise aufmerksam und die Bewegung schwoll mit einem Male gewaltig an — für ihn, gegen ihn. Es entstand nach und nach eine umfangreiche Freudliteratur. Die neurologischen und psychiatrischen Kliniker verhielten sich mit wenigen Ausnahmen (in Deutschland sogar ausnahmslos) ablehnend, ebenso die letzte Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie (Breslau 1913). Einzelne der gegnerischen Angriffe ergingen sich in einer außerordentlich scharfen Tonart, mit Spott und Hohn wurden die Freudianer überschüttet, ja die ganze Bewegung als eine Verrücktheit, als eine geistige Epidemie gebrandmarkt. Die Freudschüler blieben die Antwort nicht schuldig, und noch heute herrscht in den beiden Lagern eine höchst gereizte Sprache — nicht zum Vorteil der Sachklärung. Jedenfalls kann man

Digitized by Google

von einem Siege der Schule nicht reden, denn es ist nur ein geringer Bruchteil der Ärzteschaft, der auf Freuds Fahne schwört. Um so interessierter freilich zeigt sich das Publikum, soweit es sich zu den „Modernen" rechnet. Am meisten Bekenner hat Freud, entgegen der Regel, wonach der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, in seiner Heimatstadt Wien. Dort hat sich eine „Psychoanalytische Vereinigung" gebildet, die ein „Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathische Forschungen" herausgibt. Außerdem erscheint ein denselben Bestrebungen gewidmetes „Zentralblatt für Psychoanalyse".

Wir wollen zunächst einen kurzen Umriß der Lehre selbst geben und dann die Kritik folgen lassen.

I.

Den Kern der Freudschen Theorie kann man in folgende Sätze fassen. Peinlich empfundene Affekte, die nicht zur Lösung gekommen sind, werden in das unbewußte Seelenleben „verdrängt". Hier „klemmen sie sich ein" und wandeln sich in krankhafte Reaktionen um, d. h. in Angst, Zwangsvorstellungen oder hysterische Erscheinungen. Die Affekte sind stets sexuellen Ursprungs und gehen in ihrer Entstehungszeit auf die frühe Kindheit zurück. Da sich die Umwandlung, die „Konversion", im Unbewußten abspielt, so hat der Patient keine Ahnung von dem Ursprung seiner Krankheit und führt das Leiden auf falsche Ursachen, etwa auf Gemütsbewegungen, Überanstrengung usw. zurück. Soll Genesung eintreten, so muß die eingeklemmte Sexualvorstellung durch ein besonderes Verfahren, die Psychoanalyse, aufgesucht und ins Bewußtsein gehoben werden: dann kommt sie zur Abreaktion und damit die Krankheit zur Heilung.

Gehen wir nun auf die Einzelheiten näher ein.

Die Wurzel der Psychoneurose liegt nach Freud darin, daß sich der Kranke seiner Affekte, und zwar seiner aus der Kindheit herübergenommenen Sexualaffekte, nicht entledigen kann. Normalerweise verlangt jede seelische Spannung ihre Entspannung, sonst richtet sie Schaden an. Am einfachsten und natürlichsten geschieht das Abreagieren auf körperlichem Wege. Jeder weiß, wie wohltuend es wirkt, wenn sich der Ärger, der Schmerz „Luft machen" kann, weiß, wie Schelten, Weinen, Gestikulieren das Gemüt erleichtern. Die innere Erregung kann aber auch in andere Kanäle abgeleitet werden. Der Affektbeladene findet seine Ruhe wieder im ziellosen Streifen durch Wald und Flur, im Jagen auf feurigem Roß („ich möcht' als

Digitized by Google

Reiter fliegen"), im Sport und in leiblicher Anstrengung überhaupt. Oder er stürzt sich in den Strudel des Vergnügens, um Vergessenheit zu suchen, oder strömt seinen Schmerz aus und seine Freude in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft. Der Gläubige sucht Trost im Gebet und in der Hinwendung zu Gott, der Sündige läutert seine Seele in der Buße und Hoffnung auf die himmlische Gnade. War es nicht der berauschende Gedanke an die ewige Seligkeit, der einst die Märtyrer emporhob über alles irdische Leid? Schon das bloße Ausschütten der Herzenslast gegen seinen Mitmenschen vermag den quälenden Druck der Seele zu lösen. Die ärztliche Psychotherapie kommt ja in der Hauptsache darauf hinaus, an die Stelle des Furcht- und Ohnmachtsgefühls Impulse der Hoffnungsfreudigkeit zu setzen. Wer dem Kranken zu einem fröhlichen Lachen verhelfen kann, hat mehr für seine Genesung getan als Apotheker und Doktor zusammen.

Warum nun werden bei einzelnen Personen (eben jenen, die später erkranken) die kindlichen Sexualaffekte nicht abreagiert? Weil (so sagt Freud) Schuld-, Scham- und Ekelgefühl die natürliche Lösung, etwa durch freies Sichaussprechen, verhindern. Aber dann müßten doch alle Kinder oder wenigstens die meisten neurotisch werden? Diesem Einwand ist Freud auf zweierlei Weise begeguet. Anfangs erklärte er, es würden nur die Kinder nervös, die ein „sexuelles Trauma" (Trauma bedeutet Schädigung), etwa Verführung durch ein Kindermädchen, Mitansehen einer sexuellen Szene oder dgl., erlitten und dieses Trauma nicht durch ein Geständnis oder auf andere Weise vom Herzen gewälzt hätten. Er suchte also die Ursache in mehr zufälligen Vorkommnissen. Später (von 1906 ab) gab er diese Anschauung auf und machte nicht mehr sexuelle Traumen verantwortlich, sondern eine, wenn man so will, sexuelle Konstitution. Er stellte sich (und steht) jetzt auf dem Standpunkt, daß auf besonders disponierte Kinder schon der normale Verlauf der Geschlechtsentwicklung schädlich wirke — eben aus dem Grunde, den ich vorhin genannt: die Gebote einer verkehrten Moralerziehung nötigten sie, die drängenden Lustgefühle als etwas Unanständiges zu verheimlichen, anstatt in ihnen, wie in Hunger und Durst, Natürlichkeiten zu sehen. Und so nähmen sie die Konflikte von Sollen und Wollen und dumpfe Schuldgefühle, statt sie abzureagieren, in das spätere Leben mit hinüber.

Während nun die Vorstellung, der psychische Inhalt des Affekts, in das Unbewußte verdrängt und damit vergessen wird, arbeitet der Affekt selbst weiter und bildet mit seiner krankhaft

Digitized by Google

angestauten Energie, die sich in Zwangsangst und Hysterie entladet, eine dauernde Gefahr für den körperlichen und seelischen Organismus. Das Vorhandensein eines solchen Verdrängungsprozesses glaubt Freud aus gewissen geistigen Phänomenen, vor allem dem Traum, erschließen zu können.

Er geht dabei von der Überlegung aus, daß Bewußtsein und Unbewußtsein keine getrennten Gebiete sind, sondern zusammengehören, so daß sie ein Ganzes darstellen, ein Ganzes voll Sinn und Vernunft. Die seelische Analyse lehrt, daß es im Geistesleben Unvollkommenheiten und Widersprüche nicht gibt und daß da, wo wir dergleichen zu finden meinen, nur unsere Kurzsichtigkeit schuld ist. Alle psychischen Erscheinungen, ob sie im Dunkeln verlaufen oder im Hellen, reihen sich zielstrebig aneinander. Vermöchten wir nur den Vorhang zu heben, der die Tiefen des Bewußtseins unsern Augen verhüllt, so wären wir imstande, die Rätsel, die uns jetzt noch entgegentreten, zu lösen.

Der Zugang zum Reich des Unbewußten ist schwierig, aber nicht ganz verschlossen. Und einen der Schlüssel gibt uns der Traum. Der Traum ist, wie das Unbewußte überhaupt, kein wildes Durcheinander unvernünftiger Vorstellungen, kein Chaos, sondern ein Kosmos, „ein Gefüge von Gedanken, welche nicht nur völlig korrekt sind, sondern auch leicht in den unbekannten Zusammenhang unsrer seelischen Vorgänge eingereiht werden". Freilich erst die Deutekunst schließt uns seinen Sinn und Inhalt auf, denn was wir träumend erleben, ist nur ein entstelltes Bild unsres wahren Wesens. Hinter dem „manifesten" Traum, den wir erleben, verbirgt sich der „latente", den wir nicht erleben. Jeder Traum ist ursprünglich ein Wunschgebilde, dessen Kern Sexualbegierden darstellen, Begierden, die noch aus den Kinderjahren stammen, aber ins Unbewußte verdrängt, mithin vergessen sind. Diese (dem wachen Leben unbekannten) geschlechtlichen Wünsche werden zusammen mit dem Gedanken- und Gefühlsmaterial, das der Gegenwart entstammt, dem „Tagesrest", traumhaft verarbeitet. Man kann sagen: der Traum ist die Wirkung verdrängter infantiler Sexualwünsche auf den Tagesrest. Er holt die ungelösten Konflikte hervor und schlichtet sie, indem er die unterdrückten geheimen Triebvorstellungen in Sinnesbilder umsetzt, — „die Traumarbeit macht den Schritt vom Optativ zum Präsens, ersetzt das O möchte doch! durch ein Es ist!" Nun aber erscheinen diese unsre sexuellen Traumwünsche gewöhnlich nicht rein und unverstellt, viel öfter nahen sie uns maskiert,

Digitized by Google

so daß wir selbst ihr eigentliches Wesen nicht erkennen. Die „Zensur“ nämlich, die Achtung vor den Forderungen der Moral, greift in den Traum ein, — sie, die Wächterin des Anstandes, die schon im wachen Leben alles Unerlaubte zu verdrängen sucht, macht auch vor dem Schlafbewußtsein nicht halt. Das schlummernde Mädchen sehnt den Geliebten und seine Umarmung herbei: er kommt, er kommt, — aber da steckt sich die Zensur dazwischen: unmöglich, daß ein sittsam Mädchen solches träumt, und richtig, was ist das? — das ist nicht der Geliebte, ein Mörder ist es, der auf dich eindringt mit seinem Dolch, — — angsterfüllt fährt die Schläferin in die Höhe! Der Mörder wird zum Sinnbild, zur Maske für den Geliebten. Und so sind alle Träume, und grade auch die schreckhaften, nichts anderes als Enthüller sexueller Gelüste — mögen sie sich noch so sehr im Gewande der Symbolik verstecken, wenn sie vor den Schläfer treten.

Wie der Traum dem Deutungskundigen (freilich nur ihm) die innersten Wünsche bloßlegt, so dient nun auch jenes eigenartige Verfahren, das Freud ersonnen hat und Psychoanalyse nennt, dazu, die versteckten und verdrängten Seelenregungen aufzudecken und gleichzeitig — eine höchst erwünschte Nebenwirkung — den Kranken durch die Möglichkeit, seinen eingeklemmten Affekt abzureagieren, der Heilung entgegenzuführen. Hervorgegangen ist die Methode aus einer älteren, die Freud mit Brauer zusammen übte, der „kathartischen“ (Katharsis = Reinigung). Der Kranke wurde damals hypnotisiert und mußte sich „in den psychischen Zustand zurückversetzen, in welchem das Symptom (also etwa die Zwangsangst) zum erstenmal aufgetreten war. Es tauchten dann bei dem hypnotisierten Kranken Erinnerungen, Gedanken und Impulse auf, die in seinem Bewußtsein bisher ausgefallen waren, und wenn er diese seine seelischen Vorgänge unter intensiven Affektäußerungen dem Arzt mitgeteilt hatte, war das Symptom überwunden, die Wiederkehr desselben aufgehoben“. Später hat Freud, im Gegensatz zu einzelnen seiner Schüler, die Hypnose aufgegeben, weil sich nach seiner (von andern bestrittenen) Ansicht eine große Zahl neurotischer Personen durch kein Verfahren hypnotisieren läßt. Er heißt jetzt den Kranken sich auf einem Ruhebett niederlegen, während er selbst ungesehen hinter ihm sitzt. Dann fordert er ihn auf, sich zwanglos seinen Gedanken hinzugeben und „sich in seinen Mitteilungen gehen zu lassen, wie man es etwa in einem Gespräche tut, bei welchem man aus dem Hundertsten in das Tausendste gerät“. Alles, aber auch alles, was ihm durch den Kopf geht, soll

Digitized by Google

der Patient sagen, selbst das Häßlichste und Beschämendste, das scheinbar Unwichtigste und Absurdeste. Tut der Kranke, wie ihm befohlen, so stellen sich schon bei der Erzählung seiner Krankengeschichte Lücken ein. Freud schließt nun: wo sich Lücken befinden, da ist etwas ins Unbewußte, in Vergessenheit gedrängt worden. Der Patent wird ermahnt, die Lücke so gut es gelingen will, durch angestrengtes Nachdenken auszufüllen, und unter lebhaftem Widerstand werden die jetzt noch kommenden Vorstellungen zu Tage befördert. Diese Vorstellungen sind sehr wichtig, denn sie stellen, wenn auch nicht die verdrängten Affektvorstellungen selbst, so doch deren Abkömmlinge dar, genau wie die manifesten Traumbilder Symbole der echten, latenten, Traumbilder darstellen. Deutung muß sie entziffern und „aus dem Erz der unbeabsichtigten Einfälle den Metallgehalt an verdrängten Gedanken hervorholen".

Durch Traum- und Psychoanalyse (und Zergliederung anderer psychischer Vorgänge, die wir hier übergehen wollen) wissen wir also um den Verdrängungsprozeß. Betrachten wir jetzt das Schicksal des eingeklemmten Affektes genauer. Es ergeben sich zwei Möglichkeiten. Zunächst kann der Affekt konvertiert, umgewandelt und in körperliche Bahnen gelenkt werden. Dann haben wir die hysterischen Krämpfe und Lähmungen und Gefühlsstörungen. Anders aber, wenn die Konversion ins Körperliche nicht oder nicht genügend erfolgt. Dann hängt sich der Affekt, weil die anfangs an ihn gekettet gewesene Vorstellung „bewußtseinsunfähig", d. h. verdrängt worden ist, an andre Gedankenreihen, die mit der ursprünglichen kindlichen Sexualvorstellung nichts gemeinsam zu haben scheinen. Es ist die gleiche Maskerade, das gleiche Versteckenspielen, wie wir es vom Traum her kennen. Das Unbewußte macht sich selbst etwas vor, weil es nicht wagt, Farbe zu bekennen und die Erotika einzugestehen. Es kommt zur Bildung von Zwangszuständen, von hypochondrischer Angst, religiöser Angst, Grübel- und Zweifelsucht, — alles nur falsche Vorspiegelungen, Symbole für verdrängte geschlechtliche Wünsche. Darum hat es auch keinen Zweck, die Zwangsbefürchtung selber zu bekämpfen, denn erst, wenn es gelingt, den verdrängten sexuellen Komplex, der hinter ihr steckt, bewußt zu machen, wird der Kranke der Genesung zugeführt.

Nehmen wir ein Beispiel. Ein Schüler leidet an Angst mit zwangsweise auftretenden Selbstmordimpulsen. Anscheinender Grund: Furcht vor der Schule, vor dem Examen. Aber erst die Psycho-

Digitized by Google

analyse deckt den wahren Sachverhalt auf und führt zu den viel tiefer liegenden eigentlichen Motiven. Der Knabe hat früher „Jugendsünden" getrieben und die üblichen Gewissensbisse zu kosten bekommen. Aber die „lustsichernden Tendenzen", die stets bemüht sind, das dem Selbstbewußtsein nicht Genehme ins Meer der Vergessenheit zu drängen, hatten auch hier die Schuldvorstellung allmählich ins Unbewußte geschoben: der Knabe dachte schließlich gar nicht mehr an sein „Laster", es war in der Erinnerung verblaßt. Hatten sie indes den Inhalt des peinlichen Affektes beseitigen können, der Affekt selber blieb und verknüpfte sich nun mit einer andern Vorstellung, mit der von der Schule und ihren Nöten. So entstand die Schulangst, mit der sich der Junge jetzt herumplagt. Er sowohl wie seine Umgebung sind natürlich ahnungslos über den Ursprung der Neurose, und Lehrer und Extemporalien müssen nun als Sündenbock herhalten. Die Schulangst eine maskierte Sexualangst! „Zwangsvorstellungen sind jedesmal verwandelte, aus der Verdrängung wiederkehrende Vorwürfe, die sich immer auf eine sexuelle, mit Lust ausgeführte Aktion der Kinderzeit beziehen."

Die Sexualität beginnt nicht erst um die sogenannte Reifezeit, vielmehr kommt das Kind bereits mit keimhaft sich regender Geschlechtslust auf die Welt und sucht sie sofort zu betätigen. Denn schon das Saugen an der Mutterbrust ist nach Freud wenigstens zu einem Teil Sexualverlangen, — eine Mischung der beiden menschlichen Grundtriebe, des Nahrungs- und Geschlechtstriebes. „Wer ein Kind gesättigt von der Brust zurücksinken sieht, mit geröteten Wangen und seligem Lächeln in Schlaf verfallen, der wird sich sagen müssen, daß dieses Bild auch für den Ausdruck der sexuellen Befriedigung im späteren Leben maßgebend bleibt." Eine Reminiszenz des Brustsaugens stellt das kindliche Ludeln oder Lutschen dar: „Nun wird das Bedürfnis nach Wiederholung der sexuellen Befriedigung von dem Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme getrennt." Freilich, „nicht alle Kinder lutschen. Es ist anzunehmen, daß jene Kinder dazu gelangen, bei denen die erogene (erotische Lust erzeugende) Bedeutung der Lippenzone konstitutionell verstärkt ist". Das Kind, dem ein bestimmtes Sexualobjekt wie dem Erwachsenen noch fehlt, befriedigt eben sein Verlangen an sich selbst — es ist „autoerotisch". Übrigens bleibt es nicht beim Lutschen, — „der Säuglingsonanie entgeht kaum ein Individuum". Auch dienen als erogene Zonen nicht nur Mundöffnung und Geschlechtsteile, sondern ebenso der Nacken, die Kopf-

Digitized by Google

haut und selbst der After, denn sogar die willkürliche Zurückhaltung des Stuhlgangs ist nichts als ein verkappter Sexualakt, — löst doch der Durchgang großer Kotmassen Wollustempfindungen aus!

Im Lauf der Entwicklung, etwa vom dritten Lebensjahre an, verschwinden nun diese kindlichen Sexualneigungen: sie sind durch moralische Hemmungen ins Unbewußte verdrängt worden. Das Kind hat gelernt, daß alles Geschlechtliche unanständig sei, und damit haben sich Ekel- und Schamgefühle eingestellt. Die Sexualenergie, von ihrer eigentlichen Verwendung abgelenkt, muß selbst dazu herhalten, die Kraftpotenzen für diesen Prozeß der „Sublimierung" zu liefern. Wo jedoch die ursprüngliche kindliche Sexualbetätigung zu tiefe Spuren gegraben hat, um genügend im Unbewußten verarbeitet und unschädlich gemacht zu werden, da setzt sie sich in abnorme Reaktionen um und wird zur Quelle von Neurosen. Ja, diese Neurosen können mit sexuellen Perversionen einhergehen, denn jedes Kind, auch das normale, ist ursprünglich doppelgeschlechtlich (bisexuell) angelegt und es hängt zum großen Teil von der Umgebung und von zufälligen Erlebnissen ab, welche Richtung, die normale oder die perverse, sich durchringt. Die endgültige Gestaltung des Sexuallebens ist also ein Produkt verschiedener innerer und äußerer sich durchkreuzender Einflüsse. Freud deutet hier insbesondere auf die Inzestneigungen hin, mit denen jedes Kind mehr oder minder zu tun habe, — nicht ohne Schuld der Eltern, die durch übertriebene Zärtlichkeit diesen Perversionen Nahrung geben. So sei die Liebe des Knaben zur Mutter (und umgekehrt) wesensgleich der sexuellen. Freilich bleibe dem Kinde der wahre Charakter seiner Neigung unbekannt, denn die „Inzestschranke", das Wissen um die Sünde, dränge das Gelüst ins Unbewußte zurück. Manchmal aber komme die überstarke Libido doch zum Vorschein und entlade sich in einer eifersüchtigen Abneigung des Sohnes gegen den Vater, — gegen den Vater als seinen Nebenbuhler. Die Freudschule nennt diesen psychologischen Vorgang den „Ödipuskomplex". Wie Ödipus mit seiner Liebe zur Mutter, so gehört auch Hamlet hierher: er tötet seinen Oheim, nicht eigentlich um den Vater zu rächen, sondern aus Eifersucht. Eine Selbstschilderung v. Stendhals aus seinen „Jugenderinnerungen" mag hier Platz finden: „Ich war in meine Mutter verliebt .... Ich wollte meine Mutter immer küssen und wünschte, daß es keine Kleider gäbe. Sie liebte mich leidenschaftlich und schloß mich oft in ihre Arme; ich küßte sie mit so viel Feuer, daß sie gewissermaßen verpflichtet war, davon zu

Digitized by Google

gehen. Ich verabscheute meinen Vater, wenn er dazu kam und unsere Küsse unterbrach; ich wollte sie ihr immer auf die Brust geben. Man möge sich vergegenwärtigen, daß ich sie verlor, als ich kaum sieben Jahr alt war."

So sehen wir: es kommen die Neurosen letzten Endes auf kindliche Sexualanomalien heraus. „Bei normaler vita sexualis ist eine Neurose unmöglich", oder an anderer Stelle: „Wer in sonst irgendeiner Beziehung geistig abnorm ist, in sozialer, ethischer Hinsicht, der ist es nach meiner Erfahrung regelmäßig in seinem Sexualleben. Aber viele sind abnorm im Sexualleben, die in allen andern Punkten dem Durchschnitt entsprechen." Nur die Unbekanntschaft mit diesen verborgen wirkenden Kräften des Seelenlebens trägt die Schuld, daß die Psychopathen den Ursprung ihrer Ängste und Beschwerden aus ganz andern Quellen herleiten, hilfesuchend vom ersten Arzt zum zweiten und dritten laufen und niemals Heilung finden.

Damit habe ich in großen und groben Umrissen die Freudsche Lehre wiedergegeben und wende mich der Kritik zu.

(Schluß folgt.)

Eine hansestädtische Akademie.

(Institut für Städtekultur und Kommunalwissenschaften.)

Von Carl Mönckeberg-Hamburg.

Für Lübeck, Bremen und Hamburg hat das gleiche Schicksal, als die letzten freien Städte übrig geblieben zu sein, nicht nur die Bedeutung einer Zufallsgemeinschaft. Zu der Ähnlichkeit ihrer äußeren und inneren staatsrechtlichen Lebensbedingungen gesellt sich ihre handelspolitische Vergangenheit und Gegenwart und ihre geographische Nachbarschaft im Niedersächsischen, und all das zusammen läßt ihr Verhältnis als eine nahe Verwandtschaft erscheinen. Aus dem Wesen des vom Handel lebenden Stadtstaats ergeben sich für alle drei dieselben staatspolitischen, dieselben kommunalpolitischen Vorteile und Nachteile. Die allgemeindeutsche Blüte der Großstädte stellt ganz allein ihnen die schwierige und nachgerade unnatürliche Aufgabe, sich als Gemeinden innerhalb sehr enger Landesgrenzen auszudehnen und naheliegende Abrundungsmöglichkeiten, wie jede andere Stadt sie sich zunutze machen würde, als nicht vorhanden zu betrachten.

Digitized by Google

Bei dem verschiedenen Tempo ihres Wachstums empfinden sie das Problematische dieser Notlage freilich nicht gleichzeitig mit derselben Stärke. Im allgemeinen wird man sagen können, daß Hamburg den andern beiden mit manchen Erfahrungen um eine gewisse Zeitspanne vorauseilt. Aber die Größe des Stadtgebiets und der Einwohnerzahl bürgt keineswegs immer für eine vorbildliche Entwicklung, oft liefert sie auch warnende Beispiele. Wir sehen, wie Bremen, offenbar belehrt durch hamburgische Übereilungen, die Schönheit seines Stadtbildes viel sorgfältiger behütet hat. Auch sonst führen besondere Umstände dazu, daß Bremen und Lübeck Schritte tun müssen, von denen Hamburg lernen kann: Bremens Verhandlungen mit Preußen bei der Regulierung der Unterweser und Lübecks Entschluß, das entfernte Travemünde einzugemeinden, waren für die andern beiden Hansestädte überaus lehrreich. Darum werden wir uns in Zukunft gegenseitig scharf beobachten müssen. Hier wie dort gilt es, die allgemeine Entwicklung der modernen Großstadt zu studieren und dann den Weg zu finden, wie bewährte und vorteilhafte Einrichtungen aus anders gearteteten Verhältnissen übernommen und bei uns eingebürgert werden können.

Seit sich die Schwerkraft der Bevölkerung vom Lande in die Stadt verlegt, seit die große Stadt mehr und mehr Schöpfer und Maßstab der Kultur wird, sehen wir in Deutschland die Kommunalverwaltung zu einer politischen Wissenschaft und zu einer wissenschaftlichen Politik erstarken. Die Magistrate berufen an ihre Spitze die fähigsten Männer des Landes; sie begnügen sich nicht mehr mit Beamten, die ihre Prüfungen für die Staatsbeamtenlaufbahn bestanden haben. Es entstehen Hochschulen für kommunale und soziale Verwaltung, Stätten, in denen die künftigen Stadtpolitiker zur Erfüllung ihrer eigenartigen Pflichten erzogen und ausgebildet werden sollen. Berlin gründet ein Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Breslau ein Schulmuseum, Hannover ein Wandermuseum für Städtebau und Wohnwesen, Köln veranstaltet eine städtische Ausstellung Alt- und Neu-Köln, in der die Gesamtheit seiner Einrichtungen statistisch, tabellarisch und zeichnerisch veranschaulicht wird.

Wie liegen die Dinge in den Hansestädten? Wir sind stolz auf die große Zahl derer, die mit praktischem Menschenverstande an der Leitung unserer öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen. Senat und Bürgerschaft leiten die Geschäfte im Vertrauen auf die überkommene Fähigkeit, das Rechte und Vernünftige zu treffen. Der Senat ergänzt

Digitized by Google

sich aus den Kreisen der tüchtigen Geschäftsleute und ist auch verfassungsmäßig gar nicht in der Lage, sich seinen Präsidenten aus der Fremde zu holen oder erprobte Fachleute in sein Kollegium zu wählen. Die höhere Beamtenschaft, auf die er angewiesen ist, setzt sich aus Juristen und Technikern zusammen. Den Juristen wird keinerlei eigene Vorbereitung auf den Verwaltungs- oder Regierungsdienst geboten; sie treten nach dem Gerichtsassessorexamen in die Verwaltung ein, lernen zumeist bei einer einzigen Behörde praktisch und machen sich auch im Laufe vieler Jahre nur mit einem kleinen, einseitigen Ausschnitt der Verwaltung vertraut. Etwas anders verhält es sich mit den Technikern. Ihr Studium weiht sie wenigstens allgemein in die Anforderungen des städtischen Dienstes ein, wenn ihnen das Besondere des hansestädtischen Mechanismus auch erst in der Praxis aufgeht. Die Organisation der Beamtenschaft ist aber derartig, daß an der Spitze der einzelnen Gruppe immer ein Senator steht, also in der Regel ein Mann, der niemals Beamter gewesen ist. Von diesem Praktiker, von dem zu befürchten ist, daß er sich entweder zu viel oder zu wenig auf die Autorität seiner höchsten Beamten verläßt, hängt es wohl in den meisten Fällen ab, mit welcher Energie sich die sachlichen Bedürfnisse des Ressorts im Senatsplenum geltend machen. Steht es dem Senat auch frei, die Beamten selbst zu hören, so kommt doch die Stimme des Fachmannes immer erst dann zu Gehör, wenn man eingesehen hat, daß sie vernommen werden muß, während anderswo der Fachmann sich zum Wort meldet, sobald er es für notwendig hält. Bei einem Streit der Fachleute wird allzuleicht die Person des Beamten mehr ausrichten als die Güte seiner Gründe. Der ehrgeizige und zugleich liebenswürdige Mann wird den weniger streitbaren, dabei langweiligen Gegner ausstechen, selbst wenn er das geringere Talent ist.

In Hamburg ist wiederholt ein Plan aufgetaucht, diesen Gefahren ein Ende zu machen. Nach einem Vorschlag, der mir noch heute beherzigenswert scheint, sollte die Beamtenschaft der verschiedenen Behörden in den Syndikern (oder Sekretären) eine bureaukratische Spitze bekommen und diese höchsten Beamten sollten zugleich als gelernte Fachleute die wissenschaftlichen Berater des Senats sein. Das wäre ein Weg, gewissermaßen städtische Beigeordnete oder staatliche Minister aus dem weiten Kreise aller deutschen Kapazitäten zu gewinnen. Der Gedanke hat viel für sich, wenn man auch begreifen kann, daß die Nächstbeteiligten, nämlich die Mitglieder des Senats

Digitized by Google

das unausbleibliche Besserwissertum solcher Konkurrenten nicht geheuer finden. Indessen gibt es vielleicht noch andere Auswege.

Um dieselbe Zeit, wo Hamburg sein Vorlesungswesen und sein Kolonialinstitut auf eine universale Hochschule hinaus entwickelt, zeigen sich im technischen Vorlesungswesen deutliche Ansätze zu einem kommunalwissenschaftlichen Unterricht. Daneben regen sich auf nichttechnischen Gebieten, z. B. auf denen der Schul- und der Medizinalverwaltung, mancherlei Kräfte, die sich mit frischer Initiative der vom Staat vernachlässigten Dinge annehmen. Wir haben ein pädagogisches Institut für Jugendkunde bekommen, von anderer Seite wird eine Lehranstalt für Körpererziehung und ein Museum für allgemeine Volkshygiene geplant. Der Verein für Heimatschutz ist von der mehr sentimentalen und ästhetischen Betrachtung städtischer und ländlicher Schönheiten in sehr gesunder Erkenntnis des Wesentlichen zu den Problemen des guten Bebauungsplans, der gesunden Wohnweise und der wirksamen Bodenpolitik durchgedrungen und tritt mit Vorschlägen, Warnungen und technischen Entwürfen hervor. Die Patriotische Gesellschaft hat sich ihm angeschlossen. Im Zentralausschuß der Bürgervereine werden dieselben Gegenstände diskutiert, überall greift die Erörterung der Bebauungspläne, der Wohnungs- und Ansiedelungspolitik über die Grenzen des Staatsgebiets hinaus und vertieft sich in die Vorstellung des werdenden Groß-Hamburg. Schon treten hamburgische Bürgervereine mit ihren preußischen Nachbarvereinen in Verbindung, um zu beraten, was sie gemeinsam angeht. Eine rührige Gruppe von Naturfreunden kämpft, gestützt auf Hamburgs Hoheitsrechte am ganzen Alsterlauf, äußerst nachdrücklich dafür, daß das preußische Tal der oberen Alster als Landschaft und Naturschutzpark der Gesamtheit erhalten bleibe — leider zu spät, denn eine Terraingesellschaft verwandelt es schon in eine Villenkolonie. Mit Spannung wird jeder Schritt verfolgt, der auch unsere Regierung über die Staatsgrenzen hinüberführt. Als vor einiger Zeit von einer Verlegung des Zoologischen Gartens die Rede war, hat die Finanzdeputation zeitweilig daran gedacht, ihn dem auf preußischem Gebiet belegenen Hagenbeckschen Tierpark anzugliedern und durch Vertrag das rein wissenschaftliche unter die Obhut des händlerischen Unternehmens zu stellen. Der Plan schlug fehl, hatte aber die Bereitwilligkeit der Regierung verraten, Wege einzuschlagen, die man bis dahin für völlig ungangbar gehalten. Etwas später rückte die Finanzdeputation entschlossen über die Grenze, indem sie zur Erweiterung des Ohlsdorfer Friedhofs rund

Digitized by Google

170 Hektar preußischen Landes ankaufte. Überhaupt ist der alte Traum, daß die Stadt Hamburg sich dauernd mit dem gegebenen Staatsgebiet abfinden müsse, allmählich ausgeträumt. Die vielen Schnellbahnen, die wir nach den äußersten Zipfeln unseres Gebiets und auch nach unsern im Nordosten verstreuten Exklaven hinausbauen, wollen zwar verhindern, daß unsere besten Steuerzahler ins Preußische abwandern, wie sie es jahrzehntelang schon getan. Indem sie aber weite Strecken preußischen Landes durchschneiden, sorgen sie zugleich für deren Aufschließung und lassen dort wie hier eine Menge junger Siedelungen aus dem Boden sprießen. Das Wort Groß-Hamburg ist in aller Munde und der Begriff hat längst seine Schrecken verloren. Niemand bezweifelt mehr, daß im weiten Umkreis des Hafens auch ohne Gebietsaustausch, Zweckverband und Staatsvertrag, einfach aus der wirtschaftlichen Logik heraus ein riesiges, ziemlich abgerundetes, einheitliches Großstadtgebilde erwachsen und daß der Komplex dieser hamburgisch-preußischen Gemeinden auf die Dauer bei der Gleichheit ihrer wirtschaftlichen Interessen die Unterschiede ihrer politischen Verfassung nur noch wie zwei verschieden konstruierte Maschinen empfinden wird, mit denen derselbe Effekt hervorgebracht werden soll: das Gedeihen des Ganzen.

Die neue Erkenntnis, wie sie jedem als natürlich und gesund einleuchtet, verblendet uns nun keineswegs gegen die Tatsache, daß eine Unmenge neuer Schwierigkeiten an die Stelle der alten treten. War es ein unmögliches Beginnen, sich inselhaft gegen die Nachbarn abzuschließen oder durch schikanöse Kleinstaaterei nur das Erwünschte zum Tor herein- und nur das Mißliebige zum Tore hinauszulassen, so erfordert die künftige Sachlage einer kommunalen Freizügigkeit, einer sozusagen freihändlerischen Gemeindepolitik, eines Verkehrs des unbehinderten Eingangs und Ausgangs die allergrößten Anstrengungen einer doppelt weisen und großgesinnten Regierung. Lange Zeit, und noch bis vor kurzem, haben die eingefleischten Hamburger den Satz gepredigt, Hamburg sei als Handels- und Hafenstadt sich selbst genug, seine Stärke werde immer in der Beschränkung auf die eigentlichen Handelsaufgaben bestehen, es müsse sich vor der Großmannssucht hüten, auch eine Kulturpolitik treiben zu wollen wie die alten Residenzen oder wie die schnell emporgekommenen Industriezentren. Mit der Gewinnung einer eigenen bedeutenden Industrie, mit der Ansammlung immer größerer Menschenmassen, die nur indirekt und aus dritter oder vierter Hand vom Hafen und von

Digitized by Google

der Börse leben, wechselt auch das Problem der hamburgischen Kulturpolitik seine Farbe. Nun gilt es den ganzen Anhang der Hunderttausende, die Groß-Hamburg des Handels und der Industrie wegen zum Mittelpunkt ihrer geschäftlichen Tätigkeit wählen, aber nicht durchweg auf hamburgischem Boden wohnen, durch eine Mannigfaltigkeit von Anziehungen an den Kern der doppelstaatlichen Siedelung zu fesseln. Es gilt zugleich, die für Handel, Schiffahrt, Industrie und Kleingewerbe bestimmten Anlagen beständig auf höchster Höhe zu halten — ein Ziel, das niemals aus den Augen verloren wird — und nicht minder die mehr neutralen Bedürfnisse des weiten Hinterlandes zu stillen, die pädagogischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Interessen der Millionen, die bei durchschnittlich günstiger Konjunktur in gar nicht ferner Zeit in und um Hamburg beieinander hausen werden. Hier liegen grandiose Möglichkeiten einer planmäßigen Fremdenverkehrspflege. Man begreift, was in diesem Zusammenhange die Gründung einer Hafenstadt-Universität, der Ausbau unserer charaktervollen Museen, die staatliche Förderung des Theaters und der Musik besagen will. Wir verdanken es der sonderbaren und doch so raffiniert zweckmäßigen Form unseres Staatsgebiets, daß, während die Zahl derer, die ins Herz der alten Stadt gravitieren und an ihren Einrichtungen teilhaben, sich nach allen Himmelsrichtungen hin unendlich vermehren kann, dennoch die Entstehung mächtiger Konkurrenzstädte in der Art, wie sie Berlin belagern und bedrängen, so gut wie ausgeschlossen erscheint. Und selbst wenn die natürlichen Voraussetzungen dafür vorhanden wären (was wir bezweifeln): noch sind die selbständigen Nebenbuhler nicht auf den Plan getreten, noch steht uns frei, was Berlin versäumt hat: uns draußen anzukaufen und durch die Hinausverlegung von Friedhöfen, Rennbahnen, Sportplätzen, Grünflächen und Wald- und Wiesenstreifen dem großen Hamburg eine gesunde Struktur zu sichern und im kleinen Hamburg Platz zu schaffen für allerlei Musteranstalten, die uns die werdenden Nachbarstädte später nicht so leicht nachmachen können. Dabei liegt uns nichts ferner, als über Altona, Wandsbek, Harburg und Wilhelmsburg hinwegzusehen wie über unbeträchtliche Kleinigkeiten. Sie werden an dem Aufblühen des Ganzen ihren reichlichen Anteil haben, den Hamburg ihnen nicht schmälern soll. Aber die Selbsterhaltung verlangt es, daß Hamburg über sich hinausgreift und seinen politischen Einfluß und Willen auch jenseits der Grenzen fühlbar macht.

Digitized by Google

Die Überzeugung von der Wichtigkeit und dem Umfang dessen, was sich hier vorbereitet, fängt erst zu dämmern an. Der Natur des hanseatischen Politikers entspricht es oft mehr, von Fall zu Fall rasch und energisch zu handeln, als weitaussehende Programme zu entwerfen, deren Erfüllung er durch ungewisse Zwischenfälle gefährdet glaubt. Es hilft aber nichts; wir müssen bei aller Unberechenbarkeit von Wind und Wetter uns doch darüber klar sein, auf welches Ziel wir Kurs halten. Und tatsächlich können wir aus den vielen Bewegungen und Anstößen, die wir zu schildern versuchten, mehr das gemeinsame Ziel ablesen, als daß wir ihnen erst die Richtung zu geben brauchten. Auch die scheinbar fiskalische Verwaltungsreform, an der Hamburg seit mehr als drei Jahren arbeitet, stellt sich unwillkürlich in den Dienst der großhamburgischen Zukunftspolitik. Sie beseitigt die Unübersichtlichkeit des Apparats, macht ihn beweglich und geschmeidig und schafft Organe, ohne die der Staat den kommenden Aufgaben nicht gewachsen sein würde. Wir besorgen uns einen Rechnungshof, ein Verwaltungsgericht, eine Eisenbahnverkehrsbehörde und ein Stadterweiterungsamt. Wir beginnen von unten her durch die technischen Beamten, statt von oben her durch diplomatische Verhandlungen der Regierenden die Fragen der gemeinsamen Verkehrswege und Baufluchtlinien mit den Nachbarn zu erörtern. Im Innern werden halbamtliche Zentralstellen eingerichtet, die den Arbeitsnachweis, die Rechtsauskunft, die private Wohltätigkeit in einer Kraft und Geld sparenden Weise organisieren und vermeidliche Reibungen beseitigen. Alles läuft darauf hinaus, die Verwaltung frei und schlagfertig zu machen für Taten, zu denen die geschäftige Routine alten Stils niemals Schwung und Muße gefunden hätte. Ein dunkler Drang scheint uns den rechten Weg zu führen, aber noch sind wir uns zu wenig bewußt, daß dies der rechte Weg ist, und was wir können und wissen müssen, um ihn mit ruhiger Sicherheit bis zu Ende zu gehen. Wie verschaffen wir uns die nötige Klarheit und Voraussicht, die immer das erste Erfordernis jeder starken Politik sein wird?

Unentbehrlich scheint mir eine kommunale Sammel- und Beobachtungsstelle, die zwar mit allen Behörden und ihren Anstalten locker zusammenhängt, auch angewiesen werden kann, bestimmte Materialien zusammenzustellen und Gutachten zu erstatten, aber ihrem Charakter nach mehr Forschungsinstitut als Dienerin der aktuellen Verwaltung ist. Ich denke an eine Art Archiv, in dem die klassischen Dokumente der modernen Städtekultur und Kommunal-

Digitized by Google

wissenschaft vereinigt, und an ein Museum, in dem sie gezeigt und erläutert werden. Der Leiter des Instituts wird alles heranzuziehen haben, was in der weiten Welt auf dem Gebiete der Großstadtverwaltung Bedeutsames produziert wird, immer jedoch gesichtet und betont nach der Beziehung zu den jeweiligen Hauptproblemen seiner eigenen Stadt. Er muß alle Bewegungen und Verschiebungen innerhalb des näheren Umkreises auf das genaueste bemerken und verzeichnen. Die neu vorgelegten Projekte der Regierung, die Karten und Pläne der Behörden, die Aufnahmen des Statistischen Amts, die Veröffentlichungen des staatswissenschaftlichen und des volkswirtschaftlichen Seminars (soweit sie lokales Interesse haben), die Erwerbungen der stadtkundlichen Museen, die Gutachten des Staatsarchivs, die Jahresberichte der privaten, halböffentlichen und öffentlichen Anstalten, deren Wirksamkeit irgendwie in den Stadtkörper einfließt, die kommunalpolitischen Beiträge der Tageszeitungen und der Zeitschriften — das alles muß er verfolgen und übersehen und, was uns das eigentlich Wertvolle dünkt, es für andere übersichtlich darstellen. In seinem Mikrokosmus müssen gleichermaßen Regierung und Publikum sich bequem über die anatomischen und physiologischen Verhältnisse des großen Staatskörpers informieren können. Neben dem Anschauungsmaterial der Ausstellungen werden Vorträge und Lehrkurse dafür sorgen, daß jeder, der als Beamter oder ehrenamtlich in die städtischen Funktionen einzugreifen hat, hier alle erforderliche Unterweisung finden kann. Ich brauche nicht herzuzählen, wieviel Möglichkeiten sich auftun, wenn das Institut praktisch aufgezogen wird und sein Leiter es versteht, die Spezialisten unter seinen Kollegen zu tätigen und begeisterten Mitarbeitern zu gewinnen.

Der Plan gilt nicht für Hamburg allein. Sollte er sich aber zunächst nur oder am besten in Hamburg verwirklichen lassen, so würden wir uns freuen, wenn Bremen und Lübeck sich auch daran beteiligten. Es ließe sich eine Akademie der drei Hansestädte denken, deren Vorlesungswesen das allen gemeinschaftliche stark betonte — vergleichendes Staatsrecht, vergleichende Wirtschafts- und Handelsgeschichte — und deren zunächst getrennt angelegte Sammlungen einander ergänzten und befruchteten und zusammen ein großes hansestädtisches Archiv bildeten. Ich habe heute fast ausschließlich von dem gesprochen, was in Hamburg vorgeht, nicht aus Unbescheidenheit oder aus Unterschätzung der Schwesterstädte, sondern einfach aus mangelnder Kenntnis dessen, was sie bewegt. Nichts beweist

Digitized by Google

klarer, wie nötig es ist, daß wir uns gegenseitig aussprechen und einer von dem andern zu lernen anfangen. Mögen nun auch Bremen und Lübeck an dieser Stelle mitteilen, wo sie der Schuh drückt, was sie wollen und wohin sie treiben, und ob auch sie sich von dem Gedanken einer hansestädtischen Akademie schon heute einigen Nutzen versprechen.

Aphorismen.

Von Gerhard Oudkama Knoop.

Sollte einmal die menschliche Gesellschaft vernünftig werden, dann wird sie dem Aussterben nahe sein.

*

Das Schrecklichste ist ein Philister mit erweitertem Gesichtskreis.

*

Je größeren Widerhall ein Schriftsteller beim Publikum findet, desto mehr lernt er schweigen.

*

Wenn man Menschen zu Engeln machen will, werden meistens Philister daraus.

*

Man kann die Menschen nicht vor Irrtümern bewahren, aber man kann die besseren vielleicht so erziehen, daß sie nicht mehr kleinliche, sondern nur noch große Fehler begehen.

*

Nichts auf der Welt ist gefährlicher als ein gutes Gewissen; damit gibt man sich allen Verfolgungen preis.

*

Je weniger schöpferische Anlagen ein Mensch besitzt, um so mehr Vergnügen hat er daran, Vorhandenes zu verändern.

*

Fortschritt ist der Zweck einer Lokomotive; des Menschen Zweck ist ruhige Entfaltung des Daseins.

*

„Er bleibt hinter seiner Zeit zurück," sagt man von jedem, der über seiner Zeit steht.

*

Der geniale Mensch pflegt überall anzustoßen, weil ihm die Dinge durchsichtig sind, er sie in der Nähe daher nicht erkennt; erst eine Entfernung, in welche gewöhnliche Augen nicht zu dringen vermögen, verleiht den Gegenständen Kontur vor seinem Blick.

Digitized by Google

Jacob.

Legendäre Szenen.

Von A. Rée-Hamburg.

(Abend. Am Brunnen. Die Engelsleiter ist noch als schwache Vision sichtbar.)

Jacob (liegt im Schlaf).
Rahel (über ihn gebeugt).
Stimme (von oben zu Jacob): „Und siehe, ich sage Dir:
Auf Dir liegt meine Hand.
Zum Segen und zum Schirmen ausgebreitet.
Ich bin mit Dir! O, recht!
Und siehe an, weil ich Dich gut befand,
Sei Du fortan von meiner Huld geleitet,
Du, als mein treuer Knecht!" (Verschwindet.)
Jacob (im Schlaf): Von Deiner Huld?
O Hoffnung! Sie strömet mir Erfüllung! Leben!
Rahel (über ihn gebeugt): Liebe!
Jacob (wie oben): Liebe!? Es tönet Deine Stimme süß wie Honig mir,
Wer bist denn Du? (Er erwacht.)
Rahel: Ich? Rahel, Labans Tochter.
Jacob: Labans Tochter Du, und mir verwandt?
Und schwarz und lieblich?
Rahel, küsse mich! (Sie küssen sich.)
Rahel: O wende Deine Augen von mir,
Denn sie verwirren mich und wecken meinen heißen Sinn!
Jacob: Ja siehe, Du bist lieblich, meine Freundin,
Lieblich bist Du und erstes Zeichen mir der Huld,
Drum — küsse mich!
Rahel: Und schön bist Du, mein Freund, und meiner wert.
Laß ab! Es kommen wohl die Nachbarn!
Hilf mir am Brunnenrand die Schafe tränken.
(Sie geht zum Brunnen.)
Jacob (ihr nachblickend): Dein Gang ist schwebend wie der Hindin Lauf,
Und königlich Dein Haupt! Rahel, ich liebe Dich!
Rahel: Man kommt! Leb wohl!
Doch Deinen Namen? Sag!
Jacob: Jacob, des Isaaks Sohn, und Dein, Du Herrlichste!
Rahel: Jacob, leb wohl! (Ab.)

Digitized by Google

Jacob (sinkt wieder hin und schläft von neuem ein).

Lea (kommt und neigt sich über ihn).

Jacob (im Traum): O, laß mich träumen, Herr!
Noch einmal laß im Schlaf den Engel kommen,
Der lebend von mir ging!
Noch einmal laß mich seine Stimme hören,
Wie Honig süß und rein wie Glockenklang!
Und siehe da . . . schon . . . nahet . . . mir . . .

Lea (leise): Der Engel!
Glaub, daß er bei Dir ist, daß er Dich liebt!
Denn siehe, Du bist schön!
Schön bist Du, Freund! Mir enget sich das Herz,
Und sehnt sich zu Dir hin!
Doch sag, wie heißest Du?

Jacob (im Traum): Ich? Jacob,
Isaaks Sohn, und Dein, Du Herrlichste!

Lea: Mein?! Du, der allerdinge schön und mein?

Jacob (wie oben): Dein, Lieblichste, vom Himmel mir geschickt in Huld,
O küsse mich, daß ich erwache!

Lea: Hinfort! Der Vater kommt! (Sie flieht ab.)

Jacob (erwacht): Die Freundin floh!
Mit ihr das Sonnenlicht! Der Blütenstaub!
Der Odem! Ach, das Glück!

Laban (kommt): Bist Du es, Jacob?
Meiner Schwester Sohn? Von meinem Bein und Fleisch?
Und also mir verwandt? So sagte Rahel mir.
O komm in meine Arme, daß ich Dich herze,
Komm, und folg mir zu den Meinen.

Jacob: Laban, sei mir gegrüßt!
Ich bin's, den Du genannt, und doppelt grüß' ich Dich,
Weil Du gezeugt in schicksalsfroher Stunde
Das Schönste, was noch je ein Auge sah:
Wie eine Königin erschufest Rahel Du,
Um die ich sieben Jahr Dir dienen will.
Bist Du's gewillt? Gibst Du sie mir zum Weib?
So schlage ein, allwo ich meine Hand Dir biete,
Denn siehe: zu ihr bin ich entbrannt in heißer Glut!

Digitized by Google

Laban: Da Du von meinem Stamm, von meinem Bein und Fleisch, und also mir verwandt,
So schätz' ich Dich und folge Deinem Wunsch:
Wohlan, in sieben Jahren werde Rahel Dein;
Dieweil in sieben langer Jahre Zahl
Du treu um sie, die Jüngere, mir dienst.
Doch heimlich bleibe der Beschluß, fürwahr!
Denn Weiberlippen sprudeln allzu schnell,
Und Weiberherzen sind ein offnes Tor! (Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

(Sieben Jahre später.)

Silpa und drei Mädchen (im Brautgemach).

Erste (zur Zweiten): Folge mir nach, denn siehe, die Köstlichste wollen wir führen,
Würzig, wie Myrrhen, so duften die Haare,
Lieblich stehet ihr Hals in den Schnüren!

Zweite (zur Dritten): Siehe und folge, denn wahrlich, wir leiten
Die Königin, Herrlichste unter den Bräuten.
Und ihre Lippen sind scharlachfarben
Wie eine Kette von blühenden Rosen.

Dritte (zur Vierten): Siehe und folge, auf daß die Erwählte
Bald mit dem Freund, mit dem schönsten Geliebten
Schleierlos, lockigen Hauptes mag kosen.

Vierte (zu den andern): Sehet, wir folgen ihr nach, deren Wangen
Glühend im bräutlichen Zierdenschmuck
Über dem Hals, dem ragenden Baume,
Wie zwei Granatäpfelzwillinge prangen;
Sehet, wir folgen ihr gern! (Alle ab.)

Die vier Mädchen (ziehen den Vorhang auseinander, aus dem Lea langsam (verschleiert, im Brautgewand heraustritt).

Lea (allein, träumerisch): Und also sprach zu mir der Vater gestern zur Nacht,
Als langsam ich hinabstieg in den Nußgarten,
Hinab in den duftenden,
Zu schauen, ob der Weinstock sproßte,
Also sprach zu mir der Vater und sagete
Und legte seine Hand auf meinen Arm, wie nie zuvor:
„Wohlan! Und höre, meine Tochter — und merke! —

Digitized by Google

Denn ich will künden, was Dein Herz erfreut:
Morgen zur Nacht, da soll ein Fest Dir sein,
Da will ich Jacob geben Dich zum Weibe!" —
Und schwieg und ging — dieweil mein pochend Herz
Vor Freuden hüpfete gleich einem jungen Reh!
Dieweil mein Sinn wohl tausendmal mir jauchzte:
Mein Freund ist mein, nach mir steht sein Verlangen!
Gewißheit ward, was ewig ich ersehnte
In sieben quälend langer Jahre Zahl,
Was wünschend keimte, hoffend wuchs
Und nun! — Ach! Nun zur Seligkeit, zur Reife schwoll!
In Blüten steht mein Herz und meine Liebe!
Er kommt! Ich Arme, wie verberg ich mich!?

Jacob (stürzt herein): Wo find ich Dich, nach der mein Alles dürstet?!
Dich, deren Stimme süß wie Honig mir?
Und deren Leib gleich eines Palmbaums Wuchs?
O! Komme endlich, endlich mir entgegen,
Da ich gedient um Dich in harter Zucht,
Um Dich allein dem Vater sieben Jahr!
Nichts kannt ich außer Dir! Nichts schaut' ich an!
Und wie der Engel dazumal im Traum,
So wurdest Du der Glanz im Alltag mir!
Laß mich Dich nehmen als mein Eigentum,
Nach dem zu schmachten länger nichts mich zwingt!
Gib mir den Kuß, den damals ich genoß am Brunnenrand,
Gib — Rahel — Du! mein Weib!
Rahel! Ich liebe Dich! (Er hebt den Schleier.)

Lea (fällt ohnmächtig nieder, schreit): Mein Gott!! Das also war's!
Mein Gott!! Ich hatt' ihn lieb!

Jacob (außer sich): Betrug!! O, Schändliche!
Was schlichest Du Dich ein zu mir, um Liebe mir zu heucheln,
Um Liebe zu empfahn, die nimmer Dein!
Betrug! O, Laban, schmählicher Verräter!
Und das der Lohn für meinen treuen Dienst! (Ab.)

Lea (wimmernd): Nie laß ich ihn! Mein Gott, ich hab ihn lieb!
Ich hab ihn lieb, wenn er mich gleich verstieß!

Die vier Mädchen (kommen langsam nacheinander herein, um Lea bemüht).

Digitized by Google

Erste: Folge und hilf mir, denn wahrlich,
Hier lieget entschleiert die Braut,
In Tränen, von Sinnen.
Zweite: Siehe und rette! Das Glück, ach, betrüget!
Eben noch lächelnd, erwartet sie sehnend,
Hoffend, dem sie sich zu geben bestimmte,
Wie sie sich fügte dem Vater — dem Herzen.
Schon wich der Duft aus der Rose von hinnen,
Eben entzündet, verloschen die Kerzen.
Dritte: Und noch bevor auf dem bräutlichen Bette
Liebe sie nahm und Liebe sie schenkte,
Ahnend herab auf das bräutliche Linnen
Grausam die lichtlose Trauer sich senkte.
Vierte: Wahrlich, so wandelt sich Wonne in Schmerzen,
Tragt sie hinaus aus der bräutlichen Stätte,
Helfet und tragt sie hinaus!
(Alle mit Lea ab.)

Jacob und Laban (kommen in lebhaftem Gespräch herein).
Jacob (erregt): So fordr' ich Rechenschaft von Dir um den Betrug,
Mit dem Du mir das Glück so jäh gebrochen,
Auf das ich baute felsenfest und fromm.
So fordr' ich Rechenschaft, daß Du mir kündest,
Warum Du diesen Frevel mir getan?
Laban (ruhig): So künd' ich Dir und fordre, daß Du hörest:
Als Recht erweist sich, was Betrug Du schiltst;
So künd' ich Dir die Sitte unsres Landes,
Der streng gehorcht, wer ihren Wert erkannt.
Die Sitte unsres Landes, welche fordert,
Daß nie ein Vater zweier Töchter
Gäbe die Jüngre aus zur Eh', so ihm die Ältre
Noch ledig blieb daheim und unbegehrt.
Jacob (erregt): Doch meine Lieb' und sie, der ich mein Leben . . .
Laban (ruhig): Ich weiß, daß Du Dir Rahel auserwählt.
Jacob: Und Dein Versprechen, das Du mir gegeben!?
Laban: Gedulde Dich, auch sie sei Dir vermählt.
Jacob: Auch Rahel mein?
Laban: Wenn fürder Lea bleibe
Auch neben ihr Dein ehelich Gemahl.
Jacob: Mein Rahel dann?

Digitized by Google

Laban: Dienst Du um sie zum Weibe
Mir wieder sieben langer Jahre Zahl.
Jacob (außer sich): Aufs neue denn Betrug!
Aufs neue denn die Qualen,
Die mir ihr Anblick, strahlend wie die Sonne,
Ins Herz gegraben, seit ich sie geschaut,
Ach, krank vor Liebe sieben Ewigkeiten!
Laban (schwörend): In sieben Tagen sei Dir Rahel Braut!
Jacob: Ich fasse Dich beim Schwur!
Bei ihrer unfaßbaren Schöne, da faß ich Dich,
Daß sie die Meine sei, die Meine ganz und gar nach dieser Frist!
Laban: Wohlan! Doch ohne Reue!
Jacob: Verfluchen will ich Dich,
Verfluchen die noch ungebornen Söhne,
Wenn aufs neue
Dein Schwur sich kund tut als Betrug und List! (Ab.)
Laban (ruft): Machanaan! (Ein Diener kommt.)
Laban (zu ihm): Geh'! ruf mir meine Töchter! (Der Diener ab.)
Lea und Rahel (kommen).
Laban (zu ihnen, die links und rechts von ihm stehen):
Lea und Rahel! Meine beiden Kinder!
Von meinem Stamm, ergeben mir und treu,
Vernehmet den Beschluß, den Euer Vater
Gefaßt zum Wohl und nun Euch künden will:
Euch beiden gebe Jacob ich zur Ehe,
Auf daß er beiden Liebe teilen soll.
Denn — da sein Herz, sein ganzes, er verschenkt an Rahel, meine Jüngste,
Schön und königlich,
So sei sie fürder ihm nicht ein verschloß'ner Born,
Allwo schon je die Augen ihr, die schwarzen,
In Fülle stehn, erwartungsvoll und reif,
Und Lea — meine Ältste, die ihm angetraut zuvor,
Nach alter Sitte, wie es sich geziemt,
Sie steh' dem Gatten tätig froh zur Seite
Und lindre ihm des Tages mühsam Werk,
Wie sie schon ehedem vertrat die Mutter,
Die mir der güt'ge Gott so früh geraubt.
Lea und Rahel! Meine beiden Töchter,

Digitized by Google

Von meinem Stamm, ergeben mir und treu,
Ihr wisset den Beschluß, den Euer Vater
Gefaßt zum Wohl und Euch gekündet hat.
So nehmet noch den letzten Wunsch entgegen,
Der mir aus tiefem Vaterherzen quillt:
In Liebe werdet fruchtbar alle zwei,
Auf daß Geschlecht und Stamm, die neu zu gründen
Ich, Laban, Nahors Sohn, Euch anbefahl,
Sich dehne über Kind und Kindeskinder! (Ab.)

Rahel (höhnend zu Lea): Willst Du die Liebe teilen, die nur mich begehrt?!
Verschmähte Glut gebiert statt Söhnen — Schmerz! (Ab.)

Lea: Würd' sein Geschlecht auch nie durch mich vermehrt,
Ich laß ihn nicht, denn ihm gehört mein Herz!

(Sie fällt ohnmächtig nieder.)

(Es ist Nacht geworden.)

Stimme (von oben zu Lea): Ich bin mit Dir!
Erwach' in Frieden und Vertrauen,
Des Trostes harrend, der von Gott Dir kommt.
Denn wie im Feuer Gold sich läuternd klärt,
So wisse und vernimm:
Wem Leid in Trübsals Feuer widerfährt,
Dem er in heißem Ringen obgelegen,
Der ist vor Gottes Thron bewährt.
Und also höre auf und merke wohl:
Denn ein Geheimes will ich jetzo künden:
Erhaben ist der Herr und groß!
Er waltet und er lenkt!
Er siehet Dich! Er segnet Deinen Schoß,
Denn, wie er Rahel keine Kinder schenkt,
So wirst Du fruchtbar sein und Gnade finden:
Von Söhnen wird Dich Gott der Herr entbinden,
Du teilst der Auserwählten Los! (Verschwindet.)

(Ende des ersten Teils.)

Digitized by Google

Die Hansestädte und die Niederlande

zwischen der hansischen und der hanseatischen Zeit.

Von Dr. Friedrich Rauers in Bremen.

(Fortsetzung des Artikels über die Hansestädte und die Niederlande in der Hansezeit in Heft 7.)

Die ganze reiche, wohlorganisierte Welt der Hanse mußte untergehen, wie sie entstanden war, weil beständig nur der Wechsel ist. — Die ältere und die populäre Geschichte liebt es, die Hansen, die deutsche Reichsverfassung, deren feinste Blüte einstmals die Hanse gewesen ist, oder die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien für diesen Untergang verantwortlich zu machen.

Davon trifft direkt nichts zu.

Menschenwille und Energie vermögen viel, so bedingt sie sind. Hier stehen sie in einem so feinmaschigen Netz, daß sie nichts vermocht haben.

Die steigende Technik des Seeverkehrs, die die Hansen selbst am meisten entwickelt haben, und die verschwistert ist mit den steigenden Verkehrs- und Volksmengen, und das Werden der nationalen Wirtschaftsstaaten haben die Hanse umgebracht, bis auf die drei Anseestädte, nach einer späteren Bezeichnung, die den Hansenamen fortführten: Bremen, Hamburg und Lübeck. Als Andenken haben die drei Städte noch lange den Hansehof zu Antwerpen und den Stalhof zu London besessen.

Die Länder der Mitte, Deutschland und Italien, sind die Träger des Weltreichsgedankens gewesen, den das alte Rom hinterlassen hat. Sie sind dadurch die Länder extremer Städtekultur und Feudalherrschaft geworden. Städtekultur und Feudalherrschaft haben die zu weit ausgreifende Zentralgewalt überwuchert und schließlich ausgeschaltet.

Im Mittelalter wurde die Produktion in erster Linie lokal verbraucht und verarbeitet. Nur für gewisse große Artikel, namentlich solche, die man nicht überall haben konnte, und für Luxusware bestand ein interlokaler Austausch. Die mittelalterliche Wirtschaft gliedert sich durch Bürger- und Bauernrecht, Gast- und Einheimischenrecht, nicht durch grenzzollumschlossene Länderkomplexe, die im Innern ungeregelt tauschen, und untereinander nach jeweiliger Regelung, so wie es uns heute geläufig ist. Die politische Grenze des deutschen Reichs bedeutete wirtschaftlich ursprünglich nichts, auch die Territorialgrenze ist wirtschaftlich keine Scheidung. Der Zoll ist Marktzoll und weggeldartiger Transitzoll an den bestimmten Plätzen an der Straße.

Digitized by Google

Die extremen Möglichkeiten der Städteentwicklung in Deutschland und Italien gaben den Italienern und Deutschen den Voraus in der mittelalterlichen Handelsentwicklung. Das Werden des modernen geschlossenen politischen und wirtschaftlichen Staates der Neuzeit in den peripherischen Nationalländern und in den feudalen deutschen Territorialländern drückten die deutschen Städte zurück, die in beiden Entwicklungen keinen Platz hatten.

Als der Weg um Skagen immer mehr wirtschaftlicher wurde als jeder Landweg und jeder kombinierte Land- und Seeweg, wuchsen die Chancen der äußersten Plätze, für die er am wenigsten Umweg war. Die Blüte der Niederlande und Danzigs in der Renaissance gehören darum zusammen. London ist ein günstiger Hafen für die Ostsee.

Es bereitet sich vor, was sich langsam konsolidiert hat: die große Straße ist die See, alle Landstraßen sind nur Zubringer, die Häfen haben rein ihr Hinterland. Die großen Weltdurchgangsstraßen zu Lande durch die Kontinente treten bis in die neueste Zeit zurück. In dieser Entwicklung liegt auch das Suchen eines Seewegs nach Ostindien. Es ist auch nicht ganz ein Zufall, daß der, der ihn durch die Fahrt nach Westen suchte und Amerika fand, ein Genuese war, nahe dem alten Orienthandel geboren. Schon vor den Portugiesen versuchten 1291 Genuesen, um Afrika zu fahren. Auch die immer stärkere Entwicklung des hansischen Verkehrs hat sich selbst das Grab gegraben.

Dennoch sind es die allgemeinen Tendenzen der Emporentwicklung des Seehandels zu einem dem Landhandel weitaus überlegenen Verkehr, nicht die wenigen Kolonialwaren, die die Portugiesen nun faktisch auf dem Seewege von Ostindien brachten, die entscheidend waren. Erst Jahrhunderte später wird die Stellung im transatlantischen Handel so entscheidend, wie man es manchmal schon für die beginnende Neuzeit hat rückwärts projezieren wollen. Die oberdeutschen Faktoreien in Lissabon und die hansische Schiffahrt dorthin sind interessante Anschlußversuche an den neuen Orienthandel. Der Zentralmarkt Antwerpen hat ihn noch gesehen.

Daß das anscheinend so feste Gebäude des alten Hansehandels dramatisch wie ein Kartenhaus zusammenklappte, ist dadurch verschuldet worden, daß ein an sich zufälliger politischer Stoß aus den religiösen Kämpfen der beginnenden Neuzeit heraus gerade die Zentrale allen damaligen Handels, Flandern und Brabant: Antwerpen, traf. 1576, am 4. November, wurde Antwerpen, das seit 1490 etwa das versandende Brügge besiegt hatte, von den Spaniern geplündert.

Digitized by Google

Die vielen fremden Kaufleute flohen von dort, viele in ihre Heimat, wie der Bremer Zobel, der nachmals in Bremen Bürgermeister wurde. Die westlichen Niederlande, Südbrabant, Flandern, konnten die Spanier und die katholische Kirche halten. Was an Widerstand in den Niederlanden war, konzentrierte sich in den weniger zugänglichen Wasserlanden der sieben östlichen Provinzen und nahm als Generalstaaten mit dem Vorland Holland die unvergleichliche politische und wirtschaftliche Entwicklung, die das siebzehnte Jahrhundert beherrscht. Seeland und Nordbrabant sperrten Antwerpen die Schelde bis ins neunzehnte Jahrhundert, bis Napoleon sie wieder öffnete. Auch danach haben die holländischen Scheldezölle noch einmal Antwerpens Handel gefesselt, als das Königreich der Vereinigten Niederlande von des Wiener Kongresses Gnaden 1830/31 wieder zerfallen war.

Im Kampf mit Spanien sind die Holländer Kolonialmacht geworden. Als Mittelstaat mit gleichförmigen Interessen wurden sie typische Weltmacht, Großmacht des siebzehnten Jahrhunderts, wie Schweden. Spanien war damals länderreiche, wenn auch nicht volkreiche Weltmacht. Damals konnten noch die Generalstaaten gleichmächtig und teilweise übermächtig neben ihm und den großen Nationalstaaten England und Frankreich stehen. Erst als die großen volkreichen Staaten vereint schlagen konnten und ein geschlossenes Wirtschaftsinteresse vertraten, wurden sie die alleinigen Großmächte. Holland und Schweden traten von der großen Bühne ab, wie vordem die Städte abgetreten waren. Vielleicht wird unsere Zukunft nur noch die Erdteile beherrschenden Weltstaaten als Sonnen eigener Kraft übrig lassen.

Die östlichen Niederlande, die Generalstaaten, sind nicht wieder passiver Austauschmarkt geworden, wie es Flandern-Brabant gewesen war. Sie waren von Haus aus ein Ackerbauer-, Fischer- und Schifferland und haben ihre Bedeutung im aktiven Handel und in der Frachtschiffahrt errungen. Das Verhältnis zur Hanse war von vornherein kein neutrales, sondern Konkurrenz.

England hat angefangen, seine Wolle selbst zu verarbeiten. Mit der Politik der großen Elisabeth tritt das Programm zuerst scharf heraus, das die Engländer aus einem vorwiegenden Ackerbauvolke zu dem typischen Händler-, Fabrikanten- und Schiffervolk machte, das im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert seinen vollen Sieg feierte. Die englische Handelspolitik wird mit der Gesellschaft der wagenden Kaufleute, der merchant adventurers, die in Emden als Nichthanse-

Digitized by Google

stadt, Stade usw. Unterkunft suchten, bis 1612 Hamburg sie endgültig aufnahm, aktiv in Deutschland. Hamburg setzte sich mit der Aufnahme der merchant adventurers in Widerspruch zur hansischen Politik des Aktivhandels, indem es selber Residenz der Fremden wurde, während die Hanse bisher gewohnt war, durch Residenzen draußen zu handeln. Hamburg trägt dadurch den faktischen Verschiebungen Rechnung und erhöht seine Bedeutung, die auch sonst historisch-geographisch besser wird, durch Modernisierung.

Im Norden und Osten bleibt der hansische Handel zwar in der alten aktiven Stellung, aber die schonenschen Fischschwärme bleiben aus, die niederländische Konkurrenz drückt und im Osten kommt ein aktiver Landhandel der Polen zu stande, der einen Teil der russischen Produkte auf die neuen Messen von Leipzig dem oberdeutschen Handel entgegenführt. Leipzig ist darum noch heute Pelz- und Ledermesse. Der oberdeutsche Handel ist vordem nur als Minderhandel landfahrender Krämer, allerdings aktiv, dem hansischen Handel in seinen Ostseeprovinzen in die Quere gekommen.

Schon im europäischen Handel tut sich das Verhältnis auf, das nachher im überseeischen und Kolonialhandel vollends rein in Erscheinung tritt: die Hansehäfen bedienen ihr Hinterland, das für die begünstigten unter ihnen sich immer tiefer in das Binnenland erstreckt, schließen es an die große Straße, die See, an. So viel große Häfen, so viel weitherkommende Straßen nach der See, aber nicht kombinierte Land-See-Durchgangsstraßen, sondern Zubringer.

Für die Nordseestädte dominieren die Nordsüdstraßen ins Binnenland, die früher eher sekundär waren, die Ostwestlandstraßen werden schwächliche Nachbarschaftsstraßen. Nur die niederländische Post von Holland bis nach Rußland zieht die alte Küstenstraße.

Lüneburg wird der Speditionsplatz Hamburgs ins „Reich", die alte Metropole Lübeck Hamburgs Sekundärplatz für die Ostsee. Vielleicht ist es auch nicht Zufall, daß der Bremer Stapel für die Weser, der in Bremen die großen Oberweserwaren zum Umschlag zwingt, gerade in der beginnenden Übergangszeit durch Karl V. seine erste Beurkundung erhalten hat.

Die alten Fuhrwerksorganisationen auf der großen hansischen Straße mit Wechsel von Platz zu Platz wandeln sich mit dem Verfall der Straße als Frachtstraße und mit dem Aufhören der Kaufmannsreise mit der Ware überhaupt zu Gunsten des reinen Warenversands in Personen- und Briefpostorganisationen um. Die Postorganisation

Digitized by Google

ist im nordwestdeutschen Teil der hansischen Straße wie in Holland im Bann städtischer Entwicklung geblieben. Die Entwicklung des Botenwesens und des Gildefuhrwerks als Ordonnanz behaupten sich selbständig.

Altertümlich entwickelte sich die Börtfahrt, die alte Wattenfahrt zwischen den Hansestädten und den Niederlanden.

Das Frachtfuhrwerk im Lande ist in Deutschland überall bis gegen das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert hin rein fluktuierend geworden, wie allmählich die Aventürfahrt zur See erwachsen ist.

Die alten städtischen Kontore und Stapelfestlegungen des Handels feiern ihre Wiederauferstehung in den überseeischen Handelskompagnien der Seestaaten und biegen sich im interlokalen Handel, zumal des Binnenlandes, allmählich in Spedition und Kommission, zuerst in Speditions- und Kommissionszwang um.

Bremen ist von den Hansestädten neben Danzig am meisten in den nahen Konnex mit dem neuen Holland getreten. Es war die Nachbarstadt und ist auch religiös und politisch ihm nahe gekommen. Im Kolonialhandel, der schließlich im achtzehnten Jahrhundert der Vorausstellung des neunzehnten Jahrhunderts und von heute sich nähert, wird Bremen Filiale von Holland und Frankreich, Hamburg von England. England hat in Hamburg zugleich den Kommissionär für seine Manufakturwaren.

Interessant ist eine Hamburger Urkunde, die zeigt, daß man die Kolonialwaren nicht mehr unter das allmählich antiquierende Stapel- und städtische Gastrecht gezogen hat. Es bleibt bezogen auf die alten europäischen Waren, mit denen es groß geworden ist. In Kolonialwaren darf Gast mit Gast handeln, braucht es keinen Bürger als Zwischeninstanz. Die Hansestädte sahen sonst schon den Kommisionär als Gast an; Brügge hat sich mit der Maklerstellung seiner Bürger begnügt.

Diese freiere Stellung zum Kolonialhandel bereitet schon das spätere Bekenntnis der übriggebliebenen Hansestädte zum freien Zwischenhandel, zur Freihafenstellung zwischen den neuaufgekommenen Grenzzolländern im Ausland und im Binnenland vor, deren Abschlußpolitik sie als Städte nicht mitmachen konnten. Mit dem Untergange des römischen Reiches deutscher Nation, als die reichsgarantierten Stapel vollends wirkungslos wurden, hat man sich ganz zum Lockmittel, das der Hamburger Nationalökonom Büsch schon vorher gepredigt hat, statt zum Zwangsmittel bekannt. Damals fielen die letzten Reste der alten städtischen zwangsläufigen Handelspolitik

Digitized by Google

zu Gunsten der Freihandelstheorie von Adam Smith, der die Reaktion gegen den Merkantilismus und den Physiokratismus in den großen Wirtschaftsstaaten formulierte. Damit schließt die Entwicklung vom althansischen „Zwangshandel zum hanseatischen Evangelium des Freihandels ab.

Der große Wechsel in den Beziehungen, der seit der beginnenden Neuzeit eintrat, hat zusammen mit der Reformation auch der plattdeutschen Schriftsprache den Garaus gemacht, die einst von den Niederlanden bis in den Osten ein langgestrecktes abgeschlossenes Gebiet hatte. Das Holländische wurde mit der großen politischen Entwicklung eine selbständige Kultursprache der neueren Zeit.

Die Reformation hat auch die politische Zersetzung Deutschlands gefördert, die daraus entstand, daß die Glieder moderne politische und Wirtschaftsstaaten werden mußten, wenn es das Ganze nicht werden konnte.

Bremen, das im Gegensatz zu Hamburg und Lübeck und zu seinem Umland kalvinisch geworden war, ist einmal nahe daran gewesen, sich den Generalstaaten anzuschließen.

Der kleine Barockturm an der harmlosen Kirche zu Walle in der Vorstadt von Bremen umschließt das Grab eines Mannes, der in schwedischen Diensten in Wort und Schrift dafür eintrat, die deutschen Seestädte zu organisieren, daß sie englische und holländische Kolonialpolitik treiben könnten. Das war zwar nur ein politischer Köder, den dieser Ritter Raschen da auswarf, aber er rechnete geschickt mit denselben unvergessenen Sehnsüchten und Ansätzen, aus denen auf der kaiserlichen Seite Seemachtspläne in die Welt gesetzt wurden, die Hamburger gelegentlich im siebzehnten Jahrhundert einige Schiffe nach Übersee schickten, die vor den Holländern sich dann doch wieder zurückziehen mußten, deutsche Fürsten bis zum Grafen von Hanau herab an ost- und westindischen Kompagnien spannen, die nicht zustande kamen. Die einzigen prekären Erfolge, die Brandenburg mit seiner Kolonialpolitik in Afrika erzielte, liegen in derselben Linie. Emden erlebte mit der Engländerresidenz und den brandenburgischen Plänen eine kurze Glanzzeit, die es über die lokale Bedeutung unter den friesischen Dynasten, die die Vitalienbrüder protegierten, hinaushob. Bremen ist 1646 wegen der Schwedengefahr als freie Reichsstadt offiziell anerkannt worden, als die selbständige Entwicklung schon atavistisch wurde; es kam zu Titel und Würden, wie es manchmal geht, als die Arbeit getan war. Wie Lübeck aus kaiserlicher Politik gegen die

Digitized by Google

Welfen schon im zwölften Jahrhundert kaiserliche Stadt geworden ist, und Hamburg die dänische Nachbarschaft genützt hat, so mußte man Bremen halten, als allmählich alle deutschen Küsten in den Händen des Auslands waren.

Deutschland, das Land der Mitte, hat aus politischen Gründen und wegen der allzugroßen technischen Überlegenheit des Seeverkehrs über den Landverkehr im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert politisch und handelspolitisch seine böse Zeit.

Bremen hat eine seiner größten Blütezeiten in der Renaissance gehabt, es war vielleicht seine größte kulturelle Blüte als Stadt. Es war die Ernte allerdings, wenn wir die sprachliche Ausdrucksweise benutzen wollen, fast noch mehr als die Blüte, die Frucht der früheren Jahrhunderte, die herangereift war zur Höhe ihrer goldenen Kraft.

Den Ostseestädten sieht man heute noch an, daß sie ihre schönste Zeit im Mittelalter und am Ausgang des Mittelalters gehabt haben, die Profangotik ist nicht verwischt worden durch die Renaissance, wie in Bremen und Danzig, deren bürgerliches Prunkkleid aus der Renaissance und dem Barock stammt. Unter ähnlichem, noch schärferem Gegensatz stehen Brügge und Holland. Die Ostseestädte, auch Lüneburg noch zum Teil, sind die Domäne der reinen Backsteingotik. Holland, Emden, Bremen und Danzig, auch Dänemark, haben enge Stil- und auch Materialverwandtschaften. Weserstein ist nach Holland und Dänemark gegangen, der Zweiklang Rotstein-Werkstein beherrscht die Renaissance der Seekante. Hamburg hat durch den großen Brand von 1842 und die Sanierungsarbeit zu viel verloren, es gehört, von Barocksteinbauten abgesehen, zumeist zu der dritten großen norddeutschen Stilprovinz, der des Fachwerkbaues, der Braunschweig, Celle, Hannover, Hildesheim, die Städte um den Harz, Göttingen, Münden angehören.

In der letzten neuzeitlichen Periode sind die stolzen Deutschen, die Engländer an Arroganz und Erfolgen der alten Zeit, bescheidene holländische Moffies und englische Agenten auf dem Kontinent geworden, als Salz der Erde haben sie Kulturdünger spielen müssen. Die Hollandsgänger waren, was die Polen als Sachsengänger waren.

In Diensten der holländischen ostindischen Kompagnie haben einzelne Deutsche sich wieder die Sporen im neuzeitlichen Welthandel verdient. Auch der erste Bremer, der seine Vaterstadt in den transatlantischen Handel eingeführt hat, Cassel, war einer von denen, die in holländischen Diensten im Ostindienhandel gestanden hatten. Seine Bremer Schiffe segelten unter dem Schutz der preußischen Flagge von

Digitized by Google

Emden aus. Nach seinen ersten Fahrten begann die Anknüpfung der Hansestädte mit den freigewordenen Neuenglandstaaten, United States of America.

Es ist zuletzt gegen einst und jetzt eine kleine, kümmerliche Zeit gewesen, wenn man sich auch im hergebrachten europäischen Handel vom Mittelmeer, von Lissabon bis Norwegen und in die baltische See wacker behauptet hat, Walfischfang, französischen Weinhandel und deutsch-spanischen Leinenhandel betrieb und eine nicht unbedeutende seestädtische Industrie hatte, obwohl die Franzosen über den deutschen Ballastsand, der in ihren Häfen lag, als produits d'Allemagne spotteten. Sie ist dann der Auftakt geworden für die neue Heldenzeit des hanseatischen Handels im neunzehnten Jahrhundert, von der wir heute leben.

Drei Heldenzeiten sind der ältesten Stadt, Bremen, beschieden gewesen, die kirchliche, die als ferne Sage von dem Rom des Nordens zu uns herüberklingt, die beide, Hamburg und Bremen, angeht; die hansische, in der Bremen nicht erste Violine, aber gute zweite Geige gespielt hat, und die neue hanseatische, in der es der Platz der Initiative für den neuen deutschen transatlantischen Handel gewesen ist. Lübeck hat nur eine große Zeit gehabt, als es im Mittelalter der erste Platz der Hanse war, wo die Väter hoch im Saal ein Haupt für leere Kronen wählten, wie Geibel sagt. Es kann keine größere kommen, darum soll man dort von ganzer Seele, mehr als man manchmal tut, die Schätze hüten, die Kunst und Kultur hinterlassen haben. Man braucht darum kein Museum zu sein und soll keins sein, weil es viel zu schade um die in Lübeck treibenden Kräfte und Möglichkeiten wäre. Lübecks schlimmste Zeit lag im neunzehnten Jahrhundert, als es nur berufen, aber ganz und gar nicht von seinen Nachbarn auserwählt war. Hamburgs eigentliche große Blüte beginnt erst recht in der elendesten Zeit Deutschlands und führt zur überragenden Größe in unserer prächtigsten Zeit.

Die deutschen Hansestädte an der Nordsee haben im neunzehnten Jahrhundert die Niederlande geschlagen und sind Konkurrenten von England geworden.

Abermals hat recht dramatisch eine neue Epoche begonnen, wie damals, als Amerika entdeckt wurde und Antwerpen fiel, mit Napoleons Kontinentalsperre und der Dampfmaschine. Deutschland ist ein Wirtschaftsstaat geworden und der neue Welthandel englisch und dann europäisch und, anders wie einst, die Basis fast allen Geschehens.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutsche Chinapolitik.

Von Dr. Fritz Wertheimer.

Während die Verhältnisse in der inneren Politik Chinas unter der starken Einwirkung Yuanschikais sich zu festigen scheinen, und der neue Verfassungsentwurf immer mehr auf eine tatsächliche Diktatur des jetzigen Präsidenten hinzuführen scheint, spielt sich ein Konkurrenzkampf der Mächte ab, der in seiner Bedeutung bei uns noch nicht gebührend gewürdigt wird. Die Politik der fremden Mächte lief Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts noch auf die Gewinnung von Interessensphären hinaus. Man grenzte damals die Gebiete ab, in denen man freie Hand und eine gewisse Vorherrschaft gegenüber der allgemeinen internationalen Konkurrenz haben wollte, die man aber bei einer künftigen erhofften oder unerwünschten Aufteilung Chinas dann in Kolonien umzuwandeln gedachte. Diese Periode fremder Politik in China ist längst verlassen. Man hat auf der einen Seite eingesehen, daß die Begründung zahlreicher fremder Kolonien in China so viele internationale Reibungsflächen bieten müßte und auf einen derartigen Widerstand bei den Chinesen stoßen würde, daß eine unübersehbare Kette von Verwicklungen daraus hätte entspringen müssen. Auf der anderen Seite hat Yuanschikais Staatskunst China ungeteilt über die Revolution hinweg in die republikanische Periode hinübergeführt, und damit ist eine der Voraussetzungen einer Aufteilung Chinas, nämlich die vorhergehende Zersprengung des chinesischen Staatskörpers in einen Norden und einen Süden, weggefallen. Die Politik der offenen Türe, die in erster Linie durch einen deutsch-englischen Vertrag um die Jahrhundertwende in China eingeleitet worden ist, besteht aber in Wirklichkeit nur auf dem Papier. Die Hafenplätze Chinas sind dem allgemeinen Handel geöffnet, die Konkurrenz ist frei, buchstäblich und rechtlich bestehen keine Einschränkungen, wohl aber streben die einzelnen Mächte in letzter Zeit von diesen Sammelpunkten des internationalen Handels weg ins Landinnere, und das um so mehr, als seit der Revolution der Boden für die Belehrung und für die Aufnahme von Handelswaren günstiger geworden zu sein scheint. Man hatte noch vor der Revolution die Konkurrenz den Chinesen gegenüber zu binden versucht, weil das Wettrennen um die Konzessionen in Peking die Chinesen in den Stand setzte, ihre alte Politik des Ausspielens der einzelnen Konkurrenten gegeneinander erfolgreich durchzuführen und auf diese Weise günstigere Bedingungen für Finanz- und Handelsgeschäfte zu erlangen, als es der Festigung des Wirtschaftskörpers entsprach. Diese Bindung des sogenannten Vier-, später Sechs- und endlich dann Fünfmächtesyndikats zur Verteilung der wirtschaftlichen und industriellen Aufgaben in China wurde im Oktober vorigen Jahres von England gesprengt, weil Frankreich und Rußland, aber auch Japan, durch irgendwelche Hintertürchen doch ihre eigene Politik und ihre eigenen Geschäfte machten. Seit jener Sprengung des Syndikats aber hat in China eine Politik der Konzessionsbewerbung eingesetzt,

Digitized by Google

die weit durchgreifender, als es eine politische Aufteilung Chinas hätte tun können, eine wirtschaftliche Aufteilung Chinas in die Wege leitet. Die allgemeine Überzeugung hat sich festgesetzt, daß es zwei wichtige Bedingungen fremder Arbeit in China gibt: Schulen gründen und Bahnen bauen, die als chinesische Staatsbahnen gebaut werden, aber mit fremdem Kapital, fremden Ingenieuren und fremden Materialien und die auch, solange die Anleiheverträge laufen, in fremder Hand und unter fremder Leitung bleiben, so daß der Handel der die Bahn erbauenden Macht eine lebhafte Stütze dadurch erfährt. Es hat sich nun gezeigt, daß bei dieser Art des freien Wettbewerbs Deutschland von allen anderen Mächten überflügelt worden ist. Das tritt der deutschen Öffentlichkeit noch nicht vor die Augen, weil es sich vorläufig nur um Konzessionen handelt. Denn die Bahnen, die zum Teil technisch außerordentlich schwer sind, werden ja nicht von heute auf morgen gebaut, sondern man gibt heute nur einen Kapitalvorschuß, den die Pekinger Kasse immer gebrauchen kann, und man erwirbt damit Konzessionen über Tausende von Kilometern, die in einem oder zwei Jahrzehnten erst vollendet sein werden. So haben die Japaner Konzessionen für vielleicht 1800 Kilometer, die Franzosen und die hauptsächlich von ihnen finanziell unterstützten Belgier Konzessionen von etwa 3000 Kilometer, die Engländer sogar Konzessionen von mehr als 3000 Kilometer erworben. Die Amerikaner haben sich die Ausbeute der gesamten Ölfelder Chinas gesichert. Frankreich baut einen zukunftsicheren Jangtsehafen in Pukou aus und eine elektrische Straßenbahn in Peking und anderes, während Deutschland sich mit etwa 800 Kilometern Bahnen zum speziellen Nutzen seines Schutzgebietes Tsingtau und mit dem Ausbau eines Eisenwerkes begnügt, Konzessionen, die man jetzt bei uns als neu und weltbewegend begrüßt, obgleich sie schon seit 1898 eigentlich in unserem Besitze sind. Sonst aber fehlt bei uns jegliche Initiative. Die englische Gesandtschaft in Peking hat wiederholt und dringend in der englischen Presse, vor allem in der „Times", laut und deutlich erklären lassen, jedes auch nur einigermaßen wirtschaftlich erscheinende Projekt werde die energischste diplomatische Unterstützung in Peking finden. Englische Unternehmer haben daraufhin ihre Anstrengungen verdoppelt und zuletzt, als die wichtigste aller Konzessionen die englische Bahn von Nanking bis nach Tschangacha an England konzessioniert wurde, da ließ die englische Gesandtschaft wiederholt und von neuem diese aufmunternde Anweisung an die englische Industrie ergehen. Ein ähnliches Vorgehen von seiten der deutschen Gesandtschaft hat nicht stattgefunden. Es hat an dieser lebhaften Anregung gefehlt. Wir sind allerdings auch nicht davon überzeugt, daß sie gefruchtet hätte. Die Initiative der Schanghai-Hongkong Bank, der Betätigungseifer der Bahnfirma Pauling, die Energie der französischen Banque Industrielle und der Russisch-Asiatischen Bank, die scheinen uns Deutschen vollkommen zu fehlen. Weder die Deutsch-Asiatische Bank, noch unsere großen Chinafirmen wagen es seit der Auflösung des Syndikatszwanges über die Grenzen des deutschen Schutzgebietsinteresses hinaus in China Anwartschaften auf künftige Betätigung zu erwerben. Wir verharren in einer Lethargie, als ob unsere Industrie an derartigen

Digitized by Google

Auslandsaufträgen gar kein Interesse hätte, als ob sie an der Entwicklung dieses gewaltigen zukünftigen Absatzgebietes und Bezugsgebietes für ihre Rohstoffe gar nicht beteiligt sei, und als ob diese Aufteilung der neuen ostasiatischen Welt sich ebenso ohne Deutschlands Beteiligung vollziehen sollte, wie der alte Kontinent und die übrige Welt ohne Deutschland verteilt worden sind. In diesem Zurückbleiben Deutschlands in dem chinesischen Wettbewerb liegt eine schwere Gefahr für die Zukunft. Es wird schon jetzt außerordentlich schwer sein, das verlorene Terrain wieder einzuholen. Wenn aber überhaupt der Versuch gemacht werden soll, so ist es die höchste Zeit.

Vor kurzem ist in Berlin ein deutsch-chinesischer Verband begründet worden, der den Zweck hat, der „Bevölkerung des chinesischen Reiches die Errungenschaften der deutschen Wissenschaft und Technik in ihrem gegenwärtigen Stande zu vermitteln und die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China zu fördern". Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes wird in erster Linie die Gründung, Unterhaltung oder Unterstützung deutsch-chinesischer Schulen aller Art bezeichnet, die Schaffung deutsch-chinesischer Kranken- und Heilanstalten, die Entsendung deutscher Lehrer und Ärzte an chinesische Schulen und Krankenanstalten, die Einrichtung von Büchereien, Sprachkursen und Übersetzungsstellen, die Verbreitung passender Schriften in China, die Unterstützung wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Forschungsreisen nach China, die Fürsorge für die sich in Deutschland zu ihrer Ausbildung aufhaltenden Chinesen, Erteilung oder Vermittlung wirtschaftlicher Auskünfte an die Vereinsmitglieder, sowie andere geeignete Maßnahmen kultureller und wirtschaftlicher Art. Das ist ein großes Programm. Wenn auch darin eine der dringlichsten und bisher am meisten vernachlässigten Fragen, die Bearbeitung der deutschen und vor allem der jung aufstrebenden chinesichen Presse, nicht ausdrücklich genannt ist, so darf man doch annehmen, daß wir endlich auch solcher Aufgaben durch diesen neuen Verband in Zukunft uns annehmen wollen. Es sind der Begründung der neuen Organisation lange und schwierige Verhandlungen vorausgegangen, es ist nicht leicht gewesen, sich über Personal- und Organisationsfragen zu einigen, und die Gründung kommt zudem in eine Zeit, in der über die Schaffung von Welthandelsgesellschaften und doppelstaatlichen Verbänden mehr als gut und vernünftig geredet, und weniger als gut und notwendig gehandelt worden ist. Hoffentlich wird das die Arbeit des neuen Verbandes nicht lähmend beeinflussen. Wir brauchen dringend eine deutsche wirtschaftliche Zentralinstanz, die die ostasiatischen Anregungen rasch und gründlich bearbeitet, ganz abgesehen von den Notwendigkeiten einer bisher fehlenden asiatischen Bibliothek und eines asiatischen Wirtschaftsarchives in Berlin. An Gedanken fehlt es uns nicht, aber in der Ausführung kommen uns stets die anderen zuvor. Seit vielen Monaten schwebt, um nur ein Beispiel zu nennen, der Plan zur Schaffung eines auf genossenschaftlicher Grundlage beruhenden deutschen Ausstellungsgebäudes in der chinesischen Handelsmetropole Schanghai. In diesen Ausstellungshallen sollten auch deutsche technische industrielle und kulturelle Leistungen in kinematographischen Vorführungen

Digitized by Google

einem größeren Chinesenpublikum zugänglich gemacht werden. Erläuternde Vorträge, Vortragsreisen mit dem ganzen Material ins Innere Chinas, Vorführung von Modellen im Betrieb, alles das war geplant. Seit Monaten ist es nicht gelungen, dafür in Deutschland das nötige Verständnis zu finden. Aber die Engländer, die jetzt eben trotz ihrer vorzüglichen Konsularorganisation eine große Studienkommission von Handelssachverständigen nach China ausrüsten, machen entschlossen, was uns nicht gelingt. Die Wochenausgabe der Times vom 27. Februar meldet, daß die „All-British Industrial Association" in nächster Zeit eine kinematographische Vortragsexpedition nach Ostasien schicken wird, die genau das tun soll, was das deutsche Projekt geplant hatte. Bei der Ausreise will die Times eine große Spezialpropagandanummer in verschiedenen Sprachen herausgeben, und es sind auch sonstige Veranstaltungen geplant, die durchaus großzügigiger Natur zu sein scheinen. Das ist nur ein Beispiel für viele. Es läßt sich nicht verkennen, daß gewisse Fortschritte des Deutschtums in China zu verzeichnen sind, vor allem innerer Natur. Wenn der Jahresbericht der Deutschen Vereinigung in Hankau die guten Erfahrungen begrüßt, die man mit deutsch sprechenden Chinesen in den Bureaus gemacht habe, wenn er betont, daß die englische Sprache als Geschäftssprache aus den deutschen Niederlassungen bei einigem guten Willen beseitigt werden könne, und wenn er es als beschämend erklärt, daß von 26 ansässigen deutschen Firmen sich noch 7 einen englischen Firmennamen beigelegt hätten, so sind das alles erfreuliche Anzeichen des aufdämmernden Verständnisses. Wir hören mit Genugtuung, daß die Absolventen der technischen Hochschule in Tsingtau nach bestandenem Examen sofort Anstellung in deutsch-chinesischen Betrieben gefunden haben, daß die einen an eine Bahnstrecke als Ingenieure angestellt, die anderen zur Ausbildung in Fabriken genommen wurden. Es sind alle Anzeichen dafür vorhanden, daß das Deutschtum in China seine Pflichten und seine Aufgaben voll erkannt hat. Nun handelt es sich um die Erkenntnis in Deutschland selbst, und um die Bereitstellung der nötigen Mittel zu einer aktiven Politik in China, die weniger von den Gedanken an die Gegenwart, als von den berechtigten Erwartungen von der Zukunft geleitet wird. In diesem Sinne ist der Deutsch-Chinesische Verband zu begrüßen. Der Name seines Vorsitzenden, unseres früheren Gesandten in Peking und Botschafters in Tokio, Baron von Mumm, dessen Tätigkeit in Ostasien überall unvergessen ist, ist ein Programm für sich. Hoffen wir, daß wir unter diesem Zeichen nun endlich auch Siege erringen!

Digitized by Google

Der Kapitalismus in der Ruhmeshalle.

Von Adolf Mayer.

Über die Denkmalfreudigkeit unserer Zeit ist schon öfter geredet worden. Weniger beachtet ist der Umstand, daß der Kapitalismus auf die Zahl der Denkmäler und noch mehr auf die Bestimmung der auf diese Weise zu ehrenden von großem Einfluß ist. — Über die Folgen werden wir gleich reden; denn gerade um diese ist es mir zu tun. Aber zunächst muß die Tatsache festgestellt und nach ihrer Ursachlichkeit näher geprüft werden; denn auch der Begriff des Kapitalismus umschließt noch recht Verschiedenes.

Am besten ist wohl: wir knüpfen an Beispiele an. Da steht vor dem Laboratorium der Universität Bonn ein stattliches Bronzebild, das Bild des Chemikers Kekulé. — Wer war Kekulé? Ein ausgezeichneter Chemiker, der durch seine originellen Untersuchungen und durch die geniale Phantasie des „Benzorings" die Wissenschaft der organischen Chemie ein gutes Stück gefördert hat. Aber ist nicht doch das Standbild von etwas ungewöhnlichen Dimensionen zu denen seines Verdienstes und seines Ruhmes? — Wird jeder Professor oder Privatgelehrter, der in seinem Fache etwas Bedeutendes vollbringt, also geehrt? Dann würde man in berühmteren Universitätsstädten ganze Alleen haben von Standbildern, wie die der Hohenzollern in der Berliner Siegesallee, über die schon weidlich gespottet wird, obgleich die Entschuldigungsgründe hier doch sehr nahe liegen. Bei Heinrich von Treitschke, der doch ungleich berühmter ist, hat es z. B. ziemlich Mühe gekostet, die Summe für das Denkmal zusammenzubringen. Woher diese Verschiedenheit in der Kristallisationsgeschwindigkeit des fließenden und flüchtigen Ruhmes zu einer metallenen Masse, die das Antlitz des Berühmten trägt?

Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach. Wenn jemanden ein Denkmal errichtet werden soll, läßt man Listen zirkulieren, darauf die Beiträge zu den Kosten gezeichnet werden, und diese sind nicht gering. Erst wenn die Summe, die das Kunstwerk kosten soll, beisammen ist, schreitet man zur Ausführung. Manchmal langt es nur zu einer Büste oder zu einem Relief, und in Witzblättern wird bei Berühmtheiten fünften Ranges sogar von dem Vorschlag, den Gefeierten auszustopfen, erzählt, wodurch nicht bloß Geld gespart, sondern auch die treueste Ähnlichkeit verbürgt sein würde.

Aber, ernstlich geredet: die persönlichen Motive für Zeichnung auf einer zirkulierenden Liste sind natürlich recht verschieden, und es ist nicht immer die Verehrung für das Verdienst, das hier entscheidet. Man munkelt, und andere Beispiele menschlicher Schwachheit lassen glaubhaft erscheinen, daß bei der monumentalen Ehrung hochstehender Persönlichkeiten das Schielen nach einem Orden die Zeichnungsfreudigkeit merklich beeinflussen könne. Aber, da es nicht meine Absicht ist, die Schwächen meiner Mitmenschen, soweit diese Schwächen ohne Einfluß sind auf das Ziel, dem wir zustreben, bloßzustellen, wollen wir diese Verwickelung von

Digitized by Google

Motiven zur Seite lassen. Wir haben auch weniger die Zahl der sich bei einer monumentalen Ehrung sich beteiligenden vor Augen, als die Größe der Summen, die gezeichnet werden. Die Größe der Beträge, zu denen sich die Unterzeichneten verpflichten, werden ja meist frei gelassen, und während sonst auf solchen Listen Summen von 20 oder 10 Mk. und weniger langsam den Säckel füllen, der sehr groß sein muß, um das Kapital, das zu einem Denkmal gehört, zu fassen, plumpsen da auf einmal, wenn es sich um einen großen Chemiker handelt, Tausende hinein. Von wem? Selten von Einzelpersonen, sondern von Aktiengesellschaften, von der großen Industrie, die sich dem Betreffenden verpflichtet fühlt, weil seine Entdeckung indirekt auch ihrer Technik zugute gekommen ist. Nun ist es gewiß sehr ehrenwert, daß die große Industrie sich dieser Verpflichtung der Wissenschaft gegenüber erinnert, und über Menschlichkeiten, die auch dabei im Spiele sein mögen — es kann ja auch etwas nützliche Reklame mitunterlaufen —, wollen wir, wie gesagt, hinwegblicken. Sie könnte ja auch die Hand in der Tasche behalten und die eigne Tantième noch etwas zu steigern suchen.

Vielmehr es handelt sich um die Wirkung. Durch diese großen Beiträge schwillt die Kapitalkraft des Unternehmens rasch ins Ungemessene — bei Treitschke, der es durch einige antisemitische Äußerungen bei der Hautefinance verdorben hatte, lag die Sache umgekehrt — und manchmal ist man beinahe verlegen, wie man das viele Geld verwenden soll. Man kann doch einem Chemiker keine Reiterstatue errichten. Der Anspruch hierauf wurde selbst dem großen Kanzler von den allerhöchsten Herrschaften verübelt.

Aber die Maße des Bildes wachsen — von einer bescheidenen Plakette zu einem Medaillon, von diesem zur Büste, dann zur Statue und endlich zur Kolossalfigur, die nun außer Verhältnis steht zu den Verdiensten, die aller Welt vor Augen gerückt werden sollen. Und manchmal bleibt selbst dann noch Geld übrig, das dann vertan wird in Lustbarkeiten, bei denen natürlich auch die Lobposaune für den Gefeierten weithin erschallt.

Es ergibt sich, wie man sieht, das Resultat einer Unterstreichung derjenigen öffentlichen Verdienstlichkeiten, die zur gewinnreichen Industrie in naher Beziehung stehen. Nicht Ehre dem Ehre gebührt! sondern Ehre vor allem dem, der uns Geld verdienen hilft. Eine kapitalistische Erscheinung. „Der Kapitalismus in der Ruhmeshalle", den wir zur Überschrift gewählt, ist ein kurzer Ausdruck dafür.

Es ist dieselbe Sache mit dem Nobelpreise. Die Absicht war natürlich eine gute. Eine sorglose Existenz für erfolgreiche Entdecker! obwohl es hier auch nicht an Menschlichkeiten fehlt, wozu ich rechne, daß auch das Verdienst um die Friedensidee mit einem der Preise belohnt wird. Ein Friedenspreis aus dem Ertrage des höllischsten aller Explosionsmittel! Das sieht aus wie eine Vergrößerung des Idylls aus den Abruzzen: Der Bandit am Muttergottesbild — Moralischer Katzenjammer. Aber wir beabsichtigen keinerlei Gehässigkeit, also: Schwamm drüber!

Was aber die übrigen Preise aus dem Nachlaß des erfolgreichen Dynamitkönigs angeht, so besteht hier auch wieder das soeben namhaft

Digitized by Google

gemachte Ungleichgewicht. — Die Naturwissenschaften: Chemie, Physik, Medizin, lauter Fächer, die technisch oder körperlich nützlich sein können, auf der einen Seite, und auf der anderen Seite nur die Poesie, die auch keine Geistes- oder Kulturwissenschaft ist, sondern Kunst, über deren Wert sich die Meinungen nur schwer einigen, und wobei auch nationale Vorurteile mitspielen, so daß in diesem Jahre der Preis, um solchem Zwiste zu entgehen, in das ferne Indien wandern mußte.*)

Also auch hier dasselbe Bild: eine Bevorzugung der Naturwissenschaften in den Augen der Menge vor den Kulturwissenschaften, während hier doch nach den in der Republik der Wissenschaften gültigen Gesetzen die Regel gelten sollte: Wir wollen nicht mehr sein wie die andern, wir wollen aber auch nicht weniger sein.

So aber wird deren Wert in der öffentlichen Schätzung hinabgedrückt, und das muß üble Folgen haben, genau ebenso wie vor hundert Jahren die Unterschätzung der Naturwissenschaften ihre üblen Folgen hatte. Damals war es die romantische Verschwommenheit des Weltbildes, Gefühlsduselei, Täuschung in bezug auf das politisch Erreichbare. Heute haben wir geistige Helle und einen ungemein geschärften Wahrheitssinn. Aber uns droht eine Überschätzung des Technischen, der Amerikanismus. Der Scylla sind wir glücklich entflohen, aber wir steuern der Charybdis zu. Mir scheint, wir haben ein neues Moment namhaft gemacht, das uns dies Abtreiben aus dem richtigen Fahrwasser der goldnen Mittelstraße deutlich macht. Auch die ganz ungebührlich aufgebauschte Rolle, die der sogen. Monismus spielt, steht mit diesen Dingen in nahem Zusammenhang. Ferner die Kosten der naturwissenschaftlichen Laboratorien und der medizinischen Institute, die das Budget unserer Universitäten so hoch anschwellen machen. Hier müßte die Technik, die ja doch den Hauptvorteil genießt, mit Stiftungen eintreten, und für die Kliniken die berühmten Ärzte und Direktoren, die jetzt die großen Honorare genießen, um zu verhüten, daß die Geisteswissenschaften nicht ganz an die Wand gedrückt werden. Denn diese sind es doch, die eine ideale Weltanschauung verbreiten und verbürgen. Caveant consules. — Wer aber kein Konsul ist, kann weiter nichts dazu tun, als seine Meinung sagen.

*) Von einem andern Übelstande schweigen wir an dieser Stelle, daß der Preis so oft Männer in bonis getroffen hat und nur selten aufstrebenden Talenten den Weg geebnet. Das Kapital im Besitze des einzelnen macht immer Dummheiten.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: Hofbuchdruckerei H. M. Hauschild, Bremen.

Digitized by Google

Der Schriftsteller und der Kaffee.

Die Zeit ist vorüber, wo der Schriftsteller eine Welt für sich war, ein Leben für sich führte. Die Mansarden-Stimmungen und die Mondscheingefühle sind verflogen. Der Schriftsteller von heute arbeitet am großen Betrieb des Lebens mit. Er umfaßt diesen Mechanismus geistig, spiegelt seine Triebfedern wieder, zeigt die seelischen Vehikel auf, die den Menschen und das Werk, die Idee und die Wirklichkeit verbinden.

Das Zeitalter der Maschinen hat eine andere Poesie als das Zeitalter der Postkutsche. Aber nicht nur die Poesie mußte die Errungenschaften der Neuzeit in sich aufnehmen, sondern auch der Dichter, der Schriftsteller mußte seine Lebensgewohnheiten ändern, seinen Blick schärfen, sich der neuen Zeit anpassen. Zwischen dem Dichter und dem Schriftsteller war in den vergangenen Jahrzehnten eine unüberbrückbare Kluft vorhanden. Der Dichter war weltfern und lebensfremd. Der Schriftsteller vertrat gewissermaßen eine niedriger geartete Stufe des Dichters. Es ist anders geworden — und dem ist gut so. Der Schriftsteller umfaßt die Äußerungen des Lebens, zieht die weiten Flächen der Empfindungen und die großen Strecken des Gefühls künstlich und künstlerisch zusammen. Er komprimiert die Eindrücke, ballt die Erlebnisse zusammen. Vergrößert sie, indem er sie klein macht; macht sie wuchtig, indem er ihnen die Alltäglichkeit nimmt; macht sie alltäglich, indem er sie zum typischen Beispiel ausbaut.

Es ist nur natürlich, daß Menschen, die so arbeiten, universell empfinden müssen, sich in alle Lagen versetzen, in alle Gefühle einleben müssen. Sie führen ein ununterbrochenes, ewig aufnehmendes, gierig heischendes Nervenleben. Das Gefühl der Tiefe (bis zum apathischen Stumpfsinn) darf ihnen ebenso wenig fremd sein, wie die Empfindung der Höhe (bis zur schwärmerischen Ekstase). Nerven, die so reagieren, die ewig empfangen, müssen natürlich stark verbraucht werden. Viel früher, in den Jahrzehnten der Beschaulichkeit, der Ruhe, des Behagens, suchten Dichter schon nach Mitteln, um diese ewig vibrierenden Nerven zu beruhigen, einerseits zu stagnieren, andererseits aufzurütteln. Wenn Friedrich Schiller den Geruch von weichen, etwas vermoderten Äpfeln brauchte, um seine erlahmte Energie zu entfachen; wenn ein anderer Dichter ohne Rosenduft nicht arbeiten konnte; wenn ein dritter ohne kalte Fußwaschungen nicht in Arbeitsstimmung kam; wenn unsere modernen Schriftsteller ohne die Zigarette nicht auskommen können — all das bedeutet gar nichts

Digitized by Google

anderes als: der Arbeiter des Geistes braucht für seine Nerven Anregung und Stimulanz.

In neuester Zeit gibt es ein Wort, das eigentlich einen leisen, höhnischen Vorwurf für den Schriftsteller bedeutet, aber im Grunde genommen nichts anderes als die Stimmungsmomente des modernen Schriftstellers kennzeichnet. Man spricht oft und gern von Kaffeehaus-Literaten ... und kennzeichnet damit jene Kategorie von schaffenden Menschen, die ihre Ideen im Kaffeehaus empfangen oder gar ausarbeiten. Von Wien, der Stadt der Stimmungsdichter, der Stadt des behaglich-trägen Lebens, kommt diese Kategorie. Peter Altenberg, der Dichter der tiefsten psychologischen Essenz, ist der Anführer. Sein Leben spielt sich im Kaffeehaus ab. Aber wir brauchen gar nicht auf dieses Exempel eines Extrems hinzuweisen. Wir haben in Berlin das Café des Westens, in München das Café Stephanie (oder „Größenwahn" genannt), wo Literatur gemacht wird. Wir haben in jeder Stadt das Künstler-Café, wo der Schriftsteller erlebt und dichtet.

Es ist aber sicherlich nicht die Atmosphäre der Gesellschaftlichkeit, die den Schriftsteller ins Kaffeehaus zieht. Der Kaffee selbst als anregendes Mittel ist die Hauptanziehungskraft. Je stärker er ist, desto besser und sicherer die Anregung.

Aber diese Menschen sind sich wohl auch darüber klar, daß die Gefahr einer Stimulanz bei einem täglichen Genußmittel keine unbedeutende ist. Denn gerade der Schriftsteller beobachtet sich selbst am allerstärksten, sich und die Wirkungen auf seinen Organismus. Erlebten wir doch gerade in letzter Zeit ein eklatantes Beispiel dafür: Friedrich Nietzsche, Friedrich der Geistesgroße, hat ein Werk hinterlassen, das jetzt herausgegeben wurde. Man kennt die schillernden Gedanken dieses Genies. Er beschäftigt sich in seinem hinterlassenen Werk, das kurz, bevor er die Schwelle des Wahnsinns übertreten hatte, konzipiert und niedergeschrieben ist — mit der Hygiene, mit den körperlichen Genußmitteln des Menschen.

Und ein zweiter Dichter, der bereits erwähnte Peter Altenberg, hat sich seit Jahren mit der Einwirkung der Ernährungsfragen auf die geistigen Potenzen des denkenden und schaffenden Menschen beschäftigt. Das ist nur zu natürlich: gerade der geistige Arbeiter muß das Spiel seiner Kräfte besonders sorgfältig verfolgen. Die Nerven sind sein Arbeitsmaterial, seine Werkzeuge.

Die Fragestellung in bezug auf den Kaffeegenuß wird also folgendermaßen lauten müssen: Welchen Bestandteilen des Kaffees verdanke ich meine Anregung? Dem Coffeïngehalt sicherlich nicht — trotzdem diese Anschauung bisher allgemein verbreitet war — denn

Digitized by Google

der coffeïnfreie Kaffee, der Kaffee Hag, ist genau so wohlschmeckend und anregend wie der Kaffee, dem das Coffeïn nicht entzogen ist. Also geht die belebende und anregende Wirkung vom Kaffee als Genußmittel, als Ding an sich aus. Das Resultat wäre: coffeïnfreier Kaffee dürfte mit der Zeit zum Idealgetränk des geistigen Arbeiters, des Schriftstellers erhoben werden.

Damit wird ein psychologisches Hemmnis beseitigt sein, das niemand mehr haßt als der Künstler, das Kind der Freiheit. Die Grenzen des Kaffeegenusses werden nicht mehr eng gezogen sein, aus Furcht, daß auf die künstliche Anregung der Nerven ein Rückschlag, eine Erschlaffung folgen könnte. Insofern hat der coffeïnfreie Kaffee Hag für den Schriftsteller eine symptomatische Bedeutung.

A. Halbert.

Das Getränk der Eleganz.

Deutschland ist ein elegantes Land geworden, oder es ist doch zum mindesten auf dem besten Wege, eines zu werden. Auf Schritt und Tritt drängt sich uns heute diese Tatsache, deren langsames Werden man in den letzten Jahren nicht ohne Skepsis verfolgen konnte, in solchem Maße auf, daß unser Vaterland ordentlich ein verwandeltes Gesicht für uns selber bekommt und uns beinahe täglich mit einer gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeit überrascht, die wir bis dahin nicht für möglich gehalten hätten. Natürlich ist das schönere Geschlecht, welches zugleich das weniger schwerfällige ist — heißt es nicht bei Oskar Wilde: „Alles Schöne wiegt sich auf leichten Sohlen?“ Zum mindesten könnte es bei ihm so heißen —, hier mit der ihm eigentümlichen zarten Energie vorangegangen. Aus der deutschen Frau wurde tatsächlich die deutsche Dame. Ob wir sie auf der Straße bewundern, ob wir ihr ins Hotel oder Theater, auf dem Ball oder privatim begegnen, wir haben das entschiedene Gefühl, als sei der Schmetterling erst jetzt ganz aus der Puppe gekrochen, und freuen uns seiner prächtig schimmernden Flügel.

Die elegante Entwicklung der Dame konnte nicht ohne Einfluß auf das starke Geschlecht bleiben. Wir werden niemals die gracile Leichtigkeit der Schönen erreichen, es liegt auch allzu sehr außerhalb der eigentlichen, männlichen Aufgaben. Aber der Bär — man verzeihe das grobe, aber ehrwürdig klassische Bild! — dem auf eine so ausgesuchte Art geschmeichelt wurde — für wen ist denn die Frau elegant, wenn nicht für den Mann? — begann sich allzu bärenhaft zu fühlen, er ahnte, etwas mehr Linie, etwas mehr harmonisches Wesen könnten auch dem ernstesten Geschöpf der Welt, dem Deutschen, nichts schaden. Kaum so weit gelangt, setzte er seine Erkenntnisse mit erstaunlicher Fähigkeit hierzu in die Tat um. Heute ist der Deutsche im besseren

Durchschnitt zum mindesten der eleganteste Mann Europas neben dem Engländer, ja er ist zweifelsohne eleganter als der Franzose, weil seine Eleganz solider und männlicher ist.

Diese Wandlung der Deutschen beider Geschlechter in Einklang mit dem wachsenden Wohlstand und der Internationalisierung des deutschen Lebens mußte selbstverständlich eine Wandlung der Verkehrsformen zur notwendigen Folge haben. Besaß man früher „Kreise" und Geselligkeit, eine Geselligkeit, die unter dem sattsam berühmten Hange des Deutschen zum Einsiedlertume stark zu leiden hatte, so bildeten sich jetzt Gesellschaft und gesellschaftlicher Verkehr in weitestem Sinne heraus. Wir sind heute bereits ein durchaus gesellschaftliches Volk. Unsere öffentlichen Bälle und Veranstaltungen, unsere Hotels und Theater, unsere Lokale sind „elegant" geworden, wurden aus mehr oder minder individualistischen Sachen zu Angelegenheiten der Gesellschaft. Die Eleganz ist keine private Sache — so intim ihre Genealogie und Philosophie auch sein mögen —, sie ist vielmehr für die Offentlichkeit und sucht die Offentlichkeit. So folgte der Eleganz der Erscheinung sehr bald die Eleganz der Manieren, der Umgangsformen. Und die elegant erscheinenden, elegant miteinander verkehrenden Menschen verlangten ein ihnen angepaßtes Milieu. Nicht Stuck, nicht Flitter, sondern gleichfalls Eleganz. Wie über Nacht verwandelten sich unsere ganzen Lokale, machten die Wendung mit und profitierten von der größeren Offentlichkeit des deutschen Lebens. Das Café begann in ungeahnter Weise im alltäglichen Leben zu dominieren, das Hotel verlor seine frühere befremdende Kälte.

Sehen wir heute um uns, so erkennen wir das alte deutsche Leben kaum noch wieder. Zweifelsohne — man kann Klagen hierüber gewiß verstehen — ist über der allgemeinen Erneuerung und Verweltlichung auch manches wertvolle Alte verloren gegangen. Wo Bretter entstehen, fallen Späne. Aber als Gesamteindruck bleibt doch eine außerordentliche Erhöhung und Weiterung des Lebensgefühls und der Lebenskraft, vor allem ein harmonischeres und genußfähigeres Leben als es die Vorfahren hatten.

Als eine der vielleicht noch zu wenig gewürdigten Folgen der deutschen Entwicklung zur Eleganz, als eine Folge von tiefgreifender nicht nur ökonomischer, sondern auch menschlicher Wirkung möchte ich vor allem eine ansprechen: die Vergesellschaftlichung der Lebensmittel. Man aß und trank früher eben, um zu essen und zu trinken, um eine lästige Notwendigkeit zu erledigen. Die Ernährung war eine ziemlich freudlose und unangeregte, die kleine, mit scheelen Augen betrachtete Gemeinde der Gourmets ausgenommen. Die allgemeine Eleganz kann diesen Zustand nicht länger dulden, sie hat auch hier eingegriffen und ästhetisch fühlend das Bedürfnis zum Genuß umgeschaffen. An die Stelle der Quantität ist die Qualität getreten, an die Stelle des Muß das Feinschmeckertum.

Digitized by Google

Hier gilt das variierte Sprichwort: „Sage mir, was du trinkst und ich will dir sagen, wer du bist!" Das Feinschmeckertum der eleganten Welt, das genießen will, ohne seine Gesundheit zu gefährden, hat den coffeïnfreien Kaffee Hag zu seinem Lieblingsgetränk erkoren. Es gehört zum guten Ton, ist geradezu ein Erfordernis der Eleganz geworden, seine Erfrischung und Anregung bei ihm zu suchen, der mit dem vollsten Aroma besten Kaffees durch die Coffeïnfreiheit völlige Unschädlichkeit verbindet, und durch die ebenso eigenartige wie elegante Art seiner Propaganda schon seit langem das Interesse der gesellschaftlichen Kreise anmutig fesselt.

Die Kaffeetrunksucht in Schweden.

Schweden ist, wie bekannt, wohl das Land, in dem die Abstinenzbewegung die stärksten Wellen geschlagen hat und der Kampf gegen den Alkohohl mit den schärfsten Mitteln aufgenommen ist. Die dem Lande aufgezwungene Alkoholenthaltsamkeit hat aber originelle Folgen gezeitigt; ganz Schweden krankt nämlich jetzt an der Kaffeetrunksucht. Im Auftrage des schwedischen Reichstages hat nun die Medizinalbehörde Erhebungen über den Kaffeeverbrauch im ganzen Lande anstellen lassen. Sämtliche Ärzte des Landes haben sich zu dieser Frage geäußert, und das Ergebnis ist ein höchst unerfreuliches gewesen, wie aus dem dem Reichstage soeben zugegangenen Bericht der Medizinalbehörde hervorgeht. So äußert einer der Ärzte, daß der Kaffee unheilvoll auf der schwedischen Speisetafel und besonders auf der der ärmeren Bevölkerungsklassen dominiere. Die Folge davon sei eine starke, überhandnehmende Nervosität und schlechte Verdauung. Die auf dem Lande wohnenden Leute nehmen in der Regel zu allen Mahlzeiten kein anderes Getränk als schwarzen Kaffee zu sich. Denn die Milch fließt in die Meiereien, wo sie verarbeitet wird. In früheren Zeiten, so bekundet ein Arzt mit Nachdruck, war die Kaffeetrunksucht unter den Männern nicht so sehr verbreitet. Da hielt der Alkohol, meist in geringen Mengen genossen, dem Kaffee noch die Wagschale. Aber seitdem die Abstinenzbewegung im Lande so große Fortschritte gemacht hat, ist dies anders geworden. Das fast alleinige Getränk bei vielen Festlichkeiten und Veranstaltungen ist jetzt der Kaffee, und es ist eine Tatsache, daß Abstinenzlerversammlungen sich nur eines geringen Besuches erfreuen, wenn darauf nicht Kaffee getrunken wird. Einer der Sachverständigen machte den Vorschlag, daß durch ein gesetzliches Verbot Kindern unter 15 Jahren der Genuß von Kaffee untersagt werden soll. Andere Ärzte befürworten die Erhöhung des Zolles auf den Kaffee, um das schädliche Getränk so zu verteuern, daß es der ärmere Teil der Bevölkerung nur in geringem Maße zu sich nehmen kann. Dritte wiederum sehen eine Rettung von der Kaffeetrunksucht in der Verbreitung aufklärender Broschüren, in denen die Bevölkerung auf die gefährlichen Folgen des Kaffeegenusses aufmerksam gemacht wird. Darüber sind aber alle Ärzte, die sich zu der Frage geäußert haben, einig, daß angesichts der jetzigen Zustände Abhilfe geschaffen werden muß. (Dresdner Anz. 1. 4. 14.)

Digitized by Google

Fr. Wachsmuth

Bremen · Häfen 12-15

Asphalt- und Dachdeckungs-Geschäft
Dachpappenfabrik Marmorwarenfabrik



Mettlacher
Wand- und Fußbodenplatten
in reichster Auswahl

Holzimport

Dampfsäge- und Hobelwerk

Becker & Otten

Bremen

Lager aller Sorten Hölzer
bearbeitet und unbearbeitet
Lieferung aller profilierten Leisten
sowie Türbekleidungen,
Futter usw.

Digitized by Google



Kaffee-Handels-Akt. Ges. Bremen



Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

INHALT

JUNI 1914

4. JAHRGANG HEFT 9

Digitized by Google

Coffeïnfreier Kaffee Hag
der einzige unschädliche
BOHNENKAFFEE

Ehren-
kreuz
und
große
goldene
Medaille



Internat.
pharm.
Aus-
stellung
Wien
Septemb.
1913

In allen besseren Geschäften erhältlich!
Man verlange ihn in jedem Kaffeehaus, Hotel etc.

„COFFEÏNFREI"
KAFFEE-HANDELSGESELLSCHAFT
m. b. H.
WIEN I, Tuchlauben 7

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer“ von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer“ veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft
(Kaffeehag)
BREMEN.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernsprecher Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

= Spediteur der Königlich Preußischen Staatsbahn =

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

= Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens =

Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden. ◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35. ◆◆◆◆

Chemische Waschanstalt und Färberei

Karl Eckhardt

Bornstraße 9 (Fernsprecher 711). — Häfen 108 (Fernsprecher 2619). — Vor dem Steintor 177 — Holler Allee 33. — Lützowerstraße 81. — Dobben 150. Utbremerstraße 173. — Hamburgerstraße 95. — Gröpelinger Chaussee 204. — Hemelingen, Karlstraße 2.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 9 JUNI 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Henri Bergson.

Von Georg Simmel.

Der tiefste Kern jeder geistigen Verfassung offenbart sich, sobald die Bewegung des Denkens, das unruhige Fragen nach der Bedeutung, der Herkunft, der Begründung des Wirklichen und Gedachten an einem Begriff gelandet ist, gegen den all jene Fragen nicht mehr gerichtet werden. In der Vorstellung des einzelnen, des Kreises, der Kulturepoche ruht, mehr oder weniger deutlich, ein solcher Begriff, auf den alle Gedankenwege, als suchten sie erst an ihm ihre Orientierung, zugehen, während er selbst der schlechthin selbstverständliche, keiner Fundierung bedürftige und fähige ist. Denn er ist der Ausdruck der jeweiligen Art und Gerichtetheit des geistigen Wesens, die dieses selbst als letzte Tatsache vorfindet und die nicht bewiesen werden kann, weil sie nicht widerlegt werden kann. Diese unbegründeten Grundbegriffe sind die Punkte, an denen das Denken und das Sein des Denkenden sich treffen. So zeigte der griechische Geist seine Struktur an der Idee der Substanz, einer festen, unveränderlichen Wesenheit und ihrer Formen. Die Aufgabe des Denkens schien mit der Zurückführung der Erscheinungen auf ein Zeitlos-Unveränderliches gelöst, ohne daß dieses selbst nach seiner Legitimation gefragt wurde. Die Verehrung der plastischen Form, wie sie diesem Geiste, in seiner unvergleichlichen Einheit von Rationalismus und Künstlertum eignete, ist das Symbol davon, wie hier der Begriff des substantiellen Seins und seiner ewigen Formen zur abschließenden Unfraglichkeit des Weltbildes wurde. An diese Stelle setzte das Christentum den Begriff Gottes und der gottgesetzten Ordnung der Dinge. Ich lasse hier dahingestellt, wieviel von jenen griechischen Grundbegriffen darin

Digitized by Google

weiterwirkte. In jedem Falle hat der Begriff, an dem das Fragen aufhört, innerhalb der christlichen Weltanschauung ein größeres Quantum Leben in sich aufgenommen, als der griechische Seinsbegriff. Dann tritt mit dem Ende der Renaissance ein anderer Begriff als der letzte hervor: die Natur und die Gesetze ihrer mechanischen Bewegung. Jetzt ist die wahre Wirklichkeit nicht mehr die schlechthin feste, die granitne Ewigkeit des Seins, wie bei den Griechen und eigentlich auch am Gottesbegriff; sondern sie ist eine in jedem Augenblick veränderte, und so sind denn nun die Gesetze dieser Veränderungen das Definitive, Allentscheidende. Wo sie selbst herkommen, kann nicht mehr gefragt werden, und wenn sie aus dem Willen oder der Wesenheit Gottes hergeleitet werden, so ist dies nicht mehr in der Struktur jener Begriffe selbst angelegt, sondern entstammt einer prinzipiell anderen und jetzt nur überlieferten Problemstellung. Nun aber scheint mit dem 20. Jahrhundert die mechanische Bewegung ihre Stelle als letzte Instanz einem andern Begriff einzuräumen: dem Leben. Zwischen der metaphysischen Ewigkeit der Substanz als dem nicht mehr begründbaren Grundbegriff und dem modernen Begriff des Lebens offenbart sich die mechanische Bewegung als Zwischenglied — als hätte das Denken, das selbst ein Leben ist, sich zunächst ganz aus sich entfernt, um einen Halt, ein Objekt, eine Erlöstheit zu gewinnen, und hätte erst auf dem Umweg oder über die Brücke der naturgesetzlichen Bewegtheit hin den Mut zu sich selbst, sich selbst als letztes Fundament des Daseins überhaupt gefunden. Die Lebendigkeit des Gottesbegriffes reichte, angesichts von dessen Transzendenz, nicht aus, die Welt auf das Leben zu stellen; wo Gott wirklich ganz in sie eingeht, wie in der Philosophie Spinozas, wurde sie eine rein mechanistische, gerade absolut unlebendige. Sie mußte erst von der modernen Naturwissenschaft restlos in Bewegtheiten aufgelöst werden, ehe das Leben, das zunächst diesem gegenüber als das Einzelne, Sekundäre, Zufällige erschien, sich als das Tiefere, Fundamentalere auftun konnte; die mechanische Bewegtheit wurde selbst zum Problem, das der Lebensbegriff, nun selbst nicht mehr Gegenstand einer Frage, von sich aus lösen konnte. Dies ist die große Absicht Bergsons.

Sie stellt sich deshalb als die Umkehrung des Weges dar, auf dem die moderne Wissenschaft den Organismus, das seelische Leben, schließlich das Weltganze wissenschaftlich zu erkennen sucht. Dieser Weg geht von den Teilen zum Ganzen, von gegebenen Elementen zu der Einheit, die sich aus ihnen zusammensetzt. Die Teilstücke

Digitized by Google

eines lebendigen Wesens sind chemisch und physikalisch bestimmt. Physikalische und chemische Wirkungen also, prinzipiell: die mechanistische Naturgesetzlichkeit, die allen Erscheinungen außerhalb des Organismus die gleiche Notwendigkeit auferlegt, besteht auch innerhalb des Organismus, oder vielmehr, ein Organismus entsteht, indem mechanistische Wirkungen sich zusammenfinden, und in einer außerordentlichen Komplikation der Gesetzmäßigkeiten, die sie auch außerhalb des Organismus zeigen, den Lebensprozeß erzeugen und sich abspinnen lassen.

Von Bergsons kritischen Gründen gegen diese Erklärung des Lebens scheint mir einer der für ihn entscheidende und sein ganzes Weiterdenken begründende. Wäre der Mechanismus für die Welt und also auch für das Lebendige in ihr absolut gültig, so würde ein mit hinreichendem Wissen ausgestatteter Geist die ganze Zukunft jedes Wesens konstruieren können. Das heißt, es würde jeder Zustand eines materiellen Systems, des Weltganzen wie eines Organismus, aus einem vorhergehenden zu berechnen sein. Obgleich nun die Physiker in solche Rechnungen den Zeitverlauf des Geschehens mit einsetzen, so ist in Wirklichkeit die Zeit hierfür völlig gleichgültig. Denn keine Formel, kein Zustand würde sich ändern, wenn etwa alle Weltbewegungen auf einmal doppelt oder tausendmal so schnell oder so langsam abliefen, als sie es tatsächlich tun. Jenes Auge, das alles überschaut, würde deshalb mit einem einzigen Blick alle Gegenwart und Zukunft erfassen, ihm wäre der ganze Weltprozeß mit einem Male gegeben, und jeder beliebige Abschnitt von diesem würde auch in der Tat in einem einzigen Augenblick abrollen können, wenn nur die Geschwindigkeit, mit der die einzelnen, auseinander berechenbaren Zustände einander folgen, unendlich groß wäre. An diesen Zuständen und den Gesetzen ihrer Abfolge wäre damit gar nichts geändert. Dies aber besagt unmittelbar, daß das Leben auf diese Weise nicht erfaßt werden kann. Denn für das Leben ist der zeitliche Verlauf etwas durchaus Wesentliches und es würde vollkommen aufgehoben sein, wenn man Jugend und Alter unendlich nahe aneinander rücken wollte. Es mag relativ schneller oder langsamer verlaufen, d. h. ähnliche Zustände mögen sich bei verschiedenen Wesen mit verschiedener Schnelligkeit folgen; aber die Zeit, die nun einmal dem einzelnen Organismus zwischen Jugend und Alter beschieden ist, kann absolut nicht abgekürzt werden; denn Leben heißt Altern. Hier ist die Zeit nicht mit einzelnen Konstellationen aus-

Digitized by Google

gefüllt, die beliebig nahe aneinandergerückt werden können, sondern mit einer stetigen Strömung, in der es überhaupt keine festen, bestimmt begrenzten Zustände gibt. Diskontinuierliche Punkte, auf einer Linie gelegen, kann man näher und näher aneinander rücken. Von der Linie selbst dagegen kann ich zwar beliebige Stücke abschneiden, wodurch sie eine andere Linie wird, aber sie in sich zusammendrängen, ist eine ganz unvollziehbare Vorstellung. So kann man Inhalten der Zeit, nachdem man sie zu Einheiten isoliert hat, kleinere oder größere Distanz geben, an ihr selbst aber ist dies nicht ausführbar und deshalb ebenso wenig an dem Leben, das die Kontinuität der Zeit hat. Jedes Entwicklungsmoment eines Lebewesens ist mit einem bestimmten Augenblick eben dieser kontinuierlichen Zeit absolut solidarisch verbunden, der ihm durch alle vorangegangenen Momente zugewiesen ist. Weil das Leben eine Einheit ist, kann es nicht, wie eine Anzahl mechanisch aufgereihter Zustände, zusammengedrängt werden. Deshalb ist die Zeit für diese ein leeres, gleichgültiges Schema, für das Leben aber die unmittelbare Wesensform, die also aus jenen nicht herausgepreßt werden kann. Das Zeitschema der Physik ist überhaupt keine eigentliche ablaufende Zeit; denn in ihrer Gleichförmigkeit, in die die Dinge nur gleichsam hineingesetzt werden, ist ja kein Punkt von dem andern unterschieden, sie hat also an sich kein Früher und Später. Nur die Zeit, die gelebt wird, in der also jeder Punkt notwendig früher oder später als jeder andere ist, ist die wirkliche, ablaufende Zeit.

Noch anschaulicher vielleicht ist der andere Unterschied. Da nach dem Grundsatz des Mechanismus jedes Gebilde oder jeder Zustand aus einfacheren Elementen zusammengesetzt ist, so kann er auch wieder in diese aufgelöst werden; prinzipiell muß aus jedem späteren Zustand der frühere wieder hergestellt werden können; dieses beliebig oft zu wiederholende Spiel ist gleichsam das physikalische Bild davon, daß jede Gleichung ebenso von rechts nach links, wie von links nach rechts gelesen werden kann. Wiederum protestiert das Lebendige gegen diese Art des Konstruiertwerdens. Denn es ist an eine Reihenfolge seiner Zustände gebunden, die nur in einer Richtung ablaufen und niemals umgekehrt werden kann, wie die Reihenfolge einer chemischen Synthese und Analyse aus denselben Stoffen es vermag: es kann nur aus der Jugend das Alter werden, niemals aus dem Alter die Jugend! Gegenüber aller mechanischen Auffassung des Lebens gilt also zunächst diese Kritik: seine Ent-

Digitized by Google

wicklungen sind weder aus vorher bestehenden Stücken zusammenzusetzen, noch ist es jeweils so in einem Augenblick gegeben, daß sich seine Zustände für alle Zukunft berechnen ließen, weil alle Berechnungen nur einen festen Zustand aus dem andern seinem Inhalt nach entwickeln. In beiden Hinsichten wäre die Zeit gleichgültig, denn das Leben ließe sich in der einen beliebig umkehren, in der andern beliebig zusammendrücken — während es in Wirklichkeit ein in und mit seinen Inhalten selbst begründetes Vorher und Nachher ist. Hier unterscheiden sich die Theorien, die die Gestaltungen des Lebens aus ihrer Zweckmäßigkeit herleiten wollen, gar nicht von den mechanistischen. Denn auch für sie ist alles Leben bereits gegeben und nur die Verwirklichung eines vorliegenden Planes und Zweckes; in welchem Zeitverlauf diese Verwirklichung geschieht, ist für den Plan selbst prinzipiell gleichgültig: der Finalismus ist nur ein umgekehrter Mechanismus. Da sich das Leben also nicht aus Elementen vorberechenbar zusammensetzt; da das Spätere nicht bloß eine andere Zusammensetzung des Früheren ist, sondern jeder Moment eines Lebens etwas ist, was es so in ihm noch nicht gab — so sind seine Entwicklungen in jedem Augenblick etwas Schöpferisches. Das bedeutet: so wenig wie die Zeit sich wiederholen kann, weil das kontinuierliche Fortschreiten ihr Wesen ist, so wenig kann es irgend ein Lebensmoment. Jeder vielmehr ist dem Vergangenen gegenüber ein Neues, während die mechanistische Wissenschaft nichts Neues zugeben kann. Denn welche Gleichheit zweier Momente eines Lebens wir auch annehmen wollten — schon dadurch, daß der erste dem zweiten vorangegangen ist, ist dieser zweite in einer, für den ersten ganz unerreichbaren Weise modifiziert. Es ist z. B. ganz unmöglich, denselben Gedanken genau zweimal zu denken, denn wir denken ihn das zweite Mal mit einer seelischen Energie, die durch sein erstes Denken doch irgendwie anders geworden ist, als sie bei diesem ersten Denken war. Dem Prinzip des Mechanismus, der das Wirkliche aus gegebenen Stücken zusammensetzt, es aus fertigen Voraussetzungen ableitet, im letzten Grunde nur Gleiches wiederholen läßt — ist der Lebensprozeß ganz fremd. Denn für jenes bewirkt die Gleichgültigkeit oder künstliche Schematik der Zeit, daß das Vergangene völlig verschwunden ist, jeder Zustand ist nur Gegenwart, die immer die Resultate sehr verschiedener Ursachen sein kann, während das Leben, sowohl in der Entwicklung der Arten wie im Individuum, Geschichte hat, d. h. jede Gegenwart die ganze Vergangenheit voraussetzt. Da

Digitized by Google

diese Vergangenheit aber stetig mehr wird, so kann kein Moment des Lebens einem andern wirklich gleichen. Deshalb ist das Künftige nicht aus dem Früheren oder Jetzigen berechenbar — was kein Manko des Erkennens ist, das ausgeglichen werden könnte, sondern die positive Qualität des Lebens. Das Leben ist ein ununterbrochenes, fließendes Schaffen von Neuem, so noch nicht Dagewesenem, es erschöpft sich nicht in der Form von Ursache und Wirkung, die schließlich immer nur Gleiches aus Gleichem entwickelt, sondern ist eine ganz ursprüngliche schöpferische Bewegung, die nicht berechnet werden kann wie ein Mechanismus, sondern nur erlebt.

Ich sehe hier eine tiefgelegene motivische Verwandtschaft mit Nietzsche, die man auf die Formel bringen mag: daß das Leben und seine Höhe nicht auf das zu begründen ist, was unterhalb seiner liegt. Nur daß dies bei dem Naturphilosophen Bergson auf die Wirklichkeit des Lebens, bei dem Moralphilosophen Nietzsche auf seinen Wert geht. Nietzsches ganzer Haß richtet sich dagegen, daß die höchstentwickelten Erscheinungen des Lebens — die Menschen der jeweilig gesteigertsten Kraft und Schönheit, Vornehmheit und Schöpfermacht, Größe und Tiefe — ihre Legitimation und ihren Wertmaßstab aus den zurückgebliebenen Schichten des Menschentums holen sollen: aus ihren Wirkungen auf die Masse, aus dem, was die Zukurzgekommenen, die Mühseligen und Armen an Geist von ihnen haben. Dieses Sichherunter- und Zurückbeugen lasse das aufwärtsstrebende Leben — und Leben im eigentlichen Sinne ist es nur, insoweit es aufwärts zu einem noch nicht erreichten Teilstrich der Entwicklungsskala strebt — verkümmern, es ziehe seine Werte in perverser Weise aus der Schicht, die sie ihrer Natur nach gar nicht hergeben könne. Besteht der Wert des Lebens unserer Art in der Höhe, die seine höchsten Exemplare erreicht haben, so streckt er sich dem entgegen, was über ihm ist und kann nie aus der Beziehung zu dem herausgewonnen werden, was unter ihm ist und das überstiegen zu haben ja gerade seinen Wert ausmacht. Und so kann für Bergson das Leben nur aus sich selbst wachsen, es drängt nicht nur, in jedem Augenblick schöpferisch, nach vorwärts, sondern dieses Schöpfertum des noch nicht Dagewesenen, dieses Hinausgreifen in das Unberechenbare ist sein eigentliches Wesen und es ist deshalb völlig unmöglich, es aus den kombinierten Elementen tieferer Ordnung, den bloß physikalischen und chemischen, zu entwickeln, wie die mechanistische Lebenstheorie zu können meinte.

Digitized by Google

Dennoch, irgendwie sind die mechanistischen Prinzipien in Physik, Chemie, Psychologie auf das Leben anwendbar. Zwischen dem Bilde der berechenbaren, diskontinuierlichen kausalen Welt und dem unberechenbaren, weil fortwährend neuen Leben besteht eine Beziehung. Während diese aber bisher dazu benutzt wurde, das Leben aus dem Mechanismus als seiner Voraussetzung abzuleiten, versucht Bergson das umgekehrte: den Mechanismus aus dem Leben abzuleiten. Hier steht nun zunächst eine metaphysisch-kosmologische Vermutung. In allem Dasein und als den Kern jeder Welterscheinung sieht Bergson ein absolutes, treibendes Leben, eine in sich einheitliche Schwungkraft, die Kraft in allen Kräften. Es ist diese Einheit des Lebensantriebes, aus der allein die organische Entwicklung begreiflich wird. Wenn zweifellos eine „Entwicklungs"-Reihe des Sehorgans durch die Tierarten hindurch von dem Pigmentfleck des Infusoriums bis zum Auge der Wirbeltiere führt; wenn ein höchst komplizierter Bau dieses Organs in ganz gleicher Weise an Gattungen auftritt, die ihn erst nach ihrer Abzweigung von einem vielleicht gemeinsamen Urstamm erworben haben können, so ist die mechanistische Erklärung Darwins durch angesammelte Zufälle, die einen Querschnitt durch die fließende Entwicklung an den andern reiht, genau so unzulänglich, wie die teleologische, die dieses Werden nach der Analogie eines menschlichen Maschinenbauens konstruiert. Ohne weiteres aber hebt sich die prinzipielle Schwierigkeit, wenn diese ganze Entwicklung eine einzige, durch die Jahrtausende erstreckte Lebensbewegung ist, wie sie, nur in engerem Zeitmaße, an einer Bewegung meines Armes besteht, die auch verschiedene Stadien durchläuft und sich für den Mechanismus auch aus gesonderten Muskel- und Nervenvorgängen zusammensetzt, innerlich aber eine daraus gar nicht herzuleitende, von Anfang bis zum Schluß unteilbare Einheit eines Schwunges ist. Dieser ursprüngliche, universale Trieb, der an und für sich ganz und gar Leben ist, spaltet sich dauernd in zwei Richtungen: nach oben, seine Vitalität fortsetzend, zum menschlichen Bewußtsein, in dessen freien schöpferischen Taten er zuhöchst sich ausdrückt; nach unten, ermattend, seine Kraft, Einziges zu schaffen, einbüßend und in bloß Allgemeines versinkend, zu der Gleichförmigkeit des Mechanismus herabsteigend, kurz zur Materie werdend, in der es nichts Neues geben kann und die durch Gleichungen auszurechnen ist. Das universale Leben gleicht dem Dichter, der die gleichgültige Masse der Worte, wie der Lexikograph sie vorstellt, mit originalem, schaffendem, zusammenhaltendem

Digitized by Google

Leben durchströmt; sobald aber seine Schöpferkraft erlahmt, fallen ihm die Worte zu einer toten, mechanischen Masse auseinander. Das Nebeneinander der Atome, auf das der Mechanismus anwendbar ist, gleicht dem bloßen Nebeneinander der Worte, das nicht mehr von der Lebenskraft eines Sinnes durchblutet ist.

Wie sich diese beiden Richtungen des universalen Daseins in jeder Existenz überhaupt kreuzen, so vor allem in der menschlichen. Fortwährend kämpft in uns das lebendige, freie, schöpferische Ich mit der Materie und ihrem Mechanismus, der zwar vom Leben geschaffen, aber nun vom Leben verlassen ist, und deshalb der Physik und Chemie unterliegt — oder der psychologischen Analyse. Alle Komik besteht nur in dem plötzlichen Anschaulichwerden dieses Kontrastes, nur darin, daß wir etwas Mechanisches da erblicken, wo wir dem Sinne der Situation nach etwas Lebendiges sehen sollten. In der wunderlichen Tatsache, daß wir über einen stolpernden Menschen lachen, steckt eben jener frappierende Dualismus, daß ein beseelter übermechanischer Lebensakt, wie das zielbewußte Gehen des Menschen, plötzlich der reinen Mechanik von Hemmung und Schwerkraft gehorcht. Oder wenn uns die bloße Nachahmung von Gang und Geste eines Menschen, der an und für sich keineswegs lächerlich ist, als etwas Komisches erscheint, so tritt auch hier das mechanistische Prinzip der Wiederholung des Gleichen an einem Lebendig-Individuellen auf, das von sich aus diesem Prinzip widerstrebt und in solcher äußerlichen Vereinigung mit ihm den humoristischen Kontrast ergibt.

Wichtiger aber als die Deutung der Rolle, die die mechanistisch wirkende Materie objektiv in dem Dasein und der Entwicklung der Welt überhaupt spielt, ist ihre Herleitung als einer Vorstellung in den menschlichen Subjekten. Hier ist Bergsons erstes Motiv: alles Materielle und Mechanische ist Erzeugnis und Gegenstand des logischen Verstandes. Aus dem Ganzen des Daseins, das, trotzdem eine Tendenz in ihm dauernd auf bloße Materialität, auf Herabsinken zu indifferenter Räumlichkeit geht, doch als Ganzes niemals von dem großen Lebensschwung verlassen wird — aus diesem schneidet unser Verstand einzelne Stücke heraus, die von der rastlosen Bewegtheit des Ganzen abgeschnürt werden und nicht mehr durch die Gesamtströmung, sondern nur durch Anstöße von außen bewegt werden. Der Grund dieses eigentümlichen Verfahrens unseres intelligenten Denkens ist, daß unser Verstand überhaupt gar nicht dazu gemacht ist, die reine Wesenheit der Dinge zu erkennen, daß ihm das Erkennen um des Erkennens

Digitized by Google

willen ursprünglich ganz fern liegt; er ist vielmehr nur ein Werkzeug des Handelns, er dient nur unseren praktischen Zwecken in der Welt. Dazu aber ist es für ihn erforderlich, die Dinge berechnen zu können, mit ihnen als mit fest umgrenzten, mechanisch behandelbaren zu verfahren. Schließlich geht das Interesse des Intellekts immer auf Herstellung irgendwelcher „Werkzeuge", mit denen wir unser Milieu praktisch beherrschen können, und Werkzeuge lassen sich immer nur aus bereitliegendem Material herstellen, sind immer ein anorganisch Starres — auch wenn es die Werkzeuge einer rein geistigen Vornahme in einer Geisteswissenschaft sind —, gehen auf Herstellung einer Vielheit gleicher Produkte. Dies ist der äußerste Gegensatz zum Leben, dessen Wesen Bewegtheit ist; denn, so paradox es klingt, die Bewegtheit der Körper als solche geht unser Handeln nichts an. Dieses ist nur dafür interessiert, wohin ein bewegter Körper geht und an welchem Punkte seiner Bahn er sich jeweils befindet — also nicht die Bewegtheit, das Fortschreiten selbst, sondern die festen Lagen, die aneinandergereihten Unbewegtheiten, die fixierten Pläne, ihre Realisiertheit oder ihre Hindernisse sind für uns praktisch wichtig und die Bilder des Intellekts schaffen uns diese stabile, mechanische, mathematische Welt. Wäre dieser Intellekt zu reiner Erkenntnis als solcher bestimmt, so müßte er die Bewegung, jenes eigentlich Reale, das zwischen zwei Ruhepunkten und Festigkeiten liegt, sich zum Gegenstande machen. Der Intellekt zerschneidet den Stoff des Lebens und der Dinge, um ihn zu Werkzeugen, zu Systemen, zu Begriffen zu machen. Er ist das nach außen gewandte Leben, das sich das Verhalten der anorganischen Natur, die mechanistische Berechenbarkeit aneignet, um die Dinge für seine praktischen Zwecke auszunutzen; und Bergson macht hierbei die tiefe Bemerkung, daß unsere Logik fast durchgehends die Logik der festen Körper ist. Sie ruht im wesentlichen — gerade wie der Mechanismus — auf den Grundbegriffen Identität und Anderssein. Aber gerade diese sind für seelische Zustände — nach deren Analogie Bergson das Weltdasein auffaßt, die für ihn dessen Erstes und Letztes sind — völlig ungültig. Der Gegensatz der Identität und des Andersseins verschwindet in der Kontinuität des Sichänderns. Und hierbei sei bemerkt: gerade indem sich Bergson in solche Nähe des Pragmatismus begibt, für den alle Erkenntnis nur daraufhin entsteht und daraufhin „wahr" ist, daß wir mit ihrer Hilfe im Leben uns erhalten und vorwärtskommen — gerade damit überwindet er ihn. Denn während er diese Nützlichkeit als

Digitized by Google

Ursache und Kriterium der wissenschaftlichen Erkenntnis zugibt, sie aus ihrem idealen Reich in die Praxis verpflanzt, verkündet er: dies ist gar nicht die reine und eigentliche Wahrheit. Was wir Erkenntnis nennen (und tatsächlich ist alle wissenschaftliche Erkenntnis = Mechanistik) ist nicht Wahrheit zum Zwecke der Praxis, sondern Verfälschung zum Zwecke der Praxis.

Es ist hier im allgemeinen nicht meine Absicht, in eine Kritik der Bergsonschen Theorien einzutreten; die fundamentalen Gedanken großer Philosophen haben ja überhaupt das Eigentümliche, daß „Widerlegungen", die ihnen in der Ebne der Logik, ja der empirischen Tatsachen begegnen, das Letzte und Wesentliche ihrer Bedeutung nicht aufzuheben imstande sind. Sie bleiben als Offenbarung von typischen Geisteshaltungen und deren erlebtem Verhältnis zur Welt bestehen, auch wenn die sachlichen Behauptungen, in denen dies Aussprechbarkeit gewonnen hat, als sachliche nicht haltbar sind. Immerhin möchte ich an einer gewissen Problematik der Bergsonschen Stellungnahme nicht einfach vorübergehen. Wenn unser Verstand die Wirklichkeit nicht als Wirklichkeit erfaßt und als Werkzeug des Handelns auch gar nicht erfassen kann, wenn er uns statt ihrer lauter irreale Symbole bietet, auf die hin wir zu handeln haben — wie kommt es, daß dieses Handeln, das doch selbst eine Realität ist und in der realen Welt verläuft, in real förderlicher Weise verläuft? Die Welt, die ihm antwortet, ist nicht jene fiktive, intellektgefälschte, sondern die absolut wirkliche — und dennoch antwortet sie auf die falsch gestellte, sie eigentlich gar nicht treffende Frage mit einer Antwort die — wenigstens im allgemeinen — nicht nützlicher, erwarteter, genauer sein könnte, wenn sie auf tatsächlich richtige Voraussetzungen hin erfolgte! Hier scheint mir die innerliche Unverbundenheit der wirklichen, d. h. vitalen und der mechanistischen Welt einen Spalt zwischen den subjektiven Voraussetzungen und den objektiven Erfolgen unseres Handelns zu lassen, über den ich bei Bergson keine Brücke finde. Und wie Bergson ihn als Tatsache nicht fühlbar macht, so ebensowenig als Wertmoment. Es ist als ob er die Tragik davon gar nicht bemerkte, daß das Leben, um nur existieren zu können, sich in Nichtleben verwandeln muß. Innerhalb der tiefen Paradoxien des Christentums wäre das möglich: „Wer seine Seele verliert, der wird sie gewinnen." Dort dagegen ist ja alles auf das Leben als auf das Absolute gestellt, und daß dies gerade seiner eigenen Aufhebung, der Erstarrung zu seinem eigenen Gegenteil bedarf, nicht

Digitized by Google

um einer tragischen Dialektik, nicht um eines metaphysischen Dualismus willen, sondern einfach um seine Wirklichkeit äußerlich durchzusetzen — das ist viel dämonischer, als wenn jene tieferen Notwendigkeiten es begründeten; gerade wie es die erschütterndste Tragik mancher Schicksale ist, daß sie es zu keiner rechten Tragik bringen können.

In welche wertmäßigen Folgen aber diese Theorie auch verlaufe, als Tatsache jedenfalls hält sie fest, daß der Intellekt bisher nicht imstande gewesen ist, das Leben zu begreifen — wovon der tiefere Grund vielleicht der ist, von dem diese Seiten ausgehen: daß das Leben, sobald es als das physisch und metaphysisch Erste und Absolute gilt, überhaupt nicht „begriffen" werden kann. Und deshalb — so schließt Bergson weiter — kann, da die Weltwirklichkeit in ihrem Grunde Leben ist, auch die Welt in ihrer Ganzheit und Einheitlichkeit nicht vom Intellekt bewältigt werden, sondern nur die herausgeschnittenen Stücke, in die sie zwar nachträglich zu zerlegen, aus denen sie aber nicht wieder zusammenzusetzen ist. Wie sollten wir denn auch mit unsern Verstandesbegriffen das Ganze und Volle des Lebens begreifen können, da sie selbst ja weiter nichts sind als Mittel, die das Leben in einem seiner Zweige, dem menschlichen, als dessen Werkzeug, sich in seinem Milieu durchzusetzen, erzeugt hat? Der Verstand verhält sich gar nicht anders als unsere Sinne, die auch gerade nur auf das eingestellt sind, was wahrzunehmen für uns nützlich ist. Der Wolf nimmt sicherlich Lamm und Ziege nicht als unterschiedene Wesen wahr, sondern sieht nur „Beute". So sind auch unsere Sinne nur Möglichkeiten des Handelns, gerade wie unser gesamter physischer Organismus, Mittel, uns mit der Materie, an die wir im Praktischen wesentlich gewiesen sind, auseinanderzusetzen. Der Intellekt ist nur eine Fortsetzung und Verfeinerung davon in der gleichen Richtung, sozusagen nicht selbst Leben, sondern ein Apparat, den eine Verzweigung des Lebens um ihres unorganischen Milieus willen sich bereitet hat. Wie sollten solche Teilchen dem Ganzen nachkommen, ein partieller Niederschlag des Lebensgeschehens diesem selbst? Gewiß, die Wissenschaft muß so verfahren, muß immer mehr einzelne Elemente aus dem Leben herausgewinnen, immer Begriffe und Methoden des Verstandes darauf anwenden, und das Ende davon ist nicht abzusehen. Aber sie bleibt immer die Asymptote des Lebens, und die Erfahrung zeigt, daß das eigentlich Lebendige des Lebens, sein Schöpferisches und Einheitliches, immer weiter zurückweicht, je weiter man die Mikroskopie treibt, je mehr man Teil neben Teil setzt,

Digitized by Google

je mehr isolierte feste Begriffe auf das Leben angewendet werden. Lebt das Leben erst einmal, so können wir seine fertigen Erzeugnisse der Physik und der Chemie unterwerfen. Aber den Augenblick des Lebens selbst haben diese Elemente schon hinter sich gelassen, und zu meinen, man könne es daraus zusammensetzen, ist als wenn man ein zerschnittenes Bild zusammenkleben und sich daraufhin für seinen Maler halten wollte. Den wesentlichen Irrtum und die Quelle aller Widersprüche der philosophischen Weltdeutungen sieht Bergson darin, daß die Philosophen Verstandesbegriffe, die gar nicht für das „interesselose" Begreifen der Welt da sind, sondern für deren praktische Beherrschung, zu dem Versuche benutzt haben, das reine Wesen des Weltlebens zu erkennen. So, wenn die Welt oder die Seele als Einheit oder als Vielheit bezeichnet wird, ihre Entwicklung als Differenzierung und Integrierung usw. Dies alles ist Konstruktion der Entwicklung, des Werdens, das allein real ist, aus Bruchstücken des Entwickelten, Gewordenen. Das Denken kann wohl aus der beweglichen Realität feste Begriffe ziehen, indem es sie zum Zweck des praktischen und wissenschaftlichen Verfahrens mit ihr stillstellt, erstarren läßt, zerschneidet, mechanisiert; niemals aber kann umgekehrt, wie es z. B. Spencer und die sensualistische und experimentelle Psychologie will, aus den festen, als fertig angesehenen Elementen und Begriffen die Bewegung zurückgewonnen werden.

Indes, ein Wissen um Welt und Leben müßte möglich sein — gleichviel wie weit wir es realisieren können —, das nicht ein Mittel ist, durch den Verstand mit seinen Formen die Lebenshaltung durchzuführen. Denn es sind doch nicht nur die Verstandesformen in uns, diese von der ewig bewegten Entwicklung ans Ufer geworfenen Festigkeiten und starren Schemata, sondern das Leben selbst ist in uns; unser tatsächliches Leben — nicht das nachträglich in intellektuellen Rahmen gespannte und gespiegelte — ist doch selbst ein Weiterschwingen jenes absoluten und einheitlichen Lebensschwunges, der das kontinuierliche Sein, d. h. Werden der Welt, bedeutet. Die *seelische* Gestalt, in der dieser sich durch die Organismen hindurchsetzt, ist der Instinkt. Es gehört zu Bergsons originellsten Gedanken, daß der Instinkt nicht eine Vorstufe ist, aus der sich der Intellekt entwickelt, ebensowenig auch eine Nachfrucht des Intellekts, eine unbewußt gewordene Aufhäufung einzelner Erfahrungen der Gattung; sondern eine ursprüngliche, den eigentlichen Lebenszusammenhang bewahrende Art des Verhaltens *neben* der intellektuellen. Wenn

Digitized by Google

manche Wespenarten ihre Opfer, Raupen oder Grillen, genau in das Nervenzentrum stechen, so daß sie sie gerade nur lähmen, aber nicht töten, so ist es ein Nonsens, dies für „vererbte Erfahrung“, die im Kampfe ums Dasein erworben wäre, zu halten. Vielleicht, daß die „Wissenschaft“ darüber nicht hinaus kann; dann liegen hier eben ihre Grenzen. Der „Instinkt“ der Wespe besagt in diesem Fall, daß sie und ihr Opfer gleichsam eine organische Einheit sind und daß die Wespe gar nicht zu „wissen“ braucht, wo die empfindlichen Stellen ihrer Opfer liegen, sie auch gar nicht zu sehen braucht; sondern sie verhält sich wie wir uns beim Heben eines Armes verhalten, wobei wir doch auch nicht wissen, welche Muskeln wir zu innervieren haben, wo die Angriffspunkte von Nerven, Muskeln, Gelenken liegen. Wir brauchen das nicht zu wissen, weil wir ein Leben sind, das von vornherein die Einheit seiner Stationen besitzt — also sie eigentlich nicht als Stationen, im Sinn fester Aufenthalte und Abgegrenztheiten besitzt —, die das Wissen nachträglich als solche herstellt. So also steht die Wespe mit ihrem Opfer in einer Lebenseinheit, die man Sympathie nennen kann. Dieses unmittelbare Mitfühlen eines andern Lebens, bloß weil auch dieses eine Welle desselben Lebensstromes ist wie wir, ist doch auch in uns; sie tritt z. B. am Porträtkünstler hervor, wenn er das bloße Nebeneinander der Züge mit einem Leben durchströmt und vereinheitlicht, das der äußere, nur vom Intellekt erfaßte, räumliche Aspekt des Modells nie enthält. Nun ließe sich wohl denken, daß dieses nicht begrifflich vermittelte Wissen sich nicht nur an ein anderes Individuum, sondern an die Wirklichkeit überhaupt wendete. Während der Verstand uns die Dinge dadurch erkennen läßt, daß er sie in Formen faßt und sie für sich sozusagen erst zurechtmacht, würde hier ein mit der Sache selbst zusammenfallendes Erschauen ihrer stattfinden — ein metaphysisches Ergreifen, kein wissenschaftliches, das von Bedingungen abhängt. Es ist das Wissen, das im Miterleben besteht, darin, daß wir uns aus der gewohnten Schematik des Denkens in die Strömung des Lebens selbst hineinversetzen, die das reale Werden der Dinge ist — und es gibt nur werdende Dinge. Denn jeder Moment ist schon dadurch ein anderer als der frühere, daß er der spätere ist. Dieses kontinuierliche Werden nennt Bergson die Durée (denn nur in fortwährendem Anderswerden können Dinge dauern, weil bei wirklich ungeändertem Beharren ja der Anfang und das Ende dieses Zustandes nicht zu unterscheiden wären, also zusammenfallen müßten, das Ding

Digitized by Google

also gerade nicht dauerte); jene Mitwissenschaft, die eigentlich eine metaphysische Mitseinsschaft ist, nennt er die Intuition, die also nur die subjektive Seite der Strömungseinheit des Daseins ist. Freilich stellt sie uns wohl eine unlösbare Aufgabe, zeigt eine Möglichkeit, der sich unsere Wirklichkeit immer nur nähern kann. Denn Erkennen ist schließlich immer an Begriffe gebunden, es bleibt dem Sein immer gegenüber, ein Subjekt dem Objekt, und mit seiner Vollendung, die den Abstand überwände, die es wieder in das Sein zurückschmölze, wäre es als Erkennen aufgehoben. Der Instinkt ist etwas Dunkles und Dumpfes, er kann nicht zum Bewußtsein heben, was er als Realität besitzt; Bergson darf deshalb aussprechen, der Instinkt könnte uns, vermöge seiner Einwurzelung im Sein, alle Fragen lösen — aber er stellt sie nicht; der Verstand stellt zwar alle Fragen, aber er kann sie nicht lösen. Auch Bergson weiß nichts anderes zu sagen, als daß die Intuition immer flüssigere, sich immer erneuernde, der Wirklichkeit sich immer näher anschmiegende Begriffe liefern müßte, immer aus der Analytik und Symbolik, in der die Wissenschaft sich unvermeidlich bewegt, dem unmittelbaren Leben der Dinge zustrebte. Aber schließlich kann er es nicht überwinden, daß Erkennen immer ein Erfassen ist und eine Distanz zwischen Erkennendem und Erkanntem setzt, von der aus die Identität des Seins wohl erstrebt aber nicht erreicht werden kann. Immerhin, es bleibt der tiefe Gedanke, mit dem diese Lebensphilosophie über jene tragische, in tausend Formen ausgedrückte Unerreichbarkeit ein dennoch versöhnendes Licht fallen läßt: die Intuition bedeutet, daß das Leben nur vom Leben begriffen werden kann — gewissermaßen die Weisheit des Empedokles, daß Gleiches nur durch Gleiches zu erkennen ist. Mechanistisches denkend sind wir selbst Mechanismen, Lebendiges denkend sind wir lebendig. Und darum ruht auf dem Grunde dieser Philosophie der Trost: wir verstehen wirklich und von innen her nur das Lebendige, weil wir selbst lebendig sind. Alles Übrige können wir berechnen, kombinieren, benutzen. Aber letzten Endes ist auch dies Übrige ein Lebendiges: das Anorganische ist objektiv nur ein Ermatten des Lebensschwunges, subjektiv ist alles Mechanistische nur ein Symbol und ein Mittel für peripherische Verhältnisse, darunter und darin ist als eigentliche absolute Realität ebenso wie dort das Leben. Und damit, daß auch der Mechanismus, der Gegensatz des Lebens, aus dem Leben kommt, ist allerdings, im metaphysischen Bilde, die Verbindung des Geistes mit allem Dasein, mit der zentralen Strömung, die alles

Digitized by Google

Dasein trägt oder vielmehr ist — diese Verbindung ist prinzipiell gewonnen.

So wird die Skizzierung der Bergsonschen Gedanken jene Verlegung des Unfraglichen, alles Begründbare aus sich Entlassenden, in den Lebensbegriff erwiesen haben, von der als von der entscheidenden Wendung des modernen Weltbildes diese Seiten ausgingen. Die Wissenschaft hat das Leben zu etwas Mittelbarem gemacht, das aus Stücken, Elementen, Vorbestehendem herzuleiten wäre — Bergson macht es entschlossen zum Ersten und Zentralen, stellt es in den Absolutheitspunkt des Daseins; alles was nicht den Charakter des Lebens, d. h. der Einheit des fortwährend sich Wandelnden hat, ist sekundäres Gebilde — kosmisch als das herabgesunkene Leben, menschlich als die Schematisierung und Zerschneidung des Lebens, um uns damit hantieren zu lassen. Der Abstand von Denken und Welt ist damit als einer erkannt, der nur für das Denken, nicht für die Welt besteht.

Freilich, ob der Charakter des absoluten Fließens, den Bergson dem Leben zuspricht, diese Leistung tragen kann, ist mir nicht ohne weiteres gewiß. Die geistige Sehnsucht der Menschen und des Menschen pendelt zwischen dem Festen und dem Fließenden und für eines als das Definitive scheint sie sich schließlich entscheiden zu müssen. Von Parmenides und Heraklit bis zu Bergson spielt dieser Prozeß sich ab: dem Festen, das das wahrhaft Wirkliche und Letzte ist, soll das strömend sich Ändernde, das nicht schlechthin verneint werden kann, irgendwie abgelauscht werden, das Fließende andrerseits, sobald mit ihm das schlechthin Wahre ergriffen wird, soll irgendwie das Stabile und Bleibende hergeben. Auch Bergson steht nicht wirklich über diesen Parteien, sondern auf der Seite der einen, nach der Seite der andern hin unvermeidlich eine Unbefriedigtheit hinterlassend. Vielleicht wird die Philosophie ihren nächsten Schritt mit der Eroberung eines Begriffes vom Leben tun, mit dem dieses sich wirklich jenseits jener Gegensätze stellt, in eine Höhe, von der aus das Fließen des Realen wie des Idealen und die Festigkeit beider die Absolutheit ihres Gegensatzes verlöschen und als die Offenbarungsweisen einer für jetzt noch unsagbaren Einheit des metaphysischen Lebens erschaut werden.

Digitized by Google

Wilhelm v. Bode und seine jüngeren Kollegen.

Von Gustav Pauli.

Den Generaldirektor der preußischen Museen malte man sich gern als einen ganz besonders sympathischen Würdenträger aus — als eine Art Minister für die schönen Künste, der den Glanz seiner amtlichen Stellung durch das Ansehen eines berühmten Namens in der gelehrten Welt erhöht, der gerecht und milde sein weites Ressort regiert und über dessen Grenzen hinaus seinen Einfluß mit geräuschloser Diskretion geltend macht. Die Außenwelt merkt nichts davon, daß die eigentlichen Sympathien eines solchen Generaldirektors nach wie vor den Spezialgebieten seiner Forschungsarbeit gehören; auch erfährt sie es nicht, daß er der neuen Kunstrichtung keineswegs gewogen ist. Und das ist er selbstverständlich nicht, weil diese Richtung sehr jung ist und seine Exzellenz einigermaßen bejahrt sind. Mein Gott! Beim besten Willen kann nicht jeder bis in die Siebzig hinein nach Goethes schönem Wahrspruch immer wieder sterben und werden. Somit läßt er die junge Künstlerschaft resigniert gewähren und würde sich unter keinen Umständen zu Manifestationen des Unwillens gegen ihr Tun und Treiben hinreißen lassen, da die Erfahrung eines langen Lebens ihn darüber belehrt hat, daß der Erfolg davon nur der sein könne, sich unbeliebt zu machen. — In den Beziehungen zu jüngeren Museumsleitern beobachtet der Generaldirektor eine streng sachliche, aber gleichzeitig wohlwollend kollegiale Haltung. Er vermeidet es in Ansehung des Übergewichtes seiner Stellung grundsätzlich, sich unaufgefordert in die Angelegenheiten außerpreußischer Museen zu mischen. Wo er aber einmal sich genötigt sieht, in solchen Fällen seinen amtlich begehrten Rat zu erteilen, da versteht er es, seine Ansicht in Formen zu kleiden, die jeden Gedanken daran ausschließen, als wolle er etwa die Stellung eines jüngeren Kollegen erschüttern. —

Diesem Idealgemälde eines Generaldirektors der preußischen Museen entsprach Herr von Schöne durchaus. Herr von Bode entspricht ihm weniger. Das hat er uns selbst bewiesen durch sein Verhalten gegen die jüngeren Museumsdirektoren, die in den letzten Jahren sein Mißfallen erregt haben.

Man vergegenwärtige sich die Situation! Auf der einen Seite steht der berühmte Chef eines großen Verwaltungsressorts, der über ein Kontingent von dienstbeflissenen, mehr oder minder von ihm abhängigen Mannen in der Gelehrtenwelt und in der Presse gebietet. Er verfügt

Digitized by Google

über außerordentliche finanzielle Mittel. Ein Wort von ihm kann eine Karriere beflügeln oder abschneiden. Auf der anderen Seite steht ein jüngerer Museumsdirektor, der mit einem beschränkten Etat, mit einer manchmal schwierigen Aufsichtsbehörde und mit der Gegnerschaft von ebenso kampfbereiten wie verständnislosen Philistern im Publikum zu rechnen hat. In beständigem Ringen mit den Hemmnissen einer solchen Situation gelingt es ihm, seiner redlichen Überzeugung folgend, eine anregende Kunstsammlung zu bilden. Er gewinnt das Vertrauen seiner Vorgesetzten, die opferwillige Hilfe reicher Gönner und seine junge Schöpfung erblüht unter dem Beifall wachsender Freundeskreise. Da trifft ihn der Zorn des Generaldirektors in Gestalt eines kritischen Artikels. Diese Kritik ist nicht wohlwollend, nicht schonend, nicht kollegial, sondern vernichtend. Sie warnt die Vorgesetzten und die Mäzene, sie spricht von Vergeudung kommunaler Mittel (alle Steuerzahler horchen auf) und macht die Ambitionen lokaler Künstlermächte mobil. Von den kampfbereiten Philistern wird diese Kritik mit Hurrageschrei begrüßt und kolportiert. Kurzum, sie kommt wie ein Hagelschauer über junge Saaten.

In der Tat hätten die Kritiken, die Bode 1910 in der „Museumskunde" an der städtischen Skulpturensammlung in Frankfurt und neuerdings im „Kunstfreund" an der Sammelpolitik der deutschen Städte geübt hat, schlechthin mörderlich wirken müssen, wenn — sie alles das gewesen wären, was sie nicht waren — nämlich: gerecht, objektiv und wohlbegründet. Somit aber fiel es 1910 dem Direktor Swarzenski leicht, seiner Exzellenz etliche Fahrlässigkeiten, tendenziöse Übertreibungen und falsche Behauptungen nachzuweisen. Aus dem Duell ging daher nicht Swarzenski als der Geschädigte hervor, sondern Bode.

Das Schauspiel scheint sich jetzt wiederholen zu sollen. Bode veröffentlicht einen Artikel nicht über, sondern gegen die neueren städtischen Museen, der sich durch seine gehässige Tendenz wie durch seine handgreiflichen Übertreibungen gleich unliebsam charakterisiert. Es heißt da in Kürze etwa so: Die Kunstsammlungen der deutschen Städte, von denen „eine Reihe der größesten" seit kurzem „von jungen und jüngsten (?) Kunsthistorikern" geleitet werden, verschwenden „Hunderttausende und selbst Millionen (?) für „modernste" Kunst.*) Ich bitte die Superlative zu beachten.

Nach heutigem Sprachgebrauch und in Erinnerung an einen früher im Kunstfreund erschienenen Artikel Bodes muß der Leser hiernach

*) Vgl. Der „Kunstfreund", Aprilheft.

Digitized by Google

annehmen, daß die Bürgermeister und Museumsdirektoren der deutschen Großstädte eine allerdings schwer begreifliche Leidenschaft für Werke der Kubisten, Futuristen und Expressionisten in verschwenderischen Ankäufen betätigten. Der zunächst betroffene Hallenser Direktor Sauerlandt hat hierauf die erforderliche Antwort in optima forma tapfer und sachlich in der Frankfurter Zeitung vom 1. April erteilt. Bode repliziert (Kunstfreund, Maiheft), indem er seine Vorwürfe in gereizterem Tone wiederholt und erweitert, ohne sie darum besser zu dokumentieren. Unbequeme Tatsachen bestraft er, indem er sie ignoriert. Mit Erstaunen vernehmen wir nun, daß er den seligen Cézanne und den sechzigjährigen Hodler zu den „Modernsten" rechnet. Natürlich würde damit seine Behauptung von den für diese Modernsten in den Museen verschwendeten Millionen immer noch nicht stimmen, andererseits aber wird Dr. Sauerlandt hieraus mit Genugtuung entnehmen, wie recht er hatte, als er schrieb, daß Bode anscheinend darauf verzichtet habe, „in seinem Urteil über moderne Kunst ernst genommen zu werden". Außer Halle werden jetzt auch noch Stettin und Bremen als warnende Exempel für die Verschlechterung der musealen Sitten angeführt. Nachdem der zweite der betroffenen Direktoren darauf in der Frankfurter Zeitung vom 8. Mai geantwortet hat, sei nun auch dem dritten eine Erklärung vergönnt.

Zwei Überraschungen hat der Bodesche Artikel dem Unterzeichneten bereitet — zunächst die angenehme, noch zu den „jungen und jüngsten" Museumsdirektoren gezählt zu werden, und dann die unangenehme, in seiner Wertschätzung alter Kunst verdächtigt zu werden. Bode schreibt: „Diese Bevorzugung der modernen vor der alten Kunst hat auch Direktor Pauli dazu geführt, die zum Teil sehr guten holländischen Gemälde der Bremer Kunsthalle . . . aus den oberen Kabinetten, in denen sie vorzüglich zur Geltung kamen, in das Erdgeschoß unmittelbar neben die Ablage der Schirme und Stöcke zu verbannen. Hoffentlich wird die sehr wertvolle und umfangreiche Sammlung alter Meister in der Hamburger Kunsthalle bei der Neuaufstellung nicht ebenso behandelt werden." — — — — Neben die Ablage der Schirme und Stöcke verbannt! Man stellt sich eine Dependance der Garderobe vor!

Hier wird einer internen Verwaltungsmaßregel ohne Kenntnis der lokalen Verhältnisse eine verkehrte Begründung untergeschoben, deren Tendenz darauf hinausgeht, daß Direktor Pauli den Wert der alten ihm anvertrauten Kunst mißachte.

Digitized by Google

Darauf ist folgendes zu entgegnen. In der Bremer Kunsthalle, die einen Teil ihres Lokales für Ausstellungszwecke freihalten muß, waren früher die modernen Gemälde teils im Oberstock, teils im Erdgeschoß untergebracht; und die Bilder alter Meister in vier Kabinetten des Oberstockes zwischen den Sälen der Modernen. Da nun die kleine Sammlung sehr guter älterer Holländer durch die Bemühungen des angeblich für alte Kunst so wenig interessierten Direktors über den Rahmen jener vier Kabinette hinauswuchs, so bot sich ihre Verlegung in die weiteren Räumlichkeiten des Erdgeschosses (sechs Kabinette in zwei großen Sälen) als naheliegendes Auskunftsmittel dar, und zwar um so eher, als dadurch der größere Bestand moderner Bilder auch zu einer räumlichen Einheit im Oberstock zusammengezogen werden konnte.

Den Wert klassischer alter Kunst glaubt der Verfasser nicht geringer zu schätzen als Bode und hat dieser Wertschätzung durch fortlaufende Studien, durch die erwähnten Erwerbungen und durch Sonderausstellungen alter Gemälde, alter Zeichnungen und Drucke so häufig Ausdruck gegeben, daß er sich zu der Annahme berechtigt glaubte, diese Bemühungen seien Herrn von Bode nicht ganz verborgen geblieben. Allerdings dürfte es sich nach Lage der Dinge empfehlen, daß die Bremer Kunsthalle sich bei der Erwerbung alter Gemälde wie bisher so auch fernerhin auf die Bestände des bremischen Privatbesitzes beschränke, nebenher den Ausbau der kostbaren Kupferstichsammlung pflege, im übrigen aber sich moderner Kunst zuwende. Denn leider sind wir in Bremen nicht in der Lage, die erstrebte Qualität alter Gemälde auf dem Kunstmarkt zu bezahlen.

Demnach dürften die von Bode betreffs des Schicksals der Sammlung alter Meister in der Hamburger Kunsthalle gehegten Besorgnisse der erforderlichen Begründung doch wohl entbehren.

Wenn nun aber meine jüngeren Kollegen und ich unbeschadet unserer Verehrung der klassischen Kunst eine unserer höchsten Aufgaben in der Beschäftigung mit der Kunst unserer Zeit erblicken, wenn wir den Verkehr mit bedeutenden Künstlern suchen und pflegen, wenn wir uns bemühen, die Freude an ihnen in den Kreisen unserer Mitbürger zu erwecken, so tun wir damit nichts anderes, als was uns von den Historikern wie Bode als lobenswert aus besseren Zeiten der Vergangenheit empfohlen wird.

Digitized by Google

Frühling am Lago Maggiore.

Von Hermann Urtel-Hamburg.

Bellinzona! Zum Wagenfenster hinausschauend, sehen wir vor uns die düstere Bahnhofshalle, draußen wirbeln dichte Schneeflocken, die auf der schwarzen Erde sofort schmelzen, oben auf steilem Abhang liegen in trotziger Ruhe die alten Römerkastelle und schauen verächtlich herab auf die ungewohnte Schneelandschaft. Aber da — den Zug entlang kommt ein braunes Mädel und trägt auf schwankem Tablett volle, goldgelb glänzende Orangen, eingerahmt von frischgefallenem Schnee, lachend weist sie auf das kokette Farbenspiel und zeigt ihre weißen Zähne. Weiter geht's hart entlang am dunstigen Seeufer, Lorbeergebüsche und Limonenbäume — alles beladen mit Schnee. Teufel! Sind wir denn nicht unter italienischem Himmel? Wir denken zurück an die Frühlingsschauer auf der bayrischen Hochebene, denken an die Zwiebeltürme, die im Sonnenschein weithin leuchteten, an die blau- und weißkarrierten Starenhäuschen. Dann kam die Schweiz und der Schnee wuchs. Nur erst durch den Gotthard, dann atme auf, Herz! Dann öffnen sich grüne, warme Gefilde! Und nun — dieser Empfang!

Durch die vom Schnee fließenden Straßen Locarnos patschen mit verzweifelter Miene und dünnen Sommerschuhen die Hoteldiener. Doch sieh — da brechen schon Kamelienknospen hervor aus den immergrünen lackierten Gebüschen der Parks. An der Dampferbrücke hocken in einer kleinen offenen Halle frierend und schnatternd piemontesische Marktfrauen und Fischweiber, sie rufen uns zu: brut temp! (schlecht Wetter). Nun aber zum Funicolare, der uns auf schmalem Zahnradgleis hinaufführen soll zur Madonna del Sasso; die enge Bergschlucht ist noch tief verschneit, aber die Sonne leckt mit Macht; von den Mimosen triefen und tropfen tausend Gewässer. Wir stapfen über nasse Steinstufen empor und stehen in der Loggia der Klosterkirche; wunderbar eingerahmt wird die weite Landschaft von den Fensterbogen. In der Ecke kniet betend ein langbärtiger Mönch. In tiefem Ernste blickt er hinüber nach den schneeigen Bergen, auf denen schon ein leiser Föhn ein Abschiedslied für den Winter singt; er sinnt, als bete er zur Mutter Natur und läßt dann inbrünstig das Haupt auf die Brüstung sinken. Kein Zweifel — er fühlt sich beobachtet und ist sich seiner Leistung bewußt. Diese Romanen verstehen sich wirklich auf jede Art von Draperie, vor allem auf Autoritätsdraperie. Wie

Digitized by Google

würdig er sich jetzt aufrichtet und geräuschlos elegant in einer Seitentür verschwindet! Was uns Deutschen seltener verliehen ist, selbstverständliche Hoheit und Würde, der Romane besitzt sie oft oder erlernt sie schnell; und vom norddeutschen Tiefland zum Süden geht auch hierin eine merkwürdige Steigerung. Beim Italiener keine Spur mehr von unbeholfener Feierlichkeit, überall natürliches Ebenmaß und gesteigerter Formensinn; freilich, wer einmal einem Beduinenfürsten die Hand gereicht hat, der weiß, wieviel sichere unnahbare Hoheit aus dem Auge eines Afrikaners herabschauen kann.

Plötzlich fliegt ein Sonnenstrahl über die Ebene, die Schlucht vor uns dampft auf; der erste sommerliche Windhauch trifft unsere Stirn. Bald tauchen im Tale grüne Flächen aus dem Schneemantel, und die Frühjahrssonne glitzert in allen Tautropfen. Dort liegen ein paar Steinchen auf geblümtem Taschentuche, winzige Siedelhäuser des Monte Verità. Da wohnen nun Alwin und Minna, unsere lieben Freunde, bei denen wir so manchen Sommertag verträumten. Noch nie haben sie hier im südlichen Rebengelände ihr liebes Dresden und ihren „Weißen Hirsch" vergessen, und über ihrem lieblichen Blockhause steht der ursächsische Name: Al Cervo bianco.

Bis tief in die Nacht hinein fahren wir von einem Ufer des Sees zum andern; bei Brissago, dessen lorbeerumrahmte Felsenkapelle aus dem Dunkel des Ufers hervorschaut, huschen gespenstige Lichtstreifen über das Wasser, Scheinwerfer suchen den See nach Schmugglerbooten ab. In tiefer Nacht landen wir in Pallanza.

Drüben, ein paar hundert Schritte im Dunkel des Sees, liegt ein schwarzer Rumpf und zwei leuchtende Augen. Wir fragen einen der Lümmel, der sich gähnend auf der Steinmole rekelt: Che fa il batello sul lago? — Il batello, Signore? Dorme qui! — Am Morgen steigen wir durch die schneefeuchten Straßen; dort an der Piazza del Municipio stehen sie, lange Italiener mit breiten Hüten. Was tun sie? Sie schauen hinein in den Tag. In drei Stunden stehen sie noch immer am gleichen Ort und — gucken. Durch ein enges kleines Gäßchen, das sich stolz Via Cavour nennt, geht's aufwärts, da hängen Eßwaren aus; rote Hahnenkämme liegen auf einem kleinen Teller, darüber hängt ein geschlachtetes Kälbchen, das nur drei Tage alt ist; eine Alte mit buntem Tuch um den Kopf macht Salat an mit Rotwein, vor ihr liegt ein Bund Spargel! Vorbei am Dugnani-Palast mit dem palmengeschmückten Innenhofe, wo jetzt trockene Postphilister hausen; dann weiter auf der nassen Via Vittoria Emanuele

Digitized by Google

zu der kleinen graziösen Kirche der Madonna della Campagna. Der letzte Schnee liegt auf dem Anger, auf dem die Hühner von Insel zu Insel hüpfen. Abseits liegt ein kleines Haus, verlassen und unbewohnt, die Fenster sind blind, die Gitterpforte steht offen. Im Schnee des Vordergartens aber steht einsam eine wundervolle Kamelie mit einer tiefroten Blüte. Als träume sie den Treulosen nach, die sie allein ließen, ein hilfloses Kind. Den ganzen langen Abend kann ich sie nicht vergessen, die rote Blüte, und nachts sehe ich sie im Traume hell leuchten über meinem Bette ....

Spät am Morgen ist's, als ich erwache. Ich schlage die Läden auf. Wo ist Helfrid? Sieh, da unten sitzt sie schon, ohne Hut, im hellen Sommerkleide in der Frühsonne auf den Strandsteinen. Wie sich ihr braunes Haar vom blauen Seewasser abhebt! Ist nicht heute der 17. April, ihr Geburtstag? Unbeweglich schaut sie hinüber zu den Eisfeldern des Monte Rosa. Träumt sie von der Heimat, von Schwedens grünen Buchenwäldern? Eine Stunde später und wir wandeln hinüber nach Suna; einen Augenblick knien wir an San Fabianos zierlichem Mauerkirchlein, und dann hinüber zu Rovelli, dem Gärtner. Nun wollen wir dich überschütten mit Rosen und Kamelien, liebes Geburtstagskind. Eine Rosenschlacht. Helfrid über und über mit roten Blüten bedeckt. Nun geht's hinauf zwischen blühenden Obstbäumen, hinauf nach Cavandone, dem alten Bergnest! Am steilen Abhang unterhalb ungefüger Steintreppen, die hinauf zur Ortschaft führen, liegt die Madonna del Buon Rimedio, eine alte Walfahrtskapelle, ein uralter Eibenbaum nickt über die niedere Terrassenmauer, von der wir beide hinabschauen ins Tal. Blüten rings bis hinab zum Seeufer, das in silbernem Frühschein leuchtet. Und neben mir das liebe freundlich-ernste Kindergesicht! Dank dir, du großer Künstler da droben, wahrhaftig es lohnt sich, zu leben und froh zu sein!

Wir wenden den Blick. An der kahlen, blendenden Kalkmauer der Kirche sehen wir in groben Bildern Kaiser, Papst und Kardinal einen Totentanz aufführen. Und da auch ein Spruch:

O ciechi, il tanto affaticar che giova?
tutti tornate alla gran madre antica,
el nome vostro a pena si trova.

Darunter steht mit Bleistift: Meglio sarebbe però non nascere! Was soll uns diese düstere Weisheit des greisen Dichters an diesem herrlichen Frühlingsmorgen? Mühselige Blinde seid ihr, kehret heim zur uralten Mutter Erde und seid vergessen für alle Zeiten! Über

Digitized by Google

Helfrids heitere Augen zog's wie ein Schleier. Ist das eine Geburtstagspredigt? „In der kalten Erde ruhen, vergessen für immer, ach nein, das nicht, noch nicht, lieber Schöpfer!"

Weg von diesen trostlosen Klängen, hinein in den Frühlingstag! Stumm liegt das alte Nest Cavandone vor uns hoch auf steiler Höhe. Niedere, düstere Hütten, die engen Dorfstraßen eingefaßt von meterhohen Steinplatten. Sieh, zwischen Blüten hindurch über ein Dach hinweg schauen wir tief hinab auf den See von Mergozzo. Über der morgendlichen Stille der Hütten leuchtet drüben weiß und ernst der Monte Rosa. Hier oben wohnt ein lieber Freund von mir, ein alter Hufschmied, jetzt längst pensioniert, Antonio, eine jener köstlichen Handzeichnungen, die der Herrgott bisweilen in das Skizzenbuch der Welt einträgt. Nicht nur die Maultierhufe und die Eisen kennt der alte Antonio gut, er weiß noch mehr, das erzählen seine braunen, glänzenden Augen und seine tiefgefurchte Stirn. Stundenlang sitze ich bei ihm, während Helfrid skizziert, und lausche seinen Geschichten. Er gilt als Wunderdoktor rings im Umkreis; Kranke, besonders Augenkranke kommen zu ihm, damit er sie „kuriere" mit gutem Herzen und wenig Verstand. Brillen liebt Antonio nicht, sie haben keinen Zweck, außer wenn er sie selbst besprochen und gesegnet hat, die meisten schickt er hinab zur Santa Lucia di Suna, jenem Heiligenbild, dessen Berührung jede Augenrötung heilt. Am schönsten ist es, wenn wir abends vor seiner Hütte sitzen und die Schatten der Berge recken sich schon über die Dorfwiesen. Dann zündet er seine Pfeife an und erzählt: Droben in Miazzina wohnte vor Jahren ein Bauer, der eine wunderschöne Tochter hatte. Ihm war geweissagt worden, daß Maria, rings umgeben von herrlichen Nußbäumen, zu einem prächtigen Kinde mit nußbraunem Haar gedeihen würde und daß sie glücklich aufwachsen würde, solange dem Heiligen des Ortes Öl von jenen Bäumen gespendet würde. Nun war eines Jahres die Nußernte besonders reichlich, dem Heiligen ward sein Öl gelobt; aber als das Mädchen eines Abends mit einer reichen Ladung Öl von der Presse heimkehrte, da tat ihr das Gelöbnis leid, sie drückte sich durch ein Seitengäßchen fernab von der Kirche vorbei, damit der Heilige nicht sehen sollte, wie reich sie geerntet hatte; aber als sie mit ihrem bösen Gewissen holprige Steinstufen überspringen wollte, da stürzte sie hin, und das Öl floß zur Erde; um ein Haar aber schlug sie sich ein Auge aus. In ihrem Schrecken aber rief sie den Heiligen an:

O Sant Intoni ôc de bò
Ne ti ti glee ne mi a gl'ho
Se tu m'l'esit mî facc tsicaa
Un poo d'oulee bé daa.

(O Sant' Antonio mit den Ochsenaugen; nun hast du das Öl nicht bekommen und ich auch nicht; hättest du es nicht zur Erde fließen lassen, so hätte ich dir doch gern ein wenig gegeben!) Das Auge wurde bald wieder heil, aber das nußbraune Haar war bei dem Schrecken — grau geworden. —

Vor Antonios Fensterbrett standen allerlei Pflanzen, die er uns mit Stolz zeigte, Salbei, Frauenhaar und Enzian in Menge; wie man die Blätter über die wunden Augen bindet, wie man die Lider vorsichtig mit dem duftenden Blatte reibt — alles zeigte er uns. „Ist Fieber vorhanden," sagte er lächelnd, „so helfen nun freilich die Blätter nichts, dann gehe ich mit dem Kranken hinaus auf den Hexenanger; dort steht in der Mitte der Wiese einsam ein Bäumlein; der Kranke nähert sich rückwärts schreitend dem Baum, ich schlinge mit leichtem Knoten einen Faden um ihn und das Stämmchen; drei Paternoster lang bleiben beide gebunden, dann löst der Kranke den Knoten und eilt, ohne sich umzuschauen, davon. Er ist frei und wird genesen; der Baum aber, um den der Faden sich schlang, wird vom Fieber ergriffen und muß bald sterben."

Seit ein paar Tagen bin ich allein in die Berge hinaufgestiegen und mache mir Quartier, so gut es geht. Der erste Tag in Premeno war unbeschreiblich schön. Tief unten der blaue Teppich des Sees, jenseits die Pizzoni di Laveno, die beiden breiten Gipfel, auf denen noch tiefer Schnee lagert.

Dann kommen vor all der Erdenherrlichkeit immer wieder die Gedanken: Frühling und Tod! Mein alter Antonio behauptete immer, in diesen Tagen schlage das Herz der Erde so warm, das müßten doch auch die Toten tief unten in ihren Särgen spüren. Unter solchen Gedanken stieg ich höher und höher und erreichte gerade bei Einbruch der Nacht ein elendes Hüttendorf. Nirgends ein „Hotel", kaum eine Herberge. Soll ich auf der Wirtsbank schlafen oder im Stroh der Ställe? Nein, ich bleibe lieber wach, oder krieche draußen unter einen der immergrünen Büsche. Sternklar die Nacht, vor mir der unebene Dorfpfad, hell beschienen vom Mondlicht. Und tief unten silbernes Gewoge: der Mond zittert auf dem See. Halt, da hämmert noch ein Handwerksmeister in der kargbeleuchteten Hütte. Ich schiebe

Digitized by Google

den Riegel zurück, da steht vor mir ein alter Zimmermann und klopft eben ein kleines Kissen in einen schwarzen, langen Brettersarg. „Buona sera," sagt er freundlich, „wollt Ihr nicht sitzen?" Ich erzähle ihm, wo ich heute zu schlafen gedenke. „Aber bitte," sagt er, und weist mit der Hand einladend auf den Sarg, „heute ist da noch Platz, morgen ist er besetzt." Ich halte sein Anerbieten für Scherz. Aber nein, er zieht sich zurück, löscht das Öllicht und überläßt es mir — mich einzusargen. Soll ich wirklich diese herrliche Frühlingsnacht auf Totenbrettern schlafen? Ich zittere leise und doch reizt mich die ungewohnte Aussicht; soll ich dereinst auch mémoires d'outre tombe schreiben? — Da lag ich nun also friedlich und leicht in meinem Sarge die ganze Nacht, der Mond schaute zum Fenster herein und beleuchtete das weiße Totenkissen. Lang wachte ich wohl und es war mir, als flöge meine Seele hinüber in den stillen Äther. Waren das selige Himmelsharmonien oder strich der Nachtwind leise durch die Balken? Gegen drei war ich wohl eingeschlafen, bald klopfte es, und der Alte weckte mich mit der warmen Morgensuppe. Jäh sprang ich auf — wahrhaftig, ich hatte vergessen, wo ich gelegen ....

Talabwärts gings nun im Morgen, nur einmal noch drehte ich mich scheu um und winkte dem Alten Dank.

Unten saß Helfrid mit ihrer Palette auf grüner, saftiger Wiese. Sie malte zwei kleine zerlumpte Bürschchen mit flinken, braunen Augen. Ich mochte wohl abgemagert und blaß aussehen, als ich ihr über die Wiese entgegenkam.

„Lieber Junge, ich bitte dich, wie siehst du aus, bleich und elend, als ob du ...

„Als ob du im Sarge gelegen!"

„Ach geh, wie kann man so häßliche Dinge sagen hier unter dem blauen, schönen Himmel!"

Digitized by Google

Ballade von der Nachtfahrt.

Von Albrecht Schaeffer.

Während meine Fahrtgefährten, tief geneigt mit Haupt und Bärten,
Schliefen überm Klirrn der Achsen, merkt ich, fühlt ich auf einmal
Mächtig, mächtiger mir im Herzen, tageshell von tausend Kerzen,
Große, goldne Säle wachsen, Tor um Tor und Saal an Saal.

Nur die tausend Kerzen knistern, die mit Flüstern sich verschwistern,
Funkelnd Blick und Blitze tauschend, spiegeln Estrich, Wand und Dach;
Unermeßlich wie ein Regen zarte Stimmen sich bewegen,
Säuselnd, tröpfelnd, rieselnd, rauschend tausendfach und tausendfach.

Fürstin, Fürstin! meine Peinen alle hier als Kerzen scheinen
Im Palaste weltverlassen, dich erwartend immerzu! — — —
Da erbraust und rauscht das Fahren, rauschen auf die Kerzenscharen,
Goldne Schwärme fliehn und blassen, Nacht und Schweigen, —
ach und du!

Durch des Fensters fahle Bläue trifft mich deines Auges Treue,
Schwebst du, immer nah dem Wagen geisterhaften Fluges hin.
Felder Schnees, die sich mit Frieren ins Unendliche verlieren,
Doch du wandelst ohne Klagen, Schwester! süße Trösterin!

Aber schon mit bleicherm Winken seh ich schwinden dich und sinken,
Wo mit Gliedern des Giganten schwarz der Berg sich bäumt und stürzt.
Und die Säle wieder schweigen, und die tausend Flammen steigen,
Um zu brennen, wie sie brannten, unverzehrt und unverkürzt.

Envoy:

Klirrend wild und ungefüge rennen tausend schwarze Züge
Durch die weißen Winterbleichen um den nächtigen Erdenball;
Tragen tausend düstre Wache, die ein Gott geduldig mache,
Trügrisch süß mit Heimatzeichen, Dach und Hain und Amselschall.

Digitized by Google

Die Rache.

Von H. Steinitzer.

Als Ludwig Bellermann von einem kurzen Jagdausfluge nach Hause kam und aus einem zurückgelassenen Briefe erfuhr, daß seine Frau mit Korrodi, seinem besten Freunde, davongelaufen war, verfiel er sogleich dem Gefühle einer äußersten Verlassenheit und Leere. In diesem Augenblicke kam es ihm vor, als wäre mit dieser Frau jeder Lebenszweck aus seinem Dasein geflohen. Er wehrte sich nicht gegen seinen Selbsterhaltungstrieb, der nach irgend welchen anderen Haltepunkten griff, aber zugleich wußte er ganz genau, daß nichts ihn vor dem retten könne, was nun zu geschehen habe. Er setzte sich in den Lehnstuhl vor dem Schreibtische, nahm aus der Lade den Revolver und hielt die Mündung der Waffe gegen seine rechte Schläfe. Aber er drückte noch nicht ab. Er stellte sich vor, wie die Kugel die dünne Knochenwand durchschlagen und ins Gehirn eindringen würde. Aus irgendeinem Grunde erschien ihm das unsympathisch. Er legte den Revolver auf den Schreibtisch zurück, öffnete Rock und Weste, schob das Hemd zur Seite und tastete mit feuchtheißen Fingern auf der Brust umher. „Etwas unterhalb der Brustwarze," sagte er halblaut vor sich hin. „Das ist der richtige Punkt." Er hielt den Mittelfinger der linken Hand auf die Stelle gepreßt, griff wieder nach der Waffe, und jetzt, da er sicher war, den dumpfen, wütenden Schmerz, der auf ihm lastete, seit er den Brief gelesen hatte, nach seinem Willen abschneiden und beendigen zu können, überließ er sich einem ruhigeren, das Leben gleichsam abschließenden Nachdenken. Er malte sich aus, wie er wahrscheinlich vom Stuhle auf den Boden herabgleiten würde, wie der Schuß jedenfalls seine Leute herbeiriefe, und wie morgen eine genaue Beschreibung seines Todes und dessen Ursache in der Zeitung zu lesen wäre. Dann würden auch die beiden, die ihn betrogen und verraten hatten, davon hören, und es müßte ihnen doch, wenn sie noch irgend etwas Menschliches sich bewahrt hatten, einen furchtbaren Eindruck machen, für alle kommende Zeit sich als seine Mörder zu wissen. Aber vielleicht waren sie auch froh, daß sie nun nichts weiter von ihm zu fürchten hatten? Mit einemmale empfand Bellermann, daß ihm der Gedanke völlig unerträglich sei, diese beiden können glücklich miteinander leben, während er selbst nicht mehr auf der Erde sei. So stark und übermächtig war die Qual dieser Vorstellung, daß sie ihm den Revolver

wie mit einem Ruck aus der Hand schlug, jede Absicht des Selbstmordes für immer in seiner Seele löschte und sie mit dem einen verzehrenden Wunsche erfüllte, sich zu rächen.

Da gewisse Anzeichen darauf hindeuteten, daß die beiden Verräter sich nach Berlin gewendet hatten, folgte er ihnen mit dem nächsten Zuge. In Berlin begab er sich sofort zu einem Detektivinstitute, dessen Annonce er in der Zeitung gefunden hatte. Dort trug er seine Angelegenheit vor und wurde mit der bestimmten Versicherung entlassen, daß er in kürzester Zeit Weiteres hören werde. Allein es verstrich fast eine Woche, ohne daß er auf telephonische und briefliche Anfragen andere als ausweichende und hinhaltende Antworten erhielt. Der unerhörte Druck dieser wenigen Tage, die er in Erwartung und Untätigkeit verbringen mußte, ließ alle Möglichkeiten seines Gefühlslebens und seines Willens in einer dauernden Form erstarren. Er empfand durchaus keine Sehnsucht mehr nach dem Glück früherer Tage, nicht einmal Schmerz über den Verrat der einst geliebten Frau; nichts war in ihm als die unbedingte Notwendigkeit der Rache.

Um so furchtbarer war seine Enttäuschung, als der Inhaber des Detektivinstitutes selbst bei ihm erschien und ihm mitteilte, daß die beiden Flüchtlinge aller Wahrscheinlichkeit nach sich in einem französischen Hafen nach Südamerika eingeschifft hätten und daß daher vorläufig nichts weiter zu unternehmen wäre. Wolle er aber die Verfolgung fortsetzen, so sei bei dem hohen Stande der heutigen Fahndungstechnik ein Erfolg fast mit Sicherheit in Aussicht zu stellen. Die Kosten allerdings würden beträchtlich sein und auch bezüglich der Dauer der Nachforschungen könne keinerlei Verpflichtung übernommen werden. Im übrigen wäre alles Weitere aus dem Auftragsformular zu ersehen, das er hiermit Herrn Bellermann zur Einsichtnahme zu unterbreiten die Ehre habe.

Bellermann bedachte sich keinen Augenblick, das Formular bedingungslos zu unterschreiben. Und es schien ihm, als habe er mit der Unterschrift nun seinem ganzen Leben Inhalt und Richtung gegeben. Alle Enttäuschung und Ungeduld waren mit einem Male von ihm gewichen — er hatte eine Aufgabe; erfüllt mußte und erfüllt würde sie werden, wann? war zu einer Frage ohne viel Wichtigkeit und Bedeutung geworden.

Er selbst hätte nun wohl nach Hause reisen können, um dort das Ergebnis der Nachforschungen abzuwarten, aber sei es, daß er

Digitized by Google

sich vor der Rückkehr in die Heimat scheute, oder daß er, was wahrscheinlicher war, an der Rastlosigkeit des Großstadtlebens Gefallen fand — jedenfalls ließ er sich einstweilen in Berlin nieder. Dort führte er, dem äußeren Anscheine nach, ein ruhiges und beschauliches Leben. Er hatte einige Bekanntschaften gemacht und besuchte Theater und andere Vergnügungsorte, wobei er niemals unterließ, im Hotel genau anzugeben, wo er zu jeder Stunde aufzufinden wäre. Auch einigen kleinen Abenteuern ging er nicht aus dem Wege, und das einzige, das ihn vielleicht bekümmerte, war, daß er auf die Jagd, seine frühere Hauptleidenschaft, verzichten mußte, da deren Ausübung ihn zeitweise für Telephon und Telegraph unerreichbar gemacht hätte. Aber selbst diese Entbehrung streifte ihn nur obenhin, wie er ja überhaupt sein ganzes äußeres Leben kaum mit halber Seele lebte und es unwirklich und wie hinter einem Schleier an sich vorüberziehen fühlte. Wirklich wurde es erst, wenn er sich in der Einsamkeit seines Zimmers seinen Rachephantasien hemmungslos überlassen konnte. Dann malte er sich die Entdeckung der beiden Verräter aus, wobei er stets die Rache an seiner Frau als das unendlich kostbarere und beglückendere in Gedanken zurückschob, um erst mit dem treulosen Freunde abzurechnen. Er erblickte sich, den Revolver in der Hand, ihm gegenüber, hörte ihn um Gnade und Verzeihung betteln und ergötzte sich an seiner Angst und Erniedrigung. Wurde er endlich dieses Phantasiespieles überdrüssig, so warf er ihn mit einem Fußtritt vor die Türe, schloß sie ab und befand sich nun mit seiner Frau allein im Zimmer. Dann genoß er Stunden einer inbrünstigen Glückseligkeit, die an Tiefe und Lebendigkeit weit über das hinausging, was er je früher zu empfinden vermocht hatte. Von solcher Wirklichkeit waren dann seine Vorstellungen erfüllt, daß er unwillkürlich lächelte, sich aufrichtete, die Arme kreuzte, wenn seine Phantasien ihm solche Gesten zuführten. Leibhaftig sah er das Weib vor sich, wartend, lauernd, bereit, Anklagen mit Vorwürfen und Beschimpfungen zu erwidern; sah sich selbst, wortlos, bewegungslos sie anblickend, bis vor dieser schauerlichen Ruhe die Angst in ihr erwachte, sie zu Fragen, Bitten, Erklärungen und Rechtfertigungen trieb. Aber er blieb stumm, und die Angst stieg in dem Weibe, zerrte sie durchs Zimmer; wie ein wildes Tier lief sie heulend an den Wänden entlang, suchte nach einem Auswege. Auch dann noch würde er schweigen, aber lächeln würde er — lächeln — — —. Über dieses Lächeln kam er nicht hinaus. Es war der Höhepunkt eines überwältigenden Glücks-

Digitized by Google

gefühles, das er selbst abschneiden mußte, um nicht die Besinnung zu verlieren. War er endlich wieder ruhiger geworden, so lenkte er seine Phantasien in andere Bahnen. Er hatte einmal von einem französischen Edelmanne gelesen, der seine treulose Frau außer Landes führte und an ein öffentliches Haus verkaufte. Diesen Plan malte er sich in allen Einzelheiten aus, ebenso wie einen andern, sich scheinbar mit dem Weibe zu versöhnen und sie dann irgendwo im Auslande, ohne alle Mittel und Möglichkeiten der Rettung, zurückzulassen. Seine Vorstellungen umspielten gierig das über alle Begriffe schauerliche Schicksal, das ihr dann bevorstehen mußte, und er genoß das Glück, ihre unsagbare Ohnmacht und Erniedrigung bis zum äußersten Punkte zu verfolgen.

Mitten in dieses, von außen wenig bemerkenswerte, innerlich von den stärksten Gemütsbewegungen durchrissene Leben, kam von seiten des Detektivinstitutes die telephonische Ankündigung, daß ein Agent die Gesuchten in London entdeckt habe. Sie lebten dort unter falschem Namen, aber ein Vergleich mit den Photographien, die Bellermann zur Verfügung gestellt hatte, lasse nicht den geringsten Zweifel an ihrer Identität zu.

Noch denselben Abend reiste Bellermann nach London ab. Dort wurde er von dem Agenten in Empfang genommen, einem Deutschen, der, von Natur redselig und umständlich, das größte Gewicht darauf legte, für einen wortkargen, leidenschaftslosen Engländer gehalten zu werden. Er begann jeden Satz mit Wucht und Betonung, um ihn dann in einigen abgerissenen, hingeworfenen Worten ersterben zu lassen. Von ihm erfuhr Bellermann, daß Mr. und Mrs. Seatley, wie sie sich jetzt nannten, an eben diesem Tage eine Landpartie unternommen hätten, aber mit Bestimmtheit noch am selben Abend zurückerwartet würden. Der Agent schlug deshalb vor, sie am Morgen des nächsten Tages aufzusuchen und versprach, Bellermann im Hotel abzuholen. Dieser nickte bloß schweigend, und auch als der Agent mit erkennbarem Stolz auf seine Findigkeit einen Brief der Mrs. Seatley produzierte, den er sich wahrscheinlich nicht ohne Schwierigkeit verschafft hatte, warf er nur einen Blick auf die wohlbekannten Schriftzüge und steckte ihn ohne ein weiteres Wort in die Tasche. Kaum war er jedoch allein, so zog er ihn wieder hervor und betrachtete ihn lange mit haßerfüllten Augen. „Morgen“, murmelte er, „morgen!“ — —

Nachmittags ließ Bellermann sich nach Whitechapel fahren, dem Quartier des Elends in London. Er wanderte lange in den engen,

Digitized by Google

schmutzigen Straßen umher, wo aus dem Dunkel blinder, verworfener Häuser der widerliche Brodem eines gräulichen, seltsam wimmelnden Lebens drang. Ein Wachmann, der ihm schon einige Zeit gefolgt war, beobachtete mit Verwunderung, wie er inmitten einer solchen Gasse stehen blieb, sich hoch aufrichtete, den Arm gleichsam befehlend ausstreckte und endlich mit dem triumphierenden Gesichtsausdrucke eines Siegers in die Sonne der breiten Hauptstraße hinaustrat.

Am nächsten Morgen erschien der Agent schon frühzeitig im Hotel und fuhr mit Bellermann durch halb London, bis sie in eine der im Norden gelegenen Vorstädte gelangten. An der Ecke einer freundlich, aber gleichgültig aussehenden Villenstraße ließ er halten. „Das letzte Haus auf der rechten Seite," sagte er lakonisch. Bellermann erwiderte nichts und ging schnell in der angegebenen Richtung weiter. Erst vor dem Hause, als ein Zeichen des Agenten zwei dort anscheinend zwecklos herumlungernde Leute herbeirief, sagte er: „Warten Sie hier, ich gehe allein." Er trat durch einen kleinen Vorgarten auf die Türe des kleinen, einstöckigen Gebäudes zu und bewegte den Klopfer. Ein Dienstmädchen öffnete, fragte nach seinem Begehr und bemerkte auf die Antwort, daß er die Herrschaften sprechen müsse, in erstauntem Tone, Mr. und Mrs. Seatley seien noch nicht aufgestanden. „Dann werde ich warten," sagte Bellermann. Die ruhige Bestimmtheit seiner Haltung machte offenbar Eindruck auf das Mädchen. Sie schüttelte den Kopf, führte ihn jedoch ohne weitere Frage in das zu ebener Erde gelegene Wohnzimmer und ließ ihn dort allein.

Bellermann ging einigemale in dem freundlichen, hellen Raume auf und ab, aber bald machte die Spannung seines Innern es ihm unmöglich, länger diese bedeutungslose Bewegung auszuführen. Er stellte sich mit dem Rücken gegen das breite Fenster, das auf die Gärten des Häuserblockes ging, und kreuzte die Arme über der Brust. So hatte er sich immer in seinen Gedanken gesehen, so wollte er den beiden Verrätern jetzt gegenübertreten. Ohne sein Zutun rollten sich die oft geschauten Phantasien wie Bilder eines Kinematographentheaters vor ihm ab. Er genoß die Erniedrigung des einstigen Freundes, die wahnsinnige Angst der mit ihm allein gebliebenen Frau, ihre an seinem Lächeln wiederauflebende Hoffnung und endlich den Ausbruch ihres Entsetzens, wenn sie die Unabänderlichkeit des ihr vorbehaltenen Schicksals erkannte. Und die Phantasien brachen hier nicht wie gewöhnlich ab, sie hatten neue Nahrung er-

Digitized by Google

halten und spannen sich von selbst weiter. Er sah sich mit dem Weibe in einer der gestern durchschrittenen Gassen, sah sie beide in einem der verworfenen Häuser verschwinden, hörte ihr verzweifeltes Schreien, als er es wieder verließ und ruhig und langsam in die Sonne der breiten Straße hinaustrat.

Das Gefühl einer ungeheuren Kraft, eines frohlockenden Stolzes flutete über ihn hinweg. Die Rache war vollendet — er war befreit, nun konnte ein neues Leben beginnen! — —

Aber als er sich das vorstellen wollte, stockte seine Phantasie, und dann schnitt mitten durch die Woge des Glücksgefühles etwas anderes: Fremdes, Kaltes, Gestaltloses. Es stieg ungerufen, unaufhaltsam in ihm empor. Und mit einemmale war es ihm, als stände er wieder zu Hause vor seinem Schreibtische und griffe nach dem Revolver, um der grauenhaften Angst vor der Leere und Zwecklosigkeit dieses Daseins zu entkommen.

Bellermann ließ die Arme sinken; seine Augen öffneten sich weit vor Entsetzen.

Was wollte diese Angst bei ihm? Woher kam sie? Er hatte sie doch besiegt — vertrieben! — — — Er streckte die Hände aus, wie um nach etwas zu greifen — — — die Rache — die Rache — — —

Wieder sah er sich aus der Gasse des Schauders in die Sonne der breiten Straße hinaustreten. — Die Rache, die war vollendet — — — —

Irgendwo im Hause wurde das Geräusch von Tritten hörbar. Es schien näher zu kommen. Bellermann zögerte einen Augenblick, seine Glieder zitterten. Dann eilte er mit ein paar langen, schleichenden Schritten auf die Türe zu und stürzte aus dem Hause. Draußen zwang er sich gewaltsam zu einer ruhigen Haltung.

Der Agent mit seinen beiden Leuten kam ihm sofort entgegen.

„Es sind nicht die Gesuchten," sagte Bellermann, während er ihnen voran die Straße hinabging.

„Nicht?!" Der Agent machte ein halb entsetztes, halb ungläubiges Gesicht.

Bellermann beruhigte ihn. „Es liegt eine wirklich außergewöhnliche Ähnlichkeit vor. Sie trifft durchaus keine Schuld. Ich werde selbst an ihren Chef schreiben."

„Aber der Brief?" fragte der Agent. „Sie haben doch den Brief gesehen?!"

Doch darauf gab Bellermann keine Antwort. — — — —


Digitized by Google

Zwei Stunden später befand sich Bellermann auf dem Wege nach dem Kontinent. Er hatte sich ein Paket Zeitungen gekauft und las aufmerksam eine nach der andern, um den eigenen Gedanken aus dem Wege zu gehen. Als er aber auf dem Schiffe stand und die langsam zurückweichenden Kreideklippen der englischen Küste betrachtete, flossen gegen seinen Willen die Vorstellungen seines Innern in das Bild. Er sah wieder das kleine Haus vor sich in der freundlichen Straße der Villenvorstadt Londons, sah sich hineintreten und die beiden Verräter erwarten. Und nun rollten sich die Phantasien vor ihm ab, wie er sie immer geschaut hatte. Ein überwältigendes Glücksgefühl stieg in ihm empor — ohne Schatten, ohne Angst oder Unruhe. Er richtete sich hoch auf, kreuzte die Arme über der Brust und flüsterte mit einer von Leidenschaft bebenden Stimme: „Sie wissen nicht, daß ich ihr Versteck nun kenne und daß sie nur von meiner Gnade leben. Eines Tages werde ich zurückkommen und dann — dann — werde ich meine Rache haben — — — — !"

Die Freudsche Psychoanalyse.

Von Dr. L. Scholz-Bremen.

II.

Die Freudsche Lehre mit ihren verwickelten Mechanismen zu verstehen, ist auch für den psychologisch einigermaßen Geschulten nicht leicht. Dennoch findet sie grade bei dem großen Publikum ihre Anhänger. Der Laie schiebt eben beiseite, was ihm nicht paßt, und hält sich nur an die ihm genehmen Kapitel, d. h. hier an jene, die vom Unbewußten und Sexuellen handeln. Von dem ganzen Gebäude bleibt ihm eigentlich bloß der Satz übrig: geschlechtliche Kindheitserlebnisse werden ins Unbewußte verdrängt und richten von dort aus allerhand Unheil an. Das Unbewußte ist das Okkulte, Mystische und drum das Interessante. Was klar ist und einleuchtend, langweilt: der Mensch atmet und geht auf zwei Beinen — wen erschüttert es? Vor zwanzig Jahren spielte der Hypnotismus eine ähnliche Rolle, auch damals schlugen die Wogen hoch, — heute hat er viel, vielleicht zu viel von seiner einstigen Wertschätzung eingebüßt. Bei Freud tritt das Geheimnisvolle in anderem, aber vielleicht noch reizvollerem Gewande auf, — es hat etwas so grauenhaft Anziehendes, denken zu müssen, daß Sexualgelüste des frühesten Kindesalters, von denen

Digitized by Google

die Menschheit bisher nie etwas geahnt und gewußt, auf das ganze fernere Leben bestimmend einwirken.

Nun kann eine Lehre, die, wie selbst die Gegner nicht leugnen, der psochologischen Forschung wertvolle Anregungen gegeben, nicht auf einem Fundament von lauter Irrtümern gebaut sein, — ihr Schicksal hätte sich sonst schon längst erfüllt. Freud ist denn doch mehr als ein geistreicher Blender. Sehen wir zu, wie weit wir ihm folgen können. In seiner Theorie spielt das Unbewußte die Hauptrolle, es ist die Quelle, aus der das bewußte Seelenleben fließt. Nun kann die empirische Wissenschaft an das Unbewußte schwer herankommen, weil es sich der unmittelbaren Beobachtung entzieht. Wie also seine Gesetzmäßigkeiten finden? Wir wissen, es geht da unten in den Tiefen etwas vor sich, aber wir können nicht erkennen, was. Nur so viel ist sicher: Empfindungen und Vorstellungen, die unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken sind, scheiden nicht völlig aus dem Bereich des Psychischen aus, sondern arbeiten im geheimen weiter, und das Resultat dieser ihrer Arbeit kann wieder in Erscheinung treten. Zum Beispiel: wir suchen vergebens nach einem Namen, der uns entfallen, und eine Weile drauf, nachdem wir die Angelegenheit schon vergessen, stellt er sich plötzlich ein. Hier hat das Unterbewußtsein den abgerissenen Gedankenfaden weiter gesponnen und das Ergebnis ins Oberbewußtsein befördert. Bekannt ist auch, wie unsre Stimmung durch vergessen geglaubte Erlebnisse beeinflußt werden kann, wie etwa ein unangenehmes Ereignis, an das wir gar nicht mehr denken, noch lange einen Druck auf unser Gemüt auszuüben vermag. So wirft auch ein nächtlicher Traum seinen Reflex auf unsre seelische Verfassung während des ganzen nächsten Tages. Und gar auf den psychischen Grenzgebieten, in der Hypnose, in der Trunkenheit, in den Dämmerzuständen der Hysterischen und Epileptischen, finden wir Zustände, wo das unbewußte Seelenleben dem bewußten gegenüber eine Art Selbständigkeit und Sonderexistenz erlangt: die gewohnten Beziehungen zur Umgebung, zu Mensch und Dingen brechen ab und ganze Vorstellungskomplexe werden ausgeschaltet, — der Kranke wird ein Fremder andern und sich selbst.

Bis dahin stimmt die Freudsche Anschauung mit den Erfahrungen der Psychologie überein. Jedoch ist bei Freud das Unbewußte nun nicht bloß die Hauptsache im psychischen Gesamtorganismus, sondern trägt auch einen ganz spezifischen Charakter: es ist das durch Willkürakte, durch die Triebkräfte der Scham, des Ekels, des sittlichen

Bedenkens „bewußtseinsunfähig“ gewordene Geschlechtliche. Verdrängte sexuelle Energien sind es, die das Unbewußte und damit das Seelenleben überhaupt bestimmen, — im Gesunden sowohl wie im Kranken: „Die infantile Sexualbetätigung hinterläßt tiefste Spuren im unbewußten Gedächtnis, sie ist maßgebend für die Charakterentwicklung des betreffenden Menschen, wenn er gesund bleibt, und gibt andererseits die Richtung für die Neurosen, wenn er erkrankt.“

Woher weiß Freud das? Er weiß es angeblich aus den Erfahrungen, die er mit seiner psychoanalytischen Methode und Deutekunst gewonnen zu haben glaubt. Diese sollen von dem Vorgang der Verdrängung Zeugnis ablegen. Wiederholen wir, was bei der Psychoanalyse geschieht. Freud läßt seine Kranken Vorstellungen zwanglos aneinanderreihen, — assoziieren, wie der technische Ausdruck lautet. Entsteht eine Lücke und damit ein Widerstand gegen den Ablauf der Assoziationsbildung, so schließt er, hier habe die Zensur gewaltet, hier stecke die verdrängte peinliche Vorstellung. Denn warum komme der Kranke mit der Sprache nicht frei heraus? Also, was nun folgt, das ist das Gesuchte, — freilich auch noch nicht in Reindarstellung, sondern vorläufig in symbolischer Verkleidung und der Deutung bedürftig. So lauten die Freudschen Deduktionen. Leider geht nur aus ihnen nicht überzeugend hervor, daß die nach dem „Widerstand“ produzierten Gedankenreihen wirklich mit dem verdrängten Vorstellungsmaterial identisch sind. Es kann sein, es kann nicht sein: wir müssen glauben — oder nicht. Freud verweist zwar auf seine Heilerfolge, die die Richtigkeit der Theorie beweisen sollen, aber erstens sind diese Erfolge, wie wir noch sehen werden, keineswegs hervorragend, und zweitens fragt es sich, ob sie nicht ungezwungener auf andere Art, nämlich durch Suggestivwirkung, erklärt werden können.

Gegen die Möglichkeit einer Verdrängung ist also nichts gesagt. Aber Möglichkeiten sind keine Wirklichkeiten, und jene Gedankengänge, die nach den „Lücken“ und dem „Widerstand“ kommen, können ebensogut beliebige Einfälle sein, die zufällig assoziativ angeregt worden sind. Dennoch hat Freud in einem Punkte recht, wennschon dieses Richtige nicht gerade das Neue ist. In den Gründen des Seelenlebens schlummern nämlich die ursprünglichen, die sinnlichen Triebregungen. Da verwirklichen sich Wünsche und Sehnsuchten, die sich sonst nicht heraufwagen dürfen an das Licht. Und dieses Primitive regt sich überall, wo das Unterbewußte ein gewisses Übergewicht über das

Digitized by Google

Oberbewußte erhält, — so in der Erschöpfung, im Affekt und vor allem im Traum. Wir wissen, wie leicht sich schon im wachen Leben der Übergang vom Wünschen zum Glauben vollzieht und wie unsere Hoffnungen und Eitelkeiten halb instinktiv die Wahrheit so lange beugen, bis sie sich in leidlich annehmbarem Gewande präsentiert. Nun, vollkommener noch arbeitet dieser „Verschiebungsmechanismus" bei mehr minder umflortem Bewußtsein. Hier tritt wirklich an die Stelle des Optativs das Präsens. Phantasmen spiegeln dem Verschmachtenden Speise und Trank, dem Schiffbrüchigen das rettende Boot, dem Gefangenen die Freiheit vor, und bei geisteskranken Verbrechern sind Halluzinationen und Wahnideen mit dem Inhalt der Begnadigung oder des Unschuldigverurteiltseins so häufig, daß man sie eine Zeitlang für die sogenannten Haftpsychosen geradezu als typisch hat hinstellen wollen.

Und auch darin ist Freud beizustimmen, wenn er sagt, daß sich die traumgeborenen Wünsche gern in Verkleidung nahen, denn bis in den Schlummer hinein folgt dem Menschen die Besorgnis, sein Innerstes nackt zu zeigen. Josefs Traum mit der Symbolik der vor ihm sich neigenden Gestirne mag als Beispiel dienen. Bisher jedoch galt die Anschauung, daß der Traum wohl Wahrheitsfetzen enthalte — so gut wie auch der Wahnsinn —, daß er aber seinem Wesen nach nur ein halluzinatorisches Delirium sei, d. h. ein ungeregeltes Ineinandergreifen seelischer Kräfte, der Widerpart psychischer Synthese. Anders jedoch Freud. Er sieht in ihm ein sinnvolles Ganzes mit einem bestimmten Ziel, und zwar einem Ziel absonderlicher Art: der Verwirklichung sexueller Kindheitswünsche. Jeder Trauminhalt setzt sich aus verdrängten geschlechtlichen Erinnerungen zusammen, die verstümmelt und symbolisiert in die Tageserlebnisse, soweit auch diese im Wachen nicht genügend abreagiert worden sind, hineinverwebt werden. Mag sein — der Beweis ist nicht zu erbringen —, jedenfalls stellt sich Freud mit dieser seiner Hypothese in Widerspruch zu allen übrigen Psychologen.

Was sodann die Lehre von der Konversion eingeklemmter Affekte in hysterische Erscheinungen angeht, so enthält sie wieder einen Wahrheitskern. Denn nicht nur augenblickliche Gemütsbewegungen, sondern auch abgelaufene und unbewußt gewordene können körperliche Reaktionen hervorrufen. Eine Hysterische, die etwas Ekelerregendes gesehen hat, erbricht auch, nachdem sie den Vorfall längst vergessen hat, Wochen und Monate hindurch: der Affekt wühlt im geheimen weiter. Es fragt sich nur wieder, ob diese und

Digitized by Google

andere nervösen Zufälle nicht einfacher durch die Autosuggestionstheorie, wie sie bisher gegolten hat, erklärt werden können, als daß wir Freuds verwickelte psychische Mechanismen zu Hilfe nehmen: die Lostrennung des Affektes von seiner ursprünglichen Vorstellung, seine Verknüpfung mit einem andern psychischen Inhalt und überhaupt die ganze Heranziehung des kindlichen Sexuallebens. Diese Hypothesen wirken eher verwirrend als klärend. Dazu kommen die Willkürlichkeiten der Symboldeutung. Für die verdrängte Vorstellung, so haben wir gesehen, tritt eine andere, sinnbildliche, ein. Man sollte annehmen, daß die Beziehungen zwischen beiden einigermaßen durchsichtig seien. Aber dem ist nicht so. Oft läßt sich nur mit großer Mühe ein notdürftiger Zusammenhang konstruieren: Regeln gibt es nicht und der Forscher ist auf eine Art von Divinationsgabe angewiesen, die dem Rätselknacken bisweilen nahe kommt.

Ich muß es mir versagen, auf alle Einzelheiten der Freudschen Theorie einzugehen, zumal ihr Verständnis Spezialkenntnisse in der Psychologie verlangt, wie ich sie bei dem Leserkreis dieser Zeitschrift nicht voraussetzen darf. Wer sich näher für die Fragen interessiert, den verweise ich auf die eingehenden, freilich nicht gerade leicht zu lesenden kritischen Erörterungen von Arthur Kronfeld im dritten Band (1. Heft) der Neumannschen „Sammlung von Abhandlungen zur psychologischen Pädagogik“, mit dem Titel „Über die psychologischen Theorien Freuds und verwandte Anschauungen“. Nur einen Punkt möchte ich noch berühren, die Lehre von der infantilen Sexualität.

Auch hier wieder eine Wahrheit, sofern mit der verbreiteten Vorstellung, als nehme das Geschlechtsleben erst mit der Pubertätszeit seinen Anfang, aufgeräumt wird. In Wirklichkeit bringt der Reifeprozeß nichts Neues und Unerhörtes, er bringt lediglich ein schon Begonnenes zu einem gewissen Abschluß. Geschlechtliche Regungen melden sich bereits in der Kindheit, zunächst undifferenziert, unbestimmt, verschwommen. Sie kommen in seltsamen Wünschen, eigenartigen Stimmungen und absonderlichen Gewohnheiten, z. B. in unappetitlicher Beschäftigung mit den eigenen Exkrementen, zum Ausdruck. Das zielunsichere Sexualgefühl strebt nach Betätigung in irgendeiner Weise und gleitet bei gegebener Gelegenheit (etwa bei homosexueller Verführung) in falsche Bahnen, in perverse Richtungen, die sich dann — allerdings wohl nur unter der Voraussetzung einer sexuell abnormen Anlage — befestigen und behaupten können. Ob es aber gerechtfertigt ist, z. B. das Ludeln und Lutschen (das „Wonne-

Digitized by Google

saugen") der Kinder als Ausdruck von Sexualgelüsten aufzufassen, das steht doch noch sehr dahin. Natürlich ist alle Lust schließlich Sinnenlust und so mag denn den Empfindungen des Wohlbehagens, die sich das Kind auf jene Weise verschafft, ein Partikelchen Geschlechtslust beigemischt sein. Aber das ist auch alles: die sexuelle Komponente hat sicherlich nicht das Übergewicht. Freud sagt nirgends, was er unter Sexualität versteht. Zu seinem Vorteil — denn mit Worten läßt sich trefflich streiten, und wer nicht in Verlegenheit geraten will, tut gut, die Begriffe, mit denen er operiert, möglichst weit zu spannen. Mit dieser unzulässigen Begriffserweiterung erledigen sich auch manche seltsame Folgerungen, die er und seine Schüler ziehen. Wenn Inzestgelüste z. B. nicht als krankhafte Verirrung, sondern gradezu als eine natürliche Erscheinung in der geschlechtlichen Entwicklung hingestellt werden, so muß man sich wieder fragen, ob Freud nicht unter sexueller Liebe etwas anderes versteht, als gang und gäbe ist. Sadger, einer seiner Schüler, geht noch weiter und erklärt geradezu: „Ist es doch ein unsterblicher Wunsch jedes (!) Knaben, die Mutter möge ihn ins sexuelle Leben einführen, am liebsten am eigenen Leibe", — leider ohne hinzuzufügen, welche Erfahrungen und Beobachtungen ihm das Recht zu solchen ungeheuerlichen Behauptungen geben.

Unzulässige Verallgemeinerungen und gewagte Schlußfolgerungen, darin liegen die Fehler der Freudschen Theorie. Die kindliche Sexualität soll alles erklären. Ihre Wirkungen tragen nicht nur schuld an der Entstehung der Psychoneurosen, sondern sie durchsetzen auch Denken, Fühlen und Wollen des normal gearteten Menschen, sie bestimmen seinen Charakter, — ohne daß er es weiß! Überall, wo das Unbewußte mitspielt (und wo wäre das nicht?), schaut auch die Teufelsklaue des Geschlechtlichen hervor. Und ein Ende in dem Bestreben, der Sexualität die dominierende Rolle zuzuweisen, ist bisher nicht abzusehen: ins Uferlose hinein bauen die Freudschüler an ihrem Werke weiter.

Und die Heilerfolge? Freud selbst ist ehrlich genug, sie nicht grade hoch zu veranschlagen, und in der Tat, man hat das Gefühl, solche Resultate wie seine Methode erzielte die bisherige Psychotherapie, die von Konversion und Verschiebungsmechanismen nichts wußte, zum mindesten auch. Wie können wir außerdem wissen, ob die Genesungen wirklich nur oder in erster Linie dem psychoanalytischen Verfahren und nicht vielmehr anderen, näher liegenden Einflüssen zu verdanken sind, — der suggestiven Wirkung, die von

Digitized by Google

der Persönlichkeit des Arztes ausgeht, seiner eingehenden Beschäftigung mit dem Kranken, seinem Interesse, das er ihm entgegenbringt? Die Freudsche Analyse ist, wie ihr Schöpfer nicht verschweigt, schwer zu erlernen. Es existiert ja bisher nicht einmal eine genaue Schilderung der Methode, nach der sich der wißbegierige Arzt richten könnte. Auch soll sich — ein besonders lästiger Hemmschuh für die Handhabung — die Behandlung nur bei intellektuell einigermaßen hochstehenden und nicht zu alten Personen durchführen lassen. Dabei beansprucht sie ein halbes bis zweieinhalb Jahr! So lange also werden (vom Kostenpunkt nicht zu reden) die Kranken mit den intimsten sexuellen Auskundschaftungen traktiert, und das um der geringen Chance der Heilung willen. Ja, der Nachdenkliche wird fragen, ob denn von einer Heilung überhaupt die Rede sein kann, wenn das Leiden nicht, wie Freud früher annahm, durch ein zufälliges sexuelles Trauma entstanden ist, sondern sich aus der angeborenen Konstitution sozusagen naturgemäß herausentwickelt hat. Die Konstitution läßt sich doch nur in sehr geringem Grade beeinflussen. Man muß einmal, um sich des Bedenklichen der Behandlung bewußt zu werden, aus den Veröffentlichungen die Art und Weise studieren, wie die Freudianer schon kleine Kinder psychoanalysieren und sie über allerhand Sexualia (selbstverständlich mit der gebotenen Vorsicht — wer wollte es bezweifeln!) aushorchen. Da besteht trotz aller Gegenversicherungen die Besorgnis zu Recht, daß der Gedankengang der kleinen und großen Patienten auf das Geschlechtliche, auf Verfehlungen, Perversionen und sexuelle Konflikte, festgelegt wird. Es ist nicht bloß „Prüderie, Zurückgebliebenheit und Mangel an Verständnis“, wenn sich die Neurologen und Psychiater fast durchweg der Anwendung einer so gefährlichen und im Grunde wenig leistenden Methode entgegenstellen und bislang noch bei der Meinung verharren, daß die Freudianer, was ihre therapeutische Wirksamkeit betrifft, mehr Unsegen als Segen gestiftet haben. Und zum mindesten dürfte dem Laien anzuraten sein, der Lehre mit ein wenig mehr Zurückhaltung zu begegnen, als es in den letzten Jahren geschehen ist. Der Wert der Freudschen Theorie für die Erschließung unseres Seelenlebens wird dadurch nicht angetastet: sie hat uns neue Wege gewiesen, und wenn diese Wege vielfach auch in Irrtum hineinführen, so wollen wir nicht vergessen, daß es fruchtbare Irrtümer und dürre Wahrheiten gibt. Aber ihre Übertragung ins praktische Leben und auf Gebiete, wie die Jurisprudenz und Pädagogik, bedarf der größten Vorsicht.

Digitized by Google

Zum Problem der Demokratie.

Von Dr. Alfred Gildemeister.

Für und wider die Demokratie scheiden sich heute die Geister. Diese Scheidung geht durch unsere politischen Parteien, der Kampf um und der Kampf gegen die Demokratie sind die sich kreuzenden Losungen des politischen Kampfes der Gegenwart und der Zukunft.

Je mehr aber die vielberufene Masse zur demokratischen Fahne schwört, um so deutlicher tritt es in Erscheinung, daß die Absagen an die Demokratisierung unserer Verhältnisse sich mehren.

Wenn die demokratische Welle auch täglich breiter wird, so scheint ihre innere Kraft doch zu erlahmen — der Ansturm auf die mehr differenzierenden Wahlrechte erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß „Bildung und Besitz" sich mehr und mehr dem Einfluß demokratischer Tendenzen entziehen. Man vergleiche die Zusammensetzung des Landtages in Preußen in den Tagen des Bismarckschen Konfliktes mit der des heutigen!

Mit der Konstatierung dieser Tatsachen ist freilich wenig gewonnen, unter allen politischen Forderungen, soweit sie nicht aus dem reinen Wirtschaftsinteresse geboren sind, liegen Gefühlswerte, Weltanschauungen, wie man zu sagen pflegt, Lebensanschauungen, wie man besser sagen würde. Lebensanschauungen, die einem nur vorgestellten Zustand entsprechen, also idealistischer Art sind.

Bei den führenden demokratischen Geistern unserer Zeit, dem Amerikaner Wilson und dem Engländer Lloyd George, ist die demokratische Forderung nicht mehr eine politische Maxime, sondern ein Glaubenssatz, in dem ethische, kulturelle und — wer beugte sich ihnen nicht — soziale Forderungen sich vereinen. Läßt sich mit Worten trefflich streiten, so ist das mit Gefühlswerten eine andere Sache. Es ist etwas Schönes um die Begeisterung, aber sie taugt nicht für die Debatte, Begeisterte reden aneinander vorbei.

Der Hasser der Demokratie sieht in seinem Gegner den kulturfeindlichen Minierer, den geborenen Grenzverwischer, den Hödur, der den Baldur des wahren Volkstums heimtückisch zu vernichten trachtet, den Auflöser der Hoheit des States und den Zerstörer des gesellschaftlichen Aufbaus. Der überzeugte Demokrat sieht in diesen Anklagen nichts als böswillige Verleumdung, ihm als dem Gläubigen der Gleichheit, erscheinen die anerkannten und mehr noch die nicht

Digitized by Google

anerkannten und deshalb nur heimlichen Bevorzugungen, auf denen unsere öffentlichen Einrichtungen beruhen, als gemeiner Raub an den Rechten der Allgemeinheit. Und in der Tat liegt hier der wundeste Punkt unserer Verhältnisse, durch den sich der Übergangscharakter unserer Zeit deutlich verrät: indem das Gesetz die Standesunterschiede aufheben oder nicht anerkennen zu wollen erklärte, geriet es mit der noch wirksamen sozialen Machtverteilung in Widerspruch, und der gesellschaftliche Einfluß, der früher im stolzen Machtbewußtsein vor allem Volke prunkte, ist heute auf eine gewisse Hintertreppenpolitik angewiesen, mit der er jedoch fast noch dasselbe erreicht.

Gesellschaftliche Schranken zu überspringen ist heute gar nicht so viel leichter als früher: das aueren regime war so wenig ehrgeizig, daß man dem Talent, das sich zu produzieren trachtete, die Wege nicht verschloß, die Staatsgeschäfte haben damals nicht seltener als heute in bürgerlicher Hand gelegen.

Nun vollziehen sich aber alle Entwicklungsvorgänge langsam, und bei Freund und Feind herrscht heute mehr oder minder bewußt doch das Gefühl vor, daß die Demokratie sich durchsetzen wird.

Man wird zugeben müssen, daß England, Frankreich und die Vereinigten Staaten ebenso wie die europäischen Kleinstaaten dafür Belege abgeben, denen gegenüber die fraglos einsetzende rückläufige Bewegung in Rußland mehr als Beispiel ohne Beweiskraft gelten kann. In Rußland hat sich das alte Spiel vollzogen, daß auf die Revolution die Reaktion folgt, und da die Revolution nicht gesiegt hat, so konnte jene ohne das Eintreten der Diktatur einsetzen, mit der siegreiche Revolutionen abschließen; die Mächte der alten Herrschaft haben die Zügel nur fester wieder ergriffen.

Nun kann es keine schlechtere Politik geben, als diejenige, die sich nach den Symptomen des Augenblicks orientiert, „die Moderne" hat unendlich vielmehr Wahrscheinlichkeit zu antiquieren als „die Antike", die sich doch schon einmal im Zeitenlauf bewährt hat — das ewig Heutige hat die sicherste Anwartschaft, das ewig Gestrige zu werden. Die letzten Ergebnisse stets für wahr zu halten, ist das Zeichen der Halbbildung, die eben so fest auf die lebenden Autoritäten schwört, wie die Denkfaulheit auf die alten.

Wir müssen also wieder einmal den unbequemen Mut entwickeln, uns unseres Verstandes zu bedienen und über die Dinge selbständig nachzudenken.

Digitized by Google

Der moderne Staat hat seine Wirksamkeit auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens ausgedehnt, er begnügt sich nicht mehr mit der allgemeinen Staatsverwaltung und der Errichtung der Gerichte, dieser Baum setzt immer neue „Zweige" der Staatstätigkeit an, die in immer dichterer Verästelung das ganze staatliche, wirtschaftliche und soziale Leben durchziehen. Diese moderne Entwicklung hat den größten Beamtenorganismus geschaffen, den die Welt gesehen hat, dessen Macht und Einfluß vor allem deshalb so erheblich gewachsen ist, weil die Selbstverwaltung neue Gebiete nicht mehr zu erobern, die früheren kaum zu behaupten verstanden hat. Der Geist der Zeist ist sozial nicht liberal und deshalb geht die Sozialisierung mit der Bureaukratisierung Hand in Hand weiter.

Die Beamtenschaft, selbstverständlich nur in ihren leitenden Stellen, die zu kommandieren haben, ist die ausschlaggebende, staatspolitische Macht, vor der früher die Stände und heute die Monarchen kapituliert haben. Was uns heute als Regierung stolz gehüllt in den Purpur der Macht entgegentritt, das ist das organisierte und souveräne Beamtentum. Der Adelsbrief der Jetztzeit ist das Examen, der falsche Edelmann, der den Sensationsstoff früherer Jahrhunderte bildete, wird abgelöst durch den Assessor ohne Examenspapier.

Das nichtparlamentarische Regime bedeutet nichts weiter, als daß der Monarch, es könnte auch ein Präsident sein, durch das Herkommen gezwungen ist, seine leitenden Minister nur aus der regierenden Bureaukratie zu nehmen.

Le roi règne, mais ne gouverne pas.

Für das gute Funktionieren der Staatsmaschine ist eine tüchtige und selbständige Beamtenschaft absolute Bedingung, in Deutschland darf man nur die Frage aufwerfen, ob die Arbeitsteilung rationell genug ist und ob innerhalb der Beamtenschaft die verschiedenen Klassen nicht übertrieben voneinander abgegrenzt sind, so daß der gesunde Aufstieg tüchtiger Kräfte viel zu sehr unterbunden ist. In diesem Sinn ist eine Demokratisierung, besser Liberalisierung des Beamtenkörpers sicher am Platz. Der absolute Staat ist in dieser Beziehung faktisch viel liberaler gewesen. Die Demokratie als Staatsprinzip aber wünscht in ganz anderer Weise Einfluß auf die Regierung, also die Beamtenschaft zu gewinnen, sie will sich die Regierung abhängig machen.

Es ist nur die Krönung, der Abschluß dieser Tendenzen, wenn beim parlamentarischen System die regierende Partei die leitenden Ämter besetzt. In Ländern ganz demokratischen Charakters aber

Digitized by Google

wechseln nicht nur die Minister über den Ministerien wie in Frankreich, die herrschende Partei besetzt dort mit ihren Anhängern alle erreichbaren Staatsstellen.

Ein System, das, ganz abgesehen von der Frage seiner Moralität, den Staat in die Erschütterungen des Parteilebens hineinzieht und deshalb in den großen Demokratien offen, wenn auch nicht immer mit Erfolg, abgelehnt wird.

Die Demokratie als Parteiherrschaft aber hat eine weitere Schwäche offenbart, sie hat dem Kapitalismus am wenigsten Widerstand zu leisten verstanden. In den Vereinigten Staaten und Frankreich herrscht das Kapital am rücksichtslosesten, das staatliche Einschreiten dagegen in den Staaten hat offenbar mehr Gefühlswert und dient zur Beruhigung der dem Volke gestatteten öffentlichen Meinung, die man im übrigen mit der Maschinerie der Presse in der gewünschten Richtung bewegt.

Die Partei bleibt, so wie in Deutschland, nur so lange rein, als nicht wirtschaftliche Machtorganisationen die Hand auf sie legen, um durch die Finanzierung der Wahlen politischen Einfluß, und, in der Demokratie, die politische Herrschaft zu erlangen. Wenn in Deutschland heute so laut der Ruf gegen die Demokratisierung erschallt, so sollte man auf die Ansätze in dieser Richtung mehr als bisher sein Augenmerk richten.

Wirtschaftliche Interessenfragen an die Stelle politischer Grundsätze setzen, ist demokratisch. Dabei darf man sich freilich durch die äußere Aufmachung dieser Organisierungen nicht täuschen lassen und vor dem Irrtum sich bewahren, daß hier im weitesten Sinne genommen konservative Mächte am Werke wären. Macht haben und konservativ sein, ist noch lange keine Gleichung.

Wer über die Parteiprogramme und über die Gegenwartsfragen der stets so überaus ernsten Zeit hinaussieht und weder von gewaltsamen Umwälzungen träumt, die bei dem Volke des Gewissens niemals nötig sind, noch den vorläufig noch nicht erscheinenden Umsturz bekämpft, der wird das Vertrauen behalten, daß Deutschland das Problem der Demokratie am ersten meistern wird.

Deutschland ist verhältnismäßig noch schwach in der Teilnahme an den Geschicken der äußeren Politik, und dies sein gefährlichstes Schicksal, stark aber in dem Willen vieler gegen jede Art der Vergewaltigung, stark durch eine gerechte und unbestechliche Verwaltung des Staates und eine gesunde Abneigung gegen reinen Parteigeist und reine Parteiherrschaft.

Digitized by Google

Die Aufgabe der Partei im deutschen Staatsleben ist wirksame Kritik an der Bureaukratie und unmittelbare Teilnahme der Regierten an der Regierung. Regierung und Parlament sind nicht dazu da, um sich grundsätzlich zu bekämpfen und Abbruch zu tun. Das Parlament ist gar nichts anderes als ein auf dem Gebiet der Gesetzgebung und der Wirtschaftspolitik zur Mitarbeit berufenes Organ der Selbstverwaltung, das schon als solches jedem Deutschen teuer sein sollte. Das Parlament sollte ferner die Möglichkeit bieten, außerhalb der Beamtenhierarchie brauchbare Kräfte zu gewinnen. Geschähe das, so würde die Zusammensetzung dieser großen Körperschaften weniger Stoff zur Kritik geben und die Neigung zu Donquixoterien in ihm selbst abnehmen.

Würde unser Staatsleben durch die Anerkennung dieser Einfachheiten beruhigt, so würde der gute Deutsche am besten von Radikalismen geheilt und die Besten im Lande nicht durch die Sorge vor demokratisierender Auflösung davon zurückgehalten, an dem Ausbau des deutschen Staatslebens tätigen Anteil zu nehmen.

Nordamerikanische Hochschulen.

Von Herm. Anders Krüger.

Das Urteil des Deutschen über ausländische Verhältnisse und Leistungen schwankt gern zwischen einseitiger Überschätzung oder Unterschätzung. Im großen und ganzen neigen wir Deutschen dazu, uns durch materielle Vorzüge, technische oder staatliche Leistungen und äußere Einrichtungen vom Auslande schnell über Gebühr imponieren zu lassen, während wir von der inneren, sittlichen, ästhetischen und kulturellen Tüchtigkeit fremder Nationen oft viel zu gering denken und einen philisterhaften Dünkel auf diesen Gebieten nicht so leicht überwinden. Beide Fehler traten und treten wohl immer noch in der Beurteilung unserer nächsten europäischen Nachbarn, z. B. d. Franzosen und Engländer, häufig zutage, ganz besonders aber in unserem landläufigen Urteil über das Land, das in unserer Phantasie, unserer Sehnsucht, unserem politischen Idealismus und nicht zum wenigsten in unserem Geschäftsleben eine so gewaltige, vielfach dominierende Rolle gespielt hat und noch spielt, bei Amerika, wie wir die Vereinigten Staaten von Nordamerika schlechthin zu benennen pflegen. Wir haben eine vielfach märchenhafte Vorstellung von amerikanischer Freiheit, von den praktischen politischen und kommunalen Einrichtungen, von den sozialen, industriellen, kulturellen

Digitized by Google

und finanziellen Kräften wie Leistungen dieses Landes und denken dabei im stillen nicht gerade hoch von der doch rastlosen Bildungsarbeit dieser jungen, noch unausgegorenen Nation, der das alte Europa rücksichtslos schon seit Jahrzehnten seine ungebildetsten Elemente zutreibt. Beide Vorstellungen werden wir im Laufe der Zeit wesentlich berichtigen müssen. Es ist nicht gerade immer und überall ein besonderes Vergnügen, amerikanischer Bürger, Geschäftsmann, Farmer oder Arbeiter zu sein — aber Hut ab vor der unermüdlichen Energie und dem wundervollen nationalen Idealismus, mit der die besten Amerikaner an der Erziehung der Jugend ihres Volkes arbeiten. Ich habe, einer freundlichen Einladung der Germanistic Society of America folgend, einige Monate in den Vereinigten Staaten geweilt und auf den mir bestimmten Vortragsreisen wie zum Teil auch auf eigene Faust allerlei wichtige Bildungsstätten, vor allem Universitäten und Colleges gesehen und studiert. Meine Eindrücke waren denen des durchschnittlichen Amerikafahrers so ziemlich entgegengesetzt. Ich habe das gewaltige Land in seinen großen Städten, wie etwa New York, Boston, Philadelphia, Chicago, San Franzisko, Saint Louis, in seinen Industriezentren, wie Pittsburgh, Cincinnati, Buffalo, Rochester und Minneapolis, wie endlich in seinen herrlichen Ackerparadiesen, wie Indiana, Illinois, Ohio, Kalifornien und Texas, in einer schweren Krisis, in tiefster, bangster Depression gesehen; aber ich habe auch an zahllosen kleinen und großen Stätten fleißige und ernsthafte Männer der Wissenschaft, der Erziehung und Verwaltung bei stiller, tapferer und zukunftsicherer Arbeit beobachten dürfen. Am reichsten und stärksten war der Eindruck an den nordamerikanischen Hochschulen, worunter ich bitte nach deutscher Terminologie die Colleges und Universities zu verstehen, und nicht nach amerikanischem Sprachgebrauch die High schools, wie drüben die mittleren Staats- oder Stadtschulen heißen. Von diesen habe ich nur zwei eingehender besichtigt, und möchte mir kein Urteil erlauben. Von den amerikanischen Hochschulen dagegen, von ihren Einrichtungen, ihrem Leben und Arbeiten will ich ein weniges berichten, und tue es doppelt gern, weil man mich drüben gerade darum gebeten hat im Interesse weiteren gegenseitigen Verstehens der beiden befreundeten Nationen.

Von vornherein gilt es zu betonen, daß man deutsche und amerikanische Hochschulen nicht ohne weiteres vergleichen kann, sonst kommt man zu schiefen Urteilen. Unsere deutschen Hochschulen sind einheitlich, sind fast völlig gleichgeartete, auch ziemlich gleichmäßig ausgestaltete und auf gleichen Vorbildungsvoraussetzungen beruhende Institutionen. Die amerikanischen Einrichtungen dagegen differieren ganz gewaltig je nach ihrer besonderen Geschichte, ihren Staaten, ihren Stiftern und ihrem Vermögen. Unsere wenigen Hochschulen sind staatlich, die zirka 700 konzessionierten amerikanischen Colleges und Universities sind zum weitaus größten Teile private Schöpfungen, nur wenige, und keineswegs die wissenschaftlich bedeutendsten, sind drüben von Einzelstaaten oder Städten ins Leben gerufen. Fast alle höheren amerikanischen Bildungsstätten leben mehr oder weniger von hochherzigen Stiftungen, auch die staatlichen Universitäten (z. B. die Staatsuniversität von Kalifornien, Berkeley) hoffen,

Digitized by Google

ja rechnen auf solche Unterstützungen. Eine einheitliche Ordnung ist daher noch nicht zu verlangen, wenngleich sie langsam wohl angestrebt wird. Auch da ist es sehr bezeichnend, daß die Initiative wiederum von privater Seite ausgeht durch die Rockefellersche Stiftung des General Education Board (42 Millionen Dollar), einer Art privaten Kultus- oder Erziehungsministeriums, freilich mehr beratender als leitender Natur.

Ich habe bisher College und University in einem Atem genannt und werde das auch weiterhin öfters tun, weil zwischen beiden Bezeichnungen bis dato kein wirklicher, wenigstens kein allgemein gültiger oder gar entscheidender Gradunterschied gemacht werden kann. College ist die ältere, im großen und ganzen richtigere und bescheidenere, der englischen Überlieferung entnommene Bezeichnung; University der neuere anspruchsvollere Titel, der sehr oft zu Unrecht geführt wird, da manches großstädtische oder östliche College hoch über einer kleinstädtischen oder westlichen Universität steht. Harward College in Cambridge steht natürlich hoch über der University of Rochester oder der State-University of Iowa oder California. Die Columbia-University von New York, die aus dem alten Kings College sich historisch entwickelt hat, steht ungleich höher als die andere sogenannte New York University in derselben Stadt, die sich nicht einmal mit dem prachtvollen City College von New York messen könnte. Die fast offizielle Registrierstatistik der „Science" zählt nur 25 universitätsmäßige Hochschulen und außer Radcliffe keine Damenhochschule. Klarer dürfte die Anschauung durch Angabe der allgemeinen amerikanischen Schuleinteilung werden. Von der Elementarschule geht der junge Amerikaner oder die Amerikanerin (vielfach herrscht ja Koedukation beider Geschlechter) in die Public school (etwa Bürgerschule) über, von da in die High school, die ungefähr den Real-, Oberrealschulen und Gymnasien bis etwa zur Sekundareife entspricht oder wenigstens entsprechen kann. Nun erst, meist nach 12jährigem Schulbesuch, beginnt das 4jährige Collegestudium. Der erste Jahrgang ist der der freshmen (Füchse), der zweite der der sophomores (Brandfüchse oder Jungburschen), der dritte heißt juniors (Burschen), der vierte seniors. Am Ende des Collegestudiums wird meist ein Grad (degree), der eines masters oder baccalaureus erworben. Damit begnügen sich die weitaus meisten studierenden Amerikaner oder Amerikanerinnen. Als graduates treten sie ins Alltagsleben zurück.

Der feierliche Abgang heißt sinniger Weise commencement, d. h. das Leben soll nun erst beginnen; statt alte Herren nennen sich die früheren Studenten alumni. Das eigentliche höhere Fachstudium beginnt jedoch erst mit dem graduate work und schließt für gewöhnlich mit dem Doktorgrad ab. Der amerikanische Gelehrte, Arzt, Jurist ist also später mit dem Studium fertig als bei uns. Nur wenige der meist östlichen und fortgeschritteneren Hochschulen wie Columbia, Harward, Yale, Pennsylvania, Cornell und besonders Johns Hopkins bieten ausgiebigere Gelegenheit zum postgraduierten Studium. Diese alle haben z. T. vorzüglich ausgestattete Seminare und Laboratorien. Zur Zeit meines Besuches studierten zu Columbia ungefähr 1000 graduates, zu Haward ca. 300, Yale 130,

Digitized by Google

Princeton 60; das ist nur ein geringer Teil der Gesamtzahl der Studierenden, die zu Columbia ca. 5600, Harward und Radcliffe 5300, Yale 3400, Princeton 1300 betrug. Aus alledem ergibt sich wohl zur Genüge, daß vorderhand der Schwerpunkt der amerikanischen Hochschulbildung noch auf dem undergraduate work, auf der Collegebildung liegt, die eine mehr allgemeine als die der höchsten Klassen unserer Oberrealschulen und Gymnasien, aber noch keine so gründliche und fachgemäße ist, wie die der ersten Semester unseres Hochschulstudiums, die durchschnittlich gerechnet die Collegezeit wohl mit umfaßt. Behält man das im Auge, wird man am ehesten dem amerikanischen Studenten gerecht werden können, der in der Regel etwa ein Mittelding zwischen unsern Primanern und jüngeren Hochschulsemestern zu sein scheint. Im allgemeinen drängt die Entwickelung der amerikanischen Hochschule vom altenglischen College zur deutschen Universität, aber diese Entwickelung kann nur sehr, sehr langsam vor sich gehen, weil die Verhältnisse in Nordamerika eben ganz andere, ganz und gar nicht einheitliche und sehr schwierige sind, weil vor allem noch das College fast ausschließlich die Bildungsbedürfnisse und die Interessen der studierenden Jugend befriedigt und allein das College eine wirklich nationale Institution geworden ist.

Dazu kommt, daß der junge Amerikaner selten ein College wechselt, daß er ferner ganz anders mit seinem College und vor allem auch mit der Kameradschaft seines Jahrgangs gemütlich verwächst. Da kommt eine Art von lokalpatriotischer Landsmannschaftlichkeit zustande, die vielfach unser Verbindungswesen (das es mutatis mutandis auch gibt) in glücklichster Weise ersetzt, die große wundervolle Nationalbegeisterung niemals beeinträchtigt und doch eine dauernde Lebensfreundschaft ermöglicht, wie sie bei uns nur auf alten Landschulen wie etwa Schulpforta oder den Herrnhuterschulen wie Niesky erwächst. Anderseits darf nicht geleugnet werden, daß einige der größeren östlichen Universitäten mit unermüdlicher Energie und staunenswertem Erfolge unserm deutschen Ideal einer Universitas nachstreben, ja es noch zu überbieten suchen, indem sie auch technische Hochschule, Konservatorium, Kunstakademie u. a. in den Rahmen mit einbegreifen. Um davon ein, oder sagen wir offen, das beste, eigenartigste und modernste Beispiel zu geben, so gebe ich kurz eine Übersicht der Columbia-University zu New York, die mich so gastlich aufgenommen hat. Sie besteht aus zwei eigentlichen Colleges: Columbia College für männliche und Barnard College für weibliche Studenten. Unserer philosophischen Fakultät entsprächen ungefähr die Abteilungen für Political Science, Philosophy, Pur Science, d. h. Sprachen und Naturwissenschaften, der juristischen die School of law, der medizinischen das College of physicians and surgeons. Der Bergakademie entspricht die berühmte, glänzend ausgestattete School of mines, der Abteilung 2, 3 und 4 unserer Hochschule etwa die School of chemistry and engineering, der Abteilung 1 die School of architecture. Daneben gibt es noch eine School of music and designe, also Konservatorium und Akademie: ferner eine Art höheres Lehrerseminar Teachers College und endlich eine pharmazeutische Abteilung College of pharmacy.

Digitized by Google

Etwas ganz Modernes, was bei uns ja auch leise im Werden ist, was drüben übrigens schon mehrere Hochschulen aufzuweisen haben, ist die Sommerschule, Summer-session, und die Extension teaching (bes. Chatauqua), eine Art von Volkshochschulkursen, zur Anregung für weitere Kreise gedacht. An anderen Universitäten sind wieder andere Spezialschulen, so etwa theologische, Tierarznei-, Ackerbau-, Zahnarzt-, Handels-Schulen usw. Die Praxis kommt drüben mehr zu ihrem Recht. Einige Hochschulen haben Studenten beiderlei Geschlechts auch im College vereinigt, einige sind nur für Herren, wie Harward und Princeton, oder lassen wie Yale Damen nur in einigen Fächern zu. Andere sind nur für Damen, darunter die großartigen und landschaftlich herrlichen Mädchencolleges wie das idyllische Wellesley und Radcliffe bei Cambridge, Vassar-College in Poughkeepsie, das größte, Smith-College u. a. m. Das sind Institute, denen wir in Deutschland nichts an die Seite zu setzen haben, da wächst in Freiheit und Gesundheit die kraftvolle Frauenblüte der amerikanischen Nation heran. Und was die Frauen in Amerika bedeuten, das glaubt nur der, der ihre fast dominierende soziale, ja auch rechtliche Stellung kennen gelernt, das versteht aber auch nur der, der aus der Geschichte weiß, welche bedeutsamen Bestrebungen die Frauen für die Kultur Nordamerikas vollbracht haben und noch immer vollbringen. Fast überall stehen sie hochherzig und tapfer an der Spitze, wenn es sich um ideale Bestrebungen handelt. Die Organisation der meisten amerikanischen Hochschulen ist im Gegensatz zu der unseren, die republikanische Formen aufweist, recht monarchisch. An der Spitze steht ein meist auf Lebenszeit gewählter Präsident, der ganz andere Machtbefugnisse hat und einen ganz anderen Einfluß in und außerhalb der Universität ausübt, als etwa ein deutscher Rektor. Ein solcher Präsident herrscht nicht als primus inter pares, untersteht auch keiner Behörde, sondern er regiert als Leiter und alleiniger Gebieter oft ziemlich autokratisch. Neben dem Präsidenten, der meist ein früherer angesehener Professor ist, der freilich dann der wissenschaftlichen Arbeit entsagen muß, steht allerdings eine Art beratender Senat, der Board of Trustees, eine Einrichtung, die ungemein segensreich ist und die Universitäten und Colleges in steter Berührung mit ihren ehemaligen Schülern, mit der fortschreitenden Zeit und ihren Bedürfnissen, mit dem praktischen und besonders auch mit dem nationalen Leben erhält. Der Board of Trustees ist ein Kuratorium, gewählt von und aus alten Herren des Instituts, die in erster Linie das Geschäftliche unter sich haben und oft mit Millionen wirtschaften müssen. Die Trustees überwachen den Etat und garantieren die gedeihliche finanzielle Fortentwickelung, verschaffen oder schenken wohl oft selbst die nötigen Kapitalien, für deren Flüssigmachung freilich mitunter auch der Präsident und seine Gehilfen, Sekretär, Registrar und Schatzmeister propagandistisch tätig sein müssen. Dieser geschäftliche Einfluß der Trustees und die ganze Verbindung von Leitung, Verwaltung, Organisation und Propaganda hat natürlich ihr Mißliches, aher auch ihr Gutes und ist bei der großartigen Privatinitiative, durch die einmal das amerikanische Bildungswesen aufgeblüht ist, unvermeidlich. Im allgemeinen stehen die Privatuniversitäten ganz anders

Digitized by Google

bedeutend und wirksam im nationalen Leben als die wenigen Staatsuniversitäten, die von der Staatslegislatur abhängig sind. Die Präsidenten etwa von Columbia (Butler), Harward (Elliot), Ithaka (Andrew White, der frühere deutsche Gesandte), Yale (Hadley), Princeton (Wilson) sind Männer, die im Ansehen unmittelbar hinter dem Präsidenten der Vereinigten Staaten rangieren und deren Wort in der Öffentlichkeit ein starkes Gewicht hat. Wenn Roosevelt wirklich nach seiner Amtsniederlegung amerikanischer Universitätspräsident oder Professor werden sollte, so wäre das nicht sonderlich zu verwundern. Auch Cleveland ward nach seiner Amtsführung Professor in Princeton. Die amerikanische Hochschulhierachie ist sonst ähnlich wie bei uns. Als wissenschaftliche Beiräte stehen neben dem Präsidenten die Deans oder heads of Departements, dann folgen die ordentlichen und die assistent oder adjunct Professors, endlich die Instructors, die im Rang ungefähr unsern a. o. Professoren, Privatdozenten und Assistenten entsprechen, nur alle besoldet werden. Die Gehälter sind scheinbar in Amerika sehr viel höher als bei uns, tatsächlich und durchschnittlich berechnet geringer, zumal die Kaufkraft des Dollars im allgemeinen trotz 4,20 Mk. in unserm Geldwert kaum höher als 2 Mk. zu gelten hat. Der Durchschnittsgehalt eines ordentlichen Professors wurde mir mit ca. 3000 Dollar angegeben, der eines Instructors mit 900 Dollar, doch sind die Gehälter im Osten natürlich höher als im middle west oder west, sie schwanken zwischen 8000—1500 und 1800—600 Dollar. Im großen und ganzen hatte ich wie andere den Eindruck, als würden die amerikanischen Hochschuldozenten für ihre oft geradezu unglaublich schwere Arbeit, die leider aus Überlastung mit schulmäßigem Unterricht vielfach gar nicht wissenschaftlich forschend sein kann, nicht genügend honoriert. Auch die gesellschaftliche Anerkennung, die im Lande des Dollars sehr von den Einnahmen abhängig ist, leidet darunter sichtlich. Man sollte den Hochschulen Amerikas weniger glänzende Gebäude stiften und die Professoren besser bezahlen. Dann würde der Eitelkeit einiger Stifter allerdings weniger geschmeichelt und vielleicht manche Million darum weniger gespendet werden, aber die Selbständigkeit der amerikanischen Wissenschaft würde dann besser gedeihen und der innere Wert amerikanischer Hochschulen rascher zunehmen. Besser als die soziale Stellung der Professoren gefiel mir das Verhältnis von Professoren und Studenten, das meist ein formloseres, kameradschaftlicheres zu sein schien als bei uns. Die vor dem Titel ersterbende Ehrfurcht fehlt in diesem demokratischen Lande, freilich oft auch die Disziplin und die Autorität, wie ich zu meinem Erstaunen doch gelegentlich wahrnehmen mußte. Die Einzelpersönlichkeit gilt eben im amerikanischen Hochschulleben weit mehr als bei uns, wo die Stellung, die staatliche Anerkennung eine größere Rolle spielt, und das hat seine Vorzüge wie seine Nachteile. In einer Universität Nordamerikas fand ich eine Art von Heiligenverehrung für einen längst verstorbenen beliebten Lehrer, in zwei anderen kam es zu ziemlich offenen Verhöhnungen einiger unbeliebter Professoren.

Der amerikanische Student verkörpert weit mehr noch als bei uns den Typus seiner Nation. Er ist derb, formlos, oft rüde und flegelhaft,

Digitized by Google

wenn keine Frauen zugegen sind (der kulturelle Einfluß der fast in allen Schulen überwiegenden Erzieherinnen und der Koedukation zeigt sich überall), aber er ist auch gesund, gutmütig, selbständig, energisch, unternehmungslustig und beseelt von einem elementaren Nationalbewußtsein, das im Gegensatz zu unserm jammervoll zerfahrenen Verbindungswesen und kleinlicher Eigenbrödelei stets sieghaft über den übrigens sehr starken Lokalpatriotismus der einzelnen Universitäten triumphiert. Verbindungen, geheime wie offene, und Klubs gibt es nämlich im amerikanischen Studentenleben mindestens ebensoviel wie bei uns. Und der Aristokratismus der Studenten, der übrigens mit dem der guten Gesellschaft in Amerika gleichen Schritt hält, bildet eine bereits klar erkannte und auch schon bekämpfte Gefahr für diesen demokratischen Staat. Aber einmal bildet die Einrichtung der Jahrgänge einen starken demokratischen Schutz gegen die Gefahren hochmütiger Absonderung und andererseits (namentlich für den ganz ehrlichen und traditionellen Haß einiger Hochschulen gegeneinander) bietet der in so reicher Blüte stehende Sport mit seinen oft erbitterten und doch ungemein erziehlichen, ja disziplinierenden Kämpfen eine gute und gesunde Ablenkung für die überschäumende Jugendkraft, die eben überall austoben muß.

Die Freude am Sport, die Leidenschaft für seine Kämpfe ist eines der vielen Erbteile Englands im amerikanischen Hochschulleben, wie z. B. auch die mittelalterliche Scholarentracht der Talare und Baretts, die in dieser urmodernen Republick z. B. bei den Commencements-Feierlichkeiten wundervolle Kontraste hervorzaubert. Der Sport steht noch heute ganz eigentlich im Zentrum des amerikanischen Studenten-, ja auch des Schülerlebens, und das ist der Entwicklung der Wissenschaft nicht immer günstig. Man muß gesehen haben, wie sich überall im wildesten Westen wie im heißesten Süden auch schon die kleinsten boy's im Nationalspiel, im base ball, üben und sich systematisch von früh an speziell für eine bestimmte Funktion trainieren — wie später noch die ältesten Herren ihren Mann zu stellen vermögen —, um beurteilen zu können, was das Spiel hier für eine ernsthafte, ja heilige Sache ist. Fast jedes amerikanische College oder University wird in seinem oft weit ausgedehnten campus, der oft einen Stadtteil für sich bildet, drei Gebäude mit besonderem Stolze zeigen, die Kapelle, die besonders der geschichtlichen Erinnerung dient, die Bibliothek, die der Wissenschaft Höhe zeigen soll — meist wundervoll —, und das Gymnasium, d. h. die Sport- und Turnhalle, die den eigentlichen Mittelpunkt des studentischen Lebens und Strebens bildet, die oft zur Ruhmeshalle der Vergangenheit und der Gegenwart (durch die vielen Triumph- und Siegeszeichen) geworden ist. Meist liegt vor ihr das gewaltige Stadion, auf dem der Training tagaus tagein tobt, auf dem die Kämpfe oft vor Tausenden und Zehntausenden von lebhaft interessierten Zuschauern ausgefochten werden. Kleine charakteristische Zufallsbildchen haften uns manchmal am festesten im Gedächtnis. Wie ich die Harwardstudenten im herrlichen Parlor des Union Club (das ist die allgemeine Vereinigung) in ihren Sesseln lümmelnd, die Beine auf dem Tisch, auf einen kostbaren Teppich spuckend und brennende Zigarettenstummel ab-

Digitized by Google

sichtlich auf ihn werfend, nicht vergessen werde, ebensowenig einige respektlose Yale-Studenten, die im Morgengottesdienst während des allgemeinen Gebets ihre Zeitung lasen, aber auch nicht die vielen eifrigen Columbiamen, die selbst ihren kurzen Weg ins Colleg dazu benutzten, hüpfend sich im Dauerlauf zu trainieren. Der Sport in seinen verschiedenen Arten ist ziemlich universal, aber der Training züchtet ein Spezialistentum, das unserm deutschen Wesen widerstreben würde. Der Amerikaner setzt wie der Engländer Dezennien seines Lebens daran, um ein todsicherer Ballschläger, ein verläßlicher Backspieler oder goalkeeper zu werden. Manche Spiele sind roh und rücksichtslos, aber gerade darum wegen ihrer Kampfähnlichkeit beliebt (wie unsere Mensuren), vor allem der Rugbyfootball, der z. T. (wie in Columbia) durch Präsidenten-Machtwort verboten worden ist. An einigen Staatsuniversitäten des Middlewest und Nord verlangt die Regierung auch militärische Ausbildung von den Studenten, wenigstens von den 2 jüngeren Jahrgängen, den freshmen und sophomores, die unter Anführung von selbstgewählten studentischen Leutnants und höheren Linienoffizieren exerzieren müssen. Davon sind jedoch diese Studenten gar nicht erbaut, machen ihre Sache daher auch widerwillig und recht schlecht. Da das Kriegsmäßige und Wichtigste, das Scharfschießen und der Felddienst, fortfällt, hat in der Tat die Exerziererei wenig Zweck. Im großen und ganzen macht der amerikanische Student keinen disziplinierten oder gar schneidigen Eindruck, aber einen sehr gesunden, kraftvollen und fröhlichen, der viel mehr wert ist. Die Gründe dafür sind leicht zu ersehen. Erstlich ist der amerikanische wesentlich jugendlicher, naturfrischer, hat aber auch sehr viel weniger zu lernen (zirka 15 Stunden Colleg durchschnittlich die Woche), dann lebt er weit gesünder, behaglicher und vernünftiger als unser deutscher Student und kennt den Alkoholgenuß so gut wie gar nicht. Vor allem steht das sittliche Leben des amerikanischen Studenten auf sehr hoher Stufe, wieder eine der vielen segensreichen Wirkungen der starken amerikanischen Frauenkultur und z. T. der Koedukation. Ein derber, gesunder, guter und ritterlicher Gesell, das ist der Totaleindruck des amerikanischen Studenten, neben den die Studentin mit gleicher Gesundheit und Frische, aber leider auch etwas prononzierter Männlichkeit tritt. Beide sind sehr lärmfroh, ihre furchtbaren Yells sind ein Indianererbe, und leider hat nicht nur jede Universität, jeder Jahrgang, sondern auch noch jede Verbindung ihren besonderen Yell, der planmäßig einexerziert und systematisch ausgeübt wird (z.B. bei Sportkämpfen als Pausenunterhaltung, bei Begrüßungen usw.). Dem alten Collegesystem entsprechend wohnen die Studenten größtenteils in den Institutsgebäuden, in sogenannten dormitories. Diese amerikanischen Studentenbuden sind durchschnittlich etwas komfortabler, als die unseren, auch für schöne Rauch-, Spiel- und Unterhaltungszimmer, für bequeme Badegelegenheiten ist stets gesorgt. Der Preis der Wohnungen ist je nach Lage und Alter des Gebäudes verschieden, auch wird nicht monatlich oder semesterlich, sondern für das ganze Studentenjahr bezahlt, das abzüglich der Ferien ungefähr einige 30 Wochen zählt. In Columbia zahlt ein Student für eine moderne Wohnung (kl. Zimmer inkl. Licht, Heizung

Digitized by Google

und Wäsche) 150—200 Dollar, kann also mit 10—15 Dollar wöchentlich auskommen, wenn er einfach im großen Speiseseal ißt. Das macht etwa 500—600 Dollar im Jahre ohne Ferien. In Yale und Harward braucht ein Student etwas mehr, 800—1000 Dollar, in Pennsylvania 500—800 Dollar durchschnittlich, darf dann freilich nicht (wie viele Harwardprotzen) extra in der Stadt wohnen oder Verbindungsstudent sein. Der Klubbeitrag ist selten unter 100 Dollar jährlich, nur der Union Klub und der Verein christlicher junger Männer, der überall floriert, ist ganz billig und gewährt doch viel. Eine Studentin braucht etwas weniger, in Wellesley ca. 450 Dollar bei einfachen Ansprüchen. Für Stipendien aller Art ist in U. S. A. reichlich gesorgt und so dem armen Studenten nicht minder als bei uns der Platz an der Sonne der Wissenschaft ermöglicht. Viele Studenten verdienen sich auch durch Unterricht jüngerer Kommilitonen oder durch praktische Dienste redlich ihr Brot, und dürfen jederzeit auf die Achtung ihrer Kameraden zählen. Arbeit schändet drüben keinen, und ich habe manchen Professor kennen gelernt, der als Bibliothekslaufbub seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hat. Daß die Studenten sehr unternehmend sind, versteht sich in Amerika von selbst. Sie geben ihre eigene Zeitung, oft auch ein eigenes Witzblatt heraus, drucken und schreiben es selbst; führen Stücke auf, geben eigene Gesellschaften (auch die Studentinnen oft den Herren), veranstalten Maskenumzüge usw., sogar einen unglaublich komischen Studenzirkus sah ich bei dem ausgelassenen Kehraus der großen Commencementfestlichkeiten. Kurz, es herrscht ein frisch pulsierendes Leben unter Studenten wie unter den Dozenten der amerikanischen Hochschulen, die mich übrigens mit jener wundervollen, fast beschämenden Gastlichkeit, die drüben eine nationale Ehrensache ist, auszeichneten. Meine amerikanischen Gastfreunde meinten jedoch, Professorenaustausch allein tue es nicht, Studentenaustausch müsse folgen und zwar von beiden Seiten. An amerikanischen Studenten fehlt es ja an deutschen Hochschulen nicht, sie zählen nach Hunderten und schon seit Jahrzehnten. Von deutschen Studenten gibt es dagegen zurzeit an amerikanischen Hochschulen nur einige 30—40. Es dürfte an der Zeit sein, diese Zahl recht bald zu erhöhen. Und zwar nicht nur, weil es im Interesse der beiden großen Nationen liegt, daß ihre akademische Jugend, d. h. die vielleicht zukünftigen Führer sich berühren, sich verstehen und achten lernen, sondern auch, weil unsere Studenten bereits auf manchen Gebieten von amerikanischer Wissenschaft lernen können. Schon jetzt gilt es, das zu betonen und dafür zu sorgen, daß wir auf dem Laufenden erhalten werden. Sonst werden wir eines Tages von den Erfolgen der amerikanischen Wissenschaft, die bei so gesunden, unverbrauchten Kräften ebenso plötzlich und gewaltig aufblühen kann, wie ihre Industrie und ihre Technik, nicht nur überrascht, sondern vielleicht auch überholt werden.

Digitized by Google

Unzusammenhängendes von der Werkbundausstellung in Köln.

Von S. D. Gallwitz.

Man kann nicht sagen, daß man zu einer Anschauung von der Werkbundausstellung gekommen ist, wenn man in diesen Tagen des Mai gegangen war, um sie kennen zu lernen. Das Unternehmen, das größer und bedeutungsvoller ist als alle Kunst- und kunstgewerblichen deutschen Ausstellungen der letzten Jahrzehnte, machte im Hinblick auf die ihm gestellten gesteigerten Anforderungen von dem Recht des Nichtfertigseins, das alle Ausstellungen gewohnheitsmäßig in Anspruch nehmen, einen sehr gesteigerten Gebrauch. Immerhin, die Werkbundausstellung ist ein Organismus, und auch aus den einzelnen unzusammenhängenden Teilen ist das Ganze zu erkennen.

* * *

Will man die Lage der Ausstellung schildern, so ist dabei viel Wunderschönes zu sagen. An der Front des Geländes entlang ziehen majestätisch die grüngoldenen Wasser des Rheinstromes vorbei, drüben bekränzt von den grünen Ufern wie von einer festlichen Guirlande. Seitlich der Aufbau der Stadt mit der fast unwirklich imposanten Bekrönung des Domes. Wenn man auf dem Ausstellungsgelände sich befindet, schwelgt der Blick, indem er diesen Bildern sich zuwendet. Damit ist denn aber auch der wesentliche Reiz des Geländes erschöpft. Für die Mission eines Ausstellungsplatzes, zu der es berufen wurde, ist es nicht durchweg günstig. Es streckt sich in unverhältnismäßiger Längenausdehnung; die beiden Hauptabteilungen, Ausstellungsplatz und Vergnügungspark, getrennt durch das weite Feld des Stadions. (Der Vergnügungspark ist in dieser Stadt der Lebenslust zu einer Monstreveranstaltung von annähernd fünfzig Etablissements ausgeweitet.) Es mag zum größten Teil an der Form des Terrains liegen, an der dadurch bedingten Gliederung der Plätze und der Verteilung der Bauwerke, daß dem Bild der gesamten Ausstellungsanlage ein eigentliches Zentrum fehlt, welches zu ihrer Raumentwicklung in einem genügend bedeutsamen Verhältnis steht; ein Gipfel gleichsam, dem alle Linien entgegenstreben und der sie alle zu sich empor und hoch über sich hinaus hebt. Die Haupthalle, die den architektonischen Mittelpunkt darstellt, wirkt in dieser ihrer Eigenschaft dürftig, die Kuppel profan; nichts Ragendes, Beherrschendes geht von diesem Bau aus. Mehr noch als in unmittelbarer Nähe trat das hervor, wenn man von erhöhtem Standpunkt aus eine Übersicht über das Gesamtbild des Platzes gewann. Es sollte nicht sein, daß an solcher Stelle die Kulissenrealistik einer Gebirgsbahn sich mit den Ansprüchen auf Beachtung dem Auge vor allem entgegendrängen dürfte.

* * *

Digitized by Google

Die Werkbundformierung ist eine herb männliche Tat. Eine Bewegung in der Kunst, bei welcher der Künstler die reine Subjektivität abwarf, um an Stelle dessen in die Zeit sich einzuordnen und Aufgaben von ihr zu übernehmen. Wenn es heute als eine Tatsache dasteht und erkannt wird, daß Industrie, Handel und Gewerbe starke Steigerungen durch die Mitarbeit der Künstler erfahren haben, so ist daneben das andere nicht weniger bedeutsam und wichtig einzuschätzen, daß die Künstler von den Gesichtspunkten jener Gebiete aus neuen Boden unter die Füße und neue Perspektiven gewannen. Nicht mehr sind unsere Künstler heute zu stolz oder sehen sich zu höhergeartet, um mit dem Handwerker Hand in Hand zu gehen, ja, von ihm zu lernen; nicht mehr erscheint ihnen jene Weltfremdheit, die sich absondert und Geist und Forderung der eigenen Zeit nicht erkennt und nicht wertet, als ein ihnen eigentümliches Recht. Was das Merkmal unserer höchststehenden mittelalterlichen Kultur war, das Kunstwerk, hervorgebracht und in Umlauf gesetzt von einer Persönlichkeit, die in sich die Arbeit des Handwerkers und Künstlers, und auch die des Kaufmanns vereinigte, diese Dreisamkeit hat ihre Wiedergeburt im Werkbundgedanken, im Zusammengehen von diesen drei im Laufe der Zeit zu selbstständigen Gruppen gewordenen Faktoren gefunden.

Die Bereicherungen, die die bildenden Künste aus der Bewegung ziehen, erscheint heute am augenfälligsten im Zusammenhang mit dem Profanbau. Es ist ein neuer Typus unserer Zeit: der Architekt, der die der Industrie und ihren reinen Nützlichkeitszwecken dienenden Gebäude zu guter Form entwickelt und steigert und ihnen dadurch von der Kunst entliehene Bedeutung und Werte verleiht.

Auf dem Gelände der Werkbundausstellung umfaßt man mit einem Blick zwei ihrer hervorragendsten Bauwerke: die Fabrik und das Theater; das gereicht dem letzteren zum Nachteil. Die geistvollen Gedanken van de Veldes haben nicht die Ruhe der Ausdrucksformen, um monumental gestaltet in Erscheinung treten zu können. In der Fabrik hat ein Stück zwingender Zeitforderung einen überzeugenden, lebendigen Ausdruck gefunden; das van de Velde-Theater wirkt daneben als Abstraktion. In einer Erläuterung zu dem Bau spricht van de Velde die Hoffnung sowohl als auch die Überzeugung aus, daß sich verständnisvolle Regisseure finden würden, die die Inszenierung der Stücke, was so viel heißt als ihren Darstellungsstil, seiner neuartigen Bühnenanlage anzupassen vermöchten. Hier ist ein Wort und eine Auffassung, die aus dem Werkbundgedanken, der bei allen Dingen die naturgemäße Reihenfolge innehält und die Entwicklung von innen nach außen gehen läßt, herausfallen. Nicht die jeweilige Bühne und die Bühnenanlage sind es, von welchen das Drama in ernsterem Sinne sich die Art seiner Darstellung entnimmt; vielmehr sind jene es, die sich dem Drama als einem Kunstwerk des Stiles anzupassen haben. Es gibt keinen andern Weg zu einer organischen Vereinigung zwischen Drama und Szene; die vielartigen Versuche auf der Bühne des Münchner Künstlertheaters und alles, was ihnen nachfolgte, haben es uns gelehrt. Kein Zeitpunkt aber erscheint weniger geeignet, für eine neue

Digitized by Google

Bühne die rechte Form zu finden, als das Heute, wo das Theater, zu größtem Teil unter dem Zwange nicht fortzuleugnender schlimmer und schwieriger Verhältnisse, immer offensichtlicher seine Beziehungen zur Kunst lockert, und wo der einzig wirklich lebendige Zusammenhang mit einem dramatischen Kunstwerk der Gegenwart in unsrer Sehnsucht nach ihm besteht und in dem unablässigen Suchen einiger genialer Persönlichkeiten nach neuen Darbietungsformen. Wir haben unsere großartige Gegenwartsindustrie, die den ihr angemessenen baulichen Ausdruck gefunden hat, wovon wir auf der Werkbundausstellung so manches gelungene Zeugnis empfangen. Wenn wir erst eine greifbare Theaterkunst und ein Theaterkunstwerk unserer Zeit haben werden, werden auch die lebendig empfundenen Häuser dafür nicht auf sich warten lassen.

* * *

Es ist in gewisser Weise ein Verhängnis für die Ausstellung, daß sie gegen den Hintergrund eines Baudenkmales von so unbegreiflicher Gewalt, wie der Kölner Dom es ist, steht. Das Auge übernimmt sich förmlich an ihm und verliert den Maßstab; füllt sich mit seiner Bedingungslosigkeit und Vollkommenheit und veranlaßt, daß man leicht ungerecht allem Suchenden und noch nicht Erreichten gegenüber wird.

Man kam schließlich dazu, sich vor der Musik jenes Hohenliedes unseres mittelalterlichen Kunstausdruckes zu verschließen, um so sich die volle Empfänglichkeit für das Heute, das die Werkbundausstellung darstellt, bewahren zu können. Nur an einer Stelle war der Dom kein Hindernis und keine Beeinträchtigung des Eindruckes: dem österreichischen Hause gegenüber. Mit ihm ist ein Bau geschaffen, der es vermag, unter Abtuung jeder ornamentalen und Farbwirkung nur durch den Ausdruck der architektonischen Verhältnisse und Gliederungen Feierlichkeit und innerliche Größe zum Ausdruck zu bringen.

* * *

In die prachtvolle Farbenschau sollten alle Frauen immer wieder offenen Auges gehen. Nicht um sich Anregungen so unmittelbarer Art dort zu entnehmen, wie die Crefelder Seidenfabrikation es tut und zu außergewöhnlichen Resultaten damit kommt, sondern um sich an diesen farbigen Wundern von Schmetterlingen und Vögeln, von Insekten, Muscheln und Gesteinen, wie sie die Schöpferin Natur zuzeiten in einer sich nicht genug tun könnenden künstlerischen Laune bildet, den Gesichtssinn zu läutern und zu verfeinern; sichere Empfindung und Unterscheidungsfähigkeit zu bekommen zwischen farbig und bunt, zwischen Harmonie und Dissonanz. Und nun erst das Kunstgewerbe! Auch noch die raffiniertesten Farbzusammenstellungen in den künstlerisch entworfenen Gebilden der Batiks, der Seiden und Chiffons im Hause der Frau mußten verblassen neben den Schöpfungen jener Meisterin.

* * *

Digitized by Google

Eines der für den Werkbund gültigen Prinzipien kleidet sich in die Worte: Spaziergänger haben im Werkbund nichts zu suchen. Nicht der oberflächliche, immer geschäftige Dilettantismus; auch nicht jene behagliche Nachfolge auf den Wegen erprobter Pfadfinder, in deren Fußstapfen es sich sicher gehen läßt. Ein Ringen des eigenen Selbst mit der Aufgabe, das ist die Forderung. Und danach ein Ringen mit der Form. Und erst wenn das Haus, die Möbel, das Gerät sich in der Form so vollkommen zum Ausdruck gebracht hat, daß ihm nichts zu sagen mehr bleibt, fängt die Mission des Ornamentes an. Die ganze Kraft des künstlerischen Temperamentes, so zeigt es die Werkbundausstellung, konzentriert sich heute vor allem auf das Ringen mit der Form; den Werten der Konstruktion, die sich dort überreich darbieten, stehen die Werte des Ornamentalen nach. Die Belebung durch die Farbe ist aus den Werken der Architektur so gut wie verbannt; es ist, als setzten sie ihren Stolz darein, durch die gute Rasse ihrer Erscheinung, und nur durch diese zu wirken; eine sehr vornehme Reaktion gegen die letztgewesene Periode, wo auf allen Gebieten die schlechte Form sich unter einem Wust von Ornamenten zu verbergen suchte. Sehr aussichtsreich ist die Art der Freskenentwürfe in den Säulengängen der Haupthalle, stark im koloristischen Ausdruck froher Festlichkeit die Ausmalung des Hauptrestaurants. Sehr vornehm sind die diskreten Farbzusammenklänge in Keramik, Relief und Linienornament des Eingangsgebäudes. Aber im Innern der einzelnen Ausstellungen war viel schrecklicher Realismus, der sich von den Wänden her vordrängte.

* * *

Das hohe Maß von Selbstzucht und Selbständigkeit, dieser Verzicht auf die Übernahme erprobter Formen aus verschwundenen Kulturepochen, den der Werkbundgedanke von den Künstlern fordert, spricht sich in einer Sachlichkeit, in einer Strenge gleichsam der Eindrücke aus. Es fehlen der Ausstellung die bunten Willkürlichkeiten epigonisch-romantischen Geistes (der sich in der nahen Hohenzollernbrücke ein Denkmal neuester Zeit gesetzt hat). Wo der Künstler der Sachlichkeit Genüge tut, kann die Neigung aller Romantiker, sich selbst mehr als genug zu tun, nicht aufkommen . . . . Aber das Publikum entnimmt gerade den ihm vertrauten Formen und Bildern der Vergangenheit seine besten Zustimmungen, seine liebsten Freuden. Es wurde am wärmsten angesichts des — ebenso wie alles andere — erst halbfertigen Teehauses mit den umgebenden Gärten, bei deren Anlage durch die vom Terrain gebotene Ausnutzung vorhandener früherer Befestigungen des Geländes Bilder gegeben wurden, wie wir sie in alten Schloß- und Burggärtchen als überkommene Denkmäler des Mittelalters heute noch gern aufsuchen . . . . Groß war auch der Zustrom zu der freundlichen Romantik des um das Kirchlein sich dehnenden Friedhofes im Niederrheinischen Dorf. (Letzteres in seiner bildhaften Geschlossenheit einer der Glanzpunkte der Ausstellung). Eine Fülle von Poesie schwebte über der Anlage der Gräber, eine Innigkeit

Digitized by Google

über den Grabkreuzen. Aber die Forderungen der Jetztzeit auf diesen Gebieten wurden damit nicht erschöpft. Daß das Krematorium, das Kolumbarium und der Zukunftsraum eines Urnenfriedhofes auf der Werkbundausstellung nicht vertreten sind, ist eine ihrer ganz wenigen Lücken.

* * *

Das Bremen-Oldenburger Haus auf der Werkbundausstellung hat seine Geschichte. Diese Geschichte und ebenso die Tatsache, daß es von Bremen aus ein Haus sein mußte, nicht eine Abteilung in einer der großen Sammelhallen, ist eine starke Lebensäußerung der Geist gewordenen Eigenart dieser Stadt. Die zähe Energie, bei der es immer um ein „dennoch" geht und die aus jeder Widrigkeit der Verhältnisse eine vermehrte Tatkraft herauszieht, ist Tradition und Wesen der Besten unserer Stadt. Sie wurde auch bei dieser Werkbundausstellungssache wieder auf die Probe gestellt. Ein Sturm vernichtete vor nicht langer Zeit das fertig dastehende Gebäude und alle Welt gab sich der Annahme hin, es würde nun für die Bremer nicht möglich sein, mit den Vorbereitungen der andern gleichen Schritt zu halten. Das Ende aber war, daß unter stärksten Anstrengungen aller Beteiligten das Bremen-Oldenburger Haus zur Eröffnung so gut wie fertig dastand. (Ein Ruhepunkt in dem Entwicklungschaos rund umher.) .... Es liegt in der Eigenart dieser Stadt und ihres Volkscharakters, daß die Ideale des Werkbundes, Sachlichkeit und Qualitätswert, hier mehr als anderorten ein Allgemeingut geworden sind und in vielen Hinsichten vorbildliche Kulturverhältnisse gezeitigt haben. Und mehr als anderorten gilt hier das Wort: mein Haus ist meine Welt. Bremen ist die Stadt des Einfamilienhauses und seiner Anlage, die den wirklichen und nicht den sogenannten, den Schau- und Repräsentationsbedürfnissen, dient. Wie es keine protzigen Mietspaläste gibt, so gibt es auch keine nennenswerte Talmisolidität und Talmieleganz im Kunsthandwerk und in den Industrien. Das Bremen-Oldenburger Haus, das auch bei Außenstehenden sehr viel Würdigung fand, mußte alle Bremer und solche, die Bremen kennen in seinem Hochstand, wie etwas sehr Vertrautes, fast Alltägliches anmuten. Die Ausstellung brachte eine schöne Klarstellung, nicht eine Höherlegung des in dieser Stadt üblichen Niveaus. Das klingt vielleicht, als wäre es wenig; es ist aber das Höchste, was einer Ausstellung und ihren Voraussetzungen nachzurühmen ist.

Digitized by Google

Aus der Geschichte der Landschaftsmalerei.

Von Dr. Adolf Behne.

Bekanntlich knüpft sich ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der europäischen Landschaftsmalerei an den Namen des großen Engländers John Constable (1776—1837). Die Leistung Constables besteht kurz gesagt darin, daß er an Stelle des stereotypen Atelierbrauns der Vegetation in seinen Landschaften das frische, feuchte und leuchtende Grün der Natur setzte! Es verlohnt sich, bei diesem Punkte ein wenig zu verweilen!

Die Natur ist in unseren Breitengraden für die reichliche Hälfte des Jahres grün, etwa vom März oder April bis in den August oder September. Dann zeigt sie für kurze Zeit, im späteren September und im Oktober, ein braunes Herbstkleid, um sich schließlich, bis wiederum zum März, in einen weißen Pelz zu hüllen. Durchmustern wir aber das Landschaftenmaterial seit den Holländern des 17. Jahrhunderts, an die unsere moderne Landschaftskunst doch anzuknüpfen ist, so spielt in ihm das Grün kaum irgendeine Rolle, vielmehr zeigen Baum und Strauch, Buschwerk und Wald fast ausnahmslos ein braunes, rotes oder gelbes Kleid. Davon, daß in der Heimat aller dieser Meister, der van Goyen, Brouwer, Claude, Elsheimer, Salvator Rosa, etwa das Laub stets die braune Farbe trägt, ist natürlich keine Rede. Es trägt sie allüberall nur im Herbst. Müssen wir also annehmen, daß diese Maler stets den Herbst darstellen wollten? Unmöglich! Denn es sind auf ihren Bildern die Kronen der Bäume noch völlig ungelichtet, die Kornfelder wogen, wie nur im Juli oder August; Beschäftigung, Kleidung und Stimmung der Menschen ist nicht herbstlich, sondern sommerlich! Aus tausend Andeutungen der Staffage können wir ersehen, daß nicht die Absicht war, den Herbst zu malen.

Alo bleiben für die Erklärung der braunen Farben nur die innerkünstlerischen Gründe des Geschmackes, der Tradition, der koloristischen Überzeugung. Die Maler haben stets gewußt, daß die Natur grün ist, und wenn sie sie trotzdem braun malten, taten sie es, weil nach ihrer Meinung das Grün als eine kühle Farbe unmöglich ein Bild aufbauen könne, ebensowenig wie Blau. Der berühmte „blue boy" des Gainsborough ist infolge einer Wette entstanden, ob Gainsborough imstande sei, ein Gemälde auf das kalte Blau zu konstituieren. Gainsborough hat es getan und die Wette gewonnen — aber viele Nachfolger hat er nicht gefunden! Für die künstlerischen Bedenken gegen das Grün als Hauptfarbe eines Bildes haben wir ein klassisches Zeugnis in einer Stelle des „Diary of an Invalid" des Matthews: „Es ist tatsächlich, als ließe sich das köstliche Grün der Natur im Bilde nicht darstellen. Vielleicht ist es notwendig, die Natur ihres grünen Kleides zu entblößen und in das braune der Maler zu kleiden." (Constable las übrigens 1821 dieses Buch mit großem Interesse, wie wir aus der „Selbstbiographie" wissen, die jetzt in der Übersetzung von A. Rößler und E. Müller-Röder bei Paul Cassirer in Berlin erschienen ist.)

Digitized by Google

Die Landschafter malten also damals mit Bewußtsein anders, als es der Natur entsprach. In der Natur waren sie für den Reiz des frischen, saftigen Frühlingsgrüns durchaus nicht unempfänglich, ja, es ließe sich sehr wohl denken, daß mancher von ihnen in der Natur gar kein Freund der herbstlichen Jahreszeit war. Aber wenn sie malten, griffen sie, alten Rezepten getreu, zu braunen Tönen, weil diese warm und wohlig waren, nicht aber, um den Herbst zu porträtieren. Frühling, Sommer und Herbst bekamen das gleiche Kleid.

Es geschah also im vollen Bewußtsein des Ungewöhnlichen, wenn Constable als erster Landschaften im frischen, prangenden Grün des Frühlings und Sommers malte. Daß Constable sachlich im Recht war, wußten die Braunmaler sehr wohl. Sie änderten aber ihre Palette nicht, sie blieben vielmehr bei der konventionellen Koloristik in warmen Tönen. Nun ist es ja in der Geschichte der Kunst nicht selten, daß eine sachlich berechtigte Neuerung als unkünstlerischer Naturalismus heftig bekämpft wird. Aber auch das ist Constable gegenüber kaum der Fall gewesen. Die künstlerische Revolution, in deren Folge tauiges Grün die „versengte" Vegetation, wie Constable sich ausdrückte, verdrängte, verlief sehr einfach, still und werktäglich. Das lag in Constables schlichter Vornehmheit begründet, der es widerstrebte, eine Kunstpartei mit Hilfe von Theorien und Schlagworten um sich zu schaffen. In seiner schönen Selbstbiographie lesen wir über diese so wichtige Frage nur knappe, freilich höchst treffende Anekdoten. Als sein Freund Beaumont im Verlauf einer Diskussion meinte, daß die Farbe einer alten Cremonageige auf einem Gemälde vorherrschen sollte, legte Constable als einzige Antwort eine alte Geige auf den grünen Rasen. Und derselbe Beaumont, der in der Malerei dilettierte, fragte ihn ein anderes Mal, ob es ihm nicht sehr schwer werde, zu entscheiden, wohin er seinen „braunen Baum" stelle? „Nicht im geringsten," sagte Constable, „ich setze kein solches Ding auf ein Bild!" Wenn Constable die grüne Natur grün wiedergab, war er also ein Naturalist? Er selbst meinte durchaus nicht, es zu sein. „Die Kunst ergötzt dadurch, daß sie uns an etwas erinnert, nicht daß sie uns täuscht." Nach seiner Ansicht waren die meisten Braunmaler weit eher naturalistisch als er. Von Bildern, die ihn verdrossen, schrieb er gelegentlich: „Sie machen freilich keine weiteren Ansprüche, als Nachahmungen der Natur zu sein!" Mit einem Bilde beschäftigt, auf dem ein paar Eschen zu malen sind, schreibt er um Studien, die der junge John Dunthorne nach einigen — ganz anderen! — Eschen gemacht hatte! In den Augen eines unentwegten Naturalisten eine unverzeihliche Sünde!

Und doch ist Constables Kunst in einer ganz persönlichen Weise mit der Natur verknüpft. Daß er zunächst weit selbständiger der alten malerischen Tradition gegenüberstand, als die meisten anderen Maler seiner Zeit, ist sicher. Wenn Constable vor der Natur steht, so sieht er sie selbst, während für so viele andere „alte, schwarze, verwischte, schmutzige Leinwand an die Stelle von Gottes eigenen Werken tritt".

Wir fassen zusammen: wenn Constable an die Stelle des Atelierbrauns sein saftiges, leuchtendes Grün setzte, wofür ihm die Nachwelt

Digitized by Google

stets zu Dank verpflichtet sein wird, so war der Grund ein künstlerischer. Wie er in der Komposition und in dem Aufbau der Landschaft mit den alten Requisiten und Rezepten brach, so warf er in seinem Kolorit die überlieferten braunen Töne über Bord, weil er eine neue Schönheit fühlte, eine Schönheit, die einfacher, reiner und fröhlicher war als die alte! Wie die Braunmaler nicht den Herbst zu porträtieren meinten, ja in der Natur vielleicht für den Frühling schwärmen mochten, so wäre es umgekehrt auch schließlich denkbar, daß Constable in der Wirklichkeit den „bunten Herbst, wenn die rotbraunen Blätter fallen", jeder anderen Jahreszeit vorgezogen hätte. Doch in diesem Manne gibt es keine Trennung von Natur- und Kunsterleben. „Ich habe die herbstliche Färbung nie bewundert," heißt es an einer Stelle seines Tagebuches, „nicht einmal in der Natur. Ich liebe den frohen, frischen Frühling."

Gerade das macht den großen Reiz dieser Lebensgeschichte, wie sie im englischen Original von Constables Freund C. R. Leslie aus Briefen, Tagebuchblättern, Aphorismen und Vorträgen, Bruchstücken und Zetteln zusammmengestellt ist, daß wir ein wichtiges, ja entscheidendes Kapitel der Kunstentwicklung miterleben können, ohne durch Phrasen und „prinzipielle" Erörterungen zu dem alten Fehler einer abstrakten, blutlosen Kunstgeschichtsbetrachtung verleitet zu werden. Auch künstlerische Umwälzungen werden von Menschen gemacht, und auf die Psychologie dieser Menschen sollten wir zurückgehen, von ihr den Ausgang nehmen. Meist geht die kunstgeschichtliche Betrachtung erst von ihren „ästhetischen Programmen" aus, die doch schon etwas Abgeleitetes darstellen.

Es ist übrigens merkwürdig, wie diese „Selbstbiographie", die doch auf eine so kompilatorische Weise zustande gekommen ist, trotzdem durchaus einheitlich und organisch wirkt. Mag das Einzelne zufällig und unvollständig sein, das Ganze ist voller Lebensblut und Harmonie. Der Grund ist nicht schwer zu erraten. Die unkomplizierte, ebenso einfache wie starke Natur Constables steckt gleichmäßig in allem, was er schreibt und sagt und malt. Mag nun dieses Leben auch nur bruchstückweise, bald zögernd, bald in weiten Sprüngen an uns vorüberziehen, so ist doch in jedem dieser Bruchstücke der ganze Constable. Tatsächlich ist der Verlust gering. Denn selbst wo Lücken sind, fällt in sie kein wichtiger Umschwung dieser Lebensgeschichte.

Digitized by Google

Student und Literatur.

Von Georg Hecht.

Es zeigt sich allenthalben und seit jeher unter Studenten ein Hang zur Literatur. Er entsteht naturgemäß aus der höheren Schulbildung, setzt sie fort oder setzt sich ihr entgegen und führt oft zu eigenen Versuchen literarischen Schaffens. — Dies alles aber kennzeichnet durchaus nicht die Beziehung von Student und Literatur, sondern ganz allgemein das Verhalten des literarischen Laien, des Nichtliteraten; denn die literarische Betätigung gilt in der Schicht der anerzogenen Bildung und angelernten Intelligenz fast als eine Selbstverständlichkeit. Ich meine aber, daß dies aufs höchste verwunderlich ist, zumal es dieses Heer von Schriftstellern aus Beruf gibt. (Ich sage absichtlich weder: trotzdem, noch: weil.)

Die wahre positive Aufgabe des Nichtliteraten wird erst ganz klar, wenn die Bestimmung der Literatur gegeben wäre. Das kann hier nicht geschehen. Es ist vielleicht auch unnötig; aus dem Studententum selbst läßt sich die Aufgabe des studentischen Nichtliteraten ableiten. Und dies rechtfertigt die Sonderbetrachtung, rechtfertigt die Abzweigung des Studenten von den übrigen Nichtliteraten.

Denn natürlich ist auch der Student in literarischen Dingen ein Laie; historisches Wissen ist keine Gewähr für den Geschmack, keine Sicherheit für das kritische Urteil. Dies alles wäre augenfälliger, gäbe es eine Lernschule für Literaten, wie für die andern freien Berufe und etwa für Journalisten. Literat sein oder es werden ist ein so schwieriges und eigenartiges Fach, daß die Bestimmung dazu sich immer noch auf den merkwürdigsten Umwegen ergibt. Ein Gedicht machen, einen Aufsatz schreiben, das kennzeichnet nicht den Literaten; auch die Masse des Geschriebenen macht es nicht. Die Erkenntnis des Berufes oder der Berufung vollführt die wunderbare Wandlung des Menschen zu einer besonderen Art: zum Literaten.

Es ist gar nicht zu übersehen, daß sich diese Wandlung oft unter Studenten vollzogen hat; das aber beweist nicht, daß der Student kein Laie in literarischen Dingen ist.

Einem Übel wird der Student um seiner selbst willen immer entgegen wirken müssen. Das ist: der Dilettantismus, das fruchtlose Vereinigen von Wissensstücken aus allen Disziplinen, das Versuchen in allen Fächern, das Versuchen ohne Lehre und Können, die Abweisung der Pflichten, die aus allem Tun, aus jeder Lehre entspringen.

Daß ein Lernender einer Wissenschaft die Lehre erweitert und durch bedrucktes Papier für sie wirkt, ist natürlich; er schreibt aus seiner Arbeit heraus. Er schreibt nicht, um zu schreiben, sondern um damit seinem Werk zu dienen. Wenn solch ein Lernender sich aber plötzlich berufen fühlt, Gedichte und Novellen zu machen? woher kann er es? Oder man fragt: hat er neben seinem wissenschaftlichen Beruf auch noch den des Literaten? Und wie fängt dieser Unglückselige es an, beiden zu dienen?

Ein Unglückseliger ist er gewiß; sein Zwiespalt ist im Geist; er ist der Mensch ohne seinen Widerspruch und besitzt keine Einbildung; oder

Digitized by Google

wenn er sie besitzt, reicht sie nur hin, die Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens in ein beliebiges System zu bringen oder in Zweifel zu setzen; aber nicht auch sich selbst. Und doch betätigt er sich als Literat. Er kann nicht lügen, nicht erfinden, also beichtet er.

Die Unkenntnis des literarischen Handwerks hindert ihn. Er weiß den inneren Sinn der Technik nicht. Er ahmt ihr Äußerliches nach. Unvermögend, die Worte zu suchen, findet er sie nicht. Er schreibt seine Ergüsse, daß sie das Aussehen von Mißgestalten haben, und verwässert die Herbheit seiner Jugend.

Man führe nicht dagegen an, daß auch die großen Literaten des deutschen Schriftstellertums so begannen. Es entstanden unerfreuliche Werke. Goethe hat seinen „Werther" nicht sonderlich geschätzt, nannte er doch auch den ersten Teil des „Faust" barbarisch. Otto Julius Bierbaum sah bald ein, daß er „Stilpe" mit unvermögenden Mitteln geschrieben hatte, und wünschte, ihn anders oder gar nicht verfaßt zu haben. Ebendies steht im Vorwort zu den frühesten Novellen Rilkes.

Man muß endlich fordern, daß jede neue Generation es genauer mit dem Beruf nimmt, als die vorausgegangene, daß sie an den Beispielen seine Voraussetzungen begreife und sich selbst an ihnen prüfe, ehrlich und andauernd, und ihren Anfang in dem schon Erreichten suche.

Es wird keinem einfallen, sich ohne gewisse körperliche und seelische Eignung der Medizin zu widmen und sich gar ohne weiteres als Arzt zu betätigen, gleichsam um zunächst einmal die Probe zu machen. Es ist in der Literatur ganz dasselbe. Ohne Eignung ist jede Leistung in ihr unmöglich, ohne Kenntnis jede Betätigung bedauernswert und lächerlich.

Daß aber heute Bildung und Intelligenz mit hemmungsloser Unbedenklichkeit „schriftstellern", dichten wollen, ist ein Zeichen für die unerhörte Unkenntnis über Literatur und über die wahre Aufgabe des Literaten, für die gedankenlose Leichtigkeit bei der Wahl des Berufes. Es geschieht ohne Eignung; jeder kann ebensogut Advokat wie Arzt werden. Keiner fühlt sich zu dieser einen Sache berufen. Der innerste Anteil fehlt. Der Beruf wird Beschäftigung. Der gemütlose Dilettantismus herrscht.

Darum ist die literarische Betätigung des Studenten verwerflich; sie begünstigt das Charakterlose, gibt dem Dilettantismus Ansehen und mindert die Erkenntnis von der Würde des Forschens, des Wissens der Literatur und ihren Aufgaben; sie vermehrt die geistige Unordnung, Unzucht und Erschlaffung.

Die Stellung des Studenten zur Literatur ist ganz unzweideutig. Sie kann der Sache nach nur *eine* sein. Er ist empfänglich für sie; das ist nicht zu leugnen. Er nimmt sie auf. Doch hier ist schon das eine wichtig, daß er lernt, dem Durcheinander der literarischen Erscheinungen zu entgehen. Das Vielerlei im Anfang muß ihm ein Weg sein, sich für wenige Erscheinungen zu bestimmen. Nur dann erwächst ihm Heil daraus, wird Literatur Bildungsmittel des Charakters und Beruhigung des Gemüts.

Das ist erstrebenswert. Er muß lernen, aus wenigen Autoren alles zu entnehmen, statt aus vielen gar nichts, so daß nicht mal die Erinnerung an den Gang einer Handlung, an eine bezeichnende Geste oder einen

Digitized by Google

bedeutenden Satz haftet und es sich verstehen läßt, daß berufliche Beschäftigung ihm später eine Ausrede wird, die Bücher zu meiden.

Er muß die Bildung erwerben, die es ihm gestattet, mit wählender Absicht zu lesen, den Roman, um den das letzte Gerede ist, mit Anstand zu vermeiden und seinen Autoren sich immer aufs neue zu verbinden. Unbildung ist es, das häufige Versenken in denselben Autor langweilig zu finden, Unbildung, Sensation zu suchen.

Wo ist der Student, der kein Werk von Raabe, oder keines von Bahr, oder keines von Scheerbart, von Knoop ausgelassen hätte, um nur ein paar Dichter zu nennen? Wieviele haben genug verständige Bildung, einen Dichter der klassischen oder nachklassischen Zeit, sei es Goethe, Börne, Gutzkow, Laube so zu lesen, daß das Lesen aufs Haar dem Lernen gleicht? Sind unter Studenten solche, denen ein Werk die schöne Begierde nach dem früheren oder späteren Wirken desselben Dichters erweckt und wachhält?

Daß dieses allmählich geschehe, dahin ist zu wirken. Was soll alles falsche und unnütze Kritisieren? Für den Literaten vom Fach hat es vielleicht Wert, ästhetische Meinungen zu hören; sie können ihm helfen sich zur Klarheit zu besinnen. Aber der Student ist kein Literat und will keiner werden; er ist der Lernende einer Wissenschaft. Ihm hat die Literatur den Zweck, sein Leben zu bereichern, um alles dies, was er um seiner innersten Berufung willen nicht selber schafft noch unmittelbar genießt; den Zweck ferner, sein Leben in die Richtung zu stellen, die seiner Zeit gemäß ist, weil sie in die Zukunft weist, es so einzurahmen, daß es nicht vereinzelt bleibt und nicht nutzlos vergeht, ihm die Gemeinsamkeit des Daseins zu vermitteln, — mit einem Wort: das Leben des einzelnen Menschen ins Menschheitliche zu verwandeln.

Das ist die Aufgabe der Literatur, und die wahrhaft schöpferische Betätigung des Nichtliteraten (also auch des Studenten) im Literarischen ist eben die, durch sein eigenes Verhalten der Erfüllung dieser Aufgabe förderlich zu sein.

Anmerkung:

Die Artikelserie „Die Hansestädte und die Niederlande" von Dr. Fr. Rauers-Bremen wird im nächsten Heft fortgesetzt.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: Hofbuchdruckerei H. M. Hauschild, Bremen.

Digitized by Google

Das Bremen-Oldenburger Haus auf der Werkbund-Ausstellung in Köln.

Ein großes, breitausladendes Haus, dem die beiden Vorsprünge an den Ecken etwas von einem nordischen Bauerngut aufprägen. Es liegt mit der ganzen Vorderfront zum Rhein, das erscheint ein halber Widerspruch. Man hat das Gefühl, daß die vielen roten Geranien, die vor dem Hause blühen und glühen, gewissermaßen den Ausgleich, den Übergang vom hellen, deutschen Rhein zu diesem ernsten, etwas gedrungenen Bauerngutshaus schaffen wollen.

Aber wenn man die Innenräume betritt, die Innenräume des Bremen-Oldenburger Hauses auf der Werkbund-Ausstellung zu Köln, da lächelt man ein Viertellächeln, halb vergnüglich, halb überrascht, wie man's tut, wenn man in das Boudoir einer großen, breitschultrigen norddeutschen Frau tritt: man hat gar nicht geglaubt, daß so viel liebe, verspielte, farbenprächtige, verführerische Dinge drin sind. Das ist das Geheimnis der norddeutschen Art, ihre ureigenste Kraft, daß sie den Prunk nach außen haßt, dafür um so mehr die Kultur nach innen verlegt. Ihr Geschmack feiert keine Orgien, aber er sitzt fest, er prägt dem kleinsten Ding den Stempel auf. Er ist nicht solid im spießbürgerlichen Sinn, aber massiv im vornehmsten künstlerischen. Es ist kein Luxus der Oberfläche, sondern eine patrizierhafte, gesättigte Wohlhabenheit.

Es wäre schade, die einheitliche Wirkung dieses Hauses zu zerlegen und zu zergliedern oder gar kritisch zu beleuchten. Der Vorsitzende dieses Hauses und der Bremen-Oldenburger Ortsgruppe des Deutschen Werkbundes, Herr Biermann, nennt sich „Künstler und Kunstfreund" im offiziellen Verzeichnis. Es ist vielleicht eine gute Bezeichnung für die ganze Art dieses Hauses. Gleichzeitig Künstler und Kunstfreunde sind die Menschen, die diese kleine aparte Ausstellung zustande gebracht haben. Der Künstler ist oft zu sehr von seinem Leben, von seinem Schaffen und seinem Werk beeinflusst. Was sein Geist, seine Schaffenskraft produziert hat, stellt er zu sehr in den Vordergrund. Der Kunstfreund aber hat den kritischen, siebenden Blick, er sieht nicht nur ein bestimmtes Werk, sondern auch das anderer Künstler, sucht es abzutönen mit seiner Umgebung. Diese Abtönung ist ein Charakteristikum dieser ganzen Sonderausstellung.

Künstler und Kunstfreunde haben daran gearbeitet. Man sah den halb bäuerischen, halb wienerischen Charakterkopf des Worpsweder Heinrich Vogeler in der Ausstellung schalten und walten. Man kennt diese Kunst: apart, ohne prätenziös zu sein, farbenprächtig, ohne Aufdringlichkeit, lieb, ohne Süßlichkeit, wuchtig, ohne zu erdrücken. Seine blonde, rührige Frau stand ihm zur Seite, schuf kleine Kabinettstücke von aparten Räumen.

Rudolf Alexander Schröder, der schlanke Gentleman, hat gezeigt, wie Damen und Herren wohnen, wie sie empfangen, in welcher Umgebung sie Musik genießen.

Runge & Scotland haben den ausladenden Eckraum des Hauses mit ihrer Kunst erfüllt. Gerade dieser Pavillon der Kaffehag verdient besonders hervorgehoben zu werden. Es ist kein Ausstellungsraum

Digitized by Google

in gewöhnlichem Sinne, der da zu schaffen war. Ein Kaffeehaus künstlerisch vornehm und elegant zu gestalten, ist eine Kunst, an der mancher moderne Architekt verzweifelt ist. Man braucht nur große Berliner und Hamburger Kaffeehäuser daraufhin anzusehen. Aber diese Künstler haben die Stimmung gerade eines solchen Kaffeehauses erfaßt. Hier kommt man nicht hin, um eine Zeitung zu lesen, um mit Freunden zu sprechen, hier gilt es, eine angenehme, behagliche Temperatur zu schaffen. Denn hier soll etwas bewiesen, etwas demonstriert werden — daß Kaffee Hag, trotzdem oder gerade weil ihm das Coffein entzogen ist, dieselbe anregende Wirkung ausübt wie der coffeinhaltige Kaffee. Es ist das größte Lob, das den Architekten gespendet werden kann mit der Konstatierung: sie haben ihren Zweck erreicht. Ich hatte Gelegenheit, viele Menschen zu beobachten, die diesen trotz aller Farben abgetönten Raum betraten. Immer wieder blieb der Eindruck: es ist kein alberner Luxus, der auffällt. Alles ist auf eine Schattierung gestellt und gestimmt. Man wird nicht angerufen, es wird nicht betont: wie schön, wie prächtig haben wir's hergerichtet. Eine leise, einladende Geste ist der ganze Ton. Und noch etwas: trotz dieser Vornehmheit der Formen und der Gediegenheit des Materials stört der eigentliche Zweck gar nicht. Man sitzt da vor den appetitlichen Tassen, die ein Werk der gleichen Künstler sind, fragt hier und da nach der Eigenart des Kaffees, liest wohl auch einen Artikel der „Güldenkammer", die ausliegt, aber man hat nicht das Gefühl, an der Schulter angefaßt zu sein, um sich von Tatsachen überzeugen zu lassen. Man blickt zum deutschen Rhein hinaus, auf die Domtürme hinüber, hört die bunten Wimpel in der Luft flattern und genießt.

Noch so manches wäre zu erwähnen: etwa die Wohnung eines Kunstfreundes, die der Bund Oldenburger Werkkünstler ausgestellt hat. Wieder einmal das Wort: Kunstfreund. Es ist kein Zufall, es ist charakteristisch für die ganze Zusammenstellung eines Hauses. Die Künstler stehen in der Mitte und um sie herum der Kunstfreund, der genießende, der verstehende. Die Werkbund-Ausstellung kann stolz auf ihr gesamtes Werk sein, die Bremen-Oldenburger auf ihre Ausstellung und die Bremer Kaffeehag auf ihr Werkbund-Café. A. Halbert.

Über „Die Güldenkammer"

und ihre Bedeutung in der Zeitschriftenliteratur äußert sich in der „Saale-Zeitung" (19. April 1914) Chefredakteur S. Dyck:

„Es fehlt Deutschland nicht an Zeitschriften, und doch — der Einfluß, den unsere Zeitschriften auf das geistige Leben der Nation haben, ist klein gegenüber dem Einfluß der Tageszeitungen, während in England und Frankreich die großen Revuen anerkannt in erster Reihe genannt zu werden verdienen, wenn man vom Einfluß der Presse auf die Kultur dieser Völker spricht. Woher mag das kommen?

Es liegt wohl zumeist an der Einseitigkeit, mit der unsere Zeitschriften sich örtlichen und fachlichen Interessen zuwenden. So kann es kommen, daß Arbeiten von hohem, kulturellem Wert nur in einem kleinen Kreis bekannt und nicht Gemeingut der Gebildeten in Deutschland werden. Gewiß muß in den Fachzeitschriften, politischen, wissenschaftlichen, literarischen, die Vorarbeit geleistet, viele Fragen geklärt werden, dann aber sollte das Ergebnis der Kontroverse, neue Gesichtspunkte und neue Ziele,

Digitized by Google

weiten Kreisen der Gebildeten und Bildungsbedürftigen zugänglich gemacht werden. Die Zeitschrift ist dabei Ergänzung der Tageszeitung. Die Fragen, die die Tageszeitung nach dem Erfordernis des Tages kurz streift, sie nur beleuchtend mit dem Licht der Stunde, die können in der Zeitschrift eingehender, tiefgründiger behandelt und von verschiedenen Seiten beleuchtet werden. Deshalb ist jede neue Zeitschrift, die sich dieser Kulturaufgabe unterziehen will, dem Kämpfenden willkommen.

„Die Güldenkammer", die als ein Sammelpunkt bremischen Geisteslebens sich an der Wasserkante hohen Ansehens erfreut, hat sich nun entschlossen, aus der Gebundenheit, die die lokale Grenze schuf, herauszutreten und den Rahmen weiterzuziehen. Das Blatt soll als „Norddeutsche Monatshefte" ausgebaut werden. Der Schritt ist klein, denn in den Hansestädten hat man wohl von je sich einen freien Blick bewahrt. Und doch ist er bedeutungsvoll, da er dem Einfluß des Hanseatentums in Deutschland dienen kann. Die innere Freiheit, die der weite Horizont der See, Welthandel und Weltverkehr dem Hanseaten gaben, die soll nach innen wirken im Austausch der Gedanken mit dem Binnenlande. In dem Hanseaten ist der Typus norddeutschen Wesens am reinsten ausgeprägt, daß sich „Die Güldenkammer" zunächst als Sammelpunkt norddeutscher Wesensart gibt, ist darum erklärlich und auch nicht zu verwerfen. Je näher sich in Stammesart und Fühlen der geistig Schaffende und seine Leser stehen, je besser werden sie einander verstehen, je tiefer ist die Wirkung. „Die Güldenkammer" hat es in den kurzen Jahren ihres Bestehens verstanden, eine geistige Elite um ihre Fahne zu sammeln, die die Vielseitigkeit eines hochentwickelten Kulturlebens widerspiegelt....

Und trotz dieser Vielseitigkeit ein einheitlicher Gedanke in der Zeitschrift: die Liebe zum Vaterland, das Streben nach Entwickelung in Kunst und Leben, die Freiheit und der Stolz eines aufrechten, starken Bürgertums. Das läßt mich wünschen, daß „Die Güldenkammer" Verbreitung in weiten Kreisen unseres Volkes finden möge.

Erholungsheim „Tanne".

Das Erholungsheim „Tanne" liegt oberhalb des lieblich an der Bode gelegenen Harzörtchens Tanne auf einem Bergplateau in herrlicher, sonniger Südlage ganz in jungem Tannenforst eingebettet. Seine ganze Lage, die Umgebung, die Stille und Einsamkeit, die herrliche staubfreie, ozonhaltige Luft, gewürzt durch weitausgedehnte Tannenwaldungen — alles dieses ist so recht geeignet, dem Kurgast die gesuchte Erholung zu bringen.

Ein großes Hauptgebäude mit allen neuzeitlichen Einrichtungen, eine ebenso eingerichtete kleinere „Villa Waldesruh" und 10 kleinere Doppellufthäuschen, die in den Luftparks liegen, bieten den Gästen eine angenehme Unterkunft. Die Lufthütten liegen in den Luftparks, die sich zum Teil im Walde befinden. Der Herren- und auch der Damenpark haben je eine Größe von 2400 qm und die Familienparks von 600 qm.

Eine eigene 15 m tiefe Felsenquelle liefert für die Anstalt herrliches Quellwasser, das auch in Häuser und Parks geleitet wird. Das Wasser wurde im Bremer Hygienischen Institut untersucht und unter anderem ein Kalkbestand von 15,37 mg pro Liter festgestellt.

Die Küche untersteht der persönlichen Leitung von Frau Spormann, es ist ein vegetarischer und ein Fleischtisch in getrennten Räumen eingerichtet. Zu bemerken ist noch, daß jeder Kurgast unentgeltlich an den täglich stattfindenden Kursen in Atemgymnastik (System Jeanne van Oldenbarnevelt) teilnehmen kann. Jede nähere Auskunft wird gern vom Erholungsheim „Tanne" in Tanne im Harz oder von Herrn F. Spormann, Bremen, Rheinstr. 42, erteilt.

Digitized by Google

Fr. Wachsmuth

Bremen · Häfen 12-15

Asphalt- und Dachdeckungs-Geschäft
Dachpappenfabrik Marmorwarenfabrik



Mettlacher
Wand- und Fußbodenplatten
in reichster Auswahl

Holzimport

Dampfsäge- und Hobelwerk

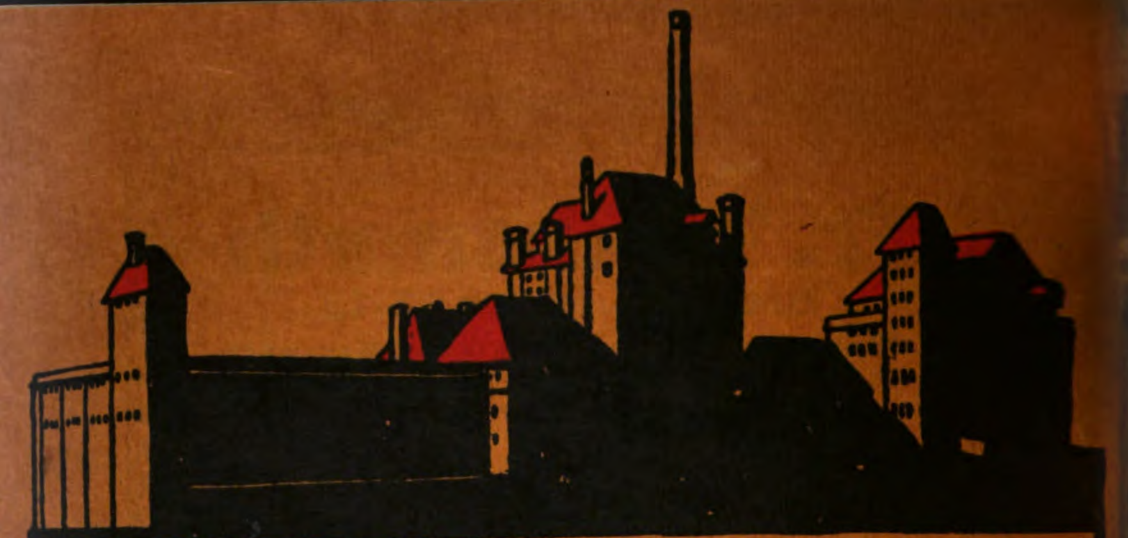
Becker & Otten

Bremen

Lager aller Sorten Hölzer
bearbeitet und unbearbeitet

Lieferung aller profilierten Leisten
sowie Türbekleidungen,
Futter usw.

Digitized by Google



Kaffee=Handels=Akt. Ges. Bremen



Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

INHALT

JULI 1914

4. JAHRGANG HEFT 10

Digitized by Google

Coffeïnfreier Kaffee Hag der einzige unschädliche
BOHNENKAFFEE



Ehrenkreuz und große goldene Medaille

Internat. pharm. Ausstellung Wien Septemb. 1913

In allen besseren Geschäften erhältlich!
Man verlange ihn in jedem Kaffeehaus, Hotel etc.

„COFFEÏNFREI"
KAFFEE-HANDELSGESELLSCHAFT
m. b. H.
WIEN I, Tuchlauben 7

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer" von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer" veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernsprecher Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

Spediteur der Königlich Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden. ◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35. ◆◆◆◆

Chemische Waschanstalt und Färberei

Karl Eckhardt

Bornstraße 9 (Fernsprecher 711). — Häfen 108 (Fernsprecher 2619). — Vor dem Steintor 177. — Holler Allee 33. — Lützowerstraße 81. — Dobben 150. Utbremerstraße 173. — Hamburgerstraße 95. — Gröpelinger Chaussee 204. — Hemelingen, Karlstraße 2.

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 10 JULI 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Das Zeichen des Feuers.

Von Ludwig Strauß.

Seit wenig Wochen waren wie in einem Netz, das von den Sternen herabhing und kaum sichtbar die feinen, glänzenden Fäden durch den blauen Sommer schaukelte, Georg und Martha eingefangen und der Erde entzogen. Diese kurze Zeit erst kannten sie die zauberhafte Begrenzung des Blickfeldes in einer Gestalt, aus der sich ein Bild entfaltete, so blühend, so lebendig, so beglückt im Raum, wie es nie die Erde und ihr Himmel gewesen waren. Sie lagen sich gegenüber, jeder nur noch lebend im Auge des anderen, halboffenen Mundes, als beseele jeden der Atem des anderen, wie der Hauch Gottes den ersten Menschen. In solchen Spielen der Schöpfung durchliefen sie, leichte, vergoldete Gestalten, die paradiesischen Gärten, welche ihre Schritte aus der dunklen Erde lockten. Alles leuchtete, alles begann.

Bald aber fielen in ihre jugendlichen und göttlichen Tage die eisernen Winde der alten Welt zerstörend ein. Sie wurden erinnert, daß sie nicht Wesen aus ewiger Liebe, sondern Sterbliche waren, von Menschen gezeugt und gebunden an einen bevölkerten Stern.

An einem Morgen trafen sie sich wie täglich im Walde, er kam mit hastigeren, sie mit schleppenderen Schritten als sonst. Als sie von weitem sich erblickten, wie Fremde mit unvertrauten Bewegungen einander entgegenschreitend, bemerkten sie zum ersten Male ganz und erschraken, daß die Luft seit Tagen feucht und trübe war. Wolken zogen, dunstig atmete die Erde.

Sie griffen sich bei den Händen, allein sie vermochten den gewohnten Kuß nicht. „Was ist, Liebste?“ fragte er, da er ihr Gesicht



bleich sah und zurückgebogen wie ihm entrissen. Die Augen lagen darin geschlossen über einem Schmerz; sie taten sich auf.

„Ich kann nicht mehr über sie lachen," klagte sie, „ich bin nicht mehr unberührbar. Etwas Trennendes ist gefallen; ihre Stimmen, ihre Drohungen kleben an mir wie Schmutz."

„Es wird vorbeigehen," sagte er leer und gequält, „bald sind wir ganz zusammen und Du bist ihrem Bereich entrückt."

Ihre angstvollen und irrenden Augen vergrößerten sich dunkel vor seinen. „Entrückt? Das müßte bald sein, wenn es überhaupt geht. Weißt Du, etwas in mir gibt nach vor ihnen. Der Vater brüllt von Lumpen ohne Existenz, die Mutter droht mit der Pension, die Schwester weint, ihre gesellschaftliche Stellung sei bedroht. Und während mich das alles tödlich reizt, erwacht in mir für Momente ein Fremdes, eine so quälende Liebe zu ihnen. Ich sage mir: Ja, sie müssen so sprechen, sie haben mich gemacht und erhalten und haben ein Recht zu festen Erwartungen. Und etwas in mir, das mich ihnen so verbindet, drängt mich furchtbar, Dich preiszugeben, mich den Eltern zu fügen. Nein, nein, ich werde es nicht tun, aber ich komme nicht mehr ganz frei zu Dir, nicht mehr ganz Dein."

Sie fiel an seine Brust und umklammerte ihn. „Du, hilf mir, laß mich nicht los, laß mich nie mehr los."

Er sprach zwischen Küssen in ihr dunkles Haar: „Es ist ein Schwindel, der Dich peinigt, sonst nichts; diese Lust, in die Tiefe zu springen, wenn man von einem hohen Turm hinuntersieht. Aber das geschieht doch nicht; Du wirst bald darüber lachen. — Sei jetzt ruhig, Liebling." Leise sagte er: „Ich muß fort, verreisen."

Sie fuhr auf und hielt ihn, so weit ihre Arme reichten, von sich, die Hände auf seinen Schultern. „Fort?"

„Ja, es geht nicht anders, höre."

Sie begannen, Hand in Hand, zu gehen.

„Heute habe ich Ordre von der Partei bekommen. Ich muß in die Provinz, nach L., die letzten Verhandlungen mit einem Unternehmer zu führen, vielleicht einen Streik organisieren. Es kann zwei Tage, es kann auch Wochen dauern."

„Jetzt läßt Du mich allein?" Sie sagte das ganz leise, dann schüttelte sie sich, daß diese Worte wie Regentropfen von ihr flogen, und fügte mit stärkerer Stimme hinzu: „Freilich, es muß wohl sein. Wenn Du Ordre hast." Und sie wiederholte spielend wichtig: „Wenn Du Ordre hast."


Digitized by Google

Er lachte. „Liebling," umfaßte ihren Hals, und ihre Lippen trafen sich im Gehen, warm und frisch in der nebligen Waldluft.

„Es ist ja nicht weit von hier, die zwei Stunden. Und wir hören ja voneinander. Ich schreibe Dir täglich, jeden zweiten Tag."

„Nein täglich, Du hast es versprochen. Schreib' mir immer. Wenn Du nichts weißt, schreib' mir, was Dein Unternehmer sagt."

Ihr leichter Ton machte ihn sorglos, er begann zu marschieren und küßte bei jedem Schritt ihre kalte Wange.

Erst am Nachmittag, als sie ihn zum Bahnhof begleitete und der Abschied nahe vor ihm lag wie der Beginn einer leeren Fremde, bedrängte ihn inniger der Schmerz der Freundin. Als sie anfing zu reden, zerriß ihn die Zärtlichkeit ihrer Stimme.

„Im Grunde kann ich das nicht verstehen, daß es Menschen außer uns gibt. Aber Du hast Dich ihnen verbunden, ehe wir zusammen waren, und mußt ihnen weiter dienen. Darum scheint ihnen eine Wirklichkeit zuzukommen."

„Sie sind wie eingegangen in uns. Ich fühle das Herz von Tausenden, wenn ich Dich küsse, und Leere, wo Du nicht bist."

„Aber Du mußt von mir fort. Vielleicht werden wir auch dies einmal verstehen."

Dumpf und lässig verloren sie sich an die Aufgabe des Gepäcks, die Lösung der Fahr- und Perronkarte. Sie gaben sich dem betäubenden Donner der Züge lüstern hin und gingen unter in den schwarzen Wogen der Reisenden. Endlich stand er in seinem Coupé und lehnte aus dem Fenster, ohne daß einer von ihnen zu erwachen gewagt hätte. Sie blickten sich an, da stieß unter dem Wagen hervor und stieg zischend eine weiße Dampfwolke zwischen ihnen auf. Der feuchte, warme Nebel verhüllte ihre Gesichter und füllte ihre Munde, die zu Abschiedsworten offen waren. Als er verzog, wurde die Entfernung zwischen den Liebenden langsam größer. Beide standen reglos und spürten, wie der gleitende Raum sie trennte.

Ihre Blicke gaben sich auf. Erschüttert kreiste die flache, trübe Scheibe der Landschaft um seine Fahrt. Noch eine Zeit stand geistig unter dem weißen Himmel Marthas dunkle Gestalt, einsam im Verfall des Bahnhofs, und schwebte der Drehung des sanften Horizonts entgegen. Aber kleine, irrende Nebel verzehrten sie. Georg griff nach ihrem Bilde, das er in seiner Tasche wußte. Er fand es nicht. Wie waren ihre Augen, ihr Mund? Bäume und Menschen, vorbeieilend, antworteten nicht. Ah, er war verlassen. Er fühlte den feindlichen

Digitized by Google

Lauf der Eisenschienen, dem er preisgegeben war, ohne Willen, ohne Liebe. Endlos zog sich ihr harter Weg. Eine kleine Station, die er durcheilte, war leer und trübe. An das Geländer einer Treppe gelehnt, zerschmolz ein Mensch träge in eine untere, verborgene Welt. Als der Zug im Tunnel polterte und Finsternis hereinbrach, ließ Georg die Coupéfenster auf. So überstürzte ihn donnernd der giftige Hauch des Berges; er schrie laut und unklar wie ein Tier und fiel durch eine zerstörende Nacht auf die Holzbank nieder.

Durch die Leere seines Herzens zog sich einzig die glänzende Kurve der Fahrt. Über ihrem Ausgang öffnete das Ziel seine große Halle, auf Schildern dunkelte der Name der gesuchten Stadt und stieg in kalten Stimmen aus der Bewegung der Bahnsteige auf.

Aussteigend traf Georg zwei Männer, einen Arbeiter, einen Redakteur, die ihm von gemeinsamer Arbeit her bekannt waren. Man schüttelte sich die Hände in jener unpersönlichen, durch das Ziel gegebenen Kameradschaft, die Organisationen zusammenhält. Der Unterschied zwischen seinen schmalen, glatten und ihren hartzerfurchten Händen wurde nicht bemerkt in der Spannung eines dringenden Gespräches, das unmittelbar begann.

„Sie werden kaum noch Gelegenheit zu Unterhandlungen haben," sagte der Arbeiter, „wir haben ein Ultimatum gestellt. Annahme der Forderungen in 5 Stunden, bis zum Abend, sonst Streik."

Georg fühlte einen altbekannten Ärger in sich aufglühen.

„Konnten Sie es nicht abwarten? Hatten Sie nicht die Weisung von der Zentrale, zu warten bis ich komme? Glauben Sie denn ernstlich, Wollmann reagiert auf Befehle?"

„Heute ja."

„Wieso heute?"

„Er hat an anderes zu denken. Sie wissen noch nicht. Sein Junge ist gestern gestorben, wird morgen begraben. Glauben Sie, er wird sich in diesen Tagen mit solchen Kleinigkeiten abgeben, wie unsere Forderungen für ihn sind?"

Georg, dessen Gesicht finster geworden war, wollte sprechen, allein der Redakteur, längst gierig zu reden, kam ihm zuvor.

„Was zu tun nötig ist, das können nur wir hier beurteilen, die lokalen Führer. Das können Sie nicht von der Hauptstadt aus diktieren. Wir sind am Kampfplatz, wir rechnen mit den Menschen, wir nützen die Gelegenheiten aus."

Digitized by Google

„Sie rechnen mit den Menschen, ja," murmelte Georg. Er sah den Vorgang in dem finsteren Licht seiner Bitterkeit spielen. Die Fabrik, rollende Maschinen, wirkende Menschen, über allem eisern der gewohnte Ablauf des Tages. Da auf ein Glockenzeichen, ein dünnes, klares, stockt der Gang aller Maschinen in allen Sälen plötzlich. Massen stürmen aus Türen, über Treppen in einem riesigen Raum zusammen. Nach einer Stunde öffnet er sich; es ist schon lang Mittagspause, hinaus gießt der eine Raum alle Arbeiter, und dichter als sonst, lückenlos, entquellen die dunklen Truppen dem Tor. Zwei drei Leute eilen ins Privatbureau und legen den Beschluß der Arbeiterschaft dem Fabrikanten vor, einen Zettel voll nüchterner Forderungen. Georg erblickte Wollmann, einen großen Menschen mit unbewegtem, klugem Gesicht. Jetzt war er verstört, ziellos beschäftigt an einem Unbegreiflichen, das Gesicht gerötet vom langen Liegen auf den großen Händen. Er nimmt den Zettel entgegen, er sieht, rasch die Arbeiter loszuwerden. Dann erst begreift er ganz innen, was geschehen ist, und brennt in einem einzigen Zorn. Diese Hunde! Und im nächsten Moment ist er nüchtern. Er sieht seine lange gehegte Ansicht von der Gemeinheit aller Arbeiter bestätigt und weiß vor allem, wie man sie behandeln muß. Er geht ans Telephon, ruft nacheinander die paar Unternehmer des Fabrikstädtchens an, man kommt zusammen, und das Resultat der Beratung ist von vornherein sicher.

„Morgen früh," sagte Georg laut und voll Zorn, „werden alle Fabrikanten aussperren."

„Nun, Sie müssen die Leute hier ja besser kennen als wir," sagte der Arbeiter, und der Redakteur lächelte ergötzt. Die Aussperrung erfolgte noch am Nachmittag kurz nach Georgs Ankunft.

Massen von unbeschäftigten Menschen begannen die sonntäglich langsamen Straßen zu erfüllen. Streikposten bewachten, auf- und abwandelnd, die verschlossenen Tore der Fabriken. Erregte Bürger sprachen in ihren Häusern und an ihren Türen voll Mitleid über den Fabrikanten, der an einem solchen Tage überfallen wurde, und in scheuem, nicht ganz sicherem Haß von den Arbeitern.

Noch am Abend war eine lange Beratung der Arbeiterführer in einem Zimmer voll schlechtem Geruch von Tabak und Schweiß. Man beriet über die Streikkasse, Unzufriedene verklagten die Organisation, Unmutige verlangten Unterwerfung und Aufnahme der Arbeit. In diesem Gewirr der Stimmen versuchte Georg die Kontur der Versammlung zu erkennen, er ordnete die unklaren Meinungen,

Digitized by Google

gab ihnen Ausdruck und beurteilte sie. Er glättete sich, damit Feindseligkeiten und Zudringlichkeiten nicht an ihm haften blieben. Und müde, erregt, voll irrverschlungener Gedanken, ging er spät in sein Hotel.

In seinem Zimmer empfing ihn, als hätte er ihn dort erwartet, der Gedanke an Martha. Er mußte rasch Licht anzünden, um sich zu vergewissern, daß nicht in dem breiten, fremden Bette sie lag, nicht ihr warmer Körper, in dem vertrauten Geruch des Tuches atmend, aus einem der gastlichen Sessel zu ihm drängte.

„O Süße, ich hatte Dich vergessen, Stunden und Stunden. Verzeih mir, leg' Deine Arme um meinen Hals, nimm meine Küsse auf Deine geschlossenen Augen."

Und er kniete und vergrub sein vom gelben Lichte aufgerissenes Gesicht in den Stoff eines Sessels.

Wie ein Halm nach dem Winde erhob er sich schwankend und rief den vergangenen Tag in das Gemach. Er erinnerte sich der Worte Marthas über die Menschen, die nun geisterhaft eindrangen: „Darum scheint ihnen eine Wirklichkeit zuzukommen." Nun spürte er, daß sie mehr als Schein der Wirklichkeit besaßen: hart, undurchdringlich behaupteten sie ihre Stelle im Raum und trennten die Liebenden. Eine Mauer hier vor ihm, eine Mauer dort vor der Geliebten. Denn nun sah er sie preisgegeben der Familie, die Schwache bebend unter rücksichtslosen Stimmen, die ihr vertraut waren. Er hatte sie verlassen und nicht gerettet, und wie sollte er selbst sich zu ihr retten? Wohin waren die Tage der Sterne, der Garten Eden um zwei Selige? O Scham der Täuschung, o unstillbarer Schmerz!

Leiden blieb, während die Gedanken immer flüsternder, immer verworrener abklangen.

Georg drehte sich in seinem Bette, und seine Hand berührte seine müden Glieder wie eine fremde Hand. Ein Blick traf ihn, eine Welle von Wärme überlief ihn. Versinkend in Mattigkeit, wurde er gesehen, seine gespannten, langsam sich lösenden Züge. Wunderbares Entschlummern des Liebenden! Während die anderen Müden in die Arme des furchtbaren Schlafes fallen, dessen Augen unbegreiflich und voller Gefahren über ihnen dunkeln, sinken wir dem Liebsten und Vertrautesten in den Arm, das wir uns auserwählten. Während sie preisgegeben sind einer ungewissen, vielleicht tödlichen Fremde, leben wir bewegt in bekannten Augen und, ewige Bilder, in der lieben Seele. So ging Georg, wie sein Herz erlosch, schmerzhaft getröstet

Digitized by Google

in die traurigen Empfindungen ein, mit welchen Martha den Fernen umgab, und sie hütete sein bewußtloses Atmen zärtlich. Sie saß aufrecht in ihrem Bette, vorgebeugt, und sah ihn hell und deutlich im Finstern. Ihre offenen Lippen spürten den warmen Hauch der seinen und tranken ihn.

Es war etwa 2 Uhr geworden, ohne daß sie hätte Schlaf finden können. Nun träumte sie über dem Schlaf des Geliebten. Welche Stimmen waren heute in sein Ohr, welche Bilder unter was für einer Sonne in sein Auge gedrungen? Ach, er war plötzlich fremd unter den bekannten Zügen, sie fand sein Herz nicht mehr. Ihr Mund öffnete sich angstvoll und fragend, hilflos regten sich ihre Hände auf der hellen Decke, und Tränen feuchteten ihre Augen. Sie sank auf die Kissen, seufzte und ordnete nicht mehr die Bilder in ihrer Seele, um unter ihrer Verwirrung verschwinden zu können. Die Eltern traten groß und ernst vor sie hin und blickten sie an. Langsam wurden sie durchsichtig, und Gestalten der Kindheit, Lehrerinnen und ballspielende Mädchen, durchliefen sie zart. Darüber verlor Martha, wohlig atmend, das Bewußtsein. Nicht lange, so weckten sie aus leichtestem Schlummer ein Schein und ein Klang zugleich. Sie erkannte, die Glocken schlugen die dritte Stunde, und dann, auffahrend: Feuer!

Während sie aus dem Bette sprang und sich rasch anzog, wurde sie nüchtern. Sie lief ans Fenster, zu sehen, woher das Licht kam, das maßlos und ruhelos die Straße und ihre Stube erhellte. Sie mußte nach oben schauen. Da schlugen schwere Flammen aus einem Fenster der Wohnung, in der ihre Schwester lebte. Die Straße begann sich mit Volk zu erfüllen, Geschrei erscholl draußen und im Haus, Menschen sahen schlecht bekleidet aus allen Fenstern. Sie rannte aus ihrem Zimmer an die Treppe und rief den Namen der Schwester hinauf. Auch die Eltern und Mägde stürzten jetzt lärmend und verwirrt aus der Tür. Als sie die sah, fiel ihr ein, daß heute die Schwester und ihr Mann verreist waren. Schon stürmte die Treppe herab das Kindermädchen mit breit flatternden Kleidern. Zugleich mit ihrem Schreien brach aus der geöffneten Tür der oberen Wohnung der Schein und Dunst der Flammen. Sie stieß an einen Haufen Menschen, der sie furchtbar anrief: „Das Kind.“ Sie heulte mit offenem Mund, fassungslos: sie hatte es ganz vergessen.

Martha hörte nichts mehr. Sie lief ganz leichten Schrittes die Treppe hinauf, wie entflogen dem Lärm unten. Sicher wich sie den

Digitized by Google

Flammen aus, die, schöne Schlangen, am Geländer spielten. Da stand sie oben vor lauter Feuer und wurde erst ganz wach. Nach einem Augenblick des Nachdenkens streifte sie die leichten Kleider ab und sprang ganz nackt mit angehaltenem Atem und geschlossenen Augen durch die Glut. Unversehrt erreichte sie den heißen Boden hinter den Flammen, die nur wenig Raum im Flur erobert hatten, aber die ganze Tür und ihren Rahmen, sah flüchtig in das einzige brennende Zimmer, dem dick ein weißer, beißender Rauch entquoll, und lief mit zerspringender Brust, wie wenn sie zu lange tauchte, dem Schlafzimmer des Kindes zu. Lange dauerte ihr Weg durch den tanzend hellen Korridor, an dessen Ende ihr Ziel lag. Da überflog sie süß mit einem raschen Licht der Gedanke, sie laufe jetzt zu den Menschen, für die Georg arbeitete, und, nackt und glühend wie sie lief, müsse sie der Geliebte am Ende dieses Weges in seinen Armen empfangen. Ah, sie war angelangt, sie öffnete die Tür und schloß sie rasch, atmete ganz lange, dann lief sie zum Bett, riß das kleine Mädel heraus, preßte es an sich und übersäte es mit Küssen.

Indessen belehrte sie ein Knistern der Tür und der wachsende Schein in den Ritzen, daß es unmöglich war, den Weg, den sie gekommen, wieder zurückzugehen, geschwächt und mit dem schweren vierjährigen Mädchen auf dem Arm. So schlug sie sich eine Decke um und trat mit dem verschlafenen, weinenden Kind an das Fenster, das sie öffnete. Der Schrei der entsetzten Menge stürmte aus der blassen Straße mit Armen und Gesichtern zur ihr auf. Sie stand und wartete. Das Feuer brach in kleinen Flammen durch die Tür, die scharf zu riechen begann. Martha fühlte eine beinahe frohe Geduld. Die Glut kam näher, die Tür klaffte, Rauch wallte wie düsterer Himmel heran, Bett und Teppich lohten reich. Martha riß die Gardinen vom Fenster und warf sie mit einer spöttischen Hand den Flammen hin. Dann stieg sie auf das Fensterbrett und sah schwindellos in die Tiefe. Ihr Herz wurde ganz reif, fest und schwellend. Sie bog sich aufs äußerste hinaus, an einer Hand sich haltend, wenn das Feuer zu ihr vorstieß. Nun kam die Feuerwehr an, mit behelmten Männern, mit Lärm und Geläut. Man legte die Leiter an, Glück machte die Wartende fast bewußtlos. Da lief nah von einem Schrank eine Flamme schmal und stechend vor. Martha wich vergehend zurück, ganz weit, dann drang ein scharfer, unendlich sich steigernder Schmerz in ihre linke Wange, den sie mit gespanntem Bewußtsein ertrug. Dann war die Leiter da und ein Mann mit

Digitized by Google

blitzender Kleidung, der ihr das schreiende, kaum noch zu haltende Kind abnahm und sie hinunterführte. Und tief, gerettet, unter dem liebeschweren Jubel des Volkes fiel sie in einen klaren, sicheren, wunschlosen Schlaf.

Sie erwachte spät und ausgeruht in einem ihr fremden Bett. Die Familie umstand sie und begrüßte sie zart. Man pflegte sie und sprach leise in ihrer Nähe. Man brachte ihr und ihrer Wunde Ehrfurcht und Schonung entgegen wie einer zum ersten Male Schwangeren. Es war zwischen ihnen allen eine Zeit wie abgebrochen und ausgelöscht. Man kannte sich erst leicht seitdem und war vorsichtig, um sich aneinander zu gewöhnen. Alles schwankte, was vordem entschieden war, denn im Angesicht des ganz Unerwarteten, der großen Gefahr und Rettung, war man unsicher geworden und wußte nicht mehr, was kommen würde. Ja, man besorgte, wenn auch im Herzen unwillig, Marthas Briefe an Georg, in denen von allem Vorgefallenen nichts berichtet war.

Dennoch erfuhr ihr Verlobter bald von ihrer Tat und ihrer Verletzung, die im Munde vieler Menschen waren. Er schrieb ihr nichts davon, um ihre Absicht, ein Geheimnis daraus zu machen, wenigstens für die Dauer der Krankheit zu respektieren. Aber sein Gefühl war das bittere eines Betrogenen. Ihr schönes Gesicht ist zerstört, ihr liebes Leben hätte sie fast weggeworfen für die Menschen, die ihm feindlich sie banden. O, welche Trauer mußte nun ihren Küssen das Süße nehmen und wie mußte er bange sein um sie, die ihn so vergaß!

Als die Zeit kam, da er heimreiste, war Marthas Wunde notdürftig verheilt und brauchte keinen Verband mehr. Sie betrachtete sich im Spiegel: rot und seidig glänzend entstellte das Zeichen des Feuers, groß wie ein Taubenei, ihr rein geformtes Gesicht. Sicher brachte sie es dem Geliebten entgegen und ruhig in der Erwartung, wie er dies Neue annehmen würde. Er kam zu ihr, voll feindseliger Spannung, fremd und nur vorbereitet, in Mitleid seinen Schmerz zu verbergen. Als er sie aber sah und wie sie die Narbe trug, die ihm das Feuer zeigte und ihren Lauf durch die Glut, brach seine Seele auf wie eine volle Frucht. Und nicht Bitterkeit oder Trauer waren darin reif geworden, sondern ganz alte Liebe, die er vergessen hatte, die über ihn hinausging durch alle Herzen. In einem Staunen wie aus den ersten Tagen hörte er seine Lippen sprechen: „All dies hast du für mich getan!“ Sie küßten sich offenen Auges, ihre erste Lust unten auf der heimatlichen Erde.

Digitized by Google

In dieser Nacht ging Georg wach durch die leeren, hallenden Straßen. Alle verschütteten Quellen waren durchgebrochen in seiner Brust, über alles strömte belebendes Blut. Was kalt und erstarrt war, atmete nun, beseelt von der Kraft seines Ursprungs. Die Arbeit mit den Genossen war wieder, was sie am ersten Tage gewesen war: schwaches Werkzeug der großen Liebe. Alle Erinnerungen rief Georg in das Licht, das noch die Toten suchen. Dankbarkeit bekränzte die Häupter der Freunde und Frauen, Menschlichkeit machte die Fremden nah und teuer. Nichts wurde vergessen, auch Wollmanns Blindheit, Schmerz und Zorn war nicht mehr Gleichgültiges, nach Schaden und Nutzen gemessen, sondern bitteres Blut, das die offene Schale der liebenden Hände auffing. Nun nahe wieder, Kampf, du wirst Kampf um Liebe sein! Nun schlagt die Augen auf, Arme und Siechende, ein neues Herz ist erwacht, näher kam die Erlösung und warf ihr Feuer in eine neue Seele. Georg fühlte es grenzenlos in sich brennen und dürstete nach der Zukunft, die es erhellen würde. O könnte er seinen Geist verströmen, sein Blut ausgießen, seine Brust zerreißen wie ein Gewölk, damit die nackte Flamme der Liebe rein ausleuchte in die traurige Nacht!

Deutscher Idealismus und weltpolitische Moral.

Von Dr. Freiherr von Mackay.

Vor fünfzehn Jahren starb Paul Janet, der große französische Geschichtsphilosoph, dessen Lebenswerk die kritische Untersuchung der Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zwischen Staatswissenschaft und Staatskunst auf der einen Seite und dem Sittengesetz im Spektrum der Ethik (freien Moral) oder des Rechts (Zwangsmoral) auf der anderen Seite war. Sein Mühen, ein Problem von größter innerer Verwicklung, aber auch von höchster kulturgeschichtlicher und kulturpolitischer Bedeutung der Lösung näher zu bringen, ist merkwürdigerweise gerade in Deutschland sehr wenig und jedenfalls nicht in einer dem Gewicht der Arbeit entsprechenden Weise gewürdigt worden, obgleich Janets Gedanken sehr oft an die von den vornehmsten deutschen Staatsrechtslehrern vertretenen Anschauungen anklingen. Vielleicht gibt die heute von G. Picot besorgte revidierte Neuausgabe der „Histoire de la science politique dans ses rapports

Digitized by Google

avec la moral" den Anstoß zu einer sehr wünschenswerten Änderung in dieser Richtung; der deutsche Leser wird sich alsbald überzeugen, daß die Grundlinien der hier entwickelten politischen Weltanschauung mit den Grundfragen der zeitgenössischen Weltgeschichte und unserer nationalen Machtgewinnung und Zukunft in ihr unlöslich verknüpft sind.

Niemand, der über Zaun und Hecke der nächstliegenden untergeordneten Tagesereignisse hinausschaut, kann darüber im Zweifel sein, daß wir in einer geschichtlich großartigen, verhängnisvollen, auf gewaltige Entscheidungen über der großen wie kleinen Nationen Wohl und Wehe gestellten Zeit leben. Deutschland aber ist das europäische „Reich der Mitte", und unter dem Zwang des Gesetzes stehend, daß der Druck gegen eine Ausdehnungskraft verhältnisgleich ist der Dicke und Dichtigkeit des sie umschließenden Mantels, erscheint unser nationales Schicksal fast tragisch abgründig. Rings umengt und umlauert von starken Mächten, arm an zuverlässigen Freunden, reich an unzweifelhaften Feinden, scheint jede Eröffnung auf den Feldern des politischen Schachspiels, das zu meistern uns aufgegeben ist, folgesetzlich darauf hinauslaufen zu müssen, daß eine Kombination, ausmündend in ein Königsmatt *gegen* uns, geschaffen wird. Indessen: sind wir noch aus dem Kernholz der Männer, die Deutschland groß gemacht haben, so können uns solche Umschlingungen und Drohungen nicht einen Augenblick vom Entschluß zum Schaffen eines *größeren* Deutschland abwegig machen; wir halten zum tapferen Wort des alten Spartaners Archidamos, der überzeugt war, daß zu höchster Tüchtigkeit der Mann — und mit ihm das Volk — nur immer unter unerbittlichsten Vorschriften und Forderungen erzogen werden könne.

Harte Bissen gilt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder verdauen!

Die Goethesche Mahnung wird stets das Geleitwort des Marsches aufwärts zu den Höhen unserer nationalen Bestimmung sein und bleiben müssen. Aber eine andere Tragik unseres völkischen Seins und Werdens, eine innerlich-seelisch, nicht äußerlich-physisch bestimmte, bleibt, wie männlich wir immer allen Gefahren unserer rings sturmumbrandeten Stellung Trotz bieten mögen, bestehen. Rudolf Hans Bartsch hat ihr Wesen in seinem „Das deutsche Leid" mit den Worten gedeutet: „Ich als Deutscher fühle mich als der Wiederbeleber der Erde. Wir sind die, die um neuer Völker willen sterben. Wir sind die Fiebererreger, der geistige Samenwurf des großen Erneuerungsgesetzes, der Gärpilz der Welt, ja das Behältnis der Dynastien." Es

Digitized by Google

ist die neue Weise eines alten Liedes: Opfer über Opfer an selbstgeschaffenen Werten müssen wir bringen, um Kräfte zu erzeugen, die, groß geworden, nur zu oft feindlich sich gegen uns wenden.

Die kulturelle Linie unserer Entwicklungsgesetze verläuft nicht anders als die politische. Anderer Völker Gesittungs-Eigenwesen beruht vorzüglich auf ihrem stark ausgebildeten Anpassungs- und Angleichungsvermögen. Der Franzose greift begierig nach dem Großen, Guten, Schönen aus der Fremde, das ihm zusagt, aber er schützt es nicht in seiner Eigenart, meist weil er dessen Wesenskern nicht begreift. Er zerschlägt des entlehnten Wertes Schale, zerstampft die Frucht und bereitet daraus eine ihm mundgerechte Speise. Was jedoch ihm nicht ansteht, was seinem Geschmack nicht entspricht, das lehnt er schroff ab: übertrieben, dennoch grundsätzlich nicht unrichtig hat Björnson Frankreich das europäische China genannt. Zu den Fenstern unseres zentral gelegenen Reichsgebäudes wehen von allen Seiten Winde aus anderer Völker Reichen hinein, und die Keime fremder Kultur, die uns so zugetragen werden, nehmen wir gerne, oft nur zu wahllos auf. Aber wir zerstören nicht, wir hegen und pflegen ihr Eigenleben in Ehrfurcht vor ihrer Individualität. Uns ist fremdes Gut nicht eine knetbare Masse, sondern ein Antrieb und Befruchter eigenen schöpferischen Schaffens; mit Recht hat Fichte es als Zeichen der Undeutschheit gebrandmarkt, nur zu reproduzieren, und als Merkmal der Deutschheit es gefeiert, „in die Menschheit hineingeschaffen das Neue, das allein echtes Interesse weckt, wirklich und unbezwingbar fesselt“, um so „mit Hilfe aller uns verwandten germanischen Stämme die ganze Welt mit unseren eigentümlichen Kulturschöpfungen zu durchdringen“.

Nicht auf anderen Wegen kann sich unser nationales Dasein in den Beziehungen zur politischen Umwelt glücklich regeln. Deutscher Freiheitsidealismus hat niemals den Sinn schablonisierender und daher tyrannisierender Gleichheitsmacherei gehabt. Bewußt unserer echten, in allem Ansturm fremder Gewalten doch dem Kern nach unversehrt gebliebenen Individualität ist uns die Wertschätzung anderer Individualität Naturgesetz und hebt uns zu einem Universalismus von wahrhaft vornehmem Charakter und höchster, unendlicher Befruchtung fähigen ethischen Lebensintensität und Durchdringungskraft empor. Uns bedeutet heißeste Vaterlandsliebe nicht Haß, sondern Ehrfurcht vor anderen Völkern, und uns bedingt des eigenen Reiches Machtwendung nicht die Schwäche, sondern die Miterstarkung anderer

Digitized by Google

Nationen, mit deren Artung, Entwicklung und Zukunft wir uns nach den ewigen Gesetzen einer sittlichen Weltordnung und in der Grundständigkeit und Urkraft unseres eigenen Ich organisch und unlößlich verbunden fühlen. Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen, im Dienst eines höheren Pflichtgebots tun. Das Wirken des wahren Genies ist selbstaufopfernde Tat, übernatürlicher Trieb, und gehört der Welt, nicht dem Werkmeister. „Es ist die Pflicht sowohl gegen sich selbst als auch gegen andere, mit seinen sittlichen Vollkommenheiten untereinander Verkehr zu treiben, sich nicht zu isolieren, zwar sich einen unbeweglichen Mittelpunkt seiner Grundsätze zu machen, aber diesen um sich gezogenen Kreis doch auch als einen, der den Teil von einem Allbefassenden der weltbürgerlichen Gesinnung ausmacht, anzusehen“: Dieser kategorische Imperativ aus Kants Metaphysik der Sitten muß unveräußerliches Gesetz wie für des einzelnen Deutschen, so für der deutschen Nation sittliches Dasein und die Erfüllung ihrer Mission nach höchstem Weltplan sein und bleiben.

Wir leben in der Zeit des Rüstungsfiebers, und Deutschland darf, wohl oder übel, in der starrenden Wappnung seines Reichskörpers den höchsten Anforderungen und Anstrengungen nicht ausweichen. Aber dennoch: die umzingelte deutsche Stammburg und Reichsfeste kann gewiß nicht allein auf das Schwert sich stützen, um durch Gewalt die Tore und Ausfallgebiete zukünftiger Machtvollendung sich freizuhalten. Richten wir nicht durch Bewährung unserer nationalen Größe als eines Ankergrunds und Bollwerks der Freiheitsrechte aller Völker und eines Fruchtbodens ihres Kulturfortschritts ein höheres moralisches Palladium deutschen Ansehens und Herrengebots auf, so wird der deutsche Name bestenfalls in der Welt gefürchtet, aber nicht als eine Ehre der Menschheit gefeiert werden. So aber, in solcher geadelten Form Deutschlands Licht in der Welt leuchtend zu machen, dazu genügt heute, da tausend Schranken niederbrechen, die früher die Gegensätze der Völker neutralisierten, ihre Stoßkräfte dämpften, da die Masse wie die Dynamik der Reibungsenergien sich vervielfacht, am wenigsten mehr das philosophische Theoretisieren der früheren Zeit, da wir als Volk der Dichter, Denker und Träumer halb bewundert, halb bemitleidet wurden. Es gilt die praktische Bewährung der Weltstaat-Ideale, deren Pharus große Ahnen in seherischer Deutung unserer Zukunftsbestimmung aufgerichtet haben, durch geschlossene, zielbewußte, planvolle Zusammenfassung aller Volkskräfte für die vaterländischen Aufgaben. Als Großmacht ist

Digitized by Google

Deutschland kaum ausgewachsen, als Weltmacht steckt es, weniger politisch und wirtschaftlich als moralisch, noch in den Kinderschuhen: dieser Jugendlichkeit mag es zugute gehalten werden, wenn sein äußerliches Auftreten oftmals in schlimmem Mißverhältnis zu seinen Herrenansprüchen steht. Die Überwindung solcher Schwächen setzt aber eben das Einfühlen jedes Teils und jedes Organs der Nation in den politischen Herzschlag der Gegenwart und das Bewußtsein der gewaltigen Aufgaben, die sie stellt, voraus.

„Nichts ist innen,
Nichts ist außen.
Was ist drinnen,
Das ist draußen!"

Jedes Feuer hat seine Glut unterwärts. Wenn es nicht in jedes Deutschen Herz, daheim oder übersee, brennt, was er seinem Namen und Deutschlands Ehre schuldig ist, dann wird das nur zu oft angestimmte Hohe Lied von deutschem Wesen, an dem die Welt genesen soll, ein leerer Schall und Rauch bleiben, so wie es bisher mehr im tausendjährigen Reich als in der rauhen Wirklichkeit eine Rolle gespielt hat. Deutschlands innere Stärke, die aber meist als Schwäche nach außen hin ausgewirkt hat, ist die Vielgestaltigkeit und reiche Verwebung seiner geistigen, ethischen und künstlerischen Lebensbetätigungen. Die scharfe Anspannung der nationalen Kräfte, welche die Gegenwart fordert, sollte wohl eine zeitweise Zurückstellung mancher Zwecke und Ziele ästhetischer Lebensverklärung hinter die eisernen Gebote der politischen Daseinsfragen rechtfertigen. Dem deutschen Volk muß gelehrt werden, nicht nur deren natürliches Schwergewicht, sondern auch deren sittliche Hoheit, deren großartige weltgeschichtliche Umrahmungen und Hintergründe, deren heldischen Nerv und Puls, deren unlösliche Verkettung mit den vornehmsten und letzten Problemen diesseitigen und jenseitigen menschlichen Seins zu würdigen. Wir können nicht, wie es England in der Zeit kolonialpolitischen Freibeutertums tat, unseren Weltreichaufbau dem Zufall und der Tatkraft einzelner Feldherren der Staatskunst überlassen. Uns ist die Aufgabe gestellt, das verwickelte Getriebe der politischen Kräfte, wie es heute entstanden ist, auf seine mechanischen Bewegungs-, seine dynamischen Wirkungsgesetze hin zu durchforschen und daraus feststehende Normen, unveräußerliche Grundlinien unserer Taktik abzuleiten. Wir müssen die Logiker und zugleich die Ethiker der Weltpolitik werden.

Digitized by Google

Damit ist nun unmittelbar die Masche zur Anknüpfung an die Ideen und Ausführungen Janets gegeben. Er stellt zwei grundverschiedene Auffassungen gegenüber, von denen der Staatsmann bei der Lösung der ihm aufgegebenen Probleme ausgehen könne. Die eine führt zu den Methoden Machiavellis, der die Sittenlehre rücksichtslos den politischen Machtgesetzen opfert, der sich jeden moralischen Urteils über Sinn und Ziele der Staatskunst, die bei ihm in den mechanischen Begriffen einer despotischen Staatsräson sich beschließt, enthält und so letzten Endes dazu gelangt, Heuchelei, Treulosigkeit, Grausamkeit als Mittel zum Zweck zu empfehlen, einen Cesare Borgia und Alexander VI. als nachahmenswürdige Beispiele hinzustellen. Die andere Auffassung wird am entschiedensten von Plato vertreten, der umgekehrt die Staatsräson der Sittenlehre opferte und bereits die Keime der überidealistischen Vorstellungen setzte, die Hegel zur Vollkommenheit ausbildete, wenn er in seiner mystisch-profunden Ausdrucksweise den Staat als „die Wirklichkeit der sittlichen Idee" pries, ja als „den sittlichen Geist selbst, der sich denkt und weiß, und das, was er weiß, vollführt". Für die Gegenwart steht auf der einen Seite so viel fest, daß die Vorstellungskreise Machiavellis endgültig überwunden sind und daß wenigstens öffentlich kein Staatsmann mehr zu ihnen sich zu bekennen wagt; allgemein wurde die Überzeugung, daß, da jedes vernünftige Wesen nicht Mittel zum Zweck, sondern Zwecksubjekt ist, auch in den Willensäußerungen des Staats als einer politischen Gemeinschaft vernunftbewußter Menschen die sittliche Idee unbedingt, und zwar nicht etwa nur vereinzelt-zufällig, sondern ständig-gesetzmäßig, zum Ausdruck kommen muß. Auf der anderen Seite sind wir aber gleich weit oder noch weiter von den Ideen Platos entfernt. Wir sind uns bewußt geworden. daß das Urteil über den Staat und seine Entwicklungsbedingungen nicht aus allgemeinen ethisch-teleologischen Vervollkommnungsidealen der Menschheit, sondern aus den Lebenszwecken des Staats selbst als eines Organismus geschöpft werden muß, deren Daseinsgrundgesetz Ich-, Macht- und Rechtsentwicklungstrieb ist. Dementsprechend kommt auch Janet zu der Überzeugung, daß es nicht Aufgabe des Staats sein könne, den Bürger zwangsweise zur Tugend zu führen, sondern das Recht herzustellen, zu verwirklichen, zu schützen. „Der Bürger soll tugendhaft, der Staat soll gerecht sein." Beides sei aber nur möglich, wenn der einzelne Staatsangehörige aller der Freiheiten sicher sei, auf die er nach Maßgabe seiner Individualität ein natür-

Digitized by Google

liches Recht habe, und damit wieder der Gebrauch dieser Befugnisse nicht schädlich wirke, müsse es jedem gelehrt werden, sie in den Dienst der anderen und der staatlichen Gemeinschaft zu stellen. Staatskunst und Sittlichkeit seien Verschiedenheiten, ohne sich zu bekämpfen, und sie seien Anziehungskräfte, ohne sich zu verschmelzen.

Daß sich schrittweise innerhalb der einzelnen Kulturstaaten eine Versöhnung der Forderungen der Staatsgewalt und des Sittlichkeitsgesetzes tatsächlich auf dieser Doppellinie vollzieht, wenn auch natürlich das Harmonisierungsideal nach wie vor in weiter Ferne bleibt, ist unverkennbar. Anders steht es aber um das Zusammenleben und die Wechselbeziehungen der Kulturnationen. Hier ist leider eine Entwicklung dieser Art noch so embryonal und von ihrer Kraftgewinnung noch so wenig zu spüren, daß man das Gefühl hat, als sei eine große mittelalterliche Wolkenwand nicht zu bannender reaktionärer Gewalt am politischen Horizont Europas stehen geblieben. Gerade die eben überwundene Balkankatastrophe ist ja ein nur zu trauriges Zeugnis dessen, mit welchen beschämenden moralinfreien Mitteln noch immer europäische Völker ihre Streitigkeiten diplomatisch und gewaltsam austragen. Als Reaktion dessen erscheint die ständige Zunahme der internationalen pazifistischen Bewegung, die, an und für sich gewiß begrüßenswert, doch sicherlich in absehbarer Zeit als durchschlagkräftiges Besserungsmittel nicht wirken wird, weil sie den Hauptnachdruck auf die Umbildung der sentimentalen Beziehungen zwischen den Nationen legt. So groß aber der Einfluß solcher Unwägbarkeiten sein mag, sie sind und bleiben dem Wechsel unterworfene Augenblicksstimmungen; die maßgebliche Regelung des geselligen oder ungeselligen Verkehrs der Staaten erfolgt nach Maßgabe anderer Gewichte als durch solche launenhafte Wetterbildungen völkischer Gemütsverfassung: nach den ehernen Gesetzen geschichtlicher Beharrungs- und Entwicklungskräfte, nach der Verkreuzung oder Vergleichung politischer und wirtschaftlicher Anziehungs- und Abstoßungsenergien, deren Triebrichtung durch physisch-geographische Verhältnisse und nationale Charakter-Grundformen unweigerlich bestimmt ist. Hinzu kommt, daß leider die Schrittmacher des Weltfriedens bei dessen Tempelbau von oben statt von unten anfingen, insofern sie mit der Propaganda der Schiedsgerichtsverträge einen in Wolken thronenden Areopag der Völker zu errichten strebten, der nicht nach streng kodifiziertem Recht, sondern nach Billigkeitsgründen entscheidet, statt zunächst systematisch das überaus rückständige, rohe

Digitized by Google

und mit tausend Fesseln mittelalterlicher Halbkultur sich herumschleppende Völkerrecht zu reformieren und fortzubilden, das heißt Gesetzesschöpfer des nationalen Gemeinschaftslebens zu werden und eine Gesetzestafel zu schaffen, welche die Völker auf dem Granitfundament einer einheitlichen Weltrechtsanschauung zusammenführte. Jedenfalls ist so viel sicher: wie der menschliche Fortschritt allgemein und immer unabhängig war und ist vom leuchtenden Beispiel einzelner genialer Führer und deren Wegweisung zu höheren Daseinsstufen, so kann auch das Problem der Versittlichung der weltpolitischen Zustände und Verkehrsformen nicht gelöst werden ohne das hoheitsvolle Machtgebot einer Herrennation, welche die eigene Politik auf die Linie einer wahrhaft und absolut geistig-freiheitlichen, rechtlichen und sittlichen Weltordnung einstellt und damit mählich die Politik der anderen Nationen in gleiche Bahnen zwingt.

Daß die größten deutschen Denker und Patrioten, ein Kant, Fichte, Schleiermacher, Schelling, das deutsche Volk der Erfüllung einer solchen Aufgabe für fähig, ja als seine unweigerliche, ihm vorbehaltene Mission erachtet und erklärt haben, ist bekannt: ob wir uns als ein solches Salz der Erde bewähren, ist die brennende große nationale Lebensfrage der Gegenwart. Das Pochen auf unserer Fäuste Kraft, das Säbelklirren, das Auftrumpfen mit dem schnellen Wachstum unserer politischen, wirtschaftlichen, kapitalistischen Macht, das ruhm redige Fingerzeigen auf die eigene Kulturgröße und die reklamehafte nationale Ichverherrlichung: alles das ist natürlich alles andere, nur kein Fortschritt auf solcher Bahn unserer Zukunftsgröße und -bestimmung. Ihr uns zu nähern, ist vielmehr umgekehrt nur möglich auf dem Fuß der Bezeugung echten aristokratischen Herrengeistes: selbstsicheren, gemessenen Stolzes gegen die Großen, Ritterlichkeit und Dienstwilligkeit gegen die Schwachen, hochgespannten Rechtlichkeitssinnes, Pflichtgefühls und Verantwortlichkeitsbewußtseins für das Wohlergehen unserer „Nächsten" im christlichen und politisch-weltbürgerlichen Sinn, des Willens zu ungebrochener Erhaltung des eigenen Ich, nicht minder aber auch zum Schutz der Individualität und der Selbstbestimmungsrechte anderer gegen die Anmaßungen solcher Herrenvölker und falschen Weltbeglücker, welche die ganze Menschheit nach der Generalschablome ihres eigenen demokratischen oder sozialistischen oder rassenpolitischen Kulturideals uniformieren möchten. Frankreichs vornehmste epochemachende Tat ist die Erklärung der Menschenrechte vor rund fünf Viertel Jahrhunderten.

Digitized by Google

Deutschlands säkulare, weltbewegende Tat sollte die Erklärung der Völkerrechte und die zähe, heldenhafte, unbeugsame Arbeit an der Wirksamwerdung dieses weltpolitischen Glaubensbekenntnisses sein. „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind." In diesen Worten, in denen wiederum das tragische Motiv unseres nationalen Seins und Werdens anklingt, hat Schiller den tiefsten Kern- und Goldblick deutschen Idealismus' in dessen Beziehungen zu deutschem Imperialismus und weltpolitischer Moral enthüllt: daß nämlich Deutschlands Weltmacht nur bestehen, reifen und sich vollenden kann durch bedingungslose Hingabe der ganzen Seele, Aufopferung des Blutes, aller geistigen und sittlichen Kräfte für die vaterländische Sache, die als Sache der gesamten Menschheit, ja der göttlichen Weltordnung begriffen wird. „Wehe uns und der Welt, wenn diesmal das Volk gerettet wäre, aber der deutsche Geist entschwände;" so deutete Richard Wagner die unlösliche Verkettung unseres nationalen Schicksals mit der Vorsehung des Weltschöpfers, und von solcher Gesinnung muß das ganze Deutschland in der Sonne und den Stürmen der Gegenwart, deren gewaltiger Pulsschlag jedes starke Herz kräftiger schlagen läßt, jeden heldenhaften Sinn höher hinaufrichtet, mehr denn je erfüllt und durchdrungen sein, soll nicht in naher oder ferner Zukunft von einem verkümmerten deutschen Geschlecht das tragische Dichterwort gelten: Who may smile that sinks beneath his fate?

Digitized by Google

Ricarda Huch.

Zu ihrem 50. Geburtstage am 18. Juli, von Hanns Martin Elster.

Dem Beobachter der Gegenwartsliteratur fällt immer wieder der geringe Umfang der meisten Begabungen, selbst anerkannter Größen auf. Es fehlt, was schöpferischen Epochen von jeher eigen gewesen ist: der verschwenderische Reichtum, der den Genius verkündet und zur wahren Größe, von der Zucht geleitet, führt. Unsere anerkannte Dichtung hat sich wohl ganz in den Bann der Zucht, der ästhetischen Erziehung begeben, zumeist allzusehr und allzufrüh, so daß Keime und Ansätze vernichtet wurden und die Fülle ausblieb, die der Bändigung bedarf. Das Übermaß der poetischen Kraft, das noch die Romantik kennzeichnet und auch bei den großen Epikern und Dramatikern im Laufe des 19. Jahrhunderts wirksam war, scheint jedoch vom Leben und von der Energie zur Form aufgebraucht zu werden, so daß die Dünne des Gehaltes auf den, der mit den von dem goldenen Zeitalter der Dichtung geschulten und berauschten Sinnen naht, fast tragikomischen Eindruck macht.

Die stolzeste Dichterin unserer Tage hebt sich über dies Niveau hoch hinaus. Sie allein ist mit nur wenigen anderen eine Gewähr dafür, daß die poetische Naturkraft noch nicht vom engen „Literarischen“, um nicht zu sagen Literatenhaften, ertötet ist, sondern quellend und strömend ihren elementaren Trieben gehorcht, eine breite Riesenwelle, die über die Erde und das Leben dahinrauschend Erde und Leben in den erhebenden Glanz ihrer vielfältigen, unendlichen Schönheit und Klarheit taucht. Ricarda Huch, in der die Kultur einer alten Braunschweiger Patrizierfamilie versammelt und Rasseelement geworden ist, hat nie in vorsichtiger Konzentration haushalten müssen mit den Gaben, die ihr Inneres, ihr Erleben gebar; als eine grandiose Geberin schenkte sie mit herrlicher Gebärde aus dem übervollen Schatze ihrer Schöpfermöglichkeiten stetig Neues und Grenzenloses, wie eine Göttin der poetischen Fruchtbarkeit. Doch frühzeitig sah die ihren Kräften hingegebene Dichterin ein, daß ohne Bändigung keine hohe Kunst, keine Vollendung zu erreichen sei. Ihrem Wesen war der Trieb beigesellt, nur höchste Ziele anzuerkennen. Sie zu umgrenzen und festzulegen in Klarheit und subjektiver Geltung, bedurfte es eines fast zehnjährigen unruhevollen Kampfes, einer norddeutsch-schweren und südlich-leidenschaftlichen Innenentwicklung, die

Digitized by Google

dem Kenner aller Werke jetzt nach der Fertigstellung des „großen Krieges in Deutschland“ voll offenbar wird.

Denn in der bisherigen Beurteilung von Ricarda Huchs Schaffen ist stets der Fehler gemacht worden, daß man den rein durchgestalteten, in starkem Stil ausgebildeten ersten Roman „Ludolf Ursleu“ (1893) für das letzte Ziel und die letzte Möglichkeit des Talentes der Dichterin ansah und sich nicht dazu bekennen wollte, auch in diesem Erstling formal Konventionelles und sowohl künstlerisch wie seelisch ein Durchgangsresultat zu sehen.

Die Dichterin, die einst aus persönlichen Familienerlebnissen heraus und mit instinktiver Absage an die für sie nicht mehr trächtigen falschen Ideale der Jugend die „Erinnerungen des Ludolf Ursleu“ schrieb und in dem Werke zugleich die ersten Grundzüge ihrer soeben errungenen Weltanschauung festlegte, die Dichterin trat damals noch nicht im Gewande der eigenen Reife auf, sondern lieh es von den ihr vorbildlichen Meistern, Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller und Goethe. Was unhemmbar und ungehemmt sich im Erstling enthüllte, war der reichste Kunstsinn, dem es gegeben war, in prachtvoller Komposition die Forderung des Novalis für den Bau des Romanes — „jedes kleine Stück muß etwas Abgeschnittenes, Begrenztes, ein eigenes Ganzes sein“ und die Gesamtheit dieser in sich ruhenden Einzelstücke wieder eine geistige und synthetische Einheit — nach jeder Richtung hin zu erfüllen, so daß bei der trefflich gewählten Einkleidung der in Erinnerungsstimmung getauchten Chronikenform eine volle Harmonie heraussprang, um so mehr, als auch die in allen winzigen Teilen gesichtete Sprache nirgends versagte und falsche Rhythmen anschlug. Dieser hinreißende Kunstsinn überzeugte vollends, weil er nicht bloß im ästhetischen Vergnügen gegründet war, sondern den Lebensinhalt für die Dichterin bedeutete.

Mit großartiger symbolischer Gewalt, ohne alle spielerischen Reste verkörperten der Gang des Romans und seine Personenwelt die entscheidenden Ideen der Künstlerin. Geboren aus der sehnsüchtigsten Liebe zu allen Möglichkeiten des Universums und zur Erfüllung des individuellen Lebens mit Schönheit und Kraft, einen sie sich zu tragisch-schwermütiger Stimmung poreneng mit der Erfahrung, daß die Schönheit und die künstlerische Kraft im Kampfe mit dem Schicksal, den jede Existenz auszufechten hat, stets unterliegen, weil das Schicksal das Stärkere ist; die Seele empfängt von diesem Kampfe ihre Freuden und ihre Leiden, ihres Seins Seligkeit und Inhalt. So

Digitized by Google

wird Galeide, die bezaubernde Schönheit, in den unersättlichen Liebesrausch mit Ezard gezogen, in dem sie sich verliert, so sehr verliert, daß ihr keine Kraft mehr bleibt, der wilden Schicksalsenergie Gaspards Widerstand zu leisten; die Leidenschaft überflutet ihr Inneres vernichtend; sie zerschmettert sich willenlos auf des Willensreichen Machtgebot hin, auf Gaspards Befehl.

Dieses tiefe Bewußtsein von der Tragik allen Schönheitsstrebens und allen Seelenkampfes wird noch übermenschlich beschwert von dem nie ruhenden Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen. Nichtsdestoweniger fliegt aber das „kindisch habgierige Herz“ doch stets den Ewigkeiten zu, in denen allein ungetrübte Seligkeit wohnt:

„Ganz mit Frühling und Sonnenstrahl,
Klang und duftendem Blütengruß
Mein verlangendes Herz einmal
Füll' nur, seliger Überfluß!
Gib mir ewiger Jugend Glanz,
Gib mir ewigen Lebens Kraft,
Gib im flüchtigen Stundentanz
Ewig wirkende Leidenschaft!“

Von diesen Anschauungen und Stimmungen, denen die Huch schon nach dem unreifen historischen Lustspiel „Der Bundesschwur“ (1891) in ihrem zweiten historischen Drama „Evoë“! (1892) innerhalb des Renaissancemilieus mit dem Ruf der Weltfreude „Evoë! Evoë! Heilig ist der Rausch, das Versinken in Gott!“ Ausdruck gegeben hatte, und später wieder, besonders nach der gedanklichen Seite hin, in ihrer ersten, der Form nach noch nicht ganz individuellen Gedichtsammlung (1894), nahm sie ihren Ausgang, geistig ihre Welt mehr und mehr vertiefend und verbreitend, ohne jedoch die Grundlagen bis in ihre mystisch erfühlten Wurzeln zu wandeln. Ihr psychologischer Weg führte vielmehr zur allmählichen Befreiung vom Offenbaren allen subjektiven Erlebens zur Auflösung des Ichs in fremden Gestalten und vergangenen Zeiten, die sie mit ihrem Wesen durchtränkte. Trotz dieser Hingabe ihrer Subjektivität an die Dinge blieb sie als Gestaltende historischer Begebenheiten doch wissenschaftlich objektiv! Diese universale Objektivität, dies Ruhen des Ichs im Gewoge und vorurteilslose Abbilden des Gewoges wurde nach dem „Ludolf Ursleu“, nachdem sie in diesem ersten Roman ihr Talent der idealisierenden, stilisierenden Gestaltung unleugbar bewiesen gefunden hatte, ihrer Arbeit Ziel, ihrer Entwicklung Resultat.

Digitized by Google

Leiter für den Weg war vorzugsweise Gottfried Keller, später auch hinsichtlich der Vertiefung und Verbreiterung die wahlverwandte Romantik. Doch was dieser Geistesepoche an Zucht und Maß abging, sah die moderne Dichterin bei dem Schweizer in reichster Fülle. Und so sind denn auch ihre Werke über „die Blütezeit“ und „die Ausbreitung und den Verfall der Romantik“ (Verlag H. Haessel, Leipzig, 1899 und 1902), sowie ihre Studie über Gottfried Keller (jetzt in der Inselbücherei) interessant durch die autobiographischen Bemerkungen und Bekenntnisse, ganz abgesehen von den wissenschaftlichen psychologischen Werten, auf die nicht eingegangen werden kann. Das Fazit dieses doppelten Anschlusses liegt in diesen Worten: Man sollte „endlich wissen, was die Romantiker unter vielen Schmerzen an sich selbst erfuhren, daß künstlerisches Empfinden, Reizbarkeit und die Sehnsucht nach dem Schönen keineswegs den schaffenden Künstler machen, daß vielmehr, wie E. T. A. Hoffmann sagte, dem künstlerischen Feuer eine gute Dosis Phlegma beigemischt sein müsse, damit es nicht den Menschen verzehre, anstatt ihm in seiner heiligen Werkstatt zu dienen,“ und ferner sollte man wissen, daß es falsch sei zu glauben, „das Höchste in der Kunst vermöge nicht des Menschen bewußter Geist, sondern er gehe aus einer ihm selbst nicht ganz durchdringlichen Dämmerung seines Inneren hervor, und durch Bildung, also Aufhellen des Bewußtseins, laufe man Gefahr, die im Dunkel hausende Genialität zu verscheuchen;“ Keller gerade zeige — und die Huch strebte ihm hierin mit glänzendem Erfolge nach —, daß allein die Zucht der unbändigen Phantasie durch den klarsten Verstand, die Aufnahme der „bacchantischen Gebilde, die aus den Schluchten des Unbewußten auftauchen“, in „ein feingeschliffenes Spiegelglas mit reinem Umriß“, die Gefühlskälte und Gefühlsferne den höchsten Preis der Kunst erst erreichen lassen.

Diese Erkenntnis, die an die Energie und an die Kräfte des jungen Künstlers in der an sich schon schweren und problematischen Werdezeit ungeheure Anforderungen stellen, durchflammte und durchglühten Ricarda Huchs Künstlerwillen vom ersten Tage an, da sie die Feder zum schöpferischen Schaffen in die Hand nahm. Durch so engen Anschluß an eine mehr übliche Romanform wie im „Ludolf Ursleu“ war die Bestätigung des inneren Dranges mit einem an sich reinen Kunstwerke möglich; aber gerade die zu gleicher Zeit gewachsenen „Gedichte“ enthüllen noch die ganze Abhängigkeit der jungen Dichterin, deren schwellendes Ich- und Lebensgefühl sich in

Digitized by Google

fremden Formen ausdrückt, so daß Duft und Rhythmus des eigenen Blutrausches noch nicht künstlerisches Leben werden konnten. Den mächtigen Weg, den die Dichterin in den folgenden zwölf Jahren zurücklegte, zeigt der Gegensatz der „Neuen Gedichte“ (1907, jetzt als „Liebesgedichte“ in der Inselbücherei), die eine elementare Leidenschaft von dionysischer Wildheit in apollinischer Formschönheit zu befreiender Kunst und ewiger Lebenskraft erlöst zeigen.

Die Novellenjahre, die erst mit der „Triumphgasse“ (1901, bei Eugen Diederichs) ihren Abschluß finden, sind vorzüglich die Zeiten, da Ricarda Huch zur menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit ausreift. Darum haben die kleinen Erzählungen, so reizvoll sie sich auch oft nach Erfindung und Gestaltung darbieten, so reich auch oft ihre sprachliche und stimmunggebende Schönheit ist, doch stets einen Hauch von gewollter Kunst und probender Ausführung. Der „Mondreigen von Schlaraffis“ (1896), die „Teufeleien“ (1897), selbst „Fra Celeste“ (1900) wirken in ihrer vereinzelten Stellung bei fehlenden Hauptwerken — später sind die Novellen „Seifenblasen“ (1906), „Der letzte Sommer“ (1910) wie Mußestunden unter die großen Romane und Epen gruppiert — ein wenig experimentiert und angeregt; Kellers strenge Gestaltungsart, der Romantik vielfältige Ideenfülle lassen Dichtungen entstehen, in denen sich die Lust am Fabulieren, die Gabe, Märchenton und Wirklichkeitsschilderung zu vereinen, die Freude am Technischen bemerkbar macht und leise stört. Immerhin gehören aber auch einzelne dieser auf den Humor zustrebenden Kleinkunstwerke zu den edelsten Produktionen der neunziger Jahre. Ricarda Huch fand auf diesem Wege, in Jahren der Unruhe, da sie von Zürich nach Bremen, von Bremen nach Wien und Triest und schließlich als Gattin des Zahnarztes Dr. Erm. Cecconi nach München zog, ihren Stil und ihre Form. Die Novelle lehrte die Konzentration bis in die Einzelheiten hinein; das Ausschweifende, die Gefahr des Sichverlierens, ihrem Talente wohl gegeben, erhielt Übersicht und ordnende Zügelung; die Sprache, der Stil wurde zur Anpassung an die Notwendigkeit des Ganzen geführt, zu einer Unterordnung unter die große Form, so daß ihre Eigenart nicht mehr im Selbstzweck einer momentanen schönen Sinnlichkeit entgleisen mochte; und die klare Anschaulichkeit der knappsten Schilderung lieferte die Grundlage für die grandiose Episodik, mit der Ricarda Huch ihren ihr eigentümlichen Roman baute.

Man sieht ihn voll herauswachsen aus den noch „Lebensskizzen“ beibenannten Episoden der „Triumphgasse“, die ja in der Tat nur

Digitized by Google

lose komponiert sind. Aber eine tiefere, innerliche Einheit ist in dieser packenden Szenenfolge aus dem Elend und Jammer der Enterbten, denen der Kronenglanz edelster Rasse schönheitsvoll von der Stirne leuchtet, doch schon vorhanden. Es ist der geheime Sinn, der in den Schilderungen nach den Erkenntnissen und Ideen der Dichterin lebt, der Sinn, der auch in dunkelster Existenz noch den Strahl festlichen Lebensgefühls aufblinkend weiß. Wie schon im „Ludolf Ursleu" kommt die Dichterin auch hier, in einem ganz anderen Milieu — den schmutz- und notvollen Armutsgassen Triests mit ihrer halbitalienischen Bevölkerung —, nicht los von dem heißen Mitempfinden des echten Aristokratismus, der im Blut lebt und in der physiologischen Erscheinung.

Sie ist nun einmal ein Kind jener Patrizierwelt, der sie mit der hamburgischen Umwelt im „Ludolf Ursleu" ein schwermutsvolles Preislied sang und später in Zürich, in Bremen, wie wieder in Braunschweig nach ihrer Scheidung und neuen Ehe mit Dr. R. Huch (seit 1907) auf manchen Italienfahrten nahekam. Das geheime Gefühl, Familienkultur und Familienrasse in sich lebendig und wirkend zu sehen, dehnt ihre Bindungen und Beziehungen endlos aus, rückwärts in die Vergangenheit hinein, und die Wurzeln ihres Wesens ruhen in einer tiefen, tiefen Humusschicht. Sie verwebt das individuelle Ich immer mehr in einen mystischen Zusammenhang mit dem Echo der Stimmungen, Gefühle, der Taten aller Ahnen und geheimnisvoller innerer Mächte, von denen der Augenblick wie der Charakter abhängig wird. Diese Hingabe an den inneren Trieb, an den übermächtigen Drang und an Resultate unerklärlicher Blutwallungen, enthüllt dem trächtigen Innenleben das Wesen aller Dinge. So bildet die Dichterin allmählich eine Anbetung der Rasse, des menschlichen, seelischen wie körperlichen Aristokratismus heraus, der sie in breiten Romanen überwältigenden Ausdruck verleiht. Besonders in dem mehr persönlichen, gegenwartskräftigen Milieu von „Vita somnium breve" (1902, jetzt „Michael Unger", im Inselverlag) gestaltet sie diese Ideenwelt und diesen Erlebniskreis zu einer wundersamen Tragik empor: wie ein romantisches Spiel mutet diese Geschichte von Michael Ungers Seelenentwicklung an und doch ist sie so erschütternd wirklich! Die Realität der Handlung und der Gestalten führt ohne weiteres an die Wahrhaftigkeit des seelischen Erlebens heran, das im folgenden Werke „Von den Königen und der Krone" (1904, auch im Inselverlag) von der Phantastik der Erfindung und der Schilderung ver-

Digitized by Google

schleiert wird; vor allem verliert sich dieser an Einzelheiten schöne Roman, scheinbar etwas voreilig abgeschlossen, allzusehr in einer Formlosigkeit, die die kaum zu bändigende Masse der Gedanken und Empfindungen hervorgerufen hatte.

Grade durch dies in freier Erfindung geborene Werk erfuhr die Dichterin aber, daß die höhere Kunstform ihr nur erblühen könne im Anschluß an gegebene Stoffe, wenn nicht das Thema eines ganzen Romanes aus dem eigenen Innern quoll wie im „Ludolf Ursleu“ und „Michael Unger“. Die Form des großen Epos, eine homerische Welt und deren homerische Gestaltung erstanden vor ihrem inneren Auge. Sie fand es aus ihrer Anbetung der Rasse, des Helden heraus: Garibaldi war der wirklich gewesene, geistig von ihr leise schon im Romane „Von den Königen und der Krone“ vorgeahnte Rassenheld, den sie zu einem mythischen Heros ausgestaltete. Die Gewalt des Stoffes war so groß, daß sie nicht bei einem „historischen Roman“ üblicher Art, bei der Schilderung von Garibaldis Leben und Persönlichkeit halt machte, sondern sie schuf in ihrer gleichnisreichen, schwärmenden Sprache mit der ihr zu Gebote stehenden Kraft und Leidenschaft das Epos von dem Freiheitskampfe Italiens, in dem schließlich — wie in der Ilias — jeder handelnde Mensch einem Helden gleich erscheint. Bild an Bild, Szene an Szene, Sang an Sang wird im Anschluß an die historischen Ereignisse aufgereiht und das Ganze ergibt, parallel den homerischen Gesängen und ihrer inneren Einheit, mit vollster Sachlichkeit, selbst aber in den politischen Auseinandersetzungen an dichterischem Schwunge überquellend, eine neue Gegenwart aus der dahingeschwundenen Vergangenheit. Anschauung und Idealität, Poesie und Wahrheit vereinen alle Erlebnismöglichkeiten, wie sie der Zeitgenosse nie so rein und groß erfahren hat. Es lebt ewige Bewältigung des Stoffes durch die Kunst in diesem Werke (beide Bände im Inselverlag, 1907 und 1908).

Die weitere Entwicklung strebte auf die künstlerisch wie wissenschaftlich gleich vollgültige Geschichtsschreibung hin; mit den dichterischen Mitteln der Anschauung und Beseelung wollte sie historische Vorgänge in die letztmögliche Nähe des Aufnehmenden zum Ziele unmittelbaren Nacherlebens winken. Schon in dem auf die noch hymnisch durchgeführten Garibaldigeschichten folgenden Werke, dem „Leben des Grafen Frederigo Confalonieri“ (Inselverlag 1910), entfernte sie sich von dem lyrischen Grundton zugunsten eines rein epischen Stils, der in ruhiger Gestaltung und Durchbildung den streng erzählten Bericht

Digitized by Google

von vergangenen Ereignissen und Charakteren hinstellt. Während in den Garibaldibänden noch die subjektive Anbetung des Helden durch die Künstlerin flammend durchscheint, wird jetzt das Ichempfinden restlos zurückgedrängt: die Persönlichkeit der Schaffenden tritt ganz hinter das Werk und seinen Gehalt zurück, so daß das Leben weit zurückliegender Epochen in prachtvoller Bildlichkeit und Gegenwärtigkeit für immer festgebannt wird.

Nach der an sich schon künstlerisch reifen Tat der Garibaldiromane und des Confalonieribuches, nach dieser unvergleichlichen Vorbereitung konnte die Dichterin an die geplante große Aufgabe, die dichterische Gestaltung des dreißigjährigen Krieges gehen, die nun, da sie in drei Bänden des „großen Krieges in Deutschland" (Inselverlag 1912 und 1914) mit der Darstellung von hundert Jahren deutscher Geschichte vorliegt, wie eine Krönung des bisherigen Gesamtwerkes wirkt. Nur Beispiele aus den in mächtig durch die Gesinnung und den Geist zusammengehaltenen zahllosen Episoden, die sich im großen und ganzen dem zeitlichen Ablauf der Ereignisse anschließen und nur hin und wieder durch reine Erfindungen zu stärkerer Anschauung gebracht werden, könnten andeuten, welch unheimliche Darstellungsgewalt hier bei größten Widerständen und Stoffschwierigkeiten zur Vollkommenheit des Formens und Beseelens entwickelt worden ist und welche Größe diesem Epos innewohnt. Doch alle diese Beispiele würden versagen, einen Begriff von der inneren Einheit und künstlerischen Synthese des Werkes zu geben; sie sind nur zu erleben und zu erfahren.

Mit den drei Bänden des „großen Krieges in Deutschland", die weder mit Grimmelshausens Simplizissimus noch mit Moscheroschs Szenen zu vergleichen sind und schon vom Leser eine riesige geistige, aber stets belohnte Energie erfordern, hat Ricarda Huch eine Kunst der Epik geschaffen, die innerhalb unserer Literatur durchaus neuartig ist und von der ausgehend unsere Dichtkunst neue Wege wandern wird. Als eine schöpferische Natur großen Stils steht die Braunschweigerin heute vor uns. Selbst wenn ihre Entwicklung fortan nicht mehr über den „großen Krieg" hinausführt, so wird ihr Genie auch bei anhaltender Vertiefung und Erweiterung noch Dichtungen gebären, deren künstlerische Harmonie und menschliche Größe überwältigt.

Digitized by Google

Vor Tag.

Von Sophie v. Harbou.

Zum Sonnenaufgang führt kein andrer Weg als durch die Nacht. Und je tiefer im Tale man wohnt, um so länger währt die nächtliche Wanderung. Da darf man nicht feige sein, noch träge. Feste Tritte gilt es tun, einen frohen Mut haben und zielsichere Sinne, eine ruhige Klarheit des Wollens, eine stille, starke Zuversicht des Könnens, — und zu alledem die untrügliche Hoffnung, daß uns jenseits der Nacht die Sonne grüßen wird!

1848 war's, in dem Jahr der großen Gewitterstürme, daß ein Mann, den sein Volk gesteinigt hat, eine Geschichte erzählte von einer Jungfrau, namens Thygater, die mit ihren Brüdern die Kühe ihres Vaters melkte, und die sie besser melkte als jene, weil sie keine Eile hatte wie jene. Denn jeder der Brüder hatte sein eigen Begehr und behauptete, ein Recht darauf zu haben, und nahm sich dies Recht. Der eine ging jagen, der andre fischen, der dritte die Welt besehen, der vierte baute sich ein eigen Haus mit Thygaters darin, die für ihn melkten. „Wie wird's werden," sagte der Vater bedenklich, „wenn auch Thygater Lust kriegt zu dem allen und mich allein läßt?" „Ei Vater, lehre sie nichts!" rieten die klugen Brüder. „Wenn sie aber aus sich selbst lernen sollte, was ich euch gelehrt habe?" wandte der besorgte Vater ein. „Sage ihr," meinten die Brüder, „daß Wissen, Begreifen und Begehren Sünde ist für ein Mädchen!" Da ließ sie der Vater ziehen, zum Fischfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freite, überallhin, — doch er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehren Thygater, die in Einfältigkeit weiter melkte bis an das Ende.

„Und das ist also geblieben," schließt der Dichter, „bis auf den heutigen Tag!"

Durch diese Nacht ist unser aller Weg gegangen. „Lehre sie nichts" und „das ist Sünde für ein Mädchen" hießen die beiden gespenstischen Phantome, die diejenigen schreckten, die den Schlaf von sich schüttelten und ihre Augen gewöhnten, die Finsternis zu durchdringen.

Ja! Vor Olims Zeiten! Heute aber . . . .! Gewiß, so tief ist die Nacht nicht mehr wie damals, da Multatuli seine „Neun Geschichten von der Autorität" und Stuart Mill sein Buch von der „Hörigkeit der Frau" schrieb, zwei „Wächter der Zinne", die

gegen Morgen lag. Die Wächter werden zahlreicher, die Stimmen des Morgens vernehmlicher. Aber die Nacht ist noch nicht vorüber.

Sechs Jahre ist es her, da tagte in Frankfurt a. M. eine Versammlung von Berufsvormündern und Philantropen, denen allerhand Anstalten gezeigt wurden, die für die Fürsorgezöglinge der Frankfurter Kommune in Betracht kamen. Ein Fürsorgeheim für schwer erziehbare Kinder, das mehrere Hundert Knaben und Mädchen vereinte, gehörte dazu. Im Anschluß an den Besuch hielt uns der Anstaltsleiter ein Referat über Leben, Art, Beschäftigung, Zukunftsaussichten seiner Schutzbefohlenen, das er mit den Worten schloß: „Ich darf mit der erfreulichen Versicherung enden, daß wenigstens 80% der Knaben der bürgerlichen Gesellschaft als nützliche Glieder zurückgewonnen werden! Verbeugung! Schluß! Ich meldete mich zum Wort. Drei Worte nur habe ich gesagt: „Und die Mädchen?" Es entstand eine kurze Pause, dann sagte der Leiter — und ich höre die Worte noch — „Die Mädchen? Ja, allerdings, die fallen zum größten Teil der Prostitution anheim!"

Folgenden Tags besuchten wir eine zweite Fürsorgeanstalt. Diesmal referierte der Anstaltsgeistliche in einem einstündigen Vortrag. Er sprach, nachdem er uns einen Tageslauf der Anstaltszöglinge geschildert hatte, eingehend über die mancherlei Werkstätten, die man für die Jungen eingerichtet habe, um sie zu tüchtigen Tischlern, Bäckern, Schuhmachern usw. heranzubilden, und auch er schloß mit der „erfreulichen Mitteilung", daß alljährlich eine große Schar tüchtiger Lehrlinge aus der Anstalt in ein tätiges, nützliches Leben zurückkehre.

In die Stille, die dem Referat folgte, warf ich abermals meine drei Worte: „Und die Mädchen?" „Die Mädchen," sagte der Geistliche, offenbar unangenehm berührt durch die unerwartete Frage, „die gehen allerdings, Gott sei's geklagt, zu mindestens 80 Prozent verloren."

Sechs Jahre ist das her. Ist die Nacht schon vorüber?!

In jenen beiden Minuten ging ein Frösteln des schauernden Morgens durch die Seelen aller Anwesenden. Denn das sagte sich wohl jeder: Hätten mütterliche Augen diese Anstalten überwacht, hätten Frauen über ihre Anlage, ihre Einrichtung, ihre Verwaltung mit beraten und beschlossen, die Schmach und Scham einer solchen Antwort wäre unmöglich gewesen!

Und wenn der Jugendpflege-Erlaß des preußischen Kultusministers seinerzeit mit den Worten schloß:

Digitized by Google

„Bezüglich der Verwendung (der staatlichen Beihilfen) ist zu bemerken, daß der erwähnte Betrag nur für die Förderung der Pflege der schulentlassenen männlichen Jugend bestimmt ist, — für die schulentlassene weibliche Jugend dürfen Mittel daraus nicht verwendet werden,"

so gegeben am 18. Januar 1911, — „Hüter, ist die Nacht schon hin?"

Auch jener Erlaß dürfte manchem die Augen darüber geöffnet haben, daß es des Mitberatens und Mitbeschließens wachsamer Frauenherzen bedürfe, damit unser Volk nicht verkümmere, weil man der Mütter und derer, die es werden könnten, zu wenig acht hat.

Wir gehen durch nächtliches Dunkel der Sonne entgegen, und die Sonne heißt Gerechtigkeit. Wer die Gerechtigkeit lieb hat, muß erkennen, daß das große Heim des Staates so wenig, wie die Einzelfamilie, der Frau, der Mutter entraten kann, wenn es wirklich ein Vaterland sein will für alle seine Kinder.

Aus der Antisklaverei-Bewegung in den Vereinigten Staaten ist die Bewegung für das Frauenstimmrecht hervorgewachsen. „Die Frauen setzten sich für diese Bewegung ein," sagt Emerson in einem Vortrag aus dem Jahre 1855, „und sie wurde ihr großer Lehrmeister. Ein gewaltiger Lehrmeister! Ein Rechtsgelehrter, ein Dichter, ein Gottgesandter! Weder Oxford noch Göttingen, noch irgendeine Universität hat so sehr Schule gemacht wie er. Dem Arbeiter nahm er den Pflug aus der Hand und machte ihn klug, beredt und weise. Seinem durchdringenden Blick entging nichts. Kein Recht, das er nicht bis auf den Kern prüfte, kein Unrecht, das er nicht ans Licht zog. Einer seiner Erfolge aber war der, daß er der Frau das Bewußtsein einer bürgerlichen Verantwortlichkeit und ein gesteigertes Selbstgefühl verlieh."

Es kann nicht anders sein. Ein großes nationales Unrecht wird die Frau nie sehen können, ohne daß ihr daraus ein Gefühl der Verantwortung erwachse. Es ist kein Zufall, daß die Alten die Wage der Gerechtigkeit in die Hand einer Frau legten. Auch die Scheueste und Zaghafteste wagt Widerspruch, wagt einen Eingriff, wo sie der Gerechtigkeit Gewalt angetan sieht. Sie steht immer auf seiten der Unterdrückten. Vielleicht aus instinktivem Mitgefühl: sie weiß, wie's tut! Wieviele Striemen armer Sklaven mag die amerikanische Frau geliebkost, wieviele Tränen getrocknet, wieviele Wunden verbunden haben, ehe jene große Bewegung, auf deren Seite sie sich stellte, mit einem menschenunwürdigen Zustand aufräumte, ehe sie den Mut und

Digitized by Google

den Stolz fand, an die eigne Brust zu schlagen und zu fragen: Wie konntest du solch ein Unrecht geschehen lassen?! Und aus ihrer Selbstanklage wuchs ihr die Erkenntnis: Weil du selbst und dein ganzes Geschlecht Sklavenketten trägst und getragen hast von jeher! Daß ihr Unrecht geschah, das erkannte die Frau daran, daß sie sich selbst des Unrechts zu zeihen hatte!

Es war nicht anders möglich, als daß der Frau aus ihrem Sicheinsetzen für die Sache der Unterdrückten die Notwendigkeit klar wurde, das Stimmrecht für sich zu erlangen. Hätte ihre Stimme schon damals Gewicht gehabt, viel Unrecht, viel Blutvergießen wäre vermieden worden und die Sklavenfrage dürfte gelöst worden sein ohne Schwertstreich.

So konnten die Frauen nur indirekt wirken, vereinzelt, von Fall zu Fall, durch ihren Einfluß auf Gatten, Väter, Brüder. Von Fall zu Fall, wie sie von alters her Not zu lindern, Unrecht wieder gut zu machen, Ungerechtigkeiten auszugleichen versucht haben. Woraus anders ist die Wohltätigkeit, die barmherzige Liebe entsprungen, als aus der Frauen Verlangen, den Unterdrückten, den Benachteiligten, den Übersehenen zu helfen? Und wenn die Frauen durchzusetzen suchen, daß die Wohltätigkeit der Wohlfahrtspflege Raum macht, was anders veranlaßt sie dazu, als das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit allen sozialen Notlagen und Mißständen gegenüber. Und je solidarischer dieses ihr Verantwortlichkeitsgefühl wird, um so vollzähliger werden die Frauen selbst für das Frauenstimmrecht eintreten, es als die Wurzel all ihrer Bestrebungen erkennen, ohne die sie absterben, verdorren, verkümmern müssen.

Hätte die Antisklaverei-Bewegung nicht den ersten Anstoß zur Forderung des Frauenstimmrechts gegeben, diese Forderung hätte die unausbleibliche Folge jenes Frühlingssturmes sein müssen, der unseren europäischen Kulturländern eine Volksvertretung schaffte. So gewiß, wie der Wille eines einzelnen, des Besten selbst, nicht allem gerecht werden kann, wie daher ein ungerechtes Herrschertum Ungerechtigkeit über Ungerechtigkeit zeitigen muß, so unbedingt, wie jede Volksklasse ihrer Vertreter bedurfte, um ihre Interessen gewahrt zu sehen, so gewiß und so unbedingt bedürfen die Frauen der Vertretung durch ihr eigenes Geschlecht, damit der Gerechtigkeit Genüge geschehe.

Ach, wie unzählige Male hätten wir Gelegenheit, die Frage einzuwerfen: „Und die Mädchen?“ „Und die Frauen?“ Es dürfte keine vereinzelte Erfahrung sein, wenn mir bei einer der Vorver-

Digitized by Google

sammlungen zur letzten Reichstagswahl der liberale Kandidat auf meine Frage, warum er bei seinem Schlußwort auf sämtliche Diskussionsredner eingegangen sei, nur nicht auf die Frau, die den speziellen Forderungen ihres Geschlechts in würdiger und eingehender Weise Worte geliehen hatte, die Antwort wurde: „Ach, entschuldigen Sie, das habe ich ganz vergessen!“

Kann es ein besseres Argument für die Sache des Frauenstimmrechts geben? Wir bedürfen seiner, damit die eine Hälfte der Menschheit von der andern nicht vergessen werde!

Vor einem Jahrzehnt noch wußte man nur von fernen, halb sagenhaften Ländern, in denen das Frauenstimmrecht mehr als Sehnsucht, in denen es Erfüllung geworden: von Neu-Seeland sprach man wie von einem Wunderlande.

„Das Frauenstimmrecht,“ schreibt nach vierzehnjähriger Erfahrung der dortige Premierminister Sir Joseph Ward, „besteht in Neu-Seeland, seit es in den Gemütern denkender Männer dämmerte, welchen ungeheuren Vorrat geistiger und moralischer Kräfte sie täglich nutzlos verkümmern ließen.“

Die kontinentalen Staaten Australiens, die ersten vier Staaten der nordamerikanischen Union hatten uns noch einen fremden Klang. Kalifornien aber und Washington, Michigan und Illinois, das sind uns vertraute Namen, das ist Kulturwelt wie die unsere. Und schon ist in Europa das Frauenstimmrecht keine Utopie mehr. Die finnischen Frauen, die Schulter an Schulter mit den Männern im Kampf gegen den Erbfeind ihrer ganzen heimatlichen Kulturwelt standen, erhielten es mit der Selbstverständlichkeit bewährter alter Kameradschaftlichkeit. In Norwegen, wo ihm in Björnson ein begeisterter Anwalt erstand, zog es Hand in Hand mit anderen Staatsumwälzungen still und ohne Hader, wie diese selbst, ein. In Schweden, in Dänemark bahnt das kommunale Wahlrecht der Frau den Weg zum politischen.

Deutschland wird nicht dauernd zurückbleiben können, selbst wenn es nicht den Ehrgeiz hat, hierin an der Spitze der Kultur zu marschieren. Dennoch steigt auch bei uns der Tag herauf, wo es „in den Gemütern denkender Männer dämmern wird, welchen ungeheuren Vorrat geistiger und moralischer Kräfte sie täglich nutzlos verkümmern lassen“. Die Gemeinden fangen allerorts — nicht zur in Baden, das seit Jahrzehnten so tapfer und fröhlich in allen Fragen ethischer Kultur voranmarschiert — an zu erkennen, daß sie der Mitarbeit der Frau nicht mehr entraten können; sie geben es nur noch nicht überall zu.

Digitized by Google

Man trennt sich — zumal in Preußen — nicht rasch und kampflos vom Althergebrachten. Trotzdem wird es auch bei uns einmal heißen:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Nur daß es nicht erst zu Einstürzen und Ruinen zu kommen braucht! Wir wollen ja im Gegenteil mit tragen, mit bauen, mit stützen. Tragen, stützen, halten — das war ja von jeher Frauenrecht und Frauenart. Und wir wollen und werden als ganze Frauen kommen. Muß man das wirklich noch versichern? Daß wir keine Karrikaturen, keine Halbheiten, keine Mannweiber sind, weil wir auf unsern vollen Platz Anspruch erheben, nicht an der Tafel des Lebens, wahrlich, nein! An der Lebenstafel wird die Frau immer zuerst nach denen ausschauen, die mehr Hunger haben als sie. Auch unser Recht auf dem Arbeitsmarkt ist es nicht in erster Linie, was wir begehren, — uns verlangt vor allem nach unserem Teil der Verantwortlichkeit im Haushalt der Gemeinde, des Staates, des Reiches. Unser Teil Sorgen wollen wir, unser Teil ehrlich begeisterter Pflichterfüllung! Wir schämen uns ja, als Frauen, als Deutsche, als Christen, als Menschen, wenn wir so etwas hören: in einer staatlichen Erziehungsanstalt gehen 80% ihrem Schutze befohlener junger Kinder verloren! Wie eine fürchterliche persönliche Anklage, wie ein Alp legt sich das auf unsere Seele, auf unser Gewissen: „Mütter, Frauen, wo waret ihr?! Wie konntet ihr das dulden?!" Wer je die Wucht eines solchen Elends empfunden hat, eines Elends, das entstand, weil es Dinge gibt, an denen der Mann versagt, versagen muß, und weil man derer nicht acht gehabt, von denen es in der wundervollen alten Schöpfungsmythe heißt: „Ich will ihm eine Gehilfin machen!" der muß ein Freund des Frauenstimmrechts werden. Wer es noch nicht ist, unter Männern wie Frauen, — ich glaube, der dürfte es nur darum nicht sein, weil er in manche Tiefe des menschlichen Lebens noch nicht hineingeschaut hat!

Es ist nicht wunderbar, daß sich grade unter den Geistlichen die Zahl derer mehrt, die Freunde unserer Sache werden. Ihnen tritt die Not des Lebens, ihnen treten die Ungerechtigkeiten, die Unzulänglichkeiten, die Härten des Lebens näher als den meisten Männern. Daß die Geistlichen mehr und mehr, und zwar bis in das völlig orthodoxe Lager, fürs kirchliche Wahlrecht der Frau eintreten, ist eine Sache für sich. Aber während einzelne Prediger den Unterschied zwischen kirchlichem und bürgerlichem Wahlrecht scharf unter-

Digitized by Google

streichen, so scharf, als ob sie fürchteten, die Kirche zu diskreditieren durch Frauen, die auch an den Sorgen, Pflichten und Rechten von Kommune und Staat ihre Hälfte begehren, begrüßen andere in ruhiger Zuversicht mit uns die Aussicht, daß uns aus dem kirchlichen Wahlrecht das kommunale erwachse und dieses mit der Zeit unfehlbar das staatliche nach sich ziehen müsse.

Als Stand wird der geistliche unbedingt der erste sein, der sich für das Frauenstimmrecht einsetzen wird, und zwar einfach aus dem Grunde, weil seine Ideale, die Ideale der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Reinheit dem entsprechen, was unsere, der Frauen, ewige Ideale sind, die Ziele, für die unser Geschlecht sich immer einsetzen wird, so gewiß Frauen immer Hüterinnen des heimischen Herdes, der heiligen Flamme gewesen sind und sein werden.

Bei einer der letzten Tagungen des Deutschen Frauenstimmrechtsverbandes hat eine unserer führenden Frauen ein schönes Wort geprägt: sie wollte durch die Frauen in das Getriebe des politischen Lebens unserer Tage „die Politik der reinen Hand“ getragen wissen.

Ralph Waldo Emerson, wohl der Reinsten einer, die je über diese Erde geschritten, sagt: „Was mich anbetrifft, so kann ich nur sagen, meine Forderungen würden, wenn die Frauen das Stimmrecht hätten, sämtlich eher zur Durchführung gelangen.“

Wer immer den höchsten Idealen die weitesten Bahnen zu öffnen bereit ist, der muß zu einem Freund des Frauenstimmrechts werden. Und wer das Höchste und Edelste will, der ist mit den Frauen im Bunde. Denn das Beste in der Frau will immer aufwärts. Und der Glaube an ein Aufwärtsleben liegt unausrottbar in jeder guten Frau.

Die Politik der reinen Hand.

Björnson braucht ein anderes schönes Bild, wenn er der Mitarbeit der Frau im politischen Leben das Wort redet. „Wir bedürfen ihrer,“ sagt er, in „Paul Lange und Thora Parsberg“, „damit sie uns Heilmittel herbeitrage. Denn Heilmittel sind nicht in plumpen Eisenkesseln, sondern in zarten Phiolen. Und wer sie bringen will, muß der selbstischen Schwere bar sein.“

Der selbstischen Schwere bar.

Zu Heilmitteln gehören zarte Phiolen.

Zu Heilmitteln gehört eine reine Hand.

So sind Freunde des Frauenstimmrechts Männer vom Schlage eines Björnson, eines Emerson — solche, die eine neue Ethik wollen, eine Ethik, in der gleiche Selbstzucht gelte für beide Geschlechter.

Digitized by Google

Und Freunde des Frauenstimmrechts sind solche, die den Feind unseres physischen und psychischen Volkswohls, den Vergifter unserer Jugend, den Alkohol, zu beschränken und auszurotten bestrebt sind.

Wägen, nicht zählen wollen wir die Freunde unserer Sache und aus solchem Wägen eine stille, starke Zuversicht schöpfen. Denn wer immer daran festhält, daß wir aufwärts leben, wer eine Evolutionslehre der Geisteswelt, der Seelen gelten läßt, der weiß, daß die Zukunft in den Händen einer Menschheit ruht, die Männerkraft und Frauenkraft gemeinsam wertet, jede ihrer Art und ihrem Wesen nach.

Und doch, auch mit dem Zählen unserer Freunde sieht's in den letzten Jahren um vieles besser aus, und man spürt den Hauch eines nicht mehr allzu fernen Morgens. Unter den politischen Parteien der bürgerlichen Kreise bekennt sich geschlossen zwar bisher nur das kleine Häuflein der demokratischen Vereinigung zu uns. Dennoch mehren sich in allen Parteien, bis hin zur äußersten Rechten, diejenigen, welche dem Anspruch der Frauen auf volle bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichberechtigung Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Edle Früchte reifen langsam. Wir haben warten gelernt, und es soll nicht zu unserem Schaden gewesen sein. Man hat uns so häufig den Vorwurf übermäßigen Temperaments und übermäßiger Temperamentäußerung gemacht, hat unsere starke Impulsivität, unsere heftige Energie getadelt. Soweit dieser Vorwurf gerecht war, dürfte die lange Wartezeit manches in uns abgeklärt haben. Haben wir doch unser Pionierhäuflein — und wenn wir, wie wir es in diesem Falle tun dürfen, die ganze organisierte Frauenwelt dazu rechnen dürfen, so ist schon ein staatlicher Haufe draus geworden! — inzwischen parlamentarisch und zum Teil auch politisch tüchtig zu schulen begonnen. Andrerseits freilich ist es gerade dieser Jungborn eines durch keine Widrigkeiten zu brechenden Temperaments, einer durch keine Schulweisheit zu unterdrückenden Impulsivität und Ursprünglichkeit, die in die Politik der Männer von heute ein wundervoll Neues, Starkes, Junges tragen wird. Die schon heute Freunde des Frauenstimmrechts sind, wissen das. Die es noch werden, sollen's erfahren! Dennoch geben wir gern zu, es schadet diesem sprudelnden Temperament so wenig, wie dem gärenden Most, daß es eine Weile hat lagern müssen. Um so edlerer Wein wird daraus werden.

Sollen wir noch eine Spanne Wegs länger durch die Nacht wandern, was tut's? Schon hören wir überall Lerchenrufe, schon

Digitized by Google

rötet sich der Horizont. Der Gipfel ist nicht fern, und die Stunde des Sonnenaufgangs naht!

Wir stehen ja nicht müßig am Markte. Rüstig und zielbewußt wandern wir durch die Morgennebel. Wir werben nicht unnütz um die Freundschaft der Männer, — sie wird uns von selbst kommen, wenn die Zeit erfüllet ist. In unsern eignen Reihen werben wir, daß unsere Schar groß und stark und einig sei, bis wir zum Gipfel gelangen.

Arbeit genug!

Rechts neben uns wachsen immer noch die Nachtgespenster der Gleichgültigkeit und der Ängstlichkeit aus der Erde, links die des planmäßig gesäeten Mißtrauens gegen die Frauen der bürgerlichen Kreise. Dennoch rechnen wir die ganze Schar der arbeitenden Frauen zu unsern Freunden, sowohl die, die auf einer anderen, breiteren Heerstraße dem Sonnenaufgang zustreben, als auch die, die den Gipfel auf Umwegen erklimmen und sanfter ansteigende Mattenwege bevorzugen.

„Wenn wir wissen, daß Millionen dasselbe wollen, werden die Herzen besser," sagt Gorki. In die Herzen der Millionen unserer Geschlechtsgenossinnen gilt es das Gefühl der nationalen Verantwortlichkeit säen, der mütterlichen Verantwortlichkeit, der menschlichen Verantwortlichkeit.

Die große Not des Lebens wird uns zum Siege helfen. Die Reinen und Aufwärtswollenden werden uns zum Siege helfen. Die großen Scharen der arbeitenden Frauen, unserer Schwestern, werden uns zum Siege helfen. Das kleine Häuflein der Pioniere wird voranschreiten, die Millionen der gesamten Frauenwelt werden folgen. Und dann werden uns die Männer willkommen heißen, willkommen, als Kameraden!

Denn dann werden sie es wissen: es handelt sich um eine Verdopplung der dem Dienst des Vaterlandes, dem Dienst der Menschheit zu Gebote stehenden geistigen Kräfte.

Das Morgenrot wird heller. Die Lerchenrufe mehren sich. Was tut es, daß es kalt durch den Morgen schauert?!

„Von ferne Sonnenglockenklang!
Die Sonne, Sonne kommt, — die Nacht war lang!"

Digitized by Google

Die Hansestädte und die Niederlande
in der modernen Weltwirtschaft.
I.

Von Dr. Friedrich Rauers in Bremen.

(Fortsetzung der Artikel über die Hansestädte und die Niederlande in der hansischen und der nachhansischen Zeit in Heft 7 und 8.)

Als die Bremer Bürger im Jahre 1810 zornmütig zusehen mußten, wie die Franzosen ihnen sechzig Wagenladungen konfiszierte englische Ware in wenigen Tagen auf der Bürgerweide vor der Stadt verbrannten, da ging in wilden Krämpfen die Welt der alten Zeit zu Ende und fing die neue an, die ganz anders und doch ähnlich wurde, wie der große Baumeister, der die alte Welt eingerissen hatte, sie haben wollte: europäische Wirtschaft, Weltwirtschaft. Es ist fast wie ein Symbolum; in Hamburg gelang es, die ungleich größere Menge beschlagnahmter englischer Waren durch Geldzahlungen, eine Abgabe, zu retten. Hamburg ist nach der Franzosenzeit noch lange Jahrzehnte der Agent Englands auf dem Kontinent geblieben, in Bremen war der Bruch mit der Vergangenheit viel radikaler. Holland und Frankreich, mit denen Bremen einen doppelt so starken Verkehr wie mit England gehabt hatte, wurden durch den englischen Sieg zur See und die schließliche Sprengung des napoleonischen Systems überhaupt, erst ganz zu Boden und dann in eine sekundäre Rolle hinabgedrückt. Für Bremen bedeuteten die geringen Anknüpfungen direkten transatlantischen Handels in den freigewordenen Vereinigten Staaten von Nordamerika, die kurz vor der französischen Zeit zustande gekommen waren, ungleich mehr als für Hamburg. Hamburg brauchte den Siegeszug Englands, mit dem es traditionell seit den merchant adventurers im engeren Verhältnis stand, nur mitzumachen, und machte ihn selbstverständlich mit. Zugleich war aber auch Holland keine Übermacht mehr, es mußte selbst wieder aufbauen und bei sich zu Hause im engeren Hinterland anfangen; das sekundäre Hinterland seines Kolonialhandels, die Weser, wurde Konkurrent. Bremen hat die Chancen dieser historischen Konstellation glänzend benutzt. Es ist der modernste Hafenplatz der festländischen Nordseeküste im neunzehnten Jahrhundert geworden. Die Tabula rasa nach Napoleons Zeit war arg in Bremen; die Bremer waren German Yankees, wie sie damals genannt wurden, nicht bloß wegen der Ähnlichkeit ihrer rotweißen Speckflagge mit den stars and stripes, sondern auch weil

Digitized by Google

sie in einem Lande ohne Ruinen, freilich auch ohne ein schützendes Dach über dem Kopfe darin, saßen. Es war eine Zeit für Männer, die Bremen damals durchgemacht hat.

Allerdings, Napoleons gewaltige Kontinentalsperre war nicht etwas viel anderes, als die Zerstörung Antwerpens durch die Spanier zu Beginn der Neuzeit. Das Gewaltigste, die Aufschließung der außereuropäischen Welt einstmals, die Entwicklung der modernen Technik und der modernen Weltwirtschaft heute, kam langsamer und allmählicher nach. Es ist merkwürdig, wie Technik und Wirtschaft sich entgegenreifen, bis auf den Punkt, wo sie neues Leben zeugen. Sie mögen auch manchmal aneinander vorübergehen, es gibt ja Beispiele genug dafür, daß Völker stagnieren und sich dezimieren und Frühlinge der Technik verkümmern müssen. Es gehören noch weitere Faktoren in's Spiel des neunzehnten Jahrhunderts: Die erste moderne deutsche Industrie wurde durch die napoleonische Kontinentalsperre und nachfolgends durch die deutschen Zollbünde erweckt; die älteren merkantilistischen Experimente in einigen deutschen Einzelstaaten waren ein Vorgesicht davon. Deutschland wuchs politisch zu einem modernen Wirtschaftsstaat nach Art der älteren peripherischen Nationalstaaten zusammen, wobei Bremen die Dame im Schach gegen das fehlende Holland werden mußte. Die Entwicklung der Eisenbahnen machte Deutschland wieder zu einem Durchgangslande, den Landverkehr gleichwertiger dem Seeverkehr, wie er es ähnlich im Mittelalter gewesen war. Die aus den Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt resultierende größere Verkehrsmenge bei wachsender Volksdichte und die technische Einholung des Seeverkehrs durch den Landverkehr zerschlug das englische transatlantische Monopol zugunsten der kontinentalen Nordseehäfen Deutschlands.

Statt daß Holland und London die Ostsee versorgten, arbeiteten allmählich die deutschen Nordseehäfen durch Eisenbahn und Binnenschiffahrt im Ostseehinterland, zuletzt auch durch den Nordostseekanal über die alte Seestraße, die jetzt ihr Zubringer wurde. Die deutschen Ostseehäfen haben zuletzt noch einmal eine große Rolle als Ausfuhrhäfen für die im neunzehnten Jahrhundert intensivierte Landwirtschaft des Großgrundbesitzes in ihrem Hinterland gespielt; sie hatte damals in England ihren großen Abnehmer, ehe dieses auf die transatlantische Konkurrenz zurückgreifen konnte und Rußland erschlossen wurde. Dann ist die große Differenzierung zwischen den Nordsee- und den Ostseehäfen gekommen, die heute die Ostseehäfen ganz

Digitized by Google

zurücktreten läßt. Einst, im Mittelalter, waren die Ostseehäfen diejenigen, denen das Glück lächelte, weil die Ostsee ein Binnenmeer war wie das Mittelmeer. Die Länder um das Ostseebecken wie die um das Mittelmeer mußten über ihr Meer Verbindungen schlagen, und wenn sie es taten, konnte ihre Kultur moderner werden als die der Länder im Festland drinnen, denen aller Massentransport versagt blieb. Die Nordsee war mit Ausnahme des Verkehrs nach England mehr eine Grenze des Verkehrs, nur an den Küsten standen die Plätze, die da lagen, untereinander in Verbindung. Erst viel später wurden auch die großen Meere eine Brücke; bis dahin waren ihnen die Landverbindungen unter den Kontinenten überlegen, zumal Massengut erst sehr spät, bei sehr verschiedener und stellenweise außerordentlicher Volksdichte und verschiedener Kulturhöhe, weit transportiert wurde, unter Kontinenten eigentlich erst in unserer Zeit. Bei sehr großer technischer Überlegenheit des Seeverkehrs über den Landverkehr in der Neuzeit sind, da der sich entwickelnde transatlantische Verkehr nicht an die deutschen Nordseeküsten kam, zwar die außerdeutschen sogenannten Seemächte kulturell und wirtschaftlich über das Land der Mitte, Deutschland, emporgekommen, ist aber noch keine eigentliche Differenzierung zwischen den deutschen Nord- und Ostseehäfen eingetreten, wenn die Ostseehäfen auch Vorteile verloren. Nur Holland und England profitierten eigentlich stark davon, daß der Verkehr jetzt lieber rund um Europa als quer durch Europa ging. Aber mit dem Zeitpunkt, wo der transatlantische Verkehr in Hamburg und Bremen genügend weites und aufgeschlossenes Hinterland fand, um eine Verkehrsmenge ständig zu haben, wie er sie brauchte, da trat die letzten Endes ganz ungeheuerliche Differenzierung ein, die die Ostsee zu einer großen Binnenwasserstraße machte. Wie groß die Verschiebung ist, kann man daran sehen, daß Bremen zwar den größten Teil des neunzehnten Jahrhunderts Hamburg in der Reederei überlegen, überhaupt der stärkste Reedereiplatz im Umfang des heutigen Deutschland war, aber doch um die Mitte des Jahrhunderts nur etwa zwölf Prozent, Hamburg etwa neun Prozent der Gesamtreederei gehabt haben mag. Heute ist Bremen zwar Hamburg in der Reederei unterlegen, repräsentiert aber doch ein Drittel der gesamten deutschen Reederei, die zu drei Vierteilen an der Nordseeküste beheimatet ist.

Darin liegt auch der weniger bittere Teil des Schicksals von Lübeck; bitter ist es, daß auch dieses schmale Erbe der alten Königin der Hansa streitig gemacht wird von ihren Nachbarn, weil die un-

Digitized by Google

glückselige Idee des wirtschaftspolitischen Abschlusses der Territorialstaaten wegen des damals mangelnden Nationalstaats auch noch durch den Zollverein bis heute durchgewuchert ist. Es ist ein bischen Ironie des Schicksals, daß nicht Kiel etwas vom Nordostseekanal gehabt hat, sondern Hamburg, und daß, desto weniger eng Kopenhagen mit dem Westen und unseren Nordseehäfen verbunden wird, desto mehr und desto eher Chancen es für eigenen transatlantischen Verkehr bekommt. Fast noch mehr Ironie ist es, daß Dänemark jetzt wegen dieser Fehmarn-Route mit Lübeck an einem Strange zieht, da es doch einstmals ihm weder eine Chaussee noch eine Eisenbahn Hamburg—Lübeck gönnen wollte. Das lokale Nachbarschaftsinteresse Kiels hat die Pferde gewechselt. Lübeck muß seinen Karren selber schieben. Ehe wir wirtschaftspolitische Territorialstaaten hatten, war es leichter, da schoben sie alle selber. Das A und O der Geschichte Lübecks ist die Verbindung mit der Elbe, mit Hamburg oder mit der Gegend von Lüneburg.

Eduard Beurmann schrieb 1836 in seinen Skizzen aus den Hansestädten von dem Weg nach Hamburg: „Das Herz- und Rippen-Zermalmendste in der Welt ist unstreitig der Weg von Hamburg nach Lübeck. Die beiden Schwestern möchten sich gerne die Hand bieten, aber die dänische Regierung, die für Kiel fürchtet, hat einen entsetzlichen Steindamm zwischen beide Städte gelegt, der wie ein kleines künstlich zusammengetragenes Felsenmeer sich dem Auge darbietet und nur von Reisenden, die sich eines festen Körperbaues erfreuen, befahren werden kann. Diese Straße macht sich wie ein neckischer Kobold über die deutsche Einheit lustig, die sich hier in Holstein, Lübeck und Hamburg spaltet und es nicht einmal zu einer fahrbaren Straße bringen kann. Die dänische Regierung läßt sich überdies noch ein Weggeld für die Felsenmasse zahlen, für diesen steinigen Hohn, mit welchem sie Lübeck verlacht."

1846 veröffentlichten die Lübecker eine „Karte der Lübecker Eisenbahnen, beantragt bei und abgeschlagen von der dänischen Regierung".

Das ist die letzte Phase der alten Umschlagsstraße von der Nordsee nach der Ostsee, nur daß jetzt Hamburg der stärkere Teil statt Lübeck geworden war. Es kam erst um die Mitte des Jahrhunderts zu einer Chaussee, erst 1865 zu einer Eisenbahn Lübeck—Hamburg, 1851 zur Eisenbahn Lübeck—Büchen.

Allerdings Hamburg—Bremen—Osnabrück hat seine Eisenbahn viel später, erst 1872/74, erhalten. Bis zum Sturz des Königreichs

Digitized by Google

Hannover mußte aller Verkehr über die Stadt Hannover, der Nachbarschaftsverkehr zwischen Bremen und Hamburg mußte durch Diligencen, Schnellomnibusse und Frachtfuhrwerk aufrechterhalten werden. Das war hannoversche Eisenbahnpolitik, von der noch sehr viel Tragikomisches zu berichten ist, allerdings auch der Erfolg, daß Hannover von einer bescheidenen Beamtenstadt von 18 000 Einwohnern, als Bremen über 40 000 Einwohner zählte, zu der volkreichen Fabrikstadt von heute wurde, was Braunschweig seine Blüte kostete und Minden ganz zurücktreten ließ.

Die Tradition des Stecknitzkanals aus dem vierzehnten Jahrhundert, der in der Richtung Lübeck—Büchen nach Lüneburg zu verläuft und im neunzehnten Jahrhunder antiquierte, hat seit 1900 der Elbe-Travekanal wieder aufgenommen. Der Elbe-Travekanal vermittelt zwischen den nordischen Ländern und dem Innern Deutschlands. Den Umschlag zwischen der Ostsee und der Nordsee mit dem Westen der alten hansischen Straße, den einst der Stecknitzkanal vermittelte, hat ihm der Nordostseekanal abgenommen. Lübecks natürliche Basis ist besser als die Kiels und heute ähnlich der Stettins. Der große transatlantische Hafen Hamburg kann leicht die kleine Ostseefahrt in Konkurrenz mit den Ostseehäfen durch den Nordostseekanal treiben, der Ostseehafen Kiel keine transatlantische Fahrt in Konkurrenz mit Hamburg. Darin liegt seine Handelsrolle beschlossen. Lübeck und Stettin sind Vermittler des baltischen Handels im deutschen Binnenland und in Westdeutschland, namentlich wenn ihnen die Kanalfiguration im Binnenland dabei entgegenkommt. Die Phase Lübecks als Sekundärplatz von Hamburg, die Lübeck zwischen der althansischen und der neuen hanseatischen Zeit durchmachte, ist auch wieder zu Ende gegangen. Stettin als transatlantischer Hafen würde auch Libau als transatlantischen Hafen bedeuten. Am relativen Stand der Ostseehäfen gegen die Nordseehäfen läßt sich die Gunst der Lage für Deutschland ablesen. Solange die deutschen Nordseehäfen die Sammelbecken für den ganzen ost- und nordeuropäischen Verkehr nach den überseeischen Ländern sind, haben sie nahezu die größten Chancen in Europa. Jedes Abbröckeln bedeutet entweder eine geringere Konkurrenzfähigkeit gegen England oder das Erreichen einer transatlantisch voll ausreichenden Verkehrshöhe in direkter Fahrt für Ost- und Nordeuropa.

Das Abflauen der Ostseehäfen war im 19. Jahrhundert lediglich ein Barometer für eine besondere Gunst der Lage für Deutschland.

Digitized by Google

In der Rokokozeit und nachdem die schweren Schläge der Franzosenzeit überwunden waren, war Lübeck recht eine Königin, die abgedankt hat, vornehm bis in die Fingerspitzen, aber konzilianter, leutseliger, als es die Zeit der Herrschaft erlaubt; es hat sie einer damals mit dem Obristen Gustavson, dem letzten Wasa, verglichen. Bestes Patriziertum, alter und in nicht allzu ausgebreiteten Geschäften wiedererworbener Reichtum, etwas exotische und südwesteuropäische Verschwägerung in einzelnen Patrizierfamilien, mehr Zeit zur Kultur als in dem hart arbeitenden, noch streng kalvinistischen und stärker als alle modern kapitalistischen Bremen, andere Kultur als in dem internationalen, breiteren Hamburg. — Das alte in Jahrhunderten erworbene Renommee Lübecks wucherte noch voll im nordischen und östlichen Handel. Es bildet noch heute eine große Kapitalsanlage Lübecks, das ja noch immer als der bekannteste Platz dort mehr gilt, als seine faktische Stellung unter den Parvenüs ist. Die gewaltigen Keller Lübecks waren und blieben die Weinkeller des Nordens, erst in letzter Zeit hat Bremen ihm etwas abgelaufen. Statt einer Königin der Meere russische Dampfschiffahrt, war freilich hart, und dennoch viel. — In dem modernen Wettrennen um die Zahl ist Lübeck dann nicht mehr mitgekommen. Die Amerikanisierung Deutschlands, wie man wohl gesagt hat, und ebenso die Schwächen und die Schätze der neudeutschen Kultur machten Halt vor diesen Toren. Der Gegensatz zwischen draußen und Lübeck wurde hart. Die Märchenwälder, die heute um die Dornröschen wachsen, sind weniger romantisch als einst; man begnügt sich, ihr Leben in die ärgste Prosa statt in Schlaf zu senken. Lübeck kam 1868 sang- und klanglos in den Zollverein. Das Oberappellationsgericht der Hansestädte kam als Oberlandesgericht nach Hamburg. Dann setzt mit dem Elbe-Travekanal gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts die neue heutige Periode ein. Der imposante harte Stolz des alten Geschlechts, das nicht untergehen und verkümmern will, hat zum erstenmal wieder einen Weg erobert, der zu Glück oder Unglück führt, statt im Dämmer. Die Industrialisierung Lübecks setzte ein und jetzt kommt der Kampf um die Fehmarnlinie. Es ist auch eine Ironie des Schicksals, daß sich der Konservatismus in Deutschland so merkwürdig gespalten hat. Weil der Merkantilismus die Idee des Wirtschaftsstaats auf die Territorialstaaten übertrug, die aus der feudalen Fürstenaristokratie mit Ausschluß der großen Städte hervorgingen, ist der Konservatismus in Preußen, soweit er partikularistisch ist, im Interesse seiner

Digitized by Google

Städte in einen Gegensatz zu dem besten Teil aller adligen konservativen Tradition, zu dem opferreichen Kampf, nicht schlechter zu sein als die Vorfahren, getreten.

Der alte Gegensatz der sozusagen sentimentalen Kraft und der naiven ungebrauchten Kraft der neuen untraditionellen flattert in derselben Fahne. Der Gegensatz Feudalaristokratie wider die Städte überhaupt ist es nicht mehr. Nur ein böses Erbe aus dem alten in Deutschland schärferen Gegensatz und der merkantilistischen Verballhornung ist noch da, die Schwierigkeit, Deutschland als ein völlig ungeteiltes einheitliches Wirtschaftsgebilde zu stabilieren und aufzufassen und die Vertretung der deutschen Wirtschaft auswärts durch die interessiertesten Kreise zu führen, wie es in England, das von vornherein nationalistisch aus Feudalaristokratie und Städten zusammenwuchs, selbstverständlich ist.

Damit ist Lübecks Geschichte im neunzehnten Jahrhundert gegeben und es kommen endgültig die eigentlichen Vertreter des Themas die Hansestädte und die Niederlande in der Weltwirtschaft von heute, im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, daran: Hamburg und Bremen und ihre holländische und belgische Konkurrenz.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Technische Utopie und technische Entwicklung.

Von Diplom-Ingenieur Otto Alt-Bremen.

I. Technische Utopie.

Im Jahre 1516 veröffentlichte Sir Thomas More, der spätere Kanzler Heinrichs VIII. von England, seinen Staatsroman: „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia libellus verea ureus" („Goldenes Büchlein über die beste Verfassung des Staates und über die neue Insel Utopia"), der die fabelhafte Insel „Utopia" (Nirgendheim) zum Schauplatz hat. Nicht nur die Verfasser von Staatsromanen, die ähnliche Verbesserungsvorschläge schildern, hat man daher Utopisten und ihre Pläne Utopien genannt, sondern man hat den Geltungsbereich jener Bezeichnungen auf alle Arten von als unausführbar anzusehende Vorschläge und deren Urheber ausgedehnt.

So gibt es schon seit frühester Zeit Utopisten der Technik. Ich beschränke mich darauf, die neueren und neuesten zu nennen: Jules Verne, H. G. Wells, Mantegazza und in unseren Tagen Bernhard Kellermann. Kellermann, dessen feine, temperamentvolle, farbenprächtige und tiefgründige Schilderungsweise ich so sehr in seinem „Yester und Li" und

Digitized by Google

seiner „Ingeborg" schätze, hat in seinem neuesten Roman „Der Tunnel" diesen Zweig der Romantik durch ein interessantes Problem bereichert: den Tunnel zwischen Amerika und Europa.

Was ist vom technischen Standpunkt zu diesem Projekt zu sagen? Ist der Vorschlag, Europa mit Amerika durch einen submarinen Tunnel zu verbinden, eine Utopie?

Gewinnen wir ein Kriterium hierfür!

Jedes Werk der Technik ist während seines Entstehungs- und Verbrauchsprozesses nicht nur von physikalischen und chemischen, d. h. rein technischen Gesetzen, sondern auch von wirtschaftlichen Gesetzen abhängig.*) Entstehungs- und lebensfähig ist es nur dann, wenn alle diese Gesetzmäßigkeiten erfüllt werden und es außerdem dem Menschen einen finanziellen Erfolg bringt.

Beispiel: Ein Elektrizitätswerk kann die vollkommensten Maschinen haben, also die gesamte thermische Energie restlos in elektrische Energie umwandeln, diese Maschinen würden dann dreimal so günstig arbeiten als die gegenwärtig vollkommenste Kraftmaschine: der Dieselmotor. Arbeitet eine solche Maschine bei gleichen Anschaffungs- und Gebäudekosten jedoch mit einem Brennstoff, der mehr als dreimal so teuer ist als das im Dieselmotor verwertete Treiböl, so wird niemand ein elektrisches Kraftwerk mit solchen Maschinen ausrüsten.

Erst neuerdings sind diese Gesichtspunkte bei der außerordentlich scharfen Konkurrenz in den Vordergrund getreten und beherrschen die Technik der Gegenwart. Heutzutage ist eine technische Errungenschaft erst dann verwertbar, nicht — wie früher — wenn sie physikalisch und chemisch, d. h. technisch möglich, sondern wenn sie außerdem auch wirtschaftlich möglich ist. Es kann wohl, solange genaue Kostenaufstellungen undurchführbar sind, vorübergehend eine Erfindung an Boden gewinnen; erweist sie sich aber finanziell als nachteilig, so ist ihr Untergang sicher.

Diese Überlegungen führen zu folgendem Kriterium: Jede technische Neuerung, die nicht gleichzeitig technisch und wirtschaftlich ausführbar ist und einen finanziellen Fortschritt bedeutet, ist eine Utopie.

Gewiß besteht die Möglichkeit, daß Vorschläge, die gegenwärtig technisch und wirtschaftlich aussichtslos sind, später, wenn sich beispielsweise ein Bedürfnis hierfür entwickelt, nicht mehr utopistisch sind, dann sind sie es aber gegenwärtig noch. Erst wenn man von einer bevorstehenden finanziell befriedigenden, technischen Lösung sprechen kann, dann soll der Ausdruck Utopie nicht mehr zutreffend sein.

Betrachtet man von unserem Kriterium aus den Tunnel Kellermanns, so ist gleich hier darauf hinzuweisen, daß trotz der realistischen Züge und kenntnisreichen Schilderung ein derartiges Projekt selbstverständlich unausführbar ist. Es erscheint aber nicht unwichtig, an diesem interessanten Fall in der utopistischen Literatur das aufgestellte

*) Es sind hierbei alle anderen Einflüsse, z. B. psychologischer, physiologischer, biologischer und juristischer Art außer acht gelassen. Eine allgemeinere Betrachtung hätte auch auf sie einzugehen.

Digitized by Google

Kriterium zu prüfen, um so mehr, als der Laie bei den stürmischen Fortschritten der Technik geneigt ist, alles für möglich zu erklären. Der Vorschlag Kellermanns wird dabei nach allen Seiten hin wie ein ernsthafter behandelt.

Mit einem Arbeiterheer von 180000 Mann baut der Amerikaner Mac Allan einen submarinen Tunnel, dessen Anfangspunkt in Amerika 100 km südlich von New York an der Küste liegt, der über die Bermudas, Azoren, Nordspanien bis zur biskayischen Küste in Frankreich führt. Seine Länge beträgt 5000 km, die Bauzeit mit etwa einjähriger Unterbrechung 26 Jahre, die Herstellungskosten werden nicht angegeben.

Die Prüfung der technischen und wirtschaftlichen Ausführbarkeit soll im folgenden auf vier Hauptrichtungen beschränkt werden: die Geologie im Tunnelgebiet (Atlantischen Ozean), die Schwierigkeiten, die Bauweise und die Rentabilität des Tunnels.

Da sich die folgenden Darlegungen vorwiegend auf den größten bisher ausgeführten Tunnel, den Simplon, und den größten ernsthaft projektierten submarinen Tunnel, den Kanaltunnel zwischen Frankreich und England, stützen, so möchte ich in der Tabelle I einen Vergleich dieser beiden mit dem Amerika-Europa-Tunnel ziehen. Zur weiteren Illustration sind auch eine Reihe von Daten über den Panamakanal, dem größten Bauwerk aller Zeiten neben der Sibirischen Bahn, beigefügt.

Tabelle I.
Vergleich der Tunnels.

Tunnel	Länge km	Profil	Ausbruchmenge Millionen cbm	Maximale Tiefe der Tunnelsohle m	Bauzeit Jahre	Arbeiterzahl	Baukosten Millionen Mark
Simplon*)	20	5 × 6 m	1,0	2135	6½	ca. 3000	40
Kanal	50	5,5 m Durchmesser	4,0	50 m unter Meeresboden 100 m unter Meeresspiegel	7—8		300
Atlantic	5000	9 m**) Durchmesser	1200**)	600 m unter Meeresboden 6000 m unter Meeresspiegel	26	180000	100000**)

*) Erster Ausbau: eingleisige Röhre und Parallelstollen.

**) Angaben stammen nicht von Kellermann, sie sind aber auf Grund des Romans bestimmt (siehe unten).


Digitized by Google

Panamakanal.

Bau Amerikas	Länge km	Kanal-profil	Ausbruch-menge Millionen cbm	Tiefe bis Kanalsohle in Kanalmitte m	Bauzeit Jahre	Arbeiter-zahl	Baukosten Millionen Mark
Gesamter Kanal	80	91,2-304 m × 13,7 m	200		10	45 000	2000 gegenwärtige Schätzg.
Culebra-Einschnitt	14,5	91,2-13,7m	100	36,5 im Mittel 80 maximal			

Geologie.

Zunächst die Route. Wir verlassen die amerikanische Küste, deren Bodenbeschaffenheit keine besonderen Eigentümlichkeiten zeigt, und senken uns mit einer Neigung von 4 % unter den Meeresboden des Atlantischen Ozeans. Er ist in Tiefen über 3700 m vorwiegend mit rotem Tiefseeton, einem Schlammprodukt zum Teil mikroskopisch kleinster Teile von organischen Residuen, Quarz, Glimmer, Braunstein und vulkanischer Auswurflinge, bedeckt. Wir müssen unter der größten Tiefe von 5347 m hindurch und erreichen nach ca. 1000 Kilometern, mit einer Steigung von etwa 16 % uns sehr plötzlich aus über 4000 m Meerestiefe erhebend, die Bermudas, eine auf einem erloschenen Vulkan sich aufbauende Inselgruppe von durchlässigem, sandigem Kalkstein. Wir verlassen diese Insel mit etwa gleicher Neigung, müssen später allmählich zu einer Tiefe unter 5285 m hinunterfahren und gelangen nach einer sehr eintönigen Reise langsam ansteigend in das von submarinen Vulkanen wimmelnde Gebiet der Azoren, wo wir nach etwa 3400 Kilometern, von den Bermudas aus südwestlich mit geringer Steigung uns erhebend, auf der Insel Pico wieder das Tageslicht erblicken. Wir befinden uns hier auf Boden vulkanischen Ursprungs, bestehend aus Basalt, trachytischen Laven, Tuffen, Bimsstein und Schlacken mit tätigen Kratern. In dem Gebiet der Azoren sind submarine Ausbrüche sehr häufig.

Es trennen uns nun noch etwa 1600 Kilometer von Kap Finisterre in Nordspanien, das wir, zuerst mit einer Senkung von 4—5 % die Azoren verlassend und unter 5157 m durchfahrend nicht ganz so steil ansteigend, erreichen und damit das Festland gewinnen. Wir verzichten darauf, die Route Kellermanns weiter zu verfolgen, da ein Tunnel vor dem Landweg keinen Vorteil hat.

Eigentlich sind wir mit der Prüfung der Möglichkeit des Tunnels hier bereits am Ende. Es würde wohl kein Mensch das Wagnis unternehmen, einen Tunnel durch ein Gebiet tätiger Vulkane zu bauen, selbst wenn die Möglichkeit bestände, zwischen den Ausbruchstellen hindurchzukommen. Als Tunnelverbindung kommt diese Route nicht in Be-

Digitized by Google

tracht. Sieht man sich nach anderen submarinen Verbindungen um, so fallen uns zwei Stellen in die Augen: die erste an der größten Annäherungsstelle von Südamerika und Afrika zwischen Kap Branco und Kap Verde mit einer Entfernung von 2600 Kilometern, also etwa der Hälfte der obigen Route, die zweite zwischen Neufundland und Irland mit einer Entfernung von ca. 4000 Kilometern und einer größten Meerestiefe von 4862 m. Während die erste Route ebenfalls wegen starker submariner Ausbrüche und wegen des weiten Umweges auf dem Festland als Abkürzung des Weges zwischen Nordamerika und Europa nicht in Betracht kommt, ist bei der zweiten über vulkanische Tätigkeit nichts bekannt; die submarine Tunnellänge ist aber um 600 Kilometer größer, als die des mittleren Abschnitts der Kellermann-Route.

Bleibt man jedoch bei dem Vorschlage Kellermanns und läßt das Berühren vulkanischen Gebiets außer acht, so interessiert uns vor allem die Frage: wie tief soll die Tunnelsohle unter dem Meeresboden liegen? Es ist klar, daß bei der größten zu untertunnelnden Meerestiefe von etwa 5400 m nur eine Ausführung des Tunnels im festen Gestein möglich ist, wie auch Kellermann es schildert. Bei der unbekannten Mächtigkeit des roten Tiefseetons ist es schwer, die aufgeworfene Frage zu beantworten. Wie Knochenreste tertiärer Tiere, die bei Lotungen emporgebracht wurden, beweisen, geht die Bildung des Tiefseetons sehr langsam vor sich. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß der Tiefseeschlamm keine große Mächtigkeit besitzt, sondern bald von festem Gestein abgelöst wird, die Tunnelsohle also sich an der tiefsten Stelle nicht unter 6000 m unter den Meeresspiegel senkt.

Schwierigkeiten.

Beim Bau langer, tiefliegender Tunnels hat man vornehmlich mit drei Schwierigkeiten zu rechnen, die Karl Brandau, einer der Miterbauer des Simplons, eingehend geschildert hat: hohe Gesteinstemperaturen, kalte und heiße Wassereinbrüche, Gesteinsbewegungen und Druckpartien.

Über die Temperatur des Gesteins, die bei 6000 m Tiefe herrscht und die bei Kellermann eine große Rolle spielt, ist man auf Vermutungen angewiesen. Es ist bekannt, daß die Wassertemperatur auf dem Meeresgrund des Atlantischen Ozeans etwa 2° C beträgt, während an der Oberfläche in den hier in Betracht kommenden Breiten im Mittel etwa 20° C herrschen. Ausgehend von dieser Bodentemperatur, wird man dann bei einer normalen geothermischen Tiefenstufe — die 1° C Temperaturerhöhung entsprechende Tiefenzunahme — von 30 m selbst bei 1000 m unter dem Meeresboden erst eine Temperatur von etwas über 30° C erreicht. Übrigens ist die Tiefenstufe in der Nähe des Meeres im allgemeinen (d. h. sobald man sich nicht in allernächster Nähe von wärmespeichernden Laven oder heißen Quellen befindet) wesentlich größer, z. B. bei Dünkirchen 130 m. Daß sich die Temperatur nicht nach dem Abstand vom Mittelpunkt der Erde, sondern, von speziellen Einflüssen abgesehen, im wesentlichen nach der Höhe der Gebirgsüberlagerung richtet, geht aus den Temperaturen beim Simplon hervor. Es wurde dort in der Nähe der höchsten Überhebung

Digitized by Google

über der Tunnelsohle von 2135 m eine maximale Temperatur von 55 ⁰ C festgestellt. Es ist also zweifelhaft, ob — immer abgesehen von der Nähe vulkanischen Gebiets — die Temperatur ein Hindernis bildet. Beim Bau des Simplons hat die unerwartet hohe Gesteinstemperatur von 55 ⁰ C die Arbeiten erschwert; es gelang jedoch, mit Aufbietung der umfassendsten Kühleinrichtungen erträgliche Arbeitsbedingungen zu schaffen. Brandau glaubt, daß selbst bei noch höheren Gesteinstemperaturen Tunnelbauten ausführbar sind.

Kalte, vor allem aber heiße Wassereinbrüche gehören zu den größten Erschwernissen im Tunnelbau. Wenn schon beim Bau des Simplons gewaltige Wassermassen (bis zu 1200 Liter in der Sekunde) sich in den Tunnel ergossen, wie viel eher ist hier, wo der Ozean mit seinen Tiefen von über 5000 m darüber liegt, mit der Wahrscheinlichkeit von Einbrüchen großer Wassermengen zu rechnen. Bei der gewaltigen Länge der einzelnen Tunnelabschnitte bereitet das Herausschaffen des Wassers unvorstellbare Schwierigkeiten, die sich nicht mehr überwinden lassen, wenn die Mengen, denn sie können während des Tunnelbaues nur nach einer Seite entgegen der Vortriebsrichtung herausgeschafft werden, einen bestimmten Betrag überschreiten. Dieser Betrag wird bei der ungeheuren Tunnelwandfläche sehr schnell die Grenze erreichen können.

Über das Auftreten heißen Wassers beim Simplon äußert sich Brandau folgendermaßen: „Die vom heißen Wasser gewärmten Tunnelwände trotzen jedem Abkühlungsversuch, Dampfbildung und Verhinderung der Arbeit, direkt im heißen Wasser, alles das zusammen ist . . . die grausame Überraschung . . . Nach den Einbrüchen des heißen Wassers wollte aber die programmäßige Leistung mittels der für solche Überbeanspruchung nicht geschaffenen Kühleinrichtung kaum noch gelingen. Zeitweise befand man sich vor einer von den Elementen oktroierten Situation; nur knapp wurde man mit den vorhandenen Einrichtungen wieder Herr der Lage."

Es ist vielfach von geologischen Gutachtern behauptet worden, daß Gesteinsbewegungen im Tunnelbau von dem Gebirgsdruck herrühren und daß das Gestein durch die Last der überlagernden Schichten in den Tunnelhohlraum getrieben werde: man bezeichnet dies als „treibendes" Gestein. Im festen Gebirge ist bei genügender Überlagerungshöhe diese Befürchtung unbegründet, wie sich beim Bau des Simplons ergeben hat. Es kommen jedoch Gesteinsbewegungen vor, die nicht vom Gebirgsdruck, sondern von gebrächem Gestein herrühren, d. h. es treten Abbröckelungen, Stauchungen und Faltungen des Gesteins an den Tunnelwänden auf. Es müssen dann zum Schutze der Arbeiter Verkleidungen angebracht werden.

Weit schwieriger als der Vortrieb in gebrächem Gestein ist die Überwindung von Druckpartien, worunter man Gebirgsteile von Geröll, plastischem Gestein, mit Gebirgstrümmern angefüllte Spalten, breiige Erdmassen versteht. Selbst an solchen Stellen braucht der Druck des Gebirges nicht notwendigerweise der Überlagerungshöhe proportional zu sein, eine Erfahrung, die vom Simplon-Tunnelbau stammt. Immerhin war aber dort der Druck so gewaltig, daß die stärksten eichenen Balken

Digitized by Google

zertrümmert wurden und man nur durch Einbau von eisernen Rahmen vorwärts kommen konnte. Der Stollenvertrieb der 42 m langen Druckpartie dauerte 7 Monate. Beim Bau subozeanischer Tunnels können in Tiefen von 6000 m unter dem Meeresspiegel Druckpartien zweifellos unüberwindliche Hindernisse bereiten. Sie sind mit Gebirgstunnels nicht vergleichbar, da auf dem Meeresboden der Wasserdruck lastet, während sich dort über dem Gebirge Luft befindet.

Bauweise.

Für den Bau tiefliegender Tunnels kommt nach Ansicht bedeutender Tunnelbauer nur die Zweistollen-Bauweise in Betracht, und zwar in erster Linie der beim Simplon zum erstenmal angewendete gleichzeitige Vortrieb von zwei Parallelstollen im Abstand von 20 bis 30 m und Ausbau derselben zu zwei eingleisigen Tunnels. Diese Methode liegt auch den Projekten für den Kanaltunnel zugrunde. Bei der Zweistollen-Methode dient Stollen I zur Abführung der verbrauchten Luft, Stollen II zur Zuführung von kühler Luft, Kühlwasser, zur Verlegung aller Leitungen für motorische Zwecke, sowie zur Ableitung der einbrechenden und abzuleitenden Wassermengen. Stollenvortrieb und Vollausbruch wären durch erhöhte Maschinenkraft zu beschleunigen, vor allem durch Anwendung von Bohrmaschinen mit höheren Bohrleistungen und Schutterung — Fortschaffen der ausgesprengten Felsmassen — mittels maschineller Einrichtungen, wie sie beim Simplon versuchsweise im Betrieb waren. Beide Tunnels erhalten eine Ausmauerung, um das Gebirge vor Verwitterung zu schützen und das Eindringen von Wasser zu verhindern. Im allgemeinen ist das Profil eingleisiger Tunnels im Gebirge etwa 5 m mal 6 m, das Profil des Kanal-Tunnels 5,5 m im Durchmesser. Bei dem Atlantic-Tunnel Kellermanns sind bei der doppelten Breite der Pullmancars 9 m im Durchmesser für jedes Gleis erforderlich.

Der Tunnel wird in jedem der drei Abschnitte: Amerika-Bermudas, Bermudas-Azoren und Azoren-Kap Finisterre von beiden Seiten in Angriff genommen. Bei 25jähriger Dauer des Baues müssen von jeder Seite im ersten Abschnitt täglich 55 m, im zweiten täglich 185 m, im dritten täglich 90 m vorgetrieben werden. Die höchste bisher im Tunnelbau erreichte Tagesleistung ist 14,7 m in 24 Stunden und wurde im Mai 1913 beim Hauenstein-Basistunnel in der Schweiz erreicht. Das Projekt des Kanal-Tunnels legt einen täglichen Stollenvortrieb von 15 m zugrunde was bei der dort vorhandenen grauen Kreideschicht heute wohl möglich sein dürfte. Beim Atlantic-Tunnel muß also eine Steigerung bis auf das Zwölffache eintreten, um die von Kellermann angegebene Fertigstellungszeit zu gewährleisten, ein Vortrieb von vorläufig unerreichbarer Schnelligkeit.

Rentabilität.

Für die Bestimmung der Kosten scheidet der Simplon als Unterlage vollständig aus. Legt man hier den Kanaltunnel, dessen Kosten auf 300 Millionen Mark geschätzt werden, zugrunde, rechnet man die

Digitized by Google

hundertfache Länge und die dreifache Ausbruchmenge für den laufenden Meter, so ergibt sich eine Summe von etwa 100 Milliarden Mark. Diese oberflächlich geschätzte Zahl kann aber beim Eintreten von Erschwernissen, wie sie zum Beispiel beim Simplontunnel und beim Panamakanal aufgetreten sind, auf das Doppelte und mehr anwachsen.

Die Einnahmen können in folgender Weise geschätzt werden: Kellermann erwähnt, daß in der ersten Zeit täglich 40 000 Personen den Tunnel befahren, d. h. im Jahre 14,6 Millionen Menschen. Vergleicht man damit die Zahl der Passagiere, die im Jahre 1913 in New York landeten und die wegen der Auswanderer bei weitem den größten Teil des Personenverkehrs zwischen Nord-Amerika und Europa in beiden Richtungen ausmachen, so sind dies nur ca. 1,3 Millionen, also etwa der zehnte Teil. Auf dieser Basis würde eine Rentabilität des Tunnels völlig unmöglich sein. Aber selbst für die oben angegebene Zahl würde man bei einem Fahrpreis von 500 Mark pro Person, wie er für die erste Klasse auf Schnelldampfern gezahlt wird, von Luxuszimmern hier wie dort abgesehen, auf eine jährliche Einnahme von 7 Milliarden Mark kommen. Diese Summe würde sich durch den Eilgüterverkehr noch um einige Milliarden erhöhen; selbst dann aber würde sie noch eine sehr mäßige Verzinsung des Kapitals bedeuten. Wohl gemerkt beruhen diese Zahlen — alles ist hier Schätzung — auf dem hohen Überfahrtspreis von 500 Mark, und diese Summe würde kein Auswanderer bezahlen, solange die Zwischendeckspreise 100 bis 160 Mark betragen. Wenn Kellermann den Eisenbahn-Fahrpreis „populär" nennt, so muß er diesem Preise entsprechen. Nimmt man an, daß 70 % aller Reisenden Auswanderer sind, die nur 150 Mark (III. Klasse) bezahlen, daß 15 % 250 Mark (II. Klasse) und die übrigen 15 % 500 Mark (I. Klasse) bezahlen, so beträgt der jährliche Erlös aus Fahrkarten statt 7 Milliarden nur 3 Milliarden Mark. Eine Rentabilität des Tunnels ist also ganz und gar ausgeschlossen.

Der Atlantic-Tunnel Kellermanns erweist sich demnach in jeder Richtung als Utopie: die Azoren-Route ist wegen der Vulkan- und Erdbebengefahr ausgeschlossen, die beim Tunnelbau möglicherweise auftretenden technischen Schwierigkeiten infolge von Wassereinbrüchen und Druckpartien sind unüberwindlich, die Vortriebgeschwindigkeiten sind bis zu zehnmal so groß als die der Gegenwart, die Rentabilität ist unmöglich.

Von dieser Seite droht den Schiffahrtsgesellschaften also keine Gefahr. Vielmehr sind sie in der Erhöhung der Wasserverdrängung und der Geschwindigkeit auf dem richtigen Wege, um die Möglichkeit einer Konkurrenz durch einen submarinen Tunnel auszuschließen. Für Zwischendecker und die Hauptmasse der Kajüts-Passagiere sowie für den Güterverkehr werden Schiffe noch lange den Verkehr in der Hand behalten, während für besonders schnelle, jedoch kostspielige Überfahrten die Verwendung von Luftschiffen oder Flugzeugen nur noch eine Frage der Zeit ist.

Digitized by Google

Die Regentschaft Tunis.

Dreiunddreißig Jahre französischer Protektoratspolitik.

Von Fr. Willy Frerk.

Bis zum 12. Mai 1881, dem Tage, da der Bey Mohammed-es-Çadoq den Vertrag von Casr-el-Said unterzeichnete, waren die Beys von Tunis unter dem Titel „Bascha-Bey, çahib Memlekat Tuniss", d. h. „Pascha-Bey, Beherrscher des Königreiches Tunis", unabhängige Herrscher in Tunis gewesen. Der jeweilige Bey erkannte zwar offiziell die Oberhoheit des Sultans der Türkei an, schaltete und waltete aber sonst ganz nach Belieben in seinem Reiche. Der erwähnte Vertrag, der dem Bey von den Franzosen aufgezwungen wurde, änderte die Sachlage mit einem Schlage und stellte das unabhängige Königreich unter französische „Schutzherrschaft". Die Vorgänge dieser plötzlichen Protektoratserklärung sind bekannt. Es gab eine Zeit, da Italien die Augen auf Tunis gerichtet hatte, das der große Denker und Agitator Guiseppe Mazzini für die beste zukünftige Kolonie seines Landes hielt. Italien aber verfolgte seine kolonisatorischen Pläne mit so viel staatsmännischer Ungeschicklichkeit und mit so klar zu durchschauenden Absichten, daß Frankreich beunruhigt wurde. Das Ziel der französischen Politik, ganz Nordafrika bis nach Senegambien und dem Nigerdelta hinunter zu einem einzigen großen Kolonialreiche zusammenzuschweißen, schien bedroht, und deshalb veranlaßte die Republik den Zwischenfall der Krumirs, um unter diesem Vorwande in Tunis einzurücken und das Protektorat zu übernehmen. Bismarck sah diesen ersten Streich des wiedererwachten Frankreichs nach den furchtbaren Niederlagen von 1870/71 gar nicht so ungern, weil sich durch diesen Schritt der Franzosen in Italien ein Sturm von Unwillen und Zorn erhob. Diese italienfeindliche Politik mußte das Königreich enger an Österreich und Deutschland fesseln. Der Gefahr eines feindlichen Frankreichs begegnete Italien durch den Beitritt zu dem Bündnis dieser Mächte: dem Dreibund. Frankreich aber war unersättlich; gerade wie es heute begehrliche Blicke auf Kleinasien wirft, nachdem es Marokko eingeheimst hat, liebäugelte es damals mit Tripolis, um sich durch die Besetzung auch dieses Gebietes den ruhigen Besitz von Tunis zu sichern. Dieses Mal aber wachte Italien eifersüchtig über der Integrität der türkischen Provinz, bis es am 29. September 1911 selbst den Augenblick für gekommen erachtete, die Türkenherrschaft durch seine eigene zu ersetzen und der Türkei den Krieg erklärte. Die tunisisch-tripolitanische Grenze ist aber zugleich auch die Ostgrenze französischer Herrschaft in Nordafrika geblieben.

Tunis stand mithin am 12. Mai dieses Jahres dreiunddreißig Jahre lang unter dem Protektorat der französischen Republik. Was hat nun das reiche Frankreich aus dem völlig bankrotten Staatswesen gemacht, das schon seit den sechziger Jahren seine Schulden kaum noch zu tragen vermochte. Anfang des Jahres 1869 besaß Tunis eine Schuldenlast von etwa 275 Mill. Frs., die mit 35 Millionen Frs. jährlich zu verzinsen und zu amortisieren waren. Da Tunis damals aber allerhöchstens 26 Mill. Frs. Einnahmen hatte

Digitized by Google

und seine Steuern und Zölle zum Teil drei- bis vierfach verpfändet waren, so war der tatsächliche Zusammenbruch offenbar, wurde aber von den maßgebenden Ministern entrüstet geleugnet. Dennoch setzte man auf Veranlassung der Gläubiger, England, Frankreich und Italien, gegen Ende 1869 eine Finanzkommission ein, die aus einem von Frankreich vorgeschlagenen Finanzinspektor und einem tunisischen Exekutivkomitee bestand. Im Jahre 1870 hatte diese Kommission in dem Schulden-Tohuwabohu eine aus berechtigten Forderungen bestehende Stadtsschuld von 160 Millionen Frs. festgestellt, und alle übrigen Forderungen — also ca. 115 Millionen — als unberechtigt abgelehnt. Dennoch war der Bankrott da, denn diesen 160 Millionen standen in Wirklichkeit nur 13½ Millionen Einnahmen jährlich gegenüber. Es würde zu weit führen, die Lösung dieses finanziellen Problems weiter zu erörtern, interessanter ist es, diesen Zahlen die Erfolge der französischen Schutzherrschaft gegenüberzustellen. Sie flößen unwillkürlich Respekt ein. Im Jahre 1911 hatte Tunisien 108821131 Frs. Ausgaben gegenüber 108832148 Frs. Einnahmen, Der gesamte Handel der Regentschaft belief sich im Jahre 1911 auf eine Ausfuhr von 143661 Frs. und eine Einfuhr von 121685 Frs. Dazu kommt, daß Tunis seine militärischen Lasten bis auf Kleinigkeiten selbst bestreitet. Auf finanziellem Gebiet hat also die französische Republik in verhältnismäßig kurzer Zeit, aber auch mit großen Opfern, hervorragende Erfolge aufzuweisen. Nun sind ja diese Opfer keineswegs vergeblich gebracht, denn es war wirklich nicht nur die Idee eines französischen Nordafrika, die Frankreich zur Übernahme des Protektorats getrieben hatte, sondern weit mehr die reichen Naturschätze des Landes. An Montanschätzen sind von größerer Bedeutung die Phosphatvorkommen in der Gegend von Gafsa und im Westen, daneben Blei-, Zink- und Eisenerzvorkommen, die aber aus Mangel an Beförderungsmitteln nicht in Angriff genommen werden können. Phosphate sind heute der bedeutendste Exportartikel des Landes, und ihretwegen hat man im Hafen von Tunis gewaltige Laufkräne errichtet. Sonst ist Tunisien durch und durch Ackerbaustaat, aber der Ackerbau ist hier ein kapitalistisches Geschäft, es fehlen die Arbeitskräfte. Deshalb geht auch die Ausfuhr der Ackerbauprodukte, die guter Pflege bedürfen, wie Getreide, Wein und Olivenöl, zurück. Die den relativ wenigen französischen Kolonisten überlassenen Vorzugsländereien können nicht genügend bebaut werden, da es an Arbeitskräften fehlt. Die französische Regierung gibt sich alle erdenkliche Mühe, einen größeren Auswanderungsstrom von Franzosen ins Land zu ziehen, aber vergebens. Den zum Teil zur Hälfte brachliegenden Riesenländereien stehen die bedeutend kleineren Güter der Eingeborenen gegenüber, die natürlich, um mit den großen Besitzern einigermaßen Schritt halten zu können, Raubbau treiben müssen. Am 31. Dezember 1897 befanden sich in den Händen europäischer Ansiedler 528746 ha, die sich wie folgt auf die einzelnen Nationen verteilten:

467371	ha	französischer Besitz	bei	943	Ansiedlern
39523	„	italienischer	„ „	406	„
21852	„	im Besitz verschiedener Nationen	„	236	„

Digitized by Google

Die Franzosen besaßen also ca. 88% des Landes und dieses Land befand sich größtenteils in den Händen großer Gesellschaften, wie der „Société Franco-Afriquaine", die damit spekulierten und die Preise, die 1899 pro ha 100 Frs. betragen hatten, auf 4—500 Frs. in die Höhe trieben. Daß damit natürlich die armen Khames — die eingeborenen Kleinbauern — nicht konkurrieren konnten, liegt klar auf der Hand.

So kommen die großen agrikulturellen Güter des Landes bei weitem nicht zu voller Geltung. Die Kurzsichtigkeit der Regierung tut sich dar in der radikalen Bevorzugung des französischen Elements. Sie sieht ihre Fehler jetzt allerdings ein und hofft sie dadurch gutzumachen, daß sie — wie die französischen Blätter mit großer Wichtigkeit melden — jetzt überall im Lande, selbst in den vorgeschobensten Orten, in Kebeli, Fum-Tatahuin, Gardane, Zarzis, Medenine und auf der Insel Dscherba, Ackerbauschulen errichtet: Araber und Franzosen sollen jetzt mit einem Male angehalten werden, Gemüse, und zwar besonders „primeurs", zu bauen. Die Franzosen wollen also mit Palliativmitteln ein Leiden bessern, das seinen Ursprung lediglich in einer elenden, angeblich patriotischen Cliquen-, Begünstigungs- und Trustwirtschaft hat. In den offiziellen französischen Berichten ist natürlich alles glänzend und fehlerfrei.

Es gibt deutsche Schriftsteller, die Frankreich rühmen, daß es die algerischen Fehler vermieden und Tunisien seine angestammte Regierung gelassen hat, und verkünden, daß sie „nur das beste Einvernehmen zwischen Franzosen und Eingeborenen angetroffen haben, weil deren religiöse Anschauungen und Sitten peinlich geachtet werden". Das ist zum Lachen! Heißt es islamische Sitten und uralte Traditionen achten, wenn gerade das größte Heiligtum Nordafrikas, Dschami Ssayydy el 'Owayb, die Moschee des Sâhib en Nâbyy, des Waffengefährten des Propheten, jedes Christen Fuß betreten darf? Ist das ein Entgegenkommen einer Religion gegenüber, der Qayruân — französisch Kairouan — die „Sauyat el Ifriqua", die hohe Schule Afrikas, das Mekka dieses Erdteils, eine der „vier Pforten des Paradieses" ist? Man wird den ganzen Groll der Muslimen verstehen, wenn man bedenkt, daß 1833 Grenville Temple in dieser Stadt wegen seines Eindringens — trotz der Erlaubnis der beylikalischen Regierung — fast ermordet worden wäre, und daß Frhr. v. Maltzan 1869 nur in starker Verkleidung die Stadt betreten konnte.

Nein, es herrscht kein gutes Einvernehmen zwischen Arabern und Franzosen. Die Indolenz des Islams mag daran schuld sein, daß es hier nicht öfter zu Reibereien kommt. Die Novemberausschreitungen der Aulâd Tuniss, der Einwohner von Tunis, gegen die Italiener im Jahre 1911 als Antwort auf die Massenhinrichtungen von Arabern durch die italienischen Truppen in Tripolis, bewiesen, daß der alte Haß gegen die Rumy (Christen) nicht tot ist, sondern nur schläft. Die französische Regierung schlug den Aufstand schnell und ziemlich blutig nieder, nicht der schönen dunklen Augen der Italiener wegen, sondern aus reinem Selbsterhaltungstrieb. Man befürchtete in Nordafrika eine panarabische Bewegung, und die würde allen Franken gefährlich geworden sein. In Tunisien flackerte in jenen Tagen noch einmal die altislamische Begeisterung auf, die einst

Digitized by Google

das Reich der Sarazenen und das Emirat von Córdoba begründete. Diese Bewegung war nicht ungefährlich, es ist ohne Zweifel wahr, daß eine panislamische Bewegung nur noch von Nordafrika ausgehen kann, weil von Agadir bis Tobruk, ja bis Alexandria der Islam eine zusammenhängende, von den Ulemas geschürte Masse bildet. Weit davon entfernt, eine Fiktion zu sein, ist die panislamische Bewegung eigentlich untrennbar verknüpft mit der politisch-religiösen Tendenz des Islams selbst. Diese beiden Seiten des Islams haben jede ihren Mittelpunkt, den religiösen in Mekka und den politischen im türkischen Sultan. Dieser politische Mittelpunkt hat allerdings durch die jungtürkische Bewegung einen ziemlich argen Stoß erlitten, weil die freiheitlichen Sitten des jungtürkischen Regimes den strenggläubigen Mohammedanern nicht gefallen. Trotzdem schrieb „La Tunisie française", ein in französischen Kolonialkreisen vielgelesenes Blatt, das den „Weißen Vätern" nahesteht, noch am 5. November 1913: „Bei jeder Erschütterung im Islam wenden die Gläubigen den Blick nach Konstantinopel, zum Sultan, seiner Armee und seiner Flotte. Daher erwarten sie moralische Unterstützung und materielle Hilfe. Darum haben die über die Mohammedaner herrschenden Mächte Europas mit geheimem Vergnügen die Niederlage der Türkei beobachtet, darum waren sie stark enttäuscht, als die Torheit Bulgariens es der Türkei möglich machte, einen großen Teil des Verlorenen wiederzugewinnen. Nicht der Kuß auf die Kaaba, sondern die notwendige Berührung mit panislamischen Agenten, die absichtlich Religion und Nationalität verquicken, bewirkt, daß die Pilger als Franzosenfeinde aus Mekka zurückkehren."

Das ist recht interessant, denn hier wird zum ersten Male offen zugestanden, was man sonst verheimlichte. Die französische Regierung hat die Pilgerfahrten nach Mekka nie gern gesehen, angeblich aus sanitären Gründen, in Wirklichkeit waren es aber politische Motive, auf die diese Auslassung der französisch-afrikanischen Zeitung ein grelles Schlaglicht wirft.

Dieser Zug nach Mekka ist eine ungeheure zusammenführende Kraft, die durch den Gegensatz gegen Europa noch im Steigen begriffen ist. Nur die orientalische Indolenz der 260 Millionen Muslimen auf der Erde ist schuld daran, daß einige Schriftsteller den Islam politisch und sittlich ein Wrack, eine absterbende Kultur nennen. Das ist aber ein großer Irrtum, gerade in Afrika kämpft das Christentum einen schweren Entscheidungskampf gegen dieses „Wrack" und ist — an den meisten Stellen schon unterlegen! In den ersten sechs christlichen Jahrhunderten war Nordafrika ein christliches Land, heute hält es der Islam. Die kraftvollsten Stämme im Sudan sind streng mohammedanisch. Von 3½ Millionen Sudannegern pilgern jährlich 5000 nach Mekka. In ganz Afrika rückt der Islam unaufhaltsam vor; das ist sicher nicht die Art einer „absterbenden Kultur". Deshalb haben sich die Araber unter französischer Herrschaft auch nie wohl gefühlt, ihr ganzer unbändiger Glaubensstolz lehnt sich dagegen auf, daß sie nur „Indigènes", nur Bürger zweiter Klasse sein sollen. Aus Algerien wanderten im Jahre 1911—1912 7—8000 Algerier nach Ägypten aus, weil sie hofften, in der Türkei unter einer modernen

Digitized by Google

und doch mohammedanischen Regierung bessere Zustände zu finden. Eine ganz ähnliche Bewegung, die nach größeren bürgerlichen und politischen Rechten verlangt, existiert in Tunis und wird über kurz oder lang auch in Marokko entstehen. Die Franzosen treiben in Tunis eine Bereicherungspolitik auf Kosten der mehr und mehr verarmenden Eingeborenen, der Steuerdruck auf die Araber wächst, während die Franzosen fast ohne Steuern dahinleben, und die Lebensmittelpreise sind in den letzten zwanzig Jahren um das Fünffache gestiegen. Auch ist der französische Farmer kein guter Kolonist, weil er alle Eingeborenen, besonders die Armen, als quantité négligeable behandelt: „Ce n'est pas à nous, les vainqueurs, d'apprendre la langue arabe, que les indigènes étudient la nôtre!" Man hat den Franzosen die Fähigkeit zu kolonisieren überhaupt abgesprochen, sie haben dieses Urteil durch die Erfolge Lügen gestraft. Der Aufschwung ist in Tunis unleugbar. Frankreich hat dort viel erreicht, aber bei richtiger Einschätzung und Ausnützung der großen italienischen Arbeiterschaft und anderer Behandlung der nichtfranzösischen Ansiedler hätte bei den Riesensummen, die die Republik für die „Pénétration pacifique" ausgegeben hat, mehr dabei herauskommen können, zumal der äußerste Süden Tunisiens auch heute noch nicht völlig sicher ist. Auch die neueste Absicht der französischen Behörden, durch Ackerbauschulen eine „élite d'agriculteurs indigènes" heranzuziehen, dürfte einen Fehlschlag bedeuten.

Die Schale ist glänzend, der Kern entspricht diesem Äußeren nicht. Ein russisches Sprichwort sagt: „Wenn die Sonne zu hell glänzt, sind die Wolken nicht mehr weit;" das trifft auch auf Tunis zu. Die tunisisch-tripolitanischen Grenzstreitigkeiten werden noch lange nicht beigelegt sein. Daß deshalb die ganze Protektoratswirtschaft den Franzosen nicht mehr paßt, weiß alle Welt, und die „Wiener Allgemeine Zeitung" vom 5. Dezember 1913 wiederholte nur einen längst gehegten Wunsch der Franzosen, als sie schrieb, „daß in Verfolg der schwebenden italienisch-französischen Verhandlungen über die Mohammedaner in Tunis, die sich, wie offiziell zugegeben wird, sehr schwierig gestalten, es nicht unmöglich sei, daß die französische Regierung, um eine klare Lage zu schaffen, mit der Annexion von Tunis vorgehen wird. Es sei kein Geheimnis mehr, daß man sich in einflußreichen Kreisen schon seit längerer Zeit mit Annexionsgedanken trage."

Das ist das Schicksal Tunisiens und das wird über kurz oder lang auch das Schicksal Marokkos sein, trotz aller Abkommen und Verträge.

Digitized by Google

Berliner Kunstausstellungen.

Von Emil Waldmann.

I. Die „Große Berliner" im Ausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof.

Es ist natürlich schwer, eine gute Ausstellung zu machen mit zweieinhalb tausend Nummern. Aber wenn man durch die fünfzig Säle dieser Ausstellung geht, hat man das Gefühl, daß sie vielleicht doch nicht so langweilig zu sein brauchte, wie diese. Wohl sind keine Bilder da, zu denen ein Akademieprofessor sagen müßte: „Schlecht", d. h. „nicht gekonnt". Aber es sind fast gar keine Werke da, vor denen man ein starkes künstlerisches Erlebnis spürt, einen starken Willen, aus einem Erlebnis eine neu geschaffene Welt zu gestalten. Kurz: schöpferische Kunst fehlt hier so gut wie ganz. Was die Säle füllt, sind im besten Falle tüchtig gemalte oder geschmackvoll arrangierte Bilder, die so aussehen, wie solche Bilder seit Jahrzehnten und seit Ewigkeiten auszusehen pflegen. Die Mehrzahl dieser Künstler, die fast alle ursprünglich einmal Talent hatten, haben damit begonnen, andere nachzuahmen, und enden damit, sich selber nachzuahmen. Daher diese erschreckende Gleichheit. Einige malen seit Jahren immer dasselbe Bild.

Aber auch die Sondergruppen, die dem Wirrsal der vielen Räume die Akzente geben sollen, sind nicht gut gemacht. Da ist zunächst ein großer Raum „Monumentalmalerei". Gemälde im Zusammenhang mit den Wänden, freskomäßig eingelassen, so daß man sofort weiß: hier hat man es nicht mit Tafelbildern zu tun, sondern mit Werken, die großdekorativ, auf der Mauer wirken wollen. Diese Idee, die zum ersten Male auf einer Dresdener Ausstellung vor einigen Jahren verwirklicht wurde, verdient Nachahmung. Es ist tatsächlich unmöglich, einer Monumentalmalerei ganz gerecht zu werden, wenn sie an einer Ausstellungswand zwischen lauter Tafelbildern hängt. Wenn nur die ausgewählten Werke besser wären! Aber die wenigen Monumentalmaler, die es heute gibt, fehlen, und so ist wieder etwas recht Unerfreuliches zustande gekommen. Die einen, wie Egger-Linz, täuschen über die Unzulänglichkeit ihres inneren Formates durch bewußt versimpelte und dabei gefühllose Zeichnung sowie durch einen künstlich armen Gesamtton hinweg, die andern, wie Eichler, liefern nur vergrößerte und unklare Tafelbilder. Der Schwede Karl Larsson, dessen Bücher so viel Freude gemacht haben, gibt nur riesige Illustrationen, andere wieder suchen Kompromisse zwischen Hodler und dem Mosaikstil, und das Beste sind immer noch einige sehr geschickte Friese von Hugo Vogel und eine akademisch gut und lebendig komponierte Lünette von Kuithahn. Das ist für einen großen Hauptsaal doch recht wenig.

Der entsprechende Raum für dekorative Plastik ist ganz schlecht. Auch im Prinzip — es ist gar nicht gezeigt, worauf es ankommt bei diesem

Digitized by Google

an sich schon etwas merkwürdigen Geschöpf der „Architekturplastik". Eine Menge minderwertiger, ja undekorativer Skulpturen neben einigen guten Arbeiten (z. B. von Wackerle) führen mehr irre, als daß sie belehren.

Ähnlich mißraten ist die retrospektive Abteilung, die unter dem Namen „Berliner Kunst zur Zeit Wilhelms I." geht. Einige Bilder von Menzel, die zum Teil gut sind, zeigen, was man hätte machen können, aber ein paar Menzels können keinen ganzen Saal retten, ebensowenig wie einige Tierbilder von Teutwart Schmitson und Brendel. Man hätte gut ausgwählte Sachen von Steffeck zeigen müssen, anstatt belangloser, man hätte das Beste von Knaus und von Kraus zeigen sollen (und nicht gerade seine sehr schwache „Fahrt zum Ball") und man hätte eine große Anzahl von Karl Beckers Studien, in der Art seines „Schlafzimmers", zusammenbringen können, um zu zeigen, wieviel Talent dieser nachher so unausstehlich gewordene Karl Becker einstmals besaß, ebenso wie viele andere, denen es nicht besser gegangen ist. Eine Kollektion Steffeck, eine Kollektion Schmitson, eine Kollektion Brendel, jede gut ausgewählt, eine Menge guter Studien aus jener Zeit, das gute Dutzend Bilder von Kraus und von Knaus, das in Privatbesitz zerstreut ist — und dazwischen ein paar sehr gute Menzels, die es noch immer gibt — und man hätte eine neue Kenntnis vermittelt und Freude verbreitet. Statt dessen ist auch dieser Saal, den man nur in Berlin hätte machen können, wieder einmal eine schwere Enttäuschung geworden. Man sage nicht, hier werde Unmögliches verlangt. Niemand erwartet von einer Ausstellung „Berliner Kunst unter Wilhelm I." unerhörte künstlerische Überraschungen und große Erlebnisse allerersten Ranges. Man kennt die Berliner Kunst jener Epoche ein wenig und weiß, daß unter einer Menge aufdringlichen Unkrauts manche feine Blume blühte und manche süße Frucht reifte. Aber wenn man eine solche Ausstellung macht, muß man das Beste zeigen, was zu haben ist. Wäre ein Berliner Kunstkenner mit dieser Aufgabe betraut worden, der die Materie beherrscht und zugleich weiß, was gut und was schlecht ist — und es gibt ein paar solcher Berliner Kunstfreunde —, so wäre sicher etwas Anständiges dabei herausgekommen. Denn die technischen Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich. Die Bilder, die in Frage kommen, sind heute nicht so teuer, daß die Versicherungssummen nicht leicht zu decken wären, die meisten dieser Bilder kosten heute nicht mehr als irgendwelches heute gemalte Kunstgut auch, und die Mithilfe des Berliner und auswärtigen Privatbesitzes ist für einen solchen Zweck, wo es sich um eine Ehrenrettung der Berliner Kunst handelt, immer und mit geringer Mühe zu haben. Nur, wenn man die Dinge nicht aufsucht und aussucht und sich statt dessen auf den Zufall verläßt, der sie einem wahllos heranträgt, dann mißglückt es und man hat der Sache, der man dienen will, mehr geschadet als genützt. Bei Ausstellungen moderner Kunst ist man mehr oder weniger dem Zufall ausgesetzt, weil man gegenüber einer Jahresproduktion nicht immer aussuchen kann. Bei retrospektiven Vorführungen aber hat man die Möglichkeit, das Beste auszusuchen. Im Kunstfragen heißt Möglichkeit aber Pflicht. — — —

Digitized by Google

Eine Oase in dieser Wüste der belanglosen Mittelmäßigkeit gibt es: die kleine Sonderausstellung von Karl Albrecht. Sicher kein führender und kein großer Meister. Aber eine feine, ehrliche Persönlichkeit mit ernsthaftem, unbekümmertem Streben, treu von der Natur, mit gutem Können und auf geradem Wege gebliebenem Talent. Wir hoffen, diese Kollektion im Laufe des kommenden Winters dem Bremer Kunstpublikum in der Kunsthalle vorführen zu können. Jedenfalls muß man der Leitung der „Großen Berliner“ für die Vermittlung dieser lohnenden Bekanntschaft dankbar sein. —

Es hat wenig Zweck, in diesem Überblick auf das einzelne einzugehen. Nur einige Bilder, die den Durchschnitt beträchtlich überragen, seien angeführt. Von Adolf Hengeler, München, ein relativ großes Bild „Legende“, eine Szene von einem heiligen Bischof, der die Geister der Heidenwelt, Satyrn usw., zur Arbeit an einem Kirchenbau heranholt, gut komponiert, einheitlich durchgearbeitet und besser gemalt, als Hengeler in den letzten Jahren zu tun pflegte; dabei von eindrucksvoller dekorativer Haltung. Von Martin Brandenburg einmal ein gutes Bild „Herbst“ und von Ludwig Dettmann ein feines, stimmungsvolles Pastell „Mondnacht“. Hans Adolf Bühler schickt ein eigenartiges „Bildnis seiner Frau“ in Tempera, Gari Melchers ein gutes Pastell „Mutter und Kind“, Fritz Mackensen ein schönes Herrenporträt (neben anderen, schon bekannten Arbeiten), Kowarzik ein Bildnis seines Bruders, Paul Hoeniger eine feine „Straßenansicht aus Berlin“ und Kurd Albrecht ebenfalls, Max Clarenbach eine etwas eintönige, aber gute Kollektion von Landschaften. Unter den Ausländern sei Miß Geze mit einer „Miß Blackwell in der Kirche“ erwähnt, die etwas über dem englischen Durchschnittsniveau steht, und aus dem Franzosensaal „Drei Tänzerinnen“, Pastelle von Degas, die turmhoch über allem stehen, was man sonst in diesem Saal und in den anderen sieht (trotzdem nur zwei davon wirklich gut sind) und die durch ihre Anwesenheit zwischen einer Reihe von Werken des beliebten Nachahmers Louis Legrand handgreiflich klarmachen, was schöpferische Kunst eigentlich ist.

II. Sezessionen.

Seit Jahren befand sich die Berliner Sezession in einer Krisis, die eine Zeit lang tödlich zu sein schien. Jetzt hat sich die Situation einigermaßen geklärt. Die ursprüngliche Sezession lebt weiter als „Freie Sezession“. In ihr sind fast alle Namen von damals vertreten, mit Ausnahme von Louis Corinth und seinem Kreis, sowie von Leo von König. Vergrößert wurde sie um eine Anzahl jüngerer Künstler, die vor fünf Jahren austraten und die „Neue Sezession“ gründeten, von denen aber einige zurückgekehrt sind. Die „Neue Sezession“ ihrerseits existiert auch weiter und stellt im Kunstsalon Feldmann aus, in der Lennéstraße am Tiergarten. Corinth und die Seinen, sowie Leo von König sieht man dieses Jahr bis soweit gar nicht. — Auf dem Papier scheint dies alles etwas verzwickt, in der Praxis aber findet man sich doch sehr schnell zurecht, denn die „Freie Sezession“ ist nichts weiter als die regenerierte und etwas

Digitized by Google

verjüngte ursprüngliche Sezession, mit Liebermann als Ehrenpräsidenten, im alten Gebäude am Kurfürstendamm.

Auch in dieser Ausstellung, die 300 Gemälde und etwa 50 Plastiken umfaßt, bilden einige Sonderkabinette die Hauptanziehungspunkte. Das eine zeigt die Sammlung des kürzlich verstorbenen Berliner Bankdirektors Julius Stern, das andre ist Hans Thoma gewidmet. Die Thoma-Kollektion bestätigt, was man schon wußte, nämlich daß der Karlsruher Altmeister neben vielem Herrlichen auch eine Menge Schwaches produziert hat und weiter produziert. Thoma ist ein typisches Beispiel für so viele deutsche Künstlerschicksale: nach prachtvollen Anfängen kommt der Augenblick, wo der Betreffende offenbar nicht mehr recht weiß, wo es hinausgehen soll. Thoma als Landschafter, als Stillebenmaler, als Wirklichkeitskünstler ist bisweilen schlechthin unvergleichlich. Die „Wasserfälle in Tivoli" von 1880 aus der Sammlung L. Biermann in Bremen, eine Flucht nach Ägypten von 1873, eine Abendlandschaft mit einem Hirten von 1879, eine Pferdeschwemme von 1885 — solche Schöpfungen gehören zum Allerbesten, was die deutsche Kunst überhaupt aufzuweisen hat. Das ist jene Art von Qualität, wie sie in monumentalster Form in dem großen „Rheinfall bei Schaffhausen" in der Bremer Kunsthalle vertreten ist. Aber daneben, und zwar nicht nur später, sondern von Anfang an, hat er Bilder gemalt, in denen er sein Erlebnis nicht realisieren konnte, wo er fremden, ihm von außen angeflogenen oder aufgeredeten Idealen nachjagt. Manchmal verrückt ihm der Gedanke an Hans von Marées das Konzept und er macht Werke im Maréesschen Stil, die zwar ebenso problematisch sind, wie Marées, aber bei weitem nicht so gut. Oder er verfällt in ein mattherziges Wagnertum, oder er leistet sich Mittelmäßigkeiten in der Art des letzten Nazareners Steinhausen. Hätte Henry Thode, mit dem er sich in einem merkwürdigen Märchendeutsch zu unterhalten pflegte, ihm in diesem Stile das alte Märchenwort „Vergiß das Beste nicht" manchmal zugerufen, sein Einfluß wäre wahrscheinlich heilsamer gewesen. Es sind viele schöne Werke in diesem Thomakabinett ausgestellt, aber der dominierende Eindruck bleibt doch der, daß einem allzuoft zugemutet wird, den Willen bereits für die Tat zu nehmen.

Wenn in den letzten Jahren von modernen Berliner Privatsammlungen die Rede war, wurde gern die Sammlung Stern als eine der interessantesten genannt. Gewiß enthält sie manche bedeutende Bilder, besonders einige sehr schöne Liebermanns und einen feinen Slevogt. Aber die Hauptsache bildeten doch die Franzosen. Heute, bei dieser Vorführung im vollen unbarmherzigen Lichte der Öffentlichkeit, sieht man jedoch, daß auch dieser Ruhm etwas unverdient war. Neben einer Anzahl von Werken von Claude Monet, von denen zwei, der „Hafen in Holland" und eine „Strandlandschaft", vorzüglich sind, neben einer feinen Porträtstudie von Edouard Manet dürfte allerersten Ranges wohl nur ein Tulpenstilleben von Paul Cézanne sein. Was sonst zu sehen ist und was das Hauptkontingent ausmacht, ist interessantes und hübsches Mittelgut. Vor 10 Jahren wäre die Sammlung wichtig gewesen, aber sie hat nicht Schritt gehalten mit den Fortschritten, welche andre deutsche Sammler gemacht haben. Mit

Digitized by Google

den Sammlungen Arnhold, Mendelssohn, Oppenheimer und Gerstenberg in Berlin, mit Schmitz und Rothermundt in Dresden, mit Reber in Barmen, Behrens in Hamburg, sowie mit den bekannten Bremer Sammlungen darf man die Sternsche jedenfalls nicht in einem Atem nennen. Ihr Charakter ist mittelmäßig und die wirklich guten, entscheidenden Stücke, die ein Niveau bestimmen, fehlen fast ganz. Aber auch die Vorführung einer solchen Sammlung verdient Dank, man lernt an ihr, man nimmt Stellung und prüft sein Urteil immer wieder von neuem nach.

Was die Größen der Sezession angeht, so ist Liebermann in der Sammlung Stern mit einigen Stücken glänzend vertreten, ferner mit einem neuen prächtigen Hundebild. Slevogt leider gar nicht. Aus der andern Gruppe des deutschen Impressionismus ragt diesmal Mosson mit prunkhaften Stilleben hervor, Konrad von Kardorff hat einmal wieder ein ausgezeichnetes Herrenbildnis geschickt, Ulrich Hübner einige Wasserlandschaften, von denen eine, „Hafen und Industrie“, sehr stark ist, und Heinrich Hübner neben Stilleben ein ganz interessantes Porträt, Fritz Rhein eine hübsche holländische Stadtansicht. Neben dieser Gruppe macht Graf Kalckreuth mit seiner „Lesenden“ diesmal keine gute Figur, und Pankok ist mit einem Bildnis des Grafen Zeppelin fürchterlich gescheitert infolge vollkommenen Mangels an seelischer Vertiefung. Es ist ja möglich, daß auf hundert Schritt Entfernung Graf Zeppelin eine gewisse äußerliche und flüchtige Ähnlichkeit mit dem Hauptmann von Köpenick hat. Wenn man ebenso groß ist und den Bart so trägt und ebenso alt ist! Aber in einem Bildnis darf diese Ähnlichkeit nicht herauskommen, sofern es nicht schlechter sein soll als eine Photographie. Glänzend tritt Trübner auf. Man findet einige sehr gute frische Landschaften, vor allem aber das prachtvolle große Bildnis seines Sohnes. Wie der Junge in seiner eisernen Rüstung dasteht auf dem roten Teppich vor dem gelben Hintergrund, und wie die Erscheinung als Form und Farbe beherrscht ist, das hat seinesgleichen nicht. Derartig reife und überzeugende Werke hat selbst Trübner in den letzten Jahren nicht sehr viele gemalt. — Marées hätte fehlen können. Ist nichts Besseres von ihm zu zeigen als einige belanglose Arbeiten, dann sollte man lieber ganz verzichten, da man auf diese Weise dem, den man ehren will, Schaden zufügt.

Auf die Gruppe der norddeutschen Impressionisten und der Fortsetzer der guten Münchener Tradition folgte dann eine jüngere Generation, deren stärkste Begabung Max Beckmann ist. Auch er versagt seit einiger Zeit ein wenig, sein Straßenbild hat bei allem Talent und aller ungeheuren Arbeit nicht die Einheit, die es anstrebt, ohne daß darum für die Zukunft doch irgend etwas verloren wäre. Waldemar Rösler, der starke Landschafter, nähert sich im Figurenbild Beckmann ein wenig, mit Glück. Sein „Mittagessen“ weist sehr viel Können und große Schönheiten im einzelnen auf, wenn es im ganzen vielleicht auch etwas leer wirkt.

In dem Kampf, der seit Jahren in der Sezession geführt wurde, ging es um die sogenannte Überwindung des Impressionismus, und das neue Schlagwort hieß Expressionismus. Ein unnötiger Kampf um Worte. Jeder Künstler geht vom Erlebnis seiner Sinne und seines Gefühls, von der

Digitized by Google

Impression aus, und muß hingelangen zum schlagenden, überzeugenden Ausdruck dieses Erlebens, zur Expression, und es handelt sich dabei nicht um Weltanschauungen, sondern um verschiedene Darstellungsmittel. Für Monet sind Licht und Farbe, Luft und Reflexe die Träger des Erlebens, für die Neueren vielleicht wieder mehr Komposition, Linie und Konstruktion. Wenn wir erst einmal zehn Jahre weiter sind und die Prinzipien sich beruhigt haben, verträgt sich das sehr gut miteinander. Schon in diesem Jahre konstatiert man gegenüber der Ausstellung des Vorjahres eine gewisse Ausgleichung. Die Besten der neuen Richtung sind nicht mehr so rigoros im Verfechten des Prinzips, Hettner, der im Vorjahr noch streng akademisch komponierte, wirkt heute lebensvoller, ohne das Gewonnene, den strengen Aufbau, aufzugeben. Auf der Basis von Cézanne, Othon Friesz und Derain werden sehr ausdrucksvolle und klangschöne Landschaften gemalt, besonders von Roman Kramstyk und von Rosam. Einige andere, die nicht mehr zu den ganz Jungen zu rechnen sind, vermitteln geschickt, manchmal allzu geschickt, zwischen den Richtungen, wie Weisgerber, Ahlers-Hestermann, Curt Hermann und Emil Orlik, der Tausendkünstler, der auf alle verschiedenen Melodien pfeift. Auf dem Gebiete des Figurenbildes hat Rappaport mit einem Akt einen weiten Vorstoß gemacht, und der stärkste scheint immer noch Karl Hofer zu sein. Was man von ihm in Bremen sah, und was auf der Sezession ist, waren keine Zufallswerke. Eine Kollektivausstellung bei Cassirer bestätigte den Eindruck, daß Hofer sich wirklich zu einer klaren und bestimmten Kunst der Menschendarstellung durchgerungen hat und daß ihm die Anlehnung an die antike Wandmalerei, die er vor einigen Jahren durchmachte (damals wurden die herrlichen Gemälde der Villa Item in Pompei aufdeckt), neues frisches Blut und nicht die leiseste Spur von Archaismus zugeführt hat. — Auch das Stilleben, das man mit vielleicht noch größerem Rechte als das Bildnis den „Parademarsch der Malerei“ nennen könnte, zeitigte einige reife Werke. Wilhelm Lange sucht aus der Folie von nuancenreichem Grau zu reicher, aber gebändigter Farbe zu kommen, im Sinne etwa von Derain, und Purrmann leistet auf diesem Gebiete weiter recht beachtenswerte Dinge. — So erscheint das Gesamtbild durchaus nicht steril. Viel Talent und ehrliches Streben ist an der Arbeit, und wenn man von einer Ausstellung der Werdenden nicht gleich Museumsreife verlangt, kann man auch in der Sezession manche Freude erleben. Zwar ist da ein Saal, in dem sich die Heckel und Schmidt-Rottluff und andere mit Arbeiten vorführen, auf die wir uns einstweilen keinen Vers zu machen vermögen und wo wir nichts weiter als die Äußerungen roher Individualitäten erkennen können. Aber es wäre ungerecht, Sodom aufzugeben, solange noch zehn Gerechte dort leben. Denn selbst unter diesen erscheint eine Persönlichkeit, die sich durchzuringen scheint; es ist Kisling. Wenn sein Bildnis einer Nähenden auch unbedeutend scheint, in der „Neuen Sezession“, wo er gleichfalls ausstellt, befindet sich ein Herrenporträt, das nicht nur als Konstruktion im Raum und als wahrer Lebensausdruck sehr gut ist, sondern auch als klangreiche Farbe und Schönheit der Materie — eine Eigenschaft, welche die ersten Verteidiger

Digitized by Google

der neuen Richtung vor ein paar Jahren noch als spießbürgerliche Konzession an das Hübschheitsbedürfnis des Publikums hochmütig verurteilten. Sinnlicher Zauber galt als Verbrechen; vielleicht weil der bei den Neueren bereits verhaßte Renoir gelegentlich ein wenig zuviel davon gegeben hatte.

III. Alte Meister.

In der Akademie der Künste am Pariser Platz haben die Mitglieder des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins eine Ausstellung alter Bilder aus ihrem Besitz veranstaltet. Eine große Anzahl von Meisterwerken, daneben eine große Anzahl von Mittelgut und manche schlechte Arbeiten — also genau wie bei modernen Ausstellungen auch. Man weiß, daß die Seele dieses Museums-Vereins Exzellenz von Bode ist, und die Verdienste, die Bode sich um das Berliner Sammelwesen und damit indirekt um das Museum andauernd weiter erwirbt, sind unermeßlich. Man begreift, daß er darüber stolz wird und die Schatten nicht mehr sehen will, die seine Sonne indirekt hervorruft; aber man begreift nicht, weshalb dieser Mann alle Leute, die es nicht so machen wie er, mit bissigen Bemerkungen zu diskreditieren sucht. In der Serie der letzten Artikel, die er gegen jüngere Museen vor kurzem veröffentlicht, hat auch die Bremer Kunsthalle einen Hieb abbekommen. Bode behauptet, in der Bremer Kunsthalle würden die Bilder alter Meister schlecht behandelt, sie befänden sich direkt neben der Schirmablage; und überhaupt, weshalb die Provinzmuseen (!) so viel teures Geld ausgeben müßten für kostbare moderne Bilder, sie sollten sich doch mit dem Sammeln der Provinzialkunst begnügen, wie es Kassel, Münster und Lübeck so schön täten. So wie es heute wäre, sähen sich die Provinzmuseen alle verteufelt ähnlich. Herrn Professor Pauli gibt Bode den Rat, in Hamburg die alten Meister nicht so schlecht zu behandeln wie in Bremen.

Also eine ganz offene Absage an das Sammeln der modernen Meisterwerke zugunsten des Sammelns alter Bilder — ein Programm von einer geradezu erschreckenden Einseitigkeit. Wohin diese Einseitigkeit schließlich führt, zeigt ganz klar die Ausstellung aus Berliner Privatbesitz. Natürlich soll hier auch nicht ein Wort geredet werden gegen Meisterwerke alter Kunst. Wer Geld genug hat, sich einen großen herrlichen Rubens zu kaufen, wie Leopold Koppel, oder wer ein halbes Dutzend Rembrandts haben will, wie Markus Kappel, auf die Gefahr hin, neben Prachtbildern auch weniger Bedeutendes zu bekommen; wer sich, wie James Simon, die „Dame mit Dienstmagd“ von Vermeer erlauben kann, oder Meisterwerke von Roger van der Weyden, Gerard David, Memling, Frans Hals; einen prachtvollen Botticelli wie Eduard Simon und einen gleichgültigen wie Huldschinsky; oder hervorragende Arbeiten von Künstlern kleineren Wuchses — der hat vielleicht Recht so zu reden. Aber von Museen mit kleinerem Budget kann man derartiges Sammeln unmöglich verlangen, weil ihnen niemand das Geld dazu gibt. Das bleiben unerfüllbare Wünsche für jedes „Provinz-Museum“ (die Berliner glauben offenbar nachgerade, Berlin sei Paris und das übrige Deutschland sei die Provinz). Das andere aber,

Digitized by Google

was dann kommt und was man notfalls bezahlen könnte, das wollen die Provinz-Museen eben nicht, das ist ihnen nicht gut genug. Lieber einen ganz guten Leibl, und wenn er 80000 Mark kostet, als einen so schlechten Mädchenkopf von Rembrandt, wie Kappel ihn eben für 75000 Mark gekauft hat. Lieber, wenn es sein muß, eine große Summe für einen ganz guten Trübner oder Renoir, als den Metsu, den Huldschinsky für 300000 Mark auf der Sammlung Steengracht voriges Jahr erworben hat. Gewiß ist der Metsu auffallend gut für Metsu, vielleicht sein bestes Bild; Metsu hatte einmal eine glückliche Stunde, wo er fast so gut malte wie Vermeer. Aber dieses „Fast", das ist es, was wir nicht wollen, denn irgendwo läßt dann bei einem Künstler, der aus zweiter Hand arbeitet, doch die reine Qualität aus. Hier bei diesem Metsu stimmt die Farbenharmonie nicht, zu der Skala von Vermeerschen Tönen paßt das Rot einer brillant gemalten Decke gar nicht, das Rot ist zu rot, zu laut — kurz, Metsu hat gezeigt, daß er Vermeer nicht einmal verstanden hat. Und wenn man für dergleichen zweifelhafte Dinge schon mehr als eine Viertelmillion zahlen soll, und für wirklich hervorragend schlechte Interieurs von dem Stillebenmaler Kalf (aber: Interieurs von Kalf sind sehr selten!), sowie für ein geradezu dilettantisches Bild von Judith Leyster immer gleich Tausende von Mark, dann fragt man sich, wo denn die Verschwendung eigentlich liegt, bei denen, die für Meisterwerke des 19. Jahrhunderts gelegentlich auch einmal einen hohen Preis zahlen, oder bei denen, die für mittelmäßige alte Bilder Riesensummen hergeben, bloß weil sie alt sind und weil es nun einmal elegant ist, alte Bilder zu haben. Wer eine Viertelmillion opfert, um den besten Metsu zu besitzen, ganz gleich, ob dieser beste Metsu immer noch kein gutes, d. h. schöpferisch großes Bild ist, der ist jenem Sammler nicht ganz unähnlich, der die „blaue Natal mit schwarzem Überdruck vor der Austilgung des Druckfehlers" um jeden Preis in sein Briefmarkenalbum kleben wollte. — Natürlich ist dies ein Extrem, aber ein Extrem, in das schon mancher Sammler verfallen ist. Es gibt gute moderne und gute alte Bilder. Was man sammeln will, ist natürlich zunächst Geschmacksache, dann aber auch Geldfrage. Wer seine Mittel zusammenhalten muß, darf nur das beste ihm Erreichbare nehmen, er muß wohl auf gute Frans Hals verzichten, aber er soll, ja, er ist verpflichtet, schlechte Kalfs und zweifelhafte Metsus auszulassen, und er tut recht daran, Leibl und Menzel und Liebermann und Trübner zu sammeln.

Alles dies weiß Bode besser als irgend jemand. Nur sieht er nicht genau hin; weil auch für schlechte Moderne manchmal viel Geld ausgegeben wird, hält er die ganze Moderne (Grenzen ad libitum) für schlecht und sagt: „Ja, die alten Meister dagegen" — und vergißt, daß auch früher gute und schlechte Bilder gemalt wurden. Vor Jahren schrieb er einmal einen Brief nach Bremen, in dem er sein Erstaunen darüber ausdrückt, daß eine Galerie für einen Monet (gemeint ist die große „Camille") 40000 Mark ausgäbe, während ein Terborch, der doch dasselbe täte, für 6000 zu haben wäre. Dieser Nebensatz, nach dem ein Terborch „dasselbe tun kann" wie ein Monet, nach dem also irgendein Bild dasselbe

Digitized by Google

tun kann wie ein andres, und nach dem dieses andre demnach überflüssig ist, dies ist der entscheidende Punkt bei der ganzen Frage. Nach Bode ist also alte Kunst, Terborch, unbesehen gut, und moderne unbesehen schlecht. — Wenn es so einfach wäre, könnte allerdings die Bremer Kunsthalle die Brosamen, die von Bodes Berliner Tisch fallen, dankbar aufsammeln und ihre modernen Verpflichtungen nach Bodes Vorschlag mit regelmäßigen Ankäufen aus der Produktion der lokalen Schulen befriedigen. Aber glücklicherweise ist es nicht so, wer wirklich die Kunst liebt ohne Voreingenommenheit, nimmt sich das Recht, auszusuchen, zu prüfen und das Beste zu behalten. Wenn ein guter Rembrandt oder Cranach oder Terborch oder Vroom oder Ruisdael erreichbar war, so hat die Bremer Kunsthalle ihn mit Freuden genommen und Opfer gebracht, stets, jedes Jahr — die Ankäufe der letzten Jahre beweisen es — und wird es immer so halten. Aber das Budget eines ganzen Jahres auszugeben, um sich mit dem reichen Herrn Markus Kappel um einen schlechten Rembrandt für 75 000 Mark zu streiten, dazu wird selbst die Autorität Bodes die Leitung der Bremer Kunsthalle nie überreden können.

Wenn Bode behauptet, die alten Meister würden im Bremer Ankaufsbudget schlecht behandelt, so kann man ihm die Ankaufsliste der letzten Jahre vorlegen. Meint er dagegen nur, daß die alten Bilder in Bremen schlecht aufgehängt seien, so sind wir andrer Meinung. Die alten Bilder haben genügend Platz und relativ günstiges Licht, sie hängen auf vorteilhaftem Grund und sind in würdigen Räumen bequem und mit Genuß zu betrachten. Allerdings liegt der eine der den alten Meistern gewidmeten Säle direkt neben der Schirmablage. Darin hat Bode Recht, diese Tatsache ist nicht zu bestreiten. Aber sie hat mit der Sache, mit der Kunst, genau so viel und genau so wenig zu tun, wie wenn ein Gegner Bodes behaupten wollte, Andreas Schlüters Kurfürstendenkmal sei in Originalgröße im Abguß nur deshalb im Vestibül des Kaiser-Friedrich-Museums aufgestellt, damit der Kurfürst den Handel mit Ansichtskarten überwachen könne, der sich zu seinen Füßen an der Kasse abspielt.

Digitized by Google

Gluck und die Gegenwart.

Von S. D. Gallwitz.

Das Verhältnis der Gegenwart zu Gluck wird vom Zwiespalt regiert. Wir weihen dieses Jahr, das am 2. Juli die zweihundertste Wiederkehr seines Geburtstages bringt, seinem Gedächtnis, indem wir hier und da über ihn und seine Bedeutung schreiben oder reden und indem wir hier und da ein Weniges von seinem Werk in der Offentlichkeit herausstellen. Alles in einer gewissermaßen offiziellen Art und Weise; einem zu Feiernden „zu Ehren", nicht uns, den Feiernden, zur Erhebung und Freude.

Es gibt einen sehr nüchternen und unbestechlichen Kündiger der Beziehungen zwischen diesem Meister und dem Publikum: das ist die Opernbühne. Sie spricht, gestützt auf die Autorität ihrer Kassenrapporte, sich in den Ländern deutscher Zunge dahin aus, daß Gluck sich überlebt hat; daß er zu einem Museumsstück geworden ist, welches man dann und wann einmal — so wie jetzt anläßlich der Zweihundertjahrfeier — aus der Vitrine herausnimmt, abstaubt und dem Publikum darbietet. Je weniger man noch in der Wirklichkeit mit ihm zu tun haben mag, um so bereiter ist man, die Erhabenheit seiner Kunst zu preisen. In Wahrheit gehört Gluck heute nur mehr den musikalischen „Stillen im Lande", die sich mit ihren Idealen fernab von den breiten, glänzenden Straßen halten. Die große Menge wertet diesen Tonkünstler nur mehr von historischen und theoretischen Gesichtspunkten aus. Der Gegenwartsriese Richard Wagner, der unserer Zeit für die Einschätzung der dramatischen Komponisten vor und nach ihm die Maßstäbe in die Hand gespielt hat, hat auch diesen über ihm stehenden Genius noch mit einem stärkeren Licht überstrahlt. Aber dieses Licht verschob die tatsächlichen Dimensionen; es setzte die musikalische Naturkraft Glucks in Schatten und steigerte dafür einseitig und ungemessen seine Bedeutung intellektueller Art, die ihn zu einem Vorläufer Wagners machte.

Die Gegenwart empfindet heute ein Doppeltes aus Glucks Kunstwerk heraus: eine strömende melodische, in strengen Formen gefaßte Schönheit, deren edle Linienführung auf das musikalische Erbteil Italiens hinweist, und die Abwandlung der Oper alter Ordnung mit ihrem naiven Kunstschaffen zur dramatischen Tondichtung. Und in beiden Beziehungen sehen wir ihn überholt. Im rein Musikalischen von Mozart, dessen Genius so frei und selbstbeschwingt zur Höhe sich erhob, daß nur mehr seines Fußes Spitze auf die italienische Tradition sich stützt; im Dramatischen von dem hundert Jahre späteren Richard Wagner. Dieses letztere vor allem ist es, was sich dem vollen Verständnis der Gegenwart für Gluck in den Weg stellt. Eingegliedert in eine Kette der musikdramatischen Entwicklung, die in Bayreuth endet, muß neben diesem uns zeitlich nahen und stärksten Endpunkt das Werk Glucks blaß und andeutend erscheinen. So sind es bezeichnenderweise auch nicht seine in dramatischem Sinne starken Opern, die noch einen unmittelbaren Widerhall in der Gegenwart

Digitized by Google

finden, sondern neben einzelnen konzertanten Arien die sanften, durch die Art des Gegenstandes jeder lapidar kräftigen Charakteristik entbehrenden Bühnenspiele: „Echo und Narziß" und „Maienkönigin".

Wenn dieser Art einseitig der Musikdramatiker Gluck unterwertet wird, so ist man andererseits geneigt, ihn als Theoretiker zu überschätzen. Glucks musikdramatisches Prinzip stand nicht als ein Memento vor seinem Lebenswerk. Seine Absage an die Musik als Selbstzweck war das Ende eines überreichen rein musikalischen Schaffens; ein Entwicklungsglied, das von einer drängenden musikalischen Fülle herausgetrieben wurde. (Wie auch das Werk Mozarts solche Entwicklungsglieder aufweisen würde, wenn dieser Genius anstatt fünfunddreißig zwei mal fünfunddreißig Jahre der Welt beschieden gewesen wäre.) Das musikdramatische Prinzip Glucks bedeutet keine Einschränkung des naiv Musikalischen auf der einen Seite zugunsten einer Theorie und kein Sichstrecken nach einem ihm fernen und erst der Zukunft gehörigen Ziel auf der andern; nichts Bedingungsweises nach irgendwelcher Richtung hin. Gluck steht an einem Kreuzungspunkt, da eine neue Welt in der Tonkunst sich aus einer alten gebären wollte; das romanische Prinzip: „Form um jeden Preis", war daran, abgelöst zu werden von dem germanischen „Ausdruck um jeden Preis", in dessen Bahnen die Musik der Bühne sich fortentwickelnd bis in die Gegenwart gehalten hat. In Glucks Opernwerk haben die beiden Prinzipien, die in ihrem Verhältnis zueinander Gegensatz und Dissonanz sind, einen vollkommenen Zusammenklang, Harmonie und Stil gefunden. Sein absolutes Musikgenie hatte Kraft genug, um sich bei aller Abhängigkeit von den Forderungen des Wortes doch nicht in Linienbreite über die Grenzen der Tonkunst hinausdrängen zu lassen. Ihn auf dem Gebiet der Oper nicht mehr verstehen heißt soviel, als das Wesentliche und Ewige in dieser Kunstgattung vor dem Nebensächlichen und Nurzeitlichen, das Starke vor dem Sensationellen verkennen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: Hofbuchdruckerei H. M. Hauschild, Bremen.

Digitized by Google

Die Kunst der Gesellschaftlichkeit.

Das Geheimnis aller Gesellschaftlichkeit beruht zunächst auf der Leichtigkeit des Temperaments, auf dem raschen Eingehen auf Situationen, auf dem jähen Einleben in Atmosphären. Man sieht im gesellschaftlichen Leben oft Menschen eine wirkungsvolle Rolle spielen, trotzdem sie weder durch hohe Bildung, noch durch hervorragende Talente ausgezeichnet sind.

Damit wäre nun bewiesen, daß die zweite Vorbedingung der Gesellschaftlichkeit an und für sich entbehrlich sei: nämlich die Geistigkeit, die jedem Gespräch erst Fülle und Inhalt gibt, die Geistigkeit, die dem Rahmen einer Unterhaltung erst das Spiegelbild einfügt.

Die Leichtigkeit ist eine reine Temperamentsfrage, um nicht zu sagen eine Frage der Technik. Sie ist immer auf dem Sprunge, irgendwo einzuhaken, durch ein Wort, durch einen Witz die Situation so zu gestalten, wie ihr Gedankengang oder ihr Wille zur Wirkung es erfordert. Der gute Gesellschafter ohne Geistigkeit, wie ihn gerade die Neuzeit herausgebildet hat, muß mehr oder minder ein Artist sein, ein Jongleur der Situation. Er muß, wie Theodor Fontane es sagt: „Damenmann" sein. Bewahre nicht Frauenmann, sondern Damenmann. Er muß der Frau Kommerzienrat, die eventuell seine Schwiegermutter werden könnte, genau so gut gefallen wie dem hektisch dünnen Fräulein Lilli, mit dem er flirtet. Er muß Bescheid wissen, muß überall dabei gewesen sein, um ihrer rundlichen Tante Bericht erstatten zu können. Wie gesagt: er muß ein Artist sein, in allen Sätteln gerecht. Er muß ein glänzender Tänzer sein, gleichzeitig aber muß er sich der schlimmsten Hopserei anpassen können. Er muß viel von Weltdamen erzählen können, aber er muß Tugend zu schätzen wissen.

Die Geistigkeit des modernen Gesellschafters muß ursprünglich dieselben Bahnen gehen. Nur hat sie die Möglichkeit, zu faszinieren, durch ein Wort plötzliche Beleuchtungen nach ihrem Willen zu schaffen, kurz und gut: paradox zu sein. Man müßte es so umgrenzen: der Gesellschafter aus Leichtigkeit vertritt und wiederholt, betont und unterstreicht den Standpunkt der Gesellschaft. Er sagt immer durch sein Benehmen, durch seine Kleidung, durch seine Verbeugung: „Wir Gesellschaftsmenschen." Er vertritt eine Norm, eine Klasse, einen Kreis, versucht ihr Vorbild zu sein oder zu scheinen. Der Gesellschafter aus Geistigkeit kann das Gegenteil davon sein. Er kann ostentativ gegen Gesellschaft und Gesellschaftlichkeit auftreten, sie vielleicht sogar angreifen, sie verspotten und trotzdem nicht nur geduldet, sondern

Digitized by Google

auch geliebt und verhätschelt werden. Bosheit, die Geist hat, wird in der Gesellschaft immer eine Rolle spielen. Die Geistigkeit kann der Gesellschaft den Spiegel vorhalten, kann ihr Fratzen vormachen, ihre Winkelzüge kritisieren — ohne anzustoßen, ja ohne eigentlich weh zu tun. Denn die Gesellschaft als Ding an sich ist gerade für Gesellschaftsmenschen ein so weit ausgedehnter Begriff, daß jedes einzelne Glied immer eher an den andern denkt, als an sich selbst. Als Max Nordau gegen die konventionelle Lüge auftrat, als Henrik Ibsen die Welt der Gesellschaftslüge mit dramatischer Wucht zerschmettern wollte, hat man die beiden Pole am besten in ihrer Wirkung gesehen: Max Nordau hatte die Grimasse der Leichtigkeit. Er war moralisch und wetterte gegen die Heuchelei. Er plauderte, entrüstete sich, wurde wütend. Henrik Ibsen hatte die Grimasse der Geistigkeit. Er hat einen Umschwung im Gesellschaftsleben genau so wenig erreicht, wie es alle Moralphilosophen je getan haben.

Das innere Wesen der Gesellschaftlichkeit basiert mehr oder minder auf der Kunst der Verstellung. Damit ist kein Vorwurf ausgesprochen, sondern eine Tatsache konstatiert: in einer Gesellschaft von zehn Menschen im Smoking und Decolleté kann eine Gleichheit der Anschauung so wenig herrschen wie eine Gleichheit der Ziele und Absichten. Nur eine Absicht ist den Menschen sicher gemein, verbindet sie: eben die Absicht, sich zu unterhalten, der Wunsch, aus diesen Stunden des Zusammenseins (die geschäftlich oder gesellschaftlich bedingt sind) möglichst viel Freude oder Amüsement zu ziehen. Man schaltet einfach den Menschen mit seinen Sorgen und Alltagsbedürfnissen aus und zwingt sich zur Festlichkeit. Aber wir brauchen gar nicht so tief zu schürfen. Schon in reinen Äußerlichkeiten können wir immer wieder sehen, daß der Geist der Gesellschaft auf bestimmte Zeichen reagiert. Gesellschaft verpflichtet, Gesellschaft ist ein Vertrag auf Gegenseitigkeit. Wenn nun eine Dame, eine Hausfrau einen Bekannten zum Butterbrot einlädt und dann acht oder zehn Platten servieren läßt, so sehen wir den Widerspruch, den im übrigen zum Stil passenden Widerspruch deutlich klargelegt. Es soll damit gesagt werden, daß es sich um kein großes Diner handelt — der Umweg ist etwas weit —, eben gesellschaftlich. Oder ein zweites Beispiel: Gerade in den letzten Jahren, da der Tanz wieder in die Gesellschaft drang, in gewisser Beziehung sogar die Gesellschaft modulierte, hörte man oft, daß eine Dame zum Tee, zum Tango-Tee einlud, und man machte dann die Entdeckung, daß Kaffee serviert wurde. Diese Umgehung ist nicht recht klar, hat keine innere Bewandtnis, aber einen rein äußerlichen Grund: der Klang des Wortes Tee ist gesellschaft-

Digitized by Google

licher. Es ist kurz, behaglich, klingend. Kaffee hat immer noch ungerechterweise den Beigeschmack des Kaffeeklatsches, die Stimmung der Kaffeeschwestern-Atmosphäre. Nun sind Kaffeeschwestern an und für sich auch eine geschlossene Gesellschaft — aber die mondäne Gesellschaft will es nachdrücklich betonen, daß sie mit dieser altertümlichen Institution nichts gemein habe. Und es ist interessant, daß in letzter Zeit sich eine Bewegung geltend macht, dem Kaffee wieder zu seinem Recht zu verhelfen, allerdings auf einer neuen, halb neutralen Basis. Von modernen Häusern ergingen letzthin die Einladungen zu einer Tasse Kaffee Hag. Die drei Buchstaben Hag klingen gut, nehmen dem Wort Kaffee das Hausbackene und Triviale. Die österreichische Frau lädt zu einer Tasse Schwarzem ein. Das klingt kokett, knapp, abgekürzt, verspielt. Kaffee Hag kann in Deutschland diesen Begriff ersetzen. Es ist wahrscheinlich, daß er sich einbürgern wird, schon aus dem Grunde, weil dieser coffeïnfreie Kaffee gerade in Kreisen der Gesellschaft, wo man nicht nur auf Leichtigkeit, sondern auch auf Geistigkeit Anspruch macht, infolge seiner nervenberuhigenden Wirkung und trotzdem aromatischen Geschmacks hoch eingeschätzt wird.

Die Kunst der Gesellschaftlichkeit ist eine schwierige, unergründliche. Es hängt viel von einem Wort ab, wie laut oder wie leise, wie amüsant oder gedehnt, wie leicht oder wie schwer eine Unterhaltung wird. Denn gerade bei der Gesellschaftlichkeit heißt es: der Ton macht die Musik. Das letzte Geheimnis der Gesellschaftlichkeit aber ist und bleibt — die Hausfrau. Von der Hausfrau geht die Stimmung, geht die Atmosphäre aus, weil sie es auch in der Hand hat, das körperliche Behagen zu beeinflussen und zu steigern. A. H.

Wappenmarken.

„Werbemarken mit Stadtwappen werden von der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen herausgegeben. Daß ein großes Geschäftshaus die neueste Sammlerleidenschaft, die namentlich die Jugend ergriffen hat, auch für sich nutzbar verwendet, sowie daß es deutsche Städtewappen, deren Kenntnis weiteren Kreisen nicht schaden kann, von einem so tüchtigen heraldischen Stilisten wie Professor Otto Hupp-München zeichnen läßt, würde uns nicht befremden. Daß dies in diskreter Weise geschieht, daß der Name der auftraggebenden Firma nur auf der gummierten Rückseite steht, somit nach Verwendung der Marke ganz verborgen ist, dürfte sogar als eine ganz ungewohnte Bescheidenheit zu bezeichnen sein. Die auf ungefähr 3000 verschiedene Wappenbilder berechnete Serie wird aber sicherlich unter den jungen Sammlern zu den meistbegehrten gehören."

(Staats-Anzeiger für Württemberg, 25. 5. 14.)


Digitized by Google

Fr. Wachsmuth
Bremen · Häfen 12-15
Asphalt- und Dachdeckungs-Geschäft
Dachpappenfabrik Marmorwarenfabrik



Mettlacher
Wand- und Fußbodenplatten
in reichster Auswahl

Holzimport
Dampfsäge- und Hobelwerk
Becker & Otten
Bremen
Lager aller Sorten Hölzer
bearbeitet und unbearbeitet
Lieferung aller profilierten Leisten
sowie Türbekleidungen,
Futter usw.

Digitized by Google





Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

INHALT

AUGUST 1914

4. JAHRGANG HEFT 11

Digitized by Google

Coffeïnfreier Kaffee Hag
der einzige unschädliche
BOHNENKAFFEE



Ehren-
kreuz
und
große
goldene
Medaille

Internat.
pharm.
Aus-
stellung
Wien
Septemb.
1913

In allen besseren Geschäften erhältlich!
Man verlange ihn in jedem Kaffeehaus, Hotel etc.

„COFFEÏNFREI"
KAFFEE-HANDELSGESELLSCHAFT
m. b. H.
WIEN I, Tuchlauben 7

Digitized by Google

Anmerkung des Verlages.

Es erscheint uns von Wert darauf hinzuweisen, daß die Redaktion der „Güldenkammer“ von unserem Unternehmen unabhängig ist. Wir können daher für die Tendenz, den Inhalt und die Form der in der „Güldenkammer“ veröffentlichten Artikel keinerlei Verantwortung übernehmen.

Verlag der Güldenkammer

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft

(Kaffeehag)

BREMEN.

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernsprecher Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

Spediteur der Königlich Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

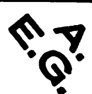
Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden. ◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35. ◆◆◆◆

A.E.G.



Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft

Bremen, Am Wall 108

Telephon 1252, 8265 **Telegr.-Adr: GEA.**

Licht- und Kraftanlagen
Metalldrahtlampen
Beleuchtungskörper
Koch- und Heizapparate

A.E.G.



Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 11 AUGUST 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

Frankreich: zum status praesens.

Von Ernst Benedikt.

Ist Frankreich ein zerfallendes Land?

Eigentlich ist es erstaunlich, daß alle Welt geneigt ist, von der Dekadence Frankreichs als von einer Tatsache zu reden, die nun einmal da sei, die man, bon gré mal gré, zugestehen müsse. Wenn man nämlich Frankreich zunächst nicht mit andern Ländern zusammenhält, sondern gesondert und für sich die Entwicklung der letzten hundertfünfzig Jahre ins Auge faßt, so tritt uns ein Wachstum an Reichtum, an politischer Macht, an öffentlicher Moralität, ein Fortschritt in der sozialen Struktur, in der Rechtsordnung, in Kultur und Bildung und geistiger Freiheit, in Kunst und Literatur, in den sanitären Verhältnissen entgegen von solch imponierender Mächtigkeit und Evidenz, daß man meinen sollte, jede Skepsis müßte da verstummen.

Bei Ausbruch der französischen Revolution zählte Frankreich sechsundzwanzig Millionen Einwohner, und diese Bevölkerungsdichtigkeit schien damals so groß, daß alle Welt von Übervölkerung sprach. Diese Auffassung, Frankreich könne so viele Menschen nicht mehr ernähren, war so allgemein, daß die Theoretiker der Revolution es offen aussprachen, man müsse dieses Übel mit der Guillotine bekämpfen! Ein Besessener des Konvents ging so weit, auszurufen: fünf Millionen genügten zum Glück Frankreichs, der Rest müsse erbarmungslos niedergemäht werden. Heute hat Frankreich neununddreißig Millionen Einwohner, und die Franzosen sind sehr unglücklich, daß es nicht in diesem Tempo der Bevölkerungsvermehrung weitergehen will. Alle Zeitungen zeigen sich bekümmert, wenn einmal in der Jahresabrechnung zwischen Amor und Mors der erstere um ein paar tausend Einheiten zu kurz kam. Und wie jene sechsundzwanzig Millionen lebten!

Digitized by Google

Es existiert über das Frankreich unmittelbar vor der Revolution ein Buch, dem auch der klassischen Wert zugestehen muß, der im übrigen die Theorien und die Beurteilung der Revolution seitens des Verfassers zurückweist: Taines „Origines de la France contemporaine.“ Das Buch überzeugt, weil es ein Hasser und Verächter der Revolution schrieb, getrieben bloß von der Redlichkeit des Forschers. Es waren einfach türkische Zustände, Zustände, die heute auch der verbissenste Reaktionär nicht mehr ertragen würde. Wenigstens würde er sich schämen, sie öffentlich zu preisen und den heutigen vorzuziehen.

Beispielsweise war in jenem Frankreich die Hungersnot so endemisch, wie noch heute in weiten Distrikten Rußlands, und brach immer wieder tragisch hervor. Literarische Feinschmecker wissen um ein in seiner übermütigen Geistigkeit unvergängliches Büchlein aus jenen Tagen des ancien régime: des Abbés Galiani „Discours sur les blés.“ Wer sich die geistige Freude macht, dieses verstaubte Büchlein des von Voltaire so genannten neapolitanischen „Plato im Kleid des Harlekin“ durchzulesen, kann daraus u. a. — unter vielem anderen — lernen, wenn er es nicht sonst wußte, daß das Hauptproblem der damaligen Staatskunst die Frage der Getreideeinfuhr und -ausfuhr war, das richtige Öffnen und Schließen des Ventils, damit die „disette“, das Hungergespenst, nicht eindringen könne ins Land. Heute ist Frankreich so reich, daß es alljährlich zwei Milliarden Ersparnisse an allerlei interessante Völker — die interessantesten sind bekanntlich immer die slavischen — abgibt, um ihnen aus Finanznöten zu helfen. Oder die politische Machtstellung! Jenes Frankreich des ancien régime und der Kabinettspolitik hatte vom Sonnenkönig an bis zu Napoleon fast nur Niederlagen erlebt. Es war so geschwächt, daß Friedrich der Große von dem „todeskranken Lande“ reden durfte. Durch Napoleon erlitt es dann endgültig die größte Niederlage. Jetzt hat es sich nach einer furchtbaren Katastrophe unter einem andern Napoleon so kräftig ausgewachsen, daß es im Laufe von nicht ganz einem halben Jahrhundert das weitaus größte Kolonialreich der Erde nach dem englischen erwarb; und in einem der beiden europäischen Gegenbünde ist es eine Hauptmacht. Die öffentliche Moralität sodann ist freilich auch heute auf einer recht niedrigen Stufe. Alle Welt klagt über Korruption, und alle Welt hat recht. Aber wer hätte den Mut, zu behaupten, daß sie heute so groß sei, wie in den Tagen, da Beaumarchais das geflügelte Wort prägte: „Ein Rechner war nötig für die Stelle und ein Tänzer erhielt sie!“ Korruption ist seit alten Zeiten ein französisches Krebsübel; aber unter dem fünf-

Digitized by Google

zehnten Ludwig stank sie zum Himmel. Hinsichtlich der sozialen Struktur genügt die einzige Bemerkung, daß mehr als die Hälfte des Bodens in jenem Frankreich dem Adel und der toten Hand gehörte, während heute Frankreich das klassische Land des kleinen Grundbesitzes ist. Und hinsichtlich der Rechtsordnung genügt die weitere Bemerkung, daß in jenem Frankreich der Grundsatz: Gleiches Recht für alle, und dessen Auswirkung, das Bürgerliche Gesetzbuch, überhaupt nicht bestand, daß rechtlich und faktisch die große Masse der Landesbewohner der Willkür einer kleinen und korrupten Oligarchie preisgegeben war.

Der Einfluß der französischen Kultur ferner ist heute freilich nicht mehr so in die Augen fallend, wie in den Zeiten, da selbst ein Geist wie der große Preußenkönig nur diese Kultur achtete und gelten ließ und alle kleinen und großen Potentaten nach der Lockpfeife von Versailles tanzten. Dafür ist er aber unsäglich intimer geworden; vor allem, weil er das eigene Volk eroberte und durchdrang. Jenes kulturschaffende Frankreich des ancien régime war ein kleines Häuflein Privilegierter; die Masse des Volkes war kulturell „wildes Land". Heute ist auch der französische Bauer geistig auf diese Kultur eingestellt, sie „gestaltet" sein Leben, um es mit einem Modewort auszudrücken. Wer in seine gute Stube tritt oder auch nur von ihm angeredet wird, muß dessen inne werden. Und was die Bildung anbelangt, so haben wir statt eines Volkes von Analphabeten ein Volk, wo nicht nur jedermann lesen kann, sondern auch tatsächlich liest, was eben viel mehr ist, ein Volk, das wirklich teil hat an den geistigen Schätzen des menschlichen Geschlechts und bei dem die Schätzung der intellektuellen Werte so groß und schon fast instinktiv geworden ist, daß es in dieser Hinsicht vorbildlich dasteht. Auch den Punkt der geistigen Freiheit kann man mit einer Bemerkung, und selbst mit einem Schlagwort, erledigen: Voltaire und Calas. Wir durch die heroische Geistesarbeit der vergangenen Generationen reich und satt gewordenen Mastbürger des Geistes wollen gar nicht mehr daran erinnert sein, daß noch vor hundertfünfzig Jahren im damals aufgeklärtesten Lande Europas ein junger Mann lebendig verbrannt wurde, weil er einem Muttergottesbild die Reverenz verweigert hatte. Auch die französische Literatur und Kunst der Gegenwart zeigt keine Dekadence, wenn auch in dem Überreichtum von Tendenzen und Versuchen aller Art viel krankhafte Erscheinungen bemerkbar sind. Die eigentlich geachteten und führenden Künstler und Schriftsteller lassen nichts von der charakteristischen Rassenbegabung

Digitized by Google

vermissen. Wer sich vom Aberglauben an die traditionelle Literaturgeschichte mit ihrer traditionellen Überschätzung der sogenannten klassischen Epochen freigemacht hat, wird unschwer noch des weiteren zugeben, daß die heutige französische Literatur die des achtzehnten Jahrhunderts in zwei Punkten sogar gewaltig überflügelte: einmal ist sie überhaupt viel reicher, weil jetzt die begabten Köpfe der ganzen Nation, und nicht bloß die einiger Kreise, auf diesem Acker pflügen; und dann hat die Geistesarbeit des neunzehnten Jahrhunderts eine solche Überfülle von Idee, Einsicht, Tendenz in den Köpfen entfesselt, daß die heutigen Bücher davon auch innerlich reicher geworden sind. Gemessen auch an Voltaireschen Romanen ist noch die dürftige, schäbige Weisheit der Schriften eines Anatole France eben doch inhaltsvoll. Der Mensch hat in den letzten hundertfünfzig Jahren ungeheuer „zugelernt" und das kommt auch seinen Büchern zu gut. Endlich ist das französische Volk auch rein physiologisch wahrscheinlich heute gesünder. Es gibt überzeugende Statistiken, die die langsame, sukzessive Abnahme der prozentualen Sterblichkeitsziffer dartun, so daß also doch wohl die Gesundheit des Volkes sich im ganzen gebessert hat.

Wer sich Frankreich isoliert, als „Insel" vorstellt, müßte — so sollte man meinen — eher von einem tropischen Säftereichtum und entsprechendem Wachstum, als von Dekadence reden.

Etwas anders stellt sich freilich die Sache, wenn man die französische Entwicklung neben die der andern Nationen hält und dabei die politische Macht wesentlich ins Auge faßt und nicht die Kultur, also mehr die quantitative als die qualitative Größe in Betracht zieht. Vor hundert Jahren zählten die heutigen Großmächte zusammen 89 Millionen Einwohner, wovon 26 Millionen auf Frankreich entfielen, also mehr als ein Viertel. Heute haben diese Großmächte zusammen 250 Millionen Einwohner und nur 39 Millionen, ein Zehntel, entfällt auf Frankreich. Wenn man also sich entschließen will, allein den Quantitätsmaßstab anzuwenden und annimmt, daß bei ungefähr gleichem Kulturstand der europäischen Staaten die Macht sich nach der Größe allein bemißt, so wäre Frankreichs Macht allerdings gewaltig zurückgegangen. Es ist auch tatsächlich richtig, daß Frankreich heute eine Großmacht wesentlich bloß des ungeheuren Einflusses wegen ist, den sein Reichtum und seine Anleihenspolitik auf den Gang der Ereignisse ausüben.

Grund dieser Entwicklung ist das sattsam bekannte Phänomen des Rückgangs der Natalität. Kurz zusammengefaßt steht die Sache wie folgt: während in dem an der Spitze marschierenden Holland

Digitized by Google

15,6 Menschen auf tausend mehr geboren werden als sterben, in Deutschland 14,9, in Italien 11,1, in Spanien 8,9, oszilliert diese Ziffer in Frankreich um Null herum. Seit 1870 ist es sogar schon sechsmal vorgekommen, daß mehr Menschen starben als geboren wurden; im Jahr 1911 speziell zählte man sogar 34 869 Todesfälle mehr als Geburten. Vor 1870 wurden in Frankreich alljährlich noch rund eine Millionen Menschen geboren, heute ist diese Ziffer auf rund 700 000 gesunken. So ist es gekommen, daß Frankreich, das 1851 noch gleichviel Einwohner zählte wie das heutige Deutsche Reich, jetzt deren rund sechsundzwanzig Millionen weniger hat. Da aber Kultur, oder sagen wir allgemeiner Wert und Schwergewicht eines Volkes mit der politischen Macht nicht einfach identisch sind, so würde die Tatsache, daß Frankreich quantitativ immer mehr ins Hintertreffen gerät, es in keiner Weise rechtfertigen, von Zerfall zu reden. Ein Volk kann blühen, gedeihen, kerngesund sein, aus der weltgeschichtlichen Perspektive führend sein bei rückgehender oder auch bei von Haus aus unbeträchtlicher politischer Machtstellung. Das alte Athen war politisch unbedeutend und gründlich korrumpiert, Judäa ebenfalls. Aber auch politisch bedeutet eine solche Verschiebung an sich keineswegs Zerfall oder gar Gefahr des Untergangs, vorausgesetzt, daß die leitenden Kreise eines solchen Volkes die geistige und moralische Kraft haben, sich anzupassen, sich auf dem kleineren Fuße einzurichten. Nichts berechtigt zu der Meinung, daß angestammte Charaktereigenschaften des französischen Volkes eine solche Adaption dauernd unmöglich machen werden. Daß Frankreich bis jetzt diesen Weg nicht ging, liegt einfach daran, daß es nicht glaubte, dies nötig zu haben! Wie Fürst Bismarck es seinerzeit als Befürchtung aussprach und Herr von Bethmann Hollweg es in einer bekannten Reichstagsrede als nunmehr eingetretene Befürchtung wiederholte: die Franzosen glauben — oder glaubten — wieder so weit zu sein, daß man es, gestützt auf die Bündnisse, mit Deutschland werde aufnehmen können. Aber der andere Weg war vor Agadir doch wohl schon betreten, als der damalige Ministerpräsident Caillaux über die Köpfe seiner Kollegen hinweg mit Herrn von Kiderlen-Wächter auf einem Fuße unterhandelte, der sogar die Belehnung der deutschen Werte auf der Pariser Börse nicht ausschloß. Herr Caillaux wurde dann freilich etwas barsch beiseite gestellt. Aber der Sturz war so wenig tödlich, daß derselbe Politiker der führende Geist eines neuen Ministeriums war. Es ist unberechtigt, von einer „Unversöhnlichkeit an sich“ Frankreichs zu reden. Und es wäre unberechtigt, von einer Dekadence Frankreichs

Digitized by Google

zu reden, weil es früher oder später diesen andern Weg notwendig wird gehen müssen, wenn nicht abnorme, grundstürzende Ereignisse die Entwicklungskurven der europäischen Staaten überhaupt gewaltsam umbiegen.

So wäre also die Sage von der Dekadence Frankreichs ein müßiges Gerede? Die Tatsache besteht, daß das heutige Frankreich eine Anzahl Erscheinungen aufweist, die beweisen, daß das Land gegenwärtig „krank" ist, um hier einen Ausdruck zu verwenden, den zu brauchen und zu umgehen gleich mißlich ist. Denn im Grunde ist die Gleichsetzung einer Nation mit einem Organismus doch nur Wortspielerei: in der faktischen Weltgeschichte bewähren sich solche „simplen" Vorstellungen gegenüber der Unberechenbarkeit des Lebens nicht, und beispielsweise erwies sich das vom großen Friedrich als „todeskrank" angesprochene Frankreich des ancien régime ein Jahrzehnt später als so urlebendig und von so dämonischer Lebenskraft erfüllt, daß es die Kraft hatte, das alte Europa überhaupt über den Haufen zu werfen. Vielleicht ist es richtiger, statt des Ausdrucks krank das mehr neutrale Wort anormal zu verwenden.

Unter diese krankhaften oder anormalen Erscheinungen darf man aber nur unter Vorbehalten dasjenige Phänomen einreihen, das in und außerhalb Frankreichs am meisten zu reden gibt: die Stockung in der Bevölkerungsvermehrung. Zunächst hat man hier eine überhaupt und an sich konfuse Vorstellung abzutun: daß nämlich diese Erscheinung auf „Erschöpfung der Rasse" zurückzuführen sei. Da in diesem Punkt Vorsicht in der Wahl der Ausdrücke angezeigt ist, so sei, unter Umgehung der eigentlichen Aussprache, nur auf eine bekannte Tatsache hingewiesen, die in ihrer massiven Eindeutigkeit über ganz Europa hin sichtbar ist. Es ist allgemein zugestanden und eine bewiesene Sache, daß die sogenannten oberen oder besseren Stände gesundheitlich hoch über dem Fabriklerstand stehen. Aber sie erzeugen weniger Kinder; nicht sie, sondern die Fabrikarbeiter heißen und sind „Proletarier". Wir haben auch sonst soeben gesehen, daß Frankreichs Bevölkerung seit einem Jahrhundert im Aufstieg begriffen ist, was die sanitären Verhältnisse anbelangt. Erschöpfung der Rasse ist bei einem Volke von so vielen Millionen Seelen wohl überhaupt nie vorgekommen; dieses Phänomen müßte ganz wo anders als in Frankreich studiert werden, etwa bei wegen dauernd mangelhafter oder unrichtiger Ernährung verkommenden Stämmen oder bei durch Inzucht verkommenden Familien usw. Hingegen wo die Menschen leben „wie der

Digitized by Google

Herrgott in Frankreich“, gibt es so was überhaupt nicht. Eher könnte man die Erscheinung auf eine gewisse Verkümmerung der Seele zurückzuführen geneigt sein, was freilich fast ebenso schlimm wäre wie physiologische Dekadence, auf ein Hinabsinken in dürftigen, genüßlerischen, unfruchtbaren Egoismus. Und diese Erklärung trifft unstreitig in weitem Umfang zu, namentlich hinsichtlich des weiblichen Geschlechtes. Als typisch kann diesfalls der Fall der Kaiserin Eugenie gelten: als ihr der Ministerpräsident Rouher das immense Interesse der Dynastie klarmachen wollte, daß sie dem Erbprinzen wenigstens noch ein Brüderchen beigesellen solle, erhielt er von der schönen Frau die Antwort: „On voit bien, que ce n'est pas vous, qui devez les mettre au monde.“ Ein Vorbild, das nicht nur bei den höchsten Kreisen des europäischen Adels Nachfolge gefunden und dort erstaunliche, unglaubwürdige Folgen zeitigte, sondern auch bei der französischen Frauenwelt mehr als billig Anklang gefunden hat. Doch ist auch hier eine Gegenrechnung zu machen. Nicht nur der Egoismus der Eltern ist hier wirksam, sondern auch die Liebe zum Kind. „Die Kinder sollen es besser haben,“ das ist bei hoch und niedrig französische Familiengesinnung; und die Familie hängt dort viel inniger zusammen, als beispielsweise in England. Entschieden krankhaft ist dagegen der völlige Mangel an Scham, mit der hier die Räson, die bloße Verstandeskraft, in das Naturgeschehen regelnd eingreift und sich dessen als eines „Fortschrittes“ berühmt, so daß es über diesen „immoral restraint“ — als Gegensatz zu dem von Malthus geforderten „moral restraint“ — eine ganze, in ihrem kalten Cynismus wahrhaft widerwärtige, aber nur zu verbreitete Literatur gibt. Und positiv verbrecherisch ist die Land auf Land ab schwunghaft betriebene Abortpraxis.

In politischer Beziehung ist natürlich die Erscheinung ein entschiedenes Schwächemoment. Indes kann sich Frankreich, sobald es nur will, politisch auf dem zweiten Rang auf das bequemste und sicherste einrichten und seine wahre Größe und geschichtliche Mission mehr in der Qualität als in der Quantität suchen. Die Erscheinung ist für Frankreich lange nicht so bedenklich, wie sie für Deutschland wäre, wenn sie sich auch dort einstellen sollte: denn Frankreich ist nicht eingeklemmt zwischen einen immer kriegerischen Nachbar im Westen und einen in furchteinflößender Weise an Volkszahl und Reichtum wachsenden Nachbar im Osten. Geradezu absurd ist aber, die Erscheinung als „Selbstmord einer Rasse“ zu deuten, wie sogar Herr Leroy-Beaulieu in einem übrigens lesenswerten Buche getan hat.

Digitized by Google

Zahlenmäßig auszurechnen: wenn es so weiter geht mit dem Bevölkerungsrückgang, so wird Frankreich in fünfzig Jahren so und so stehen, in hundert Jahren aber ausgestorben sein, ist eine Rechnung analog derjenigen jenes siebenmal weisen Professors, der auf Grund der Beobachtung, daß bei jungen Hunden die Schwänze schneller als die übrigen Glieder wachsen, durch Rechnen und Messen herausbrachte, daß der Hund nach erreichter Volljährigkeit einen Schwanz von fünf Klaftern Länge haben werde. Es ist dasselbe, nur umgekehrt. Natur und Leben haben gegen Anomalien immer auch regulierende, ausgleichende Potenzen; und eine ist längst wirksam: die Einwanderung, über die sich die Franzosen freuen sollten. Daß aber Frankreich durch seine Fremden der Gefahr der Entnationalisierung ausgesetzt sei, ist eine lächerliche Flause der französischen Nationalisten. Die Kelten Frankreichs haben Franken, Normannen, Burgunder und in neuern Jahrhunderten sogar elsässische Alemannen aufgesogen und so gründlich verdaut, wie man es französischerseits nur wünschen kann. Da werden sie auch ein paar hunderttausend deutsche Handwerksburschen und Musiker und italienische Lohnarbeiter verdauen können. — Nach der kulturellen Seite kann das Phänomen verschieden bewertet werden.

Eine unzweideutige, aber nur partielle Degenerationserscheinung ist dagegen der Alkoholismus in der spezifischen Form, wie er sich immer mehr unter der Arbeiterbevölkerung der großen Städte und namentlich unter dem Pariser „ouvrier" ausbreitet. Die Franzosen lachen uns freilich aus, wenn wir ihnen Alkoholismus vorwerfen, und verweisen auf den berühmten deutschen Durst. Und natürlich ist diesseits des Rheines nicht Tugend, was jenseits Laster ist. Aber es handelt sich da um eine Erscheinung sui generis. Es ist eine wirkliche, auch im äußern Anblick sich kundgebende Verseuchung durch schlechten Alkohol, namentlich den Absynth, dessen Konsum von 6713 Hektolitern im Jahre 1873 auf 230000 Hektoliter jetzt gestiegen ist, und durch eine in fürchterlichem Umfang praktizierte Weinfälscherei. Nun setzt man sich freilich seit einigen Jahren gegen diese Pest kräftig zur Wehre. Aber ein solcher Kampf kann wesentlich nur mit moralischen Mitteln geführt werden, und das ist nur dann aussichtsreich, wenn die moralische Sensibilität noch intakt ist. Das ist nun gewiß der Fall beim französischen Volk, aber nicht mehr beim „ouvrier", der in seiner phrasenhaften Aufklärung über alles hinaus ist, auf den moralische Argumente nicht mehr greifen. Und so geht es in diesen Schichten mit raschen Schritten bergabwärts.

Digitized by Google

Ich las einmal in einem römischen Blatt einen Artikel über Paris, der mir unvergeßlich blieb und den ich mir aufbewahrt habe. Er war von Paolo Orano, einem der bedeutendsten Köpfe des jungen Italiens, dem früheren Führer und geistigen Vater des syndikalistischen Sozialismus, der dann aber von der nationalistischen Bewegung sich erobern ließ. Dieser Vollblutdemokrat hatte, wie das jeder richtige italienische Demokrat tut, seine Pilgerreise nach dem Mekka der europäischen Demokratie gemacht, in der Hoffnung, dort „frische Nahrung, neues Blut" für seinen Glauben zu finden. Die Enttäuschung war aber furchtbar. Er ging gleich „ins Volk", wie man in Rußland sagt, nämlich zum Pariser Arbeiter aller Schichten, und was er da fand, machte einen niederschmetternden Eindruck. „Paris hat eine Bevölkerung so groß wie die Mailands, die Hunger leidet. Ein Auskunftsmittel hat sie gefunden, um nicht essen zu müssen: den Alkohol. Paris hat eine andere Bevölkerung, viermal so groß wie die von Mailand, die von Liebesdurst, von alkoholischem Liebesdurst besessen ist. Ein Auskunftsmittel hat sie gefunden, um ihn zu befriedigen: die Sterilität." Dies war das Leitmotiv, in dessen weiterer Ausführung dann u. a. gesagt wird: „Ich habe den demokratischen Glauben, ich werde glauben und will glauben. Aber ich will mich nicht täuschen lassen. Nein! Fort! Ich habe das französische Proletariat gesucht, die verbündeten (sindicati) Arbeiter der Revolutionsstadt, des Emanzipations-Paris, dort wo sie zu finden sind. Wie viele braucht ihr? Zehn? Hundert? Zweihunderttausend? Seht sie dort, die Mütze auf den verdrehten Augen, aus denen der Wahnsinn blitzt. Sie schaukeln sich auf ihren Sitzen in den stinkenden „Kellern" (caves). Da sind sie seit drei Stunden, meine Pioniere des Fortschrittes, und noch weitere drei Stunden werden sie hier sein. Zur Seite haben sie bleiche Weiblein, die wie kleine häßliche Äffchen die Überreste von Absynth, Rum und Wein aus den Gläsern rauben ... Es braucht Mut, die Augen des Geistes auf das Paris zu richten, das in zehn Jahren da sein wird, zehn mal mehr alkoholisiert, auf sein Proletariat, das nicht mehr auf den Gerüsten der Häuser wird aufrecht stehen können, auf ein betrunkenes Heer der Nation und ein Heer der Gegennation, das ebenfalls betrunken sein wird. Auf ein Paris, wo niemand mehr geboren wird und über welchem hundert oder tausend Demagogen aller Farben ohne Unterlaß rednerische Bomben für eine Revolution niederprasseln lassen." Der Aufsatz trug den Titel: „Das automatische Paris" und führte den Gedanken aus, daß in dem Paris von heute nirgends mehr

Digitized by Google

eigentliches, wurzelndes Leben sei, daß weder die zahllosen revolutionären Gruppen, noch deren konservative Gegner Eigenkraft und ursprüngliches, ehrliches Wollen mehr besitzen, sondern daß sich das öffentliche Leben sozusagen als bloßes Kopf-Phänomen abspiele, in einer endlosen, saft- und kraftlosen Logomachie von Worten und Phrasen erschöpfe und auslebe. Daher sei jede Hoffnung aufzugeben, daß dieses „Rom der Demokratie" sich noch jemals werde produktiv erweisen und in das geschichtliche Geschehen bauend und gestaltend werde eingreifen können.

Womit wir glücklich bei den seit alten Zeiten größten zwei Übeln Frankreichs angelangt wären, beim „Wasserkopf" Paris und bei der Politik. Allein nun ist die Tatsache zu vermelden, daß sich das Land, die Besten des Landes, die Besten aller Parteien gegen diese zwei Übel kräftig zur Wehre zu setzen beginnen, so daß man die Empfindung hat, daß die französische Entwicklung wieder einmal an einem Wendepunkt angelangt sei.

Es steht heute in Frankreich nicht mehr so, wie nach dem Krieg Jahrzehnte hindurch: daß die Besten des Volkes skeptisch abseits sich halten. Ein gewaltiges Ringen dieser Besten gegen die von Paris und der Politik drohende Auflösung läßt sich wahrnehmen. Und es sind, wie gesagt, die Besten aller Parteien: die Kluft der Dreyfußgeschichte beginnt sich zu schließen. Manche nichtige Bestrebung und hohle Tendenz ist schon beiseite gedrängt worden, so der unfruchtbare „Konservatismus" à la Bourget, so der Ästhetizismus als berechtigte Weltanschauung. Aber auch dessen Vater, der Intellektualismus, verliert an Kredit immer mehr; die Franzosen, die in einer furchtbaren Weise die Wahrheit und Tiefe des Goetheschen Weisheitsspruches erfahren müssen, daß „der Verstand anarchisch", bloße Verstandesbildung nur auflösend sei, beginnen an der alleinseligmachenden Divinität derjenigen Göttin zu zweifeln, die sie seit hundertfünfzig Jahren am unentwegtesten angebetet haben: die Göttin Räson. Das ist durchaus nicht Reaktion: das Frankreich, das noch soeben, zuerst unter den europäischen Staaten, die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt hat, ist sicherlich nicht auf dem Wege, den dunkeln obskurantistischen Mächten anheimzufallen. Aber der Zweifel ist lebendig geworden, ob die Räson für die Ordnung und Gestaltung des Lebens genüge. Daher die fast schwärmerische Begeisterung für die Philosophie Bergsons: ein Weg scheint hier zu grüßen, auf dem man wieder zu Schätzen gelangen könnte, die die Räson nicht zu vergeben hat, aber ohne das sacri-

Digitized by Google

fizio dell' intelletto bringen zu müssen, zu dem sich der Franzose unter allen Europäern am schwersten entschließt. Einige, und von den Berühmtesten, bringen freilich auch ohne weiteres dieses Opfer: Männer wie Claudel und Jammes sind gläubige Katholiken, papstgläubig sogar, andere, Barrès und Maurras, wünschen wenigstens, daß alle Welt glaube, daß sie glauben. Aber das ist ein Ausweg, nicht ein Weg, und sicherlich ohne richtunggebende Bedeutung für die kommende Entwicklung. Der Messe-Katholizismus Claudels ist eine Erscheinung wie das Rosenkranzbeten des seligen Fogazzaro und für die Entwicklung irrelevant. Auch das von allen Seiten erhobene literarische Schlagwort: zurück zum Klassizismus darf man nicht als Reaktion verstehen, wenn es auch — aber mit ganz nichtigem Erfolg — dafür ausgenutzt wird. Es ist das Zurückwollen zum unbezweifelt Ächten, Gesunden, Bodenständigen, Nationalen, die bewußte Abwehr vom Exotischen (auch Deutschen). Die Franzosen sind seit einem halben Jahrhundert allen Exotismen eigentlich nachgelaufen; haben überall gelernt und zusammengerafft; jetzt hat man die Empfindung, daß man die Klappen wieder schließen und sich auf dem gesteigerten Eigenen mit souveränem Wollen einrichten müsse.

Wichtig ist, daß der Einfluß von Paris zurückgedrängt wird. Der Pariser Geist hat auch den Glauben an sich verloren. Auch ein Victor Hugo würde heute mit Hymnen auf die Lichtstadt und das „Gehirn der Welt" nur noch ausgelacht werden. Mit Männern wie Mistral, Barrès, Claudel, Romain Rolland kommt die Provinz wieder zu Wort und Einfluß und damit das eigentliche, das gesunde Frankreich. Richtung gebend war hier vor allem Mistral, der anfänglich mit seinem Felibrismus verspottet wurde, während sich damit erwies, daß ursprüngliches Leben auch in der verachteten Provinz erblühen könne, in dieser Provinz, die sonst nur dazu da schien, den „Acker der Welt" an der Seine mit menschlichem Kulturdünger zu versehen. Das Lothringertum von Maurice Barrès, das uns bizarr und gesucht erscheint, ist am besten zu verstehen als ein verzweifeltes Fußfassenwollen außerhalb des „Gehirns der Welt" in einem wieder wahren, nicht künstlich verlogenen Leben. Auch Taine, der am See von Annecy seine Werke schrieb, hatte diesen Instinkt, ohne ihn aber, wie Barrès, zu einer Theorie und Weltanschauung auszugestalten.

Politisch ist man vor allem darauf aus, eine soziale Disziplin wieder herzustellen nach den Orgien des ideologischen und praktischen Anarchismus der letzten Jahrzehnte. Dafür kämpfen der Nationalismus

Digitized by Google

wie der Neotraditionalismus, aber auch der Syndikalismus Sorels ist keineswegs anarchischer Natur. Vor allem will man den Zwiespalt zwischen Schule und Militär überwinden. Charakteristisch ist da ein Ausspruch Millerands, eines ehemaligen Sozialisten, der dann Kriegsminister wurde und heute von den Konservativen vergöttert wird, wie Briand, ein anderer Sozialist oder Exsozialist: „Mit dem Dualismus zwischen Heer und Schule darf es nicht weitergehen. Das Heer erhält von der Volksschule anarchisierte Leute, während die Schule dem Heer vorarbeiten sollte." Weiter hat der lärmende Radaunationalismus Kredit und Einfluß verloren und auch dessen Abzweigung, der Nationalismus eines Maurras, der auf der knabenhaften Auffassung basiert, die Regeneration Frankreichs müsse dadurch erzielt werden, daß man mit einem „coup de force" das Land von der Advokatenherrschaft der Parlamentarier befreien und dann gegen den „Erbfeind" führe, wo dann das Stahlbad des Krieges ganz von selbst neben dem äußern Sieg auch die innere Erneuerung bringen werde. Zwar berechtigt nichts zu der Annahme, daß die hier gemeinten Männer und Kreise den aufrichtigen Frieden mit Deutschland suchen; wenn es jetzt schon den oben angedeuteten „andern Weg" gehen sollte, so wäre eine solche Entwicklung wohl noch eher von den leitenden Persönlichkeiten der Politik zu erwarten. Aber der Nationalismus dieser Kreise ist nicht mehr direkt aggressiv; und mehr als um alles andere ist es ihnen um die innere Erneuerung und Gesundung, um die Befreiung des Landes von den auflösenden, anarchischen Tendenzen, um eine Regeneration des öffentlichen Geistes zu tun. Daß aber eine solche Regeneration jetzt möglich sei: dies ist der eigentliche Glaube, der diese Männer, die sehr verschiedenen Parteien angehören, zu einem idealen Ganzen verbindet.

Ist also Frankreich ein zerfallendes Land?

Der eingangs erwähnte Abbé Galiani schließt seinen „Discours" mit einem Ausspruch profunder Weisheit. Nachdem er nämlich sein Problem durchgesprochen nach allen Seiten, lehnt er es ab, eine Summe zu ziehen, mit der Wendung: „Les badauds aiment à conclure," was man allenfalls übersetzen kann: „Nur die Dummen wollen immer ihr Fazit haben." Wir haben in diesem kurzen Aufsatz kein Problem durchgesprochen, sondern nur aus der Vogelschau einige Richtlinien anzudeuten versucht.

Digitized by Google

Deutsche Aufgaben.

Von Dr. Alfred Gildemeister.

Krieg und Frieden ist nicht nur ein Vorwurf künstlerischer Betrachtung, wie ihn der große Russe unternommen hat. Nicht die Kunst war ihm das Wesentliche, sondern das ethische und religiöse Leiden unter dem Kriege. Aus dem Kriege haben die großen Künstler den Gegenstand und den Geist ihrer Werke genommen — alle große Kunst ist heroisch. Ethisch begründet ist das Leiden unter den Eindrücken des Krieges, seiner Roheit und Vernichtung schuldlosen und blühenden Lebens.

Tiefer greift auch hier das religiöse Problem von der Aufgabe der Überwindung des Krieges als des großen Ausbruches des Bösen durch das Gute, und der in den Kreuzzügen gipfelnde Versuch, den Krieg zu versittlichen durch seine Einstellung in den Kampf gegen das Böse, gegen die Ungläubigen. Der Krieg ist die schwerste Fessel, durch die der Prometheus der Menschheit an den Felsen dieser Erde gefesselt ist. Vergeblich hat sie diese abzustreifen gesucht, aber auch sie selbst ist erdgeboren, alles Leben beruht auf der Vernichtung anderen Lebens, und wo sich das Gefühl diesen Lebenskampf versagt, da tritt der Verfall ein.

Es gab eine Zeit, die erwartete von der wirtschaftlichen Durchdringung der Welt den Frieden, die Lehre von Cobden und Adam Smith sollte das Heil bringen, und wenig später erstanden die Propheten der Heilslehre des Sozialismus. Doch die Menschheit sollte nur um eine neue Enttäuschung reicher werden, hinter der gewaltig aus dem Boden ersteigenden Macht des eisengerüsteten Industrialismus erhob sich das Gorgonenhaupt des wirtschaftlichen Kampfes, vor dem die Erschreckten zurückflohen in die Arme des treusorgenden Staates, den man dringend bat, seinen „Nachtwächter"posten aufzugeben und sich bei Tage um seine sich zerfleischenden Kinder zu kümmern. An die Sozialpolitik aber wird heute wieder die Frage gerichtet, ob sie mit ihrer Allerweltsversorgung nicht lebensfeindlich zu wirken beginne, weil sie das Grundgesetz des Lebens, der Erhaltung durch Kampf, verkenne.

Wir sind papierene Menschen geworden und leben in papierenen Gedanken und haben und kennen ein Vielerlei von Ansichten, aber nur selten Überzeugungen, am wenigsten aber eine so unmoderne

Digitized by Google

wie die des alten Griechenwortes, daß der Krieg der Vater aller Dinge ist.

Das heutige Deutschland ist aufs unangenehmste berührt, sich täglich über die Nachrichten aus der europäischen Welt beunruhigen zu müssen und zu erfahren, daß der Wehrbeitrag die drohenden Gespenster nicht gebannt hat.

Ist der Krieg schon eine willkürliche Schandtat, so ist die Kriegsgefahr selbstverständlich das Werk einiger von der Rüstungsindustrie subventionierter Kriegstreiber, die man nur dingfest zu machen braucht, um auf dem nächsten Friedenskongreß in vielen Reden von der weltweitesten Allgemeinheit festzustellen, daß die Ära der Mißverständnisse abgeschlossen ist. So leben leicht beieinander die Gedanken!

In den letzten drei Jahrhunderten ist Europa etwa alle fünfzig Jahre von Kriegen durchschüttert worden, das Gebiet und der Einfluß jedes Staates läßt sich aus den Ergebnissen dieser Kriege herleiten. Sind die Bedingungen gegeben, daß die Völker Europas ihre Machtverhältnisse wiederum einer Revision unterzögen?

Es ist bekannt, daß Deutschland durch Jahre hindurch als kriegstreibende Macht galt. Die Formel dafür war einfach. Deutschland hat die stärkste wirtschaftliche Entwicklung und fast die stärkste Bevölkerungszunahme, ihm kann der enge Raum, auf den es auf dem Wiener Kongreß beschränkt wurde und den weder die Kriege von 64, 66 und 70 noch die kolonialen Erwerbungen wesentlich geweitet haben, nicht genügen. Deutschland hat durch polternde Drohworte diesen Glauben an seine Absichten zeitweise wirklich genährt, doch während des Burenkrieges und des in der Mandschurei, sowie während der verschiedenen Marokkoaffären deutlich bewiesen, daß seiner Leitung der Wille kriegerischen Handelns fehlte.

Die Lage Deutschlands ist die schwierigste der Welt. Abgesehen von der geographischen und strategischen Ungunst seiner Lage, darf es sich in mehr als einer Hinsicht verlassen vorkommen. Drei Stämme haben Europa unter sich geteilt, der aus der Herrschaft verdrängte der Romanen, der germanische, aus dessen Blut die wirtschaftlichen Eroberervölker der Erde entsprangen, und der sich mächtig nach Asien und in Europa ausdehnende slavische Volksstamm.

Rache ruft das von bisheriger Höhe hinabgeglittene französische Volk, dessen Verhältnis zum Deutschtum niemals ein anderes war als das des Angriffes in den Zeiten der Stärke und Versöhnung nur

Digitized by Google

in denen der Schwäche kannte. England hat noch im siebenjährigen und in den napoleonischen Kriegen an deutscher Seite gekämpft, doch die kommerzielle Rivalität ließ es gegen Deutschland Stellung nehmen und der deutschen Entwicklung zur See gegenüber erwachte die Furcht, den gegen Spanien, Frankreich und die Niederlande siegreich durchgeführten Kampf um die maritime Suprematie noch einmal kämpfen zu müssen.

England wird sich vielleicht noch einmal beglückwünschen können, daß sein deutscher Vetter kein starker Hasser ist, denn gegenüber der Gefährdung aller Europäerherrschaft in Asien, gegenüber der wirtschaftlichen Expansion der Vereinigten Staaten und dem lavinenartigen Vordringen Rußlands konnte nur gefühlsmäßiger Hochmut zum Kampf gegen Deutschland rufen — mit Deutschland fiele das Hauptbollwerk der englischen Freiheit — England hat sein altes Rezept der Teilung Europas in zwei feindliche Lager, um den arbiter mundi spielen zu können, wieder meisterhaft durchgeführt.

Die Technik ist bewunderungswert, doch war nirgends ein politisches Endziel zu erkennen. Hätte England den Vernichtungskampf gegen Deutschland gewollt, so könnte es wie einst Kaunitz frohlocken, daß es uns so viele Feinde auf den Hals gezogen, daß wir darunter erliegen mußten wie vormals das Reich Heinrichs des Löwen.

Der Balkankrieg war der Triumph und gleichzeitig das Debacle der russischen Intriguenpolitik. Rußland hat am Balkan mit verschiedenen und teilweise feindlichen Kräften zu rechnen, die Rolle des Zarbefreiers ist ausgespielt. Möglich erschien nur der Vorstoß gegen die erschütterte türkische Macht in Kleinasien. Dieses aber den Russen preisgeben, hieße für England, seine Stellung in Arabien und Ägypten langsam aufrollen lassen; die bisherigen Erfahrungen in Persien sind eine bittere Lehre gewesen. England beginnt seinem russischen Gegner in das Auge zu sehen.

So wurde die Grundlage für die deutsch-englischen Verhandlungen über Kleinasien geschaffen. Noch ist nicht jeder Schleier gelüftet, doch wird das Ergebnis nicht unbedeutend sein, denn England hat ein reales Interesse, uns dort an seiner Seite zu interessieren.

Wenn wir recht unterrichtet sind, so waren wir unter dem Ruf „Weltpolitik und kein Krieg“ bereit, in den schwarzen Kontinent zu flüchten, aber wir wurden mit starker Hand festgehalten und dürfen uns nun freuen, daß die Früchte deutschen Unternehmungsgeistes in Kleinasien doch noch reifen sollen.

Digitized by Google

In diese Zeit der Verschiebung der politischen Konstellation tönen die Kriegsrufe aus Rußland und Frankreich. Beide Mächte haben ihre Kriegsrüstung auf eine für ihre wirtschaftliche Zukunft fast ruinöse Höhe gebracht, die ganz offenbar für den Kriegsausbruch in absehbarer Zeit berechnet ist.

Deutschland hat langsam und schweigend seine Rüstung verstärkt, Zeichen der Furcht hat der Späherblick seiner Feinde nirgends erblickt. Diese ruhige Haltung aber beruht zum großen Teil darauf, daß die deutsche Nation sich in Sachen der auswärtigen Politik gern einer gewissen Beschaulichkeit hingibt und die Regierung raten läßt. Es ist erstaunlich, über welche Fragen eine so bedrohte Nation im innerpolitischen Streit in Hitze geraten kann. Dem wäre nicht so, wenn sie ihre weltpolitische Aufgabe erkennte. Sollten wir vor die Riesenaufgabe gestellt werden, mit der Vormacht des Slaventums und des Romanentums gleichzeitig den Kampf zu führen, lau unterstützt, wenn nicht befehdet von England, verlassen von den kleinen, letzten Endes doch unser Schicksal teilenden germanischen Bruderstaaten, dann werden wir nur siegen, wenn die ganze Nation bis zum letzten durchdrungen ist von der heiligen Überzeugung, der Fichte vor einem Jahrhundert flammenden Ausdruck lieh, daß mit unserem Sturz die Menschheit in Barbarei versänke.

Die Welt ist an dem inneren Gehalte des Deutschtums in der Zeit seines wirtschaftlichen Emporkommens oft irre geworden, und die besten seiner Söhne selbst leiden unter der groben und schreienden Materialisierung unseres äußeren Lebens, möge es seinen wahren Gehalt im Augenblick der Gefahr bewähren.

Die Überzeugung darf uns leiten, daß nur der Haß über den Erfolg der deutschen Friedensarbeit, das allem germanischen Empfinden tief feindliche Franzosentum und das vor den Toren der Kultur lagernde Russentum geeint haben. Fast wäre man versucht, diese Brüderschaft des Hasses tief zu bemitleiden.

Jedenfalls aber haben wir uns über unser schweres Geschick nicht zu beklagen, vor uns liegt die Aufgabe der Bewahrung des Deutschtums, in der Arbeit des Friedens wie wir wollen, im aufgedrungenen Kampf wenn wir müssen.

Wir stehen und fallen mit dieser Aufgabe.

Digitized by Google

Kriterien der Lyrik

von Albrecht Schaeffer.

Ursprünge.

Das ursprüngliche oder Grundgefühl zur Erzeugung eines Gedichts wie eines jeden, durch keine Forderung des Gebrauchs, durch keinerlei Zweckmäßigkeit bedingten menschlichen Werkes ist und war von Anbeginn eine Veränderung des Empfindens vom Ich; eine Verstärkung, Vertiefung, Steigerung der Lebenskräfte oder Schwellung irgendeines einzelnen der Daseinstriebe.

Ein Lust- oder Unlustgefühl. Infolge eines äußeren Anlasses gerät das Innere, plötzlich oder allmählich, in Wallung, in Bewegung, und zwar so lange, bis die innere Bewegtheit nach außen schlägt, übergreift und zu einer sichtbaren, körperlichen Bewegung wird. Dies auf zweierlei Weise. Bei plötzlichen Erregungen: der Mund öffnet sich zum Schrei — der Freude, des Schmerzes —; bei langsameren: der ganze Leib gerät in Aufregung und wiegt sich — vor Wonne —, windet sich — vor Qual.

Andere Veranlagung führt zu anderem Ausdruck. Der beseligte oder gestrafte Hund winselt, heult, springt, wedelt. Das stumme Pferd springt, schlägt aus, die Lerche wirbelt sich singend nach oben, der Bär erhebt sich sitzend und wiegt brummend die Vordertatzen, der Auerhahn, der Reiher geraten außer sich und tanzen.

In den Tänzen dieser letzten beiden Tiere finden wir schon einen Ausdruck für jenen ersten unter den Trieben des Daseins, der auch zuerst zur Ausbildung einer Kunstform führte: den erotischen Trieb. Der Tanz der Tiroler Bauern, bei welchem der männliche Teil durch immer wildere Sprünge und rasenderes Klatschen der Hände auf alle irgendwie erreichbaren Körperteile in eine, der des balzenden Hahns nicht unähnliche Verzückung gerät, stellt noch heute alle Phasen der begehrlichen Liebe dar: das Entstehen der Leidenschaft, das Anfachen, Bekennen, erste Werben, die Zurückweisung, den neuen Versuch, schließlich den Sieg und die Hingabe, zu deren Darstellung dem europäischen Tiroler der Kuß genügt, während der Orientale (er läßt das Weib allein tanzen) nur die Bewegungen des Liebesaktes selber Tanz werden ließ. Viele Tänze außereuropäischer Völker, etwa jener der arabischen Derwische, fangen im Sitzen an, bärenähnlich, bis der beginnende Tanzwahnsinn zum Erheben und Herumwirbeln zwingt.

Digitized by Google

Mag diese letzte Art von Reigen, der Tanz der Verehrung, sich auch erst verhältnismäßig spät ausgebildet haben, so war es doch nicht die Erotik allein, die ihren Ausdruck in tanzmäßigen Bewegungen fand. Nötig war ein Gefühl von Dauer und eins, das weder zu gewaltsam einsetzte, noch zu jählings endete. Schmerz aber, Trauer über Totes, bildeten die Gesten des Klagens aus: das Sichwinden, die Hände ringen, Sich-hin-und-her-werfen und anhaltende Weheschreien. Schließlich hatte die Arbeit schon ihre körperlich sich ausdrückenden Bewegungen, die besonders bei gemeinsamer Ausführung zu ihrer taktmäßigen Betonung und Verstärkung führten.

Zwar hatte der Mund seinen ersten Wollust- oder Schmerzensschrei ausgestoßen lange vor der Entstehung irgendwelcher tanzartiger Rhythmen; gewiß aber hatten diese bereits längst feststehende Formen gefunden, ehe der Mund mit wiederholten Lauten und Tönen die Begleitung, späterhin die Leitung übernahm. Vielleicht war es die regelmäßige Wiederholung des Wehrufs, die zuerst zu einer Art Gesang verführte, denn Mensch wie Tier öffnen eher aus Übel- als aus Wohlbefinden den Mund; doch ist diese Frage in unsern Zusammenhängen so wenig von Belang wie die, ob es eher ein Arbeits- oder Tanzlied gegeben haben mag. Gewiß ist, daß man anfing zu singen — oder zu lärmen — beim Flechten der Körbe, beim Weichschlagen von Pflanzenfasern, beim Zerkleinern des Getreides, und gesungen wurde: „Da sitz ich — da sitz ich — da sitz ich. Und schlage — und schlage — und schlage." Schlage das Korn, ging es dann weiter, und ungeheure Begeisterung und Beifall wird das erste witzige Frauenhirn hervorgerufen haben, das als Neuerung erfand: „Schlage das schöne Korn, das schöne Korn." Das feine, das süße Korn, haben sie sich dann überboten, und da hatten sie mit der Erfindung des Adjektivs als des schmückenden Beiworts schon Dichtung. Was sie andrerseits zum Tanz miteinander gesungen haben, das wird was Ähnliches gewesen sein wie beim Kotzebue: „Wir sitzen so traulich beisammen und haben einander so lieb." Dreierlei ist hierzu noch anzumerken.

Das erste gehört in den Zusammenhang eines späteren Kapitels: es ist die Entwicklung dieses Keims von Gesang durch Erzählung. Erzählung mit den beiden Perspektiven Vergangenheit und Zukunft, Herkunft und Zweck des bearbeiteten Materials, Ernte einerseits, andrerseits die Angehörigen, Mann und Kinder, für welche Nahrung oder Kleidung hergestellt wurde.

Digitized by Google

Das zweite ist der Anteil der Frau an dieser Entwicklung. Sie war Arbeiterin, sie war Tanzende; beides für den Mann, der Jäger war oder Schläfer (Beischläfer), zu faul und zu stolz für beides, Arbeit und Tanz, obgleich beides für ihn vorgenommen wurde. Jedoch ist die Arbeitsfaulheit erklärlich, da er in der Tat mit der Jagd die Hauptsache und eine gehörige körperliche und geistige Anstrengung geleistet hatte. Damals überließ der Mann dem Weibe die Erfindung und Entwicklung der ersten Kunstform als etwas Angenehmes, aber Verächtliches. Warum wunderten sich späterhin und wundern sich heute noch mehr als je diejenigen, welche die Kunst aus der weiblichen Hand, dem weiblichen Geiste empfingen, daß ihnen von den andern das gleiche zuteil wird wie damals den Weibern: wenig Dank und viel Verachtung?

Das dritte ist die Gemeinsamkeit. Das Gedicht, einfach das Kunstwerk, jene Heroentat stolzester Einsamkeit, ist nicht reinen Ursprungs, nicht einsam von Anbeginn, sondern — vielleicht um so stolzer, um so frecher, um so bestaunter, so geheimer, so wunderbarer — aus zehntausend Stimmen, die sich aneinander ermutigten und steigerten, löste sich unendlich langsam die eine, die ehrfurchtgebietende eine, welche für viele genügte, viele verstummen machte. — Auch hierüber an späterer Stelle.

Bevor ich auf die mehr untergeordnete, bei allen Dingen der Kunstübung aber durchaus wichtige Frage der Nachahmung eingehe, verlangt der bereits von mir gebrauchte Begriff des Rhythmus eine Erklärung.

Noch nicht als rhythmisch wird vom Menschen jene innere Wallung empfunden, die ich eingangs zu Grunde legte; nicht einmal als Bewegung wird sie wahrgenommen, sondern lediglich als Erregung, als Reiz zur Bewegung. Mit dieser selbst, mit der äußeren Wahrnehmbarkeit, beginnt die Rhythmik, die Taktmäßigkeit, das will sagen: Gefühl von der Wiederkehr und deren Betonung. Dies war möglich ohne Erfahrung, das heißt ohne Nachahmung; es entstand spontan, ohne Vorbild, von innen heraus. Rhythmus ist der Anfang aller Lebendigkeit. Als jedoch die Taktmäßigkeit nach neuen und stärkeren Akzenten verlangte, da wird die Erfahrung des deutlichsten und eindringlichsten Naturtones, des Vogelsangs, sich dem Menschen eingeprägt haben, zumal ja über die Bewegung der Gliedmaßen hinaus der Mund das nächstliegende Werkzeug des Ausdruckes war. Er erkannte als Mittel zur Betonung der Takte die Verschiedenheit der Tonhöhe, den Wechsel von hohen

Digitized by Google

und tiefen, hellen und dunklen Noten, der beim gewöhnlichen Sprechton von geringer Wahrnehmbarkeit blieb. Und so entstand mit dem Wechsel der Töne die Melodie und das eigentliche Lied.

Der Kampf.

Wenn wir den beiden andern Formen der Wortkunst, von denen ich sonst nicht zu reden habe, nämlich Epos und Drama, auf den letzten Grund dringen, so findet sich der gleiche bei beiden: Kampf.

(Man mache vielleicht einen Überschlag in Gedanken: Tasso, David Copperfield, Karamasoffs, Père Goriot, Ilias, Hamlet, Herodes und Mariamne, König Opidus . . .)

Kampf in dreimal verschiedener Form, dreifacher Gegnerschaft.

Es steht jedesmal der Mensch — der einzelne, das Ich — gegen das Schicksal, gegen den Menschen — den einzelnen, die Masse —, gegen das eigne Selbst.

Zur Anmerkung: Als einst der Vorzug unter diesen drei Formen in Europa verteilt wurde, wählte der Germane die erste, der Romane die zweite, der Slawe die dritte (jede von ihnen enthält auch die andern beiden): Wilhelm Meister, die comédie humaine, Raskolnikoff.

Kampf mußte der Stoff dieser beiden Künste werden, da sich in ihm der letzte und einzige unserer Daseinstriebe darstellt, der Selbsterhaltungstrieb mit seinen Zweigen: Zeugung und Vernichtung, jeder verästelt zu: Liebe und Hunger. (Haß gibt es nicht; Haß ist nur Schatten, die Unmöglichkeit, das Verhindertsein zu lieben.)

Kampf mußte es ferner sein aus einem andern Grunde.

Das Schrecknis unseres Daseins ist die Endlichkeit; die des Lebens selber, im körperlichen Tode, die jedes Glückes, Genusses, Augenblickes, der hinüberwallt, wobei wiederum allein die Möglichkeit des Sichwandelns ein Trost ist und die Gewähr, zu bestehen, solange es eben geht. Durch die drei genannten Kämpfe in unaufhörlichem Wechsel gehen wir zum letzten, zum Todeskampf, wo wir sicher sind zu unterliegen. Todesfurcht ist der Abgrund, über den die messerscharfe Brücke unseres Daseins gelegt ist.

Wohl gibt es Windstillen, Intervalle der Zuversicht, Rettungen, Inseln, Häfen, die alle wir Liebe nennen; wir wissen, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß sie als gütige, beglückende, erhaltende Macht sich über ein ganzes Dasein ausbreiten kann, wir kennen den Trost der Gemeinsamkeit. Unleugbar jedoch bleibt am Grunde die Not, geht der

Digitized by Google

Kampf weiter. Zudem: was das künstlerische Formen anbetrifft, so findet die Liebeswallung einen entschiedenen Abschluß mit der Liebestat, dem Erguß, der wenn auch nur augenblicklichen Erfüllung, und konnte daher nicht letzten Grundes der Stoff jener wirklichen Dichter, der Künder des Lebens sein. Hernach bliebe nichts mehr zu sagen, nichts Eigentliches jedenfalls. Auf das fertige Ende könnte nur ein Beenden folgen, wie jemand eine Zeichnung, eine Partitur fertig macht, aber nur die Anfänge erregen. Wer das Leben gestalten will an irgendeiner Stelle, in irgendeiner Form, muß immer hinab zur Wurzel aller Geschehensanfänge, wo er Ratatöskr findet, das nagende Eichhorn, von dessen Zähnen die höchste Wipfelspitze erschauert.

Und ein dritter Grund ist vorhanden.

Bei allen Menschen mit Empfindung, vornehmlich den Dichtern, finden wir eine Vorliebe für jene stillen, tatlosen Wesen in der Natur, die nichts scheinen, als in schweigsamem Vorhandensein ihr kurzes oder langes Dasein auszuführen: die Pflanzen, Blume und Baum. Was wäre das Gedicht ohne sie? Die Wurzel aller Gleichnisse würde ihm fehlen ohne die duldsame Sanftheit der Blume, ohne die duldsame Größe des Baumes. Wir lieben sie, weil sie nur zu dulden scheinen, weil sie immer sich nur beugen, in ihrem Wiederaufrichten kaum der leise Unwille eines ergebenen Widerstandes sichtbar wird; weil sie nicht gelernt haben, sich zu wehren, weil sie niemals angreifen, weil sie waffenlos blieben.

Die nichtwurzelnden Wesen jedoch, jedes Tier und am furchtbarsten der Mensch, erhielten diese oder jene oder viele Waffen; darunter die gefährlichste, grausige: das Gift.

Der Mensch baute sich zur vollkommensten Kampfmaschine aus, wie man ihn sich darstellen kann, den Teufeln gleich auf Bildern von Cranach oder Teniers, bespickt mit Dolchen und Folterwerkzeugen aller Art, in der geheimen Tasche aber den Mord der Morde, das Gift. — Keine Eigenschaft, die er nicht zur Waffe ausgebildet hätte, und er zuerst war es in der Natur, der sich undurchsichtig machte. Arme, plumpe Hinterhalte des Tieres! Mein offenes Antlitz, meine liebkosende Hand, meine ehrliche Rede, mein herzliches Lächeln, alles erfüllte ich mit Verrat, vergiftete mich bis zum Äußersten, in alle Spitzen hinein. Würden wir einmal sichtbar, wie wir sind, wir stürben alle vor Grauen, da wir schwarz und bleich aussähen wie die entstellte Blume Belladonna, um deren Busch die nächtigen Schauder der Todesgefahr kreisen.

Digitized by Google

Welcher Dämon nur verlockte uns mit dem einzigen und simplen Köder der Geduld, in das Doppelantlitz der Liebe zu sehen, und lehrte uns, alle teuflischen Linien zu übersehen, zu entfernen, die göttlichen dagegen ihr ganzes Feuer in unser Herz brennen zu lassen, so daß wir uns goldene Abdrücke davon machen konnten? Daß wir je uns zu lieben vermaßen, Liebe erlernten! — Kein Dämon, nur ein gerader Trieb, nur die ursprüngliche Gier: nicht sterben! weiter leben! also zeugen, also lieben!

Darauf wurde an dem Antlitz der oder des Geliebten so lange gewischt und getilgt, bis eine Fläche entstand, die wiederum blank geputzt, was ergab? Einen Spiegel, jenen himmlischen, absurden, notwendigen Spiegel, in dem wir uns so erblickten wie in keinem Spiegel sonst: schöner als wir sind, vergoldet, gut. Da wir nur uns selber fortpflanzen wollten, wie konnten wir jemals etwas anderes lieben als uns selber? Und übrigens waren wir uns einstmals ja verwunderlich ähnlich, Mann und Weib, Zelle und Zelle. — Kam es nun vor, daß zweie oder gar mehr dasselbe Gesicht zum Sichbespiegeln sich aussuchten, so stand der Tod schon recht plump dabei: den Eifersüchtigen verlockte die eigene Todesangst, sein Lebenstrieb, bis zur Überwindung der Todesangst.

Hierauf kommt soviel nicht an; das sind Arten. Zu behalten ist: die Kampfmaschine, das Gift.

Es war nur natürlich, daß Platon den Dichter aus seinem Staat auszuschließen gedachte. Obgleich der Dichter so gut Idealphilosoph ist wie der Idealphilosoph selber — denn wer wüßte besser als grade der Dichter, daß die Dinge nicht sind, sondern nur er selber, daß nur er existiert und nichts ist, dem nicht er erst Existenz gegeben hätte —, so stehen doch sie beide in entgegengesetzter Beziehung zur Welt, obgleich wiederum außerhalb beide. Der Platoniker hatte, um den Dingen und sich selbst die Waffen und das Gift zu nehmen, nur die eine Möglichkeit — da er sich selbst anerkennen mußte —, die Dinge zu leugnen, sich abzukehren, nach innen zu wenden, ruhig zu werden im bezaubernden, wie der Blick der Schlange magischen Anblick der Idee. Seine Sehnsucht war Ruhe, Stillhalten; die des Dichters ist Tätigkeit. Denn er, mußte er auch die Dinge im Außerhalb leugnen, er mußte doch erkennen, daß auch er selbst nicht war ohne die Dinge; er mußte sich konturlos vorkommen, ohne Umrissenheit von drinnen: die Umwelt gab ihm Kontur, er war nur Ausgespartes im vollen Raum, das heißt, so wirkte es im Bewußtsein, übertragen aus dem tatsäch-

Digitized by Google

lichen Zustand, daß eben die Welt der Dinge ihn füllte und ihn dadurch zum seienden, sich selbst begreiflichen Körper machte. Indem er den Dingen sein Leben gab, lebte er selbst. Nur also durch Tätigkeit, durch die unausgesetzte Beschäftigung mit den Dingen oder mit sich selbst, was dasselbe ist, konnte er atmen, sich fühlen, leben. Im Durchschauen, Erkennen, Ordnen, Aufbauen, Gestalten.

Es ward sein Stoff, die Maschinen in der Arbeit darzustellen, als welcher ihm alsbald in zweierlei Gestalt erschien, je nach dem Anteil, den sein Charakter nahm.

Der Tragöde. Sein Auge griff zu, durchfuhr, zerlegte und erkannte. Zum zweiten Male baute er von innen auf, legte alle Waffen bereit, öffnete die Geschützpforten, nachprüfte die Geheimkammer, stellte in Kampfordnung und ließ alsbald vorgehen. Alsbald, denn das Bisherige war nur die notwendige Vorbereitung. Seine Lust war der Kampf selber, er war grausam, wie Goethe es von Schiller behauptete, der doch gewißlich sanfter war als Kleist, Hebbel, Büchner, Strindberg; seine Lust war das Schmettern der Signale, das Blitzen der Speere, das schwere, lange Bluten, die Monologe der Sterbenden, die nicht enden wollen, die Hinterhalte, Fallgruben, die Zerrissenheit der Mütter und Bräute, und seine letzte Wollust das Vorauswissen des Bodenlosen, des Abgrunds, dem alle ahnungslos zugedrängt werden. Er selber in eigner Person war unterdessen das, womit er selber sonst am heftigsten zu kämpfen hatte, das Schicksal, das alles vorher wußte und anordnete.

Der Epiker nahm zunächst an den Maschinen einen andern Anteil. Ihr Aufbau erschien ihm besonders wichtig, er konnte nicht verwickelt genug sein, und vielleicht war es seine feinste Freude, eine solche zu konstruieren, bei der ein unendlich vielfältiger Mechanismus zu nicht mehr diente, als eine Nadel von kaum wahrnehmbarer Größe hinter einer einfältigen Maske hervorzuschleudern, aber diese Nadel war in den unsichtbaren Tod getaucht, in das Gift. Seinem Temperament gefiel die Verhaltenheit, die scheinbare Ruhigkeit wohl, und zweierlei glaubte er zu wissen. Erstlich daß in den offenen Zweikämpfen und Schlachten nur das Blut wilder und breiter strömt, daß sie schließlich durch nichts erstaunen als durch ihre etwas wüste, vielleicht mitunter erhabene Sichtbarkeit; daß in ihnen allenfalls eine Entscheidung ausgefochten wird; daß jedoch die Entscheidung in Wirklichkeit ganz wo anders liegt, daß auf die Vorbereitungen alles ankommt, die nicht langwierig genug sein können, und daß wiederum keine

Digitized by Google

Entscheidung ein endgültiges Ende erhält. Sondern der Kampf, das Leben geht weiter, und mit seiner Form, die weniger ein Aufrichten und Hinstellen als ein Ausbreiten ist, gedenkt er, näher am Natürlichen, an der Realität des Daseins zu bleiben, aus dessen unendlich fein gewirktem Gewebe er ein Stück ausschneidet, die Ränder wohl glättend, aber deutlich sichtbar lassend, daß die Fäden, wie sie aus dem Unendlichen und Mannigfaltigen kamen, ins Unendliche und Mannigfaltige weiterfließen. Daß ferner, um wie oben fortzufahren, auch die fertigste Maschine nichts Abgeschlossenes ist, sondern stets in engsten und unablässigen Beziehungen bleibt mit dem, woraus sie gefertigt wurde, und das ringsum vorhanden blieb, daß sie tausendfältig verankert, angeseilt und tief in den Boden eingegraben ist. Somit verweilte er beim „Milieu" und beschrieb es so genau und schön er nur konnte. Konnte es für den Dramatiker noch einen Trost enthalten, daß der Kampf (seine Formen des Kampfes: Mensch gegen Mensch und gegen ein Schicksal außerhalb, das wie eine Persönlichkeit, selber wie ein Mensch, erschien) wenigstens Gemeinsamkeit war, gemeinsame Not, gemeinsames Sterben, so blieb eben der Blick des Epikers an der Maschine haften, sie ganz einsam findend, in der Einsamkeit ihre bitterste Not, ihre härteste Verzweiflung. Die ungefügen und allzu sichtbaren Partisanen und Haubitzen mochten das gründliche und eilfertige Töten besorgen; ihn zog es zum verlassenen Getier, das im Dunkel, im Winkel schweigsam ausblutet und zu einem tauben Gott schreit. Er mied die Schlachtfelder und suchte die Spitäler auf, er saß nächtelang an den einsamen Krankenbetten und nährte das kleine Licht, ihm war das langsame, langsamste Sterben und Widerstehen wohlbekannt wie jene geheimsten, feinsten Wunden, an denen wir später zu Grunde gehen, weil wir sie früher für nichts achteten; er kannte das Gift.

Und er sah die unglückseligsten der Maschinen, zu einem hundertarmigen Knäuel in sich selber verschlungen, ihre Messer nach innen gewendet, in Blindheit sich selbst zerfleischend, am eigenen Gift welkend und zerfallend; sah den einzigen, ewigen Kampf des vergifteten mit dem reinen Ich.

Die große Gegenständlichkeit und Deutlichkeit zwang den Dramatiker zur Ehrlichkeit. Weil das ausgesprochene Wort sein einziges Mittel war, mußten auch Schufte, Mörder und Betrüger wahrhaftig sein und sagen, was sie dachten und planten; sie mußten verständlich sein untereinander, letzthin wenigstens dem Zuschauer verständlich, also

Digitized by Google

wahrhaftig, wenn sie mit ihm allein waren. (Wer ein Stück mit nur Intrigantenrollen zu schreiben unternähme, würde vor Monologen nicht zum Spiel kommen.)

"Why, I can smile and murder while I smile" . . Hier war es, hier verbarg es sich ja, das feinste aller Gifte, in der süßen Verzerrung zwischen Frage und Antwort und an Stelle einer Antwort: das Lächeln. Dem Dramatiker erlaubten seine Mittel diese schmalste Möglichkeit nicht, die Trennung von Gedanke und Wort und ihre Folgerung, die Lüge. Der Epiker dagegen kann uns zeigen, was seine Figur denkt, fühlt, plant, und sie selber das Gegenteil sagen lassen. Die drei, die bei jenem eine feste Kette bilden, Gedanke, Wort, Tat, er konnte sie in ihre Glieder zerlegen und die Glieder beliebig vertauschen. Letzten Endes von vorne töten muß auch die hinterlistigste Figur in der Tragödie, im Epos dagegen vollzieht sich das Wort des Engländers:

Denn jeder tötet, was er liebt,
Damit ihr es nur hört.
Der eine tötet mit dem Gift,
Das schmeichelt und verzehrt,
Der Feige tötet mit dem Kuß,
Der Tapfre mit dem Schwert.

Und immer spitzer. Was ist ein Wort? Es kann so oder so gemeint sein, einer sagte es und verstand dies darunter, ganz anders klang es dem, der es hörte, und — wer will denn hören? (Nichts vernehmen wir, sobald der andere spricht, als die eigne, innere Stimme, die unhörbar alle tönenden übertönt; nur wenn du allein bist, dann krümmt sie sich, und du kannst lange lauschen, du hörst nur noch die tausend andern.) Mein Gott, es war so gut gemeint, nur fehlte dennoch irgendeine Vorsicht, und so war, zwar keines der selbst destillierten, aber das Grundgift hineingeraten, ein Tropfen der Quintessenz, des Leichengifts, das uns alle durchsetzt, das wir verspritzen und wissen selber nicht wie. Auch der es empfing, spürte kaum einen Ritz vielleicht, kaum eine Veränderung seines zufällig reinen Blutes; lange, lange nachher brach es plötzlich an weit entfernter Stelle aus, und an dieser, an jener, an vielen Stellen, ein Aussatz.

Diese Andeutungen werden genügen, um die viel mehr Bezüge, die denkbar sind, anzudeuten.

Wenn ich noch einmal festlege: Kampf der Stoff, Teilnahme am „Milieu“ — kurz gefaßt — die Wurzel des Epikers, Teilnahme an der Wirkung die des Dramatikers, so kann ich nun auch zu der

Digitized by Google

dritten Kunstform übergehen, auch als Stoff der lyrischen Dichtkunst den Kampf ansetzen.

Der Selbsterhaltungstrieb fand bei dem ganz im Geistigen atmenden Platoniker, so stellte ich weiter oben fest, seine Äußerung in der Verleugnung der Dinge, der Abgewandtheit und Hineingewandtheit in sich selbst, während die gleichen Erkenntnisse den andern Charakter des Dichters zur Tätigkeit führten. Diese selbst begründete ich dort weiter nicht, ebenso wie ich im Anfange dieser Abhandlung jene platonische Möglichkeit außer acht lassen mußte, wo ich der inneren Wallung, der Schwellung der Daseinstriebe eine Äußerung nur nach draußen gab. — Woher nun dieser, wie ich sagte, andere Charakter des Dichters? Eben aus dem Gefühl vom Existieren des Ich durch oder vermittels der Dinge, welches Gefühl die Grunderkenntnis vom Existieren der Dinge durch das Ich überwog. Der Hang zu sich selber fand beim Dichter seinen Ausdruck im Hang zu den Dingen: nach sich selbst verlangend, ergriff er sich in den Dingen.

Sehen wir nun, wie wir müssen, den Tod und die Todesangst als die Urgründe des Seins an, die wir demnach als das Positive zu bezeichnen gezwungen sind, so ist jede Art von Widerstand dagegen, wie er sich auch äußere — in der mehr passiven Weise des Philosophen, in der tätigen des Dichters —, das eigentliche Negative, nichts als ein Gegengift. Es wäre und ist in Wahrheit Dichten die Auffindung, Erkenntnis und der Gebrauch der Gegengifte, das Wissen, und der Gebrauch des Wissens, von der Möglichkeit, all die kleineren alltäglichen und das eine, große, in der Geburtsstunde uns eingeimpfte Gift zu überstehen, immun zu werden oder zum wenigsten für Augenblicke sein Vorhandensein und dessen Äußerung, den Schmerz, zu vergessen. Dichten ist Sichentgiften, eine Katharsis in tieferem und gewaltigerem Sinne als dem des von Dilettanten so gern im Munde geführten Wortes: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.“ — Freilich auch dies.

Das Verlangen nach Läuterung, nach — wenn nicht Sieg, so doch einem ehrenvollen Waffenstillstande im Kampf, nach aufatmenden Pausen, nach Sammlung, fand seine Bahn in dem andern, dem rein künstlerischen Verlangen: nach der Form. In seiner Kunst, einen Stoff zu durchdringen, ihn aufzulösen, seine Form darin zu entdecken und ans Licht zu bringen, und zwar dies unter Einsetzen und äußerster Anspannung aller Lebenskräfte, ein reines, in sich gebändigtes, feurig sanftes Entfalten des Inneren: hierin fand der Dichter seinen Triumph

Digitized by Google

über Tod und Todesangst. Er lernte es, aus sich heraus, aus den Dingen heraus, neben die Welt zu treten, sie aus den Angeln zu heben, zu drehen, wenden und nach seinen Schlüssen zurechtzumachen. Sonst mitgerissen im unermeßlichen Strudel, auf der nirgend endenden, uferlosen, abschüssigen Fahrt ins Grauen, machte er Grenzen, Ordnung, Harmonie.

Im Chaos der Stimmen fand der lyrische Dichter die einfachste, reine: den Klang. Seinen Brüdern überließ er die Erschütterung durch das Kunstwerk, die erlöst, den Schöpfer erlöst, danach den Empfänger. Er überließ ihnen Epos und Tragödie, jene Vermummungen, jene bunteren Gefäße, in die das Gift abgeführt wird. Er überließ ihnen zwei von den Kämpfen und behielt allein den dritten, umfassendsten für sich: den mit dem eigenen Ich. Sich selbst abschüttelnd, stieg er empor im Gesang. Nach Stoffen fragte er weiter nicht, nicht nach Gefäßen. Und nicht nur kristallenklar, nein, selber kristallisiertes Gift, geheimnisvollstes Gebilde, Lauterkeit gewordene Qual, Süße gewordene Herbe, Gegengift gewordenes Gift ist jenes reinste, konturlose Ding: das Gedicht.

Giftlos zu sein und den Tod nicht zu fürchten: dies ist Sehnsucht und Erfüllung des lyrischen Dichters.

Und der Dichter in seiner Dreieinigkeit als Lyriker, Epiker, Tragiker läßt sich neben den Philosophen stellen wie der Astrolog neben den Astronomen — deren jeder des anderen nicht bedarf, die sich jedoch ergänzen für den Blick des Dritten: er, der die Sterne benennt, ihre Gesetze erkennt und erklärt, neben den, der in ihren Stellungen und Bewegungen geheimnisvolle Verbindungen und mystische Beziehungen zu Geburt, Wanderung und Tod auf der Erde erblickt. So auch der Erkenner der Gifte, ihrer Herkunft, Mannigfaltigkeit, Wesenheit und Aufhebung neben den, der ihre göttlichen oder höllischen Einflüsse auf unser Herz nicht enden will zu beschreiben.

Hymne.

Johannes V. Jensen läßt in seinem Mythos vom ersten Menschen das Urvolk, dem auf seiner Flucht vor dem Eise nach Süden das Feuer erloschen ist, klagen in „einer Art Singsang, dessen Text dahin lautete, daß das Feuer erloschen sei, und daß sie weit, weit nach Hause hätten“. Unterdes dringt der Sündenbock, der verräterische Hüter des Feuers, auf eigne Faust nach Norden vor, um zu sehen,

Digitized by Google

woher auf einmal die Kälte kommt; der einzelne, der Erste, der Widerspänstige, der fragt und eine Antwort verlangt. Während die Übrigen sich die Dinge und ihre Bewegungen und Wirkungen gefallen lassen, vermutet er allein einen Erreger, Beweger, und es verlangt ihn, zu gewahren, was hinter den Dingen ist.

Eine Zwischenbemerkung: Auch dieser Frühmensch, dieser Drenk, der erste Einsame, wird gesungen haben, aus Furcht, wie einer pfeift, der nachts im Finstern wandern muß. Dann sang er die alten Lieder, ihn überkam Heimweh, da hatte er etwas Edleres für seine Angst: Schmerz. Er sang schöner als die andern, die Masse. Davon wird später noch die Rede sein.

Schopenhauer beschränkt das metaphysische Bedürfnis auf den Philosophen, als welche Menschenart mit dem Verlangen nach einem metaphysischen Staunen beginne. Mit Jensen möchte ich jedoch den Anfang dieses Erstaunens weiter zurücklegen und mit ihm erst den eigentlichen Menschen beginnen lassen. Warum? — Das war die erste Frage, mit welcher der Mensch anfing, Mensch zu sein, aufhörte, nur mehr wie das Tier von sich weg zu denken, sondern begann, über sich selbst nachzudenken, das heißt, den Grund zum abstrakten, zum reinen Denken zu legen. Das Tier war wohl imstande, zum Beispiel den Tod zu begreifen beim Anblick eines toten Gefährten, nicht aber den Tod zu denken als etwas ihm Bevorstehendes, als Allgemeines, als Ereignis an sich; den Toten begriff es, nicht den Tod. Der Mensch fragte: Warum ist der hier tot? und: Was ist das: tot? und: Werde ich auch einmal tot sein? und wieder: Warum? — So lernte er den Tod fürchten. Wo aber war dieser Tod oder jener, der ihn hatte und brachte? Im wilden Tier, im stürzenden Baum, in der Giftfrucht, im Sturm, im Blitz. Da war etwas Unbegreifliches, Unsichtbares, irgendwo oben, nicht erreichbar, willkürlich und viel stärker als irgend etwas Bekanntes, etwas Denkbares, eine Gewalt, ein Nichtding — Gott . . .*)

*) Ich setze hier und später die Worte Gott und Götter, wo ich genau genommen von Geistern oder Dämonen reden müßte. Denn wenn auch jene nicht aus diesen hervorgingen, so lösten doch diese, die Geister, die verschwommener empfundenen Mächte der ursprünglichen Zeiten, späterhin sich in jene auf, doch wäre es zu weitläufig, all diesen Übergängen und Unterschieden nachzugehen. Gewiß ist, daß Furcht, wie oben gesagt, der Erzeuger der ersten übersinnlichen Wesen mit vorwiegend feindlichen Eigenschaften war. Primus in orbe deos fecit timor. Erst in einer Zeit, wo der Mensch sich selbst empfand als den, der alles enthielt, alle Möglichkeit zwar, jedoch in Vollkommenheit nur das Böse, Schwache, Gemeine, Grausame, Tödliche, machte er aus seinem Verlangen, sich zu ergänzen, die Götter, die alles in Vollkommenheit besaßen, wovon ihm nur die Möglichkeit und das Streben gegeben war: Weisheit, Güte, Adel, Reinheit und die unbegrenzte Macht im Raume und in der Zeit. Waren die Dämonen noch irgendwie

Digitized by Google

Im Anfange dieser Abhandlung sprach ich vom Ausdruck innerer Wallungen im Schrei oder in der körperlichen Bewegung. Damit legte ich jedoch nur eine und die simpelste Art des Ausdruckes fest, die genügsamere, vielleicht — gehemmte, nämlich durch das Fehlen eines persönlichen Erregers, auf den sie übergreifen, auf den sie wirken konnte, der vielleicht nicht gegenwärtig war, falls es eine Person sein sollte, um geküßt, umarmt oder geschlagen, beschimpft zu werden; oder aber eine der unbegreiflichen und unangreifbaren Naturerscheinungen: Sonnenschein, Hagelfall, Blitzschlag.

Furcht aber erfand die Götter. Furcht, doppelt unerträglich, weil der Feind unsichtbar und unerklärlich blieb, gleichsam stets von hinten kam. Gab es auch wohltuende unter den Erscheinungen der Natur, gutes Wasser, die immer getreulich wiederkehrende Sonne, so ist es dafür menschliche Art, an das Gute sich bald zu gewöhnen, es als selbstverständlich hinzunehmen, nur sein Ausbleiben mit Entrüstung wahrzunehmen und zu tadeln, seine ewige Wiederkehr dagegen für weiter nichts als eine Pflicht zu halten. Nur die Wiederkehr des Feindlichen, Schmerzlichen wird als Hinterlist immer wieder und mit gleichem Abscheu oder Grauen empfunden. Furcht erfand Götter, Dankbarkeit hätte das niemals fertig gebracht; Dankbarkeit, eine sekundäre Erscheinung, indem das Böse als an sich vorhanden, das Gute stets nur als Ausgleich für das entwichene Böse, eigentlich nur als ein „Besser" empfunden wird. Nur das Feindliche, nur das Negative galt von Anfang und ewig als das einzig Positive. Spät, sehr spät war ein hölderlinisches Gefühl von Sohnschaft, das zum immer gütigen Vater Äther betete; der frühe Mensch, der sich nackt durch grimmige Jahreszeiten durchzubringen hatte (mag ein goldeneres Zeitalter, eine Edenszeit einst bestanden haben, — sie war zu gut gewesen und längst über dem ersten Feuerstrahl aus der Wolke in Vergessenheit geraten), schlug nicht vor der wieder hervorbrechenden Sonnenklarheit, sondern vor dem entweichenden Dämon des Unwetters in der Wolke die Stirn an den Boden und dankte ihm, der sich zu entfernen und die Sonne an seiner Statt vorzulassen geruhte. Dankte, betete an und opferte.

---

an die Dinge gebunden und hatten somit nur eine Macht über seinen, des Menschen, Tod, so legte er sich mit seiner Welt gänzlich in göttliche Substanz, ließ die Welt und sich von ihnen erschaffen, geboren werden, und ward somit als ihr, obwohl sterbliches, Geschöpf dennoch teilhaft ihrer Unstesblichkeit: was aus ihnen gekommen war, mußte zu ihnen zurückgelangen. Endlich konnte er aus der Ewigkeit, in die er sich versetzt hatte, mit den Bildern seiner Heroen in den Gestirnen auf sein eigenes Wandeln und Verschwinden hinabsehen. (Siehe übrigens Feuerbach!)

Digitized by Google

Zu untersuchen, wie das Opfer selbst entstand, wäre an dieser Stelle zu weitläufig, auch hat Hofmannsthal sehr schön und plausibel im ersten seiner Gespräche über literarische Gegenstände davon gehandelt. Hier genügt die Feststellung der Opferhandlung und daraus die Folgerung, die Zeremonie als Bewegung und Tanz der Verehrung und der hymnische Gesang.

Die Hymne war entstanden. Besingen war das erste Singen. Zweierlei Opfer gab es: Bitt- und Dankopfer; bei beiden die gleichen Bewegungen, feierliches Umschreiten des Altars und unzählige Verneigungen gegen den Unsichtbaren. Hinzu kam der hymnische Gesang, Anrufung des Namens, beim Bittopfer Klagen über den bestehenden Zustand (etwa Dürre) und über die Grausamkeit des Gottes; Preisungen seiner bloß verhaltenen Güte, auch Selbsttröstungen, Ermutigungen zum Ausharren, Verheißungen von Besserung. Beim Dankopfer zuerst wird sich aus den Lobpreisungen zu den Namensanrufungen das Aufzählen der göttlichen Eigenschaften gesellt haben, danach Schilderung und schließlich die Erzählung von Herkunft, von Geburt des göttlichen Wesens, womit die ersten Ansätze zum Stoffgedicht, zum Epos gegeben waren. Die Erzählung: wie beim Arbeitslied, mit den beiden Perspektiven Vergangenheit (Herkunft des Gottes) und Zukunft (Absicht des Gottes: die Wirkung seiner Eigenschaften).

Gleichwohl: mochte die Kunstfertigkeit eines einzelnen, eine wohlklingendere oder nur lautere Stimme einerseits, Reichtum der Erfindung andererseits das Amt des Vorsängers zu Tage gefördert haben, dennoch ist hier nicht Acker und Keim jenes Gesanges, jener einzigen Stimme, welche die andern verstummen machte, sie erfüllte und rührte. Furcht zwar erschuf die Götter, Furcht der Masse; Furcht des einzelnen schuf das Lied. Erst Summen oder Schrei, erst nur Verlangen, die eigenen Stimme, sich selber zu hören wie einen zweiten, einen Gefährten, wurde das Lied des Einsamen, des von der Jagd versprengten, des im Finstern einsam Übernachtenden, des Verschmachtenden, aus Erinnerung, aus dem Schmerz über das Verlorene, der Sehnsucht, es wieder zu erreichen. Immer Gewohntes, Kärgliches, ja das Verachtetste ward nun farbig und glühend, verlockend und süß, ward nun Bild. Angst wiederum brachte die Vision. Die Unsichtbarkeit war der Mantel, war das Grausigste am Gott, und der Mensch w o l l t e sehen. Lieber sehen als ahnen das Grauen. Der Mensch wollte, und der Gott ward sichtbar. Der Mensch sang schön, und der Gott ward gut. Der Gott war in der Heimat und kam, alles war

Digitized by Google

in der Heimat, die Heimat war alles. Und der schon Verzweifelte, innerst für immer Zerrüttete, Entstellte kam zurück und erhob seine Stimme und sang die einsam gefundene Hymne auf Gott und Heimat. Er lehrte sie Gott sehen, den Unsichtbaren, und die Heimat, die sichtbare. Dies war schwerer als jenes. Erst mußten alle einmal in der Einsamkeit gestorben sein, ehe sie die Lust der Gemeinsamkeit, der Heimat begriffen. Also ward vorläufig auch jener — nach der ersten staunenden Erschütterung — jener, aus dem die Stimme brach wie Blitz und Hagelwetter, der schrie und weinte und sang wie ein Weib, der alle überschreien und nicht die alten Refrains mitlallen wollte, gebührlich verachtet. Gebührlich: er hatte sein Lied.

Hymnisch blieb seitdem und ist noch heute der Charakter des Gedichts, das wir nun lyrisch nennen, das Andenken jenes Gottes zu ehren, der die Leier erfand. Sei es, was es sei, das Gedicht, eine Klage oder ein Hymnus selbst, immer bleibt sein Gegenstand ein Ding oder Wesen außerhalb des singenden Ich, ein Du, das besungen wird; und ist es weder die Geliebte noch der Frühling, weder Gott noch die Natur, noch der Wein, weder die Geselligkeit noch die Einsamkeit, weder die Liebe selbst noch der Gram um sie oder durch sie, weder das Elend der Menschheit noch die Unseligkeit des persönlichen Schicksals, immer bleibt als tiefstes und letztes Erfordernis das Verlangen nach dem Erreger der augenblicklichen Empfindung, sei es der Unbegreifliche, Verhüllte, Gott, oder sei es das eigene, nicht weniger verhüllte Ich, denn auch dies pflegten die Dichter aller Zeiten mit Vorliebe als ein Du zu nehmen und anzureden, zu beklagen oder zu preisen. Tausendfach sind wie überall die Wandlungen, Verhüllungen, Formen; unverändert blieb der Charakter im Innern: eine Anrufung, ein Preis, eine Klage, ein Frohlocken, ein Hymnus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Franz von Dingelstedt.

Von Willi Dünwald.

Die silberne Uhr schweren Kalibers, die er fünfundfünfzig Jahre hindurch allabendlich durch einen Schlüssel aus Messing von unglaublicher Größe in Gang gehalten, und auch an seinem letzten Abend aufzuziehen nicht vergessen — darum sie das Uhrwerk seines Lebens um einige Stunden überleben konnte —, diese Uhr hatte ihm, wie er einst selbst auf sie gesungen, der schönen Stunden wahrlich genug geschlagen. Frevel und Gottversuchung wäre es den Eltern gewesen, ihrem zwölfjährigen Franz das zu wünschen, was sich an ihm später erfüllte, als sie diese Uhr ihm als Christgeschenk auf den Gabenteller legten. Mochte auch die ewig leidende Mutter mit den feineren Nerven der Kranken ahnen, daß sie ihrem Franz, der als Achtjähriger angefangen, ein Tagebuch zu führen, poetischen Sinn vererbt habe: daß aber ihm dies Erbteil Grund- und Eckstein werde zu einem glanzvollen Lebensbaue ... dies zu träumen, geschweige zu denken, hätte sie sich nicht unterfangen. Und der Vater, der als strenger Subalternbeamter, einem abgedienten Feldwebel nicht unähnlich, seine hohe Gestalt durch das Hessenstädtchen Rinteln spazieren führte, würde das Tagebuch, das er bis dahin gefördert, weil von ihm überkommener ordnender Sinn es führte, in tausend Fetzen zerrissen und ins Feuer geworfen haben, so ihm jemand mit Prophezeiungen gekommen wäre: diese Blätter seien der Anfang vom Ende, vom bürgerlichen Ende seines Sohnes.

Der mit der Uhr Beschenkte selbst wird, weil noch zu grün an Jahren, nur an der Mechanik des Chronometers Freude gefunden und nicht darüber nachgegrübelt haben, was und wie lange Chronos ihm damit messen würde. Zu dieser und zu keiner Stunde mag ihm damals die siebenzinkige Krone in den Traum geraten sein, sicherlich aber, wenn auch dunkel und mehr unbewußt, wird ihn verlangt haben, sein Leben auf den mitbekommenen poetischen Sinn zu stellen, ja sogar damit zu krönen. Denn wenn ihm auch das lateinische Exerzitium nicht viel Mühe machte, noch müheloser kamen Zeilen und Verse aufs Papier zu stehen. Und wenn er auch, ein wenig älter worden, Kanzel und Schaubühne zum Verwechseln ähnlich fand, und er infolgedessen theologiestudierend nach Marburg sich begab, so war es doch das fleischgewordene, dargestellte Wort der Poesie, das ihn so irren, und doch nur scheinbar irren ließ. Denn es hatte ein wandernder

Digitized by Google

Thespis seinen Karren auch in Rinteln halten lassen, und zuschauend, gierig zuschauend verweilt vor ihm der Gymnasiast Franz Dingelstedt; demzufolge der Student Dingelstedt einerseits Predigten, andererseits auch Theaterreden verfaßte, auch zur ersten Liebhaberin einer Wandertruppe in ein Verhältnis kam. Hie Kanzel! Hie Schaubüne! Obwohl verwandt, weil aus gleicher Sehnsucht geworden, sieht der deutsche beschränkte Mann auch heute noch gerne in der einen Gottes-, in der andern Teufelswerk. Und weil Vater Dingelstedt auch so dachte, wird des Sohnes Uhr zu dieser Gezeit ausnahmsweise recht unruhigen Schlag geschlagen haben.

Weil er das eine, nämlich auf die Bretter springen, nicht durfte, und das andere, obgleich erfolgreich darin geprüft, nicht konnte, leistete er Verzicht auf Pfarrhaus und Pfründe und ward vorläufig nach altbewährtem und auch heute noch gebräuchlichem Muster Schulmeister. Erst in einem englischen Erziehungsinstitut bei Hannover, wo er erstmalig mit der großen Welt in gute Fühlung kam, auch die Weser und liebe Mädchen kennen und besingen lernte, dann in Kassel, wo er es sich als Poet allzu wohl sein ließ und infolgedessen strafversetzt nach Fulda kam. Allwo er den Fuldensern ein Gespenst von einem Trauerspiel, „Das Gespenst der Ehre" genannt, traktierte, die sich aber so was nicht traktieren ließen, sondern tapfer pfiffen. Allwo ihn auch seine Behörde in Zurechtweisung und Strafe nahm, weil er in einem herausgegebenen Roman, „Die neuen Argonauten", heilige Schriftworte profaniert haben sollte. Allwo er endlich mit dem Ministerium seines kleinen Vaterlandes so zu stehen kam, daß ihm der Vater einen urwüchsigen Fluch aus Rinteln sandte. Aber als die aus Dichterhoch- und -übermut entsprungene Not am größten, war Cotta am nächsten: dieser junge Mensch nämlich, der Schmiß verriet in Wort und Haltung und Gebärde, schien ihm nicht ungeeignet, mitzuherrschen an der „Allgemeinen Zeitung". Doch weil zwischen Vertrag und Amtsantritt in Augsburg dieses jungen Mannes „Kosmopolitische Nachtwächterlieder" erschienen waren, die voll des politischen Geistes der vierziger Jahre, ganz Deutschland hatte aufhorchen lassen, war dem klugen Baron das Spiel gewagt, den oppositionellen Nachtwächter in seiner Redaktion sitzen zu haben. Drum, und weil weltmännisches Benehmen ihn empfahl, ward er nach Paris entsandt, hier das Cottasche Weltblatt würdig zu vertreten. Was er auch tat in den „Briefen aus Paris", in denen er sich, seinem inneren Beruf gemäß, vor allem dem großen Theater zuneigte und nicht unterließ, den

Digitized by Google

Augen die Kost zu geben. Wahrlich, schöne Stunden innerer Befriedigung und stolzer Ahnung schlug ihm die silberne Uhr.

Und glückliche und erhebende kündete sie ihm, da ein halb Jahr später in London, wo er nun das Haus Cotta vertrat, Jenny Lutzer, die böhmische Nachtigall, im eben begonnenen und doch so sieghaften Zug einhielt, weil ihr fortab wichtiger als alle Kunst schien: den hohen, vornehmen und schönen, den witzigen, anmutigen und malitiösen Franz Dingelstedt zu lieben und von ihm geliebt zu werden. Und einem Fräulein von S., einer Stiftsdame in Fulda, war nichts so wichtig gewesen, als den heimlich geliebten jungen Dichter, den sie vor kaum anderthalb Jahren tränenden Auges in der Postkutsche aus Fulda hatte fahren sehen, erhöht zu wissen. Und so geschah denn, daß, als ihm in Wien, dahin er seiner Jenny gefolgt, die Polizei wegen seiner Korrespondenz in der „Allgemeinen Zeitung" aufsässig geworden und er in den Orient zu fliehen auf dem Sprunge stand, eine Staffette ihn nach Stuttgart zu Cotta rief, der ihm zu künden hatte, der König verlange sein. Und als er nach langer Audienz aus dem Kabinett des Königs trat, war aus dem oppositionellen Nachtwächter ein besoldeter Hofmann und ein Königlicher Hofrat worden. Kunststück, daß er an Freund Oetker schrieb: „Gott segne mir das Geschlecht!" nämlich das der Weiber; zumal wohl Jenny Lutzer und diese diplomatische Lilli von S. Mochten auch die Männer der Opposition Verräter schreien, mochte auch Freiligrath Freundschaft absagend und aufkündend schreiben: „Du bist Hofrat geworden, ich will zeitlebens nichts anderes als Freiligrath werden . . .", er, Hofrat Franz Dingelstedt, fühlte sich nicht abtrünnig irgendeiner Sache, weil er ja nicht Politiker von Beruf, sondern als Dichter, wie jeder Dichter seiner Zeit, sich von der Politik der Opposition nur hatte begeistern lassen. Ließ sich's wohl sein bei Hofe, leitete die Lektüre des Königs, hielt ihm allwöchentlich literarischen Bericht, saß mit ihm zur Tafel, fuhr mit ihm aus, so daß die ganze Residenz in Wut geriet.

Ein theatralisch stark wirkendes Stück, „Das Haus des Oldenbarneveldt", erbrachte ihm, nicht überraschenderweise gerade, 1851 als Neujahrsgeschenk die Intendanz des Münchener Hoftheaters, die er, obgleich in Stuttgart auf Lebzeit verpflichtet, anzunehmen sich nicht besann, und es den Zivilkabinetten zweier Könige, des in Stuttgart und des in München, überließ, sich zu verständigen. Was scherte ihn, Franz Dingelstedt, wie hoch und welcher Form der Gegenpreis, den Münchens Hof dem Hofe Stuttgarts zu leisten hatte. Seine Uhr

Digitized by Google

schlug erhöhten, glücklichen Schlag darum, von Stuttgart wegzukönnen, denn so schön und ihm gemäß auch das Leben eines Hofmannes sein mochte: die Zunftgenossen waren nicht müde geworden, ihn als einen, der die Farbe gewechselt, zu schmähen, und Antwort zu geben war ihm vom Könige verboten gewesen. Auch hatte er sich stets eingesetzt gefühlt auf Erde, das Wort Fleisch werden zu lassen, und weil sich nun sein innerer Beruf erfüllte, fuhr er gen München voll des Schaffenseifers. Und wies hier, bei den Gesamtgastspielen zur großen Industrieausstellung, einer großzügigen, bis heute noch nicht erfüllten Bühnenkunst neuen Weg, da er die hervorragendsten Darsteller aller deutschen Bühnen auf einer, seiner Bühne einte, so das Ergebnis ziehend des dramatischen Könnens der damaligen Zeit. Noch, was er vom Vater an sachlicher Rechnungsführung ererbt, kam ihm zu gute dabei: künstlerisch und doch auch klug geleitet, ein Stück Max und ein Stück Edmund Reinhardt in einer Person, erbrachte dies vierwöchentliche Gesamtgastspiel mehr denn als 10 000 Gulden Reingewinn. Und doch vermochte er drei Jahre später ein doppelt so großes, von ihm unverschuldetes Defizit nicht auszugleichen, weshalb, und weil er Ausländer und Protestant, er in Ungnade und Verdacht der Unterschleifung geriet. Nichts in München blieb ihm nach noch nicht sechsjähriger Anwesenheit zu tun, als einen ultramontanen Redakteur, einen Geistlichen, vors Gericht zu laden, damit dieser wegen Injurie zu Gefängnis verurteilt werde, und unter seinen „Münchener Bilderbogen", diesen selbstbiographischen Aufzeichnungen, Finis zu schreiben. Um dann Franz Liszt zu folgen, der seine Berufung an die Weimarer Bühne betrieben und der sich damit allerdings als Hofkapellmeister selbst einen Herrn gegeben, um dessentwillen er zwei Jahre später Weimar auf immer verließ.

Hier in Weimar schuf Franz Dingelstedt, was nun Reinhardt schafft: er unternahm, die Shakespeareschen Königsdramen einzurichten. Gastierte auch mit seiner Einrichtung des „Wintermärchens" im Berliner Viktoriatheater und ließ des Abends eine bis dahin nur als Choristin Beschäftigte die Hermione spielen, die, da sie kaum aufgehört Bildsäule zu sein, umjauchzt, umbrandet und umtobt wurde von den sonst so kühlen und skeptischen Berlinern: eine Kunst nämlich hatte angefangen der Welt zu leuchten, die unter dem Namen Charlotte Wolter unsterblich ist. All seine eingerichteten Shakespeareschen Königsdramen gedachte Dingelstedt Berlin zu zeigen, allein die Darsteller verlangten Garantien, die nicht zu leisten waren.

Digitized by Google

Kaum aber, daß ihm dadurch die Weimarer Intendanz anfing, Mißvergnügen zu bereiten, auch das Jahr 1866 ihn nach Österreich, den dort angelegten Papieren und einem Haus in Prag sehnen ließ, besorgte ihm die Fürstin Hohenlohe, gekannt und verehrt seit den mit Liszt verlebten Tagen auf der Altenburg, die Intendanz zu Wien. Und wieder mag er das Geschlecht der Weiber von Herzen gern gesegnet haben.

Sich zu vollenden kam er nach Wien. In einer „Schöpfenswoche" schwebte sein Geist ordnend und schaffend über dem Bühnenchaos, und die Königsdramen, mit denen er sich in Weimar versucht, standen herrlicher denn je da in der Wirklichkeit. Sich zu vollenden kam er nach Wien. Aber nicht, wie in Jungmannsjahren gedacht und erhofft, ward sein Leben schließlich und endlich mit dem Lorbeer des Dichters gekrönt — denn er hatte in dieser Hinsicht nicht gehalten, was er einst versprochen —, doch kam dafür, zum erblichen Verbleib in seinem Hause, die Freiherrnkrone auf sein Haupt herab. Aber auch nun legte er die silberne Uhr schweren Kalibers, obgleich sie umständlich durch den großen Schlüssel aus Messing in Gang gehalten werden mußte, nicht ab, ersetzte sie nicht durch eine goldene, zierliche, einfachgebaute Schweizerin; was, weil er doch zeitlebens ein typischer Kavalier gewesen und er alles nur dem Zauber seiner Persönlichkeit zu danken hatte, von einem tiefern Menschentum kündet als seine hinterlassenen dichterischen Werke, das Weserlied mit einbegriffen. Sich zu vollenden kam er nach Wien: am 15. Mai 1881 überholte der Schlag seiner Uhr den Schlag seines Herzens um einige Stunden, nachdem dieses den Schlag des Herzens seiner Jenny um dreiviertel Jahre überdauert hatte.

Digitized by Google

Eulenspiegel in Lübeck.

Von Otto Anthes.

Über Nacht war der frühe Sommer eingefallen und die bunte Schönheit der alten Stadt Lübeck blühte mit Baum und Busch um die Wette weit ins Land hinein. Schier lustig anzusehen war es auch, wie die Sonne auf dem verschabten baufälligen Gewand des Mannes herumsprang, der mit krummen Knien, nach Art der Landfahrer, dem Holstentor zustapfte. Er war nicht mehr ganz jung und frisch, der wackere Till Eulenspiegel, als er zum erstenmal seinen Einzug in die vielgetürmte Hansestadt hielt. Das linke Bein zog er ein wenig hinter sich her, der Kopf hing ihm seitwärts schief auf die Schulter, und was die Ohrenkappe vom Gesicht freiließ, sah aus, als ob es eine lange Zeit zu unterst in der Lade gelegen hätte, so fahl und zerknittert und in Falten gedrückt. Ehe er zwischen die beiden runden Holstentürme hineinschritt, stockte ihm auf einen Augenblick der Gang.

O Lübeck, hoch in Ehren,
Du führst ein strenges Recht —

so sangen die fahrenden Leute auf den Landstraßen, und wenn der Till auch schon manchmal hart an dem Stockmeister vorbeigeraten war, vor dem Galgen hatte er doch noch eine ehrfürchtige Scheu. Aber dann faßte er den langen Grashalm, den er quer im Munde hielt, fester zwischen die Zähne und schob sich, ein wenig scheu zur Seite schielend, durchs Gewölbe. Das innere Tor hatte er hinter sich, strich ein Stücklein die Trave entlang und schlug sich dann in eine von den engen Gassen, die zwischen hohen, ernsten Giebelhäusern zum Markt hinanstiegen. Es war um die Mittagszeit, und wenn durch eine offene Tür vom Hintergrund der Diele, wo der Herd stand, ein nahrhafter Duft herauswehte, dann schnob der Till mächtig durch die Nase und leckte sich mit der roten Zungenspitze über die staubigen Lippen. So kam er auf den Marktplatz. Eine Weile stand er und bestaunte das hohe Rathaus. Aber als er oben hinter den Fenstern eine Blechhaube vorübergleiten sah, befiel ihn ein leichter Schrecken und er zog sich unter die gewaltigen Bögen, wo die Gold- und Silberschmiede ihre Stände hatten. Da verschnaufte er im Schatten, denn die Sonne brannte schon heiß auf das Pflaster des Platzes. Seitwärts in der Tür zum Ratsweinkeller stand der Weinzapf und schaute nach den Kaufherren aus, die zum Frühtrunk kommen sollten, nach-

Digitized by Google

dem sie drüben in St. Marien die Preise beredet und die Schiffsgelegenheiten erkundet hatten. So breit und dickflüssig stand er da, als ob all der Wein, den er austat, ihm selber gehörte; und war doch nur ein geringer Diener des Rats. Den Till juckte es in der Kehle, in den Händen, vorm Magen und überall. Er blieb vor einem Stand, dahinter der Mittagsstunde wegen nur ein Lehrbub zurückgelassen war.

„Durstiges Wetter heute," fing er an.

„Ja ja," sagte der Bub. „Der Weinzapf schänkt zu trinken."

Der Till zog die Nase kraus und sah scharf hinüber. „Ist er so ein guter Mann, daß er schenkt?"

Der Bub lachte. „Gut ist er keinswegen. In der ganzen Stadt ist kein Mensch, der ihn nicht haßt um seines hochmütigen und kargen Wesens willen. Selbst der Bürgermeister wüßt' ihn gern wo anders. Aber der Rathausherr, der hält und schützt ihn, weil er knapp mißt und voll rechnet."

Der Till beugte sich vornüber und sagte leise: „Wenn du mir zwei gleiche Kannen borgen tätest, wollte ich gleichwohl uns beiden einen rechtschaffenen Trunk von ihm beschaffen, daß es uns keinen Pfennig kostet."

Der Bub, der auch ein Schlingel war und sich einen losen Spaß vermutete, gab die Kannen. Till machte einen Schlenker über den Markt, daß er wie von ungefähr zum Brunnen kam, füllte die eine Kanne mit Wasser und verbarg sie unter dem Wams. Dann trat er, die andere in der Hand, den Weinzapf an.

„Ich möcht' einen Wein," sagte er kurz.

Der Weinzapf guckte groß und verächtlich; aber da es seine Schuldigkeit war, des Rats Wein an jedermann zu verschänken, so stieg er dem Till voran in den Keller hinab und maß aus dem Faß, darin der gewöhnliche Wein war, ein Stübchen in die Kanne. Da er sich aber, das Gemäß hinwegzustellen, umwandte, vertauschte der Till schnell die Kannen, stellte die mit Wasser auf den Tisch und schob die mit dem Wein unters Wams.

„Was kostet das Stübchen, Zapfer?" fragte er dann.

„Zehn Pfennig."

„O weh!" sagte der Till. „Ich habe nur sechs Pfennig. Kann ich den Wein nicht dafür haben?"

Der Weinzapf sagte kein Wort, nahm die Kanne und goß das Wasser oben zum Spundloch hinein in sein Faß. Der Till schnitt ein klägliches Gesicht und machte sich mit seiner Kanne wieder zum

Digitized by Google

Keller hinaus, nicht anders als ein Bettler, den man von der Tür weggeschickt hat.

Der Weinzapf aber, den eine Ahnung trieb, sah ihn gleich darauf droben auf dem Platz mit dem Lehrbuben trinken und unmäßig lachen. Er holte flugs einen Häscher, und da sich noch ein Rest Weins in der Kanne fand, kam der Betrug heraus.

Man führte den Till vor den Rathausherrn, der auch den Keller unter sich hatte. Der saß in einem schön getäfelten Gemach auf einem geschnitzten Armstuhl, hatte einen Rock von feinem dunklem Tuch auf dem behäbigen Leib und einen silbernen Krug mit bestem Rheinwein neben sich. Der Till kratzte an der Tür seinen Bückling, stand und verdrehte die Augen wie ein Huhn, das Petersilie gefressen hat.

„Wer bist du?" begann der Ratsherr.

„Till Eulenspiegel, Herr. Ein fahrender Mann."

„Was treibst du?"

„Allerhand Kunst, Herr."

„Zum Beispiel?"

„In jungen Jahren bin ich auf dem Seil gelaufen," sagte Till, nach seinem lahmen Bein schielend.

„Und heruntergefallen," nickte der Ratsherr mit Befriedigung. „Was tust du seitdem?"

„Wie's gerade kommt, Herr. Rätsel aufgeben, Geschichten erzählen, schöne Lieder singen in den Herbergen: alles, was die Leute lachen macht und mir das Leben fristet."

„Und Bübereien nebenbei, wie die mit dem Weinzapf!" fiel der Ratsherr mit harter Stimme ein. Und dann begann er eine scharfe Rede zu tun von Lübecks strengem Recht, das keinen Gauch ungehängt ließe.

Der Till war unterdes still zur Seite getreten und beschaute das Getäfel an der Wand, klopfte leise mit dem Finger daran und sagte über die Schulter: „Feines Hölzchen!" Dann schlurfte er mit rundem Buckel heran, bückte sich noch tiefer und befühlte des Herrn reichen Rock. „Braves Tuch! Vom besten!" Und auf den Weinkrug deutend: „Wackeres Silber!" Machte auch einen langen Hals, um zu erschnüffeln, was für eine Sorte darinnen sei. War aber ein Deckel darüber.

„Was hat das mit deiner Schalkheit zu schaffen?" sagte der Ratsherr, der über seiner Verwunderung seinen Ernst und seine Herbheit vergaß.

Digitized by Google

„Muß viel Geld verdienen, Euere Stadt," sagte der Till und schüttelte den Kopf. „Womit verdient Ihr's?"

„Mit Handel," gab der Ratsherr zur Antwort und wußte selbst nicht, warum er also Rede stand.

„Mit Handel!" sagte der Till und nickte. „Ein schön Ding um den Handel. Mit wem handelt Ihr?"

„Mit den Nordmännern, den Schweden, den Russen —"

„Und verdient Euer Geld an ihnen, weil Ihr schlauer seid als sie," fiel der Till ein.

Der Ratsherr zog die Augenbrauen hoch und war ein Weilchen unschlüssig, wie er sich halten sollte. Da er aber nicht nur einen behäbigen Leib, sondern auch ein behagliches Gemüt hatte, so lachte er kurz und sagte: „Wenn's schon so sein sollte — von solcher Schlauheit besteht diese ganze Stadt mit Mauer, Turm und Wall und mit sieben Kirchen zur Ehre Gottes und seiner Heiligen; von solcher Schlauheit nähren sich viel hundert Männer mit Schiffahrt; von solcher Schlauheit leben drei handvoll Tausend mit Weib und Kind in Essen und Trinken, in Rock und Hut, in Haus und Gerät. He? Wie schmeckt dir das? Einen Zweck muß die Schlauheit haben, einen großen Zweck. Das ist's."

„Gut," sagte der Till. „Es geht mir ein. Aber seht, Herr — was ist alles Sitzen hinter festen Mauern nütze, was alles Fahren zu Wasser und zu Land, was Essen und Trinken und Haus und Hof, wenn man nichts zu lachen hat. Wer nicht lacht, dem bekommt das Beste nicht. Sein Blut wird dicker und schwärzer, und eines Tages stirbt er an dunkler Melancholie. Ich bin auf der Welt, daß ich die Leute lachen mache. Und da sie über nichts lieber lachen, als über eine feine Büberei" — und er breitete die Hände auseinander, als ob er sagen wollte: „Das ist das Kreuz. Wenn's nach mir ginge, ich täte nur Braves und Gutes. Aber die Leute!"

Der Ratsherr gluckste in sich hinein, so viel Spaß hatte er am Till und seiner spitzbübischen Demut.

„Gut," sagte er. „Es geht mir ein. Nur ins Große mußt du deine Kunst treiben, wenn du dich uns gleichmachen willst. Darum tu ich dir diesen Spruch: Morgen unter Mittag laß ich dich zum Galgen führen. Glückt's dir, daß die ganze Stadt über dich lacht, ehe du zum Baumeln kommst, dann sollst du frei sein. Aber der Bürgermeister muß auch lachen."

„Ich will's versuchen." sagte der Till. —


Digitized by Google

Als er am andern Tag hinausgeführt wurde, war die ganze Stadt auf den Beinen; denn alle Welt hatte von seinem Handel gehört. Auf dem Weg war er ganz still und sprach kein Wort, so daß sich männiglich verwunderte und meinte, er wäre gar verzagt. Als er aber unter dem Galgen stand, tat er den Mund weit auf und rief mit großer Stimme hinüber zu der Stelle, wo die Ratsherren standen: „Großgünstige Herren," rief er, „jedweder arme Sünder darf vor seinem Ende eine Bitte tun. So gewährt auch mir eine solche!"

Was für eine Bitte es wäre? fragten sie ihn.

Er sprach: „Ich bitte nicht um Leib und Leben, noch um Geld und Gut, noch um irgend etwas zu meinen Gunsten. Nur um eine ganz geringe Sache, die den Rat und die Stadt nicht kränken, noch eines Pfennigs Kosten machen soll."

Das wollten sie ihm wohl gewähren, sagten sie.

Er ließ sich Handschlag und Versicherung geben und sprach alsdann: „Dies ist meine Bitte, wenn ich gehangen bin, daß dieser Weinzapf dort drei Tage lang jeden Morgen kommen und mich nüchternen Mundes küssen soll."

Der Weinzapf stand dem Till gerade gegenüber, ganz vorn, um den hängen zu sehen, von dem ihm schon Tags vorher so viel Spott gekommen war. Als er diese Worte vernahm, fiel er vor Schreck und Wut die Länge lang in den Dreck. Der Lehrbub aber des Silberschmieds, der daneben stand und des Weinzapfs wegen von seinem Meister unmäßige Prügel erhalten hatte, schlug eine helle Lache auf. Und alsbald lachte das ganze Volk und lachte immer lauter, und die Ratsherren lachten mit, und der Bürgermeister, der dem Weinzapf gram war, der lachte auch. Da sprach der Rathausherr zu den übrigen Herren vom Rat: „Was sollen wir tun? Den Weinzapf kann ich nicht missen, und die Schande würde sein Tod sein. Wollen wir also aus der Schlinge kommen, die uns der Schalk gedreht, so müssen wir uns des Hängens entschlagen und ihn laufen lassen."

Also geschah es auch. Und der Till machte sich eilends aus der Stadt ins Mecklenburger Land. Ist auch nie wieder nachdem in Lübeck eingekehrt.

„Lübeck," sagte er manches Mal, „ist eine schöne Stadt, und man trinkt da guten Wein um billiges Geld. Aber unsereinem ist es allzu schwer dorten. Einmal glückt's, daß man die Stadt zum Lachen bringt, das andere Mal hängen sie einen."

Digitized by Google

Technische Utopie und technische Entwicklung.

Von Diplom-Ingenieur Otto Alt-Bremen.

II. Technische Entwicklung.

In gleicher Weise wie die physikalischen, chemischen, wirtschaftlichen, psychologischen Gesetze die technischen Möglichkeiten beeinflussen, bestimmen Erweiterungen auf diesen Gebieten die Entwicklung der Technik. Eine große Zahl technischer Fortschritte basieren in ganz einleuchtender Weise auf einer Ausdehnung unserer physikalischen, chemischen, wirtschaftlichen und psychologischen Kenntnisse, z. B. die gesamte Elektrotechnik, die Licht- und Röntgentechnik auf neueren physikalischen, die Hütten-, Gas- und Farbstofftechnik, die Technik der Metallbearbeitung (Schnelldrehstahl), sowie die Erzeugung besonders widerstandsfähiger Materialien auf neueren chemischen, die Arbeitsteilung, die Konzentration im Wirtschaftsleben, der Taylorismus auf neueren ökonomischen, die Auslese der geeigneten Persönlichkeit, Gewinnung der bestmöglichen Leistung auf neueren psychologischen Forschungen.

Es darf aber nicht vergessen werden, daß, wenn auch die Technik ihren Nährboden in jenen Zweigen menschlichen Wissens findet, sie andererseits auch eine große Zahl selbständiger Schöpfungen aufweist, gewiß auf der dort gewonnenen Grundlage. So ist die Entwicklung der Wärmekraftmaschinen, vor allem der Dampfturbine, Gas- und Ölmaschine, der Luftschiffahrt ohne jede Mitwirkung von rein physikalischer oder chemischer Forschung direkt von technischen Gesichtspunkten aus vor sich gegangen. Die wissenschaftliche Durchdringung aller Funktionen der Technik drückt der neueren Entwicklung den Stempel in gleichem Maße auf, wie z. B. der Medizin. Nur bei eingehendster Kenntnis der geschilderten Einflüsse sind weitere Fortschritte möglich, und so werden sie vielfach, wie auf anderen Forschungsgebieten, eine Domäne der technischen Wissenschaft an unseren Hochschulen.

Neben dieser Hauptlinie, dem Vordringen in Neuland, verlaufen noch eine Reihe von Entwicklungslinien, die nicht minder wichtig sind. Die bemerkenswertesten sind: Betriebssicherheit, Anpassung an die verschiedensten Zwecke, Ersparnis an Rohstoffen, Energie, Raum und Zeit, Steigerung der Größe und damit vielfach parallel gehend eine verhältnismäßige Verringerung der Anlage- und Betriebskosten.

Betriebssicherheit.

Die Fortschritte in der Betriebssicherheit können vom Laien fortlaufend beobachtet werden. Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Autos, elektrische Bahnen, elektrische Licht- und Krafterzeugung, Telegraph und Telephon, Gaserzeugung, Brücken, Tunnels, Personenaufzüge bieten ein

Digitized by Google

reiches Material. Störungen gehören zu den Seltenheiten, und während man in den neunziger Jahren täglich die Launen der Autos schmerzlich empfinden mußte, hat die heranwachsende Jugend vielfach noch keinen „bespannten" Kraftwagen gesehen. Und doch ist die Entwicklung zur Betriebssicherheit eine bei jeder technischen Neuerung wiederkehrende, außerordentlich mühevolle, viel Geduld und Geld erfordernde. Die Menschheit nimmt gegenwärtig an der Entwicklung der Luftschiffahrt teil und hat Gelegenheit, hier das Ringen der Technik mit den tückischsten Hindernissen zu beobachten. Während man in Anbetracht der vielen Katastrophen, die zu beklagenswerten Verlusten an wertvollen Menschen und ihrer Arbeit führten, vielfach geneigt ist, an der Erreichung der Betriebssicherheit zu zweifeln, steht dem Kenner der Technik außer Frage, daß hier die gleich hohe Stufe wie bei der Seeschiffahrt erreicht wird.

Worin besteht die Betriebssicherheit?

Ich möchte als Beispiel eine Entwicklung beschreiben, an der ich selbst teilgenommen habe und die noch nicht abgeschlossen ist: die Schiffsdieselmaschine. Der im vorigen Herbst infolge eines tragischen Geschicks aus dem Leben geschiedene Ingenieur Rudolf Diesel hat von 1893—1897 eine Kraftmaschine geschaffen, die durch direktes Verbrennen von Destillaten der Erdöle im Zylinder den Heizwert des Brennstoffes zu etwa 1/3 in mechanische oder elektrische Energie umwandelt. Der Fortfall der Kessel und die Verminderung des mitzuführenden Brennstoffs auf den dritten Teil gegenüber Dampfantrieb ergaben für den Schiffsbetrieb eine Erhöhung der Tragfähigkeit bei gleicher Wasserverdrängung, so daß man in Reederei- und Marinekreisen sich lebhaft für die Schöpfung Diesels interessierte. Als man nun daran ging, Schiffsdieselmaschinen zu bauen, waren die Landmaschinen kleiner und mittlerer Leistung bereits weit entwickelt. Abzr ihre Verwendung in dieser Form war im allgemeinen nicht möglich: die stationären Maschinen hatten zu hohes Gewicht, teils zu hohe, teils zu niedrige Umdrehungszahl, waren nicht umsteuerbar, das heißt, sie konnten nur immer in gleicher Richtung umlaufen, also ein Schiff, wenn nicht andere Maßnahmen ergriffen wurden, nur vorwärts, aber nicht rückwärts bewegen. Die Entwicklung zur Schiffsmaschine konnte in zwei Richtungen erfolgen: 1. man paßte die bereits für stationäre Zwecke entwickelte, im Viertakt arbeitende Maschine dem Schiffsbetrieb an; 2. man schuf eine neue, im Zweitakt arbeitende Maschinenart, die sich für die Schiffahrt infolge niedrigeren Gewichts, leichter Umsteuerbarkeit, höherer Leistungsfähigkeit und günstigerer Bewegungsverhältnisse besser eignete und allgemein für die Maschine der Zukunft angesehen wurde.

Die Firmen, die den ersten Weg einschlugen, gelangten ziemlich bald zu brauchbaren Maschinen, allerdings nur mittlerer Leistung. Die Mehrzahl der Firmen ging jedoch gleich zu der zukunftsreicheren Zweitaktmaschine über, hatte aber bei deren Entwicklung mit den denkbar größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Neu war gegenüber den damals bekannten stationären Viertaktmaschinen die größere Wärmebeanspruchung

Digitized by Google

der Zylinder, die Ausspülung der Zylinder mittels Luft, die erhöhte Kühlung der Zylinder und Kolben, die angebauten Luft-, Wasser- und Ölpumpen und die Umsteuerung. Außerdem verlangte der Schiffsbetrieb die Beschaffung großer Preßluftmengen zum Manöverieren, da der Verbrennungsmotor beim Anlaufen und Umsteuern statt mit Verbrennung, wie im normalen Betrieb, mit Preßluft arbeitet.

Während jede einzelne dieser Eigentümlichkeiten bekannt war, so erforderte die Durchführung des gesamten Prozesses im Schiff vielfach von den gewöhnlichen abweichende Mittel. Zudem sind auch die Erfahrungen, die bei einer ähnlichen anderen Gelegenheit mit ähnlichen Konstruktionen gemacht wurden, nicht näher bekannt, und es ist nicht möglich, für jede Einzelheit denjenigen Spezialisten ausfindig zu machen oder gar zur Mitarbeit heranzuziehen, der auf einem Teilgebiet vielleicht schneller zum Ziele käme.

Bei den ersten Maschinen auf dem Versuchsstand war die Betriebssicherheit ganz ungenügend, es kamen fortwährend Störungen vor: die Zylinderteile und Kolben hielten der erhöhten Wärmebeanspruchung nicht stand, es traten Risse auf infolge von gehinderten Wärmedehnungen, verkehrter Materialverteilung, ungenügender Kühlung; beim Anfahren und Umsteuern traten explosionsartige Zündungen auf, die die Maschine und ihre Umgebung gefährdeten; die Luft-, Wasser- und Ölpumpen versagten, sei es infolge erhöhter Verschmutzung oder unzweckmäßiger Anordnung; die Umsteuerung war nicht unbedingt zuverlässig, was große Gefahren in sich barg; der Luftverbrauch beim Manöverieren und die Kühlwassermenge zum Kühlen der Maschine wurden unterschätzt, so daß ständig Mangel herrschte und die Anlage nicht auf die volle Leistungsfähigkeit gelangte.

Es waren eingehende Studien und genaueste Messungen notwendig, um alle Ursachen und Mängel zu erkennen und sie zu beseitigen. Wenn auch die ersten eingebauten Maschinen die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht ganz erfüllten, so sind doch mit den neueren und neuesten Dieselschiffen zum Teil recht befriedigende Resultate erzielt worden. Zweifellos wird es auch hier gelingen, die gleiche Betriebssicherheit wie bei der Dampfkolbenmaschine zu erreichen. Zu einer vollkommenen Betriebssicherheit gehört vollständige Beherrschung aller Einflüsse, denen die Teile — eine Maschine setzt sich aus mehreren tausenden zusammen — während ihrer Arbeitszeit unterworfen sind. Sämtliche Funktionen müssen genau bekannt und alle Teile so ausgeführt sein, daß Störungen ausgeschlossen sind. Hierzu gehört eine Unsumme an Kenntnissen und Erfahrungen, die von unseren industriellen Werken als das höchste Gut betrachtet werden und für das Renommee einer Firma von größter Bedeutung sind.

Anpassung.

Die Anpassung an die verschiedenartigsten Zwecke ist soeben schon bei einem Sondergebiet gestreift worden. Sie nimmt einen breiten Raum in der technischen Entwicklung ein. Neben dem Benzinmotor, der zuerst

Digitized by Google

als Kleingewerbemotor auftrat, dann zum Automotor, Triebwagen- und Bootsmotor, schließlich zum Luftschiff- und Flugzeugmotor ausgebildet wurde, möchte ich das große Gebiet der Personen- und Lastenförderung nennen. Die bemerkenswertesten Fördermittel sind: Werkstätten-, Bau-, Hafen-, Werft-, Schiffskrane mit Druckwasser-, Dampf-, Gas-, Öl-, Elektromotorantrieb für Lasten bis 300 Tonnen, Aufzüge und Förderanlagen für Personen, Berg- und Hüttenwerke, sowie Hochofenbegichtung, und zwar für Teufen bis 1500 m im Bergbau und Tagesleistungen bis 1200 Tonnen Erz und 500 Tonnen Koks im Hochofenbetrieb, Seil- und Schwebebahnen für Personen und Massengüter bis 35 km Länge, Güterwagen mit Selbstentladung, Waggonkipper, die Eisenbahnwagen durch Kippen entleeren.

Es gibt heute kaum noch Gegenstände, die nicht ohne direkte menschliche Hilfe transportiert werden können: Trocken-, Naß- und Saugbagger vertiefen Kanäle und Flüsse, Greifer entladen Schiffe und Eisenbahnwagen mit Holz, Getreide, Kohlen und Erzen, Saug- und Druckluftheber saugen oder drücken Getreide, Malzprodukte, Sämereien, Kartoffelflocken, ja selbst Staub- und Nußkohlen aus Schiffen und Güterwagen. Dann die stetig arbeitenden Fördermittel, wie Förderbänder und -schnecken, Kratzer, wobei das Material in einem Trog entlanggeschoben wird, Becherwerke (Elevatoren), Schöpfräder. Die gewaltigen Fortschritte, die in der Fördertechnik errungen sind, kommen überzeugend durch Vergleich des Preises für eine Tonne Eisen (Roheisen) im Jahre 1840 mit dem gegenwärtigen zum Ausdruck. Er betrug damals 160 Mk., während heute die Tonne zu 50 Mk. zu haben ist, also zum dritten Teil des Preises. Es ist erwiesen, daß diese Entwicklung in erster Linie auf Zeitersparnis und Ersatz der menschlichen Arbeitskraft durch die Maschine beruht.

Wirtschaftlichkeit.

Ökonomische Prinzipien haben in der letzten Entwicklung der Technik eine ganz besondere Rolle gespielt. Die Steigerung der Wirtschaftlichkeit beruht, von besonderen Fabrikationsvorteilen abgesehen, vorwiegend auf Ersparnis an Rohstoffen, Energie, Raum und Zeit und damit parallel gehender Verringerung von Anschaffungs-, einschließlich Grundstücks- und Gebäude- sowie Betriebskosten, einschließlich Unterhalt des Bedienungspersonals.

Ich möchte für jedes dieser Elemente: Rohstoff, Energie, Raum und Zeit aus der Fülle von Beispielen einige charakteristische herausheben und kurz die markantesten Entwicklungszüge skizzieren.

1. Während man bis vor 25 Jahren im Brückenbau fast ausschließlich Schweißeisen, ein nach unseren heutigen Begriffen höchst minderwertiges schmiedbares Eisen, verwendete, ging man später allgemein zu dem im Siemens-Martin-Ofen hergestellten festeren Flußeisen über. Bei großen Spannweiten und Brücken wird das Gewicht dieses Materials


Digitized by Google

jedoch so hoch, daß schon viel Flußeisen aufgewendet werden muß, um außer der Verkehrslast noch das Baugewicht der Brückenbogen zu tragen. Große Brücken, zum Beispiel auch die gegenwärtig im Bau begriffene größte Brücke der Welt über den St. Lorenzstrom bei Quebec mit einem Eisengewicht von ca. 65000 Tonnen, werden daher neuerdings, soweit sie Beanspruchungen erleiden, in Nickelstahl, einem Material von 50—60 % höherer Festigkeit, ausgeführt, wobei sich 35—40 % an Gewicht, d. h. an Rohstoff, sparen lassen. Diese Ersparnis ist so beträchtlich — sie beträgt bei der Quebec-Brücke mit 47000 Tonnen Nickelstahl etwa 15000 Tonnen —, daß selbst die Kosten des hochwertigen und teueren Nickelstahls vielfach geringer sind als die des Flußeisens. Außerdem werden die Transport- und Gründungskosten hierdurch nicht unwesentlich verringert.

Damit ist aber noch keineswegs eine Grenze in der Gewichtsreduktion erreicht. Durch Zusatz von Chrom oder Vanadium oder beiden Elementen gleichzeitig lassen sich noch festere Brückenbaustoffe schaffen und die Ersparnisse an Rohstoffen noch weiter treiben. Diese Ökonomie ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, weniger für die Gegenwart als für die Zukunft; denn je weniger Eisen wir jetzt nutzlos verbrauchen, desto länger reichen die Eisenerzvorräte der Erde.

2. Eine Unsumme von Geistesarbeit wird gegenwärtig der Ersparnis an Energie gewidmet. Dies mag paradox klingen in einem Zeitalter, das in Energie schwelgt. Nicht nur werden unsere alten ehrwürdigen Dampfmaschinen und insbesondere deren Kesselanlagen noch immer um einige pro Mille sparsamer durch raffinierteste Ausnutzung der thermischen Energie der Brennstoffe, auch die übrigen Wärmekraftmaschinen sind noch entwicklungsfähig, wenn man auch mit einer gewissen Resignation bekennen muß, daß heute eine wesentliche Steigerung in der Brennstoffenergieausnutzung über den bei der vollkommensten Kraftmaschine der Gegenwart, der Dieselmaschine, erreichten Höchstsatz von 35 % (Brennstoffenergie in mechanische Energie) nicht möglich ist. Gewiß ist ein Teil der Wärmeenergie durch Verwertung der im Dampf oder Kühlwasser der Wärmekraftmaschinen abgeführten Wärme auszunutzen.

Auf die Bestrebungen, die Energie der Kohle direkt in elektrische Energie zu verwandeln, möchte ich hier nicht weiter eingehen. Ganz aussichtslos ist dieser Weg nicht; aber einer industriellen Verwertbarkeit stehen noch unübersehbare Schwierigkeiten entgegen.

Besonders beachtenswert sind jedoch die Bestrebungen, unsere Wasserkraftschätze zu vermehren, das Wasser, das die Sonne aus dem Boden oder den Flüssen verdampft, in die Höhe hebt, das dann als Regen auf unsere Gebirge fällt, durch Talsperren anzustauen und auszunutzen. Sicher ist hier erst ein Anfang zu einer direkten Ausnutzung der Sonnenenergie, allerdings mit einem schlechten Wirkungsgrad, gemacht. Welche Energiemengen, die früher fast nutzlos ins Meer flossen, durch Talsperren einem vielseitigen Zweck dienstbar gemacht wurden, möchte ich durch die folgende Tabelle zeigen, die einige Hauptwerte der größten Talsperren Europas, Afrikas und Amerikas enthält.

Digitized by Google

Tabelle II.

Größte Talsperren in Europa, Afrika und Amerika.

Name	Land	Inbetriebnahme	Stauinhalt Millionen cbm	Stauhöhe m	In Kraftwerken verwendbare Energie in PS.	Baukosten Millionen Mark	Bemerkungen
Urfttal bei Gemünd i. d. Eifel	Deutschland	1904	45,5	52,5	16 000	8,5	Kosten einschl. El. Werk
Bobertal bei Mauer (Schlesien)	Deutschland	1912	50	50	7 200	8,15	Kosten einschl. El. Werk
Edertal bei Waldeck	Deutschland	1914	202	40	18 000	19,4	Kosten ausschl. El. Werk
Assuan	Ägypten	{1903 1914	1000 2300	20 27		28 53	Nach Kostenanschlag
Pathfinder-Dam (Wyoming)	Vereinigte Staaten	1910	1200	61	60 000 bis 150 000	5	Kosten ausschl. El. Werk
Roosevelt-Dam (Arizona)	Vereinigte Staaten	1911	1580	70		16,18	Kosten der Sperrmauer
Conchos-Fluß bei Santa Rosalia	Mexiko	1913	1848	79,55	100 000	63	Kosten einschl. El. Werk

Aber nicht nur in der Aufspeicherung von Energie sehen die Talsperren ihren Lebenszweck, sondern sie dienen je nach ihrer Lage den verschiedenartigsten Zielen: sie schützen das Unterland vor Hochwassergefahren, liefern Wasser zum Berieseln für die Landwirtschaft, gleichen den Flußwasserstand aus, indem sie in der Regenzeit Wasser aufsammeln und es in trockenen Zeiten dem Fluß zuführen und so der Schiffahrt dienen. Auch an Kanäle geben sie Wasser ab.

Allen diesen Zwecken dient z. B. die Edertalsperre, die für die Schiffahrt der Weser von größter Bedeutung ist, durch Erhöhung z. B. des Niedrigwasserstandes bei Minden von 1,25 auf 1,5 m. Mit den Talsperren vergleichbar sind die Wehre, und der Erfolg derselben kann hier in Bremen besonders anschaulich in dem Hemelinger Wehr von jedem Einwohner beobachtet werden. Im Grunde handelt es sich hierbei um Energieersparnis nicht nur durch Ersparung von Kohlen, sondern Energie in der

Digitized by Google

Landwirtschaft und Schiffahrt, d. h. Reduktion der Unkosten, Verminderung der Verluste usw.

3. Die Ersparnis an Raum hat in den letzten 15 Jahren besonders auf dem Gebiet der Krafterzeugung, Druckluftbeschaffung und Wasserversorgung ganz beispiellose Fortschritte durch Ausbildung und Einführung rotierender Maschinen an Stelle der Kolbenmaschinen: Wasser- und Dampfturbinen, Turbokompressoren und Turbopumpen, gemacht. Während z. B. eine moderne Kolbendampfmaschine von 1000 Pferdestärken einen Platz von 200 qm einschließlich Bedienungsraum beansprucht, kann man auf gleichem Raum heute eine Dampfturbine einschließlich elektrischem Generator von 15000 Pferdestärken unterbringen. Ähnlich verhalten sich auch Kolbenkompressoren zu Turbokompressoren und Kolbenpumpen zu Turbopumpen. Die dadurch bedingte bedeutende Herabsetzung der Anlagekosten z. B. von elektrischen Kraftwerken, und zwar durch Verbilligung der Maschinen, Verringerung von Grundstücks-, Gebäude- und Personalkosten bis auf 1/3 der früheren Kosten, kommt in einer Verbilligung und einer populären Verwendbarkeit des elektrischen Stromes der Allgemeinheit zu gute.

4. Ich will hier nur kurz von der Zeitersparnis sprechen, die durch die Verbesserung der Verkehrsmittel erreicht ist. Denken wir einen Augenblick darüber nach, so verblüfft es uns, daß man trotzdem weniger Zeit hat als früher. Eine ernst zu nehmende Stimme macht uns darauf aufmerksam, daß wir uns dem Minimum an Zeitaufwand vielfach mit Riesenschritten genähert haben und daß von jetzt an nur noch eine mühsame, asymptotisch verlaufende Zeitgewinnung möglich ist. Gegenwärtig fahre ich mit einem Auto von 50 km Stundengeschwindigkeit fünfmal so schnell wie mit einem Wagen, ich brauche daher zu einer Strecke von 10 km mit dem Auto 12 Minuten, mit dem Wagen eine Stunde, und gewinne mit dem Auto 48 Minuten. Beträgt in 50 Jahren die normale Autogeschwindigkeit 100 km in der Stunde, so brauche ich zu 10 km 6 Minuten, gewinne also nur noch 6 Minuten. Sollte es unseren bedauernswerten Nachkommen, denen wir durch unser Vorwärtsstreben die weitere Zeitverkürzung außerordentlich erschwert haben, gelingen, in 100 Jahren im Luftverkehr 150 km Geschwindigkeit zu entwickeln, so würden sie zu 10 km 4 Minuten gebrauchen. Ihren Vorfahren gegenüber könnten unsere Epigonen noch 2 Minuten sparen, von da ab sind Zeitersparnisse nur noch in bescheidenen Grenzen möglich.

Ganz gleichen Charakter tragen die Zeitersparnisse der Technik. Vor allem haben die mit dem größten Raffinement ausgestatteten Transporteinrichtungen Wochen in einen Augenblick verwandelt. Durch die Maschine ist hier die Zeit auf ein Tausendstel der früheren beschränkt, d. h. sie ist vertausendfacht worden. So hat vor kurzem in Two Harbours, einer der ersten Erzladestätten an den großen Seen von Nordamerika, der Erzdampfer „William E. Corey“ eine Ladung von 10100 Tonnen in 28 Minuten übergenommen, während Segelschiffe ohne maschinelle Einrichtungen vor 20 Jahren zu einer Ladung von 800 bis 1000 Tonnen 3 bis 4 Wochen benötigten.

Digitized by Google

Größe.

Am auffälligsten in der gegenwärtigen technischen Entwicklung ist die Größensteigerung. Bei dieser Erörterung wird auch von der Verringerung der Anlage- und Betriebskosten zu reden sein, soweit nicht unter anderen Gesichtspunkten diese Frage kurz gestreift wurde. Die heutige Technik bringt diese Entwicklung ins Große häufig zum Ausdruck in einer Weise, die vielleicht vielfach als „Groß"sprecherei gedeutet wird, aber — von Übertreibungen abgesehen — den Kern trifft. So spricht man von Groß-Dampfmaschinen, Groß-Gas- und -Ölmaschinen, Groß-Kraftwerken, Groß-Kampfschiffen usw. Diese Bezeichnungsweise ist in einzelnen besonderen Fällen bereits überholt durch die folgenden: Riesenkran, Riesendampfer.

Diese Entwicklung, von der man glaubt, sie kenne keine Grenzen, macht auch das Entstehen von Romanen, wie den Kellermanns, verständlich. Vielfach neigt man zu der Ansicht, diese Entwicklung verlaufe nicht stetig, sondern sprungweise, und doch läßt sich die Stetigkeit in den meisten Fällen leicht nachweisen. Unstetigkeiten in der Größensteigerung, plötzliche Übergänge von der normalen Größe zum Riesenbauwerk haben meist mit einem völligen, verlustreichen, manchmal katastrophalen Fehlschlag geendet. Von den bekannten Beispielen möchte ich hier nur erwähnen den größten Rad- und Schraubendampfer des neunzehnten Jahrhunderts „Great Eastern", 1858, und den ersten Panamakanalbau, 1888. Trotzdem diese Leistungen in einzelnen Teilen bewundernswert sind, z. B. der Bau des Schiffskörpers des „Great Eastern", der mit seiner Wasserverdrängung von 27000 tons erst im Jahre 1899 von der „Oceanic" übertroffen wurde und seinerzeit bahnbrechend war, haben sich die finanziellen Schwierigkeiten als unüberwindlich erwiesen. Der finanzielle Erfolg, der oben bei der Aufstellung eines Kriteriums für die Utopie in den Vordergrund gestellt wurde, bestimmt gerade in dieser Richtung die Entwicklung. Übertriebene Steigerungen, die der Nachfrage nicht entsprechen, müssen Verluste im Gefolge haben. Das Wachstum wird zu sehr beeinflußt von der Bevölkerungszunahme und der gesamten kulturellen Entwicklung, und da hier ein stetiges Fortschreiten herrscht, so muß auch die Größensteigerung eine stetige sein.

Die Vergrößerung hat jedoch außer ihrem Zweck, einen gesteigerten Konsum zu decken, meist auch ökonomische Vorteile. Mit einer Vergrößerung ist vielfach kein proportionaler Zuwachs an Anlage- und Betriebskosten verknüpft, vielmehr nehmen die Ausgaben langsamer zu. Dieses Moment steht besonders im Gebiete der Elektrizitätserzeugung im Vordergrunde. Nach Prof. Klingenberg beträgt das Anlagekapital von Elektrizitätswerken mittlerer Leistung etwa 300 Mk. pro installiertes Kilowatt; größere Elektrizitätswerke mit einer installierten Leistung von 10000 Kilowatt und darüber kosten ungefähr 200 Mk. pro Kilowatt, während ganz große Zentralen mit Maschinen von 15000 bis 20000 Kilowatt ein Anlagekapital von 140 bis 150 Mk. erfordern. Diese erhebliche Verringerung der Baukosten von Elektrizitätswerken durch Erhöhung der Leistung pro Maschine hat in New York und Chicago, die Elektrizitäts-

Digitized by Google

werke mit installierten Leistungen bis 250000 Pferdestärken besitzen, zur Aufstellung von Turbogeneratoren mit einer Leistung von 30000 Kilowatt gleich 45000 Pferdestärken der antreibenden Dampfturbine geführt. Hier leistet also eine Maschine doppelt so viel als alle Maschinen der Elektrizitätswerke Bremens zusammen.

Nicht minder bedeutungsvoll ist die Zunahme der Größe von Passagierdampfern, wie sie am eindrucksvollsten in dem Bau der drei Riesenschiffe der „Imperator"-Klasse der Hamburg-Amerika Linie, der zwei Schiffe der „Columbus"-Klasse des Norddeutschen Lloyd, sowie der englischen Riesendampfer „Aquitania" und „Britannic" zum Ausdruck kommt. Diese Schiffe werden wegen ihrer geräumigen Wohn-, Schlaf- und Gesellschaftsräume und einer Fülle von Unterhaltungsmöglichkeiten bei gleichen Anschaffungskosten, auf den umbauten Raum bezogen, besonders bevorzugt, womit eine Steigerung der Einnahme verknüpft ist. Außerdem werden die Betriebskosten, in erster Linie die Kohlenkosten, prozentual beträchtlich reduziert, was seine Begründung in den günstigen Wasserwiderstandsverhältnissen großer Schiffe findet.

Ganz ähnliche Bestrebungen zeigt die Luftschiffahrt, bei der die Vorteile der Vergrößerung, die in einer Erhöhung der Geschwindigkeit und Tragfähigkeit bestehen, viel schneller als erwartet ausgenutzt wurden. Innerhalb eines Jahres ist hier der Rauminhalt von 23000 cbm des Marineluftschiffes „L 1" auf 32000 cbm bei dem jetzigen Neubau für die Marine gestiegen.

Neben der Vergrößerung im einzelnen macht die damit vergleichbare Erweiterung industrieller Werke und deren Konzentrationsbestrebungen weitere Fortschritte, eine allgemein bekannte und vielfach gewürdigte Erscheinung.

Was wird uns die Technik der nächsten Zukunft bringen?

Im Augenblick möchte ich hierauf nicht ausführlicher eingehen. Vielleicht findet sich später dazu Gelegenheit. Soweit nicht überraschende Entdeckungen neue Richtungen weisen, wird die Entwicklung in den hier geschilderten Bahnen weiter verlaufen, die jetzt erkennbaren Tendenzen werden noch intensiver verfolgt werden, vielleicht wird das Tempo in den nächsten Jahren infolge des Konjunkturrückgangs ein langsameres, vielleicht wird darauf eine ähnliche Expansionsperiode mit neuen Steigerungen folgen.

Es hat nicht den Anschein, als ob das „technische Zeitalter", dessen Erfolge in einer Verbesserung der Lebenshaltung weiterer Kreise bestehen, seinem Ende entgegengehe und demnächst schon von einer Periode der beschränkten und bewußt eingedämmten Unternehmungslust und Betriebssucht, wie sie vielfach zur Vertiefung rein menschlicher — seelischer und geistiger — Eigenschaften und zwecks intensiverer Beschäftigung mit der uns umgebenden Natur gewünscht wird, abgelöst würde.

Digitized by Google

Werkbundgedanke und Werkbundausstellung.

Von G. F. Hartlaub.

Die Ausstellung in Köln ist fertig. Was am Tage der Eröffnung den offiziellen Personen und den Pressevertretern nur als recht unvorteilhaftes Fragment gezeigt werden konnte, das sahen die Mitglieder des „D. W. B.", die sich am 2. Juli zahlreich zur Jahresversammlung eingefunden, so wie Kataloge und Führer es ankündigten und wie es auf dem Plan verzeichnet steht. Und nunmehr, da alle Komponenten, auf deren Mitwirkung die Veranstalter gerechnet haben, endgültig in das Gesamtbild eingefügt schienen, war man wohl imstande, sich ein Urteil zu bilden, das nicht durch verstimmende Nebeneindrücke getrübt ist.

So ging man denn hoffnungsvoll in die Ausstellung, gab sich Mühe, möglichst unvoreingenommen zu sein, ließ sich willenlos treiben mit dem großen Besucherstrom und wartete ab, wie alles wirken würde. —

Das langgestreckte Gelände am Rhein hat den Erbauern in mancher Hinsicht eine ideale Ausstellungsgelegenheit geboten; sicherlich wird man nicht sobald wieder einem Platz begegnen, der dem Beschauer einen so großartigen Aus- und Umblick gewährt. Höchstens könnte man befürchten, die Ansicht des Domes und der mächtigen Hohenzollernbrücke, der breite, belebte Strom und die strenge, hohe Stadt drüben, sie möchten den Ankommenden zu sehr — und auf Kosten der Ausstellung — gefangen nehmen. Die Gefahr besteht wirklich, zumal wenn der Fremde den offiziellen Zugang von der Brücke her gewählt hat. Wer zum erstenmal von Köln hinüberfährt, dem sei daher geraten, mit dem Schiff sogleich im Mittelpunkt der Schaustadt anzulegen, dort wo der breite, mächtige Hauptplatz sich ausdehnt. Es wird auf diese Weise jene erste und darum so nachhaltige Enttäuschung vermieden, die jeder erfährt, der sich auf dem „Landwege" nähert. Mit allem Recht hat hier bereits eine scharfe Kritik eingesetzt. Es ist in der Tat schlimm, daß der Ankommende zuerst an dem banalen Vergnügungspark, dann an dem Steinhägerpavillon, Gewächshaus und dem äußerlich auch recht unscheinbaren Glashaus vorüberwandeln muß, bis er endlich — gelangweilt und ermüdet — das Hauptportal erreicht. Schlimmer noch ist es, daß, wer die säulengeschmückte Halle dieses in einem frei ägyptisierenden Stil gehaltenen, durchaus nicht unwürdigen Bauwerks durchschritten hat, noch immer nicht Weg und Ziel klar vor sich liegen sieht. Folgt er der Straße rechts an der Verkehrshalle vorüber, so gelangt der Besucher zu der mächtigen Anlage des alten Forts, vor dessen feierlichem Pappelhintergrund sich das in einer etwas frostigen Empire-Grazie schimmernde Teehaus erhebt. Hat man hier den schönen Marmorbrunnen, die breiten Treppenaufgänge und anmutigen Gartenanlagen genugsam betrachtet, wird man sich vergebens bemühen, in derselben Richtung seinen Weg fortzusetzen, die Hauptstraße läuft sich tot, und man muß nunmehr auf die Ladenstraße zurück, zu den langen und so einförmigen Arkaden, die ja sehr respek-

Digitized by Google

tabel, aber auch sehr langweilig wirken, wenn man nicht Zeit hat, die trefflichen Schaufensterarrangements einzeln zu studieren. —

Diese irreführende Grundrißgestaltung, mag sie auch durch die Lage des alten Forts mit ihren so verführerischen malerischen Möglichkeiten veranlaßt sein, ist auch rein ausstellungstechnisch zu beklagen und wird, besonders für das Teehaus, auch ihre geschäftlichen Nachteile zeitigen.

Wir betreten den Hauptplatz. Auch das bedeutet wieder eine Umorientierung unseres Richtungsgefühls, denn diese architektonische Anlage legt sich quer vor die durch die Ladenstraße betonte Achse. Der Platz öffnet sich nach dem Rhein und wird auf der anderen Schmalseite durch die kuppelgekrönte Haupthalle abgeschlossen. Eine Menge bedeutend gemeinter Architekturen ist hier vereinigt. Peter Behrens' Festhalle mit dem Weinrestaurant Bruno Pauls und auf der andern Seite das österreichische Haus von Josef Hoffmann und das Bierrestaurant bilden die langen Seitenfluchten des mächtigen Oblongums. Merkwürdig, daß trotz solcher Konzentration der Hauptgebäude eine starke Wirkung sich nicht einstellen will. Es mag das einmal an jener anfechtbaren Orientierung des Platzes liegen, andererseits auch daran, daß eine breite Querachse, die vom sächsischen Haus bis zum Fabrikgebäude reicht, sich hindurchschiebt und die saalartige Geschlossenheit des Platzes bedroht. Aber das schon durch den irgendwie verfehlten Rhythmus des Gesamtplanes erzeugte Unbehagen kommt erst recht zum Bewußtsein, wenn man sich in eine genauere Betrachtung der Einzelgebäude selbst einläßt, die die Gesamtanlage bilden sollten. Es quält uns, wie einförmig fast bei allen Gebäuden die Horizontale betont ist und wie peinlich flach und gedrückt alles wirkt gerade durch die Gegenwart der vielen himmelwärts strebenden Türme des Stadtbildes am andern Ufer. Selbst das österreichische Haus von Josef Hoffmann, das durch die streng vertikale Gliederung und die drei mächtigen Mittelbekrönungen so ungleich monumentaler erscheint als seine Nachbarn, hebt die etwas langweilige Totalwirkung nicht völlig auf.

Der zweite größere Platz der Ausstellung bereitet als Gesamtbild erst recht eine Enttäuschung. Freilich erhebt er nicht den Anspruch zu repräsentieren, und er entschädigt uns durch überaus interessante Einzelheiten. Hier herrscht das viel besprochene Theater Henry van de Veldes. Warum dieses merkwürdige und höchst originelle Bauwerk nicht in die Rechnung einer architektonischen Platzanlage stimmen konnte, wird noch zu erörtern sein. Auch nicht eigentlich architektonisch, doch ebenso interessant und anregend wirkt das westliche Platzende mit dem zweistöckigen Bürogebäude von Walter Gropius. Dieser strenge Zweckbau besitzt zwei ganz phantastisch klingende Eigentümlichkeiten: gläserne Treppenhäuser und einen schwebenden Garten! Ich vermag nicht zu beurteilen, ob sich die gläsernen Wände bewähren würden (Temperatur?!), doch der Gedanke, daß die Angestellten auf ihren Gängen von einem Stockwerk in das andere manchmal einen freien Blick in das Treiben der Außenwelt tun können, um dann erfrischt an ihre Bücher und Zahlen zurückzukehren, hat etwas Frohes und Starkes. Und mit dem „schwebenden Garten" hat es auch eine hygienisch-praktische Bewandtnis. Die Gelegenheit, in dem

Digitized by Google

nett eingerichteten Dachgarten — „Schwebebar" heißt er im Ausstellungskatalog" — Erfrischungen einzunehmen und auszuruhen, wird in vielen Betrieben eine beträchtliche Zeit-, Geld- und Kraftersparnis für das Personal bedeuten; sie dürfte sich in manchem großen Unternehmen, zumal bei ungeteilter Arbeitszeit, bald einbürgern. Hinter dem Bürogebäude, durch einen geräumigen Hof getrennt, die große Maschinenhalle. Auch hier ist viel von dem starken Geist und der organischen Schönheit der Zeit. Die eigentliche Werkbund-Schönheit glänzt hier: zweckvolle und ästhetische Durchbildung der technischen Form. Hier spannt sich die Wölbung der mächtigen Eisenbinder mit prachtvoller Notwendigkeit. Hier sind die schönen und klugen Maschinen, die ihre Arbeit mit so viel Genauigkeit und Kraft verrichten und die an Leib und Gliedern so gut gebaut scheinen. — Schade, daß dieser männlichen Schönheit gegenüber die weibliche des benachbarten „Hauses der Frau" so wenig standhält. Man merkt, daß wir im Zeitalter der Emanzipation leben. Dies sehr reizlose Gebäude zeigt, daß die Baukunst eine männliche Kunst ist. Vorbei. — Den Backsteinbau des langgestreckten, sehr vornehm und solide aussehenden „Bremen-Oldenburger Hauses" wird der Bremer nicht unbeachtet lassen. Er gehört nicht zu den besten Leistungen seiner Erbauer. (Im Innern vor allem E. v. Baczkos, Stoffregens und Schröders Arbeiten bemerkenswert, der sich aber diesmal etwas zurückhält; daneben der sehr bestechende Raum der Kaffeehag von Runge und Scotland.) Auch dem vortrefflichen Etagenhaus zu seiner Rechten sei ein Blick geschenkt, bevor wir unsere Schritte nach Metzendorffs neuem niederrheinischen Dorf lenken, wo sich freundliche Backsteinhäuser, Gasthaus und Kirche idyllisch um den brunnengeschmückten Marktplatz schließen und Gehöfte, Schmieden und andere Baugruppen malerisch die Straßen entlang verteilt sind. Immerhin muß man sich fragen, ob der Aufbau solch idealen heimatlichen Gemeinwesens nicht die Gefahr von etwas Gewolltem, nicht organisch Gewachsenem in sich birgt.

Eine flüchtige Rundschau über das Äußere wäre so vollendet. Fast, denn ein Zug fehlt noch, der auch in dem skizzenhaftesten Gesamtbild nicht mangeln darf: die Gärten! Freilich, eine große gärtnerische Gesamtgestaltung wird durchaus vermißt, doch im Kleinen, im Haus- und Sondergarten und in der gärtnerischen Brunnenanlage ist teilweise Bezauberndes geleistet.

Dürfen wir nun bereits — also allein auf Grund der empfangenen architektonischen Eindrücke — die zusammenfassende Frage aufwerfen, wie weit der Werkbund in dieser Ausstellung die Verheißungen seines Programmes erfüllt hat? Die mit so großem Anspruch herausgestellten und gewissermaßen exemplarisch gedachten Ausstellungsbauten sind es doch nun einmal, aus denen jeder Unbefangene sich über die Leistungskraft der Werkbundidee sein erstes Urteil bilden wird. Ob dies Urteil freilich endgültig sein darf, resp. ob die nachfolgenden Eindrücke es bestätigen werden, ist zweifelhaft. Wir wollen es jedenfalls nicht hoffen. Das Äußere der Bauten hat keineswegs immer Gefühle der Zustimmung und noch weniger der Hoffnung und Erwartung erweckt.

Digitized by Google

Es ist zum mindestens nicht viel darunter, was in die Zukunft weist. Vergebens hat man unter diesen zum Teil recht monotonen, farblosen und formarmen, meist auch stark klassizistischen Fassaden nach dem gesucht, was einer Gestaltung neuer Formenausdrücke auch nur ähnlich sieht, was — um es ein wenig anspruchsvoll zu formulieren — auf einen neuen Stil hinwiese. Und ist nicht eben dies die heimliche Hoffnung, mit der so mancher auf eine solche Architektenschau gehen wird? Gewiß ist da das österreichische Haus von Josef Hoffmann — hier steckt viel Erfindung, Kraft und Wagemut, und wir sind dankbar dafür. Ferner der Theaterbau Henry v. d. Veldes. Dieser geistreich-tiefsinnige Subjektivist hat seinem Werke sehr viel verliehen, nur das eine nicht, was wir soeben suchten: jene Kraft der Notwendigkeit, die von einem Werke der Baukunst als Produkt sozial-organischen Wachstums ausgehen kann. Zum allerwenigsten ist v. d. Velde ein Außenarchitekt. Die Fachleute verurteilen die äußere Erscheinung des Werkbundtheaters, diesen ein wenig ostasiatischen, irgendwie an ein seltsames Schalentier gemahnenden Bau. Wohl mit Recht. Und ganz sicher ist der Dreibühnengedanke im Innern eine Unmöglichkeit. Und doch! (Dieses bejahende „Und doch", mit dem man noch jedem Werke des merkwürdigen Mannes zum Schluß sich beugte!) Und doch: kaum eine Stätte der Bühnenkunst übt im Innern (bei aller Schlichtheit!) einen so magischen, allem Alltagsleben entrückenden Zauber aus. Man fühlt sich — ich weiß nicht, wie es kommt —, wenn man vom höhergelegenen Vestibül in den Zuschauerraum hinabgestiegen ist, in diesem balkengezimmerten Saale mit den seltsamen Lichtluken wie im Innern eines Schiffes. Das Schiff — das entfesselte, entrückende, schwankend-schwebende Schiff; läßt sich eine bessere Assoziation für eine Stätte künstlerischer Erhebung denken?

v. d. Velde hat sein Werk so völlig von innen herauswachsen lassen, daß die Außenansicht, ohne irgendwie Scheinfassade zu bilden, doch kaum eine Ahnung aufkommen läßt von dieser einzigartigen, durch Raum- und Lichtverhältnisse bedingten Innenwirkung. Er gleicht in diesem Punkte ein wenig jenen Primitiven, die einstmals eine neue Ära der Baukunst dadurch herbeiführten, daß sie das Bauwerk gleichsam aus dem Keim, aus der Zweck- und Raumvorstellung entstehen ließen; wir denken an jene seltsamen Basiliken der ersten Christen, deren innere Pracht und Raumwirkung in so merkwürdigem Gegensatz steht zu dem schmucklos ungefügen Zweckbau des Äußeren. Wird man nicht mit wärmerem Interesse auf eine Arbeit wie das Werkbundtheater blicken, als auf die etwas schematisch monumentale Festhalle eines Peter Behrens, der zwar nichts vergessen hat von allem, was er an hohem und strengem Kunstsinn und an breitester Erfahrung besitzt, aber eben das vermissen läßt, was jenes problematische Theater verrät: den Versuch des Künstlers, sich selbst zu übertreffen, die produktive Rastlosigkeit. Und wie steht es in dieser Hinsicht mit dem gar nicht reizlosen, aber im Grunde doch so frostig-steifen Säulenbau von Wilh. Kreis, wie mit der konventionellen

Digitized by Google

Eklektik des sächsischen Hauses oder gar mit der arg nüchternen Frührenaissance der Haupthalle von Fischer, aus deren Arkaden schon die bare Unlust hervorlugt! Von dem völlig verunglückten Äußeren des Farbenschaugebäudes und dem „romanischen" Kölner Haus nicht zu reden. — Soll denn nun wirklich ein etwas matter, halb archaischer Vorklassizismus das Ende sein? —

Es hat seinen tiefen inneren Grund, daß der Werkbund hier versagen mußte. Suchen wir ihm nachzuspüren.

Die Architektur gehört, soweit sie nicht (wie in dem netten Landhaus von Stadler, in Gropius' Fabrik, in Eberhards Verkehrshalle oder in dem famosen Kolonialgeschäft von Paul Pott) bewußt auf die Schaffung von reinen Zwecktypen ausgeht, in das Gebiet der freischaffenden großen Kunst. Die Bauaufgabe im Sinne des realen Zwecks ist für sie nicht mehr als das, was der „Gegenstand" für Maler und Bildhauer bedeutet. Die vom Werkbund erstrebte Verbindung von Kunst, Kunsthandwerk und Kunstindustrie kann aber ihrem Wesen nach nicht eigentlich schöpferisch im Sinne der freien Kunst sein. Sie muß darauf ausgehen, auf dem Niveau der einwandfreien „Qualität" Typen zu schaffen, mit denen dem Händler, dem Industriellen gedient ist, die auch den Export ermöglichen und deutscher Arbeit im Ausland höchste Auszeichnung sichern. Solche Typen sind heute vorhanden: sicherlich auf dem Gebiete der soliden Gebrauchszwecke, und vielleicht auch wieder, wie gerade diese Ausstellung lehrt, im eigentlichen Luxus-Kunstgewerbe. Die Zeit der künstlerisch „individuellen" Messer und Gabeln, Tische und Stühle ist ja in der Tat vorüber. Gewisse Zwecktypen und zugleich gewisse moderne und gesunde Geschmacksgrundlagen sind unzweifelhaft geschaffen, und wir brauchen uns — mögen wir auch ornamental in einem freien, umbildenden Eklektizismus verharren müssen — nicht mehr auf irgendwelche historische Stilimitation einzulassen.

Was die Kunstindustrie angeht, so hat auch sie auf dieser Ausstellung gezeigt, daß sie sich der Bewegung nicht länger fernhält, und daß die Maschine jene „passend" schöne Form auszubilden vermag, die sich in ihrer Art durchaus neben den handwerklichen Erzeugnissen hält. Auf der modernen Geschmacksgrundlage hat unzweifelhaft eine ästhetische Versöhnung zwischen Handwerk und Industrie stattgefunden.

Die „Qualität" in der angewandten Kunst wird vom deutschen Werkbund gepflegt. Das ist durchaus kein leeres Wort, wie August Endell in der Werkbund-Diskussion meinte, sondern das bedeutet eine ganz bestimmte Eigenschaftsverbindung, die wir charakterisieren möchten, als die ethische (nicht starr dogmatische!) Hochwertung jener drei berühmten Semperschen Faktoren: des Zwecks, des Materials und der Technik. Man soll den Begriff der Qualität nur nicht überspannen. In der freien Architektur ist jene Hochwertung der Bedingungen zwar auch grundlegend, aber hier zeigt sich nun mit aller Klarheit, daß jener Qualitätsgedanke an sich noch nichts eigentlich Positives, nichts Schöpferisches ist. Er bedeutet letzten Endes nicht

Digitized by Google

mehr als Vermeidung alles Scheinmaterials, aller Unzweckmäßigkeit, aller Stilnachahmung, kurz — mit einem schlechten Schlagwort — Abwesenheit alles „Kitsches“. Mehr kann die erzieherische Kraft eines Bundes, einer Gesellschaft mit ihren Tagungen und Beschlüssen nicht leisten (heute jedenfalls nicht, denn in kollektivistischen Zeiten haben ja in der Tat Verbände, allerdings religiös gefärbte, die Mönchsorden von Cluny und Citeaux, durch die Kraft ihrer Reformbeschlüsse eine stilistische Fortbildung wichtigster Art ins Leben gerufen).

Aber bildet nicht die „Qualität“ und die innerhalb des Qualitätsniveaus gültige „Typik“, wenn auch keineswegs die Triebkraft, so doch die Basis, den gesunden Boden, auf dem sich eine organische und freie Entwicklung erheben kann? Muß nicht heute jeder, auch der freieste Künstler, sich auf diesen Boden stellen? Auch das scheint leider zum Problêm geworden und damit wäre ja der Werkbundgedanke als solcher bedroht! Man hat in jener vielberufenen Diskussion gefragt, ob nicht das Streben nach „Qualität“, nach „Typisierung“, wie es notwendig in der Werkbundidee liegt und von Muthesius formuliert wurde, vielmehr hemmend auf das freie Phantasieschaffen, auf die Keime einer neuen Stilbildung wirken müsse! Es hat sich in der Debatte der letzten Werkbundtagung herausgestellt, daß die Künstler hier in der Tat eine Gefahr sehen, sie haben sich mit allen Mitteln gegen den Begriff der Typisierung und Nivellierung gesträubt, was in den von van de Velde aufgestellten Gegenthesen gegen die von Muthesius herausgegebenen Leitsätze dramatisch zum Ausdruck kam.

Wir glauben nun, daß eine solche Einschränkung individuellen Künstlertums nur dann besteht, wenn man den Umfang und die Leistungsmöglichkeit der Werkbundidee ungebührlich überspannt. Wir können nicht annehmen, daß wirklich innerhalb gewisser Werkbundkreise die Meinung vertreten wird, daß mit jenen vernünftig geschmackvollen Zwecktypen der Nutzarchitektur, des Kunstgewerbes und der Industrie, deren Pflege und Verbreitung Sache des Werkbundes ist, auch schon so etwas wie ein Stiltypus gegeben sei. Man wird nicht Uniformität und Stil, nicht angewandte und freie Kunst, nicht Zweckgebundenheit und Freiheit, nicht guten Geschmack und Schönheit miteinander verwechseln. Den besten Beweis dafür bietet die Ausstellung selbst. Man bedenke nur die folgenden beiden Gegensätze: die Friedhofskunstausstellung, in der jeder Grabstein geschmackvoll, zweckmäßig typenhaft „werkbündisch“ gebildet ist und doch das Ganze so entsetzlich öde wirkt, und die Synagoge des Architekten Friedrich Adler, ein Werk, entstanden aus hoher Schöpferkraft religiöser Phantasie, zu deren Entstehung der Werkbund aber nur den äußeren Anlaß geben konnte, nicht die Idee. Oder die mystische Pracht der Glasfenster von Thorn-Prikker, Pechstein, Bengen, Cesar Klein u. a., die Fülle famoser dekorativer Malereien, die über die ganze Ausstellung verstreut sind. Alles das steht nicht im Gegensatz zur Werkbundidee, wohl aber über ihr! — Einen Stil, d. h. eine geheimnisvolle soziale Notwendigkeit auch im freiesten persönlichsten Schaffen haben wir heute noch keines-

Digitized by Google

wegs. Es ist nicht Sache des Werkbundes, ihn zu erzeugen. Aber es muß doch wohl so sein, daß die Ausstellung selbst durch ihren baulich bedenklich uniformen Habitus wie durch die Art ihrer Propaganda zu einer so irrtümlichen Anschauung verlockt. Und darum mußte gerade in diesem Jahre auch in der Festhalle der Werkbundausstellung die Opposition losbrechen. Es war eine seltsame Konstellation, daß in jener großen Aussprache gerade die eigentlichen Werkbundführer glaubten, gegen eine falsche Auslegung des Werkbundgedankens polemisieren zu müssen. Sie wollten es deutlich aussprechen, daß alle Ansätze, alle Hoffnungen modernen Bauschaffens, seien sie nun mehr „stilartig" gebunden oder scheinbar freischwebend individuell, noch durchaus keine Einschränkung und Gesetzgebung irgendwelcher Art ertragen. Wer das Wirken dieser Männer kennt, wird sich darüber nicht wundern. Man hat in der Haupthalle eine lehrreiche Übersicht über das Schaffen der sogenannten „zwölf Apostel" des Werkbundes gegeben — und es sind gerade diejenigen, die auch in der Debatte das Wort ergriffen haben —; hier mag sich jeder durch die Anschauung davon unterrichten, wie wenig „werkbündisch" diese Apostel sind, und vor allem: wie stark sich ihre Art und ihr Wollen unterscheidet. Hier der feine, milde Künstler Peter Behrens, ein modern Stilvoller, der zuletzt doch mehr Griechenträumer als Zweckformer ist, und dort jene revolutionäre „Linke" der „Phantasten" van de Velde und Obrist!

Doch genug des Prinzipiellen. Wer nur gründlich eingesehen hat, daß die Erzeugung neuer Formen durchaus nicht Aufgabe des Werkbundes, sondern einzig der einzelnen Künstler sein kann, der darf dann um so freudiger zugestehen, daß der Werkbund auf seinem eigentlichen Felde das Niveau der schönen Zwecktypen seit der Dresdener Ausstellung sehr gefestigt und gehoben hat. Wer möchte es leugnen, daß jenes innige Eindringen der Werkbundidee in die Industrie, von dem schon die Rede war, einen großen Fortschritt bedeutet! Wer würde nicht in der Verkehrshalle die neuen Typen der D-Züge, Speise- und Schlafwagen, die Autos und sogar Aeroplane bewundern, wer nicht staunen über die Dimensionen und die knappe Wucht dieser Halle selbst? Vor allem aber bedarf das Gebiet der Raumkunst liebevollster Würdigung. Sie ist nicht nur in schier überwältigender Fülle in dem Labyrinth der Haupthalle, sondern auch in den Einzelhäusern vertreten. Hier im Gebiet der angewandten Kunst ist der Werkbund sozusagen zu Hause, hier ist er auch schöpferisch in gewissem Sinne, hier ist viel Neues, Anregendes und Schönes. Wer nach dem Allgemeinen sucht in dieser Fülle des Besonderen, dem fällt vor allem jene Weiterbildung ins Dekorative auf, die sich in den letzten Jahren innerhalb der angewandten Kunst vollzogen zu haben scheint. Die Epoche des dogmatischen Zweckpurismus, die Zeit der „sachlichen" Kastenmöbel, an denen man so häufig nichts auszusetzen, aber auch nichts Besonderes loben konnte, scheint endgültig vorüber. Man kehrt zum Ornament zurück, und wir sagten schon, daß dies nicht im Sinne frei schöpferischer Neuerfindung, wohl aber im Sinne eines höchst

Digitized by Google

geschmackvollen und ganz freien Traditionalismus geschieht. Wir haben wieder Luxustypen. Alles drängt nach Eleganz und phantastischer Farbigkeit, nach bald heiterer, bald fast schwüler Pracht. Was die Schöpfungen eines R. A. Schröder schon seit Jahren erkennen ließen, eine gewisse dekorative Üppigkeit, geschichtlich gesprochen eine Verschmelzung von Empire-Elementen mit dem leichteren Rokoko, natürlich in ganz freier Abwandlung, das klingt in vielen Räumen der Ausstellung weiter, in den Gemächern eines Lucian Bernhard, eines Bruno Paul, R. A. Schröder, Adalbert Niemeyer und mancher anderen. Neuer „Stil", Formwille, Formexperiment ist hier nicht und braucht hier auch nicht zu sein. Denn nicht von den Messern und Gabeln, sondern von den Kirchen und Palästen her ist noch immer jenes oberste Formengesetz ausgegangen, das man „Stil" nennt. Wohl aber ist hier Qualität, Geschmack und Schönheit. Und das genügt: „für den Hausgebrauch".

Doch wollen wir uns auch die Namen derer merken, die von dieser erlaubten Bequemlichkeit keinen Gebrauch machen. Individuell stärker, darum aber auch weniger „brauchbar" im Sinne der Werkbundidee, wirken, um einige markante Beispiele herauszugreifen, z. B. der runde Repräsentationsraum von Wilhelm Kreis mit seinem tieffarbigen, halb pompejanischen, halb expressionistischen Fries und den dunklen Holzpilastern auf gelblichem Grund. Feine sinnliche Grazie, rhythmischer Schwung und sehr originelle (d. h. leider heute meist soviel wie: subjektive!) Weiterbildung der überlieferten Formen in der Rotunde (für das Linoleum) und dem oblongen Saal (für die Tapeten) von dem klugen und spitzen August Endell. Sehr frisch und neuartig auch verschiedene Zimmer des Architekten Breuhaus mit ihren überaus originellen Schnitzornamenten und kühnen Farbenzusammenstellungen.

Vor allen Dingen ist die gewerbliche Kleinkunst nicht zu vergessen. Eine ganze Reihe von ihren Zweigen ist, wie die Ausstellung zeigt, heute wieder reich entwickelt. Hier zeigt sich die Kraft der Werkbundidee am schönsten. Wie hoch steht heute wieder unzweifelhaft die Glasindustrie. Man kann sich nicht satt sehen an den leuchtenden Farben und den einfach vollkommenen Formen von Gläsern der verschiedensten Künstler und Manufakturen. Wie Vortreffliches wird auch auf dem Gebiete der künstlerischen Edelsteinverwertung gezeigt. Auch die mustergültigen Resultate der Goldschmiedekunst, besonders die entzückenden Erzeugnisse der Hagener Silberschmiede, dürfen hervorgehoben werden. Und wie vieles ist sonst noch da. Es würde weit über den Rahmen eines kurzen Berichtes führen, wollte man auf die Fülle von Anregungen eingehen, die man auf dem Gebiet der angewandten Kunst fast überall empfängt, sei es in der geistreichen farbigen, vielleicht etwas femininen Raumkunst der Wiener oder in den Einzelhäusern der Bundesstaaten und großen Städte des Reiches.

Zum Schluß noch einmal zwei Gegensätze, die vielleicht jene beiden Strömungen, die der Werkbund vergeblich zu vereinigen trachtet, genau charakterisieren. Auf der einen Seite eine Unternehmung, die aus dem Kreise

Digitized by Google

der strengen Werkbundpädagogen hervorgegangen ist: die Farbenschau in dem Gebäude des Werkbundführers Herm. Muthesius. Der Name „Farbenschau“ spannt unsere Erwartung, läßt Eindrücke stärkster Art erhoffen, rauschartige Farbenzusammenklänge, eine bunte Häufung aller nur ausdenkbaren gleißenden und schimmernden Dinge. Aber es kommt ganz anders. Die Farbenschau des Werkbundes ist ein etwas oberlehrerhaftes Unternehmen geworden, das mit unendlicher Sorgfalt museumsartig geordnete Beispiele der Farbenzusammenstellungen aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich gibt.

Und auf der anderen Seite: das Glashaus des Architekten Bruno Taut. Eine ingenieurhafte Konstruktion, die technisch-praktische Anregungen geben will und die doch der farbigen Phantasieeindrücke so viel mehr vermittelt, als die ganze Farbenschau. Freilich hat es mit diesem künstlichen Glashaus eine ganz seltsame Bewandtnis. Derjenige nämlich, der dem Erbauer die erste Anregung zu einem solchen Ausstellungsexperiment gab, war nicht Werkbündler, sondern Dichter (Paul Scheerbart). Und das Experiment ist wohl gelungen. Es klingt viel Zukunftsmusik darin. Technisches und Magisches, Berechnetes und Erträumtes, Modernes und Zeitloses ist hier in einer neuartigen Harmonie vereinigt. „Hoch auf die Musik.“ —

Sprachverwandtschaft und internationale Mißverständnisse.

Von Pius de Quade.

Verwandtschaft taugt selten zur Freundschaft. Individuen, die miteinander verwandt sind, leben mehr aneinander vorbei als Nichtverwandte, die sich suchen, und wenn geschäftliche Verbindung hinzutritt, so geraten sie in peinlichere Konflikte als Fremde, die keine Pietät voneinander erwarten. Nähe ist stets eine Gefahr, Ferne nicht immer.

Mit verwandten Völkern ist es schlimmer als mit verwandten Individuen. Und am schlimmsten wird es heute, in der Zeit der Alleswisserei, durch die Sprachverwandtschaft.

Hundert, nein, tausend Wortformen sind uns gemeinsam, uns, den Deutschen, Vlämen, Holländern, Dänen, Schweden, Norwegern, Isländern und Angelsachsen. Mancher lernt spielend die Sprache des andern oder glaubt sie gar nicht einmal lernen zu brauchen, sondern nach kurzem Hinhören sprechen zu können. Wer mit Sprachsinn begabt ist, bildet aus einem sicheren Gefühl heraus die Formen der verwandten Sprache richtig und wendet sie ohne tieferes Denken an. Aber er vergißt dabei, daß die verschiedenen Lebensbedingungen und Beeinflussungen der Einzelvölker die ursprüngliche gleiche Bedeutung verschoben haben, daß in dieselbe Form hier dieser, dort jener Sinn hineingesickert ist.

Digitized by Google

So spüren wir es vor allem zwischen Niederländern und Deutschen, zwischen Skandinaviern und Deutschen, zwischen Niederländern und Skandinaviern. Und ähnlich mag es im Kreise der romanischen und dem der slavischen Völker gehen.

Am meisten sind die Wörter für Ort und Zeit im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende verschoben. Der Däne beleidigt den Schweden, indem er ahnungslos dessen Stadt „by" nennt, was schwedisch nur „Dorf" bedeutet, und der Isländer macht sich lächerlich, wenn er seinen Heimatort, der vielleicht 20 Einwohner zählt, seinem „stadir" entsprechend als „Stadt" bezeichnet. Der Holländer hält den Deutschen für einfältig, wenn er Holländisch sprechen will und für die offene „zee" nur „Meer" sagt, was dort den Binnensee bezeichnet (wie ursprünglich auch in Niederdeutschland); und will er einen Deutschen wegen seiner Talente loben, so mißglückt ihm leicht das Kompliment; aus seinem holländischen „bekvam" (begabt) leitet er „bequem" ab.

Ich sah in Schweden einen Engländer, der viermal, four times, telephonieren wollte; er wußte sich schwedisch nicht anders auszudrücken als „fyra timmar"; man wies den Unbescheidenen zurück, vier Stunden Telephongespräch sei eine unerhörte Forderung. Aber ebenso unschuldig wie dieser Engländer kann ein Schwede sein, der den Deutschen bittet, eine Stunde zu warten, „en stund" entspricht unserm „Augenblick". Auch kann es ihm passieren, daß er nach „gifta" „vergiften" bildet und „verheiraten" meint.

Solche Mißverständnisse führen ja häufig — viel häufiger als unsere Komödienschreiber und ihre Zuhörer wissen — zu heiteren Zwischenfällen. Ebenso häufig aber bleiben sie unaufgeklärt und hinterlassen bei den Vertretern der beiden Nationen ungünstige Meinungen voneinander. Und die kleineren Nationen, die meistens die Sprache der größeren, Deutsch und Englisch, besser gelernt haben als es umgekehrt der Fall ist, sagen insbesondere uns Deutschen das Unliebenswürdigste nach, weil wir immer wieder versuchen, uns in *ihrer* Sprache auszudrücken, sie aber selten so beherrschen, daß wir Mißverständnisse vermeiden können, die als Taktlosigkeiten ausgelegt werden.

Die Engländer eröffnen sich diese Quelle übler Nachrede seltener als wir, weil sie meist bei ihrer eigenen Sprache bleiben. Immerhin kann man oft genug Zeuge sein, wie der Versuch, sich der Landessprache zu bedienen, auch sie dahin bringt, mißdeutet zu werden.

Schlimmer ist das, was sie aus mangelhafter Kenntnis des Deutschen an uns mißdeuten.

Das Gros der Briten hat nicht Deutsch gelernt; beide Sprachen enthalten aber doch in Stamm- und Lehnwörtern des Verwandten so viel, daß dem Engländer ein Halbverstehen gewisser deutscher Schlagworte möglich ist — ein Halb- und Falschverstehen.

Zwei derart falschverstandene Worte richten besonders viel Unheil an: „Germane" und „Deutschland über alles".

Wie wenige Engländer bedenken oder wissen, daß unser „germanisch" und „Germane" *nicht* identisch ist mit seinem „German", sondern mit

Digitized by Google

„Teutonic race". Ein deutsches (oder schwedisches) Blatt spricht von dem siegreichen Vordringen der „Germanen" in Nordschweden; englische Zeitungen machen unfehlbar eine „deutsche Invasion" in Schweden daraus; ein gewissenhafter englischer Zeitungsleser prüft den Urtext, er sieht das Wort „Germane" und folgert: „Indeed, the Germans!" Die Ausbreitung „germanischer Kultur" in der neuen Welt wird in gleicher Richtung mißverstanden: „German invasion — greatest danger in all countries!"

Verstände der Engländer gründlich Deutsch, so würde er „Deutschland über alles" nicht als das Hohelied imperialistischer Expansion deuten. Aber von seinem „over" klingt ihm noch etwas im Ohr. Leicht glaubt er, unterstützt durch das nun einmal verbreitete Vorurteil, dies „über alles" begriffen zu haben. „Herrschen über alles" — das dünkt ihm die Tendenz unseres Liedes zu sein.

„Germane" = „German" und „Deutschland über alles" = „imperialistisches Lied", das sind zwei fehlerhafte Gleichungen, die in der großeuropäischen Politik eine bedeutende Rolle spielen. Sie würden sicher nicht so viel in ihrer ganzen Verkehrtheit gelten, wenn die beiden Völker nicht nach Rasse und Sprache verwandt wären. Sie dringen mit ihrer Fehlerhaftigkeit in die englischen Zeitungen, die viele Millionen gläubiger Leser finden, und in Deutschland hallt davon das gefährliche Echo fast mechanisch wider. Wann kümmerte sich jemals nationaler Stolz um sprachliche Kleinigkeiten und Mißverständnisse! Und ein guter Staatsmann in England, Sir Edward Grey, geht des Ruhmes, der beste Staatsmann der Gegenwart zu sein, verlustig, weil seine Politik mit diesen fehlerhaften Gleichungen rechnet.

Man mag andere Gründe dieses Mißverhältnisses zwischen Deutschen und Briten für gewichtiger halten: Rivalität in Handel und Industrie; Unstimmigkeiten zwischen Eduard VII. und Wilhelm II.; deutsche Torheiten während des Burenkrieges und französische Machenschaften in England. Sie alle würden n i c h t die Unsumme von Mißstimmung und Mißtrauen zwischen den beiden Nationen erzeugen, wenn die Engländer uns völlig fremd und außerstande wären, unsere Sprache so h a l b zu verstehn, wie sie es gegenwärtig tun.

Wird unsere Eitelkeit, wird ihre Eitelkeit niemals das Bekenntnis erlauben, daß solche Erscheinungen lächerlich-menschlicher Unvollkommenheit und kläglicher Halbbildung bei uns modernen Europäern möglich sind und an diesem Mißklang die größte Schuld tragen?

Wir sind zu sehr geblendet vom Glanz unseres Bildungsfirnis, zu sehr berauscht von unsern technischen Erfolgen, wir Kulturvölker alle und wir Germanen ganz besonders, viel zu vollkommenheitsselig, um zuzugestehen, daß kleine Dinge etwas über uns vermöchten, daß kleine Mißverständnisse uns, die Kinder des 20. Jahrhunderts, zu Katastrophen führen könnten.

Die Lehre von Scribes „Glas Wasser" ist trivial, so trivial, daß unser größzügig lebendes Geschlecht sie ignoriert; aber darum ist sie nicht minder wahr, nicht minder weise: es sind die kleinen Dinge, die alles vermögen.

Und wir können sie nur meistern durch Mut und durch gewissenhaftes Selbsterkennen in jedem Einzelfalle.

Digitized by Google

Opernübersetzung.

Von Dr. Edgar Istel.

Der Preis von 10000 Mark, den der Deutsche Bühnenverein vor kurzem an Kammersänger Scheidemantel für die beste beim Wettbewerb eingereichte Übersetzung von Mozarts „Don Juan" verliehen hat, lenkt die Aufmerksamkeit wiederum allgemein auf das Übersetzungselend, unter dem noch immer die deutsche Bühne seufzt.

Während auf der einen Seite Richard Wagners Prinzip der gesteigerten Anforderung an die Opernbücher überall bedingungslose Anerkennung gefunden hat und kein Bühnenleiter mehr eine Oper in deutscher Sprache annehmen würde, die zum mindesten nicht auch sprachlich durchaus einwandfrei gestaltet ist, hören wir jahraus, jahrein die Meisterwerke romanischer Zungen in einem schmachvollen Übersetzerjargon, den sich kein französisches oder italienisches Opernpublikum in seiner eigenen Sprache auch nur zehn Minuten lang gefallen ließe, ohne durch lärmende Kundgebungen oder tödliches Gelächter dem Skandal ein für allemal ein Ende zu bereiten. So erleben wir denn tagtäglich die Werke eines Mozart, Verdi, Rossini und Bizet — um nur einige Namen der allergrößten Meister anzuführen — in einer Aufmachung, die nicht nur sprachliche Ungeschicklichkeit und Geschmacksverirrung, sondern (weit schlimmer noch!) ausgesprochene Fälschung der Charakteristik und des dramatischen Ausdrucks darstellt. Bei Mozart ist allerdings seit einigen Jahren das Gewissen der deutschen Nation erwacht, und insbesondere der „Don Juan" hat durch den verstorbenen Münchener Generalmusikdirektor Hermann Levi eine so hervorragend praktische Übersetzung erhalten, daß man sich wundert, warum der Bühnenverein ein Preisausschreiben gerade für „Don Juan" erlassen hat, und man also nur wünschen darf, die neue, bald offiziell eingeführte Scheidemantelsche Übersetzung bleibe nicht allzuweit hinter der Levischen zurück.

Als Lobredner der Levischen Übersetzung gegenüber anderweitigen dilettantischen Versuchen tritt auch der Kölner Operndirektor Gustav Brecher in einer Broschüre „Opernübersetzungen" auf, die bei Kurt Fliegel & Co. in Berlin erschien. Brecher eifert mit Recht gegen die sogenannten „autorisierten" Übersetzungen, die von den Verlegern, wie mir scheint, meist an den Mindestbietenden in Submission gegeben werden. Entweder sind diese Übersetzungen handwerksmäßige Stümpereien ohne poetischen Schwung, oder aber sie jagen dem Phantom der „dichterischen Qualität" nach, was noch viel schlimmer ist. Tatsächlich kann nämlich eine vortreffliche — das heißt sangbare und den Sinn des Originals in jeder Richtung getreu wiedergebende — Übersetzung auf dem Papier holperig und unschön aussehen. Aber was tut das? Eine Opernübersetzung soll keine literarische, sondern eine szenisch-lebendige Leistung sein, und ihr einziger Prüfstein ist die Bühnenaufführung selbst. Schöne Reime und blumige Redensarten „um des poetischen Selbstzweckes willen" sind da durchaus fehl am Ort. Denn ist das Libretto an und für sich schon ein vollendetes Kunstwerk, so ist

Digitized by Google

es ganz überflüssig, dazu noch Musik zu schreiben: es wäre ein Pleonasmus, der die Wirkung nicht verstärkt, sondern abschwächt. Mit Recht sagt Brecher: „Mag der Bauernregel ‚Viel hilft viel' im praktischen Leben Geltung zugesprochen werden; in der Kunst hilft möglichst wenig stets am allermeisten. Darin besteht ja überhaupt ihr Wesentliches: in gedrängter Form, aber desto tieferem, gesteigertem Ausdruck mit nur den Mitteln, die ein Stoff gebieterisch erheischt, und nur gerade so vielen, als zu seiner erschöpfenden Darstellung unbedingt nötig sind, ein Weites, Allgemeines zusammenfassen, das sich in der Wirklichkeit, in der Natur, nur in tausend Einzelheiten zerflattert vorfindet. Welch eine sonderbare Auffassung die Oper zu einem Additionsergebnis zweier Kunstwerke, jedes von selbständiger Gattung, zu stempeln! In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß Dichtung und teilweise auch Musik ein beträchtliches von ihrer selbständigen Geltung aufgeben müssen, um ein drittes Geschlecht, eben das der Oper, erzeugen zu können." Gerade Wagner beweist die Wahrheit dieses Satzes aufs eindringlichste. Mozart ging sogar so weit, in einem Brief die Forderung aufzustellen: „Bei einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein." Und der Übersetzer, dürfen wir hinzufügen, möge der gehorsame Sohn des Textdichters, nicht aber ein Diktator eigener „Poesie" werden.

Brechers erste Forderung lautet: Fort mit dem Reim, wenn er sich nicht zwanglos und sinnvoll ergibt, dafür aber eine penibel wörtliche Übersetzung, die vor allem dafür sorgt, daß das deutsche Synonym genau an der Stelle des entsprechenden Wortes der fremden Sprache steht. Brecher beruft sich hierbei wieder auf keinen Geringeren als Mozart selbst: „Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste, aber Reime des Reimens wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mitsamt der Poesie zugrunde gehen." Und in neuerer Zeit hat Hans von Bülow gelegentlich eines Briefwechsels mit der Firma Schott im Jahre 1889 geschrieben: „Betreffs der noten- und sinngemäßen Übersetzung würde ich . . . ebenso ausnahmslos als dringend Emanzipation von der kindischen (und verjährten) Endreimdespotie empfehlen. Rime contre raison." Brecher meint: „Jedenfalls muß, auch bei gereimten Originaltexten, in der Übersetzung überall dort auf den Reim verzichtet werden, wo er sich nicht ohne Schädigung des Original-Wortsinns und der von ihm unzertrennlichen Musik von selbst einstellt; denn, um alles vom Übersetzer zu verlangen: Reim durchweg, Wörtlichkeit, haarscharfe Zusammenstimmung mit der Musik, — müßte es schon geschehen, daß alle Augenblicke Reimvirtuosen wie Rückert zur Welt kämen, die überdies feinmusikalisch sein und sich unter die Übersetzer zu begeben Lust haben müßten!" Ein solcher Idealübersetzer war wohl Peter Cornelius, dem Berlioz eine Reihe von meisterhaften Übersetzungen (unter anderen „Benvenuto Cellini") verdankt. Wie schwer es ist, in der Übersetzung die Physiognomie des Originals zu wahren, hat niemand schlagender als Richard Wagner bewiesen: seine Pariser Fassung der Venusbergszene wurde von ihm in deutschen Versen entworfen, dann auf französische, vom Übersetzer gelieferte Verse komponiert und schließlich von ihm selbst aus dem Franzö-

Digitized by Google

sischen zurückübersetzt. Man vergleiche nun einmal die der Musik angepaßte zweite deutsche Fassung mit dem ersten Entwurf! Aber wenigstens ist diese Übersetzung dem musikalischen Sinn der Komposition gemäß.

Wie schlimm es sonst in der Opernliteratur bestellt ist, weist Brecher an zahlreichen Betonungs- und Phrasierungsfehlern auf, denen sich ein Verzeichnis von Unsangbarkeiten zugesellt. Besonders interessant ist aber sein Nachweis von „generellen Schäden der Unwörtlichkeit" sowie von „Unterschlagung der musikalischen Charakteristik". Hier wird vor allem einmal festgestellt, wie der maßlos liederliche Übersetzer von „Carmen" an zahlreichen Stellen den Charakter Carmens fälscht und damit die Darstellerinnen zu durchaus verkehrter Auffassung ihrer Rolle verleitet. Ein kleines Beispiel für viele: Den Schmugglern antwortet Carmen auf die Frage, warum sie heute nacht nicht mittue, in schelmischem Tone: „Je suis amoureuse," wobei Bizet den Scherzando-Charakter dieser Phrase noch durch einen neckischen „Vorschlag" besonders betont. „Weil ich verliebt bin," würde die richtige deutsche Übersetzung zu lauten haben. Gesungen aber wird auf den Bühnen stets „Weil ich innig liebe", und demgemäß singen die Carmendarstellerinnen meist mit tiefer Empfindung die Stelle. Auch weiterhin wird der Carmen vom Übersetzer eine Leidenschaft für José unterstellt, die sie nie hatte; denn José ist für sie nur ein kleines Abenteuer, während die große Leidenschaft ihres Lebens Escamillo heißt. Und so kann sie kurz vor ihrem Tode mit Recht sagen, sie habe nie gelogen. Witzig bemerkt dazu Brecher: „Der ganze Verlauf des Dramas gibt ihr recht, nur nicht — der deutsche Text!"

Hoffen wir, daß die geistvolle kleine Schrift dazu beitragen wird, die Gewissen der Bühnenleiter weiter aufzurütteln. Für den Deutschen Bühnenverein aber bedeutet es ein nobile officium, so bald wie möglich unsere Theater von den Schandflecken jener Opernübersetzungen zu reinigen, die wie in Rossinis „Tell" und Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen" sogar das Andenken deutscher Dichter durch ihren greulichen Unsinn verunglimpfen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: Hofbuchdruckerei H. M. Hauschild, Bremen.


Digitized by Google

Wirkungen des Kaffees.*)

Von Brillat-Savarin.

Lebhaft haben die Doktoren über die sanitären Eigenheiten des Kaffees gestritten. Wir überschlagen diese Debatten, um uns der wichtigsten zuzuwenden, nämlich seinem Einfluß auf die Organe des Denkens.

Zweifellos regt der Kaffee die zerebralen Kräfte lebhaft an. Auch wird sicher, wer ihn zum ersten Male trinkt, einen Teil seiner Nachtruhe einbüßen. Gewohnheit mag diese Wirkung zuweilen mildern oder abwandeln, aber viele Naturen spüren jene Erregung immer wieder und müssen folglich den Genuß des Kaffees meiden.

Ich sagte, die Wirkung modifiziert sich durch die Gewohnheit; was aber nicht hindert, daß sie in anderer Art zum Vorschein kommt. Denn wen der Kaffee nicht um den Nachtschlaf bringt, der braucht ihn häufig doch, um sich am Tage wachzuhalten, und schlummert abends ein, wenn er ihn nach Tisch vergißt. Wieder andere sind den ganzen Tag verschlafen, wenn sie nicht gleich morgens ihren Kaffee eingenommen.

Voltaire und Buffon tranken viel Kaffee: vielleicht verdankte ihm jener die wunderbare Klarheit, dieser die leidenschaftliche Harmonie seines Stiles. Denn offenbar sind gewisse Partien von Buffon: über den Menschen, über den Hund, den Tiger, den Löwen, das Pferd, in einem Zustande außerordentlicher Gehirnerregung entstanden.

Die Schlaflosigkeit, die der Kaffee verursacht, ist durchaus nicht unangenehm: man hat die klarsten Vorstellungen und durchaus keine Lust zu schlafen: voilà tout! Man ist weder aufgeregt noch unglücklich, wie sonst, wenn man aus anderen Gründen nicht schlafen kann; was aber nicht hindert, daß dieses unzeitgemäße Wachsein auf die Dauer sehr schädlich werden kann.

Früher haben nur Leute in reiferen Jahren Kaffee genommen, heute trinkt ihn alle Welt, und er vielleicht dient als die große Peitsche, um jene Zahllosen vorwärts zu treiben, die jetzt alle Straßen zum Olymp erfüllen und zum Tempel des Ruhmes.

Der poetische Schuster, dessen „Königin von Palmyra“ vor ein paar Jahren ganz Paris anhörte, trank viel Kaffee; auch schwang er sich in höhere Sphären als jener Zimmermann von Nevers, der nur ein Säufer war.

Der Kaffee ist ein viel stärkeres Getränk, als man allgemein glaubt. Ein kräftiger Mann kann täglich zwei Flaschen Wein trinken

---

*) Dieses Kapitel ist dem berühmt gewordenen Werk „Physiologie des Geschmacks“, welches in einer brillanten Übertragung von Emil Ludwig im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen ist, entnommen. Daß diese Ausführungen, die auffallend mit wissenschaftlichen Untersuchungen neueren Datums übereinstimmen, schon im Jahre 1825 niedergeschrieben wurden, verleiht ihnen besonderen Wert. Schade, daß der coffeïnfreie Kaffee Hag damals noch nicht erfunden war, sonst hätte der „Meister aller Gastrosophen und Feinschmecker“ sowohl eine Erklärung zu den von ihm beobachteten Störungen durch den Kaffeegenuß gefunden, als auch ein Mittel besessen, sie abzustellen, ohne auf einen Genuß verzichten zu müssen.


Digitized by Google

und dabei sehr alt werden — dieselbe Menge Kaffee hielte er nicht lange aus: er würde stumpfsinnig oder stürbe an Auszehrung. Ich habe in London auf dem Leicesterplatze einen Mann gesehen, den ein Unmaß von Kaffeegenuß zum Krüppel reduziert hatte; er litt nicht mehr, er war an seinen Zustand gewöhnt und beschränkte sich nun auf 5—6 Tassen täglich.

Für alle Väter und Mütter der Welt besteht die Pflicht, den Kindern den Kaffee strengstens zu verbieten; sofern sie nicht kleine, vertrocknete Knirpse haben wollen — Maschinen, die mit zwanzig abgenutzt sind. Diese Warnung geht zuerst an die Adresse der Pariser, deren Kinder oft viel weniger kräftig und gesund sind als die Kinder gewisser Departements.

Ich selbst gehöre zu denen, die gezwungen sind, auf den Kaffee zu verzichten, und ich will diesen Absatz schließen, indem ich erzähle, wie völlig ich früher in seiner Gewalt war.

Der Duc de Massa, damals Justizminister, hatte von mir eine Arbeit nachgesucht, die ich mit größter Sorgfalt machen wollte, obschon er mir nur wenig Zeit gelassen; denn er verlangte sie von heut' auf morgen.

Ich fügte mich also darein, die Nacht zu durchwachen, und um der Schlafsucht zu wehren, panzerte ich mein Diner mit zwei großen Tassen Kaffee, so stark als duftend. Um sieben kam ich nach Haus, um die angekündigten Akten vorzunehmen, fand aber nur die Mitteilung vor, ich könnte sie wegen irgendeiner Formalität erst morgen erhalten.

Enttäuscht kehre ich dahin zurück, wo ich gespeist, spiele eine Partie Pikett, ohne jede Zerstreuung, der ich sonst ausgesetzt bin. Ich schreibe das dem Kaffee zu, beginne aber, in solcher Annehmlichkeit, mit einiger Unruhe an die Nacht zu denken.

Indessen gehe ich zur gewohnten Stunde zu Bett und bilde mir ein, ich würde zwar nicht ruhig die Nacht durchschlafen, aber doch vier bis fünf Stunden, um so ganz sachte dem Morgen zuzugehen.

Ich täuschte mich: zwei Stunden lag ich schon da und war noch ganz wach, mein Geist war in sehr lebhafter Bewegung, mein Gehirn kam mir vor wie eine Mühle, deren Räder sich drehen, ohne etwas zu mahlen zu haben. Diesen Zustand — so fühlte ich — mußte ich benutzen, wenn das Bedürfnis nach Ruhe wiederkommen sollte, und ich begann eine kleine Geschichte, die ich kürzlich auf englisch gelesen, in Verse zu bringen. Leicht wurde ich damit fertig, und als ich jetzt ebensowenig schlafen konnte, fing ich ein zweites Gedicht an, aber diesmal vergeblich: ein Dutzend Verse hatten meinen poetischen Schwung erschöpft, und so mußte ich verzichten.

So verbrachte ich die Nacht, schlaflos und ohne eine Sekunde auch nur einzunicken. Ich stand auf und verbrachte ebenso den Tag, ohne daß Mahlzeiten oder Beschäftigungen irgend etwas verändert hätten. Als ich dann endlich zur gewohnten Stunde wieder zu Bette ging, konnte ich berechnen, daß ich vierzig Stunden lang kein Auge geschlossen hatte.


Digitized by Google



Kaffee-Handels-Akt. Ges. Bremen



Digitized by Google

Fr. Wachsmuth

Bremen · Häfen 12-15

Asphalt- und Dachdeckungs-Geschäft
Dachpappenfabrik Marmorwarenfabrik



Mettlacher
Wand- und Fußbodenplatten
in reichster Auswahl

Holzimport

Dampfsäge- und Hobelwerk

Becker & Otten

Bremen

Lager aller Sorten Hölzer
bearbeitet und unbearbeitet

Lieferung aller profilierten Leisten
sowie Türbekleidungen,
Futter usw.

Digitized by Google

Die Güldenkammer

Norddeutsche Monatshefte

September 1914

DER KRIEG

in amtlichen Depeschen
und Dokumenten

I.

Digitized by Google

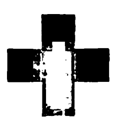
Coffeïnfreier Kaffee Hag

ist das bekömmlichste Getränk für Gesunde und Kranke, da ihm der schädliche Bestandteil, das Coffeïn, entzogen ist. „Kaffee Hag", coffeïnfreier Bohnenkaffee, besitzt trotz der Coffeïn-Entziehung vollsten Kaffeegeschmack und Aroma und ist im Verbrauch ebenso sparsam wie der gewöhnliche Bohnenkaffee. Coffeïnfreier „Kaffee Hag" ist nicht teurer wie jeder andere Bohnenkaffee in derselben Qualität.

Digitized by Google

DER KRIEG

IN AMTLICHEN DEPESCHEN UND DOKUMENTEN



Die

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen

hat dem „Roten Kreuz"

25000 Kilo koffeinfreien Kaffee Hag

für die Pflege verwundeter Krieger kostenlos zur Verfügung gestellt. Für die Verteilung dieses Quantums und um die Lazarette stets mit frischem Kaffee versorgen zu können, ist eine besondere Versandabteilung eingerichtet.

Zuschriften für diese Abteilung sind zu adressieren:
Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft Bremen, „Rote Kreuz-Sache".

Digitized by Google



Digitized by Google

DER KRIEG

IN AMTLICHEN DEPESCHEN UND DOKUMENTEN

1. Lieferung.

Digitized by Google

An unsere Abonnenten und Leser!

Die gewaltigen Tatsachen des gegenwärtigen Krieges allein sind es, die uns heute bewegen. Von dieser Erkenntnis ausgehend hat sich die Güldenkammer entschlossen, für die Dauer der Kriegszeit ihre Aufgabe, in freien Aufsätzen zu allen Fragen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens Stellung zu nehmen, bei Seite zu setzen und dafür in jedem Monat fortlaufend die amtlichen Depeschen und Dokumente der kriegerischen Ereignisse und ihrer Vorgeschichte chronologisch zusammengestellt zu veröffentlichen; so daß am Ende dieser Zeit eine geschlossene Chronik des Krieges vorliegt. Wir glauben damit am besten den Wünschen und Interessen unserer Leser entgegenzukommen.

Die Herausgeber und der Verlag
der „Güldenkammer“

Digitized by Google

DIE GÜLDENKAMMER

HERAUSGEGEBEN VON
S. D. GALLWITZ / DR. G. F. HARTLAUB / DR. HERM. SMIDT
VERLAG KAFFEEHAG / BREMEN

4. JAHRG. / HEFT 12 SEPTEMBER 1914

BEZUGS-BEDINGUNGEN: DURCH SÄMTL. BUCHHANDLUNGEN, POSTANSTALTEN ODER DIREKT VOM VERLAG: JÄHRLICH M. 5.—, VIERTELJÄHRLICH M. 1.50, EINZELHEFT M. 0.50

NACHDRUCK DER BELLETRISTIK VERBOTEN
NACHDRUCK DER ÜBRIGEN ARTIKEL UNTER GENAUER QUELLENANGABE GESTATTET

DER KRIEG.

Der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin ermordet.

Serajewo, 28. Juni. Als Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin, der Herzogin v. Hohenberg, heute durch die Straßen der Stadt fuhr, gab ein serbischer Gymnasiast aus nächster Nähe zwei Schüsse auf sie ab. Beide wurden tötlich getroffen und verschieden nach wenigen Minuten. Vorher war bereits eine Bembe gegen das Automobil des Thronfolgers geworfen, die das Automobil nicht traf, aber etwa 20 Personen verletzte.

Wien, 1. Juli. Die Blätter weisen mit Entrüstung die Auslassungen einzelner serbischer Blätter zurück, worin unter schweren Angriffen auf die Monarchie das Attentat besprochen, ja geradezu entschuldigt werde.

Die Note Österreich-Ungarns an Serbien.

Berlin, 24. Juli.

Der Österreichisch-Ungarische Gesandte in Belgrad übereichte gestern abend 6 Uhr der Serbischen Regierung eine Verbalnote mit den Forderungen der Österreichisch-Ungarischen Regierung. In der Note wird die Antwort bis Sonnabend, den 25. Juli, 6 Uhr abends, verlangt. — Sie hat folgenden Wortlaut:

Am 31. März 1909 hat der Königlich Serbische Gesandte am Wiener Hofe im Auftrage seiner Regierung der Kaiserlichen und Königlichen Regierung folgende Erklärung abgegeben: „Serbien anerkennt, daß es durch die in Bosnien geschaffene Tatsache in seinen Rechten nicht berührt wurde, und daß es sich demgemäß den Entschließungen anpassen wird, welche die Mächte in bezug auf Artikel 25 des Berliner Vertrags treffen werden. Indem Serbien den Ratschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich

Digitized by Google

die Haltung des Protestes und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annexion seit vergangenem Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Österreich-Ungarn zu ändern und künftighin mit diesem letzteren auf dem Fuße freundnachbarlicher Beziehungen zu leben.

Die Geschichte der letzten Jahre nun, und insbesondere der schmerzlichen Ereignisse des 28. Juni, haben das Vorhandensein einer subversiven Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel es ist, von der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gewisse Teile ihres Gebiets loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regierung entstand, hat in der Folge jenseits des Gebiets des Königreichs durch Akte des Terrorismus, durch eine Reihe von Attentaten und durch Morde Ausdruck gefunden.

Weit entfernt, die in der Erklärung vom 31. März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die Königlich Serbische Regierung nichts getan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Teilnahme von Offizieren und Beamten an subversiven Umtrieben, sie duldete eine ungesunde Propaganda im öffentlichen Unterricht und duldete schließlich alle Manifestationen, welche die serbische Bevölkerung zum Hasse gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten konnten.

Diese Duldung, der sich die Königlich Serbische Regierung schuldig machte, hat noch in jenem Moment angedauert, in dem die Ereignisse des 28. Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Duldung zeigten.

Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentats vom 28. Juni, daß der Mord von Serajewo in Belgrad ausgeheckt wurde, daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, die der Narodna Odbrana angehörten, und daß schließlich die Beförderung der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranstaltet und durchgeführt wurde.

Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten es der K. und K. Regierung nicht, noch länger die Haltung zuwartender Langmut zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibereien gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad haben und von da auf die Gebiete der Monarchie übertragen werden. Diese Ergebnisse legen der K. und K. Regierung vielmehr die Pflicht auf, Umtrieben ein Ende zu bereiten, die eine beständige Bedrohung für die Ruhe der Monarchie bilden.

Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die K. und K. Regierung gezwungen, von der Serbischen Regierung eine offizielle Versicherung zu verlangen, daß sie die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda verurteilt, das heißt die Gesamtheit der Bestrebungen, deren Endziel es ist, von der Monarchie Gebiete loszulösen, die ihr angehören, und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Digitized by Google

Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter zu geben, wird die Königlich Serbische Regierung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs vom 26./13. Juli nachfolgende Erklärung veröffentlichen:

„Die Königlich Serbische Regierung verurteilt die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heißt die Gesamtheit jener Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der Österreichisch-Ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und sie bedauert aufrichtigst die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen.

Die Königlich Serbische Regierung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an der vorgenannten Propaganda teilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die Königliche Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 feierlichst verpflichtet hatte.

Die Königliche Regierung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer eines Teiles Österreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, die Offiziere und Beamten und die gesamte Bevölkerung des Königreichs ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künftighin mit äüßerster Strenge gegen jene Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird."

Diese Erklärung wird gleichzeitig zur Kenntnis der Königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät des Königs gebracht und in dem offiziellen Organ der Armee veröffentlicht werden.

Die Königlich Serbische Regierung verpflichtet sich überdies,

1. jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität der letzteren gerichtet ist.

2. sofort mit der Auflösung des Vereins Narodna Odbrana vorzugehen, dessen gesamte Propagandamittel zu konfiszieren und in derselben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzuschreiten, die sich mit der Propaganda gegen Österreich-Ungarn beschäftigen. Die Königliche Regierung wird die nötigen Maßregeln treffen, damit die aufgelösten Vereine nicht etwa ihre Tätigkeit unter anderem Namen oder in anderer Form fortsetzen.

3. ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien, sowohl was den Lehrkörper als auch die Lehrmittel betrifft, alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Österreich-Ungarn zu nähren,

4. aus dem Militärdienst und der Verwaltung im allgemeinen alle Offiziere und Beamte zu entfernen, die der Propaganda gegen Österreich-Ungarn schuldig sind, und deren Namen unter Mitteilung des gegen sie vorliegenden Materials der Königlichen Regierung bekanntzugeben, sich die K. und K. Regierung vorbehält,

5. einzuwilligen, daß in Serbien Organe der K. und K. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken,

Digitized by Google

6. eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Teilnehmer des Komplotts vom 28. Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Territorium befinden.

Von der K. und K. Regierung hierzu delegierte Organe werden an den bezüglichen Erhebungen teilnehmen,

7. mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Majors Voja Tankosic und eines gewissen Milan Ciganovic, serbischen Staatsbeamten, vorzunehmen, welche durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittiert sind,

8. durch wirksame Maßnahmen die Teilnahme der serbischen Behörden an dem Einschmuggeln von Waffen und Explosivkörpern über die Grenze zu verhindern,

jene Organe des Grenzdienstes von Schabatz und Loznica, die den Urhebern des Verbrechens von Serajewo bei dem Übertritt über die Grenze behilflich waren, aus dem Dienste zu entlassen und strenge zu bestrafen,

9. der K. und K. Regierung Aufklärung zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Äußerungen hoher serbischer Funktionäre in Serbien und dem Auslande, die ihrer offiziellen Stellung ungeachtet nicht gezögert haben, sich nach dem Attentat vom 28. Juni in Interviews in feindlicher Weise gegen Österreich-Ungarn auszusprechen,

10. die K. und K. Regierung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten Maßnahmen zu verständigen.

Die K. und K. Regierung erwartet die Antwort der Königlichen Regierung spätestens bis Sonnabend, den 25. d. Mts., um 6 Uhr nachmittags.

Ein Memoire über die Ergebnisse der Untersuchung von Serajewo, soweit sie sich auf die in Punkt 7 und 8 genannten Funktionäre beziehen, ist dieser Note beigeschlossen.

Beilage. Die bei dem Gericht in Serajewo gegen den Gabrilo Princip und Genossen wegen des am 28. Juni d. J. begangenen Meuchelmordes beziehungsweise wegen Mitschuld hieran anhängige Strafuntersuchung hat bisher zu folgenden Feststellungen geführt:

1. Der Plan, den Erzherzog Franz Ferdinand während seines Aufenthaltes in Serajewo zu ermorden, wurde in Belgrad von Gabrilo Princip, Nedeljko Gabrinovic, einem gewissen Milan Ciganovic und Trifko Grabez unter Beihilfe des Majors Voja Tankosic ausgeheckt.

2. Die sechs Bomben und vier Browningpistolen, deren sich die Verbrecher als Werkzeuge bedienten, wurden dem Princip, Gabrinovic und Grabez in Belgrad von einem gewissen Milan Ciganovic und dem Major Voja Tankosic verschafft und übergeben.

3. Die Bomben sind Handgranaten, die dem Waffendepot der serbischen Armee in Kragujevac entstammen.

4. Um das Gelingen des Attentats zu sichern, unterwies Milan Ciganovic den Princip, den Gabrinovic und Grabez in der Handhabung der Granaten und gab in einem Walde neben dem Schießfelde von Topschider dem Princip und Grabez Unterricht im Schießen mit Browningpistolen.

5. Um dem Princip, Gabrinovic und dem Grabez den Übergang über die bosnisch-herzegowinische Grenze und die Einschmuggelung ihrer Waffen zu ermöglichen, wurde ein ganzes geheimes Transportsystem durch

Digitized by Google

Ciganovic organisiert. Der Eintritt der Verbrecher samt ihren Waffen nach Bosnien und der Herzegowina wurde von den Grenzhauptleuten von Schabatz (Rade Popovic) und Loznica sowie von den Zollorganen Rudivoj Grbic von Loznica mit Beihilfe mehrerer anderer Personen durchgeführt.

Der Reichskanzler an die Kaiserlichen Botschafter in Paris, London, St. Petersburg.

23. Juli 1914.

Die Veröffentlichungen der Österreichisch-Ungarischen Regierung über die Umstände, unter denen das Attentat auf den österreichischen Thronfolger und seine Gemahlin stattgefunden hat, enthüllen offen die Ziele, die sich die großserbische Propaganda gesetzt hat, und die Mittel, deren sie sich zur Verwirklichung derselben bedient. Auch müssen durch die bekannt gegebenen Tatsachen die letzten Zweifel darüber schwinden, daß das Aktionszentrum der Bestrebungen, die auf Loslösung der südslawischen Provinzen von der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und deren Vereinigung mit dem serbischen Königreich hinauslaufen, in Belgrad zu suchen ist, und dort zum mindesten mit der Konnivenz von Angehörigen der Regierung und Armee seine Tätigkeit entfaltet.

Die serbischen Treibereien gehen auf eine lange Reihe von Jahren zurück. In besonders markanter Form trat der großserbische Chauvinismus während der bosnischen Krisis in die Erscheinung. Nur der weitgehendsten Selbstbeherrschung und Mäßigung der Österreichisch-Ungarischen Regierung und dem energischen Einschreiten der Großmächte war es zuzuschreiben, wenn die Provokationen, welchen Österreich-Ungarn in dieser Zeit von seiten Serbiens ausgesetzt war, nicht zum Konflikte führten. Die Zusicherung künftigen Wohlverhaltens, die die serbische Regierung damals gegeben hat, hat sie nicht eingehalten. Unter den Augen, zum mindesten unter stillschweigender Duldung des amtlichen Serbiens hat die großserbische Propaganda inzwischen fortgesetzt an Ausdehnung und Intensität zugenommen; auf ihr Konto ist das jüngste Verbrechen zu setzen, dessen Fäden nach Belgrad führen. Es hat sich in zweideutiger Weise kundgetan, daß es weder mit der Würde, noch mit der Selbsterhaltung der Östereichisch-Ungarischen Monarchie vereinbar sein würde, dem Treiben jenseits der Grenze noch tatenlos zuzusehen, durch das die Sicherheit und die Integrität ihrer Gebiete dauernd bedroht wird. Bei dieser Sachlage können das Vorgehen sowie die Forderungen der Östereichisch-Ungarischen Regierung nur als gerechtfertigt angesehen werden. Trotzdem schließt die Haltung, die die öffentliche Meinung sowohl als auch die Regierung in Serbien in letzter Zeit eingenommen hat, die Befürchtung nicht aus, daß die Serbische Regierung es ablehnen wird, diesen Forderungen zu entsprechen, und daß sie sich zu einer provokatorischen Haltung Österreich-Ungarns gegenüber hinreißen läßt. Es würde der Österreichisch-Ungarischen Regierung, will sie nicht auf ihre Stellung

Digitized by Google

als Großmacht endgültig Verzicht leisten, nichts anderes übrigbleiben, als ihre Forderungen bei der Serbischen Regierung durch einen starken Druck und nötigenfalls unter der Ergreifung militärischer Maßnahmen durchzusetzen, wobei ihr die Wahl der Mittel überlassen bleiben muß.

Ew. usw. beehre ich mich zu ersuchen, sich in vorstehendem Sinne (dem derzeitigen Vertreter des Herrn Viviani) (Sir Edward Grey) (Herrn Sasanow) gegenüber auszusprechen und dabei insbesondere der Anschauung nachdrücklich Ausdruck zu verleihen, daß es sich in der vorliegenden Frage um eine lediglich zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zum Austrag zu bringende Angelegenheit handele, die auf die beiden direkt Beteiligten zu beschränken das ernste Bestreben der Mächte sein müsse. Wir wünschen dringend die Lokalisierung des Konflikts, weil jedes Eingreifen einer anderen Macht infolge der verschiedenen Bündnisverpflichtungen unabsehbare Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Einem gefälligen telegraphischen Bericht über den Verlauf Ihrer Unterredung werde ich mit Interesse entgegensehen.

Der Kaiserliche Botschafter in Wien an den Reichskanzler.

24. Juli 1914.

Graf Berchtold hat heute den Russischen Geschäftsträger zu sich gebeten, um ihm eingehend und freundschaftlich den Standpunkt Österreich-Ungarns Serbien gegenüber auseinanderzusetzen. Nach Rekapitulierung der historischen Entwicklung der letzten Jahre betonte er, daß die Monarchie nicht daran denke, Serbien gegenüber erobernd aufzutreten. Österreich-Ungarn werde kein serbisches Territorium beanspruchen. Es halte strikt daran fest, daß der Schritt nur eine definitive Maßregel gegenüber den serbischen Wühlereien zum Ziele habe. Notgedrungen müsse Österreich-Ungarn Garantien für ein weiteres freundschaftliches Verhalten Serbiens der Monarchie gegenüber verlangen. Es liege ihm fern, eine Verschiebung der Machtverhältnisse im Balkan herbeiführen zu wollen. Der Geschäftsträger, der noch keine Weisung aus Petersburg hatte, hat die Ausführungen des Ministers ad referendum genommen mit der Zusage, sie sofort Sasanow zu unterbreiten.

Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg an den Reichskanzler.

24. Juli 1914.

Den Inhalt des Erlasses 592 habe ich soeben in einer langen Unterredung mit Sasanow eingehend verwertet. Der Minister erging sich gegen Österreich-Ungarn in maßlosen Anklagen und war sehr erregt. Auf das bestimmteste erklärt er: daß die serbisch-österreichische Differenz zwischen den Beteiligten allein ausgetragen werde, könne Rußland unmöglich zulassen.


Digitized by Google

Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Wien, 25. Juli.

Ministerpräsident Pasitsch erschien wenige Minuten vor 6 Uhr in der Kaiserlichen und Königlichen Gesandtschaft und erteilte eine ungenügende Antwort auf unsere Note. Baron Giesl notifizierte ihm hierauf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und verließ mit dem Gesandtschaftspersonal um 6 Uhr 30 Minuten Belgrad.

Die Serbische Regierung hatte schon früher um 3 Uhr nachmittags die Mobilmachung der gesamten Armee angeordnet. Der Hof, die Regierung und die Truppen verlassen Belgrad. Die Regierung soll nach Krajujewatsch verlegt werden.

Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg an den Reichskanzler.

26. Juli 1914.

Der Osterreichisch-Ungarische Botschafter hatte heute nachmittag eine längere Unterredung mit Sasanow. Beide Beteiligte hatten, wie sie mir nachher sagten, einen befriedigenden Eindruck. Die Versicherung des Botschafters, daß Osterreich-Ungarn keine Eroberungspläne habe und nur endlich an seinen Grenzen Ruhe halten wolle, hat den Minister sichtlich beruhigt.

Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg an den Reichskanzler.

25. Juli 1914.

Meldung für S. M. vom General von Chelius. Im Krasnoelager wurden heute die Truppenübungen plötzlich abgebrochen, und die Regimenter kehren in ihre Garnisonen sofort zurück. Die Manöver sind abgesagt worden. Die Kriegsschüler wurden heute statt im Herbst zu Offizieren befördert. Über das Vorgehen Osterreichs herrscht im Hauptquartier grosse Aufregung. Ich habe den Eindruck, dass alle Vorbereitungen für die Mobilmachung gegen Osterreich getroffen werden.

Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg an den Reichskanzler.

26. Juli 1914.

Der Militärattaché bittet um Übermittlung nachstehender Meldung an den Generalstab:

Ich halte es für sicher, daß für Kiew und Odessa die Mobilmachung befohlen worden ist. Bei Warschau und Moskau ist dies fraglich und bei den anderen wohl noch nicht der Fall.

Der Kaiserliche Konsulatsverweser in Kowno an den Reichskanzler.

26. Juli 1914.

In Kowno Kriegszustand erklärt.

Digitized by Google

Der Kaiserliche Gesandte in Born an den Reichskanzler.

26. Juli 1914.

Erfahre zuverlässig, daß französisches XIV. Korps Manöver abbrach.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in London.

Dringend. 26. Juli 1914.

Osterreich-Ungarn hat in Petersburg offiziell und feierlich erklärt, daß es keinen territorialen Gewinn in Serbien beabsichtigt, den Bestand des Königreichs nicht antasten, sondern nur Ruhe schaffen wolle. Nach hier eingegangenen Nachrichten steht in Rußland Einberufung mehrerer Reservistenjahrgänge unmittelbar bevor, was einer Mobilisierung auch gegen uns gleichkommen würde. Wenn sich diese Nachrichten bewahrheiten, so werden wir gegen unsern Wunsch zu Gegenmaßregeln gezwungen. Auch heute noch geht unser Streben dahin, den Konflikt zu lokalisieren und den europäischen Frieden zu erhalten. Wir bitten daher in diesem Sinne in Petersburg mit allem Nachdruck zu wirken.

Der Reichskanzlers an den Kaiserlichen Botschafter in Paris.

26. Juli 1914.

Nachdem Osterreich-Ungarn Rußland offiziell erklärt hat, daß es keinen territorialen Gewinn beabsichtige, den Bestand des Königreichs nicht antasten wolle, liegt die Entscheidung, ob ein europäischer Krieg entstehen soll, nur bei Rußland, das die gesamte Verantwortung zu tragen hat. Wir vertrauen auf Frankreich, mit dem wir uns in dem Wunsche um die Erhaltung des europäischen Friedens eins wissen, daß es in Petersburg seinen Einfluß in beruhigendem Sinne geltend machen wird.

Der Reichskanzlers an den Kaiserlichen Botschafter in Petersburg.

26. Juli 1914.

Nachdem Osterreich sein territoriales Desinteressement feierlich erklärt hat, ruht die Verantwortung für eine eventuelle Störung des europäischen Friedens durch eine russische Intervention allein auf Rußland. Wir vertrauen immer noch darauf, daß Rußland keine Schritte unternehmen wird, die den europäischen Frieden ernstlich gefährden würden.

Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg an den Reichskanzler.

27. Juli 1914.

Militärattaché meldet über Gespräch mit Kriegsminister:

Sasanow habe diesen letzteren gebeten, mich über die Lage aufzuklären. Der Kriegsminister hat mir sein Ehrenwort darauf gegeben, daß noch keine Mobilmachungsorder ergangen sei. Es würden lediglich

Digitized by Google

vorläufig Vorbereitungsmaßnahmen getroffen, aber es sei kein Reservist eingezogen und kein Pferd ausgehoben. Wenn Österreich die serbische Grenze überschreiten werde, so werden diejenigen Militärbezirke, die auf Österreich gerichtet sind, Kiew, Odessa, Moskau, Kasan, mobilisiert werden. Diejenigen an der deutschen Front, Warschau, Wilna, Petersburg, unter keinen Umständen. Man wünsche den Frieden mit Deutschland dringend. Auf meine Frage nach dem Zwecke der Mobilmachung gegen Österreich erfolgte Achselzucken, und es wurde auf die Diplomatie hingewiesen. Ich sagte dem Minister, daß man die freundschaftlichen Absichten bei uns würdige, aber auch die allein gegen Österreich gerichtete Mobilmachung als sehr bedrohlich ansehen werde.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in London.

27. Juli 1914.

Von einem Vorschlag Sir Edward Greys, eine Konferenz in London zu vieren abzuhalten, ist hier bisher nichts bekannt. Es ist für uns unmöglich, unseren Bundesgenossen in seiner Auseinandersetzung mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen. Unsere Vermittlungstätigkeit muß sich auf die Gefahr eines österreichisch-russischen Konflikts beschränken.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in London.

25. Juli 1914.

Die von Sir Edward Grey zwischen österreichisch-serbischem und österreichisch-russischem Konflikte gemachte Unterscheidung trifft vollkommen zu. Wir wollen ebensowenig wie England uns in ersteren einmischen, und nach wie vor vertreten wir den Standpunkt, daß diese Frage dadurch lokalisiert bleiben muß, daß alle Mächte sich der Einmischung enthalten. Es ist deshalb unsere dringende Hoffnung, daß Rußland sich eines jeden aktiven Eingriffs enthalten wird, im Bewußtsein seiner Verantwortung und des Ernstes der Situation. Wir sind, falls ein österreichisch-russischer Streit entstehen sollte, bereit, vorbehaltlich unserer bekannten Bündnispflichten, zwischen Rußland und Österreich mit den anderen Großmächten zusammen eine Vermittlung eintreten zu lassen.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in London.

27. Juli 1914.

Wir haben die Vermittlungsaktion in Wien in dem von Sir Edward Grey gewünschten Sinne sofort eingeleitet. Überdies haben wir Graf Berchtold auch den Wunsch des Herrn Sasanow auf direkte Aussprache mit Wien mitgeteilt.

Digitized by Google

Österreichs Kriegserklärung an Serbien.

„Auf Grund allerhöchster Entschliessung Seiner kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät vom 28. Juli 1914 wurde heute an die Königlich Serbische Regierung eine in französischer Sprache abgefasste Kriegserklärung gerichtet, welche in deutscher Übersetzung folgendermassen lautet:

„Da die Königlich Serbische Regierung die Note, welche ihr vom Österreichisch-Ungarischen Gesandten in Belgrad am 23. Juli 1914 übergeben worden war, nicht in befriedigender Weise beantwortet hat, so sieht sich die Kaiserliche und Königliche Regierung in die Notwendigkeit versetzt, selbst für die Wahrung ihrer Rechte und Interessen Sorge zu tragen und zu diesem Ende an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Österreich-Ungarn betrachtet sich daher von diesem Augenblick an als im Kriegszustand mit Serbien befindlich."

Der Österreichisch-Ungarische Minister des Äussern.
Graf Berchtold.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in Petersburg.

28. Juli 1914.

Wir bemühen uns unausgesetzt, Wien zu veranlassen, in Petersburg Zweck und Umfang des österreichischen Vorgehens in Serbien in einer unanfechtbaren und hoffentlich Russland befriedigenden Weise klarzulegen. Hieran ändert auch die inzwischen erfolgte Kriegserklärung nichts.

Das Kriegsmanifest des Kaisers Franz Josef.

An meine Völker!

Es war mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und meine Völker vor den schweren Opfern und Lasten des Krieges zu bewahren. Im Rate der Vorsehung ward es anders beschlossen. Die Umtriebe eines hasserfüllten Gegners zwingen mich, zur Wahrung der Ehre meiner Monarchie, zum Schutze ihres Ansehens und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwerte zu greifen.

Als ich nach drei Jahrzehnten segensvoller Friedensarbeit in Bosnien und der Herzegowina meine Herrscherrechte auf diese

Digitized by Google

Länder erstreckte, hat diese meine Verfügung im Königreich Serbien, dessen Rechte in keiner Weise verletzt wurden, Ausbrüche zügelloser Leidenschaft und bittersten Hass hervorgerufen. Meine Regierung hat damals schon von dem schönen Vorrechte des Stärkeren Gebrauch gemacht und in äusserster Nachsicht und Milde von Serbien nur die Herabsetzung seines Heeres auf den Friedensstand und das Versprechen verlangt, in Zukunft die Bahn des Friedens und der Freundschaft zu gehen. Von demselben Geiste der Mässigung geleitet, hat sich meine Regierung, als Serbien vor zwei Jahren im Kampf mit dem türkischen Reiche begriffen war, auf die Wahrung der wichtigsten Lebensinteressen der Monarchie beschränkt.

Die Hoffnung, dass das serbische Königreich die Langmut und Friedensliebe meiner Regierung würdigen und sein Wort einlösen würde, hat sich nicht erfüllt. Immer höher loderte der Hass gegen mich und mein Haus empor. Immer unverhüllter tritt das Streben zutage, untrennbare Gebiete Österreich-Ungarns gewaltsam loszureissen. Ein verbrecheriches Treiben greift über die Grenze, um im Südosten der Monarchie die Grundlagen staatlicher Ordnung zu untergraben. Eine planmässig vorbereitete und durchgeführte Verschwörung, deren furchtbares Gelingen mich und meine Völker ins Herz getroffen hat, bildet die weithin sichtbare blutige Spur jener geheimen Machenschaften, die von Serbien aus ins Werk gesetzt und geleitet wurden. Diesem unerträglichen Treiben muss Einhalt geboten, den unaufhörlichen Herausforderungen Serbiens ein Ende gemacht werden, soll die Würde und Ehre meiner Monarchie unverletzt erhalten bleiben. Vergebens hat meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, diesen Zweck mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine erneute Mahnung zur Umkehr zu bewegen. Serbien hat die massvollen und gerechten Forderungen meiner Regierung zurückgewiesen. So muss ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerlässlichen Bürgschaften zu erzwingen, die meinen Staaten die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach aussen sichern sollen. In dieser ernsten Stunde bin ich mir der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewusst. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist. Ich vertraue auf meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Grösse und Macht des Vaterlandes die schwersten Opfer zu bringen bereit waren. Ich vertraue auf Österreichs tapfere und hingebungsvolle, ruhmerfüllte Wehrmacht, und ich vertraue auf den Allmächtigen, dass er meinen Waffen den Sieg verleihen werde.

Franz Joseph.

Digitized by Google

Der Reichskanzler an die Bundesregierungen.

Vertraulich! Berlin, den 28. Juli 1914.

Euer pp. wollen der Regierung, bei der Sie beglaubigt sind, folgende Mitteilung machen:

Angesichts der Tatsachen, die die Österreichisch-Ungarische Regierung in ihrer Note an die Serbische Regierung bekannt gegeben hat, müssen die letzten Zweifel darüber schwinden, daß das Attentat, dem der österreichisch-ungarische Thronfolger und seine Gemahlin zum Opfer gefallen sind, in Serbien mindestens mit der Konnivenz von Angehörigen der Serbischen Regierung und Armee vorbereitet worden ist. Es ist ein Produkt der großserbischen Bestrebungen, die seit einer Reihe von Jahren eine Quelle dauernder Beunruhigungen für die Österreichisch-Ungarische Monarchie und für ganz Europa geworden sind.

In besonders markanter Form trat der großserbische Chauvinismus während der bosnischen Krisis in die Erscheinung. Nur der weitgehenden Selbstbeherrschung und Mäßigung der Österreichisch-Ungarischen Regierung und dem energischen Einschreiten der Großmächte war es zuzuschreiben, wenn die Provokationen, welchen Österreich-Ungarn in dieser Zeit von seiten Serbiens ausgesetzt war, nicht zum Konflikte führten. Die Zusicherung künftigen Wohlverhaltens, die die serbische Regierung damals gegeben hat, hat sie nicht eingehalten. Unter den Augen, zu mindesten unter stillschweigender Duldung das amtlichen Serbiens hat die großserbische Propaganda inzwischen fortgesetzt an Ausdehnung und Intensität zugenommen. Es würde weder mit der Würde noch mit ihrem Recht auf Selbsterhaltung vereinbar sein, wollte die Österreichisch-Ungarische Regierung dem Treiben jenseits der Grenze noch länger tatenlos zusehen, durch das die Sicherheit und die Integrität ihrer Gebiete dauernd bedroht wird. Bei dieser Sachlage müssen das Vorgehen sowie die Forderungen der Österreichisch-Ungarischen Regierung als gerechtfertigt angesehen werden.

Die Antwort der Serbischen Regierung auf die Forderungen, welche die Österreichisch-Ungarische Regierung am 23. d. M. durch ihren Vertreter in Belgrad hat stellen lassen, lässt indessen erkennen, dass die massgebenden Faktoren in Serbien nicht gesonnen sind, ihre bisherige Politik und agitatorische Tätigkeit aufzugeben. Der Österreichisch-Ungarischen Regierung wird demnach, will sie nicht auf ihre Stellung als Grossmacht endgültig Verzicht leisten, nichts anderes übrig bleiben, als ihre Forderungen durch einen starken Druck und nötigenfalls unter der Ergreifung militärischer Maßnahmen durchzusetzen.

Einzelne russische Stimmen betrachten es als selbstverständliches Recht und als die Aufgabe Rußlands, in dem Konflikte zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien aktiv für Serbien Partei zu ergreifen. Für die aus einem solchen Schritte Rußlands resultierende europäische Konflagration glaubt die „Nowoje Wremja“ sogar Deutschland verantwortlich machen zu dürfen, sofern es nicht Oesterreich-Ungarn zum Nachgeben veranlaßt. Die russische Presse stellt hiermit die Verhältnisse auf den

Digitized by Google

Kopf. Nicht Oesterreich-Ungarn hat den Konflikt mit Serbien hervorgerufen, sondern Serbien ist es gewesen, das durch eine skrupellose Begünstigung großserbischer Aspirationen auch in Teilen der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie diese selbst in ihrer Existenz gefährdet und Zustände geschaffen hat, die schließlich in der frevelhaften Tat von Serajewo ihren Ausdruck gefunden haben. Wenn Russland in diesem Konflikte für Serbien eintreten zu müssen glaubt, so ist das an sich gewiß ein gutes Recht. Es muß sich aber darüber klar sein, daß es damit die serbischen Bestrebungen auf Unterhöhlung der Existenzbedingungen der Osterreichisch-Ungarischen Monarchie zu den seinigen gemacht, und daß es allein die Verantwortung dafür trägt, wenn aus dem österreichisch-serbischen Handel, den alle übrigen Großmächte zu lokalisieren wünschen, ein europäischer Krieg entsteht. Diese Verantwortung Rußlands liegt klar zutage und wiegt um so schwerer, als Graf Berchtold Rußland offiziell erklärt hat, es beabsichtige weder serbische Gebietsteile zu erwerben noch den Bestand des serbischen Königreichs anzutasten, sondern wolle lediglich Ruhe vor den seine Existenz gefährdenden serbischen Umtrieben haben.

Die Haltung der Kaiserlichen Regierung in dieser Frage ist deutlich vorgezeichnet. Die von den Panslawisten gegen Osterreich-Ungarn betriebene Agitation erstrebt in ihrem Endziel, mittels der Zertrümmerung der Donaumonarchie die Sprengung oder Schwächung des Dreibundes und in ihrer Folgewirkung eine völlige Isolierung des Deutschen Reichs. Unser eigenstes Interesse ruft uns demncah an die Seite Osterreich-Ungarns. Die Pflicht, Europa wenn irgend möglich vor einem allgemeinen Kriege zu bewahren, weist uns gleichzeitig darauf hin, diejenigen Bestrebungen zu unterstützen, die auf die Lokalisierung des Konflikts hinzielen, getreu den Richtlinien derjenigen Politik, die wir seit nunmehr 44 Jahren im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens mit Erfolg durchgeführt haben. Sollte indes wider Erhoffen durch ein Eingreifen Russlands der Brandherd eine Erweiterung erfahren, so würden wir getreu unserer Bundespflicht mit der ganzen Macht des Reichs die Nachbarmonarchie zu unterstützen haben. Nur gezwungen werden wir zum Schwerte greifen, dann aber in dem ruhigen Bewusstsein, dass wir an dem Unheil keine Schuld tragen, das ein Krieg über Europas Völker bringen müsste.

Der Kaiserliche Botschafter in Wien an den Reichskanzler.

28. Juli 1914.

Graf Berchtold bittet mich, Euerer Exzellenz seinen verbindlichen Dank für Mitteilung des englischen Vermittlungsvorschlags zu sagen. Er bemerkt jedoch dazu, dass nach Eröffnung der Feindseligkeiten seitens Serbien und nach der inzwischen erfolgten Kriegserklärung er den Schritt Englands als verspätet ansehen müsse.

Digitized by Google

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in Paris.

29. Juli 1914.

Die uns über französische Kriegsvorbereitungen zugehenden Nachrichten mehren sich von Stunde zu Stunde. Ich bitte dies bei der französischen Regierung zur Sprache zu bringen und sie eindringlichst darauf hinzuweisen, dass uns derartige Massnahmen zu Schutzmassregeln zwingen würden. Wir würden Kriegsgefahr proklamieren müssen, und wenn dies auch noch keine Einberufungen und noch nicht Mobilisierung bedeute, so würde dadurch immerhin die Spannung erhöht werden. Wir hofften fortgesetzt noch auf Erhaltung des Friedens.

Der Kaiser an den Zaren.

28. Juli 10.45 p. m.

Mit der grössten Beunruhigung höre ich von dem Eindruck, den Österreich-Ungarns Vorgehen gegen Serbien in Deinem Reiche hervorruft. Die skrupellose Agitation, die seit Jahren in Serbien getrieben worden ist, hat zu dem empörenden Verbrechen geführt, dessen Opfer Erzherzog Franz Ferdinand geworden ist. Der Geist, der die Serben ihren eigenen König und seine Gemahlin morden liess, herrscht heute noch in jenem Lande. Zweifellos wirst Du mit mir darin übereinstimmen, dass wir beide, Du und ich sowohl, als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, dass alle diejenigen, die für den scheusslichen Mord moralisch verantwortlich sind, ihre verdiente Strafe erleiden.

Andererseits übersehe ich keineswegs, wie schwierig es für Dich und Deine Regierung ist, den Strömungen der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die uns beide seit langer Zeit mit festem Band verbindet, setze ich daher meinen ganzen Einfluss ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Russland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, dass Du mich in meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen, unterstützen wirst.

Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Vetter

gez. Wilhelm.


Digitized by Google

Der Zar an den Kaiser.

Petershof. Palais, 29. Juli 1 p. m.

Ich bin erfreut, dass Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ernsten Augenblick bitte ich Dich inständig mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden, die Entrüstung hierüber, die ich völlig teile, ist in Russland ungeheuer. Ich sehe voraus, dass ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Massregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davor zurückzuhalten, zu weit zu gehen. gez. Nikolaus.

Der Kaiser an den Zaren.

29. Juli 6,30 p. m.

Ich habe Dein Telegramm erhalten und teile Deinen Wunsch nach Erhaltung des Friedens. Jedoch kann ich — wie ich Dir in meinem ersten Telegramm sagte — Österreich-Ungarns Vorgehen nicht als „schmählichen Krieg“ betrachten. Österreich-Ungarn weiss aus Erfahrung, dass Serbiens Versprechungen, wenn sie nur auf dem Papier stehen, gänzlich unzuverlässig sind. Meiner Ansicht nach ist Österreich-Ungarns Vorgehen als ein Versuch zu betrachten, volle Garantie dafür zu erhalten, dass Serbiens Versprechungen auch wirklich in die Tat umgesetzt werden. In dieser Ansicht werde ich bestärkt durch die Erklärung des österreichischen Kabinetts, dass Österreich-Ungarn keine territorialen Eroberungen auf Kosten Serbiens beabsichtige. Ich meine daher, dass es für Russland durchaus möglich ist, dem österreichisch-serbischen Krieg gegenüber in der Rolle des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat. Ich glaube, dass eine direkte Verständigung zwischen Deiner Regierung und Wien möglich und wünschenswert ist, eine Verständigung, die — wie ich Dir schon telegraphierte — meine Regierung mit allen Kräften zu fördern bemüht ist. Natürlich würden militärische Massnahmen Russlands, welche Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, ein Unglück beschleunigen, das wir beide zu vermeiden wünschen, und würden auch meine Stellung als Vermittler, die ich — auf Deinen Appell an meine Freundschaft und Hilfe — bereitwillig angenommen habe, untergraben. gez. Wilhelm.

Digitized by Google

Der Zar an den Kaiser.

Peterhof, den 30. Juli 1914, 1 h 20 p. m.

Ich danke Dir von Herzen für Deine rasche Antwort. Ich entsende heute abend Tatisheff mit Instruktion. Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor 5 Tagen beschlossen worden, und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen die Vorbereitungen Österreichs. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Deine Stellung als Vermittler beeinflussen werden, die ich sehr hoch anschlage. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns kommt.

Nicolaus.

Der Kaiser an den Zaren.

30. Juli 1 a. m.

Mein Botschafter ist angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahren und schweren Konsequenzen einer Mobilisation hinzuweisen; das gleiche habe ich Dir in meinem letzten Telegramm gesagt. Österreich-Ungarn hat nur gegen Serbien mobilisiert, und zwar nur einen Teil seiner Armee. Wenn Russland, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall ist, gegen Österreich-Ungarn mobil macht, so wird die Vermittlerrolle, mit der Du mich in freundschaftlicher Weise betrautest und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte angenommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Die ganze Schwere der Entscheidung ruht jetzt auf Deinen Schultern, sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen.

gez. Wilhelm.

Prinz Heinrich an den König von England.

30. Juli 1914.

Bin seit gestern hier, habe das, was Du mir so freundlich in Buckingham Palace am vorigen Sonntag gesagt, Wilhelm mitgeteilt, der Deine Botschaft dankbar entgegennahm.

Wilhelm, der sehr besorgt ist, tut sein Äußerstes, um der Bitte Nikolaus' nachzukommen, für die Erhaltung des Friedens zu arbeiten. Er steht in dauerndem telegraphischen Verkehr mit Nikolaus, der heute die Nachricht bestätigt, daß er militärische Maßnahmen angeordnet hat, welche einer Mobilmachung gleichkommen, und daß diese Maßnahmen schon vor 5 Tagen getroffen wurden.


Digitized by Google

Außerdem erhalten wir Nachrichten, daß Frankreich militärische Vorbereitungen trifft, während wir keinerlei Maßnahmen verfügt haben, wozu wir indessen jeden Augenblick gezwungen sein können, wenn unsere Nachbarn damit fortfahren. Das würde dann einen europäischen Krieg bedeuten.

Wenn Du wirklich und aufrichtig wünschest, dieses furchtbare Unglück zu verhindern, darf ich Dir dann vorschlagen, Deinen Einfluß auf Frankreich und auch auf Rußland dahin auszuüben, daß sie neutral bleiben. Das würde meiner Ansicht nach von größtem Nutzen sein. Ich halte dies für eine sichere und vielleicht die einzige Möglichkeit, den Frieden Europas zu wahren. Ich möchte hinzufügen, daß jetzt mehr denn je Deutschland und England sich gegenseitig unterstützen sollten, um ein furchtbares Unheil zu verhindern, das sonst unabwendbar erscheint.

Glaube mir, daß Wilhelm in seinen Bestrebungen um die Aufrechterhaltung des Friedens von der größten Aufrichtigkeit ist. Aber die militärischen Vorbereitungen seiner beiden Nachbarn können ihn schließlich zwingen, für die Sicherheit seines eigenen Landes, das sonst wehrlos bleiben würde, ihrem Beispiel zu folgen. Ich habe Wilhelm von meinem Telegramm an Dich unterrichtet und hoffe, Du wirst meine Mitteilungen in demselben freundschaftlichen Geiste entgegennehmen, der sie veranlaßt hat.

gez. Heinrich.

Der König von England an Prinz Heinrich.

30. Juli 1914.

Dank für Dein Telegramm. Sehr erfreut, von Wilhelms Bemühungen zu hören, mit Nikolaus sich für die Erhaltung des Friedens zu einigen. Ich habe den ernsten Wunsch, daß ein solches Unglück, wie ein europäischer Krieg, das gar nicht wieder gut zu machen ist, verhindert werden möge. Meine Regierung tut ihr Möglichstes, um Rußland und Frankreich nahe zu legen, weitere militärische Vorbereitungen aufzuschieben, falls Österreich sich mit der Besetzung von Belgrad und benachbartem serbischen Gebiet als Pfand für eine befriedigende Regelung seiner Forderungen zufrieden gibt, während gleichzeitig die anderen Länder ihre Kriegsvorbereitungen einstellen. Ich vertraue darauf, daß Wilhelm seinen großen Einfluß anwenden wird, um Österreich zur Annahme dieses Vorschlages zu bewegen; dadurch würde er beweisen, daß Deutschland und England zusammen-

Digitized by Google

arbeiten, um zu verhindern, was eine internationale Katastrophe sein würde. Bitte versichere Wilhelm, daß ich alles tue und auch weiter alles tun werde, was in meiner Macht liegt, um den europäischen Frieden zu erhalten.

gez. Georg.

Der Militärbevollmächtigte in St. Petersburg an den Kaiser.

30. Juli 1914.

Gestern sagte mir Fürst Troubetzki, nachdem er veranlasst hatte, daß Euer Majestät Telegramm an Kaiser Nikolaus sofort übermittelt würde: Gottlob, daß ein Telegramm Ihres Kaisers gekommen ist. Er sagte mir nun soeben, das Telegramm hätte auf den Kaiser tiefen Eindruck gemacht, aber da die Mobilisierung gegen Osterreich bereits befohlen gewesen und Sasanow Seine Majestät wohl davon überzeugt hätte, daß es nicht mehr möglich sei, zurückzuweichen, so könne Seine Majestät leider nichts mehr ändern. Ich sagte ihm darauf, die Schuld an den unabsehbaren Folgen trage die frühzeitige Mobilisierung gegen das doch nur in einen lokalen Krieg mit Serbien verwickelte Osterreich-Ungarn, denn Deutschlands Antwort darauf sei wohl klar und die Verantwortung fiele auf Rußland, welches Osterreich-Ungarns Zusicherung daß es territoriale Erwerbungen in Serbien in keiner Weise beabsichtige ignoriert habe. Osterreich-Ungarn habe gegen Serbien und nicht gegen Rußland mobilisiert, und zum sofortigen Eingreifen sei kein Grund für Rußland. Ich fügte des weiteren hinzu, daß man in Deutschland die Redensart Rußlands „wir können unsere Brüder in Serbien nicht im Stich lassen“ nach dem furchtbaren Verbrechen von Serajewo nicht mehr verstehe. Ich sagte ihm schließlich, er möge, wenn Deutschlands Streitmacht mobilisiert werde, sich nicht wundern.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in Rom.

31. Juli 1914.

Fortgesetzt ist von uns zwischen Rußland und Osterreich-Ungarn sowohl durch direkten Depeschenwechsel Seiner Majestät des Kaisers mit Seiner Majestät dem Zaren als auch im Benehmen mit Sir Edward Grey vermittelt worden. Durch die Mobilisierung Rußlands sind jedoch alle unsere Bemühungen sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Trotz beruhigender Versicherungen trifft Rußland allen uns zugegangenen Nachrichten zufolge so weitgehende Maßnahmen auch gegen uns, daß die Lage immer bedrohlicher wird

Digitized by Google

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in Petersburg.

Dringend. 31. Juli 1914.

Trotz noch schwebender Vermittlungsverhandlungen und obwohl wir selbst bis zur Stunde keinerlei Mobilmachungsmaßnahmen getroffen haben, hat Rußland ganze Armee und Flotte, also auch gegen uns, mobilisiert. Durch diese russischen Maßnahmen sind wir gezwungen worden, zur Sicherung des Reichs die drohende Kriegsgefahr auszusprechen, die noch nicht Mobilisierung bedeutet. Die Mobilisierung muß aber folgen, falls nicht Rußland binnen 12 Stunden alle Kriegsmaßnahmen gegen uns und Österreich-Ungarn einstellt und uns hierüber bestimmte Erklärung abgibt. Bitte dies sofort Herrn Sasanow mitteilen und Stunde der Mitteilung drahten.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in Paris.

Dringend. 31. Juli 1914.

Rußland hat trotz unserer noch schwebenden Vermittlungsaktion und obwohl wir selbst keinerlei Mobilmachungsmaßnahmen getroffen haben, Mobilmachung seiner gesamten Armee und Flotte, also auch gegen uns, verfügt. Wir haben darauf drohenden Kriegszustand erklärt, dem Mobilmachung folgen muß, falls nicht Rußland binnen 12 Stunden alle Kriegsmaßnahmen gegen uns und Österreich einstelle. Die Mobilmachung bedeutet unvermeidlich Krieg. Bitte französische Regierung fragen, ob sie in einem russisch-deutschen Kriege neutral bleiben will. Antwort muß binnen 18 Stunden erfolgen. Sofort Stunde der gestellten Anfrage drahten. Größte Eile geboten.

Der Kaisers an den König von England.

31. Juli 1914.

Vielen Dank für Deine freundliche Mitteilung. Deine Vorschläge decken sich mit meinen Ideen und mit den Mitteilungen, die ich heute nacht von Wien erhielt und die ich nach London weitergegeben habe. Ich habe gerade vom Kanzler die Nachricht erhalten, daß ihm soeben die Nachricht zugegangen ist, daß Nicolaus heute nacht die Mobilisierung seiner gesamten Armee und Flotte angeordnet hat. Er hat nicht einmal die Ergebnisse der Vermittlung abgewartet, an der ich arbeite, und mich ganz ohne Nachricht gelassen. Ich fahre nach Berlin, um die Sicherheit meiner östlichen Grenzen sicherzustellen, wo schon starke russische Truppen Aufstellung genommen haben.

gez. Wilhelm.


Digitized by Google

Der Zar an den Kaiser.

31. Juli 1914.

Ich danke Dir von Herzen für Deine Vermittlung, die eine Hoffnung aufleuchten läßt, daß doch noch alles friedlich enden könnte. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind. Wir sind weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen. Solange wie die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf. Ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas.

Dein Dir herzlich ergebener
Nicolaus.

Der Kaiser an den Zaren.

31. Juli 1914.

Auf Deinen Appell an meine Freundschaft und Deine Bitte um meine Hilfe habe ich eine Vermittlungsaktion zwischen Deiner und der Österreichisch-Ungarischen Regierung aufgenommen. Während diese Aktion im Gange war, sind Deine Truppen gegen das mir verbündete Österreich-Ungarn mobilisiert worden, wodurch, wie ich Dir schon mitgeteilt habe, meine Vermittelung beinahe illusorisch gemacht worden ist. Trotzdem habe ich sie fortgesetzt. Nunmehr erhalte ich zuverlässige Nachrichten über ernste Kriegsvorbereitungen auch an meiner östlichen Grenze. Die Verantwortung für die Sicherheit meines Reiches zwingt mich zu defensiven Gegenmaßregeln. Ich bin mit meinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Noch in diesem Augenblicke liegt es in Deiner Hand, es abzuwenden. Niemand bedroht die Ehre und die Macht Rußlands, das wohl auf den Erfolg meiner Vermittelung hätte warten können. Die mir von meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist mir immer heilig gewesen, und ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen.

Digitized by Google

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in Petersburg.

Dringend. 1. August 12,52 p. m.

Falls die Russische Regierung keine befriedigende Antwort auf unsere Forderung erteilt, so wollen Euere Exzellenz ihr heute nachmittags 5 Uhr (mitteleuropäische Zeit) folgende Erklärung überreichen:

Le Gouvernement Impérial s'est efforcé dès les débuts de la crise de la mener à une solution pacifique. Se rendant à un désir que lui en avait été exprimé par Sa Majesté l'Empereur de Russie, Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne d'accord avec l'Angleterre était appliqué á accomplir un rôle médiateur auprès des Cabinets de Vienne et de St. Pétersbourg, lorsque la Russie, sans en attendre le résultat, procéda à la mobilisation de la totalité de ses forces de terre et de mer.

A la suite de cette mesure menaçante motivée par aucun préparatif militaire de la part de l'Allemagne, l'Empire Allemand se trouva vis-à-vis d'un danger grave et imminent. Si le Gouvernement Impérial eût manqué de parer à ce péril il aurait compromis le sécurité et l'existence même de l'Allemagne. Par conséquent le Gouvernement Allemand se vit forcé de s'adresser au Gouvernement de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies en insistant sur la cessation des dits actes militaires. La Russie ayant refusé de faire droit á cette demande et ayant manifesté par ce refus, que son action était dirigée contre l'Allemagne, j'ai l'honneur d'ordre de mon Gouvernement de faire savoir à Votre Excellence ce qui suit:

Sa Majesté l'Empereur, mon auguste Souverain, au nom de l'Empire relève le défi et Se considère en état de guerre avec la Russie.

Bitte Eingang und Zeitpunkt der Ausführung dieser Instruktion nach russischer Zeit dringend drahten.

Bitte Ihre Pässe fordern und Schutz und Geschäfte Amerikanischer Botschaft übergeben.

Der Kaiserliche Botschafter in Paris an den Reichskanzler.

1. August 1,05 p. m.

Auf meine wiederholte bestimmte Frage, ob Frankreich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleibe, erklärte der Ministerpräsident mir, daß Frankreich das tun werde, was seine Interessen ihm geböten.

Der König von England an den Kaiser.

1. August 1914.

Vielen Dank für Dein Telegramm von gestern nacht. Ich habe ein dringendes Telegramm an Nicolaus geschickt, in dem ich ihm meine Bereitwilligkeit ausgesprochen habe, alles zu tun, was in meiner Macht steht, um die Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen den beteiligten Mächten zu fördern. gez. Georg.

Digitized by Google

Der Kaiserliche Botschafter in London an den Reichskanzler.

1. August 1914.

Soeben hat mich Sir E. Grey ans Telephon gerufen und mich gefragt, ob ich glaubte, erklären zu können, daß für den Fall, daß Frankreich neutral bliebe, in einem deutsch-russischen Kriege wir die Franzosen nicht angriffen. Ich erklärte ihm, ich glaubte die Verantwortung hierfür übernehmen zu können.

gez. Lichnowsky.

1 Uhr 15 nachmittags:

„. . . Der Privatsekretär Sir E. Greys war eben bei mir, um mir zu sagen, der Minister wolle mir Vorschläge für die Neutralität Englands machen, selbst für den Fall, daß wir mit Rußland wie mit Frankreich Krieg hätten. Ich sehe Sir E. Grey heute nachmittag und werde sofort berichten."

1/2 6 Uhr abends:

„Sir E. Grey las mir soeben die nachstehende Erklärung vor, die vom Kabinet einstimmig gefaßt worden war:

Die Antwort der Deutschen Regierung bezüglich der Neutralität Belgiens ist ungemein bedauerlich, weil die Neutralität Belgiens die Gefühle dieses Landes angeht. Wenn Deutschland einen Weg sehen könnte, die gleiche positive Antwort zu geben, wie diejenige, die von Frankreich gegeben worden ist, würde dieses wesentlich dazu beitragen, die Besorgnis und die Spannung hier zu beheben, während es auf der anderen Seite äußerst schwierig sein würde, die öffentliche Stimmung in diesem Lande zurückzudämmen, wenn eine Verletzung der Neutralität Belgiens durch einen der Kämpfenden stattfände, während der andere sie respektierte.

Auf meine Frage, ob er unter der Bedingung, daß wir die belgische Neutralität wahrten, mir eine bestimmte Erklärung über die Neutralität Großbritanniens abgeben könne, erwiderte der Minister, das sei ihm nicht möglich, doch würde diese Frage eine große Rolle bei der hiesigen öffentlichen Meinung spielen. Verletzten wir die belgische Neutralität in einem Kriege mit Frankreich, so würde sicherlich ein Umschwung in der Stimmung eintreten, die es der hiesigen Regierung erschweren würde, eine freundliche Neutralität einzunehmen. Vorläufig beständen nicht die geringsten Absichten, gegen uns feindlich vorzugehen. Man würde dies, wenn irgend möglich, zu vermeiden wünschen. Es ließe sich aber schwerlich eine Linie ziehen, bis wohin wir gehen dürften, ohne daß man diesseits einschreite. Er kam immer wieder auf die belgische Neutralität zurück und meinte, diese Frage würde jedenfalls eine große Rolle spielen. Er habe sich auch schon gedacht, ob es denn nicht möglich wäre, daß wir und Frankreich uns im Falle eines russischen Krieges bewaffnet gegenüber stehen blieben, ohne uns anzugreifen. Ich frug ihn, ob er in der Lage wäre, mir zu erklären, daß Frankreich auf einen derartigen Pakt

Digitized by Google

eingehen würde. Da wir weder Frankreich zerstören, noch Gebietsteile erobern wollten, könne ich mir denken, daß wir uns auf ein derartiges Abkommen einlassen würden, das uns die Neutralität Großbritanniens sichere.

Der Minister sagte, er wolle sich erkundigen, verkannte auch nicht die Schwierigkeiten, beiderseitig das Militär in Untätigkeit zurückzuhalten."

1/2 9 Uhr abends:

„. . . Meine Meldung von heute früh ist durch meine Meldung von heute abend aufgehoben. Da positiver englischer Vorschlag überhaupt nicht vorliegt, erübrigen sich weitere Schritte im Sinne der mir erteilten Weisungen."

Der Kaiser an den König von England.

1. August 1914.

Ich habe soeben die Mitteilung Deiner Regierung erhalten, durch die sie die französische Neutralität unter der Garantie Großbritanniens anbietet. Diesem Anerbieten war die Frage angeschlossen, ob unter diesen Bedingungen Deutschland darauf verzichten würde, Frankreich anzugreifen. Aus technischen Gründen muß meine, schon heute nachmittag nach zwei Fronten, nach Osten und Westen, angeordnete Mobilmachung vorbereitungsgemäß vor sich gehen. Gegenbefehl kann nicht mehr gegeben werden, weil Dein Telegramm leider zu spät kam. Aber wenn mir Frankreich seine Neutralität anbietet, die durch die englische Armee und Flotte garantiert werden muß, werde ich natürlich von einem Angriff auf Frankreich absehen und meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden. Die Truppen an meiner Grenze werden gerade telegraphisch und telephonisch abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten.

gez. Wilhelm.

Ein Depeschenwechsel zwischen König Georg und dem Zaren.

Das „Amsterdamer Handelsblatt" gibt nach der „Times" den Text zweier Telegramme wieder, die zwischen dem König von England und dem Zaren vor dem Kriegsausbruch gewechselt worden sind. Am 1. August übergab der Englische Botschafter in Petersburg dem Zaren eine persönliche Mitteilung König Georgs V. mit folgendem Inhalt:

Meine Regierung hat von der Deutschen Regierung folgende Mitteilung empfangen:

Am 29. Juli bat der Zar telegraphisch den Deutschen Kaiser, zwischen Österreich-Ungarn und Rußland zu vermitteln. Der Kaiser folgte dem sofort und tat Schritte in Wien. Ohne die Ergebnisse hiervon abzuwarten,

Digitized by Google

mobilisierte Rußland gegen Österreich. Der Kaiser benachrichtigte den Zaren telegraphisch, daß diese Haltung seine Anstrengungen zunichte mache. Der Kaiser bat ihn außerdem, jedes militärische Vorgehen gegen Österreich-Ungarn zu unterlassen. Der Zar erfüllte die Bitte nicht. Trotzdem setzte der Kaiser seine Unterhandlungen in Wien fort, wobei er so weit ging, wie ihm möglich war, gegenüber seinem Verbündeten zu gehen, und sich auf der Linie hielt, die von England angezeigt war. Während dieser Zeit ordnete Petersburg die allgemeine Mobilmachung des Heeres und der Flotte an. Österreich-Ungarn antwortete daher nichts mehr auf die Schritte des Deutschen Kaisers. Diese Mobilmachung war offenkundig gegen die Deutschen gerichtet. Daher sandte der Kaiser ein Ultimatum an Rußland. Er fragte auf der anderen Seite bei Frankreich an, ob es im Falle eines Konfliktes neutral bleiben würde.

Das ist also der Wortlaut der deutschen Erklärung. Ich glaube, fuhr der König von England fort, daß wir uns einem Mißverständnis gegenüber befinden. Mein heißester Wunsch ist, kein Mittel unversucht zu lassen, um die schreckliche Katastrophe zu vermeiden, welche die ganze Welt bedroht. Ich richte daher einen persönlichen Appell an Sie, dieses Mißverständnis zu zerstreuen, das nach meiner Überzeugung plötzlich eingetreten ist und noch gestattet, die Friedensverhandlungen fortzusetzen. Wenn Sie glauben, daß es in meiner Macht steht, in diesem Sinne zu vermitteln, so werde ich alles in der Welt tun, um die Verhandlungen durch die beiden fraglichen Staaten wieder aufnehmen zu lassen.

Auf dieses Telegramm des Königs von England hat der Zar folgendermaßen geantwortet:

Ich hätte lebhaft gewünscht, Ihren Vorschlag anzunehmen, wenn ich nicht heute mittag von dem deutschen Botschafter die Mitteilung der Kriegserklärung erhalten hätte. Seit der Übergabe des östereichischen Ultimatums an Belgrad hat Rußland alles getan, was in seiner Macht stand, die Frage friedlich zu lösen, die von Österreich aufgeworfen ist. Das Ziel der Österreicher war, Serbien zu zermalmen und daraus einen Vasallenstaat zu machen, um das Gleichgewicht der Kräfte auf dem Balkan zu zerbrechen, das für mein Reich ein Lebensinteresse darstellt. Alle friedlichen Vorschläge, eingeschlossen die Ihrer Regierung, sind von Deutschland und Österreich zurückgewiesen worden. Die österreichisch-serbische Kriegserklärung hat mich gezwungen, einen Teil meines Heeres mobil zu machen. Obwohl schon in diesem Augenblick meine militärischen Ratgeber mich verpflichteten, die allgemeine Mobilmachung zu verkünden wegen der Schnelligkeit der deutschen Mobilmachung verglichen mit der unsrigen. Ich bin dazu, das ist richtig, bald gezwungen worden durch die allgemeine Mobilmachung Österreichs, das Bombardement von Belgrad, die Zusammenziehung österreichischer Truppen in Galizien und geheime militärische Vorkehrungen, die von Deutschland unternommen wurden.

Der Beweis, daß meine Haltung gerechtfertigt war, findet sich in der plötzlichen Kriegserklärung Deutschlands, die mich vollständig unerwartet getroffen hat, da ich Kaiser Wilhelm die kategorische Versicherung gegeben hatte, daß meine Truppen nicht in Tätigkeit treten würden, so

Digitized by Google

lange wie die Verhandlungen nicht abgebrochen wären.

In dieser feierlichen Stunde will ich Ihnen noch die Versicherung geben, daß ich alles getan habe, was in meiner Macht stand, um den Krieg zu vermeiden. Gegenwärtig, wo ich in ihn hineingestoßen bin, hoffe ich, daß Ihr Land nicht zögern wird, Frankreich und Rußland beizustehen. Gott segne und schütze uns.

Der Reichskanzler an den Kaiserlichen Botschafter in London.

1. August 1914.

Deutschland ist bereit, auf den englischen Vorschlag einzugehen, falls sich England mit seiner Streitmacht für die unbedingte Neutralität Frankreichs im deutsch-russischen Konflikt verbürgt. Die deutsche Mobilmachung ist heute auf Grund der russischen Herausforderung erfolgt, bevor die englischen Vorschläge hier eintrafen. Infolgedessen ist auch unser Aufmarsch an der französischen Grenze nicht mehr zu ändern. Wir verbürgen uns aber dafür, daß die französische Grenze bis Montag, den 3. August, abends 7 Uhr, durch unsere Truppen nicht überschritten wird, falls bis dahin die Zusage Englands erfolgt ist.

gez. Bethmann-Hollweg.

Der König von England an den Kaiser.

1. August 1914.

In Beantwortung Deines Telegramms, das soeben eingegangen ist, glaube ich, daß ein Mißverständnis bezüglich einer Anregung vorliegen muß, die in einer freundschaftlichen Unterhaltung zwischen dem Fürsten Lichnowsky und Sir Edward Grey erfolgt ist, als sie erörterten, wie ein wirklicher Kampf zwischen der deutschen und der französischen Armee vermieden werden könne, solange noch die Möglichkeit besteht, daß ein Einverständnis zwischen Österreich und Rußland erzielt wird. Sir Edward Grey wird den Fürsten Lichnowsky morgen früh sehen, um festzustellen, ob ein Mißverständnis auf seiner Seite vorliegt.

gez. Georg.

Der Kaiserliche Botschafter in London an den Reichskanzler.

2. August 1914.

Die Anregungen Sir Edward Greys, die auf dem Wunsche beruhten, die Möglichkeit dauernder Neutralität Englands zu schaffen, sind ohne vorherige Fühlungnahme mit Frankreich und ohne Kenntnis der Mobilmachung erfolgt und inzwischen als völlig aussichtslos aufgegeben.

gez. Lichnowsky.


Digitized by Google

Eine Ansprache Kaiser Wilhelms.

Patriotische Kundgebungen Unter den Linden und im Lustgarten setzten sich den ganzen Nachmittag fort. Um 6 Uhr 30 Minuten erschienen der Kaiser, die Kaiserin und Prinz Adalbert an dem Fenster des Rittersaales und wurden stürmisch begrüsst. Der Kaiser richtete eine Ansprache an das Publikum, seine Worte wurden von tosenden Zustimmungsrufen übertönt. Seine Majestät sagte folgendes:

Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrechen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, dass, wenn es nicht in letzter Stunde Meinen Bomühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, dass wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volke erfordern, den Gegnern aber würden wir zeigen, was es heisst, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle Ich Euch Gott. Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!

Eine Ansprache des Reichskanzlers.

Um 11 3/4 Uhr bewegte sich ein großer Zug von den Linden unter patriotischen Gesängen die Wilhelmstraße herab und machte vor dem Palais des Reichskanzlers halt. Der Reichskanzler erschien am Mittelfenster des Kongreßsaales und wurde mit stürmischen Rufen begrüßt. Als Stille eintrat, sprach der Kanzler mit fester, weithin schallender Stimme folgende Worte:

In ernster Stunde sind Sie, um Ihren vaterländischen Empfindungen Ausdruck zu geben, vor das Haus Bismarcks gekommen, Bismarcks, der uns mit Kaiser Wilhelm dem Grossen und dem Feldmarschall Moltke das Deutsche Reich geschmiedet hat. Wir wollten in dem Reiche, das wir in 44-jähriger Friedensarbeit ausgebaut haben, auch ferner in Frieden leben. Das ganze Wirken unseres Kaisers war der Erhaltung des Friedens gewidmet. Bis in die letzten Stunden hat er für den Frieden Europas gewirkt, und er wirkt noch für ihn. Sollte all sein Bemühen vergeblich sein, sollte uns das Schwert in die

Digitized by Google

Hand gezwungen werden, so werden wir ins Feld ziehen mit gutem Gewissen und dem Bewusstsein, dass nicht wir den Krieg gewollt haben. Wir werden dann den Kampf um unsere Existenz und unsere nationale Ehre mit Einsetzung des letzten Blutstropfens führen. Im Ernste dieser Stunde erinnere ich Sie an dies Wort, das einst Prinz Friedrich Karl den Brandenburgern zurief:

Laßt Eure Herzen schlagen zu Gott und Eure Fäuste auf den Feind!

Die Mobilmachung in Deutschland.

Berlin, 1. August, nachmittags 5 Uhr 15 Minuten.

Seine Majestät der Kaiser hat die Mobilmachung der gesamten deutschen Streitkräfte durch folgenden Erlaß angeordnet:

Ich bestimme hiermit:

Das Deutsche Heer und die Kaiserliche Marine sind nach Massgabe des Mobilmachungsplans für das Deutsche Heer und die Kaiserliche Marine kriegsbereit aufzustellen.

Der 2. August 1914 wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt.

Berlin, den 1. August 1914.

Wilhelm I. R.
von Bethmann-Hollweg.

Russland eröffnet den Krieg.

Berlin, nachts 4 Uhr.

Beim Grossen Generalstab ist folgende Meldung eingegangen:

Heute nacht Angriff russischer Patroullen gegen die Eisenbahnbrücke über die Warthe bei Eichenried (an Strecke Jarotschin-Wreschen) stattgefunden. Der Angriff ist abgewiesen. Deutscherseits zwei leicht Verwundete. Verluste der Russen nicht festgestellt.

Eine von den Russen gegen den Bahnhof Miloslaw eingeleitete Unternehmung ist verhindert worden.

Der Stationsvorstand Johannisburg und die Forstverwaltung Bialla melden, dass heute nacht (1. zum 2.) stärkere russische Kolonne mit Geschützen die Grenze bei Schwidden (südöstlich Bialla) überschritten hat und dass zwei Schwadronen Kosaken Richtung Johannisburg reiten. Die Fernsprechverbindung Lyck—Bialla ist unterbrochen.

Digitized by Google

Allenstein, 2. August, 6 Uhr nachmittags.

Bisher sind im allgemeinen an der Grenze nur kleinere Kavalleriegefechte. Johannisburg, das von einer Eskadron Dragonerregiment No. 11 besetzt ist, wird augenblicklich angegriffen. Die Bahn Johannisburg—Lyck bei Gutten unterbrochen, ebenso Stichbahn nach Dlottowen. Verluste bisher auf russischer Seite etwa 20 Mann, auf deutscher Seite nur mehrere Leichtverwundete.

Ansprache des Kaisers am Tage der Mobilmachung (1. August 1914) vom Balkon des Schlosses aus.

„Aus tiefem Herzen danke ich euch für den Ausdruck eurer Liebe, eurer Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampf kenne ich in meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche, und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewendet haben sollte, ich verzeihe ihnen allen von ganzem Herzen. Es handelt sich jetzt nur darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird dem deutschen Schwert Gott zum Siege verhelfen."

Beschießung von Libau.

Berlin, 2. August.

Der kleine Kreuzer „Augsburg" meldet um neun Uhr nachmittags durch Funkspruch: Bombardiere Kriegshafen Libau, bin im Gefecht mit feindlichem Kreuzer, habe Minen gelegt, Kriegshafen Libau brennt.

Berlin, 3. August.

Das erste Bataillon Infanterie-Regiments Nr. 155 mit Maschinengewehrkompagnie und Ulanen-Regiment Nr. 1 sind heute morgen in Kalisch eingerückt.

Die volle Mobilisierung in Frankreich.

In Frankreich ist vorgestern nachmittag 5 Uhr die volle Mobilisierung der französischen Streitkräfte angeordnet worden.

An der deutsch-französischen Grenze.

Berlin, 3. August. Während noch kein deutscher Soldat sich auf französischem Boden befindet, haben nach amtlichen Meldungen die Franzosen vor der Kriegserklärung kompagnieweise die deutsche Grenze überschritten.


Digitized by Google

„Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr."

Bisher hatten deutsche Truppen, dem erteilten Befehl gemäß, die französische Grenze nicht überschritten. Dagegen greifen seit Sonntag französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 Kilometer zugesagt hatte, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten. Französische Kompagnien halten seit Sonntag nacht deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfende Flieger kommen seit Sonntag nach Baden, Bayern und unter Verletzung der belgischen Neutralität über belgisches Gebiet in die Rheinprovinz und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören. Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegszustand hergestellt. Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr. Seine Majestät der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt. Der Deutsche Botschafter in Paris ist angewiesen, seine Pässe zu fordern.

Die kaiserliche Thronrede.

Berlin, 4. August. Seine Majestät der Kaiser eröffnete heute mittag 1 Uhr im Weißen Saale des Königlichen Schlosses die außerordentliche Session des Reichstages mit folgender Thronrede:

Geehrte Herren!

In schicksalsschwerer Stunde habe ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Weg des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwickelung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz

Digitized by Google

Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaate zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe ich meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der Französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Heren!

Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reichs.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie meine Regierung und vor allem mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des Deutschen Reichs ergeht mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehn mit unseren

Digitized by Google

Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist mein inniger Wunsch.

Der Kaiser setzte der Thronrede folgendes hinzu:

„Sie haben gelesen, meine Herren, was Ich zu Meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere Ich die Vorstände der Parteien auf vorzutreten und Mir dies in die Hand zu geloben.

Rede des Reichskanzlers Dr. v. Bethmann-Hollweg in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 4. August 1914.

Reichskanzler Dr. von Bethmann-Hollweg:

Ein gewaltiges Schicksal bricht über Europa herein. Seit wir uns das Deutsche Reich und Ansehen in der Welt erkämpften, haben wir 44 Jahre lang im Frieden gelebt und den Frieden Europas geschirmt. In friedlicher Arbeit sind wir stark und mächtig geworden und darum beneidet. Mit zäher Geduld haben wir es ertragen, wie unter dem Vorwande, daß Deutschland kriegslüstern sei, in Ost und West Feindschaft genährt und Fesseln gegen uns geschmiedet wurden. Der Wind, der da gesät wurde, geht jetzt als Sturm auf. Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben, und wie ein unausgesprochenes Gelübde ging es vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: nur zur Verteidigung einer gerechten Sache soll unser Schwert aus der Scheide fliegen. Der Tag, da wir es ziehen müssen, ist erschienen gegen unseren Willen, gegen unser redliches Bemühen. Rußland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. Wir stehen in einem erzwungenen Kriege mit Rußland und Frankreich.

Meine Herren, eine Reihe von Schriftstücken, zusammengestellt in dem Drang der sich überstürzenden Ereignisse, ist Ihnen zugegangen. Lassen Sie mich die Tatsachen herausheben, die unsere Haltung kennzeichnen. Vom ersten Augenblick des österreichisch-serbischen Konflikts an erklären und wirken wir dahin, daß dieser Handel auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben müsse. Alle Kabinette, insonderheit auch England, vertreten denselben Standpunkt. Nur Rußland erklärt, daß es bei der Austragung dieses Konfliktes mitreden müsse. Damit erhebt die Gefahr europäischer Verwicklung ihr drohendes Haupt. Sobald

Digitized by Google

die ersten bestimmten Nachrichten über militärische Rüstungen in Rußland vorliegen, lassen wir in Petersburg freundschaftlich aber nachdrücklich erklären, daß kriegerische Maßnahmen gegen Österreich uns an der Seite unseres Bundesgenossen finden würden, und daß militärische Vorbereitungen gegen uns selbst uns zu Gegenmaßregeln zwingen würden. Mobilmachung aber sei nahe dem Kriege. Rußland beteuert uns in feierlicher Weise seinen Friedenswunsch und daß es keine militärischen Vorbereitungen gegen uns treffe. Inzwischen sucht England zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, wobei es von uns warm unterstützt wird. Am 28. Juli bittet der Kaiser telegraphisch den Zaren, er möge bedenken, daß Österreich-Ungarn das Recht und die Pflicht habe, sich gegen die großserbischen Umtriebe zu wehren, die seine Existenz zu unterhöhlen drohten. Der Kaiser weist den Zaren auf die solidarischen monarchischen Interessen gegenüber der Freveltat von Serajewo hin. Er bittet ihn, ihn persönlich zu unterstützen und den Gegensatz zwischen Wien und Petersburg auszugleichen. Ungefähr zu derselben Stunde und vor Empfang des Telegramms bittet der Zar seinerseits den Kaiser um seine Hilfe, er möge doch in Wien zur Mäßigung raten. Der Kaiser übernimmt die Vermittlerrolle. Aber kaum ist die von ihm angeordnete Aktion im Gange, so mobilisiert Rußland alle seine gegen Österreich-Ungarn gerichteten Streitkräfte. Österreich-Ungarn selbst aber hatte nur seine Armeekorps, die unmittelbar gegen Serbien gerichtet sind, mobilisiert. Gegen Norden zu nur zwei Armeekorps und fern von der russischen Grenze. Der Kaiser weist sofort den Zaren darauf hin, daß durch diese Mobilmachung der russischen Streitkräfte gegen Österreich die Vermittlerrolle, die er auf Bitten des Zaren übernommen hatte, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Trotzdem setzten wir in Wien unsere Vermittlungsaktion fort, und zwar in Formen, welche bis in das Äußerste dessen gehen, was mit unserem Bundesverhältnis noch verträglich war. Während der Zeit erneuert Rußland spontan seine Versicherungen, daß es gegen uns keine militärischen Vorbereitungen treffe. Es kommt der 31. Juli. In Wien soll die Entscheidung fallen. Wir haben es bereits durch unsere Vorstellungen erreicht, daß Wien in dem eine zeitlang nicht mehr im Gange befindlichen direkten Verkehr die Aussprache mit Petersburg wieder aufgenommen hat. Aber noch bevor die letzte Entscheidung in Wien fällt, kommt die Nachricht, daß Rußland seine gesamte Wehrmacht, also auch gegen uns mobil gemacht hat. Die Russische Regierung, die aus unseren wiederholten Vorstellungen wußte, was Mobilmachung an unserer Grenze bedeutet, notifiziert uns diese Mobilmachung nicht, gibt uns zu ihr auch keinerlei erklärenden Aufschluß. Erst am Nachmittag des 31. trifft ein Telegramm des Zaren beim Kaiser ein, in dem er sich dafür verbürgt, daß seine Armee keine provokatorische Haltung gegen uns einnehmen würde. Aber die Mobilmachung an unserer Grenze ist schon seit der Nacht vom 30. zum 31. Juli in vollem Gange. Während wir auf russisches Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russsische Wehrmacht an unserer langen, fast ganz offenen Grenze, und Frankreich mobilisiert zwar noch nicht, aber trifft doch, wie es zugibt, militärische Vorbereitungen.

Digitized by Google

Und wir — wir hatten absichtlich bis dahin keinen Reservemann einberufen, dem europäischen Frieden zuliebe. Sollten wir jetzt weiter geduldig warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir eingekeilt sind, den Zeitpunkt zum Losschlagen wählten? Dieser Gefahr Deutschland auszusetzen, wäre ein Verbrechen gewesen! Darum fordern wir noch am 31. Juli von Rußland die Demobilisierung, als einzige Maßregel, welche noch den europäischen Frieden retten könnte. Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg erhält ferner den Auftrag, der Russischen Regierung zu erklären, daß wir im Falle der Ablehnung unserer Forderung den Kriegszustand als eingetreten betrachten müßten. Der Kaiserliche Botschafter hat diesen Auftrag ausgeführt. Wie Rußland auf unsere Forderung der Demobilisierung geantwortet hat, wissen wir heute noch nicht. Telegraphische Meldungen darüber sind nicht bis an uns gelangt, obwohl der Telegraph weit unwichtigere Meldungen noch übermittelte.

So sah sich, als die gestellte Frist längst verstrichen war, der Kaiser am 1. August, nachmittags 5 Uhr, genötigt, unsere Wehrmacht mobil zu machen.

Zugleich mußten wir uns versichern, wie sich Frankreich stellen würde. Auf unsere bestimmte Frage, ob es sich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral halten würde, hat uns Frankreich geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen geböten. Das war eine ausweichende Antwort auf unsere Frage, wenn nicht eine Verneinung unserer Frage.

Trotzdem gab der Kaiser den Befehl, daß die französische Grenze unbedingt zu respektieren sei. Dieser Befehl wurde strengstens befolgt, bis auf eine einzige Ausnahme. Frankreich, das zu derselben Stunde wie wir mobil machte, erklärte uns, es werde eine Zone von 10 Kilometer an der Grenze respektieren. Und was geschah in Wirklichkeit? Bombenwerfende Flieger, Kavalleriepatrouillen, auf reichsländisches Gebiet eingebrochene französische Kompagnien! Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand noch nicht erklärt war, den Frieden gebrochen und uns tatsächlich angegriffen.

Was jene Ausnahme betrifft, so habe ich vom Chef des Generalstabs folgende Meldung erhalten:

Von den französischen Beschwerden über Grenzverletzungen unsererseits ist nur eine einzige zuzugeben. Gegen den ausdrücklichen Befehl hat eine, anscheinend von einem Offizier geführte Patrouille des 14. Armeekorps am 2. August die Grenze überschritten. Sie ist scheinbar abgeschossen, nur ein Mann ist zurückgekehrt. Aber lange bevor diese einzige Grenzüberschreitung erfolgte, haben französische Flieger bis nach Süddeutschland hinein auf unsere Bahnlinien Bomben abgeworfen, haben am Schluchtpaß französische Truppen unsere Grenzschutztruppen angegriffen. Unsere Truppen haben sich, dem Befehl gemäß, zunächst gänzlich auf die Abwehr beschränkt.

Soweit die Meldung des Generalstabs.

Meine Herren, wir sind jetzt in der Notwehr, und Not kennt kein Gebot! Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Meine Herren, das widerspricht den Geboten

Digitized by Google

des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange der Gegner sie respektiert. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereit stand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht! Ein französischer Einfall in unsere Flanke am unteren Rhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der Luxemburgischen und Belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht — ich spreche offen —, das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist, wie wir, und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut!

Meine Herren, wir stehen Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn. — Was die Haltung Englands betrifft, so haben die Erklärungen, die Sir Edward Grey gestern im englischen Unterhaus abgegeben hat, den Standpunkt klargestellt, den die englische Regierung einnimmt. Wir haben der Englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß, solange sich England neutral verhält, unsere Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen wird, und daß wir die territoriale Integrität und die Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden. Diese Erklärung wiederhole ich hiermit vor aller Welt und ich kann hinzusetzen, daß, solange England neutral bleibt, wir auch bereit wären, im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französische Handelsschiffahrt vorzunehmen.

Meine Herren, so weit die Hergänge. Ich wiederhole das Wort des Kaisers: „Mit reinem Gewissen zieht Deutschland in den Kampf!" Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und um unsere Zukunft. Die 50 Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit —, hinter ihr das ganze deutsche Volk! Das ganze deutsche Volk bis auf den letzten Mann!

Sie, meine Herren, kennen Ihre Pflicht in ihrer ganzen Größe. Die Vorlagen bedürfen keiner Begründung mehr. Ich bitte um ihre schnelle Erledigung.

Die Sperrung der Dardanellen.

Konstantinopel, 4. August.

Wie verlautet, wurde die Sperrung des Bosporus und der Dardanellen infolge der durch den Kapitän eines türkischen Dampfers überbrachten Nachricht verfügt, dass die russische Schwarze-Meer-Flotte unweit der Mündung des Bosporus gesichtet worden sei. Die Leuchttürme bei den Meerengen wurden gelöscht und Minen gelegt.

Wie „Tanin" aus Erzerum erfährt, haben sich die Russen nach Verbrennung ihrer Blockhäuser und Lebensmitteldepots von der türkisch-russischen Grenze zurückgezogen.

Digitized by Google

Die englische Kriegserklärung.

Berlin, 4. August.

Heute nachmittag, kurz nach der Rede des Reichskanzlers, in der bereits der durch das Betreten belgischen Gebiets begangene Verstoss gegen das Völkerrecht freimütig anerkannt und der Wille des Deutschen Reiches, die Folgen wieder gut zu machen, erklärt war, erschien der großbritannische Botschafter Sir Edward Goschen im Reichstage, um dem Staatssekretär von Jagow eine Mitteilung seiner Regierung zu machen. In dieser wurde die Deutsche Regierung um alsbaldige Antwort auf die Frage ersucht, ob sie die Versicherung abgeben könne, dass keine Verletzung der belgischen Neutralität stattfinden würde. Staatssekretär von Jagow erwiderte sofort, dass dies nicht möglich sei, und setzte nochmals die Gründe auseinander, die Deutschland zwingen, sich gegen einen Einfall einer französischen Armee durch Betreten belgischen Bodens zu sichern. Kurz nach 7 Uhr erschien der großbritannische Botschafter im Auswärtigen Amt, um den Krieg zu erklären und seine Pässe zu fordern.

Wie wir hören, hat die Deutsche Regierung die Rücksicht auf die militärischen Erfordernisse allen anderen Bedenken vorangestellt, obgleich damit gerechnet werden musste, dass dadurch für die Englische Regierung Grund oder Vorwand zur Einmischung gegeben sein würde.

Der russische Grenzschutz durchbrochen.

Berlin, 5. August.

Das von unserer Kavallerie bei Kibarty — hart östlich von Eydtkuhnen — angegriffene und fluchtartig zurückgegangene russische Detachement wird verfolgt.

Das Grenzschutzdetachement Soldau hat heute Morgen eine russische Kavalleriebrigade, die einen Durchbruch nach Ostpreußen versuchte, zurückgeworfen und vernichtet.

Digitized by Google

Berlin, 5. August. (Ausführliche Meldung.)

Kurz nachdem bei Soldau befindliche Truppen heute Morgen angetreten waren, um starke russische Kavallerie zurückzuwerfen, erfolgte der Angriff einer russischen Kavalleriebrigade. Unter dem Feuer der deutschen Truppen brach der russische Kavallerieangriff unter schwersten Verlusten zusammen.

Gestern nachmittag griff deutsche Kavallerie das von Russen besetzte Kibarty an — an der Bahn gelegener russischer Grenzort östlich Stallupönen.

Die Besatzung von Kibarty verliess fluchtartig den Ort, der besetzt wurde. Eine in der Nähe befindliche russische Kavalleriedivision sah dem Kampfe untätig zu. Der feindliche Grenzschutz ist hiermit durchbrochen, was für unsere Aufklärung von grösster Wichtigkeit ist.

Bei Belgrad.

Wien, 5. August.

Die Berichte der an der serbischen Grenze stehenden Truppen lassen erkennen, dass eine erhöhte Tätigkeit einzutreten beginnt. Bei Belgrad suchten serbische Festungsgeschütze in der oberen und unteren Festung, sowie auf den benachbarten Höhen durch heftiges Feuer sowohl die Bewegungen am diesseitigen Ufer als auch die Schiffahrt auf der Save und Donau zu verhindern. Dies veranlasste die österreichischen Truppen gestern, ein Artilleriefeuer gegen diese Geschütze zu eröffnen. Der Kampf endete damit, dass die serbischen Geschütze zum Schweigen gebracht wurden. Die Festungswerke wurden hierbei schwer beschädigt. Die Stadt blieb vom Bombardement vollkommen verschont. An der Drina herrscht Ruhe. Sehr lobend wird die Tätigkeit der im Sicherungsdienste verwendeten Truppen, insbesondere der Infanterie und der Grenzjäger hervorgehoben.

Beschiessung der Küste von Algier.

Berlin, 5. August.

Die im Mittelmeer befindlichen deutschen Kriegsschiffe sind gestern an der Küste von Algier erschienen und haben einzelne befestigte Plätze, die Einschiffungsorte für französische Truppentransporte sind, zerstört. Das Feuer wurde erwidert.

Digitized by Google

An das deutsche Volk.

Seit der Reichsgründung ist es durch 44 Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten um im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundigen und heimlichen Anfeindungen von Ost und West sowie von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen wie unsere Feinde sich zum tückischen Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserm Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft.

Mitten im Frieden
überfällt uns der Feind.

Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken und jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich im Süden und Norden. Um Macht und deutsches Wesen. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch und Mann und Roß. Wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie war Deutschland überwunden wenn es einig war.

Berlin, 6. August 1914.

Wilhelm I. R.

Die Haltung Japans.

Tokio, 6. August.

Japan beabsichtigt zunächt nicht militärische, sondern wirtschaftliche Ausbeutung des europäischen Konflikts. Hier ist bekannt geworden, daß Amerika seine Flotte in Ostasien verstärkt.

Österreich-Ungarn erklärt Rußland den Krieg.

Berlin, 6. August.

Die K. und K. Österreich-Ungarische Regierung hat der Deutschen Regierung mitgeteilt, der Botschafter Graf Szapary in Petersburg sei beauftragt worden, der Russischen Regierung zu notifizieren, daß Österreich-Ungarn angesichts der drohenden Haltung Rußlands in dem Konflikt mit Serbien sowie im Hinblick auf den Kriegszustand, der infolge des Angriffs Rußlands auf Deutschland zwischen diesen beiden Mächten eingetreten sei, sich seinerseits als im Kriegszustand mit Rußland befindlich betrachte.

Digitized by Google

Handstreich auf Lüttich.

Berlin, 7. August.

Unsere Vorhuten sind vorgestern längs der ganzen Grenze nach Belgien eingerückt. Eine unbedeutende Truppenabteilung hat einen Handstreich auf Lüttich mit großer Kühnheit versucht. Einzelne Reiter sind in die Stadt gedrungen und wollten sich des Kommandanten bemächtigen, der sich nur durch die Flucht entziehen konnte.

Der Handstreich auf die modern ausgebaute Festung selbst ist nicht geglückt. Die Truppen stehen vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner.

Einnahme der Festung Lüttich.

Berlin, 7. August.

Die Festung Lüttich ist genommen.

Nachdem die Abteilungen, die den Handstreich auf Lüttich unternommen hatten, verstärkt worden waren, wurde der Angriff durchgeführt. Heute morgen 8 Uhr war die Festung in deutschem Besitz.

Der Krieg zur See.

Berlin, 8. August.

Sicheren Gerüchten zufolge ist der von der Kaiserlichen Marine übernommene Bäderdampfer „Königin Luise" beim Legen von Minen vor dem Kriegshafen an der Themsemündung von einer englischen Torpedobootsflotille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion" angegriffen und zum Sinken gebracht worden. „Amphion" selbst ist auf eine von der „Königin Luise" geworfene Mine gelaufen und gesunken.

Vom westlichen Schauplatze.

Die französischen Truppen gegen Belfort zurückgedrängt.

Berlin, 8. August.

Die deutschen Grenzschutztruppen in Ober-Elsaß sind von feindlichen Kräften, die aus Richtung Belfort vorgehen, angegriffen worden. Das Vorgehen der französischen Truppen ist zum Stehen gekommen, bei Altkirch gingen sie bereits wieder in Richtung auf Belfort zurück.

Digitized by Google

Der Sieg von Lüttich.

Berlin, 9. August.

Lüttich ist fest in unserer Hand. Die Verluste des Feindes waren groß. Unsere Verluste werden sofort mitgeteilt werden, sobald sie zuverlässig bekannt sind. Der Abtransport von 3000 bis 4000 kriegsgefangenen Belgiern nach Deutschland hat bereits begonnen. Nach den vorliegenden Nachrichten hatten wir in Lüttich ein Viertel der gesamten belgischen Armee gegen uns.

Vom östlichen Schauplatz.

Acht Geschütze erobert.

Berlin, 9. August.

Die Grenzschutzabteilung in Bialla, 10 Kilometer östlich Johannisburg, hat den Angriff einer russischen Kavalleriebrigade zurückgewiesen. Acht Geschütze und mehrere Munitionswagen sind in unsere Hand gefallen.

Vom westlichen Schauplatz.

Die Franzosen bei Mühlhausen zurückgeworfen.

Berlin, 10. August.

Von Belfort in das Ober-Elsaß nach Mülhausen vorgedrungener Feind, anscheinend das siebente französische Armeekorps und eine Infanteriedivision der Besatzung von Belfort sind heute von unseren Truppen aus einer verstärkten Stellung westlich Mülhausen in südlicher Richtung zurückgeworfen. Die Verluste unserer Truppen nicht erheblich, die der Franzosen groß.

Der Sieg von Lüttich.

Berlin, 10. August.

In einer Depesche des Generalquartiermeisters heißt es: Französische Nachrichten haben unser Volk beunruhigt. Es sollen 20000 Deutsche vor Lüttich gefallen und der Platz überhaupt noch nicht in unserem Besitz sein. Durch die theatralische Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion an die Stadt Lüttich sollten diese Angaben bekräftigt werden.

Unser Volk kann überzeugt sein, daß wir weder Mißerfolge verschweigen, noch Erfolge aufbauschen werden. Wir werden die Wahrheit sagen und haben das volle Vertrauen, daß unser Volk uns mehr als dem Feinde glauben wird, der seine Lage vor der Welt möglichst günstig hinstellen möchte. Wir müssen aber mit unseren Nachrichten zurückhalten. solange sie unsere Pläne der Welt verraten können. Jetzt können wir ohne Nachteil über Lüttich berichten. Ein jeder wird sich selbst ein Urteil bilden können über die von den Franzosen in die Welt geschrieenen

Digitized by Google

20000 Mann Verluste. Wir hatten vor vier Tagen bei Lüttich überhaupt nur schwache Kräfte, denn ein so kühnes Unternehmen kann man nicht durch Ansammlung überflüssiger Massen vorher verraten. Daß wir trotzdem den gewünschten Zweck erreichten, lag in der guten Vorbereitung, der Tapferkeit unserer Truppen, der energischen Führung und dem Beistand Gottes. Der Mut des Feindes wurde gebrochen, seine Truppen schlugen sich schlecht. Die Schwierigkeiten für uns lagen in dem überaus ungünstigen Berg- und Waldgelände und in der heimtückischen Teilnahme der ganzen Bevölkerung, selbst der Frauen, am Kampfe. Aus dem Hinterhalt, den Ortschaften und Wäldern feuerten sie auf unsere Truppen, auch auf Ärzte, die die Verwundeten behandelten, und auf die Verwundeten selbst. Es sind schwere und erbitterte Kämpfe gewesen, ganze Ortschaften mußten zerstört werden, um den Widerstand zu brechen, bis unsere braven Truppen durch den Fortsgürtel gedrungen nnd im Besitz der Stadt waren. Es ist richtig, daß ein Teil der Forts sich noch hielt, aber sie feuerten nicht mehr. Seine Majestät wollte keinen Tropfen Blutes unserer Truppen durch Erstürmung der Forts unnütz verschwenden. Sie hinderten nicht mehr an der Durchführung der Absichten. Man konnte das Herankommen der schweren Artillerie abwarten und die Forts in Ruhe nacheinander zusammenschießen, ohne nur einen Mann zu opfern, falls die Fortsbesatzungen sich nicht früher ergaben. Aber über dies alles durfte eine gewissenhafte Heeresleitung nicht ein Wort veröffentlichen, bis so starke Kräfte auf Lüttich nachgezogen waren, daß es auch kein Teufel uns wieder entreißen konnte. In dieser Lage befinden wir uns jetzt. Die Belgier haben zur Behauptung der Festung, soviel sich jetzt übersehen läßt, mehr Truppen gehabt, als von unserer Seite zum Sturm antraten. Jeder Kundige kann die Größe der Leistung ermessen; sie steht einzig da. Sollte unser Volk wieder einmal ungeduldig auf Nachrichten warten, so bitte ich, sich an Lüttich erinnern zu wollen. Das ganze Volk hat sich einmütig unter seinem Kaiser zur Abwehr der zahlreichen Feinde geschart, so daß die Heeresleitung annehmen darf, es werden von ihr keinerlei Veröffentlichungen erwartet, die ihre Absichten vorzeitig dem Feinde kundtun und dadurch die Durchführung der schweren Aufgabe vereiteln könnten.

Der General-Quartiermeister
(gez.) von Stein.

Aus unseren Kolonien.

Berlin, 9. August.

Wie wir hören, ist vor der Hauptstadt von Togo, Lome, eine starke englische Truppenexpedition von der benachbarten englischen Kolonie Goldküste erschienen. In Abwesenheit der kleinen Polizeitruppe und sämtlicher wehrfähigen Weissen, die sich mit dem stellvertretenden Gouverneur zum Schutze wichtiger Stationen ins Hinterland begeben hatten, nahmen die Engländer von der Hauptstadt Besitz unter feierlicher Zusage, die Ordnung zu wahren und das Eigentum zu schützen.

Digitized by Google

Die Zerstörung des Hafens von Hangö.

Stockholm, 10. August.

Aus Finnland angekommene Reisende teilen mit, dass die Russen in Hangö aus Furcht vor einem deutschen Angriffe die Hafenanlagen und verschiedene öffentliche Gebäude in die Luft gesprengt haben; auch die kostspielige Hafenmole sei zerstört. Der Gesamtschaden betrage 20 Millionen Rubel.

Die Tätigkeit unserer Flotte.

Berlin, 11. August.

Über die Tätigkeit unserer Flotte im bisherigen Kriegsabschnitte ist bekannt geworden, dass auf den drei Kriegsschauplätzen, in der Nordsee, in der Ostsee und im Mittelmeere Teile der Marine ihre Tätigkeit bis an die feindlichen Küsten vorgeschoben haben. Diese Unternehmungen zeigen den offensiv-militärischen Geist, wie er unsere ganze Flotte beseelt. Die Beschiessung des Kriegshafens von Libau und seine Sperrung, wobei von unseren Streitkräften ausser dem kleinen Kreuzer „Augsburg“ auch „Magdeburg“ beteiligt war, ist von Erfolg begleitet gewesen. Die dadurch hervorgerufene Bestürzung zeigt sich u. a. in der Sprengung der Hafenanlagen bei Hangö. Nicht minder wirksam war das Erscheinen unserer im Mittelmeer befindlichen Schiffe an der Küste von Algier und die Beschiessung der befestigten Plätze von Philippeville und Bône, wodurch die französischen Truppentransporte in erheblichem Masse gestört werden. Nach englischen Zeitungsnachrichten hat das heldenmütige Vorgehen der kleinen „Königin Luise“ unter Führung ihres unerschrockenen Kommandanten Korvettenkapitäns Biermann tiefen Eindruck auf ganz England gemacht und Besorgnis erregt. Trotz der schwierigen Lage, in der sich unsere oft einzeln stehenden Auslandsschiffe den meistens überlegenen fremden Streitkräften gegenüber befinden, hat der kleine Kreuzer „Dresden“ nach englischen Nachrichten den Dampfer „Mauretania“ der Cunardlinie bis vor den Hafen von Halifax gejagt. In der Nordsee haben unsere Streitkräfte mehrfach Vorstöße unternommen, ohne auf einen Gegner zu stoßen. Die Natur des Seekrieges bringt es eben mit sich, daß auf diesem Kriegsschauplatze Zusammenstöße, die wahrscheinlich zur Entscheidungsschlacht führen würden, unter Umständen erst nach geraumer Zeit zu erwarten sind.

Digitized by Google

Montenegro mit Deutschland im Kriegszustand.

Wien, 12. August.

Die Blätter melden:

Montenegro hat dem deutschen diplomatischen Vertreter in Cetinje seine Pässe zugestellt. Der deutsche Gesandte von Eckardt hat Cetinje bereits verlassen.

Englische Kriegsschiffe vor Daressalam.

Berlin, 12. August.

Englische Zeitungen bringen die Nachricht, dass der Hafen von Daressalam von den Engländern angegriffen und daß der dortige Funkenturm von ihnen zerstört worden ist.

Die Siege bei Mühlhausen und Lagarde.

Berlin, 12. August.

Bei Mühlhausen haben die deutschen Truppen zehn französische Offiziere und 513 Mann gefangen genommen. Ausserdem wurden vier Geschütze, zehn Fahrzeuge und eine sehr grosse Anzahl Gewehre erbeutet. Der deutsche Boden ist vom Feinde gesäubert.

Berlin, 12. August.

Bei Lagarde sind von den deutschen Truppen über tausend unverwundete Kriegsgefangene in die Hände gefallen, über ein Sechstel der beiden französischen Regimenter, die im Gefechte standen.

Der Krieg zur See.

„Goeben" und „Breslau" in Sicherheit.

Berlin, 12. August.

S. M. Panzerkreuzer „Goeben" und der kleine Kreuzer „Breslau" sind am 5. August nach ihrer Unternehmung an der algerischen Küste in den neutralen italienischen Hafen von Messina eingelaufen und haben dort aus deutschen Dampfern ihre Kohlenvorräte ergänzt. Der Hafen wurde von englischen Streitkräften, die mit unseren Schiffen Fühlung bekommen hatten, bewacht. Trotzdem gelang es diesen, am Abend des 6. August aus Messina auszubrechen und die hohe See zu gewinnen. Weiteres lässt sich aus naheliegenden Gründen noch nicht mitteilen.

Digitized by Google

Von den Kriegsschauplätzen.

Berlin, 15. August. Die in den letzten Tagen von Paris und London verbreiteten Nachrichten über grössere Kämpfe sind falsch. Ausser den bereits gemeldeten grösseren Gefechten bei Mülhausen, Lagarde und Soldau haben die deutschen Truppen eine Reihe kleinerer Gefechte siegreich bestanden. Im Osten sind zwei russische Kavalleriedivisionen, gefolgt von Infanterie vorgegangen. Nachdem sie das dicht an der Grenze gelegene Städtchen Marggabrowa in Brand gesteckt hatten, sind diese Truppen heute wieder über die Grenze zurück. Ein bei Mlawa stehendes russisches Kavalleriekorps ist vor dem Anmarsch einer deutschen Kolonne nach Süden ausgewichen. Im übrigen vollzieht sich die Versammlung und Bereitstellung der Truppen vollkommen planmäßig. Nicht eine einzige feindliche Maßnahme hat bisher die deutschen Absichten auch nur im geringsten beeinflussen oder aufhalten können. Alle anderen vom Feinde verbreiteten Nachrichten sind falsch.

Die Haltung Italiens.

Berlin, 15. August. Mit Rücksicht auf hier umlaufende Gerüchte, daß Italien gegenüber Deutschland und Österreich-Ungarn eine wenig freundliche Haltung einnehme, hat die italienische Regierung den hiesigen Geschäftsträger beauftragt, diesen falschen Gerüchten entgegenzutreten. Der italienische Geschäftsträger hat in Erfüllung dieses Auftrags das Auswärtige Amt ersucht, diese Ausstreuungen für uns begründet zu erklären.

Der Krieg gegen Serbien.

Wien, 16. August. Die gestern gemeldeten Kämpfe an der Drina haben zu einem entscheidenden Siege unserer Truppen über starke feindliche Kräfte geführt, die in der Richtung auf Valjewo zurückgeworfen wurden. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht und viel Kriegsmaterial erbeutet. Die Verfolgung des Feindes ist in vollstem Gange. Unsere Truppen haben mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gegen den in starken Stellungen befindlichen, an Stärke ebenbürtigen Feind gekämpft. Besondere Erwähnung verdient das Varasdiner Infanterieregiment Nr. 16, dessen Offiziere und Mannschaften unter den schwierigsten Verhältnissen mit der altbewährten zähen Tapferkeit der stets kaisertreuen Kroaten zum Siege stürmten. Ausführliche Nachrichten über den Verlauf der Kämpfe und über die erbeuteten Trophäen werden folgen.

Digitized by Google

England vergreift sich an neutralen Kriegsschiffen.

Aus Rotterdam, 17. August, wird gemeldet: Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ zufolge hat die englische Regierung ein für die norwegische Regierung gebautes Kriegsschiff in Beschlag genommen.

Vom westlichen Schauplatze.

Wie Lüttich fiel.

Das Geheimnis von Lüttich kann jetzt entschleiert werden:

Uns waren Nachrichten zugegangen, daß vor Ausbruch des Krieges französische Offiziere und vielleicht auch einige Mannschaften nach Lüttich entsandt waren, um die belgischen Truppen in der Handhabung des Festungsdienstes zu unterrichten. Vor Ausbruch der Feindseligkeiten war dagegen nichts einzuwenden. Mit Beginn des Krieges wurde es Neutralitätsbruch durch Frankreich und Belgien. Wir mußten schnell handeln. Nichtmobilisierte Regimenter wurden an die Grenze geworfen und auf Lüttich in Marsch gesetzt. Sechs schwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie haben Lüttich eingenommen. Darnach wurden sie dort mobil und erhielten als erste Verstärkung ihre eigenen Ergänzungsmannschaften. Zwei weitere Regimenter konnten nachgezogen werden, die ihre Mobilmachung soeben beendet hatten. Unsere Gegner wähnten bei Lüttich 120000 Deutsche, die den Vormarsch wegen Schwierigkeiten der Verpflegung nicht antreten könnten. Sie haben sich geirrt. Die Pause hatte einen anderen Grund. Jetzt erst begann der deutsche Aufmarsch. Die Gegner werden sich überzeugen, daß die deutschen Armeen gut verpflegt und ausgerüstet den Vormarsch antreten. Der Kaiser hat sein Wort gehalten, an die Einnahme der Forts von Lüttich nicht einen Tropfen deutschen Bluts mehr zu setzen. Der Feind kannte unsere schweren Angriffsmittel nicht. Daher glaubte er sich in den Forts sicher. Doch schon die schwächsten Geschütze unserer schweren Artillerie veranlaßten jedes durch sie beschossene Fort nach kurzer Beschießung zur Übergabe. Die noch erhaltenen Teile der Besatzungen retteten dadurch ihr Leben. Die Forts aber, gegen die unsere schweren Geschütze feuerten, wurden in allerkürzester Frist in Trümmerhaufen verwandelt, unter denen die Besatzung begraben wurde. Jetzt werden die Forts aufgeräumt und wieder zur Verteidigung eingerichtet. Die Festung Lüttich soll den von unseren Gegnern vorbereiteten Plänen nicht mehr dienen, sondern dem deutschen Heere ein Stützpunkt sein.

Der Generalquartiermeister von Stein.

Digitized by Google

Deutschfeindliche Auslandsmeldungen.

Seit Ausbruch des Krieges hat unsere Presse Tag für Tag Unwahrhaftigkeiten festgenagelt, die, von feineren Tricks bis zum faustdicken Schwindel, im Auslande gegen uns verbreitet werden. Wir geben nachstehend eine Blütenlese:

Pariser „New York Herald": Dem amerikanischen Botschafter in Berlin wurde die Berichterstattung an seine Regierung über Unruhen in Berlin verboten.

Londoner „Times": Diese Untersagung des diplomatischen Verkehrs mit Washington beweise ein vom normalen Zustand weit entferntes Benehmen Deutschlands gegen amerikanische Bürger und Botschafter.

Reutermeldung aus Brüssel: In Berlin ernstliche sozialdemokratische Unruhen. Brüsseler Meldungen an holländische Blätter: Die deutschen Truppen benutzen elsässische Frauen und Kinder als Avantgarde.

Pariser und Londoner Ausstreuungen in skandinavischen und italienischen Blättern: Abgeordneter Liebknecht erschossen, weil er sich weigerte, seine Pflicht als Reserveoffizier (!) zu erfüllen; Rosa Luxemburg erschossen, weil sie einberufene Militärpflichtige zur Fahnenflucht überreden wollte; auch andere Sozialdemokraten erschossen, weil sie nicht am Kriege teilnehmen wollten.

Londoner Preßmeldungen vom 14. August: Bei Belfort eine Million Franzosen, wovon Teile die schweizerische Grenze überschritten und Basel besetzten. Russische Mobilmachung vor dem Abschluß. Am 16. August werden zwei Millionen Russen gegen Deutschland und Österreich-Ungarn bereit sein. In Bessarabien wurden sechs österreichische Kavallerieregimenter vernichtet. Über 600000 Russen an russisch-türkischer Kaukasusgrenze.

Am englischen Konsulat in Konstantinopel amtlich ausgehängt 15. August: Große Seeschlacht in der Nordsee stattgefunden, wobei 22 deutsche und 4 englische Schiffe gesunken. General French landete Belgien und vernichtete gemeinsam mit belgischer Armee deutsches Eliteregiment.

Kriegs-Schwindelberichte.

Der liberalen englischen Abendzeitung „Star" vom 10. August, einer einzigen Nummer also, entnimmt die „Kölnische Zeitung" folgende hübsche Blütenlese erlogener Kriegsmeldungen:

An der Spitze bringt dies wahrheitsliebende englische Blatt unter dem 10. August, daß Kaiser Wilhelm in Aachen angelangt sei, um an die Front zu gehen. Bekanntlich hat der Kaiser erst am 16. Berlin nach einer anderen Richtung hin verlassen. — Unter dem Titel „Die Franzosen im Elsaß" schreibt das Blatt: „Ein weiterer französischer Sieg ist heute zu berichten, das ist die Einnahme von Colmar. Die Schätzung der Verluste — 30000 Tote auf deutscher Seite, 15000 auf französischer Seite —,

Digitized by Google

die von dem Kampfe bei Altkirch mitgeteilt werden, sind sicher stark übertrieben. Das französische Kriegsministerium kündigt offiziell an, daß die französischen Verluste nur 100 Tote und Verwundete betragen. Es fand ein Handgemenge statt, und man erzählt, daß die Deutschen in Unordnung vor den Bajonettangriffen der Franzosen geflohen sind." Diese beiden Nachrichten verdanken ihren Ursprung dem über Basel telegraphierenden römischen Korrespondenten der Exchange Telegraph Company, der durch Phantasie zu ersetzen scheint, was ihm an Sachkenntnis abgeht. Er dementiert — wohl verstanden! — die übertriebene Schätzung der Verluste bei Altkirch nur für die französische Seite, während ihm die bei dieser Gelegenheit gefallenen 30000 Deutschen nicht nur sehr sympathisch, sondern auch wahrscheinlich dünken. Man merkt schon die Wirkung der russischen Allianz auf das einstmals so stolze Albion: der richtige Krieg wird mit Tatarennachrichten eröffnet.

Dazu gehört auch ein schwungvoller Artikel „Fliehende Deutsche, von Reiterei verfolgt", in derselben Nummer. Diesmal ist die Quelle ein Reutertelegramm des französischen Kriegsministeriums. „Gerade als es dunkel wurde, am Freitag abend, kam von der französischen Vorhut eine Brigade vor Altkirch an. Die Stadt, die durch starke Außenwerke verteidigt wird, und die Umgebung waren von einer deutschen Brigade besetzt. Die französischen Truppen gingen unmittelbar mit wunderbarer Tapferkeit zum Sturm vor. Besonders ein Infanterieregiment nahm unter einem wütenden Angriff die deutschen Verschanzungen nach heißem Kampfe. Die französischen Bajonettangriffe haben hier, wie immer seit Beginn des Krieges, die Deutschen in die Flucht gejagt." Der Glaube an die französischen Bajonettangriffe ist eine fixe Idee englischer Gehirne, die noch aus der Zeit des Krimkrieges stammt, und wie alle kontinentalen Ideen braucht sie fünfzig Jahre, um wieder aus dem Begriffsvermögen der Engländer zu verschwinden.

Selbstverstständlich steht in dieser Nummer des „Star" über Lüttich folgendes: „Die letzten Nachrichten von Lüttich zeigen, daß die Forts intakt sind. Die Besetzung der Stadt durch deutsche Truppen hat keinen Einfluß auf die strategische Situation. Die belgische Armee rückt rasch von Löwen auf Lüttich heran, und man erwartet, daß kein weiterer Kampf stattfindet, bis die französischen und belgischen Streitkräfte zusammen die Offensive ergreifen. 17 Lütticher Notabeln, der Bischof inbegriffen, sind Gefangene in deutschen Händen, und es ist beschlossen, daß sie erschossen werden sollen, sobald die Forts das Feuer wieder eröffnen." Solche Sachen erzählt der „Star" seinen Lesern.

Mehr Interesse hat vielleicht, was das englische Blatt über das Schicksal der in England zurückgebliebenen Deutschen berichtet. Ein großer Teil von ihnen — sie gelten natürlich alle als Kriegsgefangene — ist in einem umzäumten Lager in Blackdown in Surway, wenige Meilen von Aldershot, untergebracht. Das Lager ist von 3 Meter hohen Pfosten umgeben, zwischen denen Stacheldraht gezogen ist. Schildwachen mit geladenem Gewehr patroullieren in der das Lager umgebenden Zone. Die Gefangenen wohnen in Eisenblechbaracken und werden auf Kosten der

Digitized by Google

Heeresverwaltung ernährt. Andere Deutsche, deren Zahl, wie das Blatt behauptet, täglich zunimmt, werden in dem Nebengelände der großen Olympiahalle im Südwesten Londons untergebracht und dort bewacht. Der „Star" berichtet auch, daß das deutsche Segelschiff „Neptun" in der Nordsee von einem Regierungsdampfer aufgebracht und nach Rochester in der Medwaymündung geschleppt worden sei.

Englische Preßlügen gegen Deutschland.

Der Leiter der großen amerikanischen Zeitungsverbindung "Associated Press" in New York, Herr Melville Stone, richtete an den Reichskanzler folgendes Telegramm:

Exzellenz! Da die englische Regierung täglich Preßberichte über den Fortgang des Krieges ausgibt, würden uns ähnliche Verlautbarungen von der deutschen Regierung sehr angenehm sein.

Der Reichskanzler antwortete:

Deutschland ist vom internationalen Nachrichtenverkehr abgeschnitten, kann sich gegen Lügen nicht verteidigen, vertraut, durch Taten die Falschheit seiner Feinde zu erweisen, dankt jedem, der die Wahrheit verbreiten hilft.

Deutscher Sieg bei Stallupönen.

Berlin, 18. August. Das Generalkommando des 1. Armeekorps meldet: Am 17. August fand ein Gefecht bei Stallupönen statt, in dem Truppenteile des 1. Armeekorps mit unvergleichlicher Tapferkeit kämpften, sodaß ein Sieg erfochten wurde. Mehr als 3000 Gefangene und sechs Maschinengewehre sind in unsere Hände gefallen. Viele weitere russische Maschinengewehre, die nicht mitgeführt werden konnten, wurden unbrauchbar gemacht.

Der Vorstoß der deutschen Unterseeboote.

Berlin, 18. August.

Von einer Fahrt mehrerer Unterseeboote nach der englischen Küste ist das Boot „U 15" bisher nicht zurückgekehrt. Englischen Zeitungsnachrichten zufolge soll „U 15" im Kampf mit englischen Streitkräften vernichtet worden sein. Ob und welche Verluste diese hierbei erlitten haben, ist nicht zu ersehen.

Billige Lorbeeren.

Berlin, 18. August. Aus London wird gemeldet, daß am vergangenen Donnerstag der englische Regierungsdampfer „Gwendolin" den deutschen Regierungsdampfer „von Wißmann" auf dem Njassasee wegnahm, Maschinen und Geschütze zerstörte, den Kapitän, Ingenieur

Digitized by Google

und die übrige Besatzung gefangen nahm. Trifft die Nachricht zu, so wäre das ein erneuter Beweis für das Verwerfliche und Kurzsichtige der englischen Kriegsführung und Politik, die sich nicht scheut, selbst in Innerafrika, wo es so wenig Weiße gibt, den Eingeborenen einen Kampf zwischen europäischen Nationen vor Augen zu führen, nur um billige Lorbeeren zu ernten.

Das Ultimatum Japans.

Berlin, 19. August. Der hiesige japanische Geschäftsträger hat im Auftrage seiner Regierung dem Auswärtigen Amt eine Note übermittelt, worin unter Berufung auf das englisch-japanische Bündnis die sofortige Zurückziehung der deutschen Kriegsschiffe aus den japanischen und chinesischen Gewässern oder die Abrüstung dieser Schiffe, ferner bis zum 15. September die bedingslose Übergabe des gesamten Pachtgebietes von Kiautschau an die japanischen Behörden und die unbedingte Annahme dieser Forderungen bis zum 23. dieses Monats verlangt wird.

Die deutsche Antwort auf das japanische Ultimatum.

Berlin, 23. August. Das von der hiesigen japanischen Botschaft dem Auswärtigen Amt überreichte Ultimatum lautet in deutscher Übersetzung wie folgt:

„Die Kaiserlich Japanische Regierung erachtet es in der gegenwärtigen Lage für äußerst wichtig und notwendig, Maßnahmen zu ergreifen, um alle Ursachen einer Störung des Friedens im fernen Osten zu beseitigen und das allgemeine Interesse zu wahren, das durch den Bündnisvertrag zwischen Japan und Großbritannien ins Auge gefaßt ist, um einen festen und dauernden Frieden in Ostasien zu sichern, dessen Herstellung das Ziel des besagten Abkommens bildet. Sie hält es deshalb aufrichtig für ihre Pflicht, der Kaiserlich Deutschen Regierung den Rat zu erteilen, die nachstehenden beiden Vorschläge auszuführen:

Erstens. Unverzüglich aus den japanischen und chinesischen Gewässern die deutschen Kriegsschiffe und bewaffnete Fahrzeuge jeder Art zurückzuziehen und diejenigen, die nicht zurückgezogen werden können, alsbald abzurüsten.

Zweitens. Bis spätestens 15. September 1914 das gesamte Pachtgebiet von Kiautschau bedingungslos und ohne Entschädigung den Kaiserlich Japanischen Behörden zu dem Zweck auszuantworten, es eventuell an China zurückzugeben.

Digitized by Google

Die Kaiserlich Japanische Regierung kündigt gleichzeitig an, daß sie, falls sie nicht bis zum 23. August 1914, mittags, von der Kaiserlich Deutschen Regierung eine Antwort erhalten sollte, die die bedingungslose Annahme der vorstehenden von der Kaiserlich japanischen Regierung erteilten Ratschläge enthält, sich genötigt sehen wird, so vorzugehen, wie sie es nach Lage der Sache für notwendig befinden wird."

Auf dieses Ultimatum ist dem hiesigen japanischen Geschäftsträger heute vormittag nachstehende mündliche Erklärung abgegeben worden:

„Auf die Forderungen Japans hat die Deutsche Regierung keinerlei Antwort zu geben. Sie sieht sich daher veranlaßt, ihren Botschafter in Tokio abzuberufen und dem japanischen Geschäftsträger in Berlin seine Pässe zuzustellen.

Telegramm aus Kiautschou in Bestätigung der Mitteilung japanischen Ultimatums.

Berlin, 20. August.

Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste.

Gouverneur.

Vom westlichen Schauplatze.

Eine französische Infanteriebrigade im Elsaß zurückgeworfen.

Berlin, 19. August. Bayrische und badische Truppen schlugen die bei Weiler, fünfzehn Kilometer nordwestlich Schlettstadt, vorgedrungene französische 55. Infanterie-Brigade, brachten ihr große Verluste bei und warfen sie über die Vogesen zurück.

Ein Sieg unserer Kavallerie in Belgien.

Berlin, 19. August. Die französische fünfte Kavalleriedivision wurde heute unter schweren Verlusten bei Perwez — nördlich Namur — von unserer Kavallerie zurückgeworfen.

Siegreiches Vordringen in Belgien.

Berlin, 20. August. Unsere Truppen eroberten bei Tirlemont eine Feldbatterie, eine schwere Batterie, eine Fahne und machten fünfhundert Gefangene.

Unsere Kavallerie nahm dem Feinde bei Perwez zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre weg.

Digitized by Google

Die Österreicher gehen über die Save.

Wien 20. August. Die „Reichspost" meldet aus Semlin: Am Dienstag nachmittag um 3 Uhr verbreitete sich die Nachricht, daß die österreichischen Truppen bei Progar, 23 km westlich von Semlin, die Save überschritten hätten und auf serbisches Gebiet eingedrungen seien. Um 5 Uhr nachmittags wurde in Semlin bekannt, daß die österreichischen Truppen die serbische Stadt Obrenowatsch eingenommen haben. Gestern nacht wollte eine serbische Komitatschibande bei der Insel Ciganlija unterhalb Semlin bei dem Dorfe Bezanija auf das ungarische Ufer gelangen, wurde jedoch von unseren Truppen zurückgewiesen und erlitt schwere Verluste.

Erfolgreicher Vorstoß nach der südlichen Nordsee.

Berlin, 20. August. Die beiden kleinen Kreuzer „Straßburg" und „Stralsund" haben in den letzten Tagen einen Vorstoß nach der südlichen Nordsee ausgeführt. Hierbei sichtete „Straßburg" unter der englischen Küste zwei feindliche Unterseeboote, von denen sie eines auf größere Entfernung mit wenigen Schüssen zum Sinken brachte. „Stralsund" kam in ein Feuergefecht mit mehreren Torpedobootszerstörern auf größere Entfernungen. Zwei Zerstörer erlitten Beschädigungen.

Bei dieser Gelegenheit konnte ebenso wie bei der Erkundungsfahrt eines Luftschiffes bis zum Skagerrak erneut festgestellt werden, daß die deutsche Küste und ihre Gewässer frei von Feinden sind und die neutrale Schiffahrt unbehindert passieren kann.

Einzug deutscher Truppen in Brüssel.

Berlin, 20. August.

Deutsche Truppen sind heute in Brüssel eingerückt.

Sympathiekundgebungen des Auslandes.

Björn Björnson für die deutsche Sache.

Christiania, 17. August. Björn Björnson, der Sohn des Dichters Björnstjerne Björnson, veröffentlicht im „Morgenbladet" einen Brief, der mit starkem Gerechtigkeitssinn für die deutsche Sache eintritt. Björnson sagt:

„Wenn man von dem russischen Doppelspiel liest, dann begreift man Deutschlands unermeßlichen Zorn über die gebrochenen russischen Ehrenworte und die Friedenstelegramme des Zaren. Der Zorn über Rußlands

Digitized by Google

heimtückisches Vorgehen ist unbeschreiblich gewesen. Die Deutschen fühlten den Kampf gegen Rußland als heiligen Krieg." Björnson schildert fernerhin in seinem Artikel mit Bewunderung das Funktionieren des deutschen Militärapparates. Dieses Rubrikwesen, das so kalt und unversöhnlich gewirkt hat, — in diesen Tagen ward es genial. Die einmütige Stimmung des Volkes gibt Björnson mit folgenden Worten wieder: „Alle, die in den Krieg müssen, strahlen vor Begeisterung. Ich habe unter den Tausenden hier keine einzige Ausnahme gesehen. Alle marschierten in taktfester Disziplin, glücklich in ihrem festen Glauben an Deutschlands gute Sache, zu den Grenzen vor. Ich spreche die verschiedensten Menschen. Sie sind alle zusammen gleich. Der Arbeiter — der Mittelstand kein Unterschied. Und bei jedem neuen Feind, der sich tagtäglich meldet, werden sie nur noch sicherer, noch fester in ihrer Kampfeslust! Bei den Zurückbleibenden derselbe Eindruck. Keine Verzweiflung. Eine imponierende Ruhe. Das ist das große Volk. So gehen sie in diesen Krieg, den größten der Weltgeschichte, den je ein Volk auf einmal durchzukämpfen hatte."

Björnson schließt: „Gesetzt den Fall, Deutschland und Österreich sollten verlieren, — da ist es England und Frankreich, die dem Henker seine Opfer geben. Mein Herz blutet."

Die norwegische Kolonie.

Berlin, 11. August.

Die norwegische Kolonie hat an Seine Majestät den Kaiser nachstehendes Schreiben gerichtet:

Eure Majestät!

In dieser schicksalsschweren Zeit, in der das deutsche Volk von Feinden umringt unter Führung Eurer Majestät den Kampf für seine Existenz und für die Kultur und das Wohlergehen des gesamten Germanentums aufnimmt, bittet Eure Majestät die hiesige norwegische Kolonie, den Ausdruck ihrer warmen Sympathie und ihres aufrichtigsten Herzensanteils darbringen zu dürfen.

Mit staunender Bewunderung stehen wir vor diesem beispiellosen Opfermut und der begeisterten Kampfesfreude, mit der das edle deutsche Volk, jung und alt, ohne Unterschied des Standes wie ein Mann sein erprobtes Schwert ergreift, um seinen Herd und seine Ideale gegen eine Welt der Mißgunst und des Neides zu verteidigen.

Mit ehrlicher Begeisterung erfüllt, begleiten wir stammverwandten Norweger diesen Heldenkampf unseres edlen Brudervolkes. Wir hegen die felsenfeste Überzeugung, daß heilige Begeisterung und deutsche Zähigkeit an Eurer Majestät ruhmvollen Fahnen die machtvolle Erhaltung Deutschlands, in der wir die Vorbedingung für das Wohlergehen der gesamten zivilisierten Menschheit und ein zuverlässiges Unterpfand eines dauernden Völkerfriedens erblicken, sichern wird.

Mögen Eure Majestät geruhen, den Dank der norwegischen Kolonie für die ihr in Deutschland zuteil gewordene großzügige Gastfreundschaft und empfangenen Kulturgüter entgegenzunehmen.

Digitized by Google

Die Kolonie hat unter ihren Mitgliedern eine Sammlung eingeleitet, deren Ertrag die Kolonie glücklich sein wird, dem Roten Kreuz überweisen zu dürfen.

In tiefer Ehrerbietung
für die norwegische Kolonie in Berlin
J. German Grude.

„Deutschland in Waffen."

In der angesehenen Kopenhagener Zeitung „Berlingske Tidende" gibt ihr zurzeit in Berlin weilender Chefredakteur Svenn Poulsen eine Schilderung über das bewaffnete Deutschland, worin es heißt: „Alles hat geklappt! Fünf, sechs, sieben vielleicht acht Millionen Männer — nur die obersten Führer kennen die genaue Zahl — stehen heute nach knapp einer Woche durch alles beherrschende intensivste Arbeit bereit zum Kampf gegen den Feind im Osten und Westen, voll gerüstet mit den besten Magazingewehren und Schnellfeuerkanonen, gekleidet in nagelneue starke Monturen, mit soliden Stiefeln, mit Train und Magazinen, gefüllt mit Lebensmitteln, mit Ärzten, Sanitätskorps, imstande, monatelangen Strapazen, Krankheiten und Verwundungen Widerstand zu leisten.

Und hinter diesen Millionen Soldaten steht ein gesammeltes einiges Volk, wo Männer und Frauen wetteifern jedes Opfer zu bringen und sich bereitwillig allen Entbehrungen für die gemeinsame Sache unterziehen, wo Greise und Kinder ihre schwachen Kräfte anbieten, wo Knaben die Arbeit von Männern leisten und 70- bis 80 jährige wieder jung werden.

Für einen Fremden, einen Ausländer, der mit so kühler Ruhe und mit so objektivem Blick wie nur möglich dieses welthistorische Riesenschauspiel betrachtet, wird es mit jedem Tag, der vergeht, mehr und mehr überwältigend.

Es ist wie ein Gebirge, das sich über das ganze Gefühl legt. Ein ungeheures Gewicht, das in die Knie zwingt. Man muß all diese kleinen Züge vermerken, die sich in einem Volke ereignen, das zum Kampfe geht, tief überzeugt davon, daß es für eine gerechte Sache kämpft und daß es in den Krieg zieht als Wächter der europäischen Kultur, daß es Leib und Leben und große Reichtümer, die mit jahrelangem Fleiß und Sparsamkeit zusammengetragen sind, opfert, um die Barbaren des Ostens aufzuhalten.

Ein holländisches Urteil über unsere Soldaten.

Ein gelegentlicher Mitarbeiter des „Allgemeen Handelsblad" schildert die Eindrücke auf einer Wanderung nach Lixhe und Visé. Er schreibt:

Der erste Eindruck ist der: Wo kriegen die Deutschen in des Himmels Namen all die Soldaten her! Es ist, als ob es nimmer aufhört. Immer mehr werden aus Aachen herbeigeführt. Mit wunderbarer Schnelligkeit ziehen sie durch, und die Sachen sind allemal so prächtig in Ordnung.

Digitized by Google

Die Mannschaften sind glänzend versorgt und ausgerüstet. Kilometerlang fahren die Wagen des Trains ständig durch, ohne Gedränge, ohne Geschrei, in größtmöglicher Ruhe und Gelassenheit. Jedesmal wird es wieder deutlich, daß man nichts den Umständen oder dem Zufall überlassen hat. Da muß ein im voraus bis in alle Einzelheiten festgelegter Plan vorhanden sein, der nun ruhig und vollkommen sicher ausgeführt wird. Zum Schluß paßt alles ineinander wie der Deckel auf der Dose. Und doch weiß keiner das geringste von dem, was in der folgenden Stunde geschehen wird. Die Leute wissen nicht, wohin sie sogleich geschickt werden sollen, wo sie am Abend sein werden — sie arbeiten wie Maschinen, durchaus regelmäßig und sicher. Sie haben die Überzeugung, daß der Feldzugsplan durchgeführt werden wird, weil er nun einmal so feststeht. Und letzten Endes sind es Kerle, vor denen man Achtung haben muß, vor Offizieren wie vor Soldaten. Sie gehen voran buchstäblich mit Todesverachtung, ohne doch deshalb gefühllos zu sein. Zu wiederholten Malen fragen sie mich, ob ich die Zahl der Toten und Verwundeten kenne, wie es den Verwundeten geht, ob sie gut verpflegt werden usw.

Ein Aufruf rumänischer Akademiker.

Von Darmstadt aus wird an die jetzt und früher in Deutschland studierenden Rumänen folgender Aufruf gerichtet:

„Kollegen alle, die Ihr in Deutschland Eure Bildung fortgesetzt habt, auf deutschem Boden deutsches Wesen, deutsche Kultur und Tüchtigkeit kennen gelernt habt, versäumt nicht, gemeinsam in dieser entscheidenden Stunde im Kampf um die Kultur zu zeigen, dass wir die unversiegbare Kraft des deutschen Volkes hochschätzen. Das Gebot der Dankbarkeit, der Dank für die Erziehung zur wissenschaftlichen Disziplin und Kultur, vor allem aber die Ehrfurcht vor deutscher ethischer Weltanschauung, vor Mannhaftigkeit und Vaterlandsliebe, diese Gefühle, die uns alle bewegen, sind der Anlass zum gemeinsamen Schritt."

Ein Inder namens Virendranath Chattopâdhyâya hat aus Leipzig folgende Kundgebung versandt:

In einem Augenblick, wo wir glaubten, ganz Asien auf Deutschlands Seite zu sehen, begeht Japan den schmählichen Verrat. Es ist daher unsere Pflicht, gegen die unglaubliche Undankbarkeit Stellung zu nehmen. Indien hat für Deutschland die wärmsten Gefühle und sieht in ihm den endgültigen Befreier von englischer Sklaverei.

Durch die englischen Lügen, wie wir sie schon seit 150 Jahren kennen, bekommt Indien keine richtigen Nachrichten; so ist es heute, so war es 1870.

Wäre es anders, könnte Indien seine Sympathien schon durch die Tat ausdrücken. Die Inder in Deutschland.

Digitized by Google

Eine Unterredung mit dem früheren amerikanischen Botschafter in Paris Henry White.

„Es sind unvergeßliche Eindrücke von der sittlichen Größe des deutschen Volkes", sagt Herr Henry White, „die ich mit mir nach Hause nehme. Ich bedaure es, daß ich Berlin verlassen muß, das uns Amerikanern in diesen Tagen so viele Beweise hilfsbereiter Sympathien gegeben hat. Ich glaube, nirgends in Europa ist man heute so geborgen wie hier in dieser Stadt, die trotz der Schwere der Zeit nichts von ihrer ruhigen Sicherheit verloren hat, die so wohl verproviantiert, so geordnet und sauber ist, wie in Friedenstagen. Aber ich meine, daß wir Fremden dennoch nicht das Recht haben, die uns so freudwillig gebotene Gastfreundschaft Berlins allzusehr in Anspruch zu nehmen, Deutschland noch mit der Sorge für uns zu belasten. Das ist für viele Amerikaner eines der Hauptmomente, das sie bestimmt, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Jedenfalls dürfen Sie sicher sein, an allen Amerikanern, die Deutschland kennen, Freunde zu haben, einen der besten an unserem Berliner Botschafter Gerard. Alle diese Amerikaner, die jetzt heimkehren, werden aber zugleich in wirksamster Weise die falschen Nachrichten widerlegen, die jetzt von andern Seiten über Deutschland verbreitet werden. Auch ich werde Gelegenheit haben, darüber in Washington zu sprechen, obwohl ich glaube, daß sich die Wahrheit schließlich immer durchsetzt und die Welt heute schon weiß, wer bei Lüttich und Mülhausen siegreich geblieben ist. Es wird immer ein übles Ding bleiben, zu prophezeien. Aber wer den heiligen Ernst und den ehernen Willen gesehen hat, mit dem ganz Deutschland seine Pflicht gegen das Vaterland auf sich genommen, wer die wunderbare Organisation bewundern konnte, die sich die Deutschen in ihrem Heer und ihrer Flotte geschaffen, der kann nicht glauben, daß sie überwunden werden können."

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: Hofbuchdruckerei H. M. Hauschild, Bremen.


Digitized by Google

Angestellten- und Arbeiter-Kriegsfürsorge der Kaffee Hag

Die Kaffee Hag versandte an ihre Angestellten und Arbeiter folgendes Zirkular:

Bevor der Krieg mit Rußland und Frankreich unsere sämtlichen waffenfähigen Angestellten und Arbeiter zur Fahne ruft, möchten wir Ihnen noch zur Kenntnis bringen, in welcher Form unser Haus Ihre Interessen für die nächste Zeit wahrnimmt.

Wir haben beschlossen, sämtliche Angestellten, die gesetzmäßig zum Heer einberufen werden bezw. bereits einberufen worden sind, ihr volles Gehalt bis Ende September auszubezahlen. Wir gewähren jetzt schon für den Monat August Vorschüsse zur Beschaffung der zum Kriege notwendigen Ausrüstung. Über den Rest können Sie dann Ende des Monats August und Ende des Monats September nach Ihrem Belieben verfügen.

Denjenigen Einberufenen, die Familie haben bezw. die bisher gezwungen gewesen sind, Angehörige zu unterstützen, stellen wir 50% ihres Gehalts auch für weitere 3 Monate noch zur Verfügung. Die Auszahlung dieser letzteren Beträge erfolgt wöchentlich an die von den betreffenden Herren bestimmten Mitglieder ihrer Familie.

Sollte der Krieg längere Zeit andauern, bezw. Angehörige von unseren Angestellten bedürfen später noch der Unterstützung, so werden wir uns auch später noch bereit finden, Mitglieder dieser Familien vor Not zu schützen.

Zur Unterstützung der Familienangehörigen unserer zum Heeresdienst einberufenen Arbeiter stellen wir einen Unterstützungsfonds von Mk. 30 000.— zur Verfügung. Die Auszahlung von Beträgen aus diesem Fonds erfolgt nach der jeweils erkannten Bedürftigkeit der einzelnen Familien.

Wir betrachten es selbstverständlich als eine Ehrenpflicht, sämtliche Angestellten und Arbeiter, die jetzt in den Krieg ziehen müssen, nach dem beendigten Kriege wieder in unsere Dienste zu nehmen. Sie werden es natürlich begreiflich finden, daß wir damit die Voraussetzung verbinden, daß gegen das Verhalten unserer Angestellten und Arbeiter im Kriege nichts einzuwenden war.

Wir hoffen und wünschen von ganzem Herzen, daß wir unsere Angestellten und Arbeiter nach dem Kriege wieder in voller Gesundheit und Rüstigkeit sehen werden und rufen Ihnen heute „Heil und Sieg“ zu.

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft.
gez. Weidemann. K. Wimmer.

Digitized by Google

F. W. NEUKIRCH

Falkenstraße 32—35

Fernsprecher Nr. 228, 352, 8571, 1979, 2063, 1500

Spediteur der Königlich Preußischen Staatsbahn

Transport und Spedition von Möbeln, Gütern und Reise-Effekten nach allen :: Plätzen des In- und Auslandes ::

Ältestes und größtes Möbel-Transportgeschäft Bremens

Justus Gruner & Co. • Ölwerke

Fabrik und Kontor am Holz- und Fabrikenhafen, BREMEN.



Marke „VACUUM-VICTUM“ gesetzlich geschützt.

Maschinenöle, Motorenöle, Zylinderöle für Satt- und Heißdampf.

Marke „JGEZOL“, bestes Autoöl.

„BEZOLIN“, feinster flüssiger Metallputz.

TEPPICHE, LÄUFER, GARDINEN

Tischdecken Divandecken
Möbelstoffe Vorhangstoffe
Messing-Dekorations-Artikel

Ausführung aller Dekorations- und Polster-Arbeiten

Gegründet 1876 — ***VEREINSLAGER*** — *Fernsprecher 8244*

Aktiengesellschaft

Bremen, Ansgaritorstraße 23

Digitized by Google

„Die Güldenkammer".

Inhalts-Verzeichnis des IV. Jahrgangs.

(Oktober 1913 bis September 1914.)

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Fehler kosten viel Geld

Sie kommen nicht vorwärts, wenn Sie sich nicht geschäftlicher Hilfsmittel bedienen, die den Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Wie Sie ausgerüstet sein müssen, um Erfolg zu erzwingen, zeigt Ihnen unsere reich illustrierte Broschüre

Das Erfolg-System

die wir Ihnen auf Wunsch unentgeltlich, postfrei und unverbindlich zusenden.

System Company m. b. H., Bremen

Zweigbureaus in Köln, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Straßburg i. Els., Berlin: Bremer System-Company W. 35.

A. E.G.



Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft

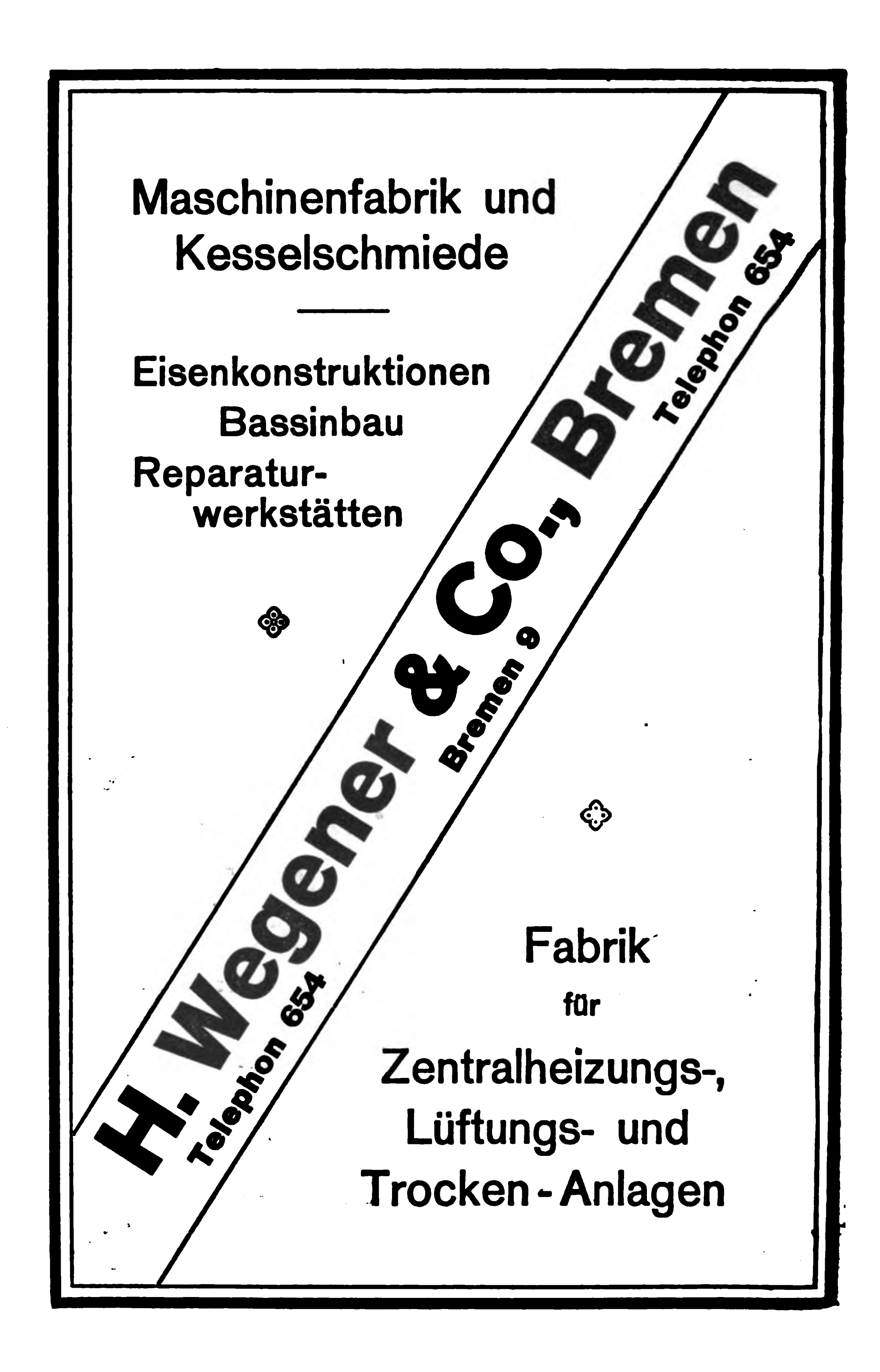
Bremen, Am Wall 108

Telephon 1252, 8265 **Telegr.-Adr: GEA.**

Licht- und Kraftanlagen
Metalldrahtlampen
Beleuchtungskörper
Koch- und Heizapparate

A. E.G.

A. E.G.



Digitized by Google



GRAPHISCHE-KUNSTANSTALT
CARL RICHTER
BREMEN
PELZERSTR. 23. TELEPHON 7933

Mitteilung.

Meiner werten Kundschaft und den hiesigen Einwohnern teile ich ergebenst mit, daß ich von jetzt ab das mit den höchsten Preisen ausgezeichnete und weithin bekannte

Scola's Antacipan

Bestes Weizenschrotbrot

(Unter dem Schutze des Kaiserl. Patentamtes Berlin)

täglich frisch backen werde. Ich habe mir das alleinige Herstellungsrecht für den hiesigen Platz erworben und bitte um geneigtes Wohlwollen.

Zu haben nur bei

J. F. von Holtz, Inh.: Adolf Garde, Bremen, Pelzerstr. 51

Gegründet 1797. Wiener Dampfbäckerei. Telephon 4593.

F. W. Buchmeyer · Bremen

Gegründet 1865 Knochenhauerstraße Nr. 39/40 Fernruf 608 u. 660

Elektrische Licht-, Kraft- und Schwachstromanlagen

Größtes Lager moderner Beleuchtungskörper

Kistenfabrik, Hobel- und Sägewerk

Fernsprecher Nr. 1911 **Carl Gluud, Bremen** Fernsprecher Nr. 1911

Bank-Konto: Deutsche Nationalbank, Bremen. Telegramme: Gluud, Baumstraße

Export-, Bahn- und Postkisten mit und ohne Verschluß.

Spezialität: Margarinekisten mit rotem Streifen u. Brand. Flaschenkasten.

Fertiggeschnittene Bretter nach jedem aufgegebenen Maß.

Digitized by Google

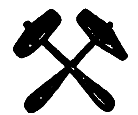
Dampfwaschanstalt
Hayungs & Mönnich
Inh.: A. Hayungs
Fernsprecher 2857 Drakenburgerstr. 36
Übernahme ganzer Hauswäsche
nach Gewicht oder per Stück
Spezialität: **Herren-Wäsche**
Alles in nur erstklassiger Ausführung
garantiert ohne Chlor



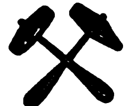


Digitized by Google

Herm. Ehlers & Co.



Am Deich 61



offerieren sämtliche Sorten

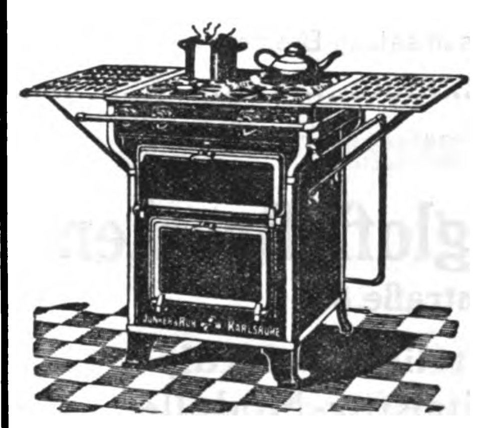
Brennmaterialien

in ausgesuchter, prima Qualität zu billigsten Preisen.

Läger: Neust.-Güterbahnhof Nr. 19—24 u. 41 u. Freihafen I.

Fernsprecher: Nr. 438, 439 und 2065.

Küchen-Aussteuern



Die Lieferung erstklassiger
Küchenmöbel,
Gasherde,
Wäscherei-Artikel
sowie praktischer
Haus- und
Küchengeräte
ist seit vielen Jahren meine Spezialität.

Dauer-Ausstellung,
freie Besichtigung.

Bernhd. Ebeling, Bremen

Ansgaritorstraße und Kaiserstraße

Digitized by Google

Import von Mineral-Ölen
Automobil-Öle für Luxus- u. Kraftwagen
Maschinen-Öle u. Fette, Motoren-Öle
Zylinder-Öle für Heiß- u. Sattdampf
in nur bestens bewährten Qualitäten
Luftschiff- und Flugmaschinen-Öle
FLECK & KÖHLER, Bremen 36

FRANZ WILLE, BREMEN
Nordstraße, Ecke Lützowerstraße
Telephon 787

SPEZIALITÄT: **Wringmaschinen**
Waschmaschinen
Zeugrollen

Größter Jahresumsatz in Bremen

Rudolf Gangloff, Bremen
Illerstraße 8
Bildhauer/Atelier für Skulpturen / Architektur-Modelle in Pappe und Gips in bester Ausführung / I. Referenzen

Digitized by Google

Spezialhaus für Innen-Einrichtung

Heinr. Bremer

Domshof Nr. 14

Teppiche • Linoleum • Tapeten • Gardinen • Möbelstoffe



Kampmann's Pendel- und Motor-Waschmaschinen

haben sich seit Jahren glänzend bewährt und stehen an der Spitze durch ihren **spielend leichten** Gang, **größte** Schonung der Wäsche bei **gründlichster** Reinigung.

August Jacobs, Bremen

Am Brill 19 • Haus- u. Küchengeräte.



Adolf Gamper, Bremen

Ansgaritorstraße 11 • Telephon 171

Spezialgeschäft der Stempelbranche in
KAUTSCHUK und METALL
GRAVIERUNGEN aller Art

Man verlange Preislisten

Größte Sehenswürdigkeit!

Alt-Bremer Haus (Essighaus)

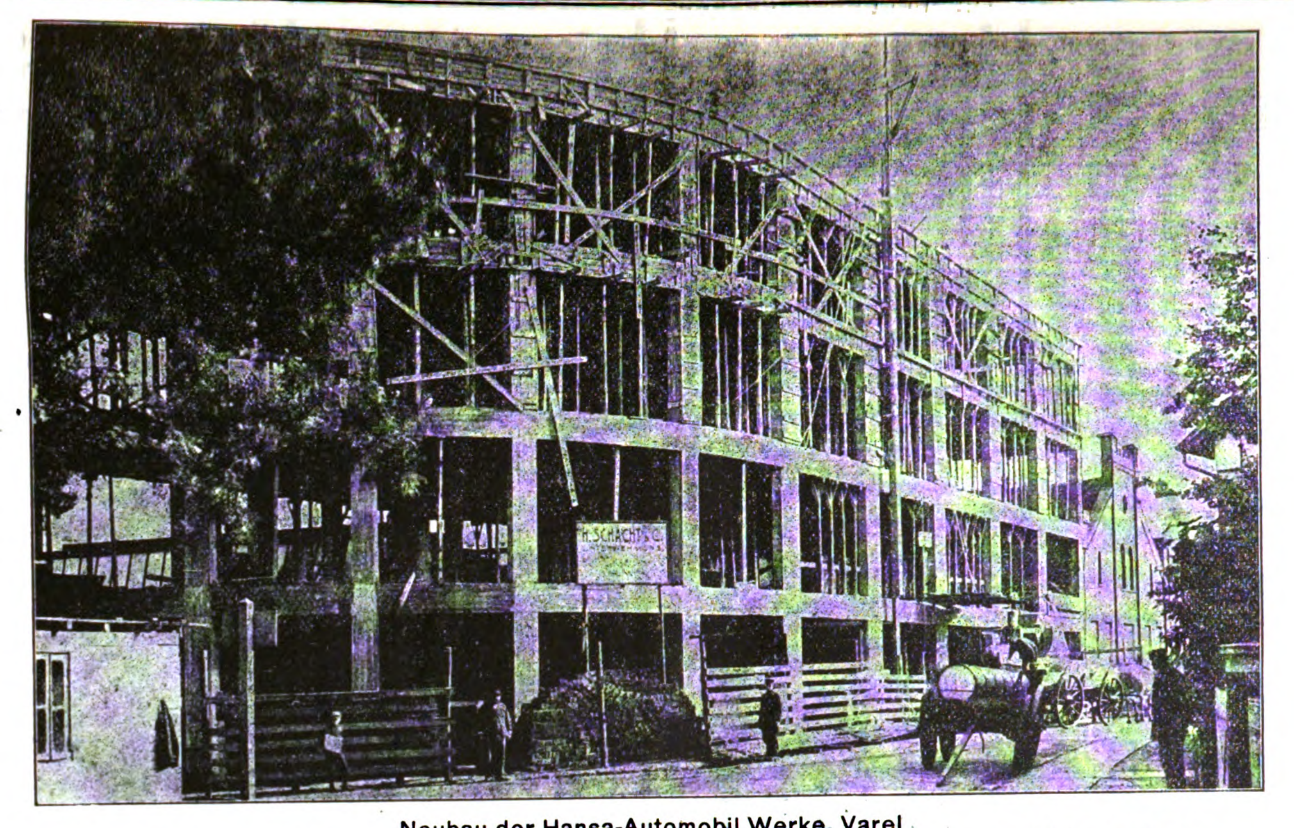
Altes Bremer Patrizierhaus, erbaut 1618.

Renommiertes Wein-Restaurant mit hervorragenden, besonders preiswerten Weinen.

Behagliche Gesellschaftsräume für Hochzeiten, Bälle usw.

Inh. **L. Waller.**

Digitized by Google



Neubau der Hansa-Automobil Werke, Varel
ausgeführt von der Firma **H. Schacht & Co., Bremen,** Unternehmung für Beton- und Eisenbetonbau.

Digitized by Google

KLEMPNEREI UND INSTALLATION
H. SENGSTAKE
BREMEN, LANDWEHRSTRASSE 129 • FERNSPR. 3219

Anlage von Klosett- und Badeeinrichtungen, Gas- und Wasserleitungen. Übernahme sämtlicher Bauarbeiten

Büro-Einrichtungen u. Büro-Organisation
Ausstellung 800 □ m
Martin Vaupel, Bremen
Discontohaus, Langenstr. 137/38
Büro-Maschinen und Büro-Bedarf

Gegründet 1843
J. Mähl, Bremen
Fernsprecher 737
Asphaltfabrik und Dachdeckungs-Geschäft
Kontor: Wachtstr. 27/28. Lager: Am Deich 130.
Ausführung von: **Gußasphaltarbeiten** Isolierungen aller Art. Säurefesten Asphalt.
Ausführung von: **Dachdeckerarbeiten** in jeder gewünschten Deckung mit Dachpappe, Falzziegel, Schiefer, Biberschwänzen, Holzzement und allen anderen Materialien.
Spezialität: **Straßenbefestigungen** in Stampf- und Hartgußasphalt.
Holzpflaster aus australischen Harthölzern und schwedischen Kiefern.

Digitized by Google

Eisenkonstruktions-Werkstätte u. Bauschlosserei ✧ Friedr. Freter

Bremen · Cuxhavenerstraße

Bank-Konto: Bank für Handel und Gewerbe

Fernsprecher 9706

Anfertigung von Eisenkonstruktionen aller Art · Dachkonstruktionen · Säulen · Eisenfachwerksbauten · Kühlzellen für Schlachthöfe usw. nach bewährtem System · Eiserne Fenster · Treppen in jeder Art · Statische Berechnungen

Autogene Schweißerei · Sauer- und Wasserstoffschneidverfahren

Carl Brandt

Beton-, Eisenbetonbau

Bremen.

Telephon 1890 · Bahnhofstr. 6

Digitized by Google

W. RÖMERMANN
BREMEN
Unternehmung für Hoch- und Tiefbau



Absteifung für Baugruben D. R. P. 265151
und viele Auslandspatente

Digitized by Google



WIR BAUEN

Schornsteine
und kompl. Industr. Anlagen
jeden Umfanges, Öfen für alle
Zwecke der Industrie,
Kesseleinmauerungen.

Fernruf 5031 **B. und G. Wessels, Bremen** Obernstr. 41/43

Stehmeyer & Bischoff

Straßenbau — Tiefbau

Bremen

Telephon 6267 • Martinistraße 4

OBER-SCHREIBERHAU

Riesengebirge. 710 m über dem Meere.

Sanatorium Hochstein.

Herrlichste und gesundeste Höhenlage. **Erfolgreiche Behandlung** aller heilbaren Krankheiten. Heilverfahren nach bewährtem System, wie **Lahmann, Winternitz** usw., unter ärztlicher Leitung. Angenehmster Aufenthalt auch für Erholungsbedürftige und Pensionäre.

Mäßige Preise! **Reich illustrierte Prospekte frei.**

Digitized by Google

Eisenkonstruktionen
Blech-Arbeiten

Otto Fritz, Bremen
Baumstr. 68, Fernruf 7455
Bau- und Fabrik-Schlosserei

Treppen u. Fenster
Feuersichere Türen

Chr. Timmerberg, Juwelier

Fernsprecher 7157 Bremen Doventorstraße 12

Moderner Schmuck in Gold und Silber
Preiswerte Brillanten — Taschenuhren

Silberwaren und Bestecke Reparaturen billigst

MAGER & WEDEMEYER

Langenstraße 50/51 BREMEN Molkenstraße 43/44
Telephone: 8051, 8052, 8053 Telegramm: Mager Wedemeyer

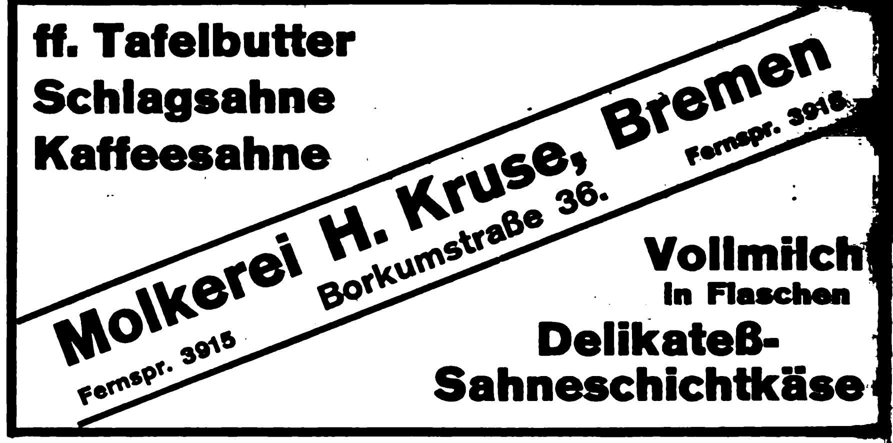
Werkzeugmaschinen und Werkzeuge
für Eisen-, Metall- und Holzbearbeitung

Winden, Transmissionen, Pumpen, Armaturen

Ständig großes Lager

Digitized by Google





HERM. WETZEL & Co.

Westerstrasse 74 — Telephon 1418 — | BREMEN | Molkenstr. 33/34 — Telephon 6779 —

Ochsen- u. Schweineschlachterei
Fabrik feiner Fleisch- u. Wurstwaren

Lieferant von Kaffeehag

Digitized by Google

Fr. Wachsmuth
Bremen · Häfen 12-15
Asphalt- und Dachdeckungs-Geschäft
Dachpappenfabrik Marmorwarenfabrik



Mettlacher
Wand- und Fußbodenplatten
in reichster Auswahl

Holzimport
Dampfsäge- und Hobelwerk
Becker & Otten
Bremen
Lager aller Sorten Hölzer
bearbeitet und unbearbeitet
Lieferung aller profilierten Leisten
sowie Türbekleidungen,
Futter usw.

Digitized by Google



Kaffee=Handels=Akt. Ges. Bremen



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


32101 064245234

Digitized by Google



Digitized by Google